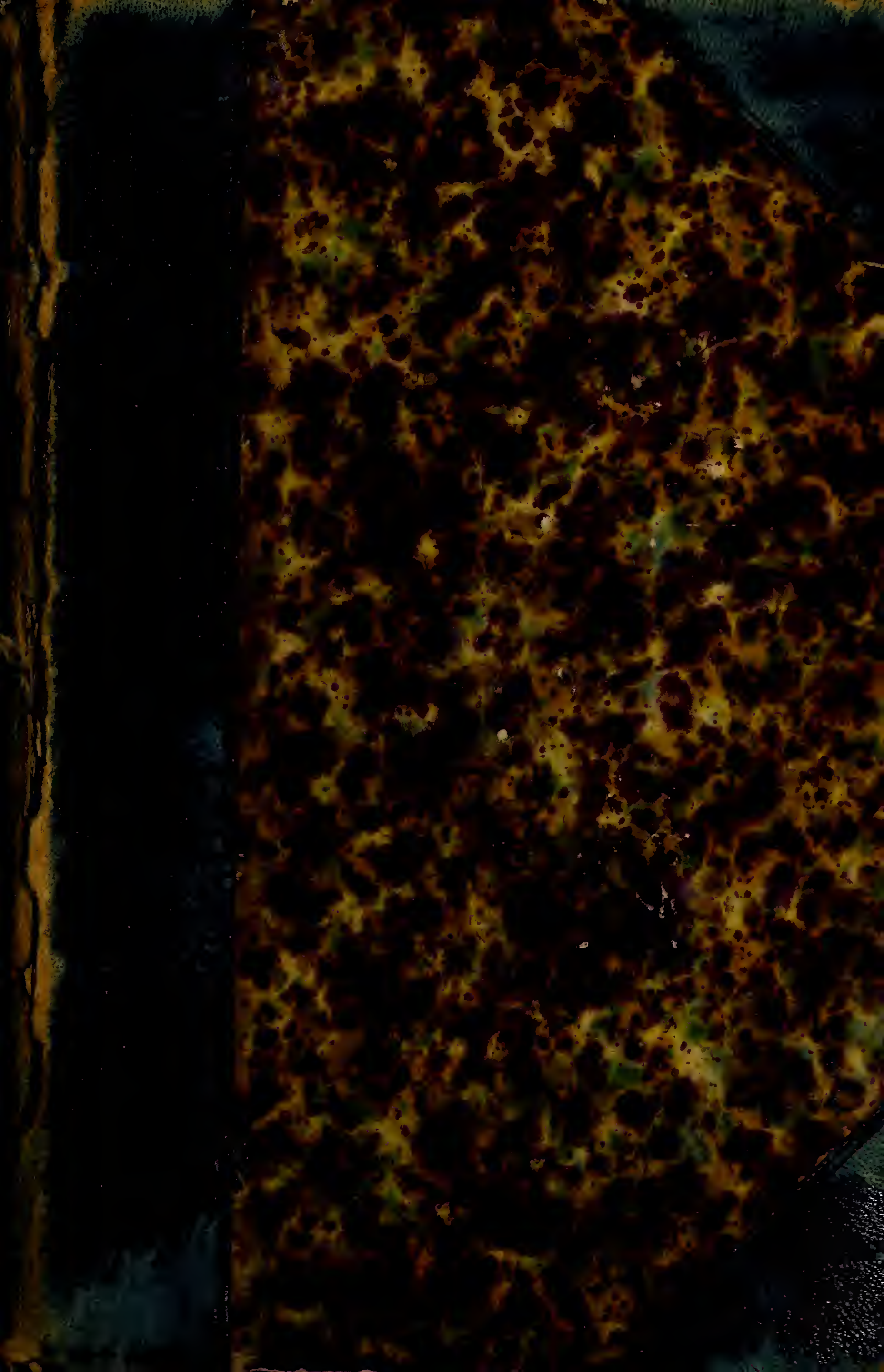
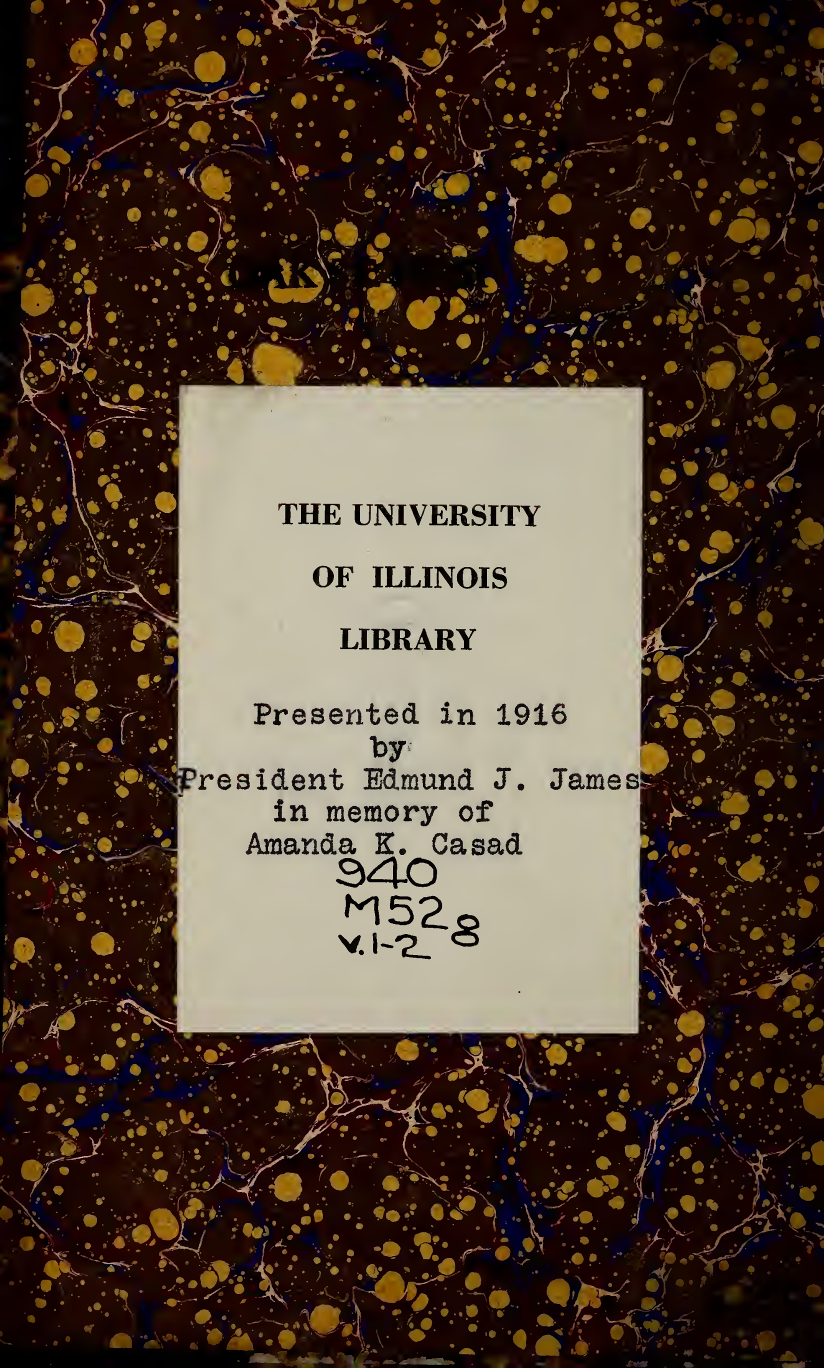
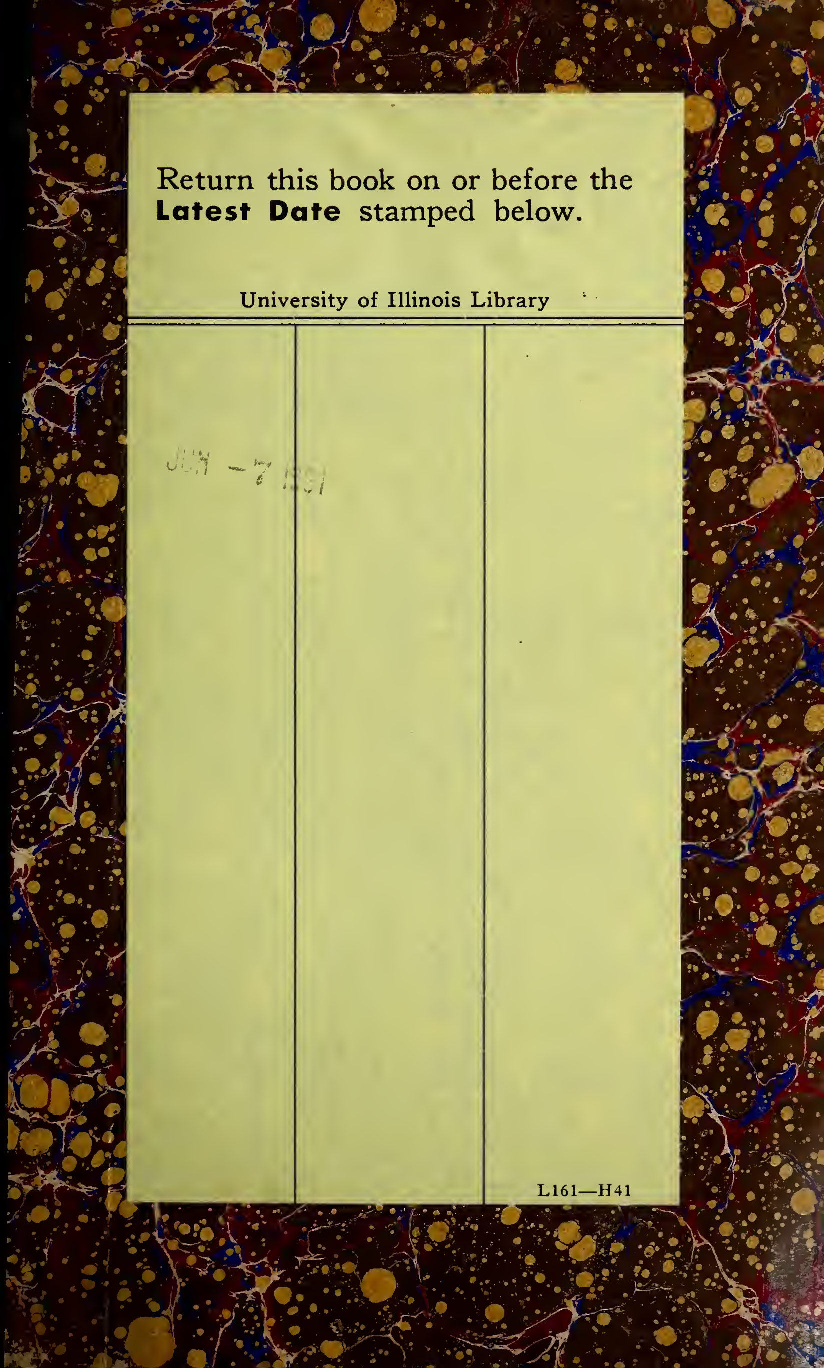
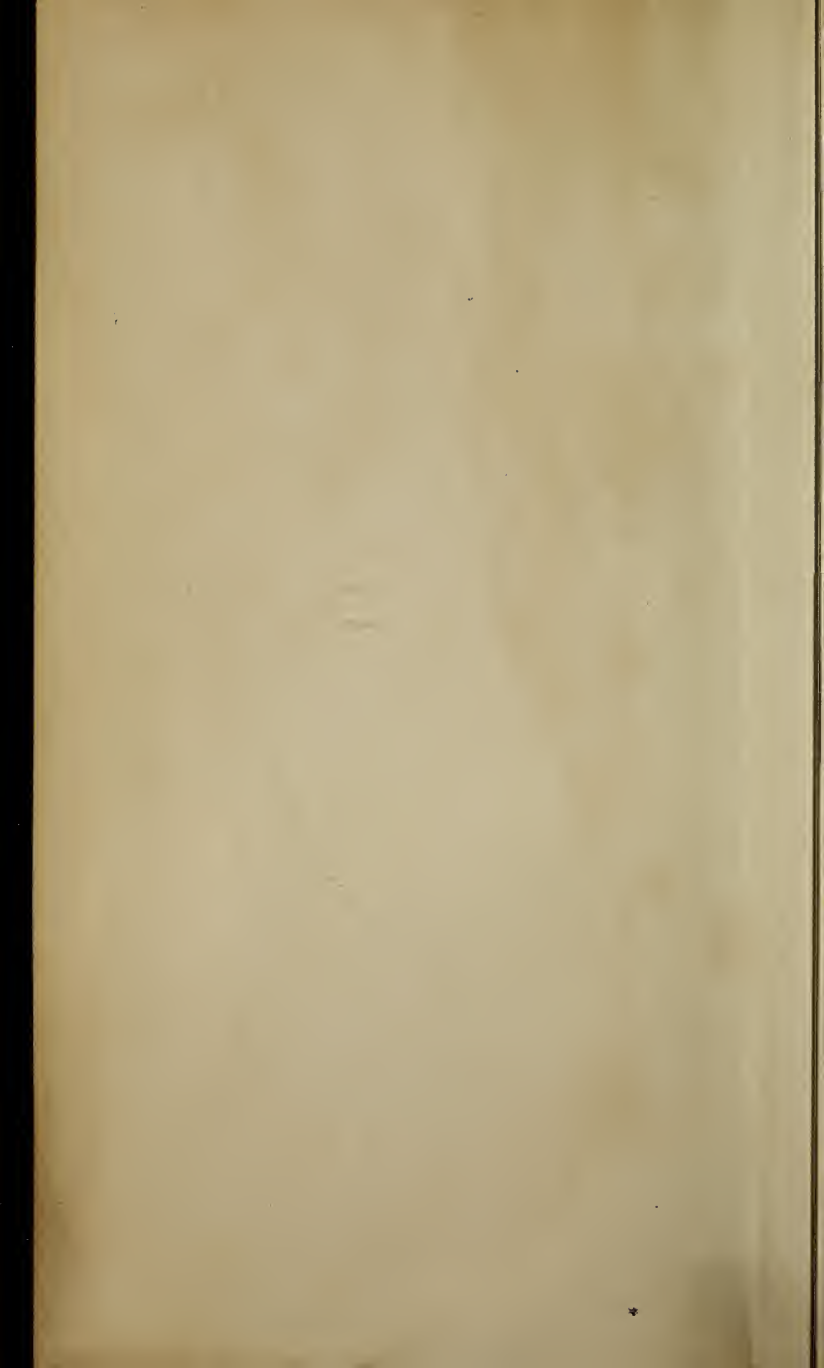
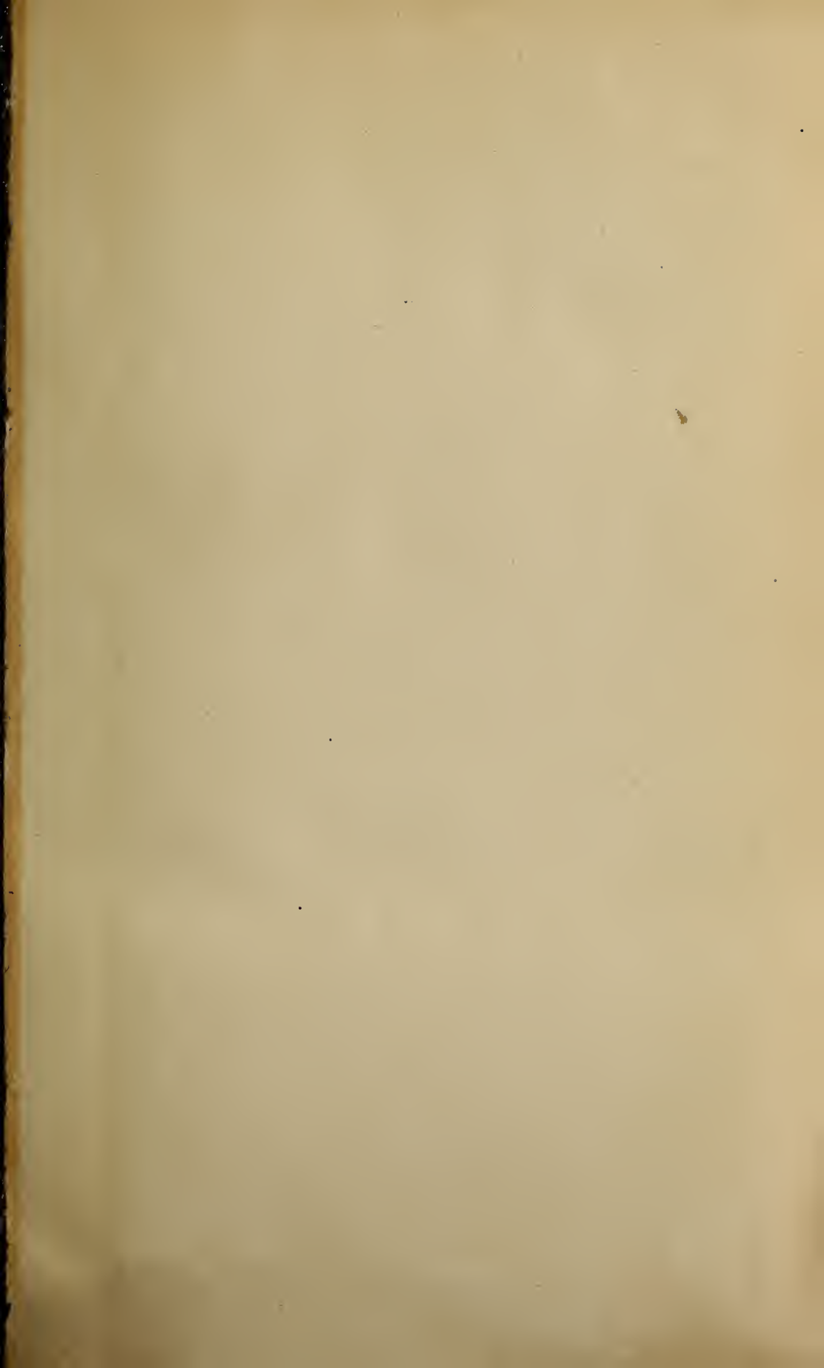












Wolfgang Menzel's

Geschichte der Neuzeit.

Vom Beginn der französischen Revolution
bis zur Wiederherstellung des deutschen Reichs

1789—1871.

Erste billige Gesammtausgabe
von Menzel's einzeln erschienenen Werken über neuere Geschichte.

Erster Band.

Geschichte Europa's vom Beginn der französischen Revolution bis zum Wiener Congreß (1789–1815). I.

Stuttgart.
Verlag von Gebrüder Kröner.
(Früher Adolph Krabbe.)

Geschichte Europas

vom

Beginne der französischen Revolution bis
zum Wiener Congreß

(1789—1815)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Vorwort zur ersten Auflage.

In einem Zeitpunkt, in welchem sich sowohl die Republik, als auch das Kaiserreich über dem Rheine wiederholt haben, ist der Rückblick auf die große Zeit der ersten französischen Revolution und des ersten Napoleonischen Kaiserreichs von hohem Interesse und reich an Belehrungen, die eine naheliegende und praktische Anwendung finden können. Für Hoffnungen wie für Befürchtungen der Gegenwart und nächsten Zukunft liegt ein ziemlich untrüglicher Maaßstab in einer Vergangenheit, deren tiefste Sympathien und Antipathien so vieles mit denen unserer Tage gemein haben.

Vor allem ziemt es hier, zwei Thatsachen festzuhalten.

Die erste ist, daß in den furchtbaren Erschütterungen Europas in jener Zeit von 1789 bis 1815 etwas durchaus Originales hervortrat, und daß die Ereignisse und Charaktere etwas viel Gründlicheres hatten, während die Bewegungen der jüngsten Zeit nur wie Nachwehen und schwächere Nachahmungen sich verhalten. Im Ver-

gleich mit den feurigen Hoffnungen für die Menschheit, mit der offenen, edeln, jungfräulichen Schwärmerei für Völkerfreiheit zur Zeit des nordamerikanischen Befreiungskrieges und im ersten Beginne der französischen Revolution sind alle verwandten Bestrebungen der späteren, durch schlimme Erfahrungen schon der Unschuld verlustig gegangenen Zeit nur von kühler Natur, nicht mehr frisch und nicht mehr rein gewesen. Aber auch von der Furcht, die unter der Schreckensherrschaft des Convents und unter dem eisernen Despotismus Napoleons die Herzen auf dem Festlande durchbebte und das Blut in den Adern erstarren machte, weiß das jüngere Geschlecht nichts mehr. Eben so wenig erreichen alle Thorheiten der neuern Jahrzehnte den colossalen Wahnsinn der Jakobiner, noch ist je ein Ruhm dem des großen Napoleon nachgekommen und je eine Ehre dem Todesmuth der Spanier und Preußen im Zerbrechen des allgemeinen Völkerjochs. Der Weltgeist griff damals tiefer in die Saiten, in denen die Weltgeschichte tönt. Alles war gewaltiger, das Leben wie der Tod. Alle Opfer wurden im Großen gebracht, für eine große Sache und von großen Menschen, denn das Schicksal zog auch die Schwachen zu Helden auf.

Die zweite Thatsache ist, daß die ungeheuersten Anstrengungen ihr Ziel verfehlten. Die halbe Welt glühte für Freiheit. Unermeßliche Kräfte wurden für sie in Bewegung gesetzt, aber ihre Vorkämpfer überschritten weitaus das Maaß, in welchem die Freiheit möglich ist, und machten aus ihr eine neue unnatürliche und unerträgliche Tyrannei. Ein Mann vom seltensten Genie, wie ihn die Weltgeschichte in tausend Jahren nur einmal hervorbringt, erbte alle Begeisterung, die sich von dem Ideal der Freiheit abgewendet hatte, und brachte abermals unermeßliche Kräfte in Bewegung, um alle Völkerfamilien Europas unter seinem Scepter zu vereinigen und eine neue Ordnung der Dinge für eine lange Dauer zu begründen; aber auch er überschritt das Maaß, und seine Allein-

herrschaft wurde eine eben so unnatürliche als unerträgliche Tyrannei. Im ersten Act jener großen welthistorischen Revolutionsepoche war es eine scheinbar allmächtige Zeitidee, welche die Nationen aus ihrem alten Naturell herausriß; im zweiten war es ein Charakter, ein persönlicher Wille, der den Nationen Gewalt anthat. Aber in einem wie im andern Falle bewährte sich die Macht der Natur in den Völkern, indem sie alle Stürme überdauerte, allen widernatürlichen Zwang wieder abschüttelte. In der Revolution sollten alle Menschen plötzlich so würdige, gebildete und vollkommene Wesen seyn, wie die Philosophie sich dieselben träumte; aber ihre Natur paßte nicht für diese Schule und duldete den Zwang derselben auf die Dauer nicht, um so weniger, als viele Tugenden tief im Volke wurzelten, die von jener einseitigen Philosophie nicht gewürdigt wurden. Die Grundideen der Revolution gingen aus Axiomen hervor, die eine vorübergehende Modeangelegenheit der gebildeten Classen geworden waren und nichts mit den wahren Bedürfnissen noch mit den Fassungskräften des eigentlichen Volks gemein hatten, und mißkannten zugleich aufs blindeste die religiösen und sittlichen Grundzüge im Volksleben. Darum konnten sich alle Voraussetzungen der Gebildeten beim gemeinen Volke nicht bewähren und die Revolution mußte als eine falsche Speculation auf das Volk Bankerott machen. Aber auch Napoleon versah es lediglich in seiner Beurtheilung der Völker und zog sich seinen Sturz durch nichts anderes zu, als durch die Unnatur, die er denselben zumuthete und aufdrang, bis sie ihnen unerträglich wurde.

Es ist eine allbekannte Klage, daß den Völkern Europas, nachdem an ihrer treuen Natur zuletzt alle Kunst des Welttyrannen gescheitert war, gleichwohl der Lohn nicht geworden ist, den sie verdienten, daß vielmehr auf den Trümmern des Napoleonischen Weltreichs durch die Diplomaten Zustände gegründet wurden, in

denen noch sehr vieles unnatürlich blieb und in denen die Völker jenes Behagen und jenen Segen des Friedens nicht gefunden haben, den sie nach so großen Opfern zu finden hofften. Daraus erklären sich denn auch die seitdem erneuerten Unruhen und Erschütterungen Europas; daraus allein ist die, wir möchten sagen traumhafte Wiederholung dessen herzuleiten, was schon einmal dagewesen, die rothe Republik in der Februarrevolution, der Schatten des großen Kaisers im Dezember 1851.

Um so gewisser aber ist, daß die Geschichtschreibung die Aufgabe hat, aus den Erfahrungen und Schicksalen der Völker deren wahre und unzerstörliche Natur in ihrer stillen Tiefe deutlicher erkennen zu lassen, als die politischen Theorien der auf der Oberfläche lärmenden Parteien in der Regel gestatten wollen. Die Geschichtschreibung soll die Völker studiren und sich auf den Standpunkt der Völker stellen gegenüber nicht nur ihren ausgesprochenen Feinden und Drängern, sondern auch gegenüber ihren angeblichen Freunden und Rettern, die im Namen der Völker auftreten, ohne zu dieser Mission bevollmächtigt und berechtigt zu seyn, ja ohne das Volk zu kennen und zu verstehen. Auch da, wo die Geschichtschreibung sich von Parteistellungen frei zu halten wußte und mit wissenschaftlichem Ernst nach Unparteilichkeit und nach dem beliebten Ideale der Classicität strebte, blieb sie dennoch meist in den Vorurtheilen einer dem Volke fremden Aufklärung und Bildung befangen, huldigte hauptsächlich allem, was mit der Geistescultur der höheren Classen zusammenhing, erörterte daneben mit größtem Scharfsinn die staatlichen Verhältnisse, behandelte aber das eigentlich Volksthümliche, die kirchlichen und socialen Zustände und die einer falschen Cultur allezeit widerstrebenden Grundzüge im Nationalcharakter als vermeintlich barbarische Nebenparthien mit Verachtung. Mit diesem Schulvorurtheil, dem traurigen Erbe des philosophischen Jahrhunderts, muß die Wissenschaft der geschichtlichen Erfahrung

endlich brechen. Der große Zug der Zeit selber führt dazu. Die Fruchtlosigkeit aller Anläufe, die man vom rein politischen und philosophischen Standpunkte aus so oft und lange unternommen hat, um zum Ziele des Völkerglücks zu gelangen, hat nach und nach dahin geführt, daß die bisher vergessenen, für die Völker aber unendlich wichtigen nationalen, kirchlichen und socialen Fragen in den Vordergrund getreten sind. Die Nutz- und Heillosigkeit des Experimentirens mit den Völkern hat nach und nach zur Wiederanerkennung des unerschöpflichen und nachhaltigen Fonds von Frömmigkeit, alter Sitte und gesunder Kraft und Tüchtigkeit im Volke geführt, der zum Glück noch vorhanden ist. In dieser Richtung und in keiner andern wird endlich der Völkerfriede überall gesucht und gefunden werden.

Ohne das Dämonische in so vielem Entsetzlichen der europäischen Sturmperiode zu verkennen, glauben wir doch das Loslassen dieser dämonischen Gewalten aus der Tiefe selbst nur durch das Walten eines großen Verhängnisses erklären zu sollen. Damit weisen wir jede kleinliche Auffassung der Parteien und Charaktere zurück, der sich wohl der eine oder andere Geschichtschreiber hingegeben hat, um damit eine persönliche Rache zu üben oder der Restauration zu schmeicheln. Wir erkennen auch in dem, was das sittliche Gefühl empört, die Spuren eines erhabenen und tragischen Schicksals. Die Weltgeschichte ist nie, am wenigsten in so großen Momenten, ein bloßes Intriguenspiel, man kann ihre Schreckensperioden nur mit dem vergleichen, was auf einer niedern Stufe im Reiche der bewußtlosen Natur die großen Katastrophen waren, in denen unter scheinbar allgemeiner Zerstörung doch nur eine Bildungsepoche der Erde in die andere überging.

Vieles, was vor wenigen Jahrzehnten noch Geheimniß der Cabinette war, ist seitdem enthüllt worden, jedoch, wie auch die genauen Details der Kriegsgeschichte, in Einzelwerken und Jour-

nalen zerstreut. Manche wichtige Episoden des großen Völkerkampfs, z. B. die Vorgänge im südlichen Italien, in der Türkei, in Polen, Skandinavien und Irland, wurden bisher in den allgemeinen Schilderungen der Zeit kaum flüchtig berührt. Andere, wie der große Volkskrieg in Spanien, nur sehr verworren geschildert. Manche für den französischen Nationalstolz beschämende Thatsache wurde auch in den besten französischen Geschichtswerken verschwiegen oder bemäntelt. In allen diesen Beziehungen wird der Leser sich überzeugen, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, wenn auch nur in dem engen Raum von zwei Bänden, doch möglichst umfassend zu schreiben, alles Interessante und Charakteristische auch aus den entlegensten Quellen zu sammeln, überall das historische Material in klare und übersichtliche Gruppen zu ordnen, die Ereignisse aus ihren wahren Motiven zu entwickeln und ohne Vorurtheil das Recht und die Ehre nur da zu suchen, wo sie zu finden waren.

Insofern der entscheidende Hauptkampf in der napoleonischen Zeit auf deutschem Boden ausgekämpft wurde und es sich überhaupt um die Auflösung und Zertrümmerung des alten deutschen Reichs zum Vortheil des neuen französischen handelte, wird in dem hier aufzurollendeu historischen Gemälde unsere Vaterlandsliebe in starken Anspruch genommen. Zu einer je unbarmherzigeren Aufdeckung und Bestrafung alter Sünden unsere deutsche Nation in jener Zeit der Buße und Sühne verdammt gewesen ist, um so weniger ziemt der Geschichtschreibung, mit dem Deutschthum zu prahlen. Nur das ist ihre strenge Pflicht und ihr heiliges Recht, hinzuweisen auf die Ursachen der Niederlagen, die alle in der Sünde der Vornehmen und in der falschen Bildung der Klugen lagen, und auf die Ursachen des Sieges und der Rettung, die allein im Wiedererwachen der vollen Volkskraft beim gemeinen Manne, in dessen sittlichem Zorn und in seiner frommen Tapfer-

keit gefunden werden. In der Periode der schmählichsten Knechtschaft wagten elende Menschen, die sich in Deutschland als große Geister verehren ließen, sich mit dem Troste genug zu thun, wenn die französische Nation gleich der altrömischen zur Weltherrschaft gelange, so werde die deutsche wenigstens durch ihre berühmten Denker und Dichter immer noch so viel gelten, wie die altgriechische unter dem römischen Kaiserthum gegolten habe. Zu dieser schöngeistigen Schmarozzerrolle glaubten sie eine Nation, wie die deutsche, erniedrigen zu dürfen. Zum Glück dachte der gemeine Bauer tapferer von der Nation.

Was auch in den Jahren unseres nationalen Unglücks unter der Zuchtruthe Napoleons deutsche Regierungen gesündigt haben, indem sie im Angesicht eines gemeinschaftlichen und übermächtigen Feindes, anstatt gegen ihn zusammenzustehen, unter einander selbst haderten und zum Theil mit dem Feinde gemeine Sache machten, so würde doch das Unglück und die Entehrung Deutschlands niemals so weit gediehen seyn, wenn der in den gebildeten Classen, in der Schule und Presse vorherrschende Geist nicht in so grellem Widerspruch mit dem ursprünglichen Nationalcharakter gestanden hätte und so durch und durch erschlafft gewesen wäre. Die damalige deutsche Bildung diente nirgends, die Regierungen auf eine würdigere und nationalere Politik hinzuweisen, sondern begünstigte und provocirte alle ihre Fehler und Schwächen. Denn sie verachtete oder verhöhnte den Glauben, pflegte und beschönigte die Lüderlichkeit in den Sitten und ehrte das Ausländische mehr als das Einheimische. Mancher spätere Geschichtschreiber hat patriotischen Ruhm angesprochen, indem er sich nur zum strengen Richter der schuldigen Regierungen aufwarf, ohne daß es ihm eingefallen wäre, die falsche Bildung, in der er selber mitbegriffen war, gleicher Schuld anzuklagen. So lange der Patriotismus nicht zu besserer Selbsterkenntniß kommt, so lange er nur, wie noch un-

längst in der Paulskirche, der französischen Revolution die Schuhe austritt, anstatt sich auf den echten deutschen Volksboden zu stellen, verdient er seinen Ehrennamen nicht und wird auch dem Vaterlande nichts nutzen.

Inhalt.

Erstes Buch.

Europa unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution.

Die Periode, welche der französischen Revolution unmittelbar vorherging, wird das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt. Und nicht mit Unrecht, denn der Geist dieses Königs war der Maaßstab des Jahrhunderts und übte seinen weitverbreiteten und tief eindringenden Einfluß auf alle damaligen Reiche. Die Einrichtungen seines im siebenjährigen Kriege mit Lorbeern bedeckten Heeres wurden das Muster für alle europäischen Armeen. Die Ideen seines Staatshaushalts fanden in allen Ministerien Nachahmung. Von Lissabon an, wo Minister Pombal alles Bestehende umänderte, bis nach St. Petersburg, wo Czaar Peter III. für Friedrich schwärmte und Katharina II. seine Nebenbuhlerin im aufgeklärten Despotismus wurde, ahmte alles ihm nach. Selbst das schwerwiegende Oesterreich kam weniger durch Friedrichs siegreiche Schlachten, als durch die Annahme seiner Regierungsgrundsätze unter Joseph II. aus dem Gleichgewicht.

Friedrichs Monarchie war die jüngste und trotz ihres geringen Umfanges die energischeste in Europa. Seit der Reformation war

der politische Verwesungsprozeß des Mittelalters, seiner Kirche, seines Feudalismus, seiner ständischen Gliederungen und Immunitäten immer rascher fortgeschritten. Stück für Stück fiel die Macht, welche allen jenen Gliedern inne gewohnt, einzig der weltlichen Monarchie zu. Die Könige des Hauses Bourbon in Frankreich hatten diese neue monarchische Gewalt zuerst organisirt und schrankenlos gehandhabt, vornehmlich Ludwig XIV. Allein ohne eine höhere Idee, ohne sittliche Würde und ohne Bürgschaft der Dauer. Unter Ludwigs nächstem Nachfolger, dem fünfzehnten Ludwig, erschlaffte diese Monarchie und der äußere Glanz ihrer Gewalt deckte nur lose die abgründliche Corruption zu, von der sie unterhöhlt wurde. Erst der große Preußenkönig Friedrich brachte allen europäischen Kabinetten zum Bewußtseyn, zu welcher Weltstellung die Monarchie gelangt sey und wie sie mit Ernst und Würde ihre Aufgabe zu lösen habe. Die große, damals zeitgemäßeste Idee, welche in seiner Regierungsweise ausgesprochen liegt, war: die Völker bedürfen einer vernünftigen Regierung, welche durch Sparsamkeit und klugen Haushalt das materielle Wohl förderte, durch Gerechtigkeit und strenge Ordnung überall bei den Unterthanen das Gefühl der Sicherheit und Zufriedenheit weckt, durch militärische Rüstigkeit und regsame Diplomatie die Staatskräfte stählt und in Elasticität erhält und endlich durch Aufklärung und Bildung die Unterthanen auch fähig macht, die Wohlthaten der Regierung einzusehen und sich in aller Weise mit ihr zu conformiren. In diesem Sinne war das Zeitalter Friedrichs des Großen eine Epoche der Verjüngung und Erfrischung, ein wahrhafter Fortschritt. Ihm zunächst ging das berüchtigte siècle de Louis XIV. vorher, welches die Länder durch üppige Hofhaltung und schamlose Verschwendung nicht minder wie durch ungerechte Kriege um blos dynastischer Interessen willen ruinirt hatte. Diesem Zeitalter aber war ein noch schlimmeres, das der großen Religionskriege, vorhergegangen, in welchem alle katholischen wie protestantischen Völker Europas sich verblutet hatten, ohne ihren Prinzipienstreit zu versöhnen. Nach so langem Unglück, nach solcher Verwilderung des Glaubenshasses und nach so rücksichtslosem Mißbrauch der verarmten Völker war eine

Regierungsweise, wie sie Friedrich der Große durch sein Beispiel empfahl, die größte Wohlthat für die Völker und das einzige Mittel, sie wieder zu Kräften zu bringen und zu Wohlstand und Zufriedenheit zurückzuführen. Erst in neuerer Zeit ist Friedrichs Ruhm angetastet und ihm der schwere Vorwurf gemacht worden, er habe die unveräußerlichen Interessen der Religion Preis gegeben, den Thron vom Altar getrennt und eine Philosophie begünstigt, die nothwendig zuletzt zum Umsturz beider hätte führen müssen. Allein dieser Vorwurf ist ungerecht. Eine Periode, in welcher die gebildeten Stände und höheren Klassen, ja die höhere Geistlichkeit selbst vorübergehend indifferent gegen die Religion wurden, mußte nothwendig eintreten, nachdem die Parteien durch jahrhundertlange theologische Zänkereien ebenso wie durch ungeheure Anstrengungen in den unentschieden gebliebenen Glaubenskriegen aufs äußerste erschöpft und ermüdet waren. Der Ueberspannung mußte die Abspannung folgen und diese mußte eine gewisse Zeit dauern. Das lag in der Natur der Dinge. Die religiöse Indifferenz hat auch nicht in Preußen und unter Friedrich dem Großen begonnen, sondern schon viel früher in Italien und Frankreich, und Bocaccio, Aretino, Voltaire und Rousseau waren ihre Propheten gewesen. Im katholischen Frankreich führte der Unglaube, wie wir sehen werden, zur schrecklichsten Katastrophe. Friedrich theilte nur die Philosophie des Jahrhunderts, war aber zu gewissenhaft, zu sehr Menschenkenner und zu praktisch, um seinen persönlichen Unglauben seinem gläubigen Volke aufzudrängen. Er achtete die Rechte der Lutheraner und sogar der Jesuiten, die in seinem Schlesien fortbestanden, während sie aus allen katholischen Reichen vertrieben waren.

Das Königreich Preußen war aus dem Kurfürstenthum Brandenburg hervorgewachsen und hatte durch eine Reihe der ausgezeichnetsten Fürsten in überraschender Schnelligkeit an äußerer Ausdehnung wie innerer Kraft zugenommen. Sie erwarben zu Brandenburg durch Erbschaft Cleve, Preußen, Pommern (mit Ausnahme des s. g. Schwedisch-Pommern und Stralsund), Ostfriesland, Neufchatel, Anspach und Bayreuth, durch Säcularisation das Erzbisthum

Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin, durch Eroberung Schlesien mit der Grafschaft Glaz und Westpreußen. Sie kräftigten die monarchische Gewalt im Innern. Schon bald nach dem dreißigjährigen Kriege unterdrückte der „große Kurfürst“ Friedrich Wilhelm die damals noch starke Opposition der Provinzialstände im Herzogthum Preußen und im Erzstift Magdeburg und legte den ersten Grund zur absoluten Gewalt. Sein Sohn Friedrich gewann durch geschickte Diplomatie den deutschen und europäischen Mächten die Anerkennung der Königswürde ab, indem er sich im Jahre 1701 zum ersten König von Preußen krönte. Dessen Sohn, Friedrich Wilhelm I., schuf die preußische Militärmacht, indem er ihr durch den „alten Dessauer“, den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, eine neue musterhafte Organisation, Bewaffnung und Disciplin geben ließ. Dieses strengen, festen, sparsamen Königs unsterblicher Sohn Friedrich II. baute auf so sicherer Grundlage vollends die preußische Monarchie zu einer politischen Festung aus, vor der im siebenjährigen Kriege die vereinigten Heere des deutschen Reichs, Frankreichs, Rußlands und Schwedens zurückgeschlagen wurden.

Als der große König im Jahre 1786 starb, brachte sein Neffe und Nachfolger Friedrich Wilhelm II. viele ritterliche Eigenschaften mit auf den Thron, war aber nicht glücklich in der Wahl seiner Räthe und gab sich Maitressen hin. Die Aufklärung, die schon unter der vorigen Regierung alle höheren Klassen der Gesellschaft durchdrungen hatte, nahm jetzt rasch einen frivolen Charakter an. Immer vermögen nur Wenige das reine Ideal der Menschheit in sittlicher Treue festzuhalten, die Menge neigt zu Menschlichkeiten und nimmt eine Kritik der Vernunft, die sie vom Glauben losreißt, nur an, um das Gewissen zu beschwichtigen und den sinnlichen Trieben ein Recht zu erobern, das ihnen die Religion versagt. Obgleich die preußische Monarchie auch unter der neuen Regierung im alten Glanze dastand, so erschlaffte doch innerlich der Nerv ihrer Macht. An die Stelle der Sparsamkeit trat Verschwendung, an die Stelle des Verdienstes die Gunst; man begann in der preußischen Diplomatie den festen Willen, die stete Besonnenheit zu vermissen und im Heere die alte Disciplin.

Die jüngeren Offiziere suchten ihren Ruhm in der Lüderlichkeit und die abgöttisch festgehaltene Geburts- und Standesehre konnte den Mangel an wahrer Mannestugend nicht mehr ersetzen. Ebenso bewegte sich die Geschmacksrichtung in Lectüre und Theater zwischen koketten Natürlichkeiten und weinerlichen Empfindsamkeiten, beides in einer unmännlichen Sphäre. Einmal wandelte den König eine dunkle Ahnung an, als werde diese systematische Entfremdung vom alten Glauben zum Verderben führen, und er gestattete seinem Minister Wöllner, eine Verordnung zu erlassen, durch welche das Christenthum wieder eingeschärft werden sollte. Allein da sich das aufgeklärte Zeitbewußtseyn von allen Seiten energisch dagegen erhob und Wöllner selbst nicht der achtunggebietende Charakter war, den man hätte scheuen müssen, so wurde der merkwürdige Schritt zu einer kirchlichen Reaction vom Thron aus wieder zurückgethan.

Oesterreich, obgleich die älteste und mächtigste Monarchie in Deutschland, war im Zeitbewußtseyn hinter Preußen zurückgeblieben und hatte an dasselbe die moralische Macht verloren, um so mehr, als es trotz seiner Anstrengungen und der Hülfe Rußlands und Frankreichs im siebenjährigen Kriege doch das vom großen Friedrich eroberte Schlesien nicht hatte zurück erkämpfen können. Das alte Haus Habsburg war mit Kaiser Karl VI. im Jahre 1740 ausgestorben, und mit dem Gemahl seiner großen Tochter Maria Theresia, Franz I., kam das bisherige herzogl. lothringische Haus zum reichen habsburgischen Erbe und zur deutschen Kaiserwürde. Sein Sohn und Nachfolger Joseph II. regierte erst nach seiner Mutter Tode im Jahre 1780 selbständig. Damals umfaßte sein Reich bereits sämmtliche Länder, die noch jetzt zu Oesterreich gehören, mit Ausnahme von Venedig und Salzburg, die es noch nicht besaß. Dagegen gehörten noch Länder dazu, die es jetzt nicht mehr besitzt, nämlich die sogenannten österreichischen Niederlande (das jetzige Belgien), die Lombardei und das vorderösterreichische Gebiet (Besitzungen am Oberrhein und in Schwaben). Die Monarchie war geeint wie in der Person des Kaisers, so durch die katholische Kirche, denn der Protestantismus war nur in einigen Gegenden Ungarns und Siebenbürgens

gewährleistet. Dagegen bestand eine außerordentliche Verschiedenheit unter den Nationalitäten, Sprachen und Sitten in den Erbstaaten und demgemäß auch in der Verwaltung und Gesetzgebung. Die meisten Provinzen hatten alte wohlverbriefte Rechte und eigene Stände, welche dieselben wahren sollten. Nun hatten aber die oft wiederholten Niederlagen der Stände in den Glaubenskämpfen und eine bequeme Gewöhnung unter dem erschlaffenden und patriarchalischen Regiment der letzten Kaiser jede Opposition eingeschläfert und das Volk war in ein behagliches Sinnenleben versunken.

Da fing Kaiser Joseph plötzlich an, sein Volk aus dieser vergnügten Passivität herauszureißen und alles Oberste zu unterst zu kehren. Nirgends kamen ihm dabei Wünsche des Volks oder Vorstellungen der Stände entgegen, im Gegentheil, alles war überrascht und betreten. Die Neuerungssucht wurzelte einzig und allein im Herzen des Kaisers, es war eine Revolution, die vom Thron allein ausging. Ohne Zweifel trug das glänzende Beispiel des königlichen Nachbars in Berlin das meiste zu den Maßregeln in Wien bei. Joseph hatte alle Ursache, den großen Friedrich zu beneiden, der ihm Schlesien genommen, der seine Absichten auf Bayern durch einen deutschen Fürstenbund vereitelt hatte und den größten Ruhm unter allen damaligen Fürsten genoß. Es galt, diesen gefährlichen Feind und Nebenbuhler im Reiche zu überstrahlen. Joseph aber hoffte das zu erreichen, indem er in Concessionen an den Zeitgeist noch viel weiter ging als Friedrich, und die öffentliche Meinung durch verschwenderische Wohlthaten gleichsam im Sturm erobern wollte. Man hätte meinen sollen, um Preußen, die junge und von dem modernen Geist der Aufklärung getragene Macht einzuschränken und wirksam zu schwächen, hätte er die Geister und Mächte des Alten, und insonderheit der Kirche heraufbeschwören müssen; allein er glaubte selbst nicht mehr, weder an die innere Wahrheit noch an die äußere Macht des Alten und hielt den modernen Zeitgeist für eben so berechtigt als unwiderstehlich.

Er täuschte sich. Das Volk lebte noch im guten alten Glauben, und wenn es auf denselben, wie auf ein gewohntes Alltagskleid,

keinen besondern Werth zu legen schien und nicht daran dachte, ihn gegen die Angriffe der aufgeklärten Presse zu vertheidigen, von der es keine Kunde erhielt, so wurde es doch gerade erst durch Josephs Neuerungen aus seiner Ruhe und Unwissenheit aufgeschreckt, erkannte jetzt erst die dem alten Glauben drohende Gefahr und waffnete sich jetzt erst, ihn zu beschirmen. Joseph hob 6—700 Klöster und die geistlichen Seminare als Bollwerke der dicksten Geistesverfinsterung auf und behandelte die daraus Vertriebenen mit einer kaum mitleidig zu nennenden Verachtung, wobei die ganze aufgeklärte Presse ihm Beifall zujauchzte, wie einem, der Fledermäuse und Eulen am hellen Tage aus dunkler Höhle treibt. Joseph führte die Preßfreiheit in seinen Staaten ein, als Mittel, rasch alle seine Provinzen mit den Proklamationen der Aufklärung und Vertheidigungen seines Systems zu überschwemmen. Papst Pius VI. kam über die Alpen, um den Kaiser in seiner eigenen Hauptstadt um Schonung der alten Kirche anzuflehen. Vergebens, er wurde nicht angehört und mit studirter Geringschätzung wieder heim manövrirt. Aber das Volk dachte anders und Hunderttausende lagen am Wege des Papstes auf den Knieen, um seinen Segen zu empfangen. Joseph verwarf und schaffte alle alten Privilegien der Provinzen und Stände als eben so viele Hemmschuhe der neuen Völkerfreiheit und Aufklärung ab. Er drängte Ungarn den Gebrauch der deutschen Sprache auf und entführte dem stolzen Volk die nationale Krone. Er achtete nicht mehr die beschwornen Privilegien der Niederländer, die sich offen gegen ihn empörten. Als nun Joseph aus Eifersucht gegen die im Türkenkriege immer glücklichen Russen auch seinerseits unvorsichtig einen Feldzug gegen die Türkei eröffnete, aber wegen Unfähigkeit und Uneinigkeit seiner Generale keine Erfolge hatte und einen ziemlich schlechten Frieden abschließen mußte, traten ihm die Ungarn so scharf mit ihren Reklamationen entgegen, daß er auch diesen nachgeben mußte und im Jahre 1790 in Gram über das Mißlingen aller seiner Pläne starb.

Ihm folgte sein Bruder, Leopold II., bisher Großherzog in Toskana, der das System des Verstorbenen sogleich verließ und die

Ruhe und Ordnung in den Provinzen dadurch herstellte, daß er möglichst alles wieder zum alten Bestande zurückführte.

Die kleineren Staaten des deutschen Reichs bildeten ein sehr loses Conglomerat. Zwar gab es noch ein Reichskammergericht in Wetzlar, einen Reichshofrath in Wien, einen Reichstag in Regensburg, Reichskleinode in Nürnberg und je nach dem Tode eines Kaisers eine neue Kaiserwahl in Frankfurt am Main; allein diese veralteten Formen hatten damals keinen reellen Werth mehr und imponirten nur den kleinsten und schwächsten Reichsgliedern. Außer dem Kaiser, der zugleich Kurfürst von Böhmen, und dem König von Preußen, der zugleich Kurfürst von Brandenburg war, hatte das deutsche Reich noch drei weltliche Kurfürsten, den von Sachsen, Bayern und Hannover. Sachsen hatte sehr an Ansehen verloren. Früher das anerkannte Haupt des protestantischen Deutschland, hatte das kurfürstliche Haus sich durch den Glanz der polnischen Wahlkrone verleiten lassen, katholisch zu werden. Nach Augusts III. Tod aber 1763 entsagte dessen Nachfolger Friedrich August jedem Anspruch auf die ohnehin schwere und undankbare Krone und Polen erhielt den Günstling der russischen Katharina zum letzten König, Stanislaus Poniatowski. Auf sein deutsches Land beschränkt, hatte der Kurfürst aber zugleich den protestantischen Primat längst an Preußen verloren. — Bayern erfreute sich zwar einer Wiedervereinigung seiner bisher so lange feindlich getrennten Wittelsbacher Linien, indem die Münchner Linie ausstarb und mit Karl Theodor im Jahre 1777 die Pfälzer Linie das alte Kurfürstenthum Bayern mit dem Kurfürstenthum der rheinischen Pfalz und dem Herzogthum Jülich in ein Ganzes verschmolz. Allein Karl Theodor konnte sich, an seine Pfalz gewöhnt, nicht recht in München behagen und ließ sich mit Joseph II. in geheime Intriguen ein, die eine Vertauschung Bayerns gegen die Niederlande bezweckten. Zudem hatte er keine legitimen Kinder. Hannover war, seitdem die Kurfürsten des alten welfischen Hauses von hier auf den Thron von England erhoben worden waren, nur noch eine englische Provinz, damals unter König Georg III.

Unter den übrigen weltlichen Staaten Deutschlands zeichnete sich im Norden Braunschweig durch seinen Herzog Ferdinand aus, der als General in preußischen Diensten stand und den größten Ruf als Feldherr neben dem großen Friedrich selbst genoß. In Mitteldeutschland Weimar durch seinen Herzog Karl August, den Mäcen der damals berühmtesten deutschen Dichter Wieland, Herder, Göthe, Schiller. In Süddeutschland das damals noch kleine Markgrafthum Baden unter der väterlichen Regierung Karl Friedrichs. Dagegen war der Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel berüchtigt durch den Menschenhandel, den er trieb, indem er 12000 seiner treuen Unterthanen als Söldner an die Engländer verkaufte, und Herzog Karl von Württemberg durch seine Maitressenwirthschaft und durch seine Händel mit den Landständen. — Holstein gehörte schon zu Dänemark, Oldenburg stand ebenfalls unter dänischem und russischem Einfluß, Mecklenburg unter preußischem. Die kleinen sächsischen Fürstenthümer, Hessen-Darmstadt, Nassau, die getheilten Fürstenthümer der Anhaltischen, Schwarzburgischen und Lippischen Häuser ꝛc., die jetzt noch souverän sind und mit denen damals noch viele, die später mediatisirt wurden, in gleichem Range standen, bildeten den Uebergang zu den Reichsgrafen und Reichsfreiherren, die in der Anmaßung souveräner Würde die Größeren und Reicheren nicht selten auf eine komische Weise nachahmten.

Deutschland hatte damals auch noch seine geistlichen Kurfürsten in Mainz, Köln und Trier und andere reiche geistliche Gebiete, des Erzbischofs von Salzburg, der Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Speyer, Basel ꝛc. Sie waren je nach ihrem Umfang Minorate der benachbarten Fürsten oder des bischöflichen Lehensadels, und größtentheils von der Corruption des französischen höheren Klerus und Adels angesteckt. Die geistlichen Kurfürsten und die reichen Bischöfe hielten Höfe mit vielen Kammerherrn und sogar Hofdamen, Bällen, Theater, Jagden. Gerade an diesen Höfen nahm die Aufklärung sehr überhand, und sie stimmten Josephs Reformen um so mehr zu, als für manche Familie, deren Angehörige nur zeitweise einen erzbischöflichen Stuhl inne hatten, Aussicht vor-

handen war, durch Säcularisirung zum bleibenden Besitz eines Fürstenthums zu gelangen. Unter diesen Umständen war es möglich, daß sich von Bayern aus der geheime Bund der Illuminaten (Erleuchteten) bilden konnte, der noch viel weiter gehen wollte, als der unter den norddeutschen Protestanten ausgebreitete Bund der Freimaurer; denn während die letzteren loyal und gemäßigt blieben, gingen die Illuminaten auf gewaltsame Durchführung aller der Pläne aus, die dem Kaiser Joseph mißlangen. Ihr Grundprinzip war in Voltaires berühmter Phrase enthalten: écrasez l'infame, d. h. die Kirche, welche durch die ausschließliche Herrschaft der Vernunft ersetzt werden sollte. — Neben den Bischöfen hielten auch Reichsäbte ihre kleinen Höfe. Das katholische Deutschland war noch übersäet mit zum Theil sehr reichen Stiftungen.

Zwischen allen diesen zahllosen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Herrengebieten lagen die Reichsstädte zerstreut, ebenfalls von erster Größe (Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg) bis zur kleinsten (Bopfingen, Biberach), durchgängig von einer erblichen Bürgeraristokratie regiert und bei altem Reichthum in träge Gewöhnung versunken.

Ein Zusammenhang bestand zwischen diesen vielen Reichsgliedern auf doppelte Weise, theils in den Bänken des Reichstags (Kurfürsten-, Fürsten-, Grafen-, Ritter-, Städtebank), theils in den zehn Reichskreisen, die auf besonderen Kreistagen ihre inneren Angelegenheiten verhandelten. Aber nach dem Beispiel der größeren Reichsglieder suchten auch die kleineren sich von den allgemeinen Reichslasten so viel als möglich loszumachen und das Reichssteuersystem befand sich in einem so ärmlichen Stande, wie die Reichsarmee, die zuletzt im siebenjährigen Kriege ein wahrer Spott geworden war. Was konnte auch eine Armee leisten, zu welcher ein Kloster den Reiter, ein anderes das Roß, eine Reichsstadt den Lieutenant, ein Graf den Hauptmann 2c. lieferten. Auch über die Reichsjustiz hörte man bittere Klagen. Gegen die mächtigen Fürsten war kein Reichsschutz möglich, nur gegen die schwächeren erkaufte oder erbettelte man ihn in Wien.

In der Schweiz herrschte tiefe Ruhe, nur daß sich hin und wieder ein Druck der Aristokratie, der (mit Ausnahme der inneren Cantone) auf der Landbevölkerung lastete, bemerklich machte. Schweizer Gelehrte und Dichter nahmen eifrig Theil an der Aufklärnng des Jahrhunderts.

Holland hieß noch eine Republik, wenn gleich die Erbstatthalter aus dem Hause Oranien schon bis zur constitutionell-monarchischen Gewalt gediehen waren. Zwar erhob sich das Volk gegen den Erbstatthalter Wilhelm V., in dessen Namen der Herzog Ludwig von Braunschweig mit einer den Republikanern unerträglichen Hoffahrt regierte und durch einen unglücklichen Seekrieg gegen England noch unpopulärer geworden war. Der Erbstatthalter und seine stolze Gemahlin Wilhelmine, Schwester des Königs von Preußen Friedrich Wilhelms II., die persönlich insultirt wurde, mußten flüchten, aber ein preußisches Heer setzte sie wieder ein, 1787. Bei alledem war Holland noch sehr reich und hatte große und blühende Colonien (das Cap, die Inseln Ceylon, Java mit der Hauptstadt Batavia rc.).

Rußland war erst zu Anfang des Jahrhunderts aus seiner alten Barbarei herausgerissen worden und in die Reihe der europäischen Staaten eingetreten, da es bisher mehr nur zu Asien zu gehören schien und mit dem gebildeten Abendlande kaum in Berührung gekommen war. In einer älteren barbarischen Zeit war Moskau die Hauptstadt, wo im phantastisch, halb orientalisch mit zahlreichen Kuppeln sich erhebenden Kreml der Czaar regierte, meist abhängig von den rohen, halb barbarischen Bojaren (dem Adel), die das ganze Land unter sich getheilt hatten und denen das gesammte Volk leibeigen war. Als Christen der griechischen Kirche angehörig waren sie abhängig vom Patriarchen in Constantinopel, der seinerseits unter der Gewalt des türkischen Sultans stand. Auch war Rußland zu jener Zeit noch viel kleiner als es heute ist.

Czar Peter der Große brach die Gewalt der Bojaren und machte sich selbst zum Patriarchen der russischen Kirche. Um die alte Barbarei gründlich zu überwältigen, verließ er Moskau, gründete, nachdem er den Schweden Ingermannland entrissen, hier am

finnischen Meerbusen im Jahre 1703 die Stadt St. Petersburg und erhob sie zur Hauptstadt, um auf dem Seeweg aus Deutschland, England, Frankreich zahlreiche Colonisten und Beförderer der Civilisation, Offiziere, Seeleute, Bergleute, Gelehrte, Kaufleute, Künstler und Handwerker hieher zu ziehen und mittelst derselben seine Russen in die Schule zu nehmen. Zugleich war es sein Plan, von hier aus die Herrschaft auf der Ostsee und weitgreifenden Einfluß auf das nördliche Europa zu gewinnen. Nachdem er den Schweden auch noch Livland und Esthland entrissen und Kurland von seinem Einfluß abhängig gemacht hatte, sicherte er dadurch nicht nur seine Herrschaft am Meere, sondern gewann auch an dem gebildeten und energischen deutschen Adel in jenen Provinzen eine Masse von kriegerischen und staatsmännischen Talenten für seine russischen Zwecke. Ferner unterwarf er sich die bis dahin unabhängigen Kleinrussen oder Kosaken und gewann dadurch nicht nur eine zahlreiche, für den Krieg höchst brauchbare leichte Reiterei, sondern öffnete auch seinen Nachfolgern den Weg zum schwarzen Meere.

Sein System, mittelst gebildeter Abendländer und zumal Deutscher seine Russen zu regieren und zu civilisiren, erhielt Bestand und Dauer, indem nach dem Tode seiner jüngsten Tochter, der Kaiserin Elisabeth, sein Thron an das deutsche Haus Holstein-Gottorp fiel, denn unmittelbar auf sie folgte als rechtmäßiger Erbe der Sohn ihrer Schwester Anna, der Prinz von Holstein-Gottorp als Kaiser Peter III., im Jahre 1762. Zwar wurde er noch in demselben Jahre von seiner Gemahlin Katharina II. durch Gift aus der Welt geschafft, allein diese selbst war als geborne Prinzessin von Anhalt-Zerbst eine Deutsche und setzte mit männlichem Geist das Werk Peters des Großen nach innen und nach außen fort. Nach außen machte sie wichtige Erwerbungen, vereinigte Kurland mit dem Reich, gewann durch die Theilung Polens, zu welcher sie sich mit Oesterreich und Preußen im Jahre 1772 verband, die Ostprovinzen von Polen, und entriß in wiederholten Kriegen bis zum Jahre 1791 den Türken die Krimm, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, von Odessa aus das schwarze Meer zu beherrschen und das russische

Interesse tief in die Politik und den Handel der Levante eingreifen zu lassen.

Katharina II. spielte die „Philosophin auf dem Thron", kokettirte mit Diderot, mit Voltaire, beschenkte alle Abenteurer, die an ihrem nordischen Hofe ihr Glück versuchten, und wurde von ihnen vergöttert. Von der argwöhnischen Mißstimmung des Abendlandes gegen Rußland, die in unserer Generation nach und nach überhand genommen hat, war damals nirgends die Rede. Niemand ahnte eine Rückwirkung moscowitischen Barbarenthums, man war überzeugt, die große Kaiserin werde ganz Rußland der Civilisation und Aufklärung und somit auch mittelbar der Freiheit gewinnen. Mit mehr Recht hat man sie die „neue Semiramis" genannt, denn gleich dieser war sie schön, geistreich, thatkräftig, sinnlich, gleich ihr mordete sie ihren Gatten und regierte für ihren Sohn.

Polen war durch die Theilung von 1772 noch nicht ganz vernichtet. Man hat diese Theilung „das Verbrechen des Jahrhunderts" genannt, weil es als das größte, an einer ganzen Nation begangene erschien. Es war zugleich ein Fehler, den Oesterreich und Preußen nie hätten begehen, Frankreich, England, Schweden, die Pforte und das gesammte Europa nie hätten zulassen dürfen, denn mit Polen sank das Hauptbollwerk des Abendlandes gegen Rußlands halborientalische und imposante Macht zusammen, und indem man Rußland den größten Antheil an Polen überließ, anerkannte man schon im voraus dessen künftiges Uebergewicht. Alle Schuld lag an der unglücklichen Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen. Bei jener ersten Theilung Polens erhielt Rußland alle polnischen Provinzen im Norden und Osten, und somit bei weitem mehr als Oesterreich, dem nur Gallizien, und Preußen, dem nur Westpreußen zufiel. Doch blieb immer noch ein Rest mit der Hauptstadt Warschau als scheinbar unabhängiges Königreich Polen bestehen, regiert von König Stanislaus aus dem Hause Poniatowski, einem schönen Manne, den die nordische Semiramis lange zärtlich geliebt hatte und der auch als König nur ihr Satrap blieb. Am meisten Verwunderung erregt es, daß England dem Vordringen Rußlands in Kurland und Polen

keine Schranken setzte, da die Erstarkung der russischen Seemacht an der Ostsee früher oder später die englischen Interessen gefährden mußte. Aber Katharina II. hatte klüglich die sogenannten Dissidenten, d. h. die polnischen Protestanten, vorgeschoben und sich das Ansehen gegeben, als ob sie die Rechte derselben schützen wolle. Durch diesen confessionellen Vorwand ließ sich England bethören, die russischen Pläne zu unterstützen. Am mindesten klug handelte Oesterreich, welches als katholische Macht das Uebergewicht der russischen Kirche in Polen nie hätte dulden sollen. Aber Joseph II. war ein philosophischer Verächter und Plünderer der katholischen Kirche und wurde in diesem Systeme noch mehr bestärkt durch seinen ganz von Machiavellis und Voltaires Geist erfüllten Minister Kaunitz. Die Polen selbst trugen durch ihre Uneinigkeit und durch die Leichtigkeit, mit der sich ihr Adel von den Nachbarmächten bestechen ließ, nicht wenig Schuld an ihrem politischen Unglück.

Schweden war seit dem Tode Karls XII., des Eisenkopfs, durch den Adel und durch die auswärtige Diplomatie regiert, wobei insbesondere Rußland sich seinen Einfluß zu sichern wußte. Erst der feurige König Gustav III. aus dem Hause Holstein-Gottorp brach die Macht des Adels durch eine Revolution vom Throne aus und machte sich zum Alleinherrn, im Jahre 1777. Allein als er auch die Russen angriff, unterlag er denselben und fiel als Opfer einer Adelsverschwörung, indem er auf einem Maskenball erschossen wurde, im Jahre 1792. Ihm folgte noch sehr jung sein Sohn Gustav IV. Adolf.

In Dänemark regierte für den blödsinnigen König Christian VII. dessen Sohn Friedrich VI., unter welchem der jüngere Minister Bernstorf, wie schon vor ihm der ältere, in Friedrichs des Großen Geiste für Volkswohl und Aufklärung thätig war und insbesondere die Leibeigenschaft aufhob, die Presse frei gab und in den Colonien keine Sklaverei mehr duldete. Die dänische Regierung war damals auch überall in Deutschland sehr populär.

England war die in sich festeste, reichste und nach außen wirksamste Macht in Europa. Es hatte alle andern Seestaaten nach ein-

ander gedemüthigt, und wie seine Flotte die zahlreichste, so waren auch seine Colonien die ausgedehntesten, sein Handel der blühendste, wodurch ihm unermeßliche Geldkräfte zuströmten. An dieser seiner Größe hatte aber der Zeitgeist, die auf dem Festlande so mächtig um sich greifende Aufklärung nur geringen Antheil, nur so viel, als die praktischen Staats- und Handelsmänner aus neuen Entdeckungen in den physikalischen und mathematischen Wissenschaften Vortheile zogen für ihre Schiffahrt, ihre Arsenale und ihre Industrie. An der philosophischen Bewegung des Festlandes nahmen nur wenige englische Gelehrte Antheil, das Volk blieb der anglikanischen Kirche treu und Regierung und Adel hielten streng auf deren Formen. Auch die aus dem Mittelalter ererbte volksthümliche Verfassung und die Macht des Parlaments erhielt sich ungestört. Nirgends standen Regierung und Volk, so wie alle Stände unter einander in solchem Einklang wie in England. Selbst eine Menge einzelner Mißbräuche und Sonderbarkeiten der alten Verfassung, die in die neue Zeit nicht mehr zu passen schienen, wurden geheiligt, weil sie unzertrennlich schienen von den größten und nützlichsten Institutionen, die niemand anzutasten gewagt hätte. Das regierende Haus Hannover genoß, indem es die aus der Mehrheit des Parlaments hervorgegangenen Minister walten ließ, die behaglichste Ruhe und eine loyale Verehrung im Volke.

Es verdient Beachtung, daß trotz des großen Beispiels, welches England gab, damals doch auf dem Festlande keine Neigung entstand, es in den constitutionellen Formen nachzuahmen. Der altmodische englische Ernst übte viel weniger Einfluß auf die Gemüther, als die neuen, verführerischen Ideen der französischen Philosophen und Dichter, die zuletzt immer zu den großen Erinnerungen des klassischen Alterthums zurückführten.

Spanien war von der Höhe seiner Macht, die es im sechszehnten Jahrhundert erreicht hatte, weniger durch Schläge von außen als durch innere Erschlaffung tief herabgesunken. Nach dem Aussterben des habsburgischen Hauses war im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine Nebenlinie des französischen Hauses Bourbon auf den

spanischen Thron gelangt, allein diese geistlosen und schläfrigen Regenten ließen das einst so stolze Heer und die einst so mächtige Flotte verkümmern, und mitten in langem Frieden, der nur durch ein paar unglückliche Seekriege mit England unterbrochen wurde, nahm der Wohlstand des Landes nicht zu, sondern immer mehr ab. Die natürliche Trägheit des Volkes trug das Ihrige dazu bei, sofern es durch keinen großen Gedanken, durch keinen energischen Willen mehr elektrisirt wurde. König Karl IV., der 1788 auf den Thron kam, beschäftigte sich lediglich mit der Jagd und überließ seiner Gemahlin Maria Louise Therese und deren erklärtem Liebhaber Godoï alle Regierungsgeschäfte.

In Portugal hatte unter König Joseph Emanuel der Minister Pombal den ersten Anstoß zur allgemeinen Aufhebung des Jesuitenordens in Europa gegeben, die Klöster beraubt, die Macht des Adels gebrochen und den Versuch eines aufgeklärten Despotismus gemacht, schon einige Jahrzehnte vor Joseph II.; nach des Königs Tode jedoch fielen alle diese Neuerungen wieder in Nichts zusammen und Klerus und Adel gelangten unter seiner (im Alter wahnsinnigen) Wittwe und seinem Sohn Juan VI. zum alten Ansehen. Die Seemacht Portugals verfiel übrigens ebenso wie die Spaniens.

Italien war getheilt. In Oberitalien bestanden neben der österreichischen Herrschaft in der Lombardei und neben dem Königreich Sardinien noch die beiden Republiken Venedig und Genua, beide in demselben Verfalle der Seemacht, wie Spanien und Portugal. In Mittelitalien wurde Toskana von einem Großherzog aus der österreichischen Familie regiert; Unteritalien bildete das Königreich Neapel und Sicilien (beider Sicilien genannt) unter einer Nebenlinie des spanischen Hauses Bourbon, und zwar regierte damals für den unfähigen König Ferdinand IV. dessen feurige Gemahlin Marie Caroline, Tochter der großen Maria Theresia. Im Kirchenstaate hütete Papst Pius VI. unter schweren und bittern Sorgen das verkümmerte Erbe der römischen Hierarchie. Zwar gelangte er durch Einfluß der Exjesuiten zum heiligen Stuhle, allein der einst so gewaltige und weltbeherrschende Orden war einmal durch

einen gemeinschaftlichen Act aller katholischen Regierungen aufgehoben, sein unermeßliches Gut confiscirt. Frankreich hatte schon zur Zeit der großen Kämpfe Deutschlands mit dem Papste dem letzteren eine Art politischer Vormundschaft aufgedrungen und der „gallikanischen Kirche" Vorrechte gesichert, die sie von Rom unabhängig machten. Neuerdings aber hatte sich der deutsche Kaiser mit Rom in offenen Widerspruch gesetzt und aus eigener Machtvollkommenheit die Klöster säcularisirt. Auch die spanische und portugiesische Regierung freuten sich der Jesuitenbeute und sperrten sich gegen Rom. Trotz der Anhänglichkeit der Völker an die katholische Kirche war doch der höhere Klerus fast überall entweder von der weltlichen Macht bestochen oder unterlag der Verführung durch den Zeitgeist.

Man erkennt aus diesen, wenn auch nur allgemeinen Umrissen wenigstens so viel mit Sicherheit, daß gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fast alle Lenker und Lehrer der Völker den alten Boden christlich-germanischer Institutionen verlassen hatten und in der absolut monarchischen Gewalt einen neuen Boden suchten, von dem aus sie nach gewissen Humanitätsideen die Völker beglücken wollten, ohne Rücksicht auf und in offenem Widerspruch gegen die Kirche, die alte ständische Gliederung und Vertretung und gegen die tief wurzelnden nationalen und provinziellen Gewohnheiten, Neigungen und Rechten. Aber die Völker blieben nicht überall passiv. Sie übernahmen am Ende das Geschäft der Neuerung auf eigene Rechnung. Das Eingreifen der Völker in diese Bewegung datirt sich vom Aufstand der englischen Colonisten in Nordamerika gegen die Verwaltung des Mutterlandes her. Diese Colonisten in Philadelphia, New-York, Boston &c. stammten größtentheils von Puritanern, Quäkern und andern Sekten ab, die Europa verlassen hatten, um ihr religiöses Gemeindewesen in der neuen Welt unbehindert auszubilden. Ihrem Gemeingeist wohnte denn auch ein natürlicher und starker Hang zu demokratischer Regierungsweise und äußerer politischer Unabhängigkeit inne. Als daher die Zahl der Colonisten rasch angewachsen war, gab ihnen die kaufmännische Engherzigkeit, mit welcher das Mutterland zu Gunsten seines Handels den Handel der

Colonien beschränkte, den nicht unerwünschten Anlaß, sich der englischen Regierung mit bewaffneter Hand zu widersetzen und sich für unabhängig zu erklären. Mit Ausnahme Canadas im äußersten Norden Amerikas bildeten sämmtliche südliche Colonien unter dem Namen der Vereinigten Staaten von Nordamerika 1776 eine Föderativrepublik, deren Bürgermiliz unter General Washington die englische Armee siegreich zurückschlug und die Anerkennung ihrer Freiheit ertrotzte. Frankreich ergriff diese Gelegenheit mit Begierde, England schwächen zu helfen, und sandte den Nordamerikanern Truppen zu Hülfe, unter deren Generalen sich besonders der Marquis de la Fayette auszeichnete. Obgleich von altem Adel widmete er sich doch mit einer Begeisterung, der er sein ganzes langes Leben hindurch treu geblieben ist, der Bürgerfreiheit und wurde der eigentliche Held der Bourgeoisie gegenüber sowohl der Aristokratie und dem Königthum als dem anarchischen Gelüste der Demokratie. Als er heimkehrte, zog mit ihm viel nordamerikanischer Freiheitsgeist in Frankreich ein. Der Bürger, was man damals den dritten Stand nannte, fing an sich seiner Würde und Macht bewußt zu werden, wozu er sich früher in tiefem Respekt vor dem Hofe, Adel und Klerus nie zu erheben gewagt hatte. So war es also nicht das alte England, dessen alterthümliche, die Staatsgewalten gegen einander abwägende, die Ordnung durch die Monarchie, die Freiheit durch das Parlament sichernde Verfassung man sich zum Muster nahm, um den Zeitgeist und den Drang nach Neuerung und Besserung mit dem Bestehenden zu versöhnen, sondern es war das neue England in Nordamerika, dessen dem Königthum trotzende republikanische Verfassung die unruhigen Geister in Europa unwiderstehlich anzog.

Frankreich hatte unter Ludwig XIV. eine großartige Energie entwickelt, in lange dauernden Kriegen dem Uebergewicht des in Deutschland, Italien und Spanien herrschenden Hauses Habsburg

siegreichen Widerstand geleistet und Spanien und Neapel seinem, dem Bourbonischen Hause erworben. Sein Nachfolger Ludwig XV. hatte nichts von diesem Ehrgeiz, von dieser Thatkraft. Nur mit Befriedigung der niedrigsten Wollust beschäftigt und dadurch frühzeitig blasirt, geist- und herzlos, machte dieser König sein Cabinet zum Bordell und sein Ministerium zu einer Bedientenstube. Maitressen vergeudeten die Schätze des Staats, wie die Ehre der Monarchie. Der Ruf französischer Waffen erlitt im siebenjährigen Kriege die unerhörteste Beschimpfung bei Roßbach, weil der Obergeneral und die meisten Offiziere des französischen Heeres nur aus dem Boudoir der Marquise von Pompadour, als der damals in Paris allmächtigen Maitresse, hervorgegangen und noch mit allen den Pudermänteln, Schminkbüchschen, Schönpflästerchen und wohlriechenden Wassern beladen waren, die sie von dort mitgenommen und die, als sie den preußischen Husaren in die Hände fielen, deren Staunen und Gelächter erregten. Die Theilnahme Frankreichs am Kriege gegen den großen Friedrich war überhaupt widersinnig. Frankreich durfte nie eine Vergrößerung Oesterreichs unterstützen und nie die Mächte unterdrücken und lähmen helfen, die Oesterreichs natürliche Gegner waren. Aber die Pompadour war durch ein artiges Handschreiben Maria Theresias bestochen.

Die Unsittlichkeit, die vom Hofe ausging, durchdrang die ganze höhere und einen Theil der mittleren Gesellschaft in Frankreich, ja selbst den höheren Klerus. Sie hatte je mehr und mehr die Scham vor den Augen der Welt und die Scheu vor der Kirche abgelegt. Paris prostituirte sich nicht nur thatsächlich, sondern spiegelte seine Prostitution auch in einer unglaublich frechen Presse und eben so auf dem Theater und in der bildenden Kunst. Es gab ganze Fabrikstätten, wo nichts als obscöne Bücher und Bilder in ungeheurer Masse erzeugt und durch ganz Frankreich und über Frankreich hinaus verbreitet wurden. Das Palais royal war der Mittelpunkt jenes scheußlichen Venuscultus und der Besitzer dieses berüchtigten Palastes, der Herzog Philipp von Orleans, sein erster Priester. Natürlicherweise konnte in Gemüthern, die einmal von dieser Corruption ergriffen waren,

keine Achtung der Religion mehr wurzeln. Daher war die unzüchtige Presse ein Bundesgenosse der modernen gegen den alten Kirchenglauben gerichteten Philosophie.

Das Hauptgewicht lag in der Idee der Freiheit und Gleichheit, die zuerst in jener Unsittlichkeit des Hofes praktisch durchgeführt und zum Beispiel aufgestellt wurde. Der stolze Baron, Graf, Herzog, der König selbst, ja der Bischof und Cardinal gesellte sich der niedrigsten Dirne (Ludwig XV. und die du Barry); nicht minder sanken die vornehmsten Damen zu den ihrer unwürdigsten Liebhabern herab. Fast aller Witz der chronique scandaleuse von Paris und der sie zu Romanen, Gedichten und Satiren verarbeitenden Presse lief auf solche Antithesen des Ranges und des Betragens, auf solche natürliche Ausgleichungen aller Standesunterschiede in den abenteuerlichsten liaisons hinaus. Den geistvollsten und graciösesten Ausdruck fand diese Idee in dem berühmten Lustspiel von Beaumarchais „Figaros Hochzeit," welches eben deshalb von Hohen und Niedern in Paris vergöttert wurde und siebzig bis achzigmal ununterbrochen hinter einander aufgeführt werden mußte. Freiheit verlangten die Sinne, Freiheit von allen bisherigen kirchlichen und sittlichen Zwangsgeboten, von allen bisher trennenden Schranken in der Gesellschaft. Deshalb war diese Freiheit nicht denkbar ohne Gleichheit. In den Schauspielen und Romanen, in denen die Liebe siegreich durch die nur noch als Vorurtheil geltenden uralten Schranken der Race, des Glaubens und des Ranges brach, in denen der Weiße mit der Negerin, der Christ mit der Heidin, der Tempelherr mit der Jüdin, der König mit der Schäferin, der Bischof mit der Hofdame, Faublas mit der Nonne ꝛc. verkuppelt wurden, war bereits die ganze große Revolution der Gesellschaft vorbereitet.

Je mehr nun durch so lockere Sitten und so frivole Neigungen das Princip der Gleichheit bei den Franzosen, zunächst bei den Parisern befördert wurde, um so unnatürlicher mußten die noch durch Gesetz und Herkommen feststehenden Schranken, um so härter der Druck erscheinen, den die höheren Classen noch auf die unteren ausübten. Das Volk unterlag allen Uebeln des modernen Despotismus

und dem der älteren klerikalen und Feudalaristokratie zugleich. Die letztere hatte nur nach oben ihre Rechte und ihre Macht an die Monarchie verloren, sie aber nach unten gegen das Volk noch wohl bewahrt. Während nun das Volk die ungeheure Steuerlast tragen mußte, die ihm die Verschwendung der Monarchie auflud, war es zugleich noch dem Adel und der Kirche leibeigen und mußte durch seinen Schweiß auch noch diesen die Mittel immer wachsender Genußsucht gewähren.

Indem Hof und Adel in ihrer Verblendung selbst die Corruption nährten, die ihr Ansehen untergrub, und thöricht hofften, von der neuen Aufklärung alle Genüsse sich aneignen zu können, ohne auch nur eines ihrer alten Vorrechte aufzugeben, das gemeine Volk auf dem Lande aber an seine Lasten gewohnt und noch der Kirche treu, weit entfernt war, einen allgemeinen Umsturz zu erwarten oder zu wünschen, nahm der bürgerliche Mittelstand in Paris und in den Provinzialstädten je mehr und mehr eine, wenn auch noch zuwartende, doch offensive Stellung nach oben ein. Ihm gehörten die meisten Denker und Dichter an, die mit ihrem Geiste die öffentliche Meinung lenkten. Eine Zeitlang war dieser Geist fast ausschließlich im Solde des Hofes und der höheren aristokratischen Gönner. Bald aber ward er freier und kühner, emancipirte sich und begann mit Bewußtseyn seine Opposition. Auch mehrte sich die Zahl der ésprits, sie konnten nicht alle mehr vornehme Gönner finden und suchten sich nun Gunst und Boden im größeren Publikum. Den ersten Rang unter den Geistern nahm Voltaire ein, dessen Witz eben so viele Liebhaber bei Hofe fand, als in der Opposition der Mittelclassen. Ihm huldigte alles, mit Ausnahme des Klerus, so weit dieser noch Glauben hatte. Der Triumph, den der greise Voltaire bei seinem letzten Besuche in Paris feierte, war eine Vergötterung bei lebendigem Leibe. Rousseau dagegen war nur ein plebejisches Talent, fand keine vornehme Gunst und war ausschließlich für den Mittelstand Träger der Ideen, deren Verwirklichung in der Zukunft gehofft wurde. Von sehr großem, noch zu wenig anerkanntem Einfluß war Quesnay, der Physiokrat, der kurz vor dem Ende Ludwigs XV. angefangen hatte, die in der Natur vorhandenen Gaben des Reichthums und deren rationelle Erschöpfung

mit der schlechten Wirthschaft im damaligen Frankreich zu vergleichen. Die öffentliche Verschwendung war ungeheuer, der Unterthan mit Steuern gedrückt, der Staat tief verschuldet und dabei Industrie und Verkehr sehr zurückgeblieben. Die Prüfung des in den natürlichen Hülfsquellen des Landes liegenden großen Kapitals, aus dem die Nation reichere Zinsen ziehen könne, wenn sie es umzutreiben verstehe, war in einer Zeit, die dem Nationalbankerot mit immer rascheren Schritten entgegenging, von vorzüglicher Wichtigkeit, und mußte dem gebildeten Handelsstande ebenso zum Troste gereichen, als sie denselben zunächst befähigte, Rathgeber der Krone zu werden. Darin wurzelte das große Ansehen Neckers, des ersten bürgerlichen Ministers, dem sich Ludwig XVI. anvertraute. Die Kaufleute waren und blieben, indem sie eine vernünftige Reform wollten, zugleich die loyalsten Anhänger der Krone und natürliche Feinde der alle Geschäfte, allen Erwerb zerstörenden Anarchie.

Ludwig XVI. bestieg den französischen Thron im Jahre 1774, ein corpulenter, weicher, allem Gewaltsamen abgeneigter und fast schüchterner Mann, eine schlichte bürgerliche Natur, einfach und rein von Sitten, wohlwollend gegen Jedermann, nicht ohne Verstand und Kenntnisse, aber phlegmatisch, ohne Energie des Willens und daher langsam und unsicher in seinen Entschließungen. Es bleibt immer sehr merkwürdig und providentiell, daß dieser Fürst, auf den sich alle seither gesammelten Ungewitter entladen sollten, eine so durchaus schuldlose Natur, eine von seinen Vorfahren, auf denen allein die Verschuldung lag, so ganz verschiedene, viel edlere, ja eine wahrhaft tugendhafte Persönlichkeit war. In Folge der unnatürlichen, durch die Pompadour vermittelten Allianz zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg, war er im Jahre 1770 mit Marie Antoinette, der noch unreifen Tochter der großen Maria Theresia, vermählt worden. Bei der Hochzeitsfeier kamen im Gedränge, das durch eine Feuersbrunst vermehrt wurde, einige hundert Menschen ums Leben, was man als ein böses Vorzeichen ansah, wie überhaupt das französische Volk von Anfang an mit tiefem Instinkt diese österreichische Heirath mißbilligte und der unglücklichen Königin heimlich grollte.

Damals erst fünfzehn Jahre alt, übte sie noch gar keinen Einfluß. Erst als sie herangereift war und ihren ersten Sohn bekam, erhielt ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit Gewalt über den König.

Bevor dies gelang, in den ersten Jahren seiner Regierung, war der König ernstlich bemüht, durch weise und zeitgemäße Reformen die alten Mißbräuche abzustellen und eine bessere Zukunft zu sichern. Unter seinen Ministern ging Turgot, ein Schüler Quesnays, auf eine große Umgestaltung der Staats- und Nationalökonomie aus; die privilegirten Stände sollten zu den Steuern herbeigezogen, die Ungleichheit der Provinzen in Bezug auf Besteuerung sollte aufgehoben, alle Feudallasten sollten abgelöst, der Handel von seinen Schranken befreit, die Zunftmonopole unterdrückt werden rc. Ein anderer Minister, der humane und sanfte Malesherbes, ging auf Verbesserung der Justiz, Abschaffung der despotischen Willkür (der lettres de cachet), der alten barbarischen Strafarten, der Folter rc., ferner auf Befreiung der Presse, auf Toleranz, Wiederberechtigung der Protestanten rc. aus. Der König billigte und theilte ihre Grundsätze, die aber nicht nur den privilegirten Classen, sondern auch dem 1774 vom König großmüthig wiederhergestellten Parlamente mißfiel. So ließ sich denn der König durch die Ränke Maurepas, seines Hauptministers, und durch das Geschrei des Adels und Klerus bewegen, die Reformplane unausgeführt zu lassen und die beiden Minister zu verabschieden. Eine außerordentliche Schwäche des Königs, da er selbst oft wiederholte, „nur Turgot und ich meinten es gut mit dem Volke.“ Inzwischen zwang ihn die Finanznoth, bald darauf zu Necker, einem bürgerlichen Protestanten aus Genf, seine Zuflucht zu nehmen, der sich zwar hütete, wie Turgot einzuschneiden, aber indem er das ganze Defizit des Staats aufdeckte, ohne zugleich die Mittel seiner Deckung finden zu können, unwillkürlich der Revolution mächtig vorarbeitete. Da er dem König in Bezug auf Maurepas eine Unwahrheit sagte, verlor er alles moralische Ansehen bei diesem geradsinnigen Fürsten, und als er wirklicher Staatsminister werden wollte, was damals seiner Geburt und Confession wegen großen Anstand fand, erhielt er die Entlassung, im Jahre 1781. Das Volk schenkte ihm große Theil-

nahme. Er nahm den Ruhm eines weisen Arztes mit, dessen Rath der unvernünftige Patient nicht befolgt habe. Durch seinen gedruckten comte rendu, worin er zum erstenmale Einnahmen und Ausgaben des Staates verglich, warf er ein alle überraschendes Licht in das Dunkel der Staatsverwaltung.

Die Königin erlangte in demselben Jahre, in dem auch Maurepas starb, ausschließliche Gewalt über den König, und mischte sich in die Geschäfte, nicht aus innerem Drange, mehr nur aus Nacheiferung ihrer Mutter, jedenfalls ohne den dazu erforderlichen Ernst und Takt. Im intimsten Verhältniß zu der Gräfin Polignac und der Prinzessin von Lamballes bildete sie eine Camarilla um sich, in der die Familie Polignac und der Graf von Artois, jüngster Bruder des Königs, mit exclusiv aristokratischer Tendenz die Reformpläne aller Minister vereitelten und den König von der liberalen Bahn ablenkten, die er im Beginn seiner Regierung eingeschlagen hatte. Dieser engere Hofzirkel war es, in welchem die Wahl des Herrn von Calonne zum Finanzminister durchgesetzt wurde, eines Mannes, der es verstand, den guten König mit der neuen und überraschenden Ansicht zu trösten, es stünde durchaus nicht so schlecht mit den Finanzen, als man glaube, und die bisherige Verschwendung, weit entfernt ein Unglück zu seyn, bringe vielmehr Geld unter das Volk und fördere den Wohlstand. Zur Bestätigung dessen, was er sagte, schüttete er Geld in Fülle aus, kaufte der Königin das schöne St. Cloud, dem König Rambouillet als neue Sommerresidenz, gab den Prinzen und Höflingen alles, was sie wollten und spielte den unerschöpflichen Crösus, natürlich alles mittelst ungeheurer Anleihen, die den Credit vollends erschöpften.

Um sich von der Verschwendung Calonnes einen Begriff zu machen, muß man das „rothe Buch" lesen, in dem alle geheimen Ausgaben eingetragen waren. Dem liederlichen Graf von Artois, so wie allen Günstlingen des Hofes wurden fabelhafte Summen geschenkt, zur Deckung ihrer Schulden und zur Befriedigung von Ausschweifungen. Die Verwendung der Polignac und anderer von der Königin oder den Ministern protegirten Personen reichte hin,

Jedem, der den Canal zu benutzen verstand, Gratifikationen zuzuwenden. So bekamen die Brüder Lameth, die später eine dem König sehr feindliche Rolle in der Revolution spielten, 60,000 Livres zum Behuf ihrer Erziehung.

Das größte Uebel war die bereits herkömmlich gewordene Erblichkeit der Begünstigungen. Der Adel hatte neben seinen Gütern noch zahllose Hof- und Staatsstellen, Sinecuren und Gratifikationen zu seinem Monopol gemacht, Gnadengeschenke, die nur für einmal bewilligt waren, in fortdauernde Besoldungen verwandelt. Jeder Begünstigte sah es als Pflicht der Krone an, ihm seine Schulden zu bezahlen &c.

Damals erregte der berüchtigte Halsbandprozeß ungeheuren Skandal. Von einem geheimnißvollen, unschätzbar kostbaren, am Hofe zu Versailles vermißten Brillantschmucke fiel ein giftiger Schein ins Volk und offenbarte dem verarmten Lande den der höfischen Verschwendung innewohnenden Fluch. Der durch seine Galanterien berüchtigte Cardinal Rohan, der bei der Königin in Ungnade gefallen war, ließ sich durch falsche Briefe, welche angeblich von der Hand der Königin herrührten, dahin bringen, um ihre Gunst zu erkaufen, ihr jenes herrliche Halsband zum Geschenk zu machen, welches der König selbst für zu theuer erklärt und nicht gekauft hatte. Eine Dirne, die der Königin ähnlich sah, spielte in der Dämmerung ihre Rolle. Bald aber überzeugte sich der Cardinal, daß die Königin von nichts wußte. Eine Gräfin de la Motte hatte mit Hülfe des berüchtigten Abenteurers Cagliostro den Betrug gespielt und das Halsband für sich behalten, zerschlagen und zu Geld gemacht. Ihr Prozeß wurde nun zur abscheulichsten Verleumdung der unschuldigen Königin ausgebeutet. Wer in den vertrauten Zirkel derselben bei den Polignacs nicht zugelassen war, suchte sich dafür mit böser Zunge zu rächen. Auch der Pöbel wurde damals schon gegen die Königin aufgehetzt. Als das Parlament im Jahre 1786 den Cardinal freisprach, wurde er von Volkshaufen mit Jubel begrüßt und in seine Wohnung begleitet. Die de la Motte wurde verurtheilt, entkam aber nach England und ließ von hier aus Schriften verbreiten, welche den

Verdacht und Haß gegen die Königin vermehrten. Herzog Philipp von Orleans bildete eine geheime Opposition gegen die Oesterreicherin, um den Credit der regierenden Familie selbst zu untergraben, an deren Stelle er vielleicht einmal die seinige bringen konnte.

So vergingen nach Neckers Entfernung sechs unheimliche Jahre, in denen sich der schwüle Gewitterstoff der Revolution ansammelte, ohne daß der kurzsichtige, nur in seine Vergnügungen versunkene Hof es zu ahnen schien, kostbare, unersetzliche Jahre, die den König in namenloses Unglück dahinrissen und die hingereicht haben würden zur Sicherung der Zukunft und seiner eigenen Rettung, wenn er noch mit Turgot gearbeitet hätte.

Calonne konnte endlich keine Anleihen mehr auftreiben und mußte entweder den Staatsbankerot erklären oder die besitzenden Classen, zunächst die privilegirten Stände zur Aushülfe vermögen. Er berief also im Jahre 1787 eine Versammlung von Notabeln nach Versailles, wo der König gewöhnlich, in der Nähe von Paris residirte. Diese Notabeln bestanden aus den Prinzen des Hauses, den ersten Bischöfen, den Höchsten des Adelsstandes und aus einer Auswahl von Deputirten der Parlamente, Provinzialstände und Städte. Als Calonne der Versammlung das Geständniß ablegte, der Staat schulde bereits 1646 Millionen Livres und es bestehe ein jährliches Deficit von 140 Millionen, erschrack alles und der Minister wurde sogleich abgedankt; allein Brienne, der Erzbischof von Toulouse, der ihn ersetzte, konnte nur das Uebel, an dem er nicht Schuld war, beklagen, aber nicht helfen. Der Credit war am Ende, niemand lieh mehr. Neue Steuern ließen sich dem hart gedrückten Volk nicht mehr auflegen und mußte man den ernstlichen Widerstand der Parlamente fürchten, die nur darauf lauerten, durch Verweigerung der Steuern ihre alte Macht zu verjüngen. Es blieb nur übrig, daß der bisher ganz steuerfreie und wie durch seine Landgüter, so durch die Hofgunst reiche Adel und der über unermeßlichen Besitz verfügende Klerus dem Staate Opfer brächten. Brienne forderte sie dringend dazu auf, allein sie weigerten sich. Ihr Geiz erlaubte ihnen nicht, auch den kleinsten Theil dessen zu opfern, was ihnen bald darauf

mit Gewalt ganz entrissen werden sollte. Die Notabeln mußten entlassen werden.

Brienne half sich mit neuen Auflagen, aber das Parlament von Paris verweigerte die Einregistrirung und wurde von allen übrigen Parlamenten, wie von der öffentlichen Meinung kräftig unterstützt. Viele vom Adel betheiligten sich bei dieser Opposition, ja trugen fast allein die Ehre davon. So vor allen d'Espremenil im Pariser Parlament und Lafayette, der bei den Notabeln sich zuerst laut gemacht hatte. Beide besuchten die Zirkel des Herzogs von Orleans. Man begreift schwer, was sich diese Edelleute geträumt haben, indem sie die Avantgarde der Revolution bildeten, die nothwendig ihrem eigenen Stande zum Verderben ausschlagen mußte. Lafayette hatte freilich nur Sympathien für den Bürgerstand, aber d'Espremenil war für die Rechte seines Standes stark eingenommen. Der König bewältigte das Parlament durch ein lit de justice*) und durch Wiederanwendung der verhaßten lettres de cachet**). Die Steuern wurden ausgeschrieben, das Parlament verbannt, d'Espremenil verhaftet. Aber ein Schrei des Unwillens ging durch das ganze Land. Alle Parlamente protestirten, an vielen Orten brachen Unruhen aus. Brienne wurde ängstlich und rieth dem König, sich mit den Parlamenten einstweilen zu verständigen, denselben aber die von d'Espremenil verlangte Einberufung der allgemeinen Reichsstände binnen fünf Jahren in Aussicht zu stellen. Der König ging darauf ein und d'Espremenil wurde zurückberufen. Die Pariser begrüßten ihn mit lautem Jubel und schleppten Figuren der Herzogin von Polignac und Calonnes höhnend durch die festlich erleuchteten Straßen. Die Königin kam schon nicht mehr von Versailles nach Paris, weil man ihr und dem Graf von Artois Flüche zugerufen hatte.

*) Auf fünf Kissen sitzend hatte der König nach altem Herkommen das Recht, inmitten des Parlaments die Einregistrirung seiner Verordnungen zu befehlen.

**) Auf ein bloßes königliches Billet hin konnte nach altem Herkommen jeder, den der König bezeichnete, verhaftet werden, ohne daß ein Gericht sich darum zu kümmern hatte.

Inzwischen führten die Verhandlungen mit den Parlamenten zu nichts, weil die Anleihe, die Brienne mit Hülfe der letzteren zu contrahiren gehofft hatte, doch nicht zu Stande kam. Geschreckt durch den Widerstand der Parlamente und deren Popularität, griff Brienne, schon der Verhältnisse nicht mehr mächtig und den Kopf verlierend, zu den Notabeln zurück, die ihm schon das erstemal nicht hatten helfen können und die er mit geringer Abänderung unter dem Namen einer **cour plenière** als Surrogat der eigentlichen Reichsstände benützen wollte. Die öffentliche Meinung erklärte sich aber aufs entschiedenste dagegen (im Sommer 1788), und der König sah sich genöthigt, derselben nachzugeben, Brienne zu entlassen, Necker zurückzurufen und die Eröffnung der Reichsstände schon für das nächste Jahr zu verheißen. Der Palast des Siegelbewahrers Lamoignon und des Erzbischofs von Paris, auch Briennes Bildniß wurde vom Volke verbrannt. Die Garde mußte zum erstenmal Volksblut vergießen.

Die Parlamente erschracken jetzt, denn sie mußten ihr Ansehen verlieren, sobald die Reichsstände zusammentraten. Sie machten daher dem Hofe Zugeständnisse und versprachen ihm 440 Millionen anzuschaffen, wenn die Reichsstände unterblieben. Auch schadeten sie sich durch die Hartnäckigkeit, mit der sie dem königlichen Edikt, welches die Protestanten in ihre Rechte wieder einsetzte, die Anerkennung verweigerten. Dieses Edikt war damals um so populärer, als der gefeierte Necker selbst Protestant war. Die öffentliche Meinung war daher bald darüber einig, daß die alten Parlamente im Grunde wie die alte Kirche selbst ein Institut des Feudalismus seyen, und entzog ihnen die bisherige Gunst. Die Opposition rückte um einen großen Schritt vorwärts und warf ihr erstes Werkzeug verächtlich bei Seite.

Necker zog wie im Triumphe ein, sein bloßes Erscheinen bewirkte an einem einzigen Tage ein Steigen der Renten um 30 p. c. Der Mittelstand beruhigte sich und gab sich den schönsten Hoffnungen hin. Eigentlich war man nur zu dem Standpunkt zurückgekehrt, auf dem sich der König schon in den ersten Jahren seiner Regierung befunden hatte, und von dem ihn nur die Königin mit dem Anhang

der Polignacs weggezogen hatte. Aber es war zu spät, eine unersetzliche Zeit war versäumt worden, die Finanznoth war aufs höchste gestiegen und der Groll der Massen schon furchtbar erregt. Der Winter auf 1789 war ungewöhnlich streng, was die ärmsten Klassen schwer empfanden und in Verbindung mit ausgedehnten Hagelschlägen im vorherigen Sommer eine Theurung und zeitweise Hungersnoth herbeiführte, die sehr viel zur Wüthendmachung der Volksmassen beitrug.

Die Reichsstände oder allgemeinen Stände (états généraux) wurden auf den Mai 1789 einberufen. Nach langer Berathung mit den wieder einberufenen Notabeln und mit den Parlamenten entschloß sich der König auf Neckers Antrieb, daß 1000 Abgeordnete erscheinen und daß die Hälfte davon den dritten Stand vertreten sollte. Da einige vom Adel und viele Priester der Volkssache geneigt waren, so mußte, wenn alle drei Stände gemeinsame Sitzungen hielten und nach Köpfen abgestimmt wurde, die Mehrheit nothwendig dem dritten Stande zufallen. Das wollte die Regierung nicht, aber sie hoffte es dadurch zu hindern, daß sie verlangte, jeder Stand solle abgesondert berathen und stimmen und eine eigene Kammer bilden. Ihr ganzer Plan war, Adel und Klerus durch den dritten Stand einzuschüchtern und zu den Geldopfern zu zwingen, welche sich die Notabeln nicht hatten abbitten lassen; dann aber auch wieder Adel und Klerus zu brauchen, um den dritten Stand zu zügeln, wenn er zu große Forderungen machen würde.

Sie mißkannte die Uebermacht des dritten Standes, die niemand mehr verkennen konnte. Durch Neckers unvorsichtige Aufforderung an die Literaten, sich über die ständische Frage zu äußern, war eine Fluth von Schriften hervorgerufen worden, die in ihrer Mehrheit einstimmig und mit der Ueberzeugungswärme, zu der die öffentliche Meinung damals berechtigte, den dritten Stand als die Nation selbst, die beiden andern Stände aber nur als überflüssige Bruchtheile derselben bezeichneten. Am meisten Ruhm unter diesen Brochüren des Tages erlangte die des Abbé Sieyes, welcher kurz und bündig sagte: was ist der tiers état? Antwort: nichts. Was soll er seyn?

Antwort: alles! Aber auch diese Partei täuschte sich. Sie verstand unter der Nation nur den Mittelstand allein (die Bourgeoisie) und nahm die zur Anarchie geneigte rohe Masse des Proletariats so wenig in Rechnung, wie den conservativen, der alten Kirche geneigt bleibenden Bauernstand. Sie setzte bei jenem die Humanität und Mäßigung, bei diesem die Aufklärung des gebildeten Bürgerstandes voraus, ein Irrthum, den die Sansculottes hier, die Vendéer dort blutig widerlegen sollten. Dennoch ist die Bourgeoisie auch später noch, und nicht blos in Frankreich, immer wieder in denselben eiteln Irrthum gefallen, sich für die Nation überhaupt, ganz und allein zu halten. Die Bretagne gab das Beispiel. Hier föderirten sich die Bürger bei der Wahl und der eingeschüchterte Adel wählte gar nicht.

Eine andere Täuschung lag in der nationalen Auffassung der Bewegung. Die bürgerlichen Unzufriedenen gefielen sich in der falschen Vorstellung, es handle sich um eine gallo-romanische Erhebung gegen den fränkischen, burgundischen und normännischen Adel, der seit der Völkerwanderung sich auf gallischem Boden unnütz gemacht habe. Daher die Vorliebe, mit der man alle altgallischen und altrömischen Erinnerungen und Namen wieder auffrischte, als gelte es, die germanischen Eindringlinge für immer wieder von einem Boden zu verdrängen, der ihnen nie rechtmäßig angehört habe. Dieselbe Vorliebe führte später zur Wiedereinführung altrömischer Amtstitel (der Consuln, Tribunen ꝛc.), zur Annahme antiker Kleidertrachten und zur Veränderung auch der benachbarten Länder- und Völkernamen im antiken Sinne, so daß sich die Niederländer Belgier, die Holländer Bataver, die Schweizer Helvetier, die Genuesen Liguren ꝛc. nennen lassen mußten. In alledem lag kein reeller Volksinstinkt, es war nur Affectation der durch den classischen Geschmack verwöhnten Gebildeten. Der Irrthum, dem man sich desfalls hingab, war um so gröber, als die große Bewegung des Volks gegen den Thron im Gegentheil einen ganz germanischen Charakter hatte und nur die altfränkischen Volksrechte wahren sollte gegen den unter Ludwig XIV. dem Volk aufgedrungenen, seine alten Rechte beschränkenden, dem Wesen wie der Form nach den altrömischen Kaiserzeiten abgelernten Despotismus.

In den Cahiers, in denen die Wähler den Deputirten ihr Benehmen vorschrieben, wurde nicht mehr verlangt, als eine die Rechte und Interessen des Volks schützende, den bisherigen Despotismus gesetzlich einschränkende, die Staatsausgaben controlirende Kammer, mit einem Wort eine constitutionelle Monarchie, dem Wesen nach der englischen entsprechend, wenn auch mit andern Formen. Necker und seine Freunde hatten daher ganz Recht, ausdrücklich die englische Verfassung zu empfehlen, und irrten sich nur, soferne sie das einmal im Volke festgewurzelte Mißtrauen auch in den bessern Willen der Krone nicht in Anschlag brachten; ein Umstand, der damals jede Verständigung hinderte und den Umsturz der Dinge unvermeidlich machte. Was sie rechtfertigt, ist die Thatsache, daß Frankreich, nachdem alle Stürme der Revolution vorübergegangen waren, doch nichts anderes erhielt, als eben eine constitutionelle Monarchie, ungefähr gerade dasselbe und so viel, als jene ersten Cahiers verlangt hatten. Die gallo-romanischen Sympathien bezeichnen daher wie unter Ludwigs XIV. Despotie, so unter der Schreckensherrschaft der rothen Freiheitsmütze, so auch wieder unter dem Consulat und der imperatorischen Dictatur nur Ausnahmszustände, während die constitutionellen oder germanischen Sympathien immer die alte Regel der Natur blieben und bleiben werden.

Zweites Buch.

Constitutioneller Anfang der französischen Revolution.

Die Deputirten strömten von allen Seiten nach Versailles und machten am 3. Mai 1789 ihre erste Aufwartung bei dem König. Man hatte ihnen Tracht und Ceremoniel vom Jahre 1614 vorgeschrieben. (So lange waren die Stände des Reichs nicht mehr einberufen worden.) Klerus und Adel strotzten von Gold und Pracht und beide Flügelthüren des königlichen Schlosses rauschten vor ihrem Einzug auf; der dritte Stand war nur durch schwarze Kleidung und weiße Halsbinden ausgezeichnet, ihm wurde auch nur die halbe Thüre aufgemacht. Es war die Frage entstanden, ob er nicht auch, wie vormals, vor dem Könige knieen solle. Diese Zurücksetzung des dritten, damals wichtigsten Standes, beleidigte um so mehr, als sie im Salon der Polignacs ausgekünstelt worden war. Sie ließ sich daher auch nicht durchführen. Als am folgenden Tage die eigentliche Eröffnung der Reichsstände mit einem feierlichen Gottesdienst begann, begrüßte den König lebhafter Zuruf, aber tiefes Schweigen die Königin. Der Bischof von Nancy, de la Fare, hielt die Predigt und erwähnte darin der bürgerlichen Freiheit, was vom dritten Stande mit lautem Klatschen

wie im Theater, aufgenommen wurde. Als er aber im Gebete die drei Stände unterschied, hörte man lautes Gemurmel. Nach dem Gottesdienst begab man sich in den Ständesaal (salle des menus). Der König hielt die kurze Thronrede und bedeckte sich. Als der Adel nun sein altes Recht gebrauchte, sich auch zu bedecken, that es der dritte Stand ebenfalls unter einem Widerspruch, der Lärm verursachte, so daß der König lieber selbst den Hut wieder abnahm und nun alle ihm folgen mußten. Diese Kleinigkeiten bezeichnen deutlich den Geist der Versammlung.

Durch den Großsiegelbewahrer Barentin ließ der König sofort den Ständen seinen guten Willen zu zeitgemäßen Reformen im gesammten Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung kund geben und sie zum Vertrauen auffordern. Nachher langweilte sie Necker mit einem drei Stunden langen Finanzvortrag, was ein großer Mißgriff war in so wichtiger Zeit und seine Unfähigkeit zu einer großartigen Initiative darthat. Die Regierung hätte nichts dem Zufall überlassen, alles einleiten und in die Hand nehmen, einen bestimmten Verfassungsentwurf vorlegen und die Stände hinreißen müssen, anstatt sich von ihnen widerwärtig nachzerren zu lassen.

Die eigentlichen Geschäfte der Reichsversammlung sollten mit der üblichen Prüfung der Wahlurkunden und Vollmachten jedes einzelnen Abgeordneten beginnen. Der dritte Stand setzte voraus, daß dies nur in gemeinsamer Sitzung aller drei Stände geschehen könne, Adel und Klerus aber sonderten sich ab, um die Prüfung für ihren Stand besonders vorzunehmen. Der dritte Stand ließ das nicht gelten und nahm die Prüfung der Vollmachten seiner eigenen Mitglieder nicht vor, fest erklärend, er werde den Eintritt der beiden andern Stände in dem gemeinsamen Sitzungssaale abwarten. Das geschah auf den Antrag des Grafen Mirabeau, eines berüchtigten Abenteurers, der als ein Proletarier des Adels und von seinem Stande ausgestoßen, auf natürliche Weise an die Spitze derer trat, die alle bisherigen Gliederungen, Sonderungen und Privilegien der Stände umstürzen wollten. Dieser Mirabeau war eine Personifikation der Revolution selbst, die er einleitete, tief verschuldet, vis à vis de rien, sittenlos

bis zur Verworfenheit, schamlos, furchtbar gewaltthätig, von glühendem Hasse verzehrt, dazu von einer seltenen körperlichen Häßlichkeit, aber durch und durch genial. Von früher Jugend an von einem harten Vater mißhandelt, den schändlichsten Ausschweifungen ergeben, bald mit Recht, bald mit Unrecht verfolgt und in die Kerker geworfen, wegen doppelten Ehebruchs zum Tode verurtheilt, von seinen Standesgenossen in Verruf erklärt, sein Leben fristend im niedrigsten geheimen Spionendienst für das französische Ministerium am Hofe zu Berlin, über den er auch ein skandalöses Buch geschrieben hatte, war er durch seinen sehr aufrichtig und genial ausgesprochenen Zorn gegen Hof und Adel in seiner Heimat, der Provence, äußerst populär geworden, und so hatte man ihn zum Deputirten des dritten Standes gewählt.

Adel und Klerus wurden durch die Festigkeit des dritten Standes beunruhigt. Indem sie nun endlich erkannten, daß sie dem Staate die so lange verweigerten Opfer doch würden bringen müssen, wollten sie auch den Ruhm davon haben und hofften, um diesen Preis ihre Standesrechte zu retten. Sie erklärten also am 23. Mai feierlich, sie verzichten auf ihre bisherige Steuerfreiheit, verharrten aber bei der Theilung der Reichsversammlung in drei nach Ständen abgesonderten Kammern.

Diese Erklärung, die zur Zeit der Notabeln mit Dank und lebhaftem Beifall würde aufgenommen worden seyn, kam jetzt zu spät und machte keinen Eindruck mehr. Man unterhandelte noch hin und her, der Klerus suchte vergebens zu vermitteln und zeigte sich, der vielen armen Pfarrer wegen, die unter seinen Vertretern saßen, dem dritten Stande ungleich mehr zugeneigt, als der Adel. Der dritte Stand forderte ihn durch eine Deputation feierlich im Namen des Gottes des Friedens und des öffentlichen Wohles auf, mit ihm zusammenzutreten, allein der Klerus schwankte noch.

Fünf Wochen waren nutzlos vergangen, dem dritten Stande schien es jetzt Zeit zu handeln. Mirabeau kündigte mit seiner Löwenstimme am 10. Juni an, ein Abgeordneter von Paris habe einen wichtigen Antrag zu machen, und der in Reden schüchterne,

im Denken und Schreiben kühne Abbé Sièyes betrat die Rednerbühne, um darzulegen, man müsse aus der bisherigen Ungewißheit herauskommen, dürfe jetzt um der renitenten beiden ersten Stände willen das Volk nicht länger warten lassen, der dritte Stand möge daher die Rechte der gesammten Stände an sich nehmen, die Vollmachten nicht als einzelner Stand, sondern im Namen und mit dem Recht der gemeinsamen Stände prüfen und die Mitglieder der beiden andern Stände als nicht erschienen ignoriren, bis sie sich einfinden würden. Der Antrag wurde sogleich angenommen, die Prüfung der Urkunden begann und dauerte bis zum 15ten. Inzwischen waren zwölf Pfarrer freiwillig eingetreten. Der Hof verhielt sich ruhig, als begreife er die ungeheure Tragweite des von dem dritten Stande gefaßten Beschlusses nicht. Erst als am 17. Juni der dritte Stand erklärte, er vertrete 96/100 der Nation, auf den Antrag eines unbedeutenden Abgeordneten (Legrand) den Namen einer Nationalversammlung (assemblée nationale) annahm, erschracken die wenigen Freunde des Hofes und des Alten unter den anwesenden Mitgliedern und versuchten einen lärmenden Widerspruch, natürlich vergebens. Am 18. proklamirte die Versammlung ihren neuen Namen und verkündigte zugleich dem Volke, sie garantire die Staatsschuld, die Staatscreditoren sollten sich mithin beruhigen, sie genehmige die Steuern, aber nur auf so lange sie selbst beisammen sey, auch werde sie unverzüglich Maßregeln gegen die Theuerung ergreifen.

Das hieß eigenmächtig nicht nur einen Theil der Souverainetät, sondern auch der Verwaltung selbst an sich reißen. Hof und Adel geriethen in die heftigste Aufwallung und Besorgniß. Die alten Parlamente erboten sich jetzt, alle Befehle des Königs einzuregistriren, wenn er sie nur wiederherstellen und dagegen die Nationalversammlung auflösen wolle. D'Espremenil war der leidenschaftlichste Reactionär geworden. Die Zeit drängte. Schon am 19. beschloß die Mehrheit des Klerus, in die Nationalversammlung überzutreten. Das sollte um jeden Preis verhindert werden. Hof und Adel lockten den König nach Marli, wo sie ihn allein hatten

und für ihre Absichten gewannen. Neckers Vermittlung, die freilich auch nichts gefruchtet haben würde, wurde abgelehnt, jede ständische Sitzung untersagt, der Saal der Nationalversammlung geschlossen und erst für den 22. eine königliche Sitzung angesagt.

Der gelehrte Bailly, der in astronomische Studien vertieft, sich wohl nie die Rolle hätte träumen lassen, die er jetzt mit erstaunlicher Würde und Umsicht ausfüllte, war seit dem 3ten Präsident der Nationalversammlung und erkannte nur diese selbst als die Stelle an, von der er Befehl anzunehmen habe. Obgleich man ihm von Seite des Königs hatte sagen lassen, was höchster Wille sey, begab er sich doch am 20., wie gewöhnlich, zum Sitzungssaal, fand ihn geschlossen, protestirte feierlich gegen diese Maßregel, sammelte die unterdessen angekommenen Deputirten und zog mit ihnen auf Mouniers Vorschlag nach dem Ballhause. Hier zwischen leeren Wänden, wo nicht einmal ein Stuhl war, schwuren sie alle (nur ein gewisser Martin D'Auch ausgenommen, der sich ausdrücklich zu Protokoll verwahrte), indem sie ihre Hände gegen Bailly, den man auf einen Tisch gehoben, ausstreckten, sich nicht eher zu trennen, als bis sie eine neue Constitution des Königreichs festgestellt haben würden. Von allen Seiten strömte das Volk herbei und jauchzte ihnen Beifall zu.

Am folgenden Tage hielt der König unklugerweise die angekündigte königliche Sitzung noch nicht, sondern verschob sie auf den 23., ließ jedoch das Ballhaus versperren, aber die Nationalversammlung begab sich nach der Ludwigskirche, in welcher sich die Mehrheit des Klerus, in feierlichem Zuge eintretend, mit ihr vereinigte und somit den Plänen des Hofes und Adels zuvorkam, die immer den rechten Augenblick versäumten.

Am 23. Juni endlich sollte der große Schlag fallen. Versailles wimmelte von Truppen, welche die Nationalversammlung umstellten. In den Saal wurde Adel und Klerus zuerst eingelassen, damit sie ihren Sitz als gesonderte Stände einnehmen konnten, der dritte Stand mußte draußen im Regen stehen bleiben, bis ihm zur Platznahme auf den übrigen Sitzen die Thüre, an welche Bailly

wiederholt heftig anpochte, geöffnet wurde. Hierauf hielt der König eine mit Donner und Blitz erfüllte Rede, der man es anhörte, daß sie nicht aus seinem eigenen weichen Herzen kam. Er erklärte alle bisherigen Akte der Nationalversammlung für null und nichtig, befahl eine getrennte Berathung in drei Kammern, wiederholte das Versprechen zeitgemäßer Reformen, wahrte aber ausdrücklich seine Rechte als Souverain und als Vollzieher der Gewalt. Das Maaß des Guten, das er zusagte, war überreich, und die Grenze, die er gezogen wissen wollte, damit die Nationalversammlung sich nicht die Regierung anmaße, war durchaus constitutionell und mehr als gerechtfertigt durch die Haltung der Nationalversammlung. Allein indem er auf den drei getrennten Curien beharrte, schien er doch nur das blinde Werkzeug des Adels zu seyn, und man mißtraute seinen Zusagen um so mehr, als er so viel Waffen aufgeboten und gedroht hatte, die Reichsstände heimzuschicken und sich allein als Vertreter des französischen Volks zu betrachten, wenn man seinem wohlgemeinten Willen nicht fügsamer werde. Sein letztes Wort war ein Befehl, für heute auseinanderzugehen.

Adel und Klerus folgten ihm aus dem Saale, der dritte Stand blieb. Mirabeau erhob sich, um gegen die Gewalt zu protestiren, die Versammlung an den Eid im Ballhause zu mahnen und vom König an das Volk, als an den, dem die Versammlung allein verantwortlich sey, zu appelliren. Der Oberceremonienmeister v. Brezé trat ein und erinnerte an des Königs Befehl, auseinanderzugehen. Mirabeau aber donnerte ihn an, er sey kein Abgeordneter, habe also hier nicht das Recht zu reden. Man werde hier nur den Bayonetten weichen. Die Versammlung stimmte bei und Brezé entfernte sich, es dem Könige zu melden. Dieser hatte die Schwäche, sich den Ungehorsam gefallen zu lassen und von der bewaffneten Macht keinen Gebrauch zu machen. Bailly sagte den Abgeordneten: Sie sind heute, was Sie gestern waren. Man debattirte nun fort, als ob nichts vorgefallen wäre, Barnave benützte aber die Stunde noch, um einen Antrag zu stellen, wonach die Versammlung die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder erklärte. Somit lieh dieser Tag dem

neuen Souverain, dessen der König gerne los geworden wäre, doppelte Stärke. Die moralische Macht der Nationalversammlung feierte den glänzendsten Triumph. Der Adel hatte nur seinen ohnmächtigen Haß, der König seine Unfähigkeit offenbart. Necker, welcher von der königlichen Sitzung weggeblieben war, empfing deshalb Huldigungen, als ob er etwas mehr gethan hätte als nichts.

Der Sieg des dritten Standes war entschieden. Schon am 24. vereinigte sich der Rest des Klerus, am 25. ein Theil des Adels, am 27. der ganze Adel mit ihm zu einer Nationalversammlung. Vergebens verlangte d'Espremenil, den dritten Stand des Hochverraths anzuklagen und vor die Gerichte zu stellen. Wer hätte die Execution übernommen? Der Adel fügte sich aus Ohnmacht, und um durch seine Opposition in der Nationalversammlung wenigstens weitere Siege des dritten Standes zu erschweren.

Er beging einen neuen Fehler, indem er auch noch im Schooße der Nationalversammlung eine Zeitlang als abgesonderter Stand zu erscheinen bemüht war, nicht zur rechten Zeit eintrat, in Masse stehen blieb, nicht mitstimmte, und später, als die Vermischung doch erfolgte, durch Gleichgültigkeit oder störendes Plaudern der Versammlung eine zu auffallende Verachtung bezeigte. Der dritte Stand aber beging einen noch ungleich folgenreicheren Fehler, indem er den Galerien zu viel Recht einräumte. Die ursprünglich nur für den Hof bestimmten Galerien wurden bald ausschließlich vom Volk, beziehungsweise vom Pöbel eingenommen, und es ist kein Zweifel, daß sich bezahlte Schreier darunter befanden. Der dritte Stand ließ sich gerne von diesem Publikum bei seinen Berathungen Beifall zuklatschen, und sah es gerne, wenn die Freunde des Hofes und Adels, so oft sie das Wort ergriffen, von den Galerien herab verhöhnt und beim Nachhausegehen oft sogar vom Pöbel angefallen wurden. Der ehrwürdige Präsident Bailly ahnte, wohin das führen werde, rüstete sich ernstlich gegen die Tyrannei der Galerien und wollte sein Amt als Präsident handhaben, allein wie durch Verabredung wurde sein Vortrag durch einen Sturm von Beifall übertönt und er konnte ihn nicht vollenden. Mirabeau und die Mehrheit des dritten Standes glaubten damals

noch der Unterstützung von den Galerien aus und überhaupt des Volkes sehr zu bedürfen, weil man trotz der erprobten Schwäche des Hofes immer in Furcht vor einem Handstreich war. Bailly wurde durch die Ehre entschädigt, Präsident bleiben zu dürfen. Adel und Klerus hätten einen Präsidenten aus ihrem Stande durchsetzen können, wenn sie gleich anfangs gemeinsam mit dem dritten Stande berathen hätten, jetzt mußten sie sich einen bürgerlichen gefallen lassen.

Bis dahin hatte die nahe liegende große Hauptstadt Paris sich ruhig verhalten. Nur die Wahlen hatten eine große Bewegung veranlaßt, jedoch ohne die Ordnung zu stören. Die Wähler hatten das Bedürfniß gefühlt, ihre Versammlungen fortzusetzen. Im Garten des Palais Royal, welches dem Herzog von Orleans gehörte, war der Sammelplatz aller Neugierigen, Unzufriedenen und Schreier. Die Besorgniß vor den Anschlägen des Adels und vor einem Angriff der Truppen auf die Nationalversammlung und das ihr geneigte Volk hielt die Massen in lebhafter Spannung und nichts war natürlicher, als daß man sich nach der Stimmung der in Paris selbst garnisonirenden Truppen erkundigte und dieselben für die Volkssache zu gewinnen suchte. Der Herzog von Orleans ist nicht frei von dem Verdacht, damals Geld vertheilt und die Wühlerei organisirt zu haben, durch die es gelang, mittelst der berüchtigten Damen des Palais Royal,*) Weinspendungen und Pamphlete die Soldaten zu verführen. Das Regiment der französischen Garde zu Fuß erlag dieser Verführung zuerst. Die Soldaten liefen schaarenweise aus der Kaserne, wohin sie confinirt waren, in das Palais Royal. Am 23. Juni erklärten sie bereits, nicht auf das Volk schießen zu wollen, wenn es ihnen etwa befohlen würde. Elf Rädelsführer wurden in die Abtei gefangen gesetzt, aber vom Volke befreit. Reiterei, die es hindern sollte, blieb unthätig. Die Nationalversammlung wurde davon durch eine Adresse der Pariser in Kenntniß gesetzt, und wie stark sie

*) Der Herzog unterhielt hier öffentliche Bordelle und gab das Beispiel kolossalster Lüderlichkeit. Sein Körper war verwüstet, sein Gesicht finnig ꝛc.

gewesen gegenüber dem Throne, so schwach benahm sie sich gegenüber dem Pöbel. Von diesem Tage an stand sie unter dem Einfluß der Pöbeladressen und Sturmpetitionen. Sie bat mit heuchlerischer Einhaltung der Formen beim König um Gnade für die elf Gardisten und der König gewährte sie. Man brachte die Gefangenen nach der Abtei zurück, um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, ließ sie aber dann sogleich los. Mit diesem Verfahren sprach sich die Nationalversammlung schon im Beginn ihrer Macht das Todesurtheil. Sie duldete und heiligte eine Anarchie, deren Opfer sie werden mußte.

Bei der Beurtheilung dieser verhängnißvollen Vorgänge darf nicht vergessen werden, wie sie vorbereitet wurden. Jenes Garderegiment hatte Ursache mit seinen Offizieren unzufrieden zu seyn, von denen die Soldaten nach dem in Frankreich eingeführten preußischen System in härtester Disciplin gehalten, in der Bekleidung, Beköstigung und im Solde durch Unterschlagungen verkürzt und mit so herkömmlicher Verachtung behandelt wurden, daß ein patriarchalisches Verhältniß zwischen beiden unmöglich geworden war. Die Gardeoffiziere beschäftigten sich nur zur äußersten Noth mit dem Dienst und eilten gleich wieder zu ihren Vergnügungen, ohne nur von der Parade mit in die Caserne zu gehen. Kein Bürgerlicher konnte avanciren, die Offizierstellen waren dem Adel vorbehalten. Zudem schenkte der Hof den deutschen und Schweizer Regimentern, die er im Solde hielt, (es waren ihrer nicht weniger als 27) mehr Vertrauen als den Franzosen selbst. Das machte die französischen Truppen gegen jene aufsätzig und erleichterte ihre Verführung zum Ungehorsam. Sämmtliche Truppen wurden, damit sie nicht gleich der Garde verführt würden, aus Paris entfernt.

Paris beruhigte sich wieder auf etwa drei Wochen und die Nationalversammlung hätte, wie Necker sehnlichst wünschte, ihre Aufgabe mit Besonnenheit und Würde lösen können. Wie Necker selbst, so wünschte auch eine Partei in der Nationalversammlung, an deren Spitze der einflußreiche Deputirte der Dauphiné, Mounier, und mit ihm Lally-Tolendal, Clermont-Tonnère standen, die englische Verfassung. Aber ein Oberhaus, eine Pairie war jetzt schon nicht mehr

möglich. Der Hofadel begriff dieses besser, als der constitutionelle Adel in der Versammlung und erkannte richtig, daß die Zustände schon zu gewaltsam geworden seyen und daß es sich nicht mehr von einer gegenseitigen Abwägung der Rechte, sondern nur noch von einer Existenzfrage handle. Nationalversammlung und Volk waren längst aus den Bahnen des constitutionellen Rechts gewichen und usurpirten den höchsten Willen und die vollziehende Gewalt. Unter diesen Umständen mußte der König vollends unterliegen, erst Sklave, dann Opfer des angeblichen Nationalwillens, d. h. der wüthendsten Schreier in der Nationalversammlung und im Palais Royal werden, oder er mußte die Waffen, die ihm noch zur Hand waren, gebrauchen. Er selbst dachte nicht einmal daran. Es waren andere, die für ihn handelten. Man versammelte gegen 30,000 Mann in der Nähe von Paris und Versailles, hauptsächlich deutsche und Schweizerregimenter unter dem Marschall Broglio. Zunächst Paris commandirte der Schweizer Besenval, der wegen dieser Stellung und als Ausländer sich den grimmigsten Volkshaß zuzog.

Am 9. Juli erhob sich Mirabeau gegen diesen kriegerischen Plan des Hofes und warf unter anderem der Krone vor, daß sie zu feig oder treulos gewesen sey, um den Holländern gegen die preußische Ueberwältigung zu helfen, und anstatt die Ehre und das Interesse des französischen Volks nach außen zu wahren, die Waffen Frankreichs lieber gegen das eigene Volk schleife. Die Versammlung beschloß eine Mahnung an den König, der aber sein Recht, über die Truppen zu verfügen, wahrte und die Aufrechthaltung der Ordnung, ja den Schutz der Nationalversammlung selbst als den Zweck der Truppenaufstellung bezeichnete. In der That, wenn man ihn nicht als das Werkzeug geschworner Volksfeinde betrachtet hätte, so würde es Pflicht und Interesse der Nationalversammlung gewesen seyn, ihm für diese Sorgfalt zu danken, denn der Abgrund der Anarchie, der sich in der Hauptstadt je mehr und mehr öffnete, bot der Nationalversammlung keine Sicherheit. Inzwischen versäumte die kriegerische Hofpartei ihre Drohungen auszuführen. Sie erweckte furchtbare Erbitterung und blieb doch unthätig, ließ den Gegnern Zeit und lähmte den anfangs

guten Eifer der Truppen durch zu langes Zaudern. Hatte sie einmal die Truppen gesammelt, so mußte sie auch handeln, plötzlich Paris militärisch besetzen, die Nationalversammlung auflösen, die Gemäßigten durch Proklamirung der Neckerschen Ansichten versöhnen ꝛc. Allein sie ließ die Truppen ruhig stehen und sich langweilen, während sie Necker, der ihr nicht mehr schaden, sondern nur noch nützen konnte, entließ und dadurch auch die gemäßigten Freiheitsfreunde von sich stieß.

Necker hatte dem König versprechen müssen, sich heimlich zu entfernen, als ob dadurch Volksaufläufe hätten verhindert werden können. Sonnabends am 11. Juni verschwand er plötzlich, ohne daß seine einzige Tochter, die nachher berühmt gewordene Frau von Staël, etwas davon wußte. Aber schon am nächsten Sonntagmorgen verbreitete sich das Gerücht seiner Abdankung und der Einsetzung eines neuen aristokratischen Ministeriums. Zugleich hieß es, der Herzog von Orleans sey verbannt. Alles kam in Aufruhr, aber die Armee, weit entfernt, eine kühne Offensive zu ergreifen und der Bewaffnung des Volks zuvorzukommen, verhielt sich passiv. Zur Verzweiflung der Generale hatte der König befohlen, kein Blut zu vergießen. Die Soldaten sahen sich also jeder Verhöhnung und Mißhandlung oder Verführung von Seite des Volks ausgesetzt und mußten am Ende über die Schwäche der Regierung erröthen oder lachen.

Im Garten des Palais Royal stieg ein rücksichtsloser und frecher, aber geistvoller und in vieler Beziehung liebenswürdiger, ja selbst sanfter und zartfühlender Jüngling, ein idealisirter Pariser Gamin, Camille Desmoulins auf einen Tisch, rief, eine Pistole in der Hand, zu den Waffen und steckte ein Baumblatt als Abzeichen auf den Hut. Alles jubelte ihm zu und die Bäume wurden entblättert, um mit ihrem Laube die Hüte der Pariser zu zieren. Später steckte man statt der grünen Blätter eine Kokarde auf mit den Pariser Farben, Roth und Blau. Man holte die Büsten Orleans und Neckers aus einem Wachsfigurenkabinet und trug sie im Triumph durch die Straßen. Dieser Zug stieß auf den Prinzen von Lambesc mit weniger Reiterei seines Regimentes Royal Allemand. Allein dieser, gemäß dem Befehl kein Blut zu vergießen, befahl erst einzu=

hauen, nachdem er selber hart angegriffen wurde. Weil aber ein französischer Gardist gefallen war, trat noch in der Nacht zwischen dem 12. und 13. Juni die gesammte Garde zum Volk über. Während dieses Abends und der Nacht plünderte der Pöbel alle Waffenhandlungen und das königliche Garde-meuble, aus dem er eine Unzahl alterthümlicher, zum Theil kostbarer Waffen, die ruhmvollen Erinnerungen der alten Monarchie und der Ritterzeit abführte. Auch das Kloster S. Lazare, in dem man vergebens Waffen suchte, wurde ausgeplündert, das Schuldgefängniß aufgesprengt und alle Gefangenen befreit, und rings um Paris steckte man die Barrieren in Brand, um die Zufuhr zur Stadt von den verhaßten Zöllen zu befreien.

In dieser Schreckensnacht ergriff das Volk die Offensive, welche die Hofpartei versäumt hatte. Die Garde marschirte gegen das Regiment Royal Allemand, feuerte und trieb es aus Paris hinaus. Besenval ließ sofort seine Truppen auf dem Marsfelde vorrücken, aber die Garde gab auch auf sie Feuer, das die Schweizer zu erwidern sich weigerten. Auch die übrigen Regimenter hatten jetzt keine Lust mehr zum Angriff und Besenval zog sich zurück. Der König war so stumpfsinnig, sich immer noch sicher zu fühlen, und gab in der folgenden Nacht vom 13. und 14. einen glänzenden Hofball.

Auf dem Pariser Stadthause organisirte sich inzwischen der Widerstand. Die Wähler bildeten aus ihrer Mitte eine neue Municipalität, welcher der prêvot des marchands, Herr von Flesselles, vorstehen sollte. Aber dieser jedenfalls für die Lage der Dinge entweder zu frivole und vornehme oder ganz von der Angst verblendete Mann bildete sich ein, das wüthende Volk wie unartige Kinder hinhalten zu können. Alles verlangte Waffen und die Errichtung einer Bürgerwehr, er sagte auch alles zu, täuschte aber das Volk. Waffen kämen, versicherte er; als man aber die Wagen aufbrach, waren sie voll Lumpen. Im Karthäuserkloster seyen Waffen versteckt, meinte er jetzt; man suchte, fand aber nichts. Dagegen entdeckte das immer wüthender gewordene Volk am 14. früh im Invalidenhause einen reichen Vorrath von Flinten und kaum damit bewaffnet, schrie es: nach der Bastille!

Die Bastille war eine kleine, aber furchtbare Citadelle mitten in Paris, ringsum von hohen fensterlosen Mauern und trotzenden Eckthürmen eingeschlossen, durch tiefe Gräben von der Stadt getrennt. Sie beherrschte mit ihren Kanonen die Stadt und war überdies als Gefängniß berüchtigt, in dem viele der ausgezeichnetsten Geister Frankreichs und oft Unschuldige geschmachtet hatten, Opfer einer lettre de cachet durch Maitressen und Höflinge. Diese Zwingburg zu brechen, verlangte jetzt das Volk. Man begreift nicht, warum der commandirende Herzog von Broglio sie nicht in bessern Stand gesetzt hatte, um die Stadt durch sie im Zaume zu halten. Man hatte zu den 82 alten Invaliden, die unter de Launay die Besatzung bildeten, nur 32 Schweizer hineingelegt, die auf einen Angriff gar nicht gefaßt waren. Als das Volk heranwogte und das Castell zur Uebergabe aufforderte, erklärte de Launay sich zu strenger Neutralität bereit, ließ die Kanonen aus den Lucken zurückziehen und gelobte nicht feuern zu lassen, wenn man nur ihn nicht angriffe. Allein das Volk achtete nicht darauf, einige Verwegene hieben die Kette der Zugbrücke nieder, die dadurch fiel, und drangen vor. Als zugleich Schüsse gegen das Castell fielen, ließ endlich de Launay Feuer geben. Aber das Volk stürmte unwiderstehlich auch die zweite Zugbrücke. Da wollte de Launay das Castell in die Luft sprengen, wurde aber von seinen eigenen Soldaten verhindert, welche vom Volk ihr Leben durch Oeffnung der Thore erkauften. Dennoch wurden de Launay, fünf andere Offiziere und zwei Soldaten ermordet. Vom Volke waren nur 83 gefallen. Dieses an sich kleine Ereigniß machte doch ungeheures Aufsehen in der Welt, weil die Bastille das Symbol der monarchischen Allgewalt gewesen war, die jetzt zertrümmert wurde. Das Volk beschloß, es solle hier kein Stein auf dem andern bleiben, und die Bastille wurde glatt vom Boden wegrasirt. Man fand in ihren Kerkern nur noch sieben Gefangene, vier Wechselverfälscher, zwei Wahnsinnige, einen Grafen wegen Ermordung eines Bauern. Dieser Fund konnte der Regierung nur zur Ehre gereichen; aber man zog es vor, sich die Phantasie mit Schreckbildern der früheren Einkerkerungen anzufüllen, und je weiter vom Schauplatz weg, desto leichter war es,

Lügen auszubreiten. Die Presse ersann, was der wirkliche Befund nicht ergeben hatte. Auch Flesselles wurde jetzt ein Opfer der Volkswuth, die er nur zu sehr gereizt hatte.

In Versailles wandelte die Nationalversammlung ein banges Gefühl davon an, daß sie gleichsam bei Seite geschoben sey, während Paris allein die Initiative ergriffen hatte. Es lag ihr mithin alles daran, den König auf ihre Seite herüberzuziehen und mit ihm die constitutionelle Ordnung aufrecht zu erhalten. Insbesondere sollte es den Anschein haben, als müsse die Hofpartei der moralischen Macht der Nationalversammlung und nicht der Furcht vor dem Pariser Pöbel weichen. Sie bedrängte daher den König mit Deputationen. Er aber gab nicht gleich nach. Erst als er in der Nacht des 14. Juli genaue Nachricht über die Eroberung der Bastille und über die Bewaffnung von ganz Paris erfuhr, begann er zu schaudern. Man hatte ihm die Wahrheit bisheran verhehlt. Einem seiner treuesten Diener, dem Grafen von Liancourt, sagte er noch geringschätzig: „es ist eine Revolte," worauf ihm dieser ernst erwiderte: „nein, es ist eine Revolution." Das machte den tiefsten Eindruck auf den König, und schon am andern Morgen befahl er den Abzug der Truppen, rief Necker zurück und erschien in der Nationalversammlung, um sich derselben ganz hinzugeben. Die Hofpartei rieth ihm dringend, sich nach Metz in die Mitte der noch treuen Armee zu begeben, die Herr von Bouillé befehligte, und von wo aus ihm ein Ausweg nach Deutschland immer offen stand, die Hülfe des deutschen Reichs nahe war. In dieser gesicherten Lage hätte er wenigstens mit besserem Erfolg unterhandeln können. Allein er weigerte sich, weil er dem Herzog von Orleans nicht den Platz räumen wollte. Er fürchtete, dieser werde sich des Thrones bemächtigen. Man schlug nun der Königin vor, wenigstens sie sollte sich retten und nach Wien gehen, aber sie wollte ihren Gemahl nicht im Stiche lassen, ein Edelmuth, den die Nation nicht zu würdigen verstand.

Die Nationalversammlung empfing den König viel herzlicher, als Mirabeau beabsichtigt hatte, der vor seinem Eintritt noch ermahnte, keine Beifallszeichen zu geben, denn „das Schweigen der

Völker sey eine Lehre für die Könige." Die Mehrheit der Versammlung folgte einem bessern und richtigern Gefühl, indem sie alles that, dem reuigen Könige die verlorene Popularität in Paris zurückzugeben und dem Palais Royal die Zügel der Gewalt zu entreißen. Ohne Zweifel geschah es in Folge eines schnellen und klugen Einverständnisses aller Gemäßigten, daß die Absendung einer großen Deputation der Nationalversammlung nach Paris am 15. Juli dazu benutzt wurde, den unruhigen Parisern Bailly zum Maire, Lafayette zum Commandanten der Bürgerwehr, oder wie sie sich jetzt nannte, der Nationalgarde zu geben. Sowohl die Civil- als Militärgewalt der Stadt kam dadurch in die Hände der Nationalversammlung und der damals in ihr noch herrschenden gemäßigten, echt constitutionellen Partei. Auch verfehlte man nicht, den König selbst nach Paris einzuladen, um über den blutigen Aufruhr möglichst schnell einen Schleier zu ziehen und dem König eine offene Bürgschaft zu geben, daß man auf Wiederherstellung seines alten Ansehens bedacht sey, so wie es ihm ernst sey, als constitutioneller König zu regieren. Der König zeigte einige Scheu, sich in die Hauptstadt hinein zu wagen, und die Königin nahm mit Thränen von ihm Abschied. Der Empfang war anfangs auch schweigend, und Bailly demüthigte den König, indem er ihm an den Thoren die Schlüssel von Paris mit den Worten überreichte: Dieselben Schlüssel habe man auch Heinrich IV. überreicht, damals habe der König sein Volk wieder erobert, diesmal erobere das Volk seinen König wieder. Als sich aber der König mit der neuen Kokarde auf dem Hut am Fenster des Stadthauses zeigte und eine kurze aber herzliche Ansprache an das Volk hielt, jauchzte ihm alles zu und die Versöhnung schien vollendet. Der König kehrte beruhigt nach Versailles zurück und die Nationalversammlung machte seinen Freund Liancourt an Baillys Stelle zu ihrem Präsidenten. Damals floh der Graf von Artois mit den Polignacs und einer Anzahl anderer Prinzen und Herren, die am meisten compromittirt waren, über die Grenze, als die ersten der großen Emigration.

Das äußere Symbol der Versöhnung war, daß man zu der rothen und blauen Farbe der Pariser Kokarde noch die weiße Farbe des regierenden Hauses Bourbon hinzufügte und als dreifarbige Kokarde für das ganze Reich annahm. Lafayette weissagte damals, diese Tricolore werde die Reise durch die Welt machen.

Der Pariser Pöbel und seine geheimen Aufhetzer waren mit der Wendung, welche die Gemäßigten dem Julisturm gegeben, und mit der Art und Weise, wie sie die Vortheile davon nur sich und dem König angeeignet hatten, nichts weniger als zufrieden und legten es darauf an, den guten Eindruck davon so bald als möglich wieder zu stören und das kaum zurückgekehrte öffentliche Vertrauen wieder zu erschüttern. Wie hätten diese Menschen nicht verwegen seyn sollen, da sie bisher alles ungestraft hatten wagen dürfen, da die Soldaten ihnen ausgewichen oder zu ihnen übergetreten waren und die Nationalversammlung selbst ihnen Complimente gemacht, ihre groben Deputationen und Adressen angenommen und sich ihr Geschrei auf der Galerie hatte gefallen lassen. Es ist ermittelt, daß die barbarischen Blutscenen, die in Paris erneuert wurden, von geheimen Agenten künstlich vorbereitet waren. Man lockte die Opfer herbei und lieferte sie einer schon vorher bestellten Pöbelwuth aus. Foulon, ein ehemaliger Intendant und noch vor wenigen Tagen nach Neckers Entlassung zum Minister bestimmt, wurde abgefangen und nach Paris geschleppt, am 22. Juli. Er war allerdings wegen Erpressungen und Brutalitäten übel berüchtigt. Man sagte ihm nach, er habe einmal behauptet, das Volk müsse noch Gras fressen lernen, es sey nichts besseres werth. Man schleppte ihn daher unter ungeheurem Zulauf durch die Straßen von Paris, zu Fuß, einen Kranz von Nesseln um den Hals, ein Bouquet Disteln in der Hand und ein Bund Heu auf dem Rücken. Umsonst bemühte sich Lafayette ihn zu retten. Er wurde vor dem Rathhause an einen Laternenpfahl gehängt, dann schnitt man ihm den Kopf ab, steckte ihn mit einem Heuwisch im Munde auf eine Pike und trug ihn im Triumph seinem unglücklichen Schwiegersohn Berthier entgegen, den man durch einen gefälschten Befehl eigens zu diesem Zweck aus Compiegne hatte kommen lassen. Er war verhaßt, weil er als Intendant die Truppen

um Paris verpflegt hatte. Man zeigte ihm Foulons Kopf, man soll ihm sogar denselben hingehalten haben zum Kuß. Auf dem Stadthause angekommen bemächtigte sich Berthier eines Gewehrs und vertheidigte sich ritterlich, bis er unter den Streichen des Pöbels fiel, der auch seinen Kopf auf eine Pike steckte und durch die Stadt trug.

Lafayette war außer sich und wollte sein Amt niederlegen, ließ sich aber durch Baillys und der Nationalgarde dringende Bitten bewegen, es beizubehalten um noch größere Ausschweifungen zu verhüten. Inzwischen kam der zurückgerufene Necker an und hielt einen Triumpheinzug in Paris. Von Beifall überschüttet wagte er, seinen unterdessen gefangen gesetzten Landsmann Besenval loszubitten. Der Stadtrath gewährte es, nahm aber schon den folgenden Tag die Begnadigung als illegal zurück, da selbst Mirabeau sie mißbilligte. Der General, der nur seines Königs Befehl befolgt, blieb im Kerker, die Mörder Foulons und Berthiers aber blieben ungestraft. So war es abermals der Pöbel, auf den alle Privilegien übergegangen zu seyn schienen, welchen die andern Stände hatten entsagen müssen. Dieser Pöbel begeisterte sich damals durch das berüchtigte Lied Ça ira (nur drauf los, es wird schon gehen!). Einer aus der Menge brachte Berthiers Herz in ein Kaffeehaus, drückte Blut daraus in sein Glas und trank mit den Worten: kein wahres Fest, wo das Herz nicht dabei ist! Die couleur de sang de Foulon wurde in den Kaufläden Mode. Mit dem Geist, der sich auf diese Weise ankündigte, hatte die Nationalversammlung, hatten Lafayette und Bailly selbst nur ein Abkommen getroffen, ihn keineswegs besiegt oder auch nur entschieden bekämpft. Und doch träumten sie noch von einer constitutionellen Autorität.

Die gänzliche Niederlage des Königthums und der Aristokratie im Juli und der blutige Aufstand in Paris waren das Signal, im ganzen Reiche loszuschlagen. Keine Behörde, kein herkömmliches Ansehen wurde mehr geachtet. Hier eilte das gedrückte Volk, alle die Freiheit, die ihm von der Nationalversammlung, ja vom König selbst war zugesichert worden, sich anzueignen, ohne ein Vollzugsgesetz

abzuwarten. Dort brach der Pöbel los, um im allgemeinen Tumult zu rauben. Bewaffnete Banden zogen umher, plünderten die Schlösser des Adels und brannten sie nieder. Im Elsaß begann eine Verfolgung der Juden, die mit ihrem Wucher das Landvolk gedrückt hatten. Auch in mehreren Garnisonen brachen Meutereien aus. In allen Städten gährte es. Auch hierbei, wie bei Foulons Ermordung, waren Umtriebe und eine geheime Leitung von Paris aus im Spiele. Man verbreitete in allen Richtungen des Reichs die Nachricht, es würden Räuber kommen und plündern, und bewirkte dadurch eine allgemeine Bewaffnung des Volks, die allerdings in den Städten und in den weniger verdorbenen Provinzen Nationalgarden entstehen ließ, die aufrichtig auf Erhaltuug der Ordnung und Schutz des Eigenthums ausgingen, an andern Orten aber nur dem Pöbel Waffen lieh und jene vorgeblichen Räuberbanden erst wirklich ins Leben rief. „Krieg den Palästen, Friede den Hütten“ war das Losungswort der Plünderer, welche praktisch die Gleichheit übten, indem sie die Reichen arm machten.

In der Nationalversammlung hätten unter diesen bedenklichen Umständen alle Anhänger des Königs sich aufs festeste an die constitutionelle Partei anschließen sollen, um eine imposante und einige Mehrheit zu bilden, der es möglich gewesen wäre, den Gesetzen wieder Achtung zu verschaffen. Aber Adel und Klerus konnten sich immer noch nicht in die neue Lage finden, grollten den Constitutionellen, suchten deren weitere Maßregeln zu hemmen oder verlängerten wenigstens die Debatten und gaben der Umsturzpartei in Paris immer neue Vorwände. Noch schlimmer wirkte der Widerwille des kraftvollen Mirabeau gegen Necker, Lafayette und alle honetten und doctrinären Männer unter der constitutionellen Partei, nicht blos weil er als ein Mann der That die Systeme nicht leiden konnte, sondern auch weil er sich selbst noch eine große Rolle in der Revolution vorbehielt, also die Revolution nicht so bald zum gesetzlichen Abschluß kommen lassen wollte. Eine Zeitlang scheint er für den möglichen Fall einer Flucht oder Ermordung des Königs an die Regentschaft des Herzogs von Orleans gedacht zu haben, für den er

die Regierung geleitet haben würde. Er gab aber sicher diesen Gedanken bald wieder auf, da sich der Herzog unfähig erwies. Seitdem hatte er nur im Sinn, noch unter dem schwachen König Minister zu werden. Sein mächtiges Rednertalent beherrschte zwar immer noch die Nationalversammlung und riß sie oft auch dann noch hin, wenn sie sich vorgenommen hatte, ihm zu widerstehen; allein sie war doch für ihn nicht gelehrig und fügsam genug, als daß er nicht die Pöbelaufstände in Paris immer noch nöthig gehabt hätte, um sie einzuschüchtern. Endlich trat unter den Constitutionellen selbst eine Spaltung ein. Die Einen (Mounier, Lally Tolendal, Clermont-Tonnere und Neckers Freunde) wollten sich vom historischen Boden nicht trennen, betrachteten die im Augenblicke unterliegenden Classen und Interessen doch noch als vorhanden, gehörten theils zur aristotelischen Schule des Montesquieu, theils zu den Anhängern der englischen Verfassung. Die Andern (Barnave, Duport, die beiden Brüder Lameth &c.) dagegen wollten etwas absolut Neues, gehörten der platonischen Schule des Rousseau an und nahmen nicht, wie jene, das einmal geschichtlich und geographisch Bestehende und Bleibende im Charakter, in der Lebensart, dem Bildungszustand, den natürlichen Neigungen des Volks, sondern den jeweiligen Volkswillen, die Mode des Augenblicks, zur Grundlage der neuen Verfassung. Jene wollten dem Volk die ungeheuren Ausschweifungen ersparen, von denen es doch am Ende wieder zum Natürlichen zurückkehren mußte. Diese dagegen zweifelten nicht, durch einen einfachen Willensact der gegenwärtigen erleuchteten Volksvertreter werde sich das Volk gänzlich verwandeln und auf eine neue und höhere Stufe des Daseyns erheben lassen. Diese Partei, die außerhalb der Nationalversammlung in dem bretonischen Club sich versammelte, neigte zur Republik, unterschied sich aber von der Umsturzpartei in Paris durch ihre feine Gesittung. Club, ein aus England geborgtes Wort, war damals der Modename für alle Parteivereine. Der Club Breton in Versailles war jüngst von den Abgeordneten der Bretagne gegründet worden. Mirabeau schloß sich ihm an, jedoch ohne sich ihm hinzugeben. Auch Sièyes gehörte natürlicherweise dazu, da dieser schon

seiner berühmten Schrift über den dritten Stand ganz die alles nivellirende Tendenz Rousseaus zu Grunde gelegt hatte.

Als die schlimmen Nachrichten vom Lande sich häuften, bemächtigte sich des Adels in der Nationalversammlung eine Stimmung, in der Furcht und Humor wunderlich gemischt erschienen. In Burgund allein waren 72 adelige Schlösser niedergebrannt worden, aus den andern Provinzen ist die Zahl nicht ermittelt. Was hatte der Adel noch zu verlieren, das ihm nicht mit Gewalt genommen wurde? Er entschloß sich also, vollends alles freiwillig zu opfern. Einige schwärmerische Freiheitsfreunde in der Weise Lafayettes thaten es ernstlich, viele aus Furcht, um das wüthende Volk zufrieden zu stellen und das eigene Leben zu retten. Andere in der ausgesprochenen Absicht, Oel ins Feuer der Revolution zu gießen und deren Ausschweifungen geflissentlich übertreiben zu helfen, damit die Natur desto bälder diese schreckliche Krise überstehe und Erschlaffung oder die Einmischung des Auslandes zum Alten zurückführe. Nur aus diesen nahe liegenden Gründen und keineswegs aus einer aufwallenden Begeisterung ergriff am 4. August der Adel die Initiative, um alle seine Privilegien gesetzlich vernichten zu lassen. Der freisinnige Vicomte von Noailles machte den Anfang, ihm folgte der Duc d'Aiguillon. Beide schlugen die Abschaffung aller Feudallasten vor, um das Landvolk zu befriedigen. Der gesammte Adel stimmte zu. Der Klerus that dasselbe in Bezug auf seine Güter, dann begreiflich auch die Deputirten des dritten Standes (ohne Vollmacht dazu), in Bezug auf alle einschlagenden Rechte der Corporationen und Gemeinden. Diese Improvisation des Adels überraschte die Versammlung und riß auch die Galerien hin. In einer allgemeinen Trunkenheit der Begeisterung wurde die ganze Nacht durch gewetteifert, Privilegien zum Opfer zu bringen. Man beschloß, den Landmann von aller und jeder Last zu befreien, von der Leibeigenschaft, von den Frohnen, von den Abgaben an den Gutsherrn, vom Zehnten, von der Patrimonialgerichtsbarkeit, vom Wildschaden (durch Freigebung der Jagd); man beschloß ferner, die Gleichheit aller Franzosen zu dekretiren, indem alle ohne Unterschied der Geburt zu allen Stellen

in Civil und Militär befähigt seyn sollten, und auch keine Provinz, keine Stadt mehr irgend ein Vorrecht behalten sollte. Nur ein Mann widersetzte sich in Bezug auf den Zehnten. Abbé Siéyes, derselbe unhistorische Systematiker, von dem zuerst der Gedanke ausgegangen war, alle Stände zu nivelliren und das Volk, nach Auflösung seiner natürlichen Gliederungen, in eine Summe von Atomen, in einen Sandhaufen zu verwandeln, derselbe Siéyes erkannte doch, daß unter allen Leistungen des Landmanns die des Zehnten die natürlichste, für ihn selbst am mindesten lästige sey, die, wenn sie wegfiele, durch weit lästigere würde ersetzt werden müssen, und vertheidigte ihn. Aber man hörte ihn nicht. Da rief er das berühmte Wort: „Ihr wollt frei seyn und versteht nicht einmal gerecht zu seyn."

Ehe die Versammlung die neue Verfassung berieth, glaubte sie derselben eine allgemeine Deklarirung der Rechte des Menschen vorangehen lassen zu müssen, nach dem Beispiele der Nordamerikaner, und um scharf das Princip zu bezeichnen, nach welchem die Constitution Frankreichs entworfen werden sollte. Darin wurde nun wirklich als in einem weltgeschichtlichen, gewiß sehr merkwürdigen Denkmal der ganze große Irrthum des philosophischen Jahrhunderts niedergelegt, demzufolge 1) die Menschen in Masse und jeder Einzelne zur Freiheit berufen und jeder dem andern vollkommen gleich seyn solle, und 2) die Masse sich durch die von ihr gewählten Organe jederzeit selbst regieren, nur immer ihren jeweiligen eigenen Willen an sich vollziehen lassen solle. In Bezug auf den ersten Punkt ließ man außer Acht, daß die Natur, der unveränderliche Typus der Racen, das Clima, die Beschäftigungen, auf welche die Menschen nun einmal, um leben zu können, unabänderlich angewiesen sind, die Unmöglichkeit, alle zur Philosophie und feinen Bildung zu erziehen, die geistige Unfähigkeit und Schwäche selbst in so vielen Gliedern der gebildeten Stände, die unendliche Verschiedenheit der Charaktere und Temperamente der Voraussetzung der Gleichheit und somit auch der Möglichkeit einer gleichen Befähigung zur Freiheit selbst dann widerspricht, wenn es möglich wäre, alle historische Erinnerung und

alle Gewöhnung zu verwischen. In Bezug auf den zweiten Punkt befand man sich in einer Täuschung, die nur zu bald unbarmherzig bestraft wurde, denn indem man den jeweiligen Nationalwillen zum Souverain machte, unterwarf man sich den grausamen Launen eines von Demagogen gelenkten Pöbels. Dennoch war der Irrthum, den so viele und zwar die edelsten Menschen damals theilten, nicht nur durch die Dinge, die vorhergegangen waren, gerechtfertigt, sondern hatte auch etwas Herzerhebendes und wahrhaft Schönes. Nach so vielen die Menschheit entehrenden Mißbräuchen des Despotismus und der aristokratischen und klerikalen Corruption erhob man sich zu einem Ideal reinerer und edlerer Menschlichkeit und hoffte einen Augenblick, es verwirklichen zu können durch bloße Willenskraft und durch Erziehung der künftigen Generation. Es war nur ein Traum, aber von schönen Seelen geträumt, die selbst nicht Schuld waren, daß die Wirklichkeit ihrer Voraussetzung nicht entsprach. Was am meisten zur Täuschung beitrug, war das Beispiel Nordamerikas. Dort machte man von der Freiheit einen mäßigen und würdigen Gebrauch, denn die Bürger waren fromme und nüchterne Hausväter, von einer anglo-germanischen Race, und lebten in damals noch wenig bevölkerten, kaum dem Urwald abgewonnenen Gegenden, ferne von der Bildung und Corruption einer so alten durch und durch verdorbenen Residenz, wie es Paris war. Dennoch glaubte Lafayette, jene Bürgertugend vom Delaware an die Seine verpflanzen zu können, in den Mittelpunkt eines Volks, von dem noch kurz vorher sein Götze Voltaire selber gesagt hatte, es sey halb Affe, halb Tiger.

Die Constitution war der Idee nach schon eine republikanische, wenn sie auch noch einen König als ersten Diener des Staats bestehen ließ, der aber nur den Nationalwillen, wie er durch die Nationalversammlung ausgesprochen wurde, vollziehen sollte. Der enorme Widerspruch zwischen dem republikanischen Geist und der monarchischen Form trat hervor in den langwierigen Kämpfen um das Veto. Wer irgend noch dem tumultuarischen und immer wechselnden Volkswillen ein conservatives Gegengewicht erhalten wollte, mußte dem König das Recht sichern, übereilte, leidenschaftliche und schädliche Be-

schlüsse der Versammlung durch sein Veto zu hemmen, wenigstens deren Ausführung zu verschieben. Auf der andern Seite aber erschien es mit Recht sonderbar, daß der König als ein einzelner Mann, der noch dazu unter dem Einfluß der gestürzten Aristokratie und des Auslands zu stehen schien, das Recht haben sollte, zu verhindern, was 25 Millionen Menschen, das gesammte Volk der Franzosen wollte. Daher wurde der Pöbel gegen das Veto aufgehetzt und nannte den König und die Königin nur noch Herr und Madame Veto.

Mit Recht bemühten sich die Constitutionellen, nach dem Muster der englischen Verfassung dieses so blosgestellten Königs Ansehen durch ein Oberhaus zu verstärken. Aber der alte Adel war schon zu verhaßt, die ständische Gliederung schon von der öffentlichen Meinung zu bestimmt verdammt worden, als daß aus dem Oberhause mehr als ein bloßer Senat oder Rath der Alten hätte werden können. Als der Adel sah, daß er als Stand doch nicht darin vertreten seyn würde, stimmte er selbst gegen die Constitutionellen und mit den Demokraten für eine Kammer (10. Sept.). Auch Mirabeau stimmte mit den letztern und war sehr thätig, die aufkeimende Macht der strengen Constitutionellen zu unterdrücken. Als Thouret, ein Anhänger Neckers, Präsident der Versammlung geworden war, schreckte ihn Mirabeau durch die Drohung mit einem abermaligen Volksaufstand in Paris, so daß er lieber zurücktrat und den Vorsitz an Chapelier vom bretonischen Club abgab. Als nun vollends der König selbst und Necker sich in Bezug auf das Veto mit einer Halbheit zu helfen suchten, und da sie das absolute Veto nicht durchzusetzen hofften, sich mit dem aufschiebenden Veto begnügen zu können glaubten, verzweifelten die Constitutionellen. Mirabeau wandte sich ihnen in dieser Angelegenheit wieder zu. Da er selbst einmal Minister werden wollte, wußte er das Veto gut zu würdigen. Da er keine Republik, am wenigsten eine demokratische, sondern ein schwaches Königthum wollte, in dem er als starker Geist für den König regieren sollte, so war seine Vertheidigung des absoluten Veto

sehr natürlich. Aber er setzte es nicht durch, die Versammlung vereinigte sich mit dem König auf das suspensive (11. Sept.).

Die Aufwieglerpartei des Palais Royal war dem Streit um das Veto mit lauerndem Argwohn gefolgt und hatte durch Rede und Schrift den Pöbel gegen das Veto aufgehetzt. Die Seele dieser Partei war Danton, ein verdorbener Advokat von riesiger Größe, einem von Leidenschaften noch mehr als von den Blattern zerrissenen, fast negerartigen Gesicht und schrecklicher Löwenstimme, ganz geschaffen, um große Volkshaufen zu beherrschen, ein Mirabeau des Pöbels. Er scheint von Anfang an im Solde Orleans gestanden zu seyn, für den er auch später noch immer ein geheimes Interesse verrieth. Er brauchte zu seinen Ausschweifungen Geld und nahm es später auch vom Hofe. — Neben ihm war der mächtigste Agitator als Volksredner und Journalist Camille Desmoulins, den wir schon kennen, und furchtbarer als alle andern, wenn auch nur durch seine Feder, fing damals schon der greuliche Marat an, in seinem Volksblatt ami du peuple dem unversöhnlichsten Hasse die pöbelhaftesten, schmutzigsten und zugleich blutdürstigsten Worte zu leihen. Ein verdorbener Mediciner aus Neufchatel in der Schweiz, abgedankter Stallarzt des Herzogs von Orleans (Hundedoctor), elend an Leib und Seele, eine kleine, magere, erbärmliche Figur von abschreckender Häßlichkeit, ungeheuer reizbar und beständig zitternd in nervöser Aufregung, concentrirte er doch eine furchtbare Kraft in den gleichsam elektrischen Schlägen, die aus seiner kranken Hand in sein Blatt fuhren und die Volksmassen durchzuckten. Er hatte früher seine Existenz kaum fristen können, war als mittelmäßiger Naturforscher von den Gelehrten mit Verachtung behandelt worden und wollte sich jetzt an der gesammten höhern Gesellschaft rächen. Neben ihm thaten sich als eigentliche Führer der Massen damals hervor der Marquis de St. Hurugue, eine Seele voll Gift, der früher von seiner Familie in die Bastille gebracht worden war und jetzt gegen die Gesellschaft eben so rachsüchtig war, wie Marat und Mirabeau. Ferner der Gerichtsbote Maillard, der sich beim Sturm auf die Bastille hervorgethan, der Pole Lozovski rc. Auch eine Amazone

hatte sich beim Bastillenkampf ausgezeichnet und war seitdem bei den Volksaufläufen stets voran. Theroigne, zubenannt die schöne Lütticherin, war, obgleich schon 30 Jahre alt, doch noch sehr reizend, trug einen Federhut, ein kurzes blaues Kleid, Säbel und Pistolen und eine Reitpeitsche. Zu Mericourt bei Lüttich geboren, war sie von einem Edelmann verführt worden und immer tiefer in Schande gesunken, der sie sich plötzlich auf eine heroische Art zu entreißen suchte, um sich an der Aristokratie zu rächen, deren Opfer sie geworden war. Ueberhaupt fingen die Weiber an, sich in die Revolution zu mischen. Die berüchtigten Pariser Fischweiber (Damen der Halle genannt) machten von ihrer alten Macht, der Grobheit, jetzt einen politischen Gebrauch und trugen das meiste bei, Sprache und Benehmen der demokratischen Partei zu verwildern. Auch in dieser Beziehung war ein Extrem ins andere übergesprungen. Die Corruption des Hofes hatte sich bisher mit allen Grazien feiner Sprache und Sitte verhüllt, die angemaßte Tugend des Volkes trug dafür nun eine studirte Ungeschliffenheit zur Schau.

Bailly mußte als Maire von Paris seine ganze Zeit der dringenden Sorge um die Lebensmittel opfern. Tag und Nacht quälte er sich ab, dieselben herbeizuschaffen, um den grimmigen Cerberus der Revolution mit Brod wenigstens hinzuhalten. So war er es, der in Paris zuerst Nationalwerkstätten errichtete und darin auf Staatskosten 17000 Arbeiter für täglich 20 Sous beschäftigte. Auch die Nationalversammlung hatte mitten unter ihrem Theorienstreit Zeit gefunden, dem leeren Staatsschatz einigen Nothbedarf zufließen zu lassen durch eine patriotische Steuer vom vierten Theil des Einkommens. Aber es war nicht Jedermann so patriotisch gesinnt, diese Steuer zu bezahlen. Fast überall war das Land in Gährung oder offenem Aufstande. Daher auch die Lebensmittel, ehe sie nach Paris kamen, oft unterwegs aufgefangen wurden. Der Nothstand forderte zu Vergleichungen auf. Der Hof von Versailles schwamm immer noch scheinbar im Ueberfluß. Daß man das Brod dort holen solle, ging wie eine Ahnung durch Paris. Einige glaubten mit Recht, wenn der Hof und die Nationalversammlung nach Paris übersiedel=

ten, würden hier auch Lebensmittel und Geld sich wieder häufen. Die Demokraten aber hatten den Nebengedanken, Hof und Versammlung unter die Zuchtruthe des Pariser Pöbels zu stellen, um mit ihnen anfangen zu können, was man wollte. Der Hof selbst gab die unglückliche Veranlassung dazu, daß diese bösen Gedanken schneller reiften.

Da der König sich mit der Nationalversammlung in ein verträgliches Einvernehmen gesetzt hatte, glaubte er keinen Anstoß zu erregen, wenn er, um sich vor Pöbelaufläufen zu schützen, wenigstens ein Regiment Linientruppen nach Versailles kommen ließ. Es war das Regiment Flandern, welches nur, indem es einen Gewehrtransport aus Flandern für die Nationalgarde von Paris deckte, vorübergehend da zu seyn schien, und überdies dem Commandanten der Nationalgarde von Versailles unterstellt wurde. Allein bei einem Gastmahl zu Ehren der Offiziere dieses Regiments, am 1. October, sprach sich die royalistische Stimmung zu laut und unvorsichtig aus. Der König erschien mit der Königin, man zog die Degen und schwur ihnen Treue. Man sang das royalistische Lied, welches nach einer damals beliebten Oper der treue Sänger Blondel dem gefangenen König Richard Löwenherz gesungen: o Richard, o mon roi! und hatte noch so viel Wein übrig, daß man ein Paar Tage später, um ihn vollends auszutrinken, das Fest wiederholte. Diese Schwelgerei gegenüber dem Brodmangel in Paris erweckte den ganzen Zorn des Volks und wurde mit den gehässigsten Uebertreibungen wiedererzählt. Zugleich verlautete, die royalistische Partei beabsichtige eine Entführung des Königs nach Metz. Dem wollten die Demokraten zuvorkommen und beeilten sich daher, den König mit Gewalt nach Paris zu holen. Mit jener Entführung nach Metz war es allerdings der Hofpartei Ernst, aber der König weigerte sich fortwährend. Hätte er darein gewilligt, so wäre das Herbeiziehen des Regiments Flandern gar nicht nöthig gewesen, er hätte sich still entfernen können.

Die demokratischen Verschwornen in Paris hätten den König nicht nach Paris holen können, wenn sich ihnen die Nationalgarde widersetzt hätte. Aber Lafayette selbst war für die Entführung, weil

er in Paris, wo er damals alles galt, den König ganz in seiner Gewalt zu haben hoffte und dem König überdies die Demüthigung gönnte, weil derselbe die Promulgation der Menschenrechte für überflüssig erklärt hatte. Lafayette ließ daher den demokratischen Pöbel diesmal gewähren. Die Verschworenen schoben die Weiber voran. Am 5. October in der Frühe belagerten Weiber, nach Brod schreiend, die Bäckerläden. Ein junges Mädchen bemächtigte sich einer Trommel und schlug Alarm. Männer als Weiber verkleidet ordneten die Züge, Maillard leitete das Ganze, auch die Amazone Theroigne fehlte nicht. Jedes Frauenzimmer, dem die Weiber begegneten, wurde gezwungen, mitzuziehen. Sie stürmten das Stadthaus, raubten die dort befindlichen Waffen und zogen, etwa 7000 mit drei Kanonen nach Versailles. Lafayette eilte unter die vor dem Stadthause versammelte Menge, scheinbar um die Ordnung mittelst der Nationalgarde herzustellen. Aber diese selbst war schon in den Plan eingeweiht. Die Einen verlangten, er solle sie nach Versailles führen, um den König zu holen. Andere billigten diese Maaßregel, um wenigstens die Wuth der Weiber zu zügeln und den König zu beschützen. Lafayette stellte sich nun, als gäbe er nur gezwungen nach, und ließ alles marschiren, um dem König die Wünsche der Gemeinde von Paris vorzulegen: Entfernung der Soldaten, Uebersiedlung des Hofes nach Paris, Anerkennung der Menschenrechte.

Um drei Uhr kamen die Weiber nach Versailles, drangen in die Nationalversammlung ein, und Maillard stellte in ihrem Namen die Forderung, das Regiment Flandern zu entfernen, die Gardes du Corps des Königs zur Rechenschaft wegen des Festes vom 1. October zu ziehen und den Parisern Brod zu geben. Man suchte sie zu beruhigen und nöthigte den Präsidenten, damals Mounier, zwölf von den Weibern als Deputation zum König zu führen. Diese wurden gütig empfangen, die königliche Nähe imponirte ihnen, sie kehrten zufrieden zu den andern Weibern zurück, von denen sie aber mißhandelt wurden. Diese wüthenden Weiber und der männliche Pöbel, der sich zu ihnen gesellte, griffen die Gardes du Corps an, von denen einige fielen und die sich auf Befehl des Königs zurück-

ziehen mußten. Noch aber waren die Weiber zu schwach, um mehr zu wagen, und ein heftiger Regen zerstreute sie. In der Nacht kam Lafayette mit wenigstens 20,000 Nationalgarden an, gelobte den König zu schützen und besetzte alle Posten, mit Ausnahme derer im Schloß, die der König unvorsichtig den Gardes du Corps vorbehielt. Kaum aber hatte sich Lafayette gegen Morgen ein wenig zur Ruhe gelegt, als ein Haufen bewaffneten Pöbels mit Weibern untermischt, wahrscheinlich von Orleans, den man in dieser Nacht im Schlosse sah, bestochen, durch einen unbesetzt gebliebenen Eingang in das Schloß drang und die Garde, die sich nicht vertheidigen durfte, zu morden begann. Zwei Köpfe derselben wurden von einem bärtigen Scheusal, Jourdan (deßhalb seitdem der Kopfabschneider benannt) abgesäbelt und auf Picken gesteckt. Eine Thüre nach der andern im Schloß wurde erbrochen. Die Königin floh aus dem Bett und im bloßen Unterrock zum König. Glücklicherweise kam Lafayette, der den Lärm gehört hatte, noch mit Nationalgarde herbei, rettete den König und die Gardes du Corps und trieb den Pöbel wieder aus dem Schlosse. Nun sammelte sich aber ein unermeßlicher Haufen vor den Fenstern des Königs und schrie aus einem Munde, er solle nach Paris kommen. Und der König, der allen Bitten seiner Freunde, in der Nacht zu entfliehen, widerstanden hatte, immer wieder behauptend, er wolle dem Herzog von Orleans nicht das Feld räumen, erklärte sich bereit, dem schrecklichen Rufe zu gehorchen. Die Nationalversammlung ließ ihn damals völlig im Stich und brachte nichts zu seinen Gunsten vor, als daß sie ihm nach Paris folgen werde. Lafayette wollte den Augenblick, in welchem das Volk durch die Bereitwilligkeit des Königs befriedigt schien, benutzen, um es auch mit der Königin und den Gardes du Corps auszusöhnen, und führte zuerst die Königin auf den Balkon, indem er ihr ehrerbietig die Hand küßte, dann einen Gardesoldaten, den er umarmte. Beides wurde von dem leicht beweglichen Volk mit rauschendem Beifall aufgenommen. Nun fiel kein Exceß weiter vor, aber noch am nämlichen Tage mußte sich die königliche Familie in einem großen Staatswagen langsam und Schritt vor Schritt mitten in dem unermeß-

lichen Zuge von Weibern und Nationalgarden nach Paris fahren lassen. Die Picken mit den beiden Köpfen wurden zwar nicht, wie behauptet worden ist, unmittelbar vor dem Wagen hergetragen, ragten aber dennoch aus dem Zuge hervor.

Dieser Sieg des Aufruhrs über das Gesetz und der demokratischen über die constitutionelle Partei hatte zur Folge, daß nicht nur ein großer Theil des Adels die Nationalversammlung verließ und ins Ausland emigrirte, sondern daß auch die bisherigen Häupter der streng constitutionellen Partei, namentlich Mounier und Lally Tolendal diesem Beispiele folgten. Mounier hatte am 5. October den Kelch der Präsidentschaft bis auf die bitterste Hefe geleert. Er sah die Gesetzlichkeit mit Füßen getreten und hatte vollkommen Recht, wenn er nichts mehr von der Nationalversammlung hoffte. Dieser gefeierte Deputirte der Dauphiné war so weit herabgekommen, daß es in Versailles und Paris aus Furcht vor der Volkswuth kein Drucker mehr wagte, eine Zeile von ihm zu drucken. Das rechtfertigte seinen Austritt. Wunderbar aber war es, daß gerade er, der zuerst den Eid im Ballhause „sich nicht zu trennen, bis die Constitution fertig sey“ veranlaßt hatte, jetzt der erste seyn mußte, der ihn brach. Seine Unpopularität lehrte, wie schrecklich schnell in Revolutionen die Volksgunst wechselt. Aber niemand nahm diese Lehre an; wer nach ihm die Volksgunst errang, wähnte nicht, sie ebenfalls verlieren zu können. Im Ganzen waren es mehr als zweihundert Deputirte, die nicht mit nach Paris gingen, lauter solche, die bisher den König hatten schützen helfen. Dagegen setzte Lafayette damals noch eine dem König besonders am Herzen liegende Maaßregel durch, indem er den Herzog von Orleans bewog, unter dem Vorwand einer diplomatischen Sendung nach England zu gehen. Mirabeau, den man beschuldigt hatte, ein Anhänger Orleans zu seyn, sagte damals: ich möchte ihn nicht einmal zu meinem Bedienten haben. Wenn dieser Herzog je gehofft hatte, der König werde ermordet und er an dessen Stelle Regent werden, so war diese Hoffnung fürs erste durch des Königs Nachgiebigkeit gegen das Volk vereitelt, und er reiste ab. Mounier versammelte in seiner Provinz

Dauphiné die Provinzialstände und protestirte gegen die Versetzung der Nationalversammlung nach Paris, aber die letztere hob alle Provinzialstände auf, Mounier sah sich verlassen und emigrirte.

Der König bewohnte in Paris das große Schloß der Tuilerien, die Nationalversammlung wurde im Reithause untergebracht. Trotz des Austritts so vieler Abgeordneten blieben die Parteien in der Versammlung die nämlichen. Was mit den aus ihr verschwundenen Royalisten und Aristokraten für den König verloren war, wurde ersetzt durch die Mäßigung derer, die bisher viel weiter gegangen waren. Die Mehrheit der Nationalversammlung fühlte, es sey jetzt genug, man müsse die Volksleidenschaften zügeln und dem Gesetze Achtung verschaffen. Mirabeau selbst trat in geheime Verbindung mit dem König und nahm Geld von ihm. Lafayette und Bailly freuten sich, daß ihr Ansehen durch die Anwesenheit der Nationalversammlung in Paris verstärkt wurde, und zeigten den gewissenhaftesten Eifer, die Ordnung zu handhaben. Die Redefreiheit der Adeligen und Priester, die Muth genug behalten, in der Versammlung zu bleiben, wurde geachtet. Unter ihnen zeichnete sich von Seite des Adels der Dragonerrittmeister von Cazalès durch feurige Beredsamkeit und heldenmäßige Haltung, von Seite des Klerus der Abbé Maury durch unermüdliche und bissige Dialektik aus. Instinktartig und ohne Verabredung setzten sich alle Anhänger des Alten und gemäßigte Constitutionelle auf die rechte, alle, die in der Revolution noch weiter gehen wollten, auf die linke Seite des Präsidenten, ein Gebrauch, der auf alle spätern Deputirtenkammern des Continents überging.

Die Aufrührer hatten ihren wichtigsten Zweck, den König nach Paris zu bringen, erreicht, waren aber mit der neuen Ordnung nicht zufrieden und suchten sie sogleich wieder zu stören. Diesmal war ein wohlhabender und braver Bürger von Paris, der Bäcker François, das Opfer, den man fälschlich des Kornwuchers verdächtigte und grausam ermordete (19. Octbr.). Aber das machte die gemäßigte Partei nur noch einiger und entschlossener. Die Nationalversammlung dekretirte ein Martialgesetz und Lafayette fachte unter der

Nationalgarde einen so edlen Eifer an, jede neue Erhebung des Pöbels zu unterdrücken, daß, nachdem auch zwei von den Mördern des Bäckers hingerichtet worden waren, die Aufrührer wirklich Furcht bekamen und sich lange Zeit ruhig verhielten.

Die Nationalversammlung konnte nun die Berathung der Constitution fortsetzen und war sehr thätig. Gewarnt durch Mouniers Beispiel suchte sie die Gewohnheitsmacht der Provinzen zu brechen und gab Frankreich eine ganz neue Eintheilung in 83 Departements. Jedes wurde wieder in Distrikte, diese in Cantone getheilt. Ebenso wurde das Gemeindewesen durch ein Municipalgesetz regulirt. Alle männlichen Bürger, sofern sie großjährig, ein Jahr ansäßig waren und eine direkte Steuer bezahlten, wählten in Urversammlungen und bildeten die Nationalgarde, alle Gewalt ging von unten aus und stammte aus Wahlen. Alle Criminalsachen wurden dem Volksgericht gewählter Geschwornen zugewiesen und öffentlich und mündlich verhandelt. Da man vor allem Geld brauchte und die patriotische Steuer bei weitem nicht hinreichte, so lockte die große Beute der Kirchengüter zu sehr, als daß man nicht die Hände darnach hätte ausstrecken sollen. Der junge Bischof von Autun, Herr von Talleyrand-Perigord, der damals schon die Politik annahm, sich der jedesmal mächtigsten und des Erfolges gewissen Partei anzuschließen, hatte zuerst den Gedanken angeregt *) und Mirabeau ihn

*) Talleyrand hatte von Geburt an einen Klumpfuß als echter diable boiteux. Schon mit 16 Jahren verführte er drei schöne Töchter einer armen Wittwe zugleich, wurde in einer Spielhölle aufgegriffen und ein Jahrlang in Vincennes gefangen gehalten. Da heuchelte er die tiefste Frömmigkeit, er wurde frei und Abbé, hofirte der Dubarry, erhielt durch sie zwei reiche Abteien, schwelgte und hielt Maitressen. Um noch mehr Geld verschwenden zu können, hofirte er Calonne und machte ihm Finanzpläne. Zum Bischof ernannt kam er zu den Notabeln. Als die revolutionäre Strömung überhand nahm, hofirte er Necker, affectirte, für die Freiheit zu schwärmen, stellte sich an die Spitze des liberalen Klerus und setzte die bürgerliche Gleichheit der Juden mit den Christen durch.

weiter ausgeführt. Vergebens erschöpfte sich Maurys Beredsamkeit, den Plan zu hintertreiben. Die Ansprüche des Klerus klangen den Söhnen des philosophischen Jahrhunderts wie verschollene Stimmen aus dem Mittelalter. Maury wurde vom Pöbel angefallen, rettete sich aber durch die kecke Frage: wenn ihr mich an den Laternenpfahl hängt, werdet ihr dann heller sehen? Man kam überein, sämmtliches Kirchengut in Frankreich zur Verfügung der Nation zu stellen, für 400 Mill. Livres davon zu verkaufen und eben so viele Millionen Assignaten auszugeben, deren Pfand sie darstellen sollten (19. December). Der heftige Widerstand der Geistlichkeit in und außer der Versammlung führte zu noch weiteren Schritten. Am 5. Februar 1790 wurden alle Klöster in Frankreich aufgehoben.

Mirabeau hoffte Minister und Herr der Lage zu werden, ein Antrag aber in der Nationalversammlung, der ihn zu diesem Ziele führen sollte, wurde durch Lafayettes Argwohn beseitigt. Der Groll zwischen beiden machte nun die so dringend nöthige Einigkeit in der gemäßigten und loyalen Partei unmöglich.

Ein unglücklicher Plan, den König zu entführen, regte die Volksmassen von neuem auf. Marquis von Favras, ein junger feuriger Anhänger des Königs, hatte den Plan mit Personen des Hofes verabredet, ohne Wissen des Königs selbst, den man zur Flucht zwingen wollte. Es wurde verrathen, Favras verhaftet. Einen Volksauflauf unterdrückte Lafayette und nahm 200 Meuterer gefangen, aber Favras hatte sich zu sehr compromittirt, das Gericht verurtheilte ihn zum Tode.*) Er starb, ohne einen einzigen Namen seiner Mitschuldigen verrathen zu haben, mit ritterlichem Muthe am Galgen, umheult von der wahnsinnigen Lust des Pöbels, 19. Februar 1790. Dagegen gelang es dem Ansehen der Gemäßigten, die Freilassung Besenvals durchzusetzen.

Während in diesem verhältnißmäßig ruhigen Winter die Straßenaufläufe abnahmen, zog sich der Aufruhr in die Clubs zurück. Wenn

*) Man beschuldigte den Grafen von Provence, seinen Tod beschleunigt zu haben, um nicht durch ihn verrathen zu werden.

die rechte Seite in der Nationalversammlung selbst die Oberhand behauptete, so gewann dagegen die linke sie in den Clubs. Der Club Breton suchte, als er von Versailles nach Paris übersiedelte, ein neues, und um den Zulauf der Pariser aufnehmen zu können, geräumigeres Lokal und fand es in der Jakobinerkirche. Davon bekam er den so berühmt gewordenen Namen des Jakobinerclubs. Mirabeau gehörte ihm an, ohne sich ihm hinzugeben, mehr um ihn zu benutzen. Die eigentlichen Häupter desselben waren immer noch Duport, Barnave, die Brüder Karl und Alexander Lameth, aber da sie in Versailles die äußerste Linke eingenommen, schlossen sich in Paris die bisherigen Lenker des Palais Royal an sie an, unter denen neben Danton vorzüglich Brissot, Herausgeber des vielgelesenen **Patriote français**, hervorzuragen anfing. Der Club wurde so zahlreich, daß er eine Rednerbühne, Sekretäre, Tribune annahm wie die Nationalversammlung, deren Nebenbuhler er werden sollte. Hier wurden alle die Umsturzreden gehalten und beklatscht, die man in der Nationalversammlung nicht halten konnte. Im Sinne dieses Clubs wirkte auch die Pariser Presse, ja einzelne Winkelblätter gingen noch viel weiter und drangen unaufhörlich auf Erneuerung der Blutscenen, um alle Royalisten und Aristokraten zu vertilgen. — Indignirt durch dieses Treiben bildeten Lafayette und Bailly mit Sièyes, Talleyrand, Chapelier und den gemäßigten Constitutionellen einen besondern Club „die patriotische Gesellschaft von 1789“ im Palais Royal, an den auch Mirabeau sich anschloß, der aber gerade, je mehr er aus honetten Leuten bestand, dem Pöbel zu vornehm und reaktionär erschien. Ein dritter s. g. Club der Unparteiischen wurde von denen gestiftet, die am weitesten rechts saßen, Malouet an der Spitze, aber im Mai durch den Pöbel auseinandergejagt. Nicht besser erging es dem Club der klerikalen Volksfreunde.

In der Nationalversammlung herrschte im Frühjahr und Sommer viele Bitterkeit. Mirabeau begann verdächtig zu werden, schlug aber seine jakobinischen Ankläger mit dem ganzen Gewicht seiner alten Popularität und persönlichen Ueberlegenheit nieder. Robespierre, Advokat aus Arras, begann sich durch seine langweilige Zähigkeit

im Verdächtigen bemerklich zu machen, wurde aber noch wegen seines mittelmäßigen Talentes verachtet. Ihm waren die Jakobiner, die doch schon Mirabeau angegriffen hatten und mit Lafayette zerfallen waren, noch zu gemäßigt, er nahm aber nichts von dem Cynismus Dantons, Camille Desmoulins und Marats an, sondern gefiel sich in einem zierlichen Anzug, sorgfältiger Frisur und in einer orakelnden und systematischen Sprache, wodurch er dem Pöbel, dessen Sache er führte, unendlich imponirte. Maury und seine wenigen Anhänger rächten sich für die ihnen ungünstigen Abstimmungen durch die beißendsten Sarkasmen in der Debatte. Alle diese Persönlichkeiten aber hielten das Constitutionswerk nur wenig auf. Um den Widerstand des Klerus zu brechen, wurden am 16. Juni alle Geistlichen verpflichtet, der Nation Treue zu schwören, und denselben am 12. Juli eine Civilconstitution gegeben, wofür der Abgeordnete Camus, ein seichter Schwärmer für Aufklärung, besonders thätig war. Drei Tage später (19. Juni) brachte der preußische Baron Cloots, der sich Anacharsis nannte (Enkel eines reich gewordenen holländischen Juden) ein aus der Theatergarderobe in die Kostüme aller Nationen verkleidetes Gesindel vor die Schranken der Nationalversammlung, angeblich als eine Deputation des gesammten Menschengeschlechts, und fand mit dieser Comödie einen lauten, vorher verabredeten Beifall. Bei dieser Gelegenheit trug ein gewisser Lambel darauf an, um die Gleichheit aller Menschen zunächst in Frankreich zu bethätigen, sollten alle Erb- und Adelstitel und Standesunterschiede verschwinden. Lafayette, der sich längst nur als Bürger ansah, unterstützte den Antrag und so verlor der Adel alle seine äußeren Vorrechte, Namen, Stellen und Livreen, was den größten Theil der noch in der Versammlung sitzenden Edelleute nun ebenfalls zum Austritt bewog. Während auf diese Weise das aufgeklärte Bürgerthum die Kirche und den Adel tief erniedrigte, bewies es sich im Sinne der constitutionellen Monarchie dem Könige günstig. Derselbe erhielt 25 Millionen Livres Civilliste und die Initiative in Bezug auf Krieg und Frieden, was durch Mirabeaus Redekraft ertrotzt wurde.

Ohne Zweifel mißkannten diese philosophischen Gesetzgeber das Wesen der katholischen Kirche und die Natur des französischen Volks. Sie durften in einer Nothzeit vom übermäßigen Reichthum der Kirche, was zu viel war, wegnehmen. Sie durften, wo die Geistlichkeit demoralisirt war, auf reinere und einfachere Sitten dringen. Aber sie durften dem Priester nicht befehlen, seinen Kircheneid zu brechen, um sofort Staatsdiener zu werden. Sie konnten, wie später folgerecht geschah, die ganze Kirche aufheben, aber nicht die römische Kirche in eine Staatskirche verwandeln. Vor allem mußten sie dem gläubigen Landvolk Rechnung tragen, dem sie doch niemals ihre Philosophie beibringen konnten. Nicht minder täuschten sich die Philosophen im Naturell der Franzosen, indem sie alle Rangunterschiede, Titel und Auszeichnungen aufhoben. Die Franzosen sind viel zu eitel, um dieselben auf die Dauer entbehren zu können. Endlich war es ein Irrthum, indem man die Gleichheit und Einfachheit nordamerikanischer Bürger auf französischen Boden verpflanzte, doch noch einen König beizubehalten. Von diesem Standpunkte der Freiheit und Gleichheit aus schien der König in Paris eben so überflüssig, wie in Philadelphia, was Robespierre am richtigsten erkannte. Maury lachte über die Dekrete und sagte voraus, die sich überstürzende Revolution werde nichts Dauerhaftes gründen, sondern nur die Reaction beschleunigen. Bischof Talleyrand weihte die sämmtlichen neuen constitutionellen oder eidleistenden Bischöfe ein, die an die Stelle der eidweigernden und deshalb abgesetzten Bischöfe traten. Der Papst excommunicirte ihn, aber man kümmerte sich nicht darum.

Die Presse zog alles Kirchliche in den Koth. Schon Ende 1789 war ein **Catéchisme du genre humain** erschienen, worin die Religion als Betrug, die Ehe als Eingriff in die menschliche Freiheit bezeichnet wurde. Camille Desmoulins ließ seiner Zeitschrift Holzschnitte beidrucken, welche Priester und Nonnen in den unanständigsten Situationen darstellten. Auf den Pariser Theatern wurde **Le mariage du pape** (der Papst heirathet die Frau von Polignac), **l'audience du Grand Lama** (des Papstes ꝛc.) aufgeführt. Das Buch **extrait des minutes du vatican** enthielt abscheuliche Blasphemien.

Auch Rührung durfte nicht fehlen. Man stellte auf den Theatern les victimes cloîtrées dar.

In den Provinzen dauerten inzwischen die Unruhen fort. Hier raubte der Pöbel, wurden verhaßte Beamte mißhandelt oder ermordet, stürmten Nationalgarden die Castelle aus Argwohn gegen die Linie (so in Marseille, Grenoble, Montpellier), wurden die Garnisonen meuterisch. Dort suchten sich die alten Parlamente und Provinzialstände zu halten und stand das altgläubige Volk für seine Priester auf; z. B. in Nismes, wo die katholische Partei mit den Neuerern zu offenem Kampf kam und 130 Menschen fielen. In dieser allgemeinen Verwirrung föderirten sich häufig die Nationalgarden benachbarter Orte und bildeten sich Clubs, die mit dem Jakobinerclub in Paris in enge Verbindung traten. Zu Lyon versammelten sich 50,000 Nationalgarden und schwuren sich Eintracht. Das führte zur Idee einer allgemeinen Föderation der neuen Departements und deren Vertretung bei einem am 14. Juli, als am Jahrestage des Bastillesturmes, in Paris abzuhaltenden großen Nationalfest. Bailly und Lafayette wirkten eifrig dazu mit, in der Hoffnung, die Haltung bei dem Feste werde eine constitutionelle seyn und die Autorität sich dadurch im ganzen Lande befestigen.

Paris traf kolossale Anstalten für das Fest. Man machte aus dem Marsfelde ein ungeheures Amphitheater und die halbe Bevölkerung arbeitete an den Terrassen desselben. Man sah Vornehm und Gering, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Soldaten und Nonnen, Mönche und Freudenmädchen durcheinander in fröhlichem Getümmel schaufeln und karren. Die amphitheatralischen Sitze faßten 300,000 Zuschauer. In der Mitte war ein großer und hoher „Altar des Vaterlandes“ errichtet, davor die Loge des Königs und der Nationalversammlung. Alles wimmelte von Fahnen, allegorischen Vorstellungen und Inschriften. Am 14. regnete es, man ließ sich aber nicht dadurch stören. Das Amphitheater war vom frühen Morgen an mit Zuschauern überfüllt. Um 9 Uhr setzte sich der Zug aus der Stadt in Bewegung. Lafayette auf weißem Roß commandirte an diesem Tage sämmtliche Nationalgarden. Ein Theil

der Garde von Paris eröffnete den Zug, dann folgten die Behörden der Hauptstadt, ein Zug von Kindern, die Nationalversammlung, ein Zug von Greisen, hierauf 40,000 Föderirte aus den Departements mit ihren Fahnen, endlich der Rest der Pariser Nationalgarde. Auf dem Altar hielt Talleyrand die Messe, unterstützt von 200 Priestern, die den Civileid geleistet, in weißen Kleidern mit der dreifarbigen Schärpe, und von 1200 Musikern, 300 Trommlern und dem Kanonendonner übertönt. Der König, der Hof, die Minister hatten sich rechtzeitig eingefunden, jedoch auf besonderem Wege, die Nationalversammlung nahm neben ihnen Platz. Nach der Messe stieg Lafayette auf den Altar und sprach den Eid der Treue für Nation, Gesetz und König, unter unermeßlichem Jubel. Erst nach ihm leistete den Eid von seinem Sitz aus der König und der Präsident der Nationalversammlung. Gerade als der König sprach, hörte der Regen auf und die Sonne beschien sein Gesicht, was einen für ihn günstigen Eindruck machte. Um sich rascher zu trocknen, begann die Menge um den Altar zu tanzen, was auch auf dem zu diesem Zweck planirten Bastillenplatz geschah. Alles berauschte sich im Frohsinn.

Nur die äußerste Umsturzpartei war mit dieser Einigkeit unzufrieden. Marat im Ami du peuple und C. Desmoulins in den révolutions de France et de Brabant schrieben, der eine ingrimmige, der andere spöttische Artikel darüber. Malouet versuchte den ersteren anzuklagen, aber ohne Erfolg. Marat hielt sich versteckt.

Im August trugen sich wichtige Dinge in Nancy zu. Die Schweizer des Regiments Chateauvieux und zwei französische Regimenter empörten sich, vom Volk unterstützt, gegen ihre Offiziere und preßten denselben große Geldsummen ab. General Bouillé, der in den östlichen Departements commandirte, zog mit geringer Macht im Namen des Gesetzes und des Königs gegen die Stadt. Ein muthiger junger Offizier, Desilles, stellte sich vor die Mündung einer Kanone, welche die Aufrührer gegen Bouillés Truppen abfeuern wollten, opferte sich aber nutzlos, denn man schoß. Bouillé drang dennoch in die Stadt und blieb Sieger (31. August). Der Kriegsminister aber wagte nicht, die französischen Meuterer zu bestrafen, nur die

Schweizer Cantone befahlen gemäß ihrer besondern Gerichtsbarkeit über die Schweizerregimenter strenge Bestrafung des Regiments Chateauvieux, von dem 23 Mann hingerichtet und 42 auf die Galeeren nach Brest geschickt wurden, wo gleichzeitig ein großer Aufstand der Matrosen ausgebrochen war.

Am 4. September legte Necker, der ganz unnütz geworden war, seine Stelle nieder, aus Verdruß, weil abermals 800 Millionen Assignaten gemacht wurden. Er reiste nach Genf ab, niemand bedauerte ihn. Weil aber die Assignaten auf Nationalgüter lauteten, d. h. hauptsächlich auf Kirchengüter (denn die Güter des emigrirten Adels waren damals noch nicht confiscirt), protestirten am 30. October dreißig französische Bischöfe feierlich gegen alle Eingriffe in die Rechte der Kirche, unterstützt vom Papste. Die Versammlung fürchtete die Aufstände des den Priestern treuen Landvolks und verstand sich dazu, daß auch nicht vereidigten Priestern gestattet seyn solle, Gottesdienst für die zu halten, die es wünschten.

Damals gründete Abbé Fauchet mit dem Philosophen Condorcet in Paris den cercle social oder la confédération générale des amis de la verité, worin er die alte wankende Kirche überhaupt durch eine neue wenigstens versuchsweise zu ersetzen unternahm. Es war eine Mischung von Freimaurerei und Christenthum, Vernunftreligion mit evangelischen Formen. Diese Alfanzerei wurde von Camille Desmoulins verspottet und nicht lange geduldet, der Club geschlossen. Im Jakobinerclub trennten sich die gemäßigten Mitglieder des alten Club Breton (Duport, Lameth, Barnave ꝛc.) von den neuen Demokraten (Brissot, Robespierre, Petion, Freron, Carra, Gregoire, Buzot ꝛc.). Die letztern drängten zu Erweiterungen der Freiheit und zur Volksbeglückung. Um den Pöbel wenigstens zu füttern und dadurch von weiteren Excessen abzuhalten, mußte der Staat für ungeheure Summen Brod nach Paris schaffen, so daß es in der Hauptstadt doppelt wohlfeiler war, als in den Provinzen. Die Zahl der in den Nationalwerkstätten aufgenommenen Arbeiter stieg auf 31,000.

Man half sich im Herbst und Winter leidlich durch. Lafayette war wachsam und die Jakobiner wagten nichts Ernstliches, der König

hatte einen Theil des Sommers in St. Cloud zubringen dürfen. Er hätte leicht entfliehen können. Sein Bruder Artois wollte von Savoyen aus nach Lyon vordringen, wo die königliche Sache viele Freunde hatte; nachher von Coblenz aus, wo der siegreiche und sehr gefürchtete Bouillé ihm die Hand reichen konnte. In dessen Lager schien der König sicher. Mirabeau dagegen wollte ihn von den Emigrirten trennen und rieth zu einer Flucht nach der treuen Bretagne, wo er im Volke selbst eine Stütze gefunden hätte. Aber der König wies alle diese Vorschläge ab, weil er sich weder von seinem Bruder Artois abhängig machen, noch dem Ehrgeiz Orleans freien Spielraum lassen wollte, wenn er Paris verließe. Er verhielt sich merkwürdig träge und unentschlossen, worüber Mirabeau bitter klagte. Aber Mirabeau selbst war nicht ohne Schuld, indem er sowohl Bouillé als Lafayette mied. Hätten sich diese drei Männer zur rechten Zeit geeinigt, so würden sie dem König ein achtunggebietendes Ansehen zurückgegeben haben. Indeß war der Hof selber so verblendet gegen Lafayette, daß er eine Schmähschrift gegen denselben bezahlte.

Die Jakobiner nahmen die Versammlung des emigrirten Adels in Coblenz und die Reclamationen der deutschen Reichsfürsten, welche im Elsaß begütert und durch die Abschaffung der Feudalrechte beeinträchtigt waren, zum Vorwand, einen geheimen Verkehr des Königs mit dem Auslande, ein s. g. österreichisches Comité, dem die Königin vorstehen sollte, vorauszusetzen. Sie verbreiteten die Meinung, der König stelle sich nur constitutionell und wolle die Nation einschläfern, um dann mit Hülfe ausländischer Armeen über sie herzufallen. Sie drangen aber mit ihrem Mißtrauen noch nicht durch, die Nationalversammlung arbeitete an der Constitution fort und Lafayette handhabte immer noch die Ordnung in der Stadt, nur in einzelnen Excessen verrieth sich die Wuth des lauernden Pöbels. Als der Herzog von Lasteries den Jakobiner Karl Lameth im Duell verwundete, wurde ihm am 12. November das Haus gestürmt und geplündert. Ein neuer Club der äußersten Rechten unter Clermont-Tonnere wurde am 25. Januar 1791 durch Pöbelaufläufe an seiner Constituirung gehindert, während Danton und Camille Desmoulins

zu derselben Zeit ungehindert in der Kirche der Cordeliers einen Club eröffneten, der noch kühner redete und wildere Dinge vorbereitete, als der Club der Jakobiner. Damals reisten zwei alte Tanten des Königs nach Rom, um dort das Ende ihrer Tage in Ruhe und an Altären der rechtmäßigen Kirche zu beschließen. Sie wurden unterwegs arretirt, und weil man damit ein mögliches Nachreisen der ganzen königlichen Familie in Verbindung brachte, rathschlagte sogar die Nationalversammlung lang und heftig darüber, bis Maury rief, man solle sich schämen, wegen ein paar alter Frauen so viel Aufhebens zu machen. Sie erhielten nun Erlaubniß zur Weiterreise Am 28. Februar wollte der Pöbel das nahe Schloß von Vincennes stürmen, weil es zu einem Gefängniß bestimmt war, wurde jedoch von Lafayette zurückgetrieben. Damals liefen viele treue Royalisten in die Tuilerien, dem König beizustehen, wenn etwa auch er angegriffen würde. Weil einige darunter nur Dolche hatten, nannte das Volk seitdem diese Classe die „Dolchritter".

Am 20. April 1791 starb Mirabeau nach kurzer Krankheit. Er imponirte den Gegnern auch noch im Tode. Man bestattete ihn auf wahrhaft königliche Art und verwandelte die Kirche der h. Genoveva (der Schutzheiligen von Paris) in ein antikes Pantheon, um zuerst Mirabeaus irdische Reste, dann die anderer unsterblicher Franzosen in dasselbe aufzunehmen.

In Wahrheit war niemand über diesen Todesfall bestürzter als der König. Von nun an war keiner mehr in der Nationalversammlung, der ihn hinreichend hätte schützen können. Er erfuhr es nur zu bald. Als er am 18. April nach St. Cloud fahren wollte, hielt der Pöbel seinen Wagen auf. Lafayette wollte ihm Raum verschaffen, aber der König wollte nicht Gewalt anwenden lassen und blieb in Paris. Von diesem Augenblick an gab er dem Gedanken an eine heimliche Flucht Raum. Am 23. erließ er durch den Minister des Auswärtigen, Montmartin, ein Rundschreiben an die europäischen Mächte, worin er mit Ostentation erklärte, er werde die Constitution halten. Damit sollte nur seine geheime Absicht maskirt werden. Sehr viel scheint zu dem Fluchtgedanken auch der Umstand beigetragen

zu haben, daß man ihn drängte, seinen unbeeidigten Beichtvater zu verabschieden und sich eines beeidigten zu bedienen. Je länger er blieb, je mehr kam er in Gefahr, in den Augen des Papstes und des frommen Volks als Mitschuldiger der Revolution zu erscheinen. Auch rückten nach Mirabeaus Tode dessen bisherige Gegner Duport, Barnave 2c. in die Lücke ein, die er gelassen, damals schon gedrängt, gestoßen und verdächtigt von denen, die im Jakobinerclub noch revolutionärer waren, als sie selbst. Die linke Seite machte eine starke und rasche Bewegung vorwärts. Duport weissagte am 17. Mai in der Versammlung mit Schmerz, die Revolution werde sich in Uebertreibungen erschöpfen und das ermattete Volk werde endlich den Despotismus wieder willkommen heißen. Drei Tage später hielten Artois und Calonne eine Zusammenkunft mit Kaiser Leopold II. zu Mantua, der auch der geheime Agent Ludwigs XVI., Graf Durfort, beiwohnte. Der Kaiser hatte seine Schwester Karoline auf ihrer Rückkehr nach Neapel begleitet und seinen Sohn Ferdinand in Toscana als künftigen Herrscher eingesetzt. Er theilte aber weder die Meinung von Artois und Calonne, welche von ihm verlangten, er solle im Verein mit allen gekrönten Häuptern Frankreich mit Heeresmacht überziehen, noch auch die Meinung Durforts, welcher die Flucht des Königs empfahl. Er urtheilte ganz richtig, ein Einmarsch fremder Truppen werde die Pariser wüthend machen und der königlichen Familie zum Verderben gereichen. Das wäre vielleicht für die Brüder des Königs ein Vortheil gewesen, die alsdann die Krone geerbt hätten; diesem Plan aber wollte Leopold seine Schwester nicht zum Opfer bringen. Vor der Flucht warnte er ebenfalls, weil sie zu gefährlich war, und wenn sie mißlang, den Bruch zwischen König und Nation vollenden mußte. Er rieth dem König, auszudauern und auf der constitutionellen Bahn ruhig vorzuschreiten, das werde die Nation versöhnen. Mit diesem Rath aber war seiner Schwester Marie Antoinette nicht gedient, welche die Gefahr eines längeren Bleibens in Paris richtiger erwog und ihn in einem Schreiben vom 1. Juni nur bat, die französische Nation durch keinen Angriff zu

reizen*). Sie hoffte, je ruhiger das Ausland blieb, um so sicherer entfliehen zu können. Ihr Günstling, der schwedische Graf Fersen, betrieb die Flucht und sein ritterlicher König Gustav III. harrte schon in Aachen, um das gerettete Königspaar zu empfangen. Es verstand sich von selbst, daß es für Ludwig das Räthlichste war, sich in Bouillés Lager zu flüchten und nicht als Gefangener in Paris zu bleiben, während das Ausland einen Angriff machte. Nur hätte er es ein Jahr früher ausführen sollen, jetzt war es schon zu spät.

Man ahnte, was geschehen sollte. Lafayette bewachte das Schloß mit seiner Nationalgarde aufs schärfste und haftete der Versammlung für den König. Dieser aber, seine Gemahlin, Kinder und Schwester entkamen in der Nacht des 21. Juni verkleidet mit Hülfe des Grafen Fersen, der in den guten Zeiten des Hofes sich die besondere Gunst der Königin erworben hatte. In derselben Nacht entfloh auch Monsieur, Graf von Provence, Bruder des Königs, und kam glücklich nach Belgien. Die königliche Familie reiste in Bouillés Lager mit dem Paß eines Frankfurter Bankiers. Bouillé hatte jenseits Compiègne Truppenabtheilungen bestellt, welche die hohen Flüchtlinge aufnehmen sollten, die aber den Argwohn des Volks erregten und überall sich wieder entfernten, weil der König einen Tag später kam, als verabredet worden war. In St. Menehould ließ sich der König eine noch größere Achtlosigkeit zu Schulden kommen, indem er neugierig aus dem Wagen sah. Der Sohn des Postmeisters Drouet, ein fanatischer Jakobiner, erkannte ihn, jagte auf einem raschen Pferde voraus nach Varennes und ließ dort den königlichen Wagen anhalten.

---

*) In einem Briefe an ihren Bruder Kaiser Leopold vom 1. Juni 1791 schrieb Marie Antoinette: „Die Gefühle des Grafen Artois sind uns theuer. Indeß glauben wir, daß jede offenbare Demonstration, jedes gewaltsame Unternehmen uns der schrecklichsten Gefahr aussetzen würde, so lange wir in Paris sind. Auch würde dies Project den König in Schatten stellen." Sie erwog ihre eigene Lage eben so richtig, wie das ehrgeizige Vorgehen ihres Schwagers. Dieser Brief allein beweist, wie weit entfernt sie war, mit Artois im Complott zu handeln, wessen man sie damals beschuldigte!

Ehe die einzelnen Abtheilungen Reiterei, die Bouillé in die Nähe gesandt hatte, herbei kamen, war die königliche Familie schon gefangen. Als Bouillé selbst neun Stunden weit mit unerhörter Anstrengung herbei eilte, war sie schon auf dem Rückweg nach Paris, das ganze Land stand unter Waffen, seine müden Reiter weigerten sich, weiter zu ziehen, und so war der ganze Plan mißlungen.

Als die Flucht des Königs am 22. in Paris bekannt wurde, zeigte die Nationalversammlung, daß alle Macht bei ihr und nicht mehr bei dem König war, denn sie blieb ganz ruhig, nahm die Minister in Pflicht, empfahl und sicherte durch Lafayette und Bailly die Handhabung der Ordnung in der Stadt. Ein Schreiben des Königs, worin dieser seine Flucht mit der Unfreiheit entschuldigte, in der man ihn gehalten, und der Versammlung nur zu gerechte Vorwürfe machte, ließ die Zuhörer kalt. Als man die Gefangennehmung des Königs erfuhr, schickte die Versammlung drei ihrer Mitglieder eilends ab, ihn zu schützen. Wäre der König entkommen, so hätte die Versammlung ohne ihn in seinem Namen regiert, bis die Republik fertig gewesen wäre. Da er gefangen wurde, beschloß sie, ihn noch ferner als ihr Werkzeug zu gebrauchen, denn jetzt schien er abhängiger als je von ihr, indem er ihrer Gnade allein seine Schonung zu danken hatte. Aber die Hoffnung der Constitutionellen, mit einem gefangenen und entehrten Könige fortregieren zu können, war eine für sie selbst verderbliche Täuschung. Die Jakobiner, welche die Absetzung des Königs verlangten, mußten sie nothwendig zuletzt durchsetzen. Sie fühlten sich in ihrer ganzen Stärke und nicht nur die Lameth mit 200 gemäßigten Mitgliedern der Nationalversammlung, sondern auch Lafayette erschienen damals im Jakobinerclub, um zu versöhnen. Aber vergebens, die Jakobiner verfolgten das Königthum mit tödtlichem Hasse*).

---

*) Ein Anschlag der Cordeliers lautete: „Ein dickes Schwein ist aus den Tuilerien entlaufen; wer es wiederbringt, erhält eine mäßige Belohnung.“ In Frerons Journal hieß es: „Er ist entflohen, der einfältige König mit seiner lüderlichen Messalina,“ und: „Wenn die Oester=

Die drei Deputirten kamen zur rechten Zeit, um die königliche Familie wenigstens einigermaßen gegen die Wuth des Pöbels zu schützen. Der Wagen fuhr bei unerträglicher Sommerhitze sehr langsam und war ganz in Staub gehüllt, weil Nationalgarde und Pöbel aller Art zu Fuß ihn eskortirte. Man rief den königlichen Opfern nicht nur die frechsten Schmähungen in den Wagen hinein, sondern mordete auch vor ihren Augen einen Edelmann, der ihnen seine Ehrfurcht bewies, und verwundete einen Priester aus demselben Grunde. Die drei Commissäre waren Latour-Maubourg von der constitutionellen, Barnave von der gemäßigten, Petion von der wilden Jakobinerpartei. Der erstere überließ den beiden anderen die Ehre, im königlichen Wagen zu sitzen, um ihr Mitleid anzuregen. Das gelang bei Barnave, der zwischen dem König und die Königin sitzend, bald durch seine rücksichtsvolle Höflichkeit und durch seinen Geist das lebhafte Interesse dieses hohen Paares erregte. Petion saß ihm gegenüber, zwischen der Schwester und Tochter des Königs und benahm sich ungeschliffen. Die Reise dauerte der Langsamkeit wegen zehn Tage und war eine fortwährende Marter. Die unglückliche Königin soll damals vor Angst und Kummer grau geworden seyn. Ihr Einzug in Paris ging ohne Unfall vorüber, obgleich man den mörderischen Pöbel fürchtete. Dagegen wartete der königlichen Familie eine neue bittere Demüthigung, indem Lafayette selbst, scheinbar gekränkt durch die geringe Dankbarkeit, die ihm der Hof für seinen bisherigen Schutz erwiesen hatte, und gereizt durch die Vorwürfe, als habe er die Flucht verhindern können und nicht wollen, die peinlichsten Vorsichtsmaaßregeln verfügte, um eine neue Flucht zu hindern. Andere glauben, Lafayette habe um die Flucht gewußt, sie aber nicht gehindert aus Gefälligkeit gegen seinen Vetter Bouillé, oder um den König, wenn er gefangen wurde, desto abhängiger von sich zu machen. Seine Schildwachen standen vor den Zimmern des Königs und der Königin,

reicher die Maas überschreiten, müssen wir die Königin wie einst die Brunehild an den Schweif eines Pferdes binden und durch die Straßen schleifen.

deren Thüren offen bleiben mußten. Sogar das Bett der Königin war den Blicken der Schildwachen ausgesetzt und eine Kammerfrau mußte ihr Bett vor die offene Thüre schieben, um sie nur einigermaßen zu decken.

Die Lage des Königs war schrecklich. Die Jakobiner verlangten laut seine Absetzung und das Ausrufen der Republik. Eigenmächtig riß der Pöbel alle königlichen Zeichen nieder. Die rechte Seite der Nationalversammlung trat in Masse aus, unter ihnen Cazalés, den kurz vorher der Pöbel arg mißhandelt hatte, Maury und alle, die bisher muthig ausgehalten, jetzt aber die letzte Hoffnung aufgaben, 290 an der Zahl. Bouillé hatte sich zu sehr compromittirt, seine Soldaten wurden vom Volk bearbeitet, es blieb ihm nichts übrig als über die Grenze zu fliehen. So brachen alle Stützen des Thrones ein. Nur Lafayette, der den König im Namen der Constitution mißhandelte, war eben so bereit, ihn im Namen der Constitution zu retten, und Barnave und dessen ganze Partei unterstützte ihn hiebei. Die nämlichen Männer, die kurz vorher noch Mirabeau verdächtigt und aufs leidenschaftlichste angegriffen hatten, weil er den König zu beschützen schien, wurden jetzt selbst die Beschützer des Königs, und seine letzten unter den größten Gefahren; Barnave aus Mitleid, die andern aus Unwillen über die Jakobiner. Trotz des Austritts der rechten Seite fanden sie eine neue Mehrheit von Gemäßigten, die noch einmal, zum letztenmal, das Gesetz gegen den Pöbel zu behaupten wagte.

Aber sie konnten schon nicht mehr die offene Sprache der Wahrheit reden. Um die Wiederherstellung des constitutionellen Königs zu ermöglichen, mußten sie ihn als unschuldig darstellen, der nur von der aristokratischen Partei gegen seinen Willen entführt worden sey. Barnave übertraf sich selbst an Geist, indem er in einer herrlichen Rede dem französischen Volke empfahl, sich mit der errungenen Freiheit unter einem so gutmüthigen constitutionellen König zu begnügen und die Revolution nicht auf eine Spitze zu treiben, von der sie zum Despotismus umkehren müsse. Euer wahnsinniger Haß gegen den König, rief er aus, ist nur die Kehrseite einer eben so wahnsinnigen

Liebe, mit der ihr euch einmal einem Andern hingeben werdet! Aber die Pariser begriffen damals die tiefe Wahrheit dieser napoleonischen Prophezeihung nicht. Sie hielten vielmehr jene Gemäßigten für wahnsinnig, die einen König erhalten wollten, der thatsächlich nicht mehr regierte, nicht mehr regieren konnte. Brissot im Jakobinerclub, Desmoulins in der Presse sprachen sich entschieden, der letztere mit gräßlichem Hohn aus. Nachdem man dem Geiste der Verneinung, der die ganze Revolution vorbereitet, eine öffentliche Huldigung gebracht hatte, durch Versetzung der Ueberreste Voltaires ins Pantheon (11. Juli), sammelte sich die republikanische Partei auf dem Marsfelde, Danton und Desmoulins hielten hier vom Altare des Vaterlandes herab Reden und ließen eine Petition an die Nationalversammlung unterzeichnen, welche die Republik verlangte. Da entschloß sich die constitutionelle Partei zum Aeußersten und ließ das Martialgesetz durch Lafayette und Bailly, als die zuständigen höchsten Militär- und Civilbeamten der Hauptstadt, vollziehen. Die Masse wurde aufgefordert, auseinanderzugehen, und als sie Widerstand leistete, durch Schüsse auseinandergetrieben, wobei etwa 600 Menschen fielen (17. Juli). Aber dieser Sieg wurde nicht weiter verfolgt. Nur wenn man den Jakobinerclub geschlossen und die wüthendsten Libellisten füsilirt hätte, wäre vielleicht Ruhe geworden. Da man es nicht that, setzten die letzteren ihre Wühlereien fort und überhäuften Lafayette mit eben so viel Schmach als den König. Sämmtliche Constitutionelle und Gemäßigte einigten sich damals in der Kirche der Feuillans zu einem neuen Club, der das Uebergewicht in der Versammlung, aber nicht in der Stadt besaß und das unheilvolle Wirken des Jakobinerclubs um so weniger hemmte, als die Nationalversammlung den halb großmüthigen, halb perfiden Beschluß gefaßt hatte, keines ihrer Mitglieder solle nach Verkündigung der endlich fertig gewordenen Constitution in die neue gesetzgebende Versammlung eintreten dürfen. Die Feuillans verloren also, nachdem sie sich kaum geeinigt hatten, alle ihre Stimmen im höchsten Rathe der Nation.

Die letzten Berathungen der Nationalversammlung betrafen die Frage der Colonien. Am 15. Mai hatte man im Freiheitsrausche

die Mulatten emancipirt, als nun aber auch die Neger frei seyn wollten, klagten die Weißen auf der großen Insel St. Domingo, das müsse zum Ruin und Verlust der ganzen Colonie führen, die schwarze Race sey zur Freiheit nicht reif ꝛc. Die Feuillans begriffen das und setzten unter dem heftigsten Widerspruch der Jakobiner am 24. September die Zurücknahme jenes früheren Beschlusses durch. Aber es war zu spät. Mulatten und Neger standen auf, die Weißen zu ermorden. — Am 27. August bewilligte die Versammlung den Ueberresten Rousseaus die Ehre des Pantheons.

Die Constitution war nun endlich fertig (30. September). Der König behielt darin noch immer schöne Rechte, von denen er nur bei der damaligen Stimmung keinen Gebrauch machen konnte. Die gegen ihn verhängte Suspension wurde feierlich aufgehoben und er trat wieder in den Besitz der vollziehenden Gewalt. Die Wahlen zu der neuen gesetzgebenden Versammlung waren vollzogen und schon am 1. October trat sie mit dem König in ihre neue verfassungsmäßige Wirksamkeit ein.

Drittes Buch.

Umsturz des französischen Throns.

Der Buchstaben der Verfassung von 1791 sicherte dem Könige wohlabgewogene Rechte, wie sie in einer constitutionellen Monarchie als Attribute der Krone unerläßlich sind; aber der Geist des französischen Volks in jener stürmischen Zeit war nicht geartet, sich an diesen Buchstaben zu halten. Die gesetzgebende Versammlung hielt nicht, wie beabsichtigt war, der Krone das Gleichgewicht, sondern in ihr lag ein schweres Uebergewicht, an dem noch überdies die Anarchie mit Millionen Händen zog.

Die Versammlung zählte 747 Mitglieder, darunter keines aus der früheren, doch noch in demselben Parteiverhältniß, indem 260 Feuillans 200 Jakobinern gegenüberstanden, der Rest war neutral. Unter den Männern der Feuillans glänzten Vaublanc, Girardin, Ramond, Dumas, die aber nicht so viel bedeuteten als die gesetzlich von der Nationalversammlung ausgeschlossenen älteren Feuillans. Die Jakobinerpartei hatte durch den Ausschluß keinen bedeutenderen Mann als Robespierre in der Nationalversammlung verloren, dafür aber eine Menge neuer Kräfte gewonnen, welche sich bald in zwei

Gruppen trennten. Das waren einerseits die Girondins, so genannt, weil die Deputirten der Gironde (Vergniaud, Guadet, Gensonné) unter ihnen hervorragten, aber auch Brissotiers genannt, weil der vielredende und vielstreitende Brissot eine große Rolle unter ihnen spielte. Zu ihnen gehörten die Stadtvorsteher von Paris, Petion und Manuel, der Abbé Claude-Fouchet, Condorcet, Buzot, Isnard, Louvet, Carra ꝛc.

Die zweite Gruppe bildeten die Montagnards oder die Bergpartei, so genannt, weil sie die höchsten Sitze in der Nationalversammlung einnahmen. Ihre Häupter waren Danton, Camille Desmoulins, der schmutzige Capuziner Chabot, Collot d'Herbois, Merlin von Thionville, Couthon. Außerhalb der Versammlung wurden die Clubs jetzt um so lebendiger, als sich die Mitglieder der ersten Nationalversammlung in sie zurückzogen. Man bemerkte namentlich, daß Robespierre mit derselben Zähigkeit und mit mehr Glück sich an die Rednerbühne bei den Jakobinern klammerte, wie früher an die in der Nationalversammlung. Die Lehren, welche dort noch verachtet und verhaßt gewesen, wurden hier mit Verehrung aufgenommen. Der vorher unbedeutende, ja langweilige Redner wurde ein Orakel des gemeinen Volks. Schon am 1. October nach der Eröffnung der neuen Versammlung wurde Robespierre mit Petion vom Volke bekränzt.

Der König beging einen kaum begreiflichen Fehler, indem er die neue Versammlung reizte. Er ließ nämlich ihre erste Deputation nicht vor und hieß sie warten. Indeß vertrug man sich wieder. Der arme unbehülfliche König wurde ein Spielzeug der Intrigue. Kaiser Leopold hatte, sobald er von der mißlungenen Flucht des Königs hörte, von Padua aus alle Mächte aufgefordert, die Sache des gefangenen Königs zu unterstützen. Auch Katharina II. und Gustav III. hetzten zum Kriege gegen Frankreich. Als aber Leopold am 27. August auf dem sächsischen Lustschlosse Pillnitz mit Friedrich Wilhelm II. zusammen kam, verständigten sie sich, den Weg der Mäßigung einzuschlagen, und erließen eine beruhigende Erklärung, worin sie das Vertrauen aussprachen, Frankreich werde als constitutionelle Mo-

narchie mit den übrigen Mächten in Frieden leben können. Leopold II. war der erste, der die Tricolore anerkannte. Die neuen constitutionellen Minister in Paris wußten aber die Mäßigung nicht zu würdigen. Der neue Kriegsminister, der junge Herr von Narbonne, war durch Weiber, die Frau des Philosophen Condorcet und Frau von Staël, auf seinen wichtigen Posten gelangt und trachtete nach Lorbeern, indem er sich einbildete, durch einen ruhmvollen Krieg nach außen die Revolution im Innern ersticken zu können. Er benutzte daher die drohende Erklärung von Padua, um Oesterreich den Krieg zu erklären, und unterhandelte heimlich mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, um ihn in den französischen Dienst herüberzulocken, der es jedoch ablehnte. Narbonnes Collége, der Minister Bertrand de Molleville, billigte den Kriegsplan und rieth dem König, unterdeß „den Geist der Verfassung durch den Buchstaben zu tödten," und unter erheucheltem Eifer für dieselbe sich möglichst passiv zu verhalten und Zeit zu gewinnen, bis die Uebertreibungen der Jakobiner und das Ausland ihm Luft verschaffen würden. In diesem Sinne erließ der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delessart, ein übermüthiges Schreiben an den Kaiser Leopold, und verlangte im Befehlshaberton, derselbe solle jeder Verbindung mit andern Mächten gegen Frankreich entsagen. Leopold ließ sich aber dadurch nicht reizen, sondern antwortete äußerst mild und versöhnend, die frühere Erklärung von Padua sey schon durch die spätere von Pillnitz zurückgenommen und er habe lediglich nichts Feindliches im Sinne, sondern setze Vertrauen in die verfassungsmäßigen Zustände Frankreichs. Ganz ebenso erklärte sich Preußen.

Dadurch wurde der Plan Narbonnes durchkreuzt, der, obgleich er die Grenzen bereiste und ganz Frankreich allarmirte, doch den Krieg gegen das so friedlich gesinnte Oesterreich nicht erklären konnte. Nun wurde zunächst Bertrand de Mollevilles Plan verfolgt, und als ein neuer Maire für Paris gewählt werden und Bailly abtreten mußte, ließ das Ministerium alle seine Stimmen Petion, dem damaligen Abgott des Volkes, zuwenden und nicht dem General Lafayette, dem die Gemäßigten diese Stelle zudachten, sofern auch er

seine Stelle als Chef der Nationalgarde niederlegen mußte. Durch diese verkehrte Politik stärkte der König selbst die Partei seiner grimmigsten Feinde, während Narbonne beschämt, sein Feuereifer erloschen war und Delessart sich durch einlenkende, noch dazu geheim gehaltene Unterhandlungen mit dem Auslande nur verdächtig machte. Kaiser Leopold war gestorben, sein junger Sohn und Nachfolger Franz noch nicht zum Kaiser gewählt, die Politik des Auslandes in Hinsicht auf Frankreich noch nicht festgestellt.

Auch Lafayette legte seine Stelle nieder, die nicht ersetzt wurde, indem die Obersten der Nationalgarde abwechselnd den Oberbefehl übernahmen. Er zog sich aufs Land zurück, unfähig die Parteien noch zu beherrschen und müde des Undanks. Ein neuer Freund bot sich dem König an. Der Herzog von Orleans kehrte nämlich aus England zurück und hatte dort ruhiger in die Revolution seines Vaterlandes hineinblicken gelernt. Sollte die Anarchie nicht zuletzt ihn selbst verschlingen, mußte er sich zum Könige halten. Die Versöhnung fand statt, aber ohne Wissen der Höflinge, die den Herzog, als er zur Tafel kam, aufs raffinirteste verhöhnten, sogar bespuckten. Er glaubte, das sey eine Rache der Königin, und warf sich nun ganz den Jakobinern in die Arme.

Die Erbitterung der Parteien wuchs während des Winters, so wie der Argwohn gegen den Hof. Gironde und Berg wetteiferten in verschärften Maaßregeln gegen den ausgewanderten Adel und gegen den renitenten Klerus. Am 29. November wurde beschlossen, den nicht beeidigten Priestern auch den bisher gestatteten Gottesdienst zu verbieten. Die revolutionäre Presse erschöpfte sich in den wüthendsten Angriffen auf die Priester und auch schon auf das Königthum*).

---

*) Auf dem Theater stellte M. J. Charnier Karl IX. dar, wie er in der Bartholomäusnacht sein Volk mordet. Alles schwärmte für die Hugenotten und erboste sich über die alte Kirche. Reißt den Pfaffen die Zungen und den Aristokraten die Daumen aus, schrieb Marat im ami du peuple. Damals begannen auch die revolutionären Tragödien im classischen Styl: Brutus, Lucretia, Cäsars Tod, Timoleon, Virginia, Grachus, Spartacus, Nero, Wilhelm Tell 2c.

Im Dezember begannen die Jakobiner den Club der Feuillans zu sprengen. Zuerst zwangen sie dieselben, ihre Sitzungen öffentlich zu halten, und schickten ihre wildesten Schreier hinein. Als nun der arme Club gesetzlichen Schutz gegen die Störungen verlangte, gab ihm der Maire eine Wache, die mit dem Pöbel wetteiferte, die Feuillans zu verhöhnen, so daß man den Club als angeblich ruhestörend aufhob. Die Gironde beging den größten Fehler, indem sie die Feuillans preisgab. Sie hätte sich mit diesen ehrlichen Constitutionellen und der honetten Bourgeoisie vereinigen und nicht alle Gewalt der Bergpartei und dem Pöbel in die Hände spielen sollen.

Nach dem Neujahr 1792 war die Ungeduld der vorwärts strebenden Revolutionspartei nicht mehr zu zügeln. Die Bewegung begann außerhalb Paris. Durch die im ganzen Lande verbreiteten Jakobinerclubs wurden die Garnisonen immer meuterischer. Die Offiziere flohen in Masse über die Grenze, um ihr Leben zu retten und um dem geheimen Ruf Condés nach Coblenz zu folgen. Damals circulirte ein Brief von Monsieur und Artois, worin diese erklärten, ihr Bruder, der König, verabscheue die ihm aufgedrungene Verfassung und werde sie nicht halten, weshalb die Emigrirten durch seinen Scheinconstitutionalismus sich nicht gebunden erachten sollten. Dieser Brief, der das Emigrantencorps vertheidigen sollte, schadete dem König unendlich, weil man ihn im Complott wähnte. Inzwischen mehrte sich die Emigration. Man zählte schon 1900 geflüchtete Offiziere. Das treugebliebene Schweizerregiment Ernst zu Aix wurde von bewaffneten Volksmassen aus Marseille entwaffnet. Die wegen ihres Frevels in Nancy zu den Galeeren verurtheilten Schweizer (42 an der Zahl) wurden nicht nur freigesprochen, sondern von Brest feierlich abgeholt, um in Paris Triumphe zu feiern. Vergebens sträubten sich die Feuillans, die Jakobiner setzten es doch durch, daß diese Helden der straflosen Anarchie unter Trommelschlag und umringt von jauchzendem Gesindel in den Saal der Nationalversammlung eingeführt wurden (15. April). Im Club der Jakobiner*) hing man

*) In der Mitte der Langseite der ehemaligen Kirche befand sich ein

feierlich ihre Ketten als Festons rings an den Wänden auf, wo sie belassen wurden. Diese Menschen brachten aus Brest die rothe Mütze der Galeerensträflinge mit, die fortan alle Jakobiner trugen. Schon einige Wochen vorher (19. März) hatte dieselbe Versammlung den gräßlichen Jourdan und seine Gesellen freigesprochen, welche am 16. October zu Avignon 53 Männer und Frauen (nach vorangegangener Schändung) abgeschlachtet und in einen Eiskeller geworfen hatten. Man weiß nicht, ob es derselbe Jourdan war, der in Paris der Kopfabhauer hieß. Avignon war Eigenthum des Papsts, aber die Jakobiner hatten bereits seine Vereinigung mit Frankreich durchgesetzt. In Arles hatte sich damals das Volk gegen die Jakobiner erhoben, aber von Marseille aus, wo Barbaroux, ein schöner junger Mann und Anhänger der Girondins, das meiste Ansehen hatte, begann alsbald ein Freischaarenzug gegen Arles. In der Normandie zog eine Bande von 1—8000 Mann umher und nahm gewaltsam die Waaren um einen von ihr selbst gesetzten niedern Werth weg.

Die Jakobiner triumphirten. Schon am 12. Februar hatte Petion als Maire durchgesetzt, daß den rechtlichen Bürgern, aus denen bisher die Nationalgarde bestand, Bataillone von Pikenmännern aus dem Pöbel zugesellt wurden, die bald darauf die rothe Mütze als Parteizeichen annahmen. Die Tyrannei der Galerie wurde auch in der Nationalversammlung immer unerträglicher. Jeder Gemäßigte wurde verhöhnt, nur die Enragés, wie man sie naunte, mit Beifall bedeckt. Auch die Sprache wurde cynischer. Man bemerkte in diesem Winter zum erstenmal den Einfluß der Revolution auf die Trachten. Die Jakobiner puderten ihre Haare nicht mehr und trugen statt der dreieckigen Hüte runde. Auch die Zöpfe fingen schon an sich aufzulösen.

Altar mit der Tafel der Menschenrechte, den Büsten des Rousseau, Helvetius und Mirabeau, und einem Bündel Piken, auf der Spitze die rothe Mütze der befreiten Galeerensklaven als Symbol der Freiheit. Gegenüber die Rednerbühne. Ringsumher amphitheatralisch erhobene Sitze, die unteren Sitze ausschließlich den Frauen bestimmt, unter denen die Fischweiber (Damen der Halle) sich durch ihre Frechheit hervorthaten.

Das Ministerium war unhaltbar geworden. Brissot klagte Delessart an, der am 10. März dem Gerichtshofe in Orleans ausgeliefert wurde. Die übrigen blieben wenigstens straflos. Der König zauderte nicht, mit Uebergehung der Feuillans ein girondistisches Ministerium zu ernennen, in Erwartung, diese Neulinge würden unfähig seyn, alles übertreiben und dadurch eine ihm günstige Krisis beschleunigen. Aber er täuschte sich. Unter den neuen Ministern ragte Roland hervor, der alte Gatte einer jungen und schönen Frau, die in ihrem geistreichen Zirkel die ganze Gironde beherrschte. War nun Roland auch nur ein fleißiger Arbeiter ohne höheren Geist, so doch ein sehr systematischer, zur Republik geneigter Schwärmer für Freiheit und unterstützt von jüngeren glänzenderen Talenten. Neben Roland (Minister des Innern) übte den größten Einfluß Dumouriez (Minister des Auswärtigen). Dieser etwas über fünfzig Jahre alte Abenteurer und Projectmacher hatte sich als Soldat und in vielen andern Rollen versucht, bis er zu einer Sendung des Girondisten Gensonné in die für ihre Priester aufgestandene Vendée zugezogen wurde. Gensonné stattete der Nationalversammlung nicht nur einen höchst verständigen Bericht über das wackere, sittenreine, patriarchalische Landvolk der Vendée ab, das er nicht zu beunruhigen dringend empfahl, sondern nützte ihr auch durch das bisher unbekannt gebliebene Talent Dumouriez, das er in die großen Geschäfte einführte. Als Roland das erstemal zum König ging, ohne Schnallen auf den Schuhen, und der Oberceremonienmeister ihn anfangs nicht einlassen wollte und dann ganz entsetzt ausrief „ohne Schnallen?“ sagte Dumouriez lachend zu ihm: „alles ist verloren.“ Dieser Dumouriez riß bald die erste Stelle an sich. Nie verlegen, nie durch eine Ueberzeugung oder durch einen Gewissensscrupel beengt, bezauberte er den König und den Berg, wie er die Gironde bezaubert hatte. Den König lehrte er, nur keine Angst zu haben, nur muthig durch den Strom zu waten und dabei das Banner der Revolution recht hoch zu tragen; zugleich aber die Kriegserklärung zu beschleunigen, alsdann würde er, Dumouriez, das Heer befehligen und stark genug werden, den König zu befreien. Bei den Jakobinern setzte

derselbe Dumouriez die rothe Mütze auf und umarmte Robespierre. Das erregte natürlich bald das Mißfallen der Frau Roland. Im Grunde wollte er nichts anderes als Narbonne (und später Napoleon), nämlich die Revolution durch den Krieg ersticken. Das spürte Robespierre wohl, der sich nicht bereden ließ, den Krieg zu bevorworten, und in den bittersten Zank mit Brissot gerieth, als dieser, der immer gern große Politik trieb, den Krieg empfahl. Im Sinne Robespierres schrieb damals Camille Desmoulins ein wüthendes Pamphlet gegen Brissot.

Die Kriegslust der Gironde bedrohte Europa mit einem allgemeinen Kriege, welcher die Freiheitsidee der nordamerikanischen Revolution durch alle Länder tragen sollte. Allein Europa rührte sich nicht und ließ sich erst durch Frankreichs Kriegserklärung aufrütteln. Das deutsche Reich hatte gerechte Ursache, über Frankreich zu klagen. Durch das Gesetz vom 4. August 1789 und durch die Säkularisation waren eine Menge deutscher Bischöfe, Fürsten und Herren, die im Elsaß begütert waren*), ihrer Rechte und zum Theil auch ihrer Güter beraubt worden. Der Reichstag reclamirte nur langsam und schwerfällig. Ohne den Kaiser konnte er seinen Forderungen keinen Nachdruck geben, aber der Kaiser hielt an sich. Katharina II. von Rußland munterte nämlich Preußen und Schweden zum Krieg gegen Frankreich auf, um sich unterdeß Polens zu bemeistern. Das wollte Oesterreich um jeden Preis hindern und auch Preußen ließ sich nicht so blind gegen Frankreich fortreißen, um nicht argwöhnisch nach Polen zurückzublicken. Daher das Zaudern der deutschen Mächte. Die Gironde glaubte nun um so kühner vorschreiten zu dürfen und

---

*) Die meisten rheinischen Erzbischöfe und Bischöfe von Basel bis Trier und Köln, der Herzog von Württemberg (wegen Mömpelgard), der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Baden, die Fürsten von Nassau, Leiningen, Löwenstein ꝛc. Herzog Karl von Württemberg, der das Schlimmste kommen sah, reiste 1791 nach Paris, um Mömpelgard an Frankreich zu verkaufen. Die Antwort war abschlägig, man hoffe Mömpelgard umsonst haben zu können.

Dumouriez wählte den Krieg, um als Feldherr zu glänzen und an der Spitze einer siegreichen Armee Frankreich zur Ordnung zurückzuführen. Daher schrieb Dumouriez an die auswärtigen Mächte in einem viel festeren, herausfordernden Tone, als Delessart, und beeilte sich, als die Antworten nicht genügten, durch den König schon am 20. April Oesterreich den Krieg erklären zu lassen. Die Güter der Ausgewanderten wurden sequestrirt.

Die Kluft zwischen der Gironde und dem Berge wurde erweitert, als die erstere durch Petion nicht nur die Stadt Paris, sondern nun auch durch Roland das Ministerium leitete. Jede höher gestellte Partei wird von der unten zurückgebliebenen beneidet. Der Haß gegen die Feuillans ging also damals schon bei den Jakobinern auf die Girondisten über. Von diesen wurden Guadet, Vergniaud, Gensonné heimlich vom König zu Rathe gezogen, aber sie konnten sich mit dem Könige doch nicht verständigen, so wenig wie Roland, weil sie zu sehr von ihrer Freiheitsidee eingenommen waren. Dumouriez selbst erkannte, daß diese systematischen Denker aus Rousseaus Schule zum Handeln nicht gemacht seyen, und hielt sich lieber an die Jakobiner. Unter diesen war Robespierre mit dem Krieg überhaupt nicht einverstanden, weil er instinktartig fühlte, der Krieg werde die Freiheit verschlingen. Dagegen fand Dumouriez an Danton einen Mann, ganz wie er ihn brauchte. Danton nahm Geld vom Hofe und war doch der Abgott der Jakobiner. Er nahm die Stellung ein, die früher Mirabeau gehabt. Petion schwankte und suchte Gironde und Berg zu versöhnen. Vergebens, diese beiden Parteien bekämpften sich aufs erbittertste.

Der Ausbruch des Kriegs rief Dumouriez zum Heere, wohin auch Lafayette zum großen Aerger der Jakobiner berufen wurde, die ihn heftig anklagten und im Voraus als Verräther bezeichneten. Ohne Dumouriez wollte sich der König nun den groben Roland nicht mehr gefallen lassen. Roland war ein kleinlicher Fanatiker. Schon vor der Revolution hatte er einmal öffentlich vorgeschlagen, die menschlichen Leichen nicht unnütz zu vergraben, sondern ein nutzbares Fett aus ihnen zu ziehen. Kaum war er Minister, so verbot er allen Geistlichen,

in ihrer Amtstracht zu erscheinen, nicht um sie den Insulten des Pöbels zu entziehen, sondern aus philosophischem Haß gegen die Kirche. Als constitutioneller Minister eines Königs predigte er in seinem Blatt offen republikanische Grundsätze. Um sich aber auf alle Fälle den Rücken zu decken, damit man ihn nicht als Königsfreund verdächtigen könne, veröffentlichte er einen langen Brief, den er (oder vielmehr für ihn seine Frau) an den König geschrieben hatte und demselben auf die gröbste Art den Text las und belehrte, wie ein wahrer Bürgerkönig sich zu verhalten habe. Das war dem König denn doch zu viel und er hoffte wohl überhaupt auf eine rasche Entscheidung des Kriegs, nahm also ein neues Ministerium aus Feuillans, unbedeutende Namen. Die Gironde zog sich nun erbittert von ihm zurück und neigte seitdem entschieden zur Republik. Ihr Journalist Carra verleumdete die Königin, sie stehe an der Spitze eines „österreichischen Ausschusses" und conspirire mit dem Ausland. Die Gironde schien mit dem Berge nur zu wetteifern im Königshaß und diese Uebereinstimmung der Parteien erhöhte die Fieberhitze in den Massen. Schon rief eine Wache am Schlosse der Königin ins Fenster, er wünschte ihren Kopf auf seinem Bajonnet aufpflanzen zu können, und Sänger stellten sich auf, ihr die unzüchtigsten Satiren auf sie selber zuzusingen. Lafayette schrieb von seinem Lager aus einen Brief an die Versammlung, worin er ihr dringend constitutionelle Gesinnungen empfahl. Allein er wurde verhöhnt und konnte die Strömung zur Republik nicht aufhalten.

Dumouriez ließ die Revolution hinter sich, um durch Siege und Eroberungen die Armee für sich zu gewinnen und dann das entscheidende Wort zu reden. Aber sein Plan, die österreichischen Niederlande wegzunehmen, scheiterte schon im Beginne. Die unter Biron bei Mons und unter Dillon bei Lille vorgeschobenen Truppen liefen beim ersten Anblick nur weniger Oesterreicher davon unter dem Schreckensrufe: sauve qui peut! es ist nicht ausgemacht, ob aus Feigheit oder Verrath (30. April). Artur Dillon wurde völlig unschuldig von seinen wüthenden Soldaten ermordet. Diese Vorfälle und der Einmarsch der Preußen vom Rhein her nöthigten Dumou-

riez, die Niederlande einstweilen aufzugeben. General Montesquieu, der Savoyen erobern sollte, weil der französische Gesandte Semonville in Piemont verhaftet worden war, fand noch gar keine Rüstungen vor.

Auch in Paris schrie man natürlich über Verrath der Generale und beschloß ein neues sicheres Revolutionsheer in einem Lager bei Paris zu versammeln. Schon früher hatte man die Föderirten beim Julifest in Paris gesehen, man lud sie also wieder ein, jenes Lager zu bilden. Die Gironde hatte dabei den Nebenzweck, eine Armee aus den Provinzen in der Nähe zu haben, um damit die Pariser zu zügeln. Der junge, schöne, heldenmäßige Barbaroux aus Marseille ließ von dort die enragirtesten Matrosen und andere Kraftmenschen kommen, deren wildes Feuer ein durch sie zuerst berühmt gewordener und nach ihnen benannter Gesang nährte, die Marseillaise **Aux armes, citoyens, le jour de la gloire est arrivé!** Dieses schöne Lied war von Rouget Delisle im Hause des Maire Dietrich in Straßburg gedichtet und von dessen Töchtern zuerst gesungen worden. Dieselbe Melodie spielte bald darauf bei Dietrichs Hinrichtung und Delisle selbst hörte sie zitternd von den Banden spielen, vor denen er aus dem Vaterlande floh.

Die Pariser kamen den Föderirten zuvor und trachteten dem Königthum ein Ende zu machen, ehe ihm etwa neue Kräfte zuwüchsen. Er verlor aber in diesen Tagen seine letzte Stütze. Ein grober Brief Lafayettes an die Versammlung drohte unvorsichtig den Jakobinern und klagte Dumouriez an. Dumouriez selbst wollte den König schützen, glaubte es aber nicht mehr zu können, weil der König sich hartnäckig weigerte, gegen die harte Priesterverfolgung kein Veto einzulegen, und ging wieder zur Armee. Die wüthenden Jakobiner, denen die fernen Generale keinen Widerstand leisten konnten, schritten jetzt zur That. Das Veto, das der König am 19. Juni gegen die Deportirung der eidweigernden Priester und gegen das Lager der Föderirten einlegte, diente zum Vorwand. Schon am 20. stand das Volk auf, geleitet von den Männern des Berges. Die Gironde und insbesondere Petion zogen sich in eine sträfliche Passivität zurück. Die von

dem Bierbrauer Santerre befehligte Masse, in der 70,000 Nationalgarden, Pikenmänner, Pöbel und Weiber sich mischten und unter denen wieder die schöne Lütticherin (die auch begeisterte Reden bei den Cordeliers zu halten pflegte und von C. Desmoulins der Judith verglichen wurde) und der Kopfabhacker Jourdan eine Hauptrolle spielten, verlangten Entfernung der unpopulären Minister und des Veto, ließen aber durchblicken, daß sie unter dem Veto den König selber verstanden. Die Versammlung schämte sich nicht, diesem Haufen den Durchzug durch den Saal zu gestatten. Drei Stunden lang mußten die Deputirten demselben zusehen, betäubt von Geschrei und erstickt von dem Dunstkreise dieses Pöbels. Unter den Sinnbildern, die man im Zuge trug, bemerkte man ein blutendes Herz mit der Inschrift: „Aristokratenherz," einen Galgen, woran eine Puppe der Königin hing, ein paar zerrissene Hosen auf einer Stange als Ehrenzeichen der Sansculottes, welchen von Maury zuerst gebrauchten Spottnamen der Pöbel zu seinem Ehrennamen machte. Aus der Versammlung begab sich der Haufen in die Tuilerien, drängte die Wache zurück und brach mit wildem Geheul in die Zimmer des Königs ein. Dieser unglückliche Monarch mußte von einem Stuhle aus, den man auf einen Tisch gesetzt hatte, fünf Stunden lang die Grobheiten des Pöbels anhören. Obgleich Piken und Säbel gegen ihn geschwungen wurden, wagte es doch Keiner ihn zu tödten. Er behauptete eine merkwürdige Festigkeit, protestirte gegen die unmittelbare Einmischung des Volks, berief sich auf sein constitutionelles Recht und bewilligte nichts von allen den Forderungen, die man an ihn stellte. Als ein Nationalgardist ihm zurief: „fürchten Sie nichts," nahm er dessen Hand, legte sie auf sein Herz und sagte: fühlen Sie, ob mein Herz schneller schlägt als gewöhnlich! Der Fleischer Legendre nannte ihn ins Gesicht einen Verräther des Volks; man zwang ihn, eine rothe Mütze aufzusetzen, fügte jedoch dem Schimpf keine thätliche Mißhandlung hinzu. Als er aus der Flasche eines zerlumpten Kerles trank, um bei der erstickenden Hitze seinen Durst zu löschen, schrie man sogar wieder: vive le roi! Santerre erlöste ihn vollends. Unterdessen war die Königin noch schlimmer bedroht. Prinzeß Elisa-

beth, die man mit ihr verwechselte, wurde vom Pöbel mit gräßlichen Drohungen verfolgt, rief aber, als man den Irrthum aufklärte, man solle es nicht thun, sie wolle gerne für die Königin sterben. Der Haufen drang endlich auch bis zu dieser selbst durch, stutzte aber vor der hohen Frau, die ihre beiden Kinder in den Armen hielt, und begnügte sich auch hier mit Beschimpfungen. Besonders riefen die Damen der Halle der Königin die unflätigsten Dinge zu. Man setzte auch dem Dauphin eine rothe Mütze auf, die ihn fast erstickte, bis Santerre sie ihm abnahm. Ganz spät erschien Petion und bewog die Menge, das Schloß zu räumen.

Die Erfolglosigkeit dieses rohen Ueberfalls machte den Constitutionellen Muth, die Urheber desselben anzuklagen. Auch Lafayette kam in höchster Entrüstung herbei, um mit seinem ganzen Ansehen das des constitutionellen Königs aufrecht zu erhalten. Aber der Hof selbst empfing ihn kalt und lehnte seine Hülfe ab, aus unbezwinglichem Widerwillen gegen diesen ersten Apostel der Freiheit, oder durch die falschen Rathschläge Dantons mißleitet, oder in Erwartung einer baldigen Befreiung durch die Preußen. Die Gironde gab sich ganz der Umsturzpartei hin, um die Herrschaft in ihr zu behaupten, und aus Haß gegen den König, der ihren Roland zurückgewiesen hatte. Frau Roland äußerte ihr innigstes Vergnügen über den 20. Juni: „wie gerne wäre ich dabei gewesen, um die lange Demüthigung der hochmüthigen Königin mitanzusehen.“ Die Constitutionellen wagten Petion anzuklagen, den seine Freunde von der Gironde schützen mußten. Das Volksgeschrei, das durch ganz Paris wiederhallte „Petion oder den Tod!“ schmeichelte der Gironde. Man setzte der Anklage Petions eine des Generals Lafayette entgegen, weil derselbe eigenmächtig das Lager verlassen hatte. Er wurde zwar freigesprochen, aber mit Recht verspottet, weil er hatte drohen wollen, ohne seine Armee mitzubringen. Danton nannte ihn „den Eunuchen der Revolution.“ Man stritt in der Versammlung mit der giftigsten Erbitterung, welche zuletzt immer auf den König gelenkt wurde. Vergniaud, der größte Redner der Gironde, erhob sich am 3. Juli, um zu beweisen, daß die Entthronung des Königs unvermeidlich sey; ein König könne nicht

Freund der Freiheit seyn, ein gedemüthigter König könne die nicht lieben, die ihn so tief erniedrigten, er müsse sich mit dem Ausland gegen sein eigenes Volk verschwören, er müsse die Vertheidigungsanstalten gegen das Ausland im Innern so lange hemmen und vereiteln, als ihm dazu noch Macht gelassen werde; das sey natürlich, eben so unumgänglich sey es aber auch für eine Nation, die frei seyn wolle, sich eines solchen Königs zu entledigen. — Dennoch behaupteten die Constitutionellen noch das Feld und hielten das Ansehen des Königs wenigstens äußerlich noch aufrecht, ja am 7. Juli ließen sich die Parteien in der Nationalversammlung durch eine rührende Rede des Bischof Lamourette sogar zu einer Versöhnungsscene mit allgemeiner Umarmung und Küssung hinreißen, worauf auch der König schnell herbeigerufen und zum letztenmal freudig begrüßt wurde. So geschah es, daß er, nachdem Petion am 13. Juli freigesprochen worden war, am 14. Juli dem Bundesfest auf dem Marsfelde noch wie vor zwei Jahren als Oberhaupt der Nation anwohnen durfte und ungekränkt blieb, außer daß man ihn nöthigen wollte, einen großen, ganz mit Sinnbildern der alten Zeit behangenen, sogenannten Baum des Feudalismus anzuzünden, was er ablehnte. Er vertraute zu viel. Nicht er, sondern Petion war der Held des Tages, „Petion oder den Tod" das Feldgeschrei. Vergebens erbot sich damals Lafayette, den König zu seiner Armee zu entführen. Ludwig XVI. blieb unter seinen Feinden, deren ganzer Grimm nun erwachte.

Schon am 15. Juli befahl die Versammlung die Entfernung der königlichen Garde, mit einziger Ausnahme der Schweizer. An demselben Tage wurde d'Espremenil auf der Terrasse der Feuillans zu Boden geschlagen und bei den Haaren zu einer Kloake geschleppt, in der man ihn ersticken wollte. Nationalgarden retteten ihn. Als er blutend und schwerverwundet in die Mairie gebracht wurde, fiel Petion bei seinem Anblick in Ohnmacht. Die Gironde, heimlich bange vor dem Berge, wollte sich noch einmal des Königs annehmen, um ihn als Werkzeug zu brauchen und ihre Partei am Staatsruder zu erhalten. Weil aber der König nichts mehr von Roland wissen wollte,

stimmten sie wieder mit dem Berge. Indessen sollten ihnen die tapfern und damals sehr gefürchteten Marseiller zur Stütze dienen.

Die Marseiller, nur 1500 Mann, aber von der entschlossensten Race, kamen erst am 29. Juli nach Paris, an dem Tage, an dem das vom 25. datirte Manifest des Herzogs von Braunschweig bekannt wurde.

Die Coalition gegen Frankreich war endlich zu Stande gekommen. Nach seiner Kaiserkrönung in Frankfurt am Main am 14. Juli 1792, der letzten im h. römischen Reiche, war der junge Franz II. mit dem König von Preußen in Gegenwart von fünfzig Fürsten und hundert andern großen Herren in Mainz zusammen gekommen und hatten den Einmarsch in Frankreich verabredet. Der feurige Preußenkönig wollte das gefangene Königspaar ritterlich befreien.*) Oesterreich schob ihn gerne voran, um für sich selbst bequemer erobern zu können. Mallet du Pan, heimlich von Ludwig XVI. entsendet, beschwor die Monarchen vergebens, in ihrem Kriegsmanifest die Stellung Ludwigs als eines constitutionellen Königs zu achten. Das preußische Manifest, erlassen vom Herzog Ferdinand von Braunschweig, dessen Armee aber Friedrich Wilhelm II. selbst begleitete, wurde von dem Emigranten Lumond verfaßt und drohte, die Preußen würden alle Städte und Dörfer in Frankreich in Asche legen, wenn sie nicht zum Gehorsam unter ihren König zurückkehrten. Man war durch die Leichtigkeit, mit der früher Holland und Brabant unterworfen worden waren, durch die feige Flucht der französischen Truppen bei Mons und durch die Prahlerei der Emigrirten getäuscht worden. Im preußischen Lager redete man nicht von einem Feldzug, sondern nur von einem Spaziergang nach Paris. Aber die Emigrirten ließ man nicht in einer Masse beisammen, sondern vertheilte sie unter die Oesterreicher und Preußen, um ihren Wider-

---

*) In seinem Harem war Zwietracht. Die Lichtenau feuerte ihn zum Kriege an, die Dönhof warnte ihn. Diese Dame, welche dem Könige den heldenkräftigen Grafen von Brandenburg gebar, hat es am besten mit ihm gemeint.

stand zu brechen, wenn sie sich etwa gegen die Eroberungen sträuben wollten, welche Kaiser Franz bezweckte.

Das Manifest, welches nur im Ausland großes Aufsehen machte, wurde in Paris nur benutzt, um den Sturz des Thrones zu beschleunigen. Petion, als Maire von Paris, verlangte die Absetzung des Königs. Jean Debry von der Bergpartei klagte Lafayette an. Dieser wurde freigesprochen, der Pöbel aber mißhandelte mehrere Abgeordnete, die für ihn gestimmt hatten (29. Juli). Unterdeß würden die Marseiller von Danton bearbeitet und fraternisirten mit den Parisern, statt der Gironde gegen dieselben zu dienen. Man schickte die Linientruppen aus der Stadt gegen den Feind und löste die royalistisch oder constitutionell gesinnten, aus den bessern Bürgern zusammengesetzten Compagnien der Nationalgarde auf, damit den Tuilerien möglichst wenig Vertheidiger übrig blieben. Danton leitete alles mit seinen Getreuen.

Der Angriff auf die Tuilerien war auf den 10. August bestimmt. Man wußte es, der König umringte sich mit seinen Freunden und der damalige Commandant der Nationalgarde, Mandat, traf gute Vertheidigungsanstalten des Schlosses. Auf der andern Seite hatte sich in einer kleinen Schenke ein Aufruhrcomité gebildet, das mit Danton in Verbindung stand und dem die Ausführung oblag. Um Mitternacht zwischen dem 9. und 10. wurde Sturm geläutet, sammelten sich die bestellten Volksmassen und wurde durch einen ersten Gewaltstreich der Municipalrath von Paris abgesetzt und durch einen neuen, durchaus revolutionären ersetzt, in welchem nur Petion, Danton und Manuel zurückblieben, dagegen Fabre d'Eglantine, Bourdon, Billaud-Varennes, der junge energische Tallien, Huguenin, Chaumette, Hebert und andere Enragirte eintraten. Die bewaffnete Masse theilte sich in verschiedene Colonnen, die sämmtlich und zwar zum erstenmal mit der rothen Fahne gegen das Schloß rückten, die eine unter Santerre, die andere unter dem jungen Westermann, einem Preußen, die dritte unter Fournier, dem s. g. Amerikaner. Um sich den Angriff zu erleichtern, lud man Mandat vor die Municipalität. Er kam aus dem Schlosse in der Meinung,

es sey noch die alte Behörde, als er aber ganz neue Gesichter auf dem Stadthause sah, erbleichte er. Man warf ihm vor, daß er gegen das Volk kämpfen wolle, und entfernte ihn nur, um ihn draußen niederzuschießen. Nun fehlte im Schlosse die Einheit des Befehls. Der König hatte nur noch 1330 treue Schweizer bei sich unter Bachmanns Commando, 600 berittene Gensdarmen und einen Haufen schlecht bewaffneter Edelleute und alter Diener (die s. g. Dolchritter). Alles hing davon ab, ob ihn die Nationalgarde beschützen würde; aber diese hatte ihren Befehlshaber verloren und die Pikenmänner waren schon den loyal Gesinnten über den Kopf gewachsen. Besonders ihre Artillerie, aus Feuerarbeitern, Schlossern, Schmieden rc. bestehend, war republikanisch. Als daher im Laufe des Vormittags die revolutionären Massen sich rings um das Schloß anhäuften und der König unter ihren Augen die kleine Schaar der Vertheidiger musterte, blieb ein großer Theil der Nationalgarde stumm, oder ging zum Volk über. Die Kanoniere kehrten ihre Kanonen um und richteten sie gegen das Schloß. Dazu tönten dem König Verwünschungen in die Ohren. Sein kraftloser Umgang zu Fuß in Schuhen und Strümpfen und im Hofkleide schadete ihm außerordentlich. Wenn er zu Roß mit bloßem Degen seine Getreuen in Sieg oder Tod geführt hätte, würde ihm vielleicht der erstere geworden seyn.

Die viel muthigere Königin war trostlos bei seiner Rückkehr ins Schloß. Sie zog einen Kampf auf Leben und Tod vor, aber der König, allem Blutvergießen abgeneigt, ließ sich bereden, die nutzlose Vertheidigung aufzugeben und in den Schooß der Nationalversammlung zu flüchten. Der Weg dahin wurde ihm zwar durch die Volksmassen gebahnt, aber hunderttausend Stimmen brüllten ihm Tod zu. Seine Gemahlin, Schwester und Kinder begleiteten ihn. Die im Schlosse zurückgebliebenen Schweizer und Edelleute waren nun allein der Wuth des bewaffneten Pöbels blosgestellt. Die tapfern Schweizer erklärten, nicht auf das Volk schießen zu wollen, wenn man sie nicht angriffe. Aber man schoß auf sie und nun erwiderten sie nicht nur das Feuer, sondern machten auch einen Ausfall und schlugen das Gesindel weit zurück. Erst als sie gemessenen Befehl vom König

erhielten, nicht mehr zu feuern, gehorchten sie. Nun aber fiel der Pöbel heimtückisch über sie her. In der Noth mußten sie, dem Befehl zuwider, ihre Waffen zur Vertheidigung ihres Lebens brauchen und wehrten sich als echte Schweizer; aber nur wenige von ihnen entgingen dem Tode, denn die kühner gewordene, von Westermann und den Marseillern geführte Masse erdrückte das Schloß. Auch der größte Theil der Dolchritter kam hier ums Leben. Indem der Pöbel durch die Säle und Zimmer des Schlosses stürmte, alles darin zerstörend, schonte er nur der Damen, die knieend um ihr Leben baten. An den Leichen aber übte der Pöbel, sonderlich der weibliche, noch lange eine gräßliche Schadenfreude und trieb schändlichen Muthwillen im Schlafgemach der Königin. Auch in der Stadt wüthete der Pöbel gegen die Verdächtigen. Die Amazone Théroigne ließ abgeschlagene Köpfe auf Piken durch die Straßen tragen. Man stürmte das Haus des Herrn von Clermont-Tonnère, eines der edelsten Constitutionellen, und als er zum Volk reden wollte, traf ihn ein Schuß ins Gesicht, er wollte noch fliehen, wurde aber in Stücke zerhauen. Ebenso ging es dem royalistischen Journalisten Süleau, den die schöne Lütticherin zusammenhauen ließ.

Mittlerweile war die königliche Familie in der Nationalversammlung, der gerade Vergniaud präsidirte, zugelassen und in die Loge des Geschwindschreibers hinter dem Präsidentenstuhl gewiesen worden. Von hier aus mußte sie, selber allen Blicken bloßgestellt, alle die Verwünschungen anhören, die man auf sie häufte, indem jeden Augenblick neue Deputationen ankamen, den König als Volksmörder anklagten, Trophäen aus dem Schlosse brachten 2c. Mitten in diesem Getümmel hatte der immer sehr ruhig gebliebene König die Schwachheit, sich Essen bringen zu lassen und vor den Augen des Volks, das über seine Absetzung berieth, mit gutem Appetit zu speisen, wobei er das Geflügel mit derselben Sorgfalt zerlegte, wie in den friedlichsten Tagen. Das machte einen für ihn sehr ungünstigen Eindruck und die Königin suchte ihr Gesicht im Schatten eines Winkels zu verbergen. Dann hörte Ludwig der Debatte ruhig zu und unterhielt sich zuweilen mit Abgeordneten, die in seiner Nähe waren. Als er den berühmten

Maler David frug, ob er sein Portrait bald fertig habe, antwortete dieser: ich male keinen Tyrannenkopf mehr, außer wenn er vom Schaffot fällt. Sechszehn Stunden lang mußte die königliche Familie in der engen schwülen Loge und unter dieser Umgebung aushalten. Furcht hatte die meisten Constitutionellen aus der Versammlung ferne gehalten. Die übrigen, Gironde und Berg, dekretirten die Absetzung des Königs und Einberufung des Convents. Ludwig sollte anfangs in den Palast Luxemburg gebracht werden, der tyrannische Gemeinderath von Paris setzte aber durch, daß er mit seiner Familie in den Thurm des Tempel, ein ärmliches und enges Gefängniß, gebracht wurde, wo er unter der ausschließlichen Bewachung des Gemeinderaths kleinlichen Plackereien und Beschimpfungen ausgesetzt war.

Die ausübende Gewalt ging in die Hände der nur der Nationalversammlung verantwortlichen Minister über. Noch hatte die Gironde im Ministerium das Uebergewicht, indem Roland, Servan und Clavière in dasselbe zurückgerufen und ihnen Monge und Lebrun als Gleichgesinnte beigesellt wurden, sie mußten aber Danton als Justizminister unter sich aufnehmen. Roland hoffte durch den Departementsrath des Seinedepartements den übermächtig gewordenen Gemeinderath von Paris einzuschränken, wurde aber durch drohende Deputationen gezwungen, davon abzustehen. Der Gemeinderath hatte sich am 11. August noch mit Robespierre verstärkt, der sich am 10. verborgen gehalten hatte, jetzt aber als Meister des Platzes auftrat. In der Hauptstadt von der Bergpartei überholt suchte die Gironde desto festern Fuß in den Provinzen zu fassen, und der Philosoph Condorcet gab sich dazu her, im Namen der Versammlung einen Bericht an die Departements zu verfassen, in dem der 10. August beschönigt, gepriesen und als ein Sieg der Gironde ebenso wie des Berges bezeichnet wurde (13. August). Ebenso lieh die Gironde ihre Stimmen zu einer Menge neuer Dekrete, durch welche die Einkerkerung, Güterconfiscation &c. des renitenten Klerus, des emigrirten Adels und der s. g. Conspiranten, d. h. aller der neuen demokratischen Tyrannei Widerstrebenden verfügt wurde. Auf Jean Debrys Antrag beschloß man, die neuzuwählende Nationalversammlung (der Convent), in

dem die volle Souveränetät der Nation ruhen sollte, solle aus Urwahlen hervorgehen und jeder Franzose von seinem 25. Jahre an Wähler und wählbar seyn. Zu den minder einflußreichen, aber sehr charakteristischen Dekreten des August gehörte die Erleichterung der Ehescheidung (eine Concession an die Lüderlichkeit) und die Errichtung eines Denkmals für die am 10. August Gefallenen. Dieses übereilte Denkmalerrichten kehrt in allen revolutionären Zeiten wieder.

Eine Hauptmaaßregel war die *Absetzung Lafayettes*. Er hatte eben noch seine Armee für Rettung des Königs und der Constitution zu begeistern gesucht, aber die schon von den Jakobinern bearbeiteten Truppen schwankten und verließen ihn. Der alte Marschall Lukner, der ihm gerne gefolgt hätte, widerrief weinend die schon erlassenen Befehle und konnte sich dadurch doch nicht schützen vor Verhaftung. Lafayette floh über die Grenze (20. August), fiel den Oesterreichern in die Hände und wurde, da er als Mann der Freiheit den Stabilen tödtlich verhaßt war und weil er nicht einmal den Bestand der französischen Armee und den bisherigen Kriegsplan verrathen wollte, mit Alexander Lameth und Latour Maubourg in Olmütz Jahrelang in harter und unwürdiger Gefangenschaft gehalten. *)

Die Preußen erfuhren Lafayettes Flucht vor Longwy und jubelten um so mehr, als diese Festung sich schon am dritten Tage ergab (23. August). Sie zweifelten also nicht, daß sie ganz Frankreich mühelos erobern würden. Aber König Friedrich Wilhelm II. war in hohem Grade unruhig und ungehalten über seinen Feldherrn, Ferdinand von Braunschweig, der schon die kostbare Zeit versäumt hatte, in welcher König Ludwig hätte können gerettet werden. Der ritterliche König glühte, den Dank desselben und den der schönen Tochter Maria Theresias entgegenzunehmen. In denselben Tagen,

*) Seine Gemahlin folgte ihm und ließ sich mit ihm einsperren. Man ließ ihr nicht einmal eine weibliche Bedienung. Fox klagte darüber im englischen Parlament, aber vergebens.

in denen das königliche Paar in den Tuilerien voll Sehnsucht der Preußen harrte, machte der Herzog von Braunschweig fast nichts als Ruhetage und hatte sich binnen 20 Tagen erst 40 Stunden weit vorwärts bewegt.

In Paris war man so sehr mit der innern Parteiung beschäftigt, daß man vor dem Fortschritt der Preußen nicht sowohl erschrack, als ihn nur als Agitationsmittel bei den Wahlen zum Convent benutzte. Damit der herannahende Feind, hieß es, keine Verräther fände, die ihm helfen könnten, sollten sie unschädlich gemacht werden. Damit wollten sich aber die Jakobiner nur aller derer entledigen, welche Männer in den Convent gewählt haben würden, die nicht zu den Jakobinern gehörten. Danton forderte und erhielt von der Nationalversammlung die entsprechenden Vollmachten. Alle Gewalt war in ihm concentrirt. Der ganz von ihm abhängige Gemeinderath war stärker, als die an Gesetz und Humanität sich klammernde Partei der Gemäßigten im Ministerium und in der Versammlung. Dazu war Santerre Obercommandant der gesammten, jakobinisch reorganisirten Nationalgarde geworden. Im Besitz dieser Gewalten sperrte Danton am 28. August Paris von allen Seiten ab, ließ alle Häuser untersuchen, alle Waffen wegnehmen und alle Verdächtigen, Herren und Damen des vormaligen Hofes, Adel, Geistliche, ehemalige Deputirte der Rechten, Beamte, Gelehrte, conservative Kaufleute rc. einkerkern. Da die Untersuchenden meist gemeine Sansculotten waren, so schleppten sie auch eine Menge Leute in die Gefängnisse, an denen sie nur irgend eine Privatrache üben wollten, so daß Danton in der Eile noch eine Sichtung vornahm und ihrer viele entließ. Danton war dabei so großmüthig, auch einige alte Feinde, wie Barnave, Duport und Karl Lameth, heimlich frei zu lassen.

Die Gironde wurde doch unruhig. Aus ihrer Mitte ging der unvorsichtige Vorschlag hervor, wenn die Preußen näher kämen, Paris zu verlassen und hinter der Loire den Widerstand zu concentriren. Da erhob sich Danton gegen so feige Maßregeln und donnerte der Gironde dreimal das Wort Kühnheit! in die Ohren. „Man muß den Feinden

Schrecken einjagen." Er deutete nur an, was er damit meine. Niemand hatte das Herz, ihn zu einer bestimmten Erklärung zu nöthigen. Man schauderte, zu erfahren, was man nicht mehr hindern konnte. Man glaubte sein Gewissen besser zu bewahren, wenn man auch nicht einmal etwas davon zu ahnen schien. Die in ihrer falschen Stellung zitternde Gironde blieb stummer Zeuge des Gräßlichen, was sie verdammte.

Auf Dantons Antrieb durch den Gemeinderath von Paris bestellt und reich bezahlt sammelte sich am 2. September eine von Maillard befehligte Rotte von Mördern, die rothe Mütze auf dem Kopf, die Hemdärmel zurückgestreift, bewaffnet mit Piken, Beilen, Säbeln, Flinten. Zu ihrem Dienst waren Karren bereit und auf einem Kirchhof eine tiefe und weite Grube gegraben. Man trieb die Voraussicht so weit, daß man ungelöschten Kalk und wollene Decken parat hatte, um das Blut, das man vergießen wollte, aufzusaugen, damit der Boden nicht zu schlüpfrig würde, und Essig, um den Blutgeruch zu dämpfen. Gemeindebeamte in ihrer Schärpe gingen ab und zu, brachten der Rotte Befehl und berichteten dem Gemeinderath. Im Uebrigen sorgte Santerre dafür, daß die Arbeit nirgends gestört würde. Die ganze Stadt war von Schrecken gelähmt, als die Lärmkanone das Signal gab. Alles flüchtete in die Häuser. Es galt, die Verdächtigen in allen Gefängnissen von Paris in Masse zu ermorden, damit sie nicht hinter dem Rücken der gegen die Preußen ziehenden Volksarmee conspiriren, sich befreien und eine Contrerevolution bewirken könnten. Aus einer dunkeln Aeußerung Dantons scheint hervorzugehen, er habe an einem Sieg über die Preußen gezweifelt und die besiegte Revolution im Voraus durch ein kolossales Opfer rächen wollen. „Wir weichen nicht, wir begraben uns unter den Trümmern von Paris, aber unsere Feinde sollen vor uns untergehen." Doch machte er mit dem Tempel eine Ausnahme und behielt sich wahrscheinlich vor, den König als Geißel aufzubewahren, wenn die Preußen näher kämen.

Das systematische Morden begann am 2. September auf offener Straße, indem fünf Wagen voll gefangener Priester aus dem Stadthause

nach der Abtei transportirt wurden. Die Rotte stach im Fahren mit Säbeln und Piken in die Wagen hinein, rieß dann die schon verwundeten Priester heraus und schlachtete sie vollends auf dem Pflaster ab. Wie durch ein Wunder blieb der als Taubstummenlehrer berühmte Abbé Sicard verschont. Dann setzte sich Maillard im großen Gefängnisse der sogenannten Abtei als Präsident eines aus dem Mörderpöbel zusammengesetzten Gerichtes nieder, ließ die Gefangenen vor sich kommen und sprach nur zweierlei Urtheil aus „laßt den Herrn los" und „nach la Force". Im ersten seltenen Falle wurde der Gefangene frei, im andern ging er in der Meinung nach dem Gefängniß la Force übersiedelt zu werden, durch eine Thüre, die in den Hof führte und wurde hier sogleich abgeschlachtet. Je vornehmer der Stand des Opfers, desto wilder äußerte sich die Freude der Rotte, der sich Weiber beigesellt hatten. In der Abtei befanden sich unter anderen 150 Schweizer, die dem Blutbad des 10. August entgangen waren. Sie schauderten vor der verhängnißvollen Thüre zurück, bis ein großer schöner Offizier kühn voranging. Sein Name ist vergessen. Alle wurden ermordet, zum Theil mit ausgesuchter Grausamkeit. Ein Major aus dem edeln Geschlechte der Reding, dem so viele Helden entstammt sind, war am 10. August schwer verwundet worden. Seine Gattin pflegte ihn im Kerker. Da ihm ein Bein und die Schulter zerschmettert war, konnte er von seinem Lager nicht aufstehen, aber trotz der flehentlichen Bitte seiner Frau riß einer der Mörder ihn bei den Beinen empor und hing sich ihn über die Schulter, während ein anderer ihm mit dem Säbel den Kopf absägte. Glücklicher war die Tochter des alten Gouverneurs der Invaliden, Herrn von Sombreuil, die ihrem Vater das Leben erkaufte, indem sie aus einem mit Blut besudelten Glase Branntwein auf das Wohl der Nation trank. Ebenso rettete dem Dichter Cazotte seine Tochter das Leben, doch nur auf eine kurze Zeit, er wurde später doch noch geköpft. Dieser träumerische Dichter hatte lange vor der Revolution einmal an einer herzoglichen Tafel in einer schauerlichen Vision alle Gäste kopflos mit blutendem Halse gesehen, so wie nachher alle wirklich in der Revolution starben. In derselben

Abtei fiel der vormalige Minister Montmorin mit einer Menge der ausgezeichnetsten Personen des alten Hofes unter den Streichen der Henker. Unter den Opfern, die am grausamsten behandelt wurden, war der Cavallerieoberst St. Marc, dem man eine Pike durch den Leib stieß, an welcher er auf den Knieen fortrutschen mußte, bis er zusammensank. Jourgniac de St. Méard, der gerettet wurde, hat seine 38stündige Todesangst in der Abtei beschrieben. Die Gefangenen sahen aus den Fenstern die Schlächtereien und hörten den Todesschrei jedes Sterbenden, bis an sie selbst die Reihe kam. Man brachte ihnen nichts mehr und sie verschmachteten mitten in der Angst noch vor Durst. Manche tödteten sich selbst. Einer stieß sich den Kopf an einem Thürschlosse ein; ein anderer wollte sich durch den Schornstein retten, konnte aber nicht und wurde wahnsinnig. Man studirte die Stellung, in der man am leichtesten sterben könne und fand, es sey am besten, die Hände auf den Rücken zu legen, dann träfen die Schläge den Kopf und das Leben am schnellsten. Zwei greise Priester segneten die ringsum knieenden Gefangenen bei tiefer Stille in dem schauerlichen Dämmerlicht des Kerkers und wurden unmittelbar darauf vor der Thüre erschlagen.

Im vormaligen Kloster der Carmeliter hatte man viele Priester eingesperrt. Man ließ sie in den Garten, um sie wie gescheuchtes Wild aus der Ferne zu erschießen. Ueberall von Kugeln verfolgt drängte sich der Rest in die Kirche hinein, wo man sie vollends am Altare mit Säbeln niederhieb, unter ihnen den Erzbischof von Arles, die Bischöfe von Beauvais und Saintes. — Im Gefängnisse la Force richtete der scheußliche Hebert, der schmutzigste Journalist von Paris. Zehn Frauen der Königin erkauften von dem Wüstling ihr Leben mit ihrer Ehre. Nicht aber die unglückliche Prinzessin von Lamballes, die größte Schönheit des vormaligen Hofes, die treueste Freundin der Königin, aus deren Armen sie erst im Tempel gerissen worden war. Man hackte sie in Stücken, man trieb den schändlichsten Unfug mit allen Gliedern ihres Leibes, man stellte ihren Kopf noch blutend auf den Tisch einer Schenke unter Flaschen und Gläser und feierte ihren Tod in viehischer Trunkenheit. Endlich steckte man diesen schönen Kopf

mit den lang herabwallenden Locken auf eine Pike, schaarte sich vor dem Tempel, weckte den König und die Königin und zwang sie durch das Fenster den hoch empor gehaltenen Kopf anzusehen. Derselbe Anblick wurde aber auch dem Herzog von Orleans nicht erspart, der ein Schwager der Ermordeten war. — Im Gefängnisse des Chatelet hatte d'Espremenil die Geistesgegenwart, sich wie ein Sansculotte zu kleiden, eines blutigen Säbels zu bemächtigen und durch Blut unkenntlich unter den Mördern, als gehöre er zu ihnen, zu verschwinden. Er entkam glücklich. Dagegen wurde hier eine berühmte Schönheit der Pariser Straßen „das schöne Blumenmädchen" auf Befehl der Amozone Théroigne, wahrscheinlich aus persönlicher Eifersucht, nackt ausgekleidet, an einen Pfahl gebunden und auf die raffinirteste Art halb mit Fackeln und glühend gemachten Piken gebrannt, halb mit Säbeln verstümmelt. — Im Gefängnisse St. Firmin leitete der später noch eine Rolle spielende niederträchtige Henriot die Hinrichtungen und ließ auch hier eine Menge Priester treibjagen, zum Theil lebendig aus den Fenstern auf die unten vorgereckten Piken stürzen. Ebenso im Kloster der Bernhardiner. — In der Conciergerie fiel Bachmann, der Anführer der Schweizer am 10. August. Hier ermüdeten die Arme der Henker und sie schenkten einigen Opfern das Leben unter der Bedingung, am Morden der andern mitzuhelfen. Im Bicêtre befanden sich 5000 Gefangene, darunter viele Wahnsinnige und Invaliden. Müde des Mordens mit dem Säbel schoß man unter sie mit Kanonen. Das Gefängniß Salpetrière war nur eine Correctionsanstalt für Weiber und Mädchen und hatte nichts mit der Revolution zu thun, aber auch hier drangen die Mörder ein, um erst ihre Lust zu sättigen, dann alles zu morden.

Von den Kerkern aus führten bestellte Karren die Leichen zum Kirchhofe, das Blut rieselte auf die Straße, aber der Pöbel, Weiber und Kinder jubelten umher, stiegen auf die Karren und trieben Muthwillen mit den Leichen. Da das Morden bis zum 6. fortdauerte, hielten die Henker in Pausen fröhliche Gelage, denen auch aufmunternde Gemeindebeamte beiwohnten. Am hartherzigsten unter diesen zeigte sich Billaud Varennes, der mit Behagen dem Schlachten

zusah. Unter den Mördern zeichnete sich ein Neger aus, der allein 200 Menschen umbrachte. Die Gesammtzahl der Todten ist nie ermittelt worden. Die Vermuthungen gehen von 2—12000 hinauf.

Zum Nachspiel wurde der Herzog de la Rochefoucauld, ein freisinniger und einst sehr populärer Herr, der aber als Präsident des Departementalraths verhaßt geworden war, im Wagen mit einem Pflasterstein todt geworfen, und wurden die von Orleans herbeigeschleppten Gefangenen unterwegs in Versailles durch Fournier und Lazuski, die ihnen mit einer Mörderbande entgegen gegangen waren, abgeschlachtet, unter ihnen der vormalige Minister Delessart.

Erst als die Metzelei in Paris schon in vollem Gange war, that die Nationalversammlung die Augen auf, aber nur um sie wieder zu verschließen! Roland und Petion allein hatten den Muth, der erstere in einem kühnen Schreiben aufs dringendste die Versammlung aufzufordern, Einhalt zu thun; der andere, persönlich in die Gefängnisse zu gehen und, obwohl vergeblich, zu wehren. Die Nationalversammlung begnügte sich, den Pariser Gemeinderath blos nach dem Zustand von Paris zu fragen. Paris ist ganz ruhig, war die Antwort, und die Versammlung war es auch. Als alles vorüber war, kündigte ein stolzes Schreiben aus dem Schooße des Gemeinderaths, von Marat, der in diese Behörde aufgenommen worden war, unterzeichnet, den Departements an, was geschehen sey, und wie auf diese Art allein Frankreich von seinen Feinden habe befreit werden können. Die meisten französischen Geschichtschreiber haben später, als längst die Leidenschaften sich beruhigt hatten, unter der humansten Verwahrung gegen die begangenen Greuel doch Dantons Praxis Lob gespendet. „Frankreich konnte nur durch den Schrecken gerettet werden", wird beständig wiederholt. Das ist aber nicht wahr. Die Preußen sind durch Dumouriez' List entfernt worden, die mit den Septembermorden nichts zu schaffen hatte. Als Frankreich durch neue Feinde bedroht wurde, hätte sich die Million begeisterter Republikaner in Waffen erheben können, auch ohne die Septembermorde, die im Gegentheil in den Provinzen verabscheut wurden und die ganze Vendée veranlaßten, ihre junge Mannschaft nicht gegen die äußeren Feinde,

sondern gegen die Jakobiner zu führen. Wenn die Republik dennoch siegte, so geschah es nicht mit Hülfe, sondern trotz der Septembermorde. Diese Morde lassen sich weder aus einem Gesichtspunkte des Rechts noch des Nutzens beurtheilen, es waren nur Ausbrüche der in der Tiefe des französischen Nationalcharakters schlummernden Wildheit, die jeder Leidenschaft eine anderwärts unbekannte Energie verleiht. Keine liebenswürdige Convenienz, auch keine höhere Bildung und Philosophie erspart den Nationen den Moment, in dem sie irgend einmal die innerste Bösartigkeit schamlos hervorkehren müssen. Zudem kann eine Nation nicht ein Extrem erreicht haben, ohne in das andere zu fallen. Die höfische Verweichlichung, Wollüstelei und affectirte Sentimentalität, in welche die Franzosen unter Ludwig XV. verfallen waren, mußte ihre naturnothwendige Ergänzung finden in dem Blutdurst und der raffinirten Grausamkeit der Sansculotten. Weit entfernt, eine zufällige Nebensache, ein Auswuchs, eine Ausnahme von der Regel zu seyn, waren die Septembermorde vielmehr die Culmination des nationalen Thermometers, die schärfste Zuspitzung der Regel. Wenn Danton und Marat die Energie des Mordens natürlich fanden und als nationales Recht aussprachen, blieben sie der Wahrheit viel treuer, als die Girondisten, die damals schon, und als die Geschichtschreiber, welche später den französischen Volkscharakter lieber mißkannten, als durch ein Zugeständniß an Marat entehren lassen wollten. Man hatte nur hitzige Franzosen vor sich und log sich doch immer und immer wieder in die Voraussetzung hinein, es sollten gesetzte nordamerikanische Puritaner seyn.

Dem Morde folgte der Raub. Die so rücksichtslos gegen das Leben waren, konnten es nicht weniger gegen den Besitz seyn. Der Gemeinderath von Paris bemächtigte sich der ganzen Beute, die er bei den Gemordeten fand, raubte dazu noch ihre und der Ausgewanderten Häuser und die Kirchen aus, ja er stahl auch den Kronschatz im Garde-Meuble, der offenbar Eigenthum des Staats und nicht der Stadt war (14. Sept.). Der Pöbel ahmte das Beispiel seiner Führer nach und nöthigte jedem, der ein wohlhabendes Aussehen hatte, auf der Straße Uhren, Ringe etc. angeblich als „patriotische

Gabe" ab. Nicht minder griffen unreine Hände in alle öffentlichen Depots. Das war der Anfang jener Tendenz der Revolution, die später unter dem Directorium die herrschende wurde. Wie im Kleinen der 14. Septbr. auf den 2., so folgte auch im Großen auf die Mordperiode des Convents die Raubperiode des Directoriums.

Um auch in den Provinzen die Wahlen zum Convent zu beherrschen, wurden 24 Deputirte mit unumschränkter Vollmacht ausgeschickt, überall gleichen Schrecken zu verbreiten wie in Paris. In Lyon warf man über hundert Personen in die Kerker und mordete mehrere Priester. In Rheims wurden am Wahltage Priester und Beamte in einem großen Feuer lebendig verbrannt. Entsetzen hielt die Gemäßigten von der Wahlurne ferne. In großer Menge wurden Jakobiner der wildesten Sorte in den Convent gewählt, der am 21. September in Paris zusammen trat und schon am folgenden Tage auf Callot d'Herbois' Antrag die Republik proclamirte.

Der Preußenschrecken, der zu allen Ungeheuerlichkeiten in Paris den Vorwand geliehen, verlor sich, wie von einem Winde von Paris weggeweht. Nach Longwys Eroberung nahm der Herzog von Braunschweig am 2. September auch noch die Festung Verdun ein. Der König von Preußen, der sein Heer begleitete, wurde hier von weißgekleideten Mädchen empfangen, die ihm Blumen streuten. Der tapfere Commandant Beaurepaire war durch Feigheit und Verrath im Kriegsrath überstimmt worden, hatte gegen die Capitulation protestirt und sich eine Kugel vor den Kopf geschossen. Man setzte sein Herz später ins Pantheon. Die Armee Lafayettes war damals noch ohne Führer, Dumouriez mußte erst aus den Niederlanden herbeieilen und war auch dann viel zu schwach, um einen kräftigen Angriff der Preußen auszuhalten, wenn diese rasch vorgedrungen wären. Aber der Herzog von Braunschweig hatte kein rechtes Herz zu diesem Kriege und die erstaunliche Langsamkeit seiner Bewegungen, über die selbst der König oft in Zorn gerieth, schienen gerechtfertigt durch die geringe Theilnahme der Oesterreicher. Diese hatten nur ein schwaches Corps unter dem Herzog von Sachsen-Teschen in den Niederlanden stehen, und wenn dieser von Dumouriez geschlagen

wurde, konnte der letztere den zu weit vorgerückten Preußen in den Rücken kommen. Das waren schwache Vorwände, Dumouriez selbst hatte nicht halb so viel Streitkräfte als die Preußen und es galt die höchste Eile, in Paris wenn nicht mehr den König, doch, wie Friedrich Wilhelm II. sehr richtig sagte, das Königthum zu retten und eher vor Paris zu stehen, bevor das Massenaufgebot die schwachen französischen Regimenter ergänzte. Endlich rückten die Preußen aus dem großen Wald der Argonne, der die Champagne von Lothringen trennt.

Dumouriez gab einstweilen die von ihm so sehnlich gewünschte Eroberung der Niederlande auf und eilte sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die unter Lafayette auf dem nächsten Wege zwischen Paris und den Preußen standen. Er zog Westermann an sich und machte ihn zu seinem Adjutanten und zugleich zu seinem Vermittler mit Danton. Die Preußen ließen ihm Zeit, eine sehr feste Stellung bei St. Menehould zu nehmen und Verstärkungen unter Kellermann und Beurnonville an sich zu ziehen. Noch einmal wiederholte sich auch hier die feige oder verrätherische Flucht vor den ersten preußischen Husaren und das Geschrei sauve qui peut, aber Dumouriez stellte kräftigst die Ordnung her. Bei Valmy standen sich am 20. September die Heere gegenüber. Man kanonirte sich aus der Ferne. Die Preußen, obgleich 90000 Mann stark gegen 50000, hielten auf des Herzogs Befehl inne und gingen wieder zurück, als die ganze Linie unter Kellermann durch ein lautes vive la Nation ihren Muth beurkundete. Der König von Preußen gerieth in Zorn, wagte aber doch nicht, gegen den Willen seines Feldherrn den Befehl zum Angriff zu geben. Man zog sich vom Schlachtfelde zurück, man beschloß auch den Rückzug aus dem Lande. Denn die Franzosen verstärkten sich mit jedem Tage, während das preußische Heer durch Nässe, Hunger und Ruhr in der unfruchtbaren Champagne jeden Tag viel Leute verlor. Das Landvolk war keineswegs, wie die Emigranten vorgespiegelt hatten, der Reaction geneigt, sondern benahm sich feindlich. Den revolutionären Geist zu unterdrücken, Paris und das ganze Land zu besetzen, fühlte sich der

Herzog zu schwach. Zudem ließ Dumouriez, mit dem man durch den zufällig gefangenen preußischen Geh. Cabinetssekretair Lombard fleißig unterhandelte, durchblicken, Ludwig XVI. werde sogleich hingerichtet werden, wenn die Preußen einrückten, sein Leben ließe sich dagegen retten, wenn sie zurückgingen. Wichtiger war aber für den König von Preußen die Besorgniß, daß, wenn er etwa in nutzlosen Anstrengungen in Frankreich sein schönes Heer aufopferte, es dann in der Macht Rußlands und Oesterreichs allein stehen würde, über Polen zu verfügen. Rußland hatte Polen schon umgarnt, Oesterreich die preußischen Waffen bisher schlecht unterstützt. Alle diese Gründe bestimmten den König von Preußen, seinem vorsichtigen Feldherrn nachzugeben. Der Rückzug begann, von Dumouriez, wie geheim verabredet war, unbehindert. Damals schon ließ Dumouriez in die Besprechungen einfließen, es würde einer klugen Politik Preußens mehr entsprechen, sich mit Frankreich zu verbünden oder wenigstens neutral zu verhalten, als sich von Rußland und Oesterreich brauchen, vorschieben und abnützen zu lassen. Die Preußen gaben auch Verdun und Longwy wieder zurück. Dieser Rückzug der unüberwindlichen Preußen erregte Staunen, und Schrecken bemächtigte sich aller Fürsten, Städte und Bevölkerungen am Rhein.

Die Oesterreicher erfochten in den Niederlanden nach Dumouriez' Entfernung einige Erfolge über die wenigen dort zurückgebliebenen französischen Truppen. Am 13. September nahm der österr. General Clerfayt den Paß Croix aux Bois, wo die Franzosen wieder unter dem Rufe sauve qui peut davonliefen. Dagegen belagerte Herzog Albert die Stadt Lille vergebens. Auf der andern Seite benützte der französische General Custine den Rückzug der Preußen, um im Süden derselben vorzudringen. In Trier verlor alles den Kopf, der Kurfürst floh nach Coblenz und befahl, den Franzosen die für die Preußen bestimmten Magazine und sogar die Festung Ehrenbreitstein auszuliefern, wenn sie kämen. Kurpfalz ließ an die Grenze große Tafeln stellen mit französischer Inschrift: „Kurpfälzisch, neutrales Gebiet“ und gab französischen Spionen Pässe, als seyen es pfälzische Offiziere. Custine nahm erst Speier und zog dann nach

Mainz. Friedrich Karl von Erthal, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, ein sehr üppiger Herr, an dessen Hof die Maitressen und Freigeister so wenig fehlten, wie am ehemaligen Pariser Hofe, und dessen Coadjutor, Herr von Dalberg, ein Illuminat gewesen war, hatte die Mainzer Hochschule zu einem Mittelpunkt der Aufklärung am Rhein gemacht. Hier wirkte der Naturforscher Georg Forster, ein gelehrter, aber höchst befangener Mann; der Schweizer Geschichtschreiber Johannes Müller, der mit Eidgenossenthum und Wilhelm Tell kokettirte; der Dichter Heinse, dessen Werke von Unzucht strotzten 2c. Als Custine anrückte, floh der Hof, die aufgeklärten Gelehrten aber blieben zurück, zettelten mit einem großen illuminatistischen Anhang in der Stadt eine Verschwörung zu Gunsten der französischen Republik an und brachten den schwachen Commandanten von Gymnich dahin, die Festung zu übergeben, nur der tapfere Hauptmann Andujar mit 800 Oesterreichern schlug sich durch und entkam. Custine wurde am 21. October in Mainz mit Jubel aufgenommen und besetzte hierauf auch Frankfurt a. M., wagte sich aber nicht weiter ins deutsche Reich. Die Mainzer bildeten sogleich einen Jakobinerclub, organisirten das Kurfürstenthum republikanisch und fraternisirten mit den Franzosen. Die Altbürger der Stadt und das Landvolk sahen betrübt zu und widersetzten sich, soweit es anging, den neuen französischen Einrichtungen. Nur die unteren Klassen bewahrten noch Nationalgefühl. Die s. g. Gebildeten waren im Banne der Zeitideen, deren Impuls von Frankreich kam. Würtemberg und Baden erklärten sich neutral wie die Pfalz. In Bonn und Cassel floh man schon. In Augsburg, Bamberg und Nürnberg zitterte alles. In Regensburg miethete der Reichstag bereits Schiffe, um die Donau hinabzufliehen.

Dumouriez eilte wieder von Paris herbei, um seinen früheren Plan gegen die Niederlande auszuführen. In seiner Umgebung befanden sich Orleans beide Söhne, der Herzog von Chartres, Ludwig Philipp Egalité (der im Jahr 1830 König der Franzosen wurde) und sein jüngerer Bruder, der Herzog von Montpensier. Er griff Clerfayt am 6. November bei Jemappes an, war anfangs im

Nachtheil, siegte aber durch ein neues muthiges Vordringen unter dem Gesang der Marseillaise, wobei sich der junge Ludwig Philipp rühmlich hervorthat. Schon am 14. zog Dumouriez in Brüssel ein und nahm nach dem völligen Rückzug der Oesterreicher Winterquartier in den Niederlanden. Auch Danton kam dahin und organisirte das eroberte Land jakobinisch. Die vormaligen Insurgenten gegen Joseph II. begrüßten die Franzosen als Befreier, faßten aber bald eine andere Meinung, als ihr unglückliches Land nur ausgeplündert, die einheimischen Sitten verhöhnt, die uralten Privilegien der Städte und Stände mit Füßen getreten und die Kirchen geplündert wurden. Vergebens klagten die Einwohner, vergebens wehrte sich Dumouriez selbst gegen den Unfug der Commissäre. Die Jakobiner ließen, weil sie Dumouriez mißtrauten, sein Heer absichtlich ohne Geld und Lebensmittel, um die Disciplin der Truppen aufzulösen. Alles Korn, Leder, Tuch aus den Niederlanden wurde nach Paris geschleppt, um hier erst zu Brod, Uniformen und Schuhen verarbeitet zu werden, was aber auf das nachlässigste besorgt wurde.*)

Kühn gemacht durch die Einnahme von Mainz und durch den Sieg bei Jemappes, hauptsächlich aber um Dantons Raubsystem zu beschönigen, wurde am 10. November ein Conventsdekret durchgesetzt, welches allen Völkern Hülfe versprach, die sich gegen ihre Tyrannen erheben würden. Jean Debry wollte sogar eine heilige Schaar von Königsmördern errichten, um alle Tyrannen des Auslandes möglichst schnell durch Meuchelmord aus der Welt zu schaffen. Man machte übrigens noch einen merkwürdigen Unterschied. Belgien und Mainz wurden noch nicht der französischen Republik einverleibt, weil man die Deutschen noch fürchtete. Weniger Bedenken hatte man in Bezug auf den schwachen italienischen Nachbar. General Montesquieu eroberte Savoyen und einverleibte es Frankreich als Departement Montblanc, 27. November. General Anselm eroberte Nizza als Departement der

---

*) Zwei deutsche Juden, Biederman und Hirsch Beer, bekamen damals von den jakobinischen Behörden acht bis zehn Franken je für ein Paar Schuhe, die nur mit Pappendeckel gesohlt waren.

Seealpen. — Ueberall, wohin die Franzosen kamen, pflanzten sie s. g. Freiheitsbäume, um die man tanzte. Diese abgehauenen und bald welkenden Bäume versprachen weder Früchte noch Dauer, wurden aber das Symbol der republikanischen Eroberungen. Sie waren offenbar von den alten Mai- und Pfingstbäumen (Symbolen des wiederkehrenden Frühlings) entlehnt.

Somit schloß das Jahr mit Siegen der Republik an allen Grenzen. Oesterreichs geringe Energie und Preußens Argwohn gegen Oesterreich und Rußland erklären den erbärmlichen Ausgang der Coalitionsfeldzüge von 1792. Man verlor eine unersetzliche Zeit, während die französische Republik erstarkte. Aber für das kommende Jahr bereitete die Coalition einen viel kräftigeren Angriff vor. Rußland nämlich hetzte Oesterreich und Preußen gegen Frankreich und versprach dem erstern zum Lohne Bayern, dessen Kurfürst Karl Theodor mit Belgien abgefunden werden sollte, den Preußen aber einen großen Erwerb in Polen. Friedrich Wilhelm II. nahm daher sein Hauptquartier in Coblenz und ließ Custine am 2. Dezember aus Frankfurt hinausjagen.

In Paris hatte inzwischen der Convent die Alleinherrschaft. Die ausübende Gewalt blieb bei dem Ministerium, das der Convent wählte und dem er durch Ausschüsse und Commissionen nachhalf. Wie in der ersten Nationalversammlung die Royalisten, Aristokraten und Priester durch die Constitutionellen, und in der zweiten, gesetzgebenden Versammlung diese Constitutionellen durch die Gironde verdrängt wurden, so wurde es im Convent die Gironde selbst wieder durch den Berg. In jeder dieser auf einander folgenden Versammlungen schlug eine neue Welle von der linken Seite her die über Bord, die rechts gesessen. Die Bewegung stürzte alle an Rang und Bildung höher Stehenden zum Vortheil der Niederen. In den Convent wurden eine Menge Deputirte gewählt, deren man sich früher geschämt hätte, die aber jetzt den mächtigen Berg verstärkten, der scheußliche Marat, der Fleischer Legendre, der Comödiant Callot d'Herbois, der Comödienverfertiger Fabre d'Eglantine, der Kapuziner Chabot, der freche Journalist Fréron, der grausame Billaud-Varennes.

Alle diese wurden von der Stadt Paris in den Convent geschickt. Mit ihnen Danton, Robespierre, der Herzog von Orleans (jetzt unter dem Namen Egalité), der Maler David, der Gemeindeanwalt Manuel, Camille Desmoulins ꝛc. Aehnliche Wahlen kamen auch vielfach in den Provinzen vor. Den honetten Leuten, den wohlredenden Advokaten, die in der Gironde nur den republikanischen Geist, wie sie ihn in Büchern gefunden, frei von allen Schlacken der gemeinen Wirklichkeit, athmeten, traten rohe Schreier aus den niedern Klassen und verdorbene Subjekte gegenüber, welche Sprache und Sitten des Pöbels als Beweis der Gleichheit in die Republik einführten. Doch behauptete die Gironde mit der s. g. Ebene oder dem Sumpfe, den unten sitzenden Resten der Constitutionellen und den Indifferenten, der Zahl nach noch das Uebergewicht über den Berg. Petion wurde der erste Präsident des Convents, Roland blieb Minister. Die ganze Gironde war wieder gewählt worden, hatte sich aber nicht in dem Maaße neu verstärkt, wie der Berg, und verlor ihren Einfluß im Jakobinerclub, wo nach langem, erbittertem Kampfe um den Vorrang der Beredtsamkeit Brissot von Robespierre verdrängt wurde. Der Sammelplatz der Gironde wurde mehr als je das Haus der Madame Roland.

Danton folgte damals wie der großartigsten, so der richtigsten Politik. Indem er Dumouriez unterstützte und die Aushebung neuer Streitmassen betrieb, schützte er die Republik nach außen. Im Innern aber wollte er jetzt Einigkeit und Ruhe haben, da ja die eigentlichen Feinde der Republik durch die Septembermorde massacrirt oder hinlänglich eingeschüchtert waren. Er hielt die Girondins und Montagnards für gleich gute Republikaner und erzürnte sich über ihren Hader. Mehr als einmal stiftete er eine vorübergehende Versöhnung und reichte der Gironde selbst dann immer noch die Hand, als sie ihn schon angriff.

Die Girondins, die bei der Verfolgung des Königs in grausamem Hohn und in der sophistischen Verdrehung aller constitutionellen Rechtsbegriffe mit dem Berge gewetteifert, die dessen Schuld in vollem Maaße getheilt und selbst bei den Septembermorden sich

unentschieden benommen hatten, rafften sich jetzt erst zusammen, um eine Republik, die mit so viel unreinen Mitteln aufgerichtet worden war, wenigstens vom Augenblick ihres Bestandes an zu einem reinen Tempel der Freiheit zu machen. Aber es war zu spät, sie selbst waren schon zu sehr befleckt. Sie forderten Bestrafung der Septembermörder, Beendigung der Anarchie; aber sie griffen Danton eben so heftig an, wie Robespierre und Marat, und verloren dadurch den mächtigen Bundesgenossen, mit dessen Hülfe allein sie die Ordnung wirklich hätten handhaben können. Der frühere unvorsichtige Vorschlag, sich hinter die Loire zurückzuziehen, und ihre immer wiederholte, nur zu gerechte Klage über den Terrorismus, den der Gemeinderath von Paris und die Galerien gegen die Deputirten aus den Provinzen übten, zogen ihnen die Verdächtigung zu, als wollten sie das Land gegen Paris aufhetzen und Frankreich zu einer lockeren Föderation von unabhängigen Departements machen.

Ein erster, von Danton eingeleiteter Sühneversuch mißlang. Barbaroux rief stolz „zwischen dem Verbrechen und der Tugend gibt es keinen Bund.“ Die Erscheinung Marats auf der Tribüne erregte den ersten Sturm. Der große häßliche Kopf mit dem fletschenden Maul, die giftigen Augen, das struppige mit einem schmutzigen Tuch umbundene Haar, die kleine cynische Gestalt dazu zum erstenmal auf der Rednerbühne zu sehen, machte den Eindruck, wie wenn ein böser Dämon aus der Tiefe der Erde plötzlich aufgetaucht wäre. „Herunter, herunter!“ rief es von allen Seiten, aber er blieb, sah frech um sich und hielt eine bewunderungswürdige, wahrhaft diabolische Rede, worin er dem Convente auf eine unwiderlegliche Weise bewies, daß dessen Mitglieder sämmtlich doch eigentlich seines Geistes Kinder seyen und nur in dummer Verblendung oder aus Feigheit es verneinten. Der Sinn war: ihr habt die Revolution mit den Mitteln gemacht, die ich immer gewollt, ihr könnt sie auch nur durch dieselben Mittel durchführen. Ich bin die Revolution, spiegelt euch nun in meiner Häßlichkeit, aber wagt es nicht, mich zu verleugnen!

Dumouriez kam im October nach Paris, um die Gironde

noch einmal mit Danton und sich zu vereinigen. Aber die Gironde blieb spröde. Als Madame Roland geputzt in die Loge trat, in der Dumouriez dem Schauspiel anwohnte, erblickte sie Danton an seiner Seite und ging voll Unwillen zurück. Dumouriez gab die Girondins auf. Zu Westermann sagte er: „sie sind eine schlechte Uebersetzung der Römer, ihre Republik ist nur ein Frauenroman. Sie berauschen sich in Worten, die Jakobiner in Blut. Nur ein Mann ist hier — Danton." Er ging unzufrieden zur Armee zurück.

Die Gironde machte einen zweiten sehr ungeschickten Angriff auf Robespierre. Louvet klagte ihn an, als trachte er nach der Dictatur. Diese Beschuldigung war übertrieben und wurde siegreich zurückgewiesen. Brissot, der heftige Gegner Robespierres im Jakobinerclub, wurde aus diesem förmlich ausgestoßen. Die Gironde gewann keinen Fußbreit. Der Gemeinderath stellte sich anfangs, als wolle er dem Convent gehorchen, hintertrieb aber oder hemmte dessen Beschlüsse. Der Berg erwiderte die Beschuldigungen der Gironde mit Gegenbeschuldigungen und setzte durch, daß die Einheit und Untheilbarkeit der Republik dekretirt wurde, um den Föderalismus niederzuschlagen und außerhalb Paris keinen Centralpunkt zu dulden.

Hauptsächlich aber kam es dem Gemeinderath, dem Jakobinerclub und dem Berge darauf an, die ihnen lästige Gironde, die durch ihre moralischen Bedenklichkeiten den raschen Gang der Revolution hemmte, der Contrerevolution verdächtigen zu können. Sie beeilten sich daher, den unglücklichen König zu richten, in der Hoffnung, die Girondins würden aus Gesetzlichkeit oder Mitleid nicht für seinen Tod stimmen wollen, sich also als Königsfreunde, Reactionäre und mit dem Ausland Verschworene blosstellen. Thaten sie dies nicht, stimmten sie mit für den Tod des Königs, so luden auch sie eine schwere Blutschuld auf sich, so mordeten auch sie einen wehrlosen Gefangenen und hatten nicht mehr das Recht, sich über die Septembermorde zu beklagen.

Die königliche Familie befand sich im Tempel unter der strengen Hut des unbarmherzigen Gemeinderaths. Eine Zeitlang wurde der König sogar von der Königin getrennt, nachher aber

wieder mit ihr vereinigt. Die Aufsicht über ihre Personen war höchst lästig. Der Schließer Rocher, ein großer, bärtiger und schmutziger Geselle, legte es darauf an, die Majestäten zu beleidigen, blies ihnen seinen Tabaksqualm ins Gesicht, führte grobe Reden, lehrte den kleinen Dauphin unflätige Spottverse auf seine Mutter rc. Auch die Beamten trugen ihren Sansculottismus zur Schau und ließen die königlichen Personen fühlen, daß es jetzt keinen Rangunterschied mehr gebe. Die Schildwachen kratzten mit dem Bajonet Karrikaturen auf den dicken König, Flüche und unzüchtige Verse in die Wände, in denen die Königin immer namentlich bezeichnet war. Auch die Mitleidigen, die heimlich kleine Aufträge für die Gefangenen übernahmen, mußten sich rauh und unhöflich stellen. Den treuen Kammerdiener Clery ließ man nur deßhalb beim König, weil er sich als guter Republikaner gezeigt hatte. Der König behauptete übrigens seinen Gleichmuth, unterrichtete den Dauphin als väterlicher Lehrer, vertiefte sich zuweilen in die Geschichte Karls I. von England, den sein Volk hatte enthaupten lassen, und pflegte Abends mit seiner Gemahlin und Schwester Lhombre zu spielen.

Die Jakobiner trugen im Convent auf Verurtheilung des Königs an und forderten die Gironde lauernd heraus. Die letztere konnte sich dem Antrag nicht widersetzen, weil sie sonst als heimliche Freundin des Königthums erschienen wäre; sie hätte aber den König gerne gerettet und wäre zugleich gerne der Schlinge entgangen, die ihr durch die Jakobiner gelegt wurde. Sie suchte daher allerlei Auskunftmittel. Zuerst eine Appellation an das Volk, die Urversammlungen sollten die Frage entscheiden. Dadurch würde Zeit gewonnen und wahrscheinlich sprächen sich die Departements milder aus, als die Pariser. Aber die Jakobiner vereitelten diese Bemühungen der gemäßigten Partei, verdächtigten ihre Absicht und erhitzten die Volksmassen. Die Republik war in den Flitterwochen, der republikanische Stolz litt nicht, daß man auf die Person des Königs viel Werth legte; die Leiden, welche das Volk durchgemacht, bis es so weit gekommen war, erheischten Rache an dem „Tyrannen," der die Freiheit so lange auf ihrem Wege zur Geburt aufgehalten hatte.

St. Just, ein kaum zwanzigjähriger Jünger Robespierres und durchdrungen vom republikanischen Princip, rief dem Convent zu: „ein Volk, welches die Bestrafung eines Königs als etwas ansieht, worüber man sich bedenken müsse, wird niemals eine Republik gründen.“ Robespierre selbst setzte klar und scharf auseinander, daß es sich von keinem gerichtlichen Prozesse, sondern von einer Maaßregel des öffentlichen Wohles, von einem Act nationaler Providenz handle. Ein Prozeß setze die Möglichkeit der Freisprechung voraus, die Republik aber könne den König nicht freisprechen, weil sie Republik und weil er König sey. So gewiß die Republik vernichtet seyn würde, wenn der König wieder zur Gewalt gelangen könnte, so gewiß müsse der König vernichtet werden, sobald die Republik fertig sey. Ein Princip müsse hier nothwendig dem andern zum Opfer fallen. Vergniaud, der größte Redner der Gironde, faßte mit viel Gewandtheit diese Nützlichkeitstheorie Robespierres auf, um sie gegen ihn selbst zu kehren, indem er nachwies, daß der König, wenn er am Leben gelassen werde und gefangen bleibe, viel zu ohnmächtig und verachtet sey, um der Republik Gefahr zu drohen, daß im Gegentheil sein Tod alle Feinde Frankreichs zu gedoppelten Kriegsrüstungen veranlassen und überdieß im Innern den in der Vendée schon begonnenen Bürgerkrieg noch gefährlicher entflammen werde. Es sey mithin klug, den König zu schonen und als Geißel zu behalten.

So weit begegneten sich in der Debatte Gedanke und Gedanke in anständiger Form. Aber die Erörterung wurde durch die Leidenschaften getrübt und verwildert. Minister Roland pflegte Correspondenzen mit allen Departements und hielt dadurch die jakobinischen vom Mutterclub in Paris aus geleiteten Filialgesellschaften in den Provinzen im Schach. Ein angeblicher Schlosser hatte den versteckten eisernen Wandschrank in den Tuilerien verrathen, in dem der König angeblich seine geheimsten Correspondenzen verborgen hatte. Roland nahm sie in Beschlag und las sie zuerst allein. Es waren ältere unbedeutende Papiere, unter die man, um ihnen Wichtigkeit zu geben, falsche gemischt hatte, die der König auch gar nicht anerkannte. Roland aber wurde wieder beschuldigt, vieles den König Gravirende unter-

schlagen zu haben, um den König zu retten. Chabot klagte ihn und seine Frau an, sie seyen vom Ausland bezahlt und wollten die Republik verrathen. Madame Roland mußte selbst vor den Schranken des Convents erscheinen, vertheidigte sich aber edel und siegreich. Chabots Angriff war fehlgeschlagen, wie der frühere, den die Gironde selbst auf Robespierre gemacht hatte. So hielten sich die Parteien die Waage. Aber je weniger sie sich noch tödtliche Schläge versetzten, um so giftiger wurden ihre Reden. Die republikanische Gleichheit und der Einfluß des Sansculottismus verrieth sich bereits darin, daß man sich zu duzen anfing, daß man mit Affectation die schmutzige Kleidung und Sprache des Pöbels nachahmte. Die Girondins waren zum Theil zu jung und hitzig, um die groben Schimpfwörter des Berges nicht gelegentlich zu erwidern. Noch schamloser schweifte die Presse aus.

Der König wurde unter dem Namen Ludwig Capet (weil sein Geschlecht noch auf die alten Capetinger zurückging) am 11. November vor die Schranken des Convents geladen und verhört. Er verzichtete auf das göttliche Recht der Könige und vertheidigte sich nur als constitutioneller König, als welcher er dem Volke hinlänglich seine Liebe und Nachgiebigkeit bewiesen habe. Er glich einem Opferlamm. Aber die Jakobiner hatten kein Mitleid, und die Gironde zagte, es zu äußern. Der aufgehetzte Pöbel belagerte täglich den Sitzungssaal und stieß gräßliche Drohungen gegen die Gemäßigten aus. Der Gemeinderath verfügte viele Verhaftungen und 14000 Gemäßigte flohen vor Angst aus Paris. Die Presse wurde immer wüthender in Anklagen gegen den „Tyrannen" und in Verdächtigungen des Mitleids. Der Convent bewilligte dem König, der schon wieder von seiner Familie getrennt worden war, bis zur Verurtheilung die Wiedervereinigung mit derselben, aber der Gemeinderath gehorchte nicht. Tallien hatte die Frechheit, im Convent zu rufen: verordnet, was ihr wollt, wenn der Gemeinderath nicht will, so unterbleibt es! Trotz aller Entrüstung konnte der vom Pöbel eingeschüchterte Convent nichts mehr durchsetzen, als daß dem Könige seine Kinder, nicht die Königin zugeführt werden sollten. Da der

König aber glaubte, die Mutter sey ihnen unentbehrlicher als der Vater, lehnte er es ab und blieb in seinem letzten Kummer allein. Man hatte ihm zwei Vertheidiger bewilligt, Target, der aus Angst ablehnte, Trouchet, der das schwere Amt übernahm. Für Target trat der junge muthige Deseze ein und der greise Malesherbes, früher Minister, bat den Convent in einem rührenden Schreiben, seinem Herrn, dem er im Glück gedient, auch im Unglück dienen zu dürfen. Wirklich ließ man ihn als dritten Vertheidiger zu.

Nach den erbittertsten Kämpfen im Convent und nachdem man die schönen Vertheidigungsreden nur grollend angehört hatte, kam man endlich am 14. Januar 1793 zur Abstimmung über drei Fragen: ist Ludwig Capet des Verbrechens gegen die Freiheit des Volks und gegen die Sicherheit des Staats schuldig? soll das Urtheil des Convents erst den Urversammlungen zur Bestätigung vorgelegt werden? welche Strafe hat er verdient? Die erste Frage wurde mit 683 Stimmen bejaht. Die zweite mit 423 gegen 281 Stimmen verneint, womit die Hoffnung der Gironde vereitelt war. Die dritte Frage wurde in langer, namentlicher und motivirter Abstimmung, die bis zum 16. dauerte, dahin entschieden, daß 361 Stimmen unbedingt den Tod des Königs, 46 den Tod mit Aufschub, 26 den Tod unter der Bedingung, daß noch über den Aufschub berathen werde, 286 nur Gefangenschaft, 2 Galeerenstrafe verlangten. Der Aufschub der Strafe wurde am 19. berathen, aber mit 383 Stimmen verworfen.

Die Abstimmung erfolgte unter dem drohenden Andrange des Pöbels, der den Convent Tag und Nacht umlagerte. Daher so viele Mitglieder selbst gegen alle Erwartung aus bloßer besinnungsloser Angst für den Tod stimmten. Das that nicht nur der Herzog von Orleans, sondern sogar auch Vergniaud und die Häupter der Girondepartei. Man hatte von einem so festen Charakter und großen Rednertalent, wie sie Vergniaud auszeichneten, etwas ganz anderes erwartet. Als er aber an die Reihe kam, redete er confuses Zeug und stimmte für Tod. Nicht die Furcht vor dem Pöbel brachte ihn dazu, aber die Furcht, daß man seine republikanische Gesinnung verdächtigen könne, wenn er den König schonte. Am muthigsten blieb

Manuel, der seine frühere Rolle tief bereute und gegen den Tod des Königs stimmte. „Ihr, wie ihr da seyd, könnt Frankreich nicht retten. Dem Rechtschaffenen bleibt nichts übrig, als sich in seine Toga zu hüllen.“

Der König war also rettungslos verloren. Man erlaubte ihm noch einmal seine Familie zu umarmen, am 20. Als er sich von dieser herzzerreißenden Scene losgerissen, betete er mit dem irischen Geistlichen Edgeworth de Firmont, den er sich als Beichtvater erbeten hatte, schlief die Nacht ruhig wie gewöhnlich und verließ am 21. Januar den Tempel zu Wagen, unter starker Wache und unter dem Zuströmen der ganzen Bevölkerung von Paris, um auf den Richtplatz geführt zu werden. Der Geistliche begleitete ihn. Auf dem s. g. Revolutionsplatz war das Schaffot mit dem Fallbeil errichtet, eine im Mittelalter nicht unbekannte, aber von dem Arzt Guillotin erst kürzlich wieder erfundene Hinrichtungsmaschine. Die ganze Waffenmacht von Paris unter Santerres Befehl war um dieselbe versammelt, im Hintergrunde stand Kopf an Kopf das Volk, das derselbe König immer bestrebt gewesen war, glücklich zu machen. Mit fester Ruhe erstieg er das Gerüst, und legte selbst den Rock ab. Als die Henker ihm schon die Hände auf den Rücken gebunden hatten, rief er mit starker Stimme zum Volk: „Franzosen, ich sterbe unschuldig. Ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme!“ Er wollte noch mehr reden,*) aber die Trommler wirbelten und übertönten seine Stimme. Die Henker rissen ihn hinweg und in wenig Augenblicken fiel sein Kopf unter dem allgemeinen Rufe: vive la république!

Noch an demselben Tage wurde Lepelletier, Mitglied des Con-

---

*) Der Geistliche Edgeworth rühmte sich, noch auf dem Schaffot dem König damit geschmeichelt zu haben, daß er ihn mit dem leidenden Heiland verglich, worauf der König die edle Antwort gab: Er fühle sich nur getröstet und gestärkt durch das Beispiel des Heilands. Zuletzt will der eitle Beichtvater dem Sterbenden noch zugerufen haben: Enkel des h. Ludwig, steige zum Himmel empor!

vents, ein reicher Kaufmann, der nur aus Feigheit für des Königs Tod mitgestimmt hatte, von einem Soldaten der früheren königlichen Garde aus Zorn erstochen. Man veranstaltete ihm ein prachtvolles Begräbniß und nannte die Straße des Mordes nach seinem Namen. Dagegen trat der bisher immer muthvolle Girondist Kersaint und der vom tiefsten Abscheu vor der Schreckensherrschaft ergriffene Manuel aus dem Convent aus. Auch Roland gab jetzt sein Ministerium auf.

Viertes Buch.

Schreckenszeit des Convents.

Mit dem Königthum war das erste und letzte Hinderniß der Freiheit weggeräumt. Die goldene Zeit der Republik, von der die Philosophen geträumt hatten, schien nun zu beginnen und für das frei gewordene, mit der Weisheit seiner philanthropischen Rathgeber reichlich getränkte Volk der Himmel schon hier auf Erden fertig zu seyn. Aber die Freiheit wurde zur härtesten Sklaverei. Statt der Ruhe und des Glückes erwarteten das Volk nur neue Erschütterungen und namenloses Elend, statt des Himmels die Hölle auf Erden.

Ueber das frische Grab des Königs flog nicht die Taube mit dem Oelzweig, sondern der todkrächzende Rabe. Die französische Republik konnte nicht, wie die nordamerikanische, zum Frieden und Genuß der durch die Freiheit bedingten Wohlthaten gelangen, weil sie mit der Monarchie zugleich auch die Kirche zertrümmerte und sich vom Christenthum lossagte, um in alle Ausschweifungen des Unglaubens zu fallen. Sie konnte es ferner nicht, weil sie, um ihr fanatisches Princip der Gleichheit durchzuführen, zuletzt alle Bürger

köpfen oder zum Pöbel erniedrigen mußte. Wo es keine religiöse Autorität mehr gibt und man die Menschen schwindeln macht durch den Gleichheitsdünkel, der keinen an Rang und Amt, Geburt und Reichthum oder Geist und Sitte Höherstehenden mehr duldet, da ist nur noch Anarchie möglich, in der das Unterste fortwährend sich zu oberst kehrt, und Argwohn und Mord muß alles verschlingen, was über dem Pöbel steht, dann noch einmal, zweimal, dreimal alles, was sich wieder über ihn erheben möchte, bis die unterirdische Feuerkraft des Vulkans erschöpft ist.

Dieser Typhon der Revolution hatte den Adel und Klerus schon vor der Monarchie verschlungen, es blieb ihm nur noch übrig, das gebildete und wohlhabende Bürgerthum, die Mittelklasse zu verschlingen, und da diese viel zahlreicher war, als Adel und Klerus und Hof zusammengenommen, so war auch ihr Todeskampf und Mord noch viel großartiger und entsetzlicher.

Die geistreichen und muthigen Vertreter des Mittelstandes konnten lange und immer wieder nicht begreifen, daß ihr langersehnter und nun vollendeter Freistaat eine Beute des grausamsten und schmutzigsten Pöbels werden sollte. Die Constitutionellen waren schon aufs bitterste enttäuscht, aber auch die Gironde verlor nach dem Proceß des Königs immer mehr Terrain. Am 14. Februar wurde Pache Maire von Paris, ein Schweizer aus Freiburg, anscheinend ruhiger Geschäftsmann, aber voll Pfiffigkeit, der den Pöbel gewähren ließ. Am 25. machten die Weiber einen Auflauf, plünderten 1200 Läden aus und erzwangen von den Kaufleuten eine Herabsetzung der Preise. Als man darüber klagte, äußerte Robespierre, das Volk habe nie Unrecht. Das Benehmen des Berges wurde immer gemeiner und niederträchtiger. Man beschuldigte Roland, ungeheure Summen gestohlen und nach England geschafft, ja die insurgirten Weiber selbst bezahlt zu haben, damit sie Unruhen erregen. Nichts war so widersinnig, was nicht geglaubt und vom Pöbel beklatscht wurde. Als Isnard im höchsten Zorn einmal über die Tyrannei der Galerien klagte, rief man ihm spöttisch zu, er und die Girondins könnten ja fortgehen, wenn es ihnen nicht länger gefiele. Am 10. März wurde schon

ein Complott gemacht, die Girondins alle zu ermorden, was ein heftiger Regen verhinderte. Sie waren in der Nacht bei Petion versammelt. Er öffnete das Fenster und schloß es wieder mit den beruhigenden Worten: es regnet, da thun die Pariser nichts, ihr könnt sicher schlafen.

Unterdeß erwog Danton die Gefahr des Vaterlandes im Innern wie von außen und drang auf eine im Convent concentrirte Centralgewalt der Bergpartei, wogegen die ohnmächtige Gironde nichts mehr, wohl aber der Pariser Gemeinderath, der sich selbst die höchste Gewalt aneignen wollte, sehr viel einwenden konnte. Um diesen Gemeinderath bei Seite zu schieben, besprach sich Danton mit Robespierre, der ihm zustimmte, um in der Centralregierung selbst die erste Rolle spielen zu können. Da der Mordanschlag auf die Gironde von den Anarchisten ausgegangen war, trat ihm Danton in der Nacht des 10. entschieden entgegen und verhinderte ihn, da er sonst trotz des Regens doch vielleicht versucht worden wäre. Aus der Verabredung Dantons mit Robespierre gingen nun eine Reihe von folgenreichen Conventsbeschlüssen hervor. Am 9. März wurden 82 Mitglieder des Convents als Commissäre mit unumschränkter Vollmacht in die Provinzen und zu den Armeen abgeschickt, um überall die Opposition der Gironde niederzuschlagen und die Alleinherrschaft des Berges zu handhaben. Am 10. decretirte der Convent die Errichtung eines Revolutionstribunals von 9 Richtern, die auf ausschließliche Anklage des Convents summarische Urtheile fällen sollten. Ehe Danton aber die eigentliche Regierungsgewalt schuf, tractirte er schon wieder mit der Gironde, deren Stimmen er gegen den Pariser Stadtrath brauchte, und durch die er sich auch schon gegen Robespierre schützen wollte. Seine Schonung der Gemäßigten hing mit der Hoffnung auf die eben erwarteten Siege Dumouriez' zusammen. So setzte er im Convent am 25. März die Wahl eines Ausschusses von 25 Mitgliedern durch, welche die Minister überwachen, d. h. die eigentliche Regierung führen sollten. In diesen Ausschuß kamen viele von der Gironde.

Sollte die Republik Bestand haben, so mußte sie allerdings

vom Reden zum Handeln übergehen, der Convent mußte seine Regierungsgewalt in möglichst wenig Ausschüssen von wenigen Mitgliedern concentriren. Daß unter diesen Umständen die Gironde mit ihren ewigen Einwendungen und Bedenken, vor allem aber Roland und der Cirkel seiner Frau, in welchem der Convent vornehm gehofmeistert wurde, den Männern der Praxis zum Aerger gereichte, ist begreiflich. Madame Roland, „die Circe der Gironde," hat ihrer Partei unendlich geschadet mit ihrer unproduktiven Eitelkeit.

Die Katastrophe der Gironde wurde durch Dumouriez beschleunigt.

Die äußeren Feinde Frankreichs hatten sich am Ende des vorigen Jahres wegen ihrer Lauigkeit und Uneinigkeit in schlechter Verfassung zurückgezogen und anstatt dem Könige Hülfe zu bringen, seinen Tod herbeigeführt. Dieser Königsmord fachte nun aber ihren Eifer aufs neue an und verdreifachte ihre Streitkräfte. Bisher hatten nur Oesterreich und Preußen die Waffen ergriffen, jetzt sagte auch England, Holland, die Schweiz, das deutsche Reich, Schweden, Dänemark, und Rußland, Sardinien, Neapel und der Papst, Spanien und Portugal, sogar der türkische Sultan der französischen Republik den Frieden auf.

Dumouriez griff schon am 17. Februar Holland an und nahm überraschend schnell die Festungen Breda und Gertruydenburg, denn wie überall, so war damals auch in Holland eine schlechte Kriegsverfassung. Aber der neue österreichische Oberfeldherr, Herzog von Coburg war bereits über die 15,000 unter General Miranda Maestricht belagernden Franzosen hergefallen und hatte sie in wilde Flucht geschlagen, bei Aldenhoven am 1. März, wobei besonders Erzherzog Karl sich auszeichnete, der auch schon bei Jemappes mitgefochten hatte. Dumouriez bot ihm am 18. bei N e e r w i n d e n die Spitze, allein die Oesterreicher hatten die Uebermacht und die Freiwilligen-Bataillone im französischen Heere liefen beim ersten Schuß davon. Die Schlacht ging für Dumouriez verloren und da er der neuen Aushebung nicht mehr trauen konnte, besaß er keine Mittel mehr, die Oesterreicher zu schlagen. Sein alter Plan, an der Spitze eines siegreichen Heeres dem Convent Gesetze vorzuschreiben, war also

gescheitert. Aber blitzschnell ersann er einen neuen, verständigte sich mit dem österreichischen Obersten v. Mack, und schloß eine geheime enge Allianz mit Coburg. Er selbst wollte mit seinem Heer nach Paris und gegen den Convent marschiren, Coburg sollte ihm in einiger Entfernung folgen, um ihn zu unterstützen. Aber auch dieser Plan mißlang. Die Festung Lille, die er Coburg in die Hände spielen wollte, hielt sich. Sein Benehmen erregte Verdacht. Vier Conventsdeputirte, Camus, Bancal, Quinette, Lamarque, und der Kriegsminister Beurnonville, sein Freund, eilten in sein Lager, um streng zu prüfen. Camus befahl, ihn zu verhaften, Dumouriez aber kam ihm zuvor und ließ alle fünf von deutschen Husaren festnehmen und den Oesterreichern als Geißel überliefern, 2. April. „Ich rette Ihnen dadurch das Leben", sagte er zu Beurnonville, „denn ich entreiße Sie dem Revolutionsgericht." Als er sich aber der Festung Condé versichern wollte, weigerte sich die Besatzung, und sein Vorhaben war schon so weit bekannt worden, daß aus den Freiwilligen-Bataillonen, die dem Convent anhingen, auf ihn Feuer gegeben wurde. Eines derselben war von dem jungen Davoust befehligt, der später Marschall wurde. Dumouriez mußte nun die Flucht ergreifen und ging mit einem einzigen ihm treu gebliebenen deutschen Regimente (in Sachsen geworben) am 4. April zu Coburg über. Ihm folgte der junge Herzog von Chartres, der aber als ein Sohn des Königsmörders Orleans keinen Schutz bei der Coalition der Monarchen finden konnte und seinen Weg nach der Schweiz nahm, wo er unter fremdem Namen zu Reichenau in Graubündten eine Lehrerstelle der Mathematik übernahm. Auch seine Schwester Adelaide, von ihres Vaters Maitresse, der berühmten Literatin Frau von Genlis erzogen und mit dieser nach Dumouriez' Lager gerettet, fand jetzt nur in einem Kloster in der Schweiz eine Zuflucht. Dumouriez' selbst erhielt eine Pension, machte noch viele nutzlose Projecte und starb in hohem Alter zu London, gänzlich vergessen. — Coburg erließ, als er noch hoffte, Dumouriez werde an der Spitze seines Heeres bleiben, eine den Absichten desselben entsprechende Proclamation in friedlichem und constitutionellem Sinne an die Franzosen, um sie zu gewinnen,

5. April. Allein eine diplomatische Conferenz zwang ihn, schon am 9. diese Proclamation durch eine andere vom Grafen Metternich (dem Vater) verfaßte zu ersetzen, worin wieder nur mit Gewalt gedroht wurde. Denn Kaiser Franz wollte den Thron der Bourbons nicht schützen, sondern nur in Frankreich Eroberungen machen. Vergebens rieth England, die Zerrüttung des französischen Heeres zu benutzen und in Eilmärschen gegen Paris vorzurücken.

Damals wurden eine Menge Umtriebe gemacht. Custine correspondirte heimlich mit dem Herzog von Braunschweig und beschwor ihn, sich an die Spitze der Franzosen zu stellen, um Frankreich zu pacificiren. Preußen, wenn es von der Coalition abgefallen, sollte Köln, Jülich, Berg und einen Theil von Trier bekommen. Preußen ließ sich nun zwar nicht darauf ein, brach aber auch nicht gänzlich die französische Unterhandlung ab und blieb gespannt mit Oesterreich. In Schweden war Gustav III. ermordet worden. Herzog Karl, Vormund seines unmündigen Sohnes und Nachfolgers Gustav IV. Adolf, ließ durch seinen Gesandten v. Staël (der Neckers Tochter geheirathet hatte) der französischen Republik Schwedens Anerkennung um Geld anbieten, und der Cirkel der Madame de Staël blieb seitdem in Paris ein Heerd von Intriguen.

Als Dumouriez' Verrath bekannt worden war, brach der Convent in gerechte Wuth aus. Der Ausschuß der 25 wurde sogleich aufgelöst und am 5. April ein neuer Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) von neun Mitgliedern ernannt, in welchem Danton und der schönrednerische Barrére vorherrschten, aber kein Girondin mehr saß. Daneben wählte man noch einen Sicherheitsausschuß (de surveillance). Bouchotte wurde Minister des Kriegs, Gohin der Justiz, Garat des Innern, alle vom Berge. Das erste Opfer derselben wurde der Herzog von Orleans, den man sogleich in Verhaft nahm. Nichts hätte näher gelegen, als Danton zur Verantwortung zu ziehen, der am meisten mit Dumouriez zu thun gehabt; aber Danton war noch zu mächtig. Man richtete den ganzen Zorn des Volks auf die Gironde und Madame Roland, weil diese früher mit Dumouriez in Verbindung

gestanden, weil der General eigentlich ein Geschöpf der Gironde gewesen war, sofern Gensonné ihn zuerst gehoben und Roland mit ihm das Ministerium gebildet hatte. Robespierre entwickelte am 10. April in einer heimtückischen Rede die Anklage. Man erkannte darin deutlich, daß ihm Dumouriez nur zum Vorwand diente, um die Gironde, von deren Unschuld an Dumouriez' Verrath er überzeugt seyn konnte, aus einer ganz andern Ursache des Hasses zu verderben. Die Gironde war ihm an Talent, Ruhm und Einfluß in den Provinzen, bis dahin selbst noch im Convent weit überlegen, er haßte sie aus Neid. Die Gironde vertrat ferner die reichen Handelsstädte Frankreichs, den gebildeten Mittelstand, also eine Aristokratie, die auf doppelte Weise durch ihre Anmaßung und durch ihren Luxus eine Protestation gegen die von Robespierre erträumte ideale Republik war, in der es nur einfache, nüchterne, bescheidene, von ihrer Handarbeit lebende Bürger geben sollte. Endlich hatte sich deutlich gezeigt, daß die Gironde mit dem König Mitleid gehabt, daß sie die volle Energie des Schreckens weder theile noch billige, daß sie nur ungerne und mit einer gewissen Heuchelei der Bewegung folge, in die sie nur fortgerissen worden sey, daß sie durch ihre ewigen Reden am Handeln hindere und in der Stunde der Gefahr nicht geeignet sey, die Republik vor ihren äußeren und inneren Feinden zu retten. In allen diesen Beziehungen hatte Robespierre auf seinem Standpunkt allerdings nicht Unrecht, der Gironde bitter zu grollen, aber nach seiner Art sagte er nicht, was er meinte, sondern log sich und den Convent in eine falsche Anklage hinein, um die Girondins als vorgebliche Mitverschworene Dumouriez' dem Hasse des nie überlegenden Volkes desto gewisser bloszustellen. Man bezeichnete die Girordins als angebliche „Föderalisten," welche einen lockern Bund unabhängiger Provinzen und nicht die eine untheilbare Republik mit der Hauptstadt Paris wollten; ferner als „Staatsmänner" und Intriganten, die nur Ränke machten, wo man Kraft zeigen sollte; als „Appellanten," die den König durch Appellation ans Volk hätten retten wollen, als „Gemäßigte," die Gnade wollten,

mithin Contrerevolutionäre seyen. Aber das alles war Robespierre nicht genug, er machte sie noch zu „Conspiranten."

Zwei Tage lang wurde aufs wüthendste gestritten, man wurde beinahe handgemein, der Girondin Duperret zog den Degen. Da Dumouriez am meisten mit Danton verkehrt hatte, wiesen die unschuldigen Girondins ihre Ankläger begreiflicher-, aber unklugerweise an Danton. „Wie?" donnerte dieser, „ihr klagt mich an? ihr kennt meine Stärke nicht." Von diesem Tage an schonte Danton die Gironde, mit der er sich lieber versöhnt hätte, nicht mehr. Marat forderte zum Morden derselben auf. Da war sie so unklug, um Marats Bestrafung fordern zu können, ein Gesetz zu beantragen, wornach auch Conventsmitglieder sollten verhaftetet werden können, 8. April. Der Berg stimmte zu, um später die Köpfe der Girondins selber fordern zu können. Diese setzten zwar durch, daß Marat vor das neue Revolutionstribunal gefordert wurde, nicht aber, daß es ihn gerichtet hätte. Er wurde freigesprochen und die Cordeliers trugen ihn mit Blumen bekränzt durch die Straßen von Paris mitten in den Convent, 24. April. Paris wiederhallte von dem Wuthgeschrei: Tod den Girondins! Camille Desmoulins schrieb ein monströses Libell, in dem er Brissot, Roland, Petion ꝛc. als an das Ausland verkauft, als Verschwörer zur Wiederherstellung des Königthums, Frau Roland als eine Messalina verleumdete, eine Schrift, die in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet wurde.

Noch viel gefährlicher wurde die Lage der Gironde, als ihr großer Redner Vergniaud die von Robespierre empfohlene Tugendrepublik angriff. Robespierre hatte sich einen Freistaat ausgedacht, in welchem nur einfache, bescheidene, tugendhafte Arbeiterfamilien leben sollten. Aber der männliche und weibliche Pöbel, von dem sich Ropespierre vergöttern ließ, war in seiner Bluttrunkenheit und Unzucht gerade am weitesten entfernt von dem Ideal der Tugend, Rechtschaffenheit und Bescheidenheit, die ihr Abgott beständig im Munde führte. Vergniaud wies auf diesen Contrast hin, frug, wo denn die Tugend sey in diesem gräßlichen Schimpfen und Mordgeheul? Ihr brandmarkt die alte spanische Inquisition, rief er, die von der

Religion der Liebe redete unter Marterwerkzeugen und Scheiterhaufen, aber ihr thut nichts besseres, indem ihr von Freiheit redet unter Dolchen und unter dem Henkerbeil. Am tiefsten verletzte er Robespierre, indem er dessen ideale Republik lächerlich machte, „die politischen Schäfereien Wilhelm Penns,“ die wohl in die Urwälder Nordamerikas, aber nicht nach Frankreich paßten. Vergniaud sagte bei demselben Anlaß das tief einschneidende Wort: „die Gesetzgeber des Alterthums ließen dem Volke göttliche Gesetze geben. Wir haben keinen Gott mehr, uns bleibt nur die Vernunft, wohlan, so laßt uns auch vernünftig seyn, laßt uns nicht unsere heutigen Franzosen verwechseln mit den alten Spartanern, sucht Utopien auf einer bisher unbewohnten Insel, aber nicht in Frankreich.“ Durch solche Reden wurde Robespierres Eitelkeit eben so sehr als sein Fanatismus herausgefordert, und Robespierre herrschte im Jakobinerclub und auch im Convent wurde damals schon jede seiner Reden wie ein heiliges Orakel mit der lautesten Bewunderung der Galerien beschlossen, auf denen die sogenannten tricoteuses de Robespierre, ausdrücklich zu diesem Zwecke besoldete Weiber saßen, die nebenbei strickten und Kleider flickten.

Das war für den Convent die Periode der äußersten Frechheit, später folgte ihr die Periode der Angst. Die gefallene Monarchie war bereits moralisch gerächt durch den Mangel an aller Würde in der Demokratie. Isnard beschuldigte die Aufhetzer der Galerien und des Pöbels geradezu, sie seyen vom englischen Minister Pitt und von Oesterreich bezahlt, um die junge Republik herabzuwürdigen. Aber das erbitterte nur noch mehr. Guadet setzte die Wahl einer Zwölfercommission durch, welche für die öffentliche Ruhe sorgen und den Gemeinderath von Paris beaufsichtigen sollte, und wirklich den schmutzigen Hebert, der zum Morden der Gironde aufgefordert, verhaften ließ. Das war aber nur das Signal zur offenen Empörung. Isnard, damals Präsident des Convents, trotzte der ganzen Bevölkerung von Paris und rief aus: wenn sie sich an den Abgeordneten vergreife, werde das ganze Land aufstehen, sie zu rächen, und man werde an den Ufern der Seine suchen, wo einst Paris gestan=

den sey. Diese unvorsichtigen Worte, die in Erfüllung zu bringen nicht einmal in seiner Macht stand, reizte die Pariser zum Aeußersten. Marat forderte am 27. Mai die Auflösung der Zwölfercommission, von den aufrührerischen Sectionen der Hauptstadt unterstützt. Isnard und die Gironde wehrten sich und zogen die Debatte in die Länge. Da erhob sich Danton und schrie: „so viel Unverschämtheit beginnt uns lästig zu werden.“ Man ließ den Pöbel, der die Verhaftung von 22 Girondins forderte, tumultuarisch in den Saal eindringen und mitstimmen. Die Girondins wichen, und Berg und Pöbel gemeinschaftlich decretirten einstweilen die Auflösung der Zwölf. Zwar erklärte die Gironde am nächsten Tage diesen Beschluß für ungültig, allein das Toben gegen sie wurde nur um so ärger. Der Fleischer Legendre packte Lanjuinais, der nächst Isnard am meisten Energie zeigte, am Leibe. Die Girondins mußten sich des Nachts verbergen, um den Mördern zu entgehen, fanden sich aber Morgens immer wieder auf ihren Plätzen im Convent.

Der lange Kampf der Gironde mit dem Berge war einzig in der Weltgeschichte, ein Ringen der Todesangst mit der gräßlichsten Mordgier, jede Sitzung des Convents eine Schlacht der Geister, bis Parteiwuth die Körper zermalmte, um die verhaßten, unüberwindlichen Geister auszutreiben. Die Aufrührer zauderten, eine solche Menge berühmter Namen zu opfern, die großes Ansehen im Lande genossen. Die Unverletzlichkeit der Deputirten zu mißachten, war auch für die Sieger gefährlich, wenn einmal die Reihe an sie kommen sollte. Aber da die Girondins sich durch bloßen Schrecken nicht aus Paris verjagen ließen, mußte man endlich Gewalt brauchen. Die Freiwilligen, die unter Santerre gegen die empörte Vendée ziehen sollten, wollten nicht eher gehen, bis die Gironde vernichtet wäre. Henriot, der an Santerres Stelle die Nationalgarde von Paris befehligte, ein ehemaliger Bedienter, Polizeispion und wegen Verbrechen im Kerker, aus dem ihn erst die Revolution befreit hatte, gab sich zu allem her. Nachdem die Gironde auch die Zumuthung, freiwillig auszutreten, abgewiesen hatte, umstellte

Henriot die Tuilerien, in denen der Convent sich seit dem Tode des Königs versammelte, mit der bewaffneten Macht und ließ keinen Deputirten mehr heraus. Einzelne Girondins, die hinausgingen, wurden mißhandelt und kamen mit zerrissenen Kleidern wieder zurück. Lanjuinais, der noch zuletzt unter dem Hohne der Sieger die Rednerbühne behauptete, endete mit dem stolzen Wort: „Die Alten schlachteten ihre Opfer bekränzt und verhöhnten sie nicht." Als ob der Berg nicht mit Henriot einig gewesen wäre, wurde vorgeschlagen, der Convent solle sich in Masse hinausbegeben, um sich zu überzeugen, ob die Berathung wirklich durch Waffengewalt in ihrer Freiheit gehemmt werde. Herault de Sechelles, damals Präsident, führte die Mitglieder heraus und spielte eine Comödie mit Henriot, dem er sich zu entfernen gebot, der aber Kanonen und Flinten auf den Convent richten ließ und erklärte, er werde nicht eher gehen, bis die Gironde verhaftet sey. Der Convent kehrte nun zurück und decretirte die Verhaftung, 2. Juni.

Diese Verhaftung erfolgte aber nicht. Lanjuinais, Vergniaud, Barbaroux und einige andere blieben auf ihren Sitzen, um die Gensdarmen zu erwarten, aber niemand kam, und so gingen sie ruhig heim. Man hatte sie nur los seyn wollen und wünschte, sie möchten draußen noch irgend eine Thorheit begehen, damit man sie als Verschwörer und Aufrührer, nicht als Conventsglieder richten könne. Die Pariser thaten sich außerordentlich viel darauf zu Gute, daß bei diesem Staatsstreich kein Tropfen Blut vergossen worden sey.*) Sie nannten denselben nur eine „moralische Insurrection." Inzwischen wurde Madame Roland schon am 2. Juni und diejenigen Girondins, die durchaus Paris nicht verlassen wollten, später verhaftet, namentlich Vergniaud, Gensonné, Valazé. Petion,

*) Die Amazone Theroigne vertheidigte die Gironde und wurde dafür von der Weibergesellschaft de la fraternité, einem unter Heberts Einfluß stehenden Club, überfallen, entkleidet und gepeitscht. Unter schrecklichen Mißhandlungen sollte sie ersäuft werden, wurde zwar gerettet, fiel aber in Wahnsinn und starb im Irrenhause.

Barbaroux, Guadet entwichen erst, nachdem sie sich hatten gefangen setzen lassen. Wahrscheinlich verdankten sie diese Schonung Danton, der ihr Verderben nicht wollte, ihre Anwesenheit aber nicht ganz mit Unrecht für einen Hemmschuh der revolutionären Kraft hielt. Ihre sittliche Bedenklichkeit schien nicht für eine Zeit der Gefahr zu taugen, in der rasches und rücksichtsloses Handeln besser zum Ziele führte. Indem sie die Septembermörder anklagten und über das Vergangene keinen Schleier decken, keine Amnestie gewähren wollten, gefährdeten sie Danton selbst, der also mit Robespierre einverstanden war, sie zu beseitigen.

Aber Danton verhehlte sich die wahre Bedeutung des Kampfes mit der Gironde. Es galt nicht, in einer großen Zeit der Thaten einige unnütze Schwätzer auf die Seite zu schieben. Es handelte sich vielmehr um einen Kampf auf Leben und Tod zwischen dem dritten und dem vierten Stande, dem Bourgeois und dem Sansculotten. Das Maximum und die gezwungenen Anleihen, beides Maaßregeln des Pöbels gegen die Bürger, hingen genau damit zusammen. Schon am 3. Mai war ein Maximum des Getraidepreises festgesetzt worden, man dehnte das Gesetz nach und nach auch auf andere Artikel aus und zwang den Kaufmann und Krämer, seine Waaren um Spottpreise herzugeben. Wer sie verhehlen wollte, war verdächtig, wurde eingekerkert und sein ganzes Hab und Gut confiscirt. Dieser legalen Beraubung im Einzelnen gesellte sich die Erhebung eines gezwungenen Anleihens von einer Milliarde, die hauptsächlich den Kaufleuten und wohlhabenden Bürgern abgepreßt wurde, am 20. Mai. Der négociantisme wurde verdächtigt, wie der royalisme und die aristocratie bourgeoise et mercantile trat an die Stelle des alten Adels und Klerus.

Am heftigsten wüthete Marat gegen die rechtlichen und wohlhabenden Bürger. Schon im April hatte er für eine Sektion in Paris eine Bittschrift verfaßt, worin sich der Haß und die Habgier des Pöbels gegen die „Wucherer“ Luft machte. Im Mai bezeichnete er alle „Herren Gewürzkrämer und Ladendiener“ als Contrerevo=

lutionäre. In den Sturmtagen vor dem 2. Juni bewilligte der Gemeinderath von Paris bereits dem bewaffneten Pöbel einen täglichen Sold von 2 Francs auf Kosten der reichen Bürger.

In den Provinzen war weder die Philosophie noch die Corruption so tief eingedrungen, wie in der Hauptstadt. Der Bürgerstand hatte hier etwas vorzugsweise Honettes. In einigen Provinzen, wo es wenig und nur kleine Städte gab, war dieses honette Wesen bei einem patriarchalischen Bauernstande zu finden und hier noch gepaart mit tiefer Frömmigkeit. Zahlreiche Bevölkerungen dieser Gattung waren nun nicht erbaut von den Abscheulichkeiten im Convent und nicht gemeint, sich seinen Räuber- und Mörderdecreten zu unterwerfen. Der wahre Bauer, wie der wahre Bürger erzürnte sich gleich heftig gegen eine von einer falschen Philosophie inspirirte und vom niedrigsten Pöbel einer Hauptstadt geübte, bisher nie erhörte Tyrannei. Diese Stimmung hatte sich schon in zahlreichen Adressen ausgesprochen, die man den Girondins und Roland, so lange er noch Minister gewesen war, aus den Departements zuschickte. Sie wurde zu bewaffnetem Widerstande, als die vom Convent ausgestoßenen und aus Paris geflüchteten Deputirten sich überall im Lande zerstreuten. Der Kampf des dritten mit dem vierten Stande in Paris wurde zu einem Kampfe der Provinzen gegen die Hauptstadt.

Gleichzeitig wüthete der Krieg an den Grenzen gegen die sich mehrenden Heere der Coalition fort, indem jetzt auch England und Spanien daran Theil nahmen. Man muß gestehen, der Convent entwickelte eine erstaunliche Kühnheit, indem er es mit so vielen Feinden innerhalb und außerhalb Frankreichs zugleich aufnahm. Die ersteren, die ihm am nächsten waren, machten ihm auch so viel zu schaffen, daß er erst am 20. August das Volksaufgebot in Masse einleiten konnte. Danton selbst verlangte, es solle nur progressiv stattfinden, damit nicht unendliche Verwirrung entstehe und damit man Zeit habe, die ungeübten Streiter einzuüben und aus den Provinzen, in denen die Contrerevolution erst besiegt werden müsse, nach und nach neue Streitkräfte zu

schöpfen. Am 22. entwickelte Barrère den großartigen Plan dieser allgemeinen Volksbewaffnung, wonach ganz Frankreich in Kriegszustand erklärt war, alle Arbeit für Friedens- und Privatzwecke aufhören und sich allein dem Kriegszwecke zuwenden, wonach alle Jünglinge ins Heer eintreten, alle Männer Waffen schmieden, Munition und Proviant herbeischaffen, alle Weiber Uniformen und Zelte machen und Verwundete pflegen, alle Kinder Charpie zupfen sollten. „Frankreich muß ein unermeßliches Lager, alle öffentlichen Gebäude müssen Kasernen, alle öffentlichen Plätze Werkstätten seyn 2c." Das alles wurde sofort ausgeführt nnd Paris gab das Beispiel. Der freie Raum rings um die Tuilerien füllte sich mit 250 Schmieden und die Stadt schwärmte wie ein Bienenstock. Am 5. September hielt der Maire von Paris an der Spitze einer großen Deputation der Stadt eine Rede an den Convent, worin er sagte: „Unsterblicher Berg, sey der Sinai der Franzosen! schleudere unter Blitz und Donner die ewigen Decrete des Volkswillens aus! werde ein Vulkan, dessen Lava alles zerstört, was noch Königthum athmet!" An demselben Tage verlangte eine große Deputation der Jakobiner: „Es ist Zeit, daß die Gleichheit ihre Sense über alle Häupter schwinge. Gesetzgeber, macht den Schrecken zur Tagesordnung!"

So erhob sich alles Volk in Waffen, wurden alle Pferde für den Dienst der Armee requirirt, und die Kirchenglocken, um Kanonen daraus zu gießen und um Sous zu prägen, die als baares Geld, trotz ihrer unbequemen Schwere immer noch viel lieber gesehen wurden, als Assignaten. Viele tausend Centner Glockengut wanderten auf diese Weise aus den Kirchen in die Gießereien. Mathematiker und Chemiker wurden aufgefordert, durch neue Erfindungen der Republik zu nützen. Da erfand Chappe den ersten Telegraphen, und man machte einen Versuch, die Luftballons zum Armeedienst anzuwenden, sofern sich von ihnen herab die Stellung des Feindes übersehen ließ. Die Seele der ganzen ungeheuren Waffenrüstung wurde im Laufe des Jahres der geniale Ingenieur Carnot im Wohlfahrtsausschuß. Derselbe änderte und besserte

viel, was der Convent und der Kriegsminister Bouchotte in ihrer dummen Uebertreibung verdorben hatten. Er behielt den Schreiern zum Trotz adelige Offiziere bei, wenn sie sich als tüchtig bewährt hatten, und verwarf die Anzahl unfähiger Offiziere, die aus demokratischen Wahlen hervorgegangen waren. Man hatte nämlich die aus dem Volk ausgehobene Mannschaft die Wahl der Chargen selbst bestimmen und die Chargirten selbst wählen lassen, so daß Frankreich auf einmal mit 250,000 Unter- und Oberoffizieren überschwemmt war. Dieser Unvernunft steuerte der Convent durch ein praktisches Gesetz vom 22. November, welches alle bisherigen Ernennungen annullirte, die Armee nur in s. g. Halbbrigaden (je von 3 Bataillons) organisirte und somit die Ernennung tüchtiger Offiziere möglich machte. Da man nur auf Tüchtigkeit sah, stiegen viele gemeine Soldaten oder ganz junge Leute rasch zu Generalen auf. Um aber die Generale anzutreiben und zu überwachen, damit sie nicht wie Dumouriez und Lafayette der Republik gefährlich würden, schickte der Convent zu jeder Armee Deputirte aus seiner Mitte mit unumschränkter Gewalt, und jede Niederlage galt als Verrath; wer nicht siegte, war unrettbar der Guillotine verfallen. Der Sieg wurde decretirt. — Gleichzeitig wühlten die französischen Gesandten in den Ländern, wo sie noch geduldet wurden, theils um demokratische Parteien zu unterstützen, wie in der Schweiz und Italien, theils um den Oesterreichern Feinde zu erwecken, wie in Constantinopel. Später klagte St. Just, daß für Bestechung im Ausland 200 Mill. vergeudet worden seyen.

Dieser ungeheuren Energie des Convents gegenüber zeigte die Coalition nur Schwäche, Uneinigkeit, feiges Zaudern. Sie stand mit beträchtlichen Armeen hart an den Grenzen und that nichts. Frankreich war in Parteien zerspalten und im Frühjahre hatten die Provinzen noch überall die Oberhand über die Conventspartei. Aber die Coalition sandte ihnen keine Hülfe. Im Frühjahr war die französische Nordarmee nach Dumouriez' Flucht im übelsten Zustande. Wenn Oesterreich und Preußen mit ihren guten Truppen, zu denen bald auch Engländer, Holländer und Hessen stießen, rasch gegen Paris gezogen wären, hätte sie nichts aufhalten können. Aber

sie zögerten und belagerten methodisch und langweilig die Grenzfestungen. Oesterreich wollte erobern, ließ sich in Lüttich und im Elsaß förmlich huldigen, und Preußen schonte seine Kräfte, weil es für Polen fürchtete.

In Mainz eröffneten die deutschen Clubisten am 17. März 1793 einen rheinisch-deutschen Nationalconvent und schickten Deputirte, Georg Forster *) an der Spitze, nach Paris, um Vereinigung mit Frankreich zu verlangen. Im April jedoch legte sich die Hauptmacht der Preußen, vom Könige und dem General Kalkreuth befehligt, nebst 10,000 Hessen unter General Schönfeld vor die Stadt, in der Custine 20,000 Franzosen unter Aubert-Dubayet und Kleber ließ, da er selbst vor der Uebermacht zurückwich. Meunier, einer der gelehrtesten Offiziere Frankreichs, hatte die Stadt mit neuen Werken versehen und leitete die Vertheidigung meisterhaft. Neben ihm befeuerten die Conventsdeputirten Rewbel, Hausman und Merlin von Thionville den Muth der Truppen. Wie beschämend war diese tapfere Gegenwehr für die Deutschen, die kurz vorher dieselbe Stadt so feig übergeben hatten! Den Preußen fehlte Belagerungsgeschütz, es mußte erst aus Holland geholt werden, weil die Oesterreicher das ihrige zwar bei Mainz vorbeiführten, aber nicht hergaben, sondern gegen Valenciennes verwandten, in der Absicht, diese Stadt im Frieden zu behalten. Auf gleiche Eroberungen gingen auch die Engländer aus, indem sie das seitab liegende Dünkirchen belagerten. Wie sehr den König von Preußen dieses Verfahren kränkte, war doch die Eroberung von Mainz Ehrensache für ihn geworden, und er vollendete sie am 22. Juli, nachdem Meunier gefallen *) und die Besatzung ausgehungert war. Sie erhielt freien Abzug. Mit ihr durften viele

---

*) Dieser berühmte Weltumsegler und Gelehrte wurde bald in Paris, als er die dort im Namen der Freiheit begangenen Greuel sah, von tiefer Reue ergriffen, verlor allen Glauben an die Menschheit und tödtete sich mit Scheidewasser.

**) Er wurde in dem von ihm erbauten Werke begraben. Der König von Preußen ließ während seiner Beerdigung Waffenruhe eintreten und ihm zu Ehren eine Salve geben.

Clubisten unbestraft entfliehen, die zurückgebliebenen bekamen Prügel oder wurden eingesperrt. Custine, so wie auch sein Nachfolger Beauharnais, der sich gleichfalls zu schwach gefühlt, Mainz zu entsetzen, verloren ihr Commando und bald darauf ihre Köpfe.

Der zweite Hauptheil der Preußen stand unter dem Herzog von Braunschweig an den berühmten Weißenburger Linien, um den österreichischen General Wurmser zu unterstützen, dessen Eifer er aber durchaus nicht theilte. Wurmser war ein noch sehr hitziger Greis, der im Elsaß geboren, dieses schöne deutsche Land der Revolution aus dem Rachen zu reißen glühte, aber ohne die Preußen nichts thun konnte. Der König von Preußen, welcher sich noch bei der Armee befand, kam hinter eine unglaublich schmähliche Intrigue Thuguts *), sah sich von Oesterreich verrathen, empfing zugleich die schlimmsten Nachrichten von ähnlichem Verrath, den Rußland an ihm übte, und beschloß nun, nur noch das Nothdürftigste im französischen Kriege zu leisten und seine Truppen zu schonen. Erst am 12. September unternahmen die Franzosen unter mehreren Generalen, Desaix, Michaud ꝛc. einen allgemeinen Angriff, drängten Wurmser zurück, wurden aber am 14. und 15. von den Preußen bei Pirmasens geschlagen und verloren 4000 Mann mit 22 Kanonen. Hierauf durchbrachen die Preußen mit Wurmser verbunden endlich am 13. October die Weißenburger Linien und belagerten Landau. Da befahl der Convent, Landau um jeden Preis zu entsetzen, und neue Volksheere unter Pichegru und Hoche wälzten sich heran mit dem unaufhörlichen Geschrei: Landau ou la mort! Ihrem wüthenden Andrange trotzten die Preußen in einer dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern, 26. bis 28. Nov., aber die Weißenburger Linien gingen verloren, indem

*) Dem König wurde aus England gemeldet, dort habe Thugut erklärt, Oesterreich gebe das bayrische Project auf, während derselbe Thugut Preußen dahin zu bringen suchte, in die Vereinigung Bayerns mit Oesterreich zu willigen, eine bloße Vorspiegelung, um Preußen darüber zu täuschen, daß Oesterreich mit Rußland vereinigt in Polen Preußen verkürzen wollte.

Hoche sie durch einen Sieg über Wurmser bei Werth und Freschweiler am 22. Decbr. durchbrach, worauf auch die Preußen sich zurückzogen. Die Republik hatte hier am Schluß des Jahres gesiegt, der tapfere Hoche wurde jedoch verhaftet, weil er dem Conventsdeputirten St. Just den Angriffsplan nicht mitgetheilt hatte. Zum Glück überlebte er im Kerker seinen Ankläger, nach dessen Sturz er wieder frei wurde.

Damals kam auch über Straßburg große Noth. Hier hatte Eulogius Schneider, ein entarteter katholischer Priester, das Clubwesen eingeleitet und die Guillotine arbeiten lassen. Als aber ein Complott entdeckt oder vorgegeben wurde, durch welches die Stadt an Wurmser hätte verrathen werden sollen, erschienen die Conventsmitglieder St. Just und Lebas, ließen 70 der angesehensten Bürger, auch den edeln Maire Dietrich köpfen und Schneider selbst als einen verdächtigen Pfaffen, der die Revolution durch Schwelgerei entehre, verhaften, nach Paris bringen und dort köpfen. Ein dritter Conventsdeputirter, Baudot, war wüthend, daß die Elsäßer Franzosen seyn wollten und nicht einmal französisch sprächen. Sie sind alle Oesterreicher oder Preußen, schrie er. Einmal verlangte er, sie sollten alle binnen drei Tagen französisch reden. Ein andermal trug er darauf an, sämtliche Elsäßer nach der entvölkerten Vendée zu verpflanzen und dagegen das Elsaß mit Franzosen zu bevölkern. Aus der Pfalz berichtete er an den Convent: „unsere Beute ist unermeßlich und die Auswanderung von zwei Drittheilen der Einwohner vermehrt um vieles unser Glück. Es ist unmöglich, euch den Grad von Fanatismus und deutschem Vorurtheil zu schildern, welche dieses Land beflecken."

Die für Frankreich furchtbarste Macht bildete sich und zwar sehr nahe bei Paris in den Niederlanden, indem zu den Oesterreichern unter Coburg noch die Engländer und Holländer unter dem Herzog von York stießen, zusammen 170,000 Mann. Aber sie rückten nicht vor. Nachdem Dampierre, der an Dumouriez' Stelle getreten war, am 8. Mai bei Ramies den Sieg und das Leben verloren hatte, war die französische Nordarmee noch viel mehr geschwächt und durchaus nicht im Stande, den Marsch der Sieger nach Paris aufzuhalten;

aber die Oesterreicher belagerten jetzt Condé und Valenciennes, die Engländer Dünkirchen und warteten ruhig ab, bis die Jakobiner durch das Aufgebot in Masse neue und immer neue Heere schufen, denen sie dann nicht mehr widerstehen konnten. Condé fiel erst am 10., Valenciennes am 28. Juli. Unterdessen führte der martialische, große und mit einem fürchterlichen Hiebe im Gesicht entstellte Houchard (wie Westermann ein Emporkömmling der Revolution) das Aufgebot in Masse, mit dem Rest der alten Truppen vermischt herbei. Diese Masse floh jetzt nicht mehr, sie trotzte auf ihre große Zahl, war im höchsten Grade fanatisirt, bediente sich der neuen Kampfart des Tiraillirens (die zerstreute Fechtart, die zuerst die Nordamerikaner im Kampfe mit den Engländern angenommen hatten), wobei das Leben des Einzelnen sicherer war, und folgte Offizieren, denen die Guillotine gewiß war, wenn sie nicht siegten. Mit diesem neuen Volksheer entsetzte Houchard Dünkirchen, das von Hoche tapfer vertheidigt worden war, und schlug den Herzog von York bei Hondscoten (8. Sept.), erlitt aber am 15. eine Schlappe bei Courtrai und wurde dafür unbarmherzig abgesetzt und guillotinirt. Für ihn trat Jourdan ein, der in wüthendem Andrang den Herzog von Coburg bei Watignies (16. Oct.) schlug. Er hatte von dem Convent gemessenen Befehl, vor dem 20. zu siegen, sonst hätte es ihm den Kopf gekostet, wie Houchard. Nach diesen Niederlagen zogen sich Engländer und Oesterreicher zurück. Ein französisches Streifkorps drang bis Aachen vor und setzte der Bildsäule Karls des Großen die rothe Mütze auf.

Von den Heeren des Auslandes nicht unterstützt, mißlangen nun auch alle Aufstände der Provinzen, weil jeder vereinzelt und mit zu schwacher Kraft unternommen wurde. Nach dem Sturze der Gironde flohen 27 Mitglieder dieser Partei nach Caen und organisirten hier in einer Provinzialversammlung der gesammten Normandie den Widerstand gegen Paris. Diese Deputirten waren Guadet, Buzot, Petion, Lanjuinais, Louvet 2c., der feurigste unter allen aber Barbaroux. Gleichzeitig erhob sich die ganze Bretagne und hielt eine ähnliche Provinzialversammlung in Rennes. Eine dritte rüstete sich zu Bourges, alle in gleichem Sinne. Zu Caen aber bildete sich ein

girondistisches Heer unter Felix Wimpfen, bisherigen Commandanten in Cherbourg. Dieser heimliche Royalist stellte einen royalistischen Herrn von Puysage als General an und erklärte den Girondins, an einen Sieg sey nur zu denken, wenn sie sich mit der royalistischen Vendée und Bretagne und mit den Engländern in Verbindung setzten, welche letztere ganz nahe in Flandern standen. Allein das wollten die Girondins, als aufrichtige Republikaner, nicht, und so mußten sie in ihrer Vereinzelung untergehen. Der Convent schickte Truppen, bei deren Anblick die entmuthigte Schaar Wimpfens bei Vernon auseinanderlief, 14. Juli. Die ganze Normandie unterwarf sich. Buzot, der hier einheimisch war, mußte aus seinem Hause fliehen, das hinter ihm der Erde gleich gemacht wurde. Mit ihm flohen Petion, Barbaroux, Louvet, Guadet, Salles, die nach unsäglichen Gefahren über Meer nach Bordeaux entkamen.

In dem Gebiete zwischen der Normandie und Flandern schien dem Convent besondere Strenge nöthig, um jeden Anschluß an die nahen Engländer zu verhüten. Lebon war nach Arras geschickt, wo er, geschreckt durch die Befehle des Convents, aus einem sanften Menschen ein wahrer Teufel wurde. Er füllte die Kerker mit Verdächtigen und raubte ihnen ihr Hab und Gut. Er wohnte den Hinrichtungen bei und zog den Henker zur Tafel. Als er einmal zwei junge Engländerinnen köpfen ließ, hielt er das Fallbeil so lange auf, bis er ihnen noch die neuesten Siegesnachrichten von der Armee vorgelesen hatte, und ließ es dann erst fallen. Als ein Mädchen beim Anblick ihrer Freundin, die mit 15 andern jungen Mädchen geköpft wurde, in Ohnmacht fiel, ließ er sie gleich packen und ebenfalls köpfen. Nichts sah er lieber, als die Todesangst und das letzte Zucken schöner Mädchen und Frauen, und er verlängerte deshalb ihre Qual. Ein schönes Weib, die ihm ihre Ehre Preis gegeben, um ihren Gatten zu retten, ließ er nachher mit ihm zugleich köpfen. Ein junges Mädchen, welches am Sonntag in bessern Kleidern erschien, ließ er nackt ausziehen und durch die Straßen peitschen. Jede Spur von Religion strafte er mit dem Tode. Einen armen

fremden Handwerksburschen, den er zufällig beobachtete, wie er während eines schweren Gewitters ein Kreuz schlug, ließ er köpfen.

Eben so vereinzelt blieb der große Aufstand in der Vendée. Diese Landschaft war schon früher durch den Priestereid beunruhigt, aber durch Gensonnés und Dumouriez' weise Milde beschwichtigt worden. Jetzt kamen Schlag auf Schlag die schrecklichen Decrete des Convents, und deren brutale Vollzieher. Da fuhren die Bauern auf, bewaffneten sich alle und jagten die jakobinischen Plagegeister zum Lande hinaus. Jene kräftigen Bauern am westlichen Ufer Frankreichs, mit dem landsäßigen, durch die Hauptstadt nicht verdorbenen Adel und den einfachen und sittenreinen Dorfgeistlichen seit Jahrhunderten in Eintracht lebend, glücklich und zufrieden, konnten den Lärm in den östlichen Provinzen nicht begreifen und verlangten nichts weiter, als daß man sie in Ruhe lasse. Ihr Land ist fast ganz ohne Städte, selbst ohne Dörfer, indem die Häuser einzeln liegen. In dem s. g. Bocage ist es hüglich und von unzähligen Hecken durchschnitten, die jedes Feld einfassen, in dem s. g. Marais läuft es in Sümpfen zum Meeresufer aus. Durch diese Hecken und Sümpfe führten damals nur sehr wenige und schlechte Wege. Das Land war durch seine Natur, aber mehr noch durch seine kernhaften Bewohner vertheidigt, die von Jugend auf im Springen über die zahllosen Gräben geübt und treffliche Schützen waren.

Ihr Aufstand begann am 8. März, als Rekruten ausgehoben werden sollten, in der Gemeinde Chauve und verbreitete sich in wenigen Tagen durch das ganze Bocage. Der erste Führer war ein einfacher Bauer, Cathelineau, der schon lange wegen seiner Frömmigkeit „der Heilige von Anjou" hieß und neben dem größten Heldenmuth eine hinreißende Gabe der Rede besaß. Neben ihm wählte das Volk Stofflet, einen riesenhaften Elsäßer, der unter den Schweizern gedient, zum Anführer. Indem sich aber der populäre Adel der Bewegung anschloß, ließ man den adeligen Führern, vormaligen Offizieren, den Herren von Bonchamp, Elbée, la Rochejacquelin und Lescure die Vorhand. Im Marais gab sich das Volk den kühnen Schiffslieutenant Charette zum Führer. Alle nahmen die

weiße Kokarde der Bourbonen an und schwuren Ludwig XVII. (dem eingesperrten Dauphin) Treue. Priester mit dem Crucifix begaben sich in ihre Reihen und die Gottesleugnerei und Kirchenschändung, deren sich die Jakobiner überall beflissen, dienten natürlich den Haß jener frommen Bauern gegen die „Blauen" zu entflammen. Wegen ihrer Uniform hieß man die Truppen des Convents die Blauen. In der ersten Ueberraschung wurden alle Blauen verjagt oder erschlagen. Der Convent täuschte sich, indem er glaubte, ein Aufgebot von jakobinischen Massen werde hinreichen, die dummen Bauern zu Paaren zu treiben, und beging noch dazu den Fehler, das Commando schlechten Händen anzuvertrauen, dem Bierbrauer Santerre, dem Dantonisten Ronsin, dem Goldarbeitergesellen Rossignol, dem Buchdrucker Momoro ꝛc., die von raubgierigen Armeecommissären begleitet waren. Erst die Niederlagen, die sie erlitten, machte die Absendung tüchtigerer Truppen unter Westermann, später der Mainzer Garnison unter Kleber und Marceau nöthig. Die Bauern blieben ruhig bei ihrer Feldarbeit, so wie aber ein neües Heer von Blauen anrückte, sammelten sie sich plötzlich, schlugen es und kehrten zu ihrer Arbeit zurück. Die Schlachten waren mörderisch, denn man wetteiferte an Wuth und tödtete die Gefangenen. Ihre ersten glänzenden Siege erfochten die Vendéer bei Vizins (15. April), Beaupréau (22. April), Thouars (5. Mai), Fontenay (16. Mai), Tremont (7. Juni), Saumur (10. Juni). Als sie aber durch ihr Glück zu kühn geworden, die große Stadt Nantes ohne Belagerungsgeschütz angriffen, wurden sie abgeschlagen und Cathelineau fiel (11. Juli). Seit dieser Zeit machte der Convent viel größere Anstrengungen, aber vergebens. Nachdem Westermann am 3. Juli Chatillon, den Hauptsitz der Insurrection erobert, ward er dennoch zurückgeschlagen. Am 15. Juli erlitten die Blauen unter Labarolière bei Vihiers eine neue furchtbare Niederlage, dagegen siegten sie unter Tunq am 14. August bei Luçon, unterlagen aber nochmals am 5. September bei Chatonnay. Der Convent erließ ein gräßliches Decret, welches Ausrottung aller Männer in der Vendée und Wegschaffung aller ihrer Weiber und Kinder, ja sogar die

Vertilgung aller Wälder und Gebüsche befahl, weil sie den Bauern zum Schlupfwinkel dienten. Die tapfere Mainzer Besatzung kam im September an. Allein während die Mainzer unter Mord und Brand vorrückten, wurde Santerre mit dem zweiten Hauptheer vor Coron überfallen und in wilde Flucht gejagt (18. Sept.). Das nämliche Schicksal erlitt die Vorhut der Mainzer am folgenden Tag bei Torfou, und andere Heere der Blauen am 21. und 23. September. Erst am 16. October unterlagen die Vendéer bei Cholet einem unwiderstehlichen Angriff der Mainzer, unter denen der junge Marceau den meisten Ruhm erwarb. Hier fiel Bonchamp, der sterbend noch die besiegten Vendéer geloben ließ, die 6000 gefangenen Blauen, die sie zur Rache morden wollten, zu schonen, eine um so edlere Großmuth, als die Blauen nichts schonten, auch die Weiber mordeten und die Kinder auf ihre Bajonette spießten.

Jetzt erst gab ein großer Theil der Vendéer die Hoffnung auf, sich im eigenen Lande halten zu können, und beschloß, sich in die Bretagne zu werfen, deren Einwohner eben so feindlich gegen den Convent gesinnt waren, wie sie selbst, wenn auch bisher nur wenige Chouans*) offnen Aufstand gewagt hatten. Am 18. October gingen sie über die Loire, 30,000 Männer, 50—70,000 Greise, Weiber und Kinder; aber die Bretagne erhob sich nicht. Die rauhe Jahreszeit, Hunger und Obdachlosigkeit erzeugten Krankheiten unter den Weibern und Kindern, während die Männer sich auf dem ihnen fremden Boden mit demselben Muthe schlugen, wie auf dem eigenen. Sieger bei Laval und Entrames suchten sie sich des Hafens von Granville zu bemächtigen, um nach England zu entkommen, vermochten aber diesen festen Platz so wenig zu erobern, wie Nantes, und sahen sich zur Umkehr gezwungen. Sie schlugen zwar die Blauen, die sich unter Rossignol ihnen entgegenwarfen, am 22. November bei Dol und Antrain blutig zurück, aber sie konnten Angers

*) Eigentlich chat-huans, Nachteulen. So nannte man die Schmuggler an der bretagnischen Küste, weil sie sich in der Nacht durch nachgeahmtes Eulengeschrei Signale gaben.

nicht einnehmen und erlagen in einem letzten furchtbaren Kampfe bei Le Mans den Mainzern am 12. December. Hier fielen 15,000 Bauern, auch die Gefangenen wurden auf Befehl der Conventsdeputirten Turreau, Prieur von der Marne und Bourbotte, trotz Marceaus Mitleid erschossen. Eine große Menge Weiber und Kinder wurden gefangen und dem Revolutionsgericht in Nantes zugewiesen. Nur der junge la Rochejacquelin mit einem kleinen Rest entkam in die Vendée, die immer noch Vertheidiger hatte, obgleich Barrère im Convent pathetisch ausrief: „la Vendée n'existe plus."

In Nantes gab es eine starke girondistische Partei, welche zu bestrafen das Conventsmitglied Carrier, begleitet von jakobinischen Horden, abgeschickt wurde. Da sehr viele Gefangene aus der Vendée nach Nantes gebracht wurden, richtete er auch über diese. Carrier war von der Natur selbst gezeichnet. Seine Augen standen sich auffallend nahe, wie bei einem Vogel. Auch seine Seele hatte den Leichtsinn und die Grausamkeit eines Vogels. Da war von Ueberzeugung, düsterer Rachegluth keine Rede; ein ganz gemeiner, oberflächlicher Mensch, dem außer sinnlichen Vergnügungen alles gleichgültig war, ertheilte hier lachend zwischen Tafel und Bett die fabelhaftesten Blutbefehle. Außer dem aus dem schlechtesten Gesindel zusammengesetzten Revolutionsgericht, das wenigstens noch den Schein der Prozeßform wahrte, führte er eine s. g. Compagnie Marat als Leibwache und zum Henkerdienst bestimmt mit sich, von der jeder Mann täglich 10 Francs empfing. Da die Guillotine für so viele Gefangenen nicht ausreichte, obgleich täglich 150—200 Köpfe fielen, ließ er 4000 Menschen erschießen, und da das noch zu umständlich war, ersann er die s. g. Noyaden (Ersäufungen). Er ließ nämlich Schiffe auf der Loire verfertigen, die sich unten öffneten, daß die Opfer spurlos im Wasser verschwanden. Den Anfang machten 90 Priester, bei der zweiten Noyade ertranken 129, bei der dritten 800, bei der vierten 3—400 Personen und so fort bis zur 23. Noyade. Unter den Opfern befanden sich eine Menge Weiber und über 600 Kinder, denn es galt, „die ganze Race der Vendéer auszurotten." Carrier besaß ein eigenes geputztes Lustschiff, auf dem er zwischen

seinen Maitressen (zu welcher Rolle er auch die schönsten Weiber unter den Gefangenen zwang) und vollen Flaschen den Ertränkungen zusah. Um das Schauspiel noch ergötzlicher zu machen, ließ er nackte Paare zusammenbinden, insbesondere je einen Mönch und eine Nonne, an Stricken eine Weile unter lautem Gelächter auf- und abziehen und endlich ertränken, was er eine „republikanische Hochzeit" nannte. In einem Kerker lagen 1500 Weiber und Kinder zwei Tage lang ohne Speise und Trank, ohne Stroh. Carrier sagte spöttisch, sie würden bald aus der „großen Schale" trinken. Wenn er schwangere Weiber morden ließ, sagte er, man müsse den Royalismus im Keim ersticken. Zuweilen ließ er ihnen den Bauch aufschneiden und neugeborne Kinder von der Compagnie Marat als Fangball brauchen von Hand zu Hand oder von Bajonet zu Bajonet. Das Ertränken der Priester hieß, sie „in vertikaler Richtung deportiren" ꝛc. Man konnte so viele Schlachtopfer nicht mehr beerdigen und die Loire warf ihre Leichen wieder aus, wovon die Luft weit umher verpestet wurde.

Wie sich der Widerstand der Bauern gegen das Sansculottenthum in der Vendée concentrirte, so der Widerstand der Bourgeoisie in Lyon. Diese Stadt von damals 200,000 Seelen, ganz und gar Handels- und Fabrikstadt, hatte an der Erhebung des dritten Standes gegen die beiden ersten eifrig Theil genommen, war aber nicht gemeint, ihre Reichthümer dem Pöbel abzutreten. Ein gewisser Chalier sammelte alles Gesindel in einen Club um sich, ahmte die Septembermorde durch eigenmächtiges Abschlachten von elf Offizieren in einem Gefängniß nach, zog, den reichen Bürgern drohend, mit einer Guillotine durch die Straßen und zertrümmerte ein Christusbild mit den Worten: „es ist nicht genug, den Tyrannen der Leiber (den König) zu tödten, man muß auch den Tyrannen der Seelen vom Thron stoßen." Der Convent schickte die Deputirten Dubois Crancé, Gauthier und Rioche, die ihn unterstützten, ein Revolutionstribunal, ein Revolutionsheer errichteten und 6 Millionen forderten. Schon sollten 900 Gefangene ermordet werden, da bewaffneten sich die Bürger unter dem Maire Rivière, zerstreuten die Jakobiner und nahmen

Chalier gefangen, 29. Mai. Bald darauf erfuhren sie die Zersprengung der Gironde in Paris und nahmen sich mit Wärme ihrer Sache an. Lyon bildete unter dem Obersten von Precy ein Heer, das von der sardinischen Armee, die Savoyen wieder erobert hatte und ganz nahe in den Gebirgen stand, unterstützt werden sollte, aber nicht wurde. Alle alten Royalisten schloßen sich hier eifrig den Constitutionellen an. Lyon sah 4000 geflüchtete Priester und 6000 Edelleute, die man nicht vertrieb. Chalier wurde unter seiner eigenen Guillotine als deren erstes Opfer geköpft (16. Juli). Dafür schwur der Convent der Stadt Verderben. Kellermann begann sie im August zu belagern, zog aber bald hinweg, um die Sardinier zu vertreiben. Nun leitete Dubois Crancé, als Conventmitsglied, der aus Lyon hatte fliehen müssen, die Belagerung, da er zufällig ein guter Ingenieur war. Auch die Bauern der Ardennen holte man herbei, indem man ihnen reiche Beute in Lyon versprach. Grausam richtete man die Bomben auf die Hospitäler. Die Stadt wehrte sich mit verzweifeltem Muth, fiel aber durch Hunger. Precy schlug sich mit 2000 Mann durch, aber auf der Flucht nach dem Gebirge von allen Seiten verfolgt verlor er alle seine Leute bis auf 80, mit denen er nach Piemont entkam. Am 9. October zog das Heer des Convents in die Stadt ein. Unter den Conventsmitgliedern, die es befehligten, hatte der lahme Couthon als der nächste Freund Robespierres das meiste Ansehen. Er sagte zwar zu den Lyoner Kaufleuten: „Die Sittenverderbniß kommt vom Reichthum, der Reichthum vom Handel, wir wollen also keinen Handel mehr," aber er war menschlich, zügelte die Wuth seiner Collegen, Dubois Crancés und Collot d'Herbois', und ließ 20,000 Lyonesen Zeit zu entfliehen. Auch als Collot, der früher als Schauspieler einmal in Lyon ausgepfiffen worden war, sich bitter über die Schonung beschwerte und der Convent den 12. Nov. den schrecklichen Befehl gab, Lyon der Erde gleich zu machen und eine Inschrift hinzusetzen: „Lyon hat die Freiheit bekämpft, Lyon ist nicht mehr," behielt Couthon zwölf Tage lang diesen Befehl zurück. Endlich mußte er Folge leisten, that es aber noch immer mit Mäßigung. So lange er in Lyon war, ging die Zerstörung nur

langsam vor sich, indem er selbst sich von Haus zu Haus tragen ließ und eines nach dem andern, sobald es niedergerissen werden sollte, mit einem silbernen Hammer berührte. Das hielt die andern Ungeduldigen zu lange auf. Er mußte ihnen das Feld räumen, und sobald er fort war, übte Collot, zu dem sich noch Fouché gesellte, Greuel aus, die denen Carriers wenig nachgaben. Sie besoldeten 20,000 Mann, die ununterbrochen die Häuser niederreißen mußten; damit es schneller ginge, sprengte man viele Häuser mit Pulver. In den Kirchen wurde alles entweiht. Man ließ einen Esel aus dem Kelch saufen und band ihm das Crucifix an den Schwanz rc. Die Guillotine war unaufhörlich im Gange, und da der Boden zu feucht von Blut wurde, stellte man sie auf die Brücke Morand und ließ die Köpfe ins Wasser springen. Als auch das noch zu langsam ging, erfanden Collot und Fouché die Mitrailladen (Erschießungen in Masse durch Kartätschen). Die Gefangenen wurden in dichte Haufen zusammengebunden, in die man so lange mit Kanonen feuerte, bis alle lagen. Fouché wurde später von einem seiner Helfer beschuldigt, allein in und um Lyon 7000 Hinrichtungen vollzogen zu haben. Sie dauerten den Winter durch bis zum Frühjahre. Das Conventsmitglied Reverchon machte ihnen und dem Zerstören der Häuser ein Ende, indem er dem Convent bewies, es sey doch unvernünftig, eine so gewerbsame Stadt gänzlich zu vertilgen.

In Frankreichs zweitgrößter Handelsstadt Bordeaux hatte sich nach dem Sturz der Gironde gleichfalls eine mächtige Partei für sie gebildet, denn dort waren ihre Häupter zu Hause. Der Girondin Grangeneuve kam nach Bordeaux und brachte es dahin, daß von hier aus ein Bürgerheer gegen Paris marschirte; es kehrte aber unterwegs wieder um, da es die Uebermacht des Convents inne wurde und unterwarf sich demselben. Im Namen des Convents erschien Tallien mit Jakobinerhorden in der Stadt, richtete die Guillotine auf und ließ 750 Köpfe fallen. Aber der junge und schöne Tallien wurde durch den Reichthum der Stadt bestochen. Eine gefangene Dame von seltener Schönheit, Therese, Frau von Fontenay, geborene Gräfin Cabarrus aus Spanien, rührte sein Herz und stimmte ihn für die

Gnade. Indem er im Triumph mit ihr im eleganten Wagen durch die Stadt fuhr, jauchzte man ihm zu wie einem Prinzen. Therese aber schmeichelte den Jakobinern, indem sie in dünnem griechischen Costum, eine Lanze in der Hand, im Club Freiheitsreden hielt. Uebrigens soll sie Gnadengesuche für Geld ertheilt und Tallien sich sehr bereichert haben. So rächte sich Bordeaux durch Verführung. — Die unglücklichen Girondins, die aus der Normandie entflohen waren, kamen bei Bordeaux an und hielten sich versteckt. Guadet und Salles wurden erkannt und guillotinirt. Barbaroux erschoß sich. Petion und Buzon wurden halb von Wölfen oder Hunden gefressen in einem Acker gefunden. Louvet allein entkam unter tausend Gefahren verkleidet nach Paris und endlich in die Schweiz. Er hat seine interessanten Abenteuer beschrieben.

Auch die dritte große Handelsstadt Marseille hatte sich für die Gironde, hauptsächlich für Barbaroux erhoben, dessen Freund Rebequi sie anfeuerte; 6000 Marseiller waren schon bis Avignon vorgerückt. Aber auch sie wurden durch ein Revolutionsheer unter dem Maler Carteaux zurückgedrängt, das am 25. August in Marseille einzog, worauf die Conventsdeputirten Barras und Fréron eine Menge Hinrichtungen vornahmen. Rebequi stürzte sich ins Meer. Aehnliches geschah in Toulouse. In Moulins, wohin sich Brissot gerettet, zeigte sich das Volk diesem ungünstig, verhaftete ihn und schleppte ihn unter Mißhandlungen nach Paris. In Orange bei Avignon ließ Maignet, ein Anhänger Robespierres, 500 Köpfe fallen.

Als die gleichfalls girondistische Stadt Toulon die Greuel von Marseille erfuhr, nahm sie, um sich zu retten, die englische Flotte unter Admiral Hood und die spanische unter Admiral Langara mit Landungstruppen auf, 28. August. Die Engländer gaben zwar vor, im Namen Ludwigs XVII. zu handeln, es war ihnen aber nur darum zu thun, die im Hafen liegende französische Flotte zu nehmen. So von ausländischen Truppen besetzt vertheidigte sich Toulon lange mit Glück gegen die Heere des Convents, die zuerst von Carteaux, dann von Doppet, endlich von Dugommier befehligt wurden. Da die rohen Angriffe auf die Stadt nichts fruchteten, gab der junge Ar=

tillleriemajor Bonaparte den Rath, nur das Fort Mulgrave am Meeresufer wegzunehmen, von wo aus man die englische Flotte beschießen, mithin zum Rückzug zwingen könne. Dieser kluge Rath wurde angenommen und nicht ohne große Mühe ausgeführt. Bei einem Ausfalle wurde der englische General O' Heara gefangen, aber auch Bonapartes Batterie von den Engländern überfallen und erobert, ein andermal ganz zusammen geschossen. Er mußte eine neue errichten mit der Inschrift „Batterie der furchtlosen Männer“ und selbst Hand anlegen, um den erschrockenen Kanonieren wieder Muth zu machen. Hier diktirte er einmal dem Unteroffizier Junot einen Brief, als eine englische Kugel in den Wall fuhr und das Papier mit Erde bedeckte. Gut, sagte Junot, das erspart mir den Streusand. Noch zwei andere Männer fanden sich hier bei Bonaparte, Victor und Duroc, denen großer Ruhm an seiner Seite bevorstand. Endlich wurde das englische Fort in einer windigen Regennacht mit Sturm erobert, den 16. Dezember, und sogleich die Flotte beschossen, die kein Heil mehr sah, als in der Flucht. Zuvor aber ließ Hood 9 französische Linienschiffe und 1 Fregatte, die er nicht fortbringen konnte, das herrliche Arsenal und die Magazine in Feuer aufgehen. Trotz der flehentlichen Bitten der Einwohner, sie mitzunehmen, kümmerte er sich in echt englischem Egoismus nicht weiter um sie und überließ sie der Rache des Convents. Nur die Spanier waren so menschlich, alle ihre Schiffe und Kähne mit Flüchtlingen zu füllen, die sie am Ufer Toscanas aussetzten, wo heute noch viele ihrer Nachkommen leben. Die französischen Kugeln schlugen in die dicht gedrängte Menge. Englische Schiffe selbst feuerten auf die Masse, um sie abzuhalten. Die Conventsarmee drang nun in die Stadt und ließ die Guillotine spielen. Zuerst ermordete man 400 Arbeiter am Arsenal, dann 800 aus den mittleren Ständen und zuletzt fielen unter der Guillotine noch 1800 Opfer. Barras und Fréron waren aus Marseille gekommen, um diese Morde zu leiten. Da nicht genug Royalisten und Girondins aufzutreiben waren, lud man die Schreiber und Arbeiter des verbrannten Arsenals ein, sich zu melden, um ihnen Arbeit zu geben, und ließ sie

dann höhnisch köpfen, weil sie dem Feinde gedient hätten. Als eine große Zahl Touloner auf freiem Platz erschossen worden waren, rief ein Conventsdeputirter: „Wer noch nicht todt ist, dem verzeiht die Republik.“ Als sich aber mehrere Verwundete aufrichteten, wurden sie sogleich erschossen.

Auch die zu Frankreich gehörende Insel Corsika trotzte dem Convent und ließ die Engländer zu. In dieser Angelegenheit war Bonaparte als geborner Corse so betheiligt, daß wir einen Blick in seine Jugend und Familie thun müssen. Corsika war nicht lange vor der Revolution unter französische Herrschaft gekommen, Paoli, der Freiheitsheld der Insel, nach England verbannt worden. Carlo Buonaparte, ein Edelmann in Ajaccio, hatte sich als Paolis Freund in den Freiheitskämpfen der Insel ausgezeichnet, seine Frau Lätitia, geborene Ramolini, ihn oft zu Pferde im Kampfe begleitet. Er hielt nun aber zur französischen Partei und ließ seinen zweiten Sohn Napoleon, geboren 15. August 1769, in der Kriegsschule zu Brienne, die sonderbarer Weise von Benediktinermönchen geleitet wurde, studiren. Pichegru, damals Mönch, später Revolutionsgeneral, war sein Lehrer. Napoleon galt damals schon als tüchtiger Mathematiker. Nachdem er sich in der Militärschule zu Paris weiter ausgebildet, wurde er Artillerielieutenant in demselben Jahre, in dem sein Vater starb, 1785. In verschiedenen Garnisonen des südlichen Frankreich schrieb er einige politische Abhandlungen und zeigte sich als warmer Anhänger der Revolution. Capitain geworden, begleitete er seine Schwester Elise aus dem Erziehungsinstitut St. Cyr in die Heimat, 1792. Hier war Paoli, durch Mirabeaus Verwendung 1789 zurückgekehrt, wieder in großem Ansehen und widmete dem jungen Napoleon viel Aufmerksamkeit: „Du bist wie Einer aus dem Plutarch, sagte er ihm, du wirst empor kommen.“ In der That hatte Napoleons ganze Physiognomie etwas Antikes. An Gestalt nur klein, aber gedrungen, besaß er einen schönen und energischen Kopf, ähnlich dem der Cäsaren. Von einem alten Feinde seiner Familie als Unruhstifter verleumdet, sollte er sich in Paris rechtfertigen, als gerade der 10. August die Monarchie stürzte. Napoleon sah dem Sturm

auf die Tuilerien zu und zuckte die Achseln über deren schlechte Vertheidigung. Nach Corsika zurückgekehrt begleitete er eine Expedition des Admiral Touquet nach Sardinien, die aber mißlang. Als Anhänger der neuen französischen Republik überwarf er sich mit Paoli, der dem König treu blieb, und ließ, als es zum Kampfe kam, seine Landsleute mit Kartätschen niederschmettern. Doch siegte Paoli und die Familie Bonaparte wurde von der Insel verbannt. Napoleon rettete sie zu Schiffe, sie sahen vom Meer aus ihr Haus brennen, Mutter Lätitia aber blieb ruhig und rief: wir werden uns ein anderes bauen. Sie zogen einstweilen nach Marseille. Auch der Lätitia Halbbruder Fesch, Sohn eines Schweizeroffiziers aus Basel, war mit ihnen geflohen, ein Geistlicher, im Mai 1793. Zwei Monate später rückte das Conventsheer vor Toulon und Napoleon trat in dasselbe als Major ein. Wegen seines großen Verdienstes um die Eroberung dieser Stadt erhob ihn der Convent zum Brigadegeneral im Alter von 24 Jahren.

Die übrigen Kriegsereignisse dieses Jahres waren die Besetzung des Basler Bisthums (Pruntruts) und dessen Vereinbarung mit Frankreich unter dem Namen Département du Mont terrible*), schon im März. Ferner ein im Ganzen erfolgloser Kampf mit den Spaniern, hauptsächlich bei Perpignan und an der Bidassoa, an beiden Endpunkten der Pyrenäen. Die Spanier unter Ricardos blieben den Franzosen unter Dagobert überlegen, drangen aber nicht vor.

In Rom wurde der französische Gesandte Basseville, als er das königl. Wappen vor seinem Hôtel abnehmen ließ und das der Republik aufpflanzte und das Volk durch jakobinische Aufzüge im Corso ärgerte, ermordet, 12. Januar. Im Veltlin, das damals noch zu Graubündten gehörte, wurden zwei französische Gesandte, Sémonville, der nach Constantinopel, Maret, der nach Neapel bestimmt war, verhaftet, 25. Juli.

---

*) Ein solcher Berg existirt nicht, nur ein Hügel bei Pruntrut Namens Terri, woraus Unwissenheit und Prahlerei des Convents einen Mont terrible machten.

In demselben Schreckensjahre brach auch in Folge der unklugen und widersprechenden Befehle aus Paris die große Negerempörung auf der Insel St. Domingo aus. Diese Insel (auch Hayti genannt), nächst Cuba die größte und fruchtbarste unter den Antillen, gehörte nur noch zum kleinen Theil den Spaniern, die zu Columbus Zeiten hier ihre ersten Niederlassungen gegründet hatten, zum größten Theil aber den Franzosen, die hier auf ausgedehnten und zahlreichen Pflanzungen durch aus Afrika herübergeschaffte Negersklaven kostbare Colonialpflanzen anbauen ließen und sich dadurch ungemein bereichert hatten. Die Colonie war von der größten Wichtigkeit für Frankreich. Aber im ersten Freudenrausch der Revolution hatte man die Aufhebung der Sklaverei und die Aufnahme der Mulatten (Söhne schwarzer Mütter und weißer Väter) und der Neger selbst ins französische Bürgerrecht verlangt. Die Debatten darüber wurden sehr heftig, weil die Männer der Erfahrung die unwiderlegliche Thatsache geltend machten, daß die Weißen in dem heißen Clima der Insel nicht selbst das Feld bebauen können und nothwendig der an die glühende Sonne gewöhnten Neger dabei bedürfen, daß aber die Neger, wenn sie frei würden, nicht nur aus angeborner Faulheit selbst gegen Lohn nicht mehr arbeiten, sondern auch in die ganze Wildheit ihres Stammcharakters zurückfallen und alle Weißen auf der Insel ausrotten würden. Die Männer der Theorie donnerten dagegen, die Regel der Freiheit dulde keine Ausnahme, die Humanität keine Sklaverei. Man hörte Robespierre ausrufen: „mögen die Colonien verloren gehen, wenn nur die Grundsätze feststehen." Im Anfang vertrug man sich dahin, daß nur die Mulatten reif für die Freiheit geachtet wurden (Decret vom 15. Mai 1790). Als aber in Folge dessen die größten Unruhen in der Colonie ausbrachen und die Neger sich an vielen Orten empörten, um gleiche Rechte mit den Mulatten zu erkämpfen, drangen die Klagen der Weißen durch, und die Nationalversammlung, damals von Barnave geleitet, widerrief jenes Decret (24. September 1791). Inzwischen wurde dadurch nur Oel ins Feuer gegossen, denn die einmal befreiten Farbigen wollten sich nicht wieder unter das Joch beugen. Zudem kam die Gironde

in Paris ans Ruder, Roland ins Ministerium und Brissot setzte durch, daß der Widerruf widerrufen und das Decret vom 15. Mai aufs neue bestätigt, ja endlich den Negern selbst das Bürgerrecht bewilligt wurde.

Um die reactionären Weißen in der Colonie zu demüthigen und zugleich die Mulatten und Neger zu einem ordnungsmäßigen Genuß der neuen Freiheit anzuhalten, wurden im Herbste 1792 die zur Jakobinerpartei zählenden Deputirten Polverel und Santhonax mit 6000 Mann Truppen nach St. Domingo geschickt, die aber an Ort und Stelle bald einsahen, daß sie mit so geringer Macht die halbe Million wuthentbrannter Neger nicht bändigen konnten, daher vorsichtig zu Werke gingen und sich nur auf die Mulatten stützten. Allein indem die Weißen nicht zusammenhielten, sondern der eine Theil royalistisch blieb, der andere an die Losreißung der Colonie vom Mutterlande dachte, schwächten sie sich durch die Parteiwuth, mit der sie über einander selber herfielen. Da frohlockten die Negersklaven und mordeten alle Weißen mit Weib und Kind, die ausgenommen, die noch in feste Plätze flüchten konnten. Aber die Capstadt, der Hauptort der Colonie, fiel in ihre Hände. Vom 21. bis 23. Juni 1793 wurden hier alle Weißen, die nicht auf Schiffe flohen, ermordet und fünf Sechstheile der reichen Stadt in Asche verwandelt. Alle Pflanzungen wurden niedergebrannt oder verödet, die ganze herrliche Colonie war verloren.

Sobald die Schwarzen Meister waren, bemühte sich Spanien, mit ihrer Hülfe sich die ganze Insel anzueignen, gab den Negerhäuptlingen Geld, Titel und Orden, richtete jedoch nichts aus, weil der tapferste und einsichtsvollste dieser Häuptlinge, der Enkel eines afrikanischen Negerkönigs, Toussaint Louverture, es vorzog, den Rechtstitel des Conventsbeschlusses festzuhalten und sich mit den übrigen Negern für freie Bürger der französischen Republik zu erklären. Jetzt erst gingen auch Polverel und Santhonax auf die Illusion ein und suchten dadurch dem Mutterlande eine schöne Colonie zu erhalten. Aber Toussaint täuschte sie, indem sein letzter noch verhehlter Gedanke ein unabhängiger Negerstaat, eine schwarze Re-

publik unter seiner Oberleitung war. Auch die Engländer waren begreiflicherweise um den Weg. Die weißen Colonisten öffneten ihnen die stärkste Festung der Insel, Mole St. Nicolas. Aber die Engländer thaten nichts weiter und schienen zufrieden, daß die reiche französische Colonie einstweilen ruinirt sey.

Die Geschichte ist es Polverel schuldig, das Andenken des Planes aufzubewahren, den er den Schwarzen empfahl. Sie sollten Arbeiterassociationen bilden, um das fruchtbare Land im gemeinsamen Nutzen zu bebauen. Eine Idee, welche später Fourier in seinem berühmten System der organisirten Arbeit wieder aufgenommen hat. Aber die Neger sind faul. Sobald sie frei waren, gingen sie müßig, erndteten die Früchte, die auf den zerstreuten Plantagen noch fortwuchsen, pflanzten aber keine neuen an, ja zerstreuten sich in die Gebirgswälder, um ihre wilde Freiheit ganz wieder wie in ihrem heimathlichen Urstand in Afrika zu genießen. Die in den Städten um die Anführer gesammelt blieben, gebärdeten sich als Affen der Franzosen, prunkten in deren Uniformen und schwelgten von deren Raube. — Der Convent in Paris, damals in der Extase der Freiheit und Gleichheit, sah im Morde der Weißen auf der Insel nur einen Act der Gerechtigkeit, der von Unterdrückten gegen die Unterdrücker geübt worden sey, bestätigte am 4. Februar 1794 feierlich die Freiheit aller Neger und nahm einen Neger und einen Mulatten als Deputirte in seine Mitte auf.

Wir kehren nun nach Paris als dem Mittelpunkt zurück, von dem alle die mörderischen Schläge ausgingen, die wir der Reihe nach verfolgt haben.

Seit dem Sturze der Gironde hatte der Convent eine durchaus andere Physiognomie. An die Stelle des ungeheuren Lärmens trat jetzt die Ruhe der Furcht und des Gehorsams. Die Führer der Bergpartei waren allmächtig, Meinungsverschiedenheit und Neid kaum leise angedeutet. Die in Todesangst versetzte Ebene stimmte allem zu, man nannte sie nur noch verächtlich den Sumpf und die, welche sich bei wichtigen Abstimmungen gerne davon schlichen, Kröten des Sumpfs. Unter ihnen saß auch der berühmte Siéyes, immer

ruhig und stumm, so unbedeutend, daß ihn weder Neid noch Argwohn erreichte. Was haben Sie in der Schreckenszeit gethan? frug man ihn später einmal. Ich habe, antwortete er, gelebt. Nur heimlich unterzeichneten 73 Conventsmitglieder als Anhänger der gestürzten Gironde eine Protestation gegen deren Verjagung. Es wurde bekannt, noch aber wurden die Unterzeichner geschont.

Marat erkrankte. Ein edles normännisches Mädchen von hohem Wuchs und seltener Schönheit, Charlotte Corday d'Armond, mutterlos, getrennt von ihrem Vater, der durch die Revolution alles verloren hatte, wurde mit Barbaroux und den andern Girondins, als sie nach Caen geflohen waren, bekannt, theilte ihre sittliche Entrüstung gegen den Berg und entschloß sich, die Freiheit zu rächen an dem Manne, durch den sie am meisten entehrt wurde. Sie reiste nach Paris, ließ sich bei Marat melden, fand ihn in einer Badewanne sitzen und tödtete ihn auf der Stelle durch einen einzigen Messerstich ins Herz (13. Juli). Sogleich verhaftet, benahm sie sich im Verhör ruhig und würdevoll, wurde aber schon nach wenigen Tagen in einem rothen Hemde zum Richtplatz geführt und guillotinirt. Der Henker hielt ihren Kopf hin und gab ihm eine Ohrfeige, was selbst bei dem rohen Pöbel Murren erregte. Adam Lux aus Mainz, der mit Forster nach Paris gekommen war, wurde von ihrem Heroismus und von ihrer Schönheit so tief ergriffen, daß er laut seine Bewunderung und den Wunsch, für sie zu sterben, äußerte. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, auch sein Kopf fiel unter demselben Beil. Marat aber wurde mit so großem Pomp bestattet, wie Mirabeau. Der Convent und alle Sectionen von Paris wandelten um den hohen mit Blumen geschmückten Katafalk in der Kirche der Cordeliers, auf dem seine Leiche lag, und von jeder Abtheilung trat ein Redner auf und brachte ihm Opfer der Bewunderung. Das war von vielen Heuchelei. Weder Danton noch Robespierre hatten Marat je geachtet, sie hielten ihn nur, wie Garat sagte, dem Volk als Medusenhaupt vor. Als es damals Roux, ein vormaliger Priester, bei den Cordeliers wagte, die eben fertig gewordene Verfassung noch lange nicht demokratisch genug zu

finden, beschuldigte ihn Robespierre, das Ausland habe ihn bestochen, um die Republik zu entehren, und jagte ihn fort. Die Einigkeit des Berges wurde proclamirt: wir bilden hier nur noch einen ungeheuren und schrecklichen Berg, der seine glühende Lava über alle Royalisten ergießen wird.

Je heftiger die Aufregung gegen den Convent in den Provinzen entflammt war, um so mehr Werth legte dieser auf den Schein einer Uebereinstimmung der Hauptstadt mit dem ganzen Lande, verschrieb daher zur Feier des 10. August (der an die Stelle des schon nicht mehr populären 14. Juli getreten war) Vertreter aller Departements, wobei sich natürlich nur Jakobiner betheiligten. Maler David ordnete das Fest. Auf dem Bastilleplatz stand eine kolossale Bildsäule der Natur, aus deren Brüsten Wasser floß. Indem der Convent und die Deputationen der Departements in langem Zuge vor derselben ankamen, schöpfte der Präsident Herault de Sechelles Wasser aus einer Schale, trank und reichte sie dem ältesten Bürger, welcher dabei sprechen mußte, er fühle sich trotz seiner Jahre wieder jung in der allgemeinen Wiedergeburt des Menschengeschlechts. Vor dem Invalidenhause stand eine kolossale Bildsäule des Volks als Hercules, der den Föderalismus mit der Keule erschlägt. Auf dem Revolutionsplatz stand eine verhüllte Bildsäule der Freiheit. Indem der Präsident sie entschleierte, donnerten die Kanonen und ließ man 3000 Vögel fliegen. Der Zug bewegte sich sodann auf das Marsfeld. Es befanden sich dabei Abtheilungen von Greisen und von Kindern, die Amazonen auf Kanonen reitend, eine Arche mit der Verfassung, ein mit Oelzweigen umwundenes Bündel der Einigkeit, Urnen mit der Asche der für die Freiheit Gefallenen, ein Pflug, Tafeln mit den Menschenrechten ꝛc., dahinter Karren mit den Sinnbildern des gestürzten Königthums, der Kirche und Aristokratie. Die Conventsdeputirten kamen zuletzt, alle mit einem Strauß geschmückt von Blumen, Früchten und Aehren. Als sie zum Altar des Vaterlandes gelangt waren, wurde die neue republikanische Verfassung verkündigt, der alles jubelnd den Eid leistete.

Diese V e r f a s s u n g von 1793 war von Herault de Sechelles

entworfen worden und trat an die Stelle des bei Seite gelegten Entwurfes von Condorcet. Sie war so übertrieben demokratisch, daß sie gar nicht zur Ausführung kommen konnte, sondern unmittelbar nach ihrer Verkündigung schon wieder bis zum Frieden suspendirt wurde, damit der Wohlfahrtsausschuß die unter so großen Gefahren der Republik nothwendige Diktatur behalten könne. Der Grundsatz dieser Verfassung war: „nicht nur alles für das Volk, sondern auch alles durch das Volk." Jedes Amt ging aus der Volkswahl hervor und dauerte nur kurze Zeit, war nur ein Auftrag des Volks zur Vollziehung seines Willens und beständig von ihm beaufsichtigt. Die höchste Vollziehungsgewalt oder Regierung sollte aus 24 Mitgliedern bestehen, die jährlich zur Hälfte erneuert werden mußten, und durch die aus unmittelbaren Volkswahlen auf breitester Grundlage hervorgegangene gesetzgebende Versammlung unter einer größeren Zahl von gleichfalls aus Urwahlen des Volks hervorgegangenen Candidaten herausgesucht wurden. Die Urversammlungen des Volks durften nicht nur einzelne Gesetze verwerfen, sondern auch die ganze Verfassung und die Gewählten durch Neugewählte verdrängen. Vom 21. Jahre an konnte jeder wählen und gewählt werden. Es gab keinerlei Unterschied mehr unter den Bürgern, selbst der freiwillig dienende Stand wurde nicht mehr anerkannt. Es sollte in Frankreich keinen Bedienten, keine Magd mehr geben.

Während man dem Volke dieses Traumbild der Freiheit und Gleichheit vorhielt, übte in der Wirklichkeit der Wohlfahrtsausschuß die unerhörteste Tyrannei. Wenn ihm der Ruhm gebührt, durch die schrecklichen Mittel, die er anwandte, die Republik im Jahre 1793 und noch für einige folgende Jahre gerettet zu haben, so mußte doch wieder die ungeheure Blutschuld, die er auf sich lud, seine alles göttliche und menschliche Recht höhnende Willkür und die Unnatur, in die er verfiel, nothwendig die Reaction hervorrufen, in der alles Gewonnene wieder verloren ging. Aus dem Gesichtspunkt des Nutzens lassen sich so furchtbare Uebertreibungen nicht wohl beurtheilen. Sie finden ihre richtige Erklärung und verhältnißmäßige Entschuldigung nur in der vulkanischen Natur des französischen Volkes.

Im August, in denselben Tagen, in welchen das Aufgebot in Masse organisirt wurde, beschloß der Convent zur Zermalmung aller inneren und heimlichen Feinde das Decret gegen die Verdächtigen, am 12. August. Jeder Verdächtige sollte eingekerkert und dem Revolutionsgericht überliefert werden. Verdächtig aber war jeder, dessen Stand, Bildung und Reichthum nicht zum Sansculottismus paßte, wenn er auch sonst nichts gegen die Republik verbrochen hatte. Verdächtig jeder, der sich fürchtete; jeder, der Mitleid mit den Opfern der Revolution blicken ließ, der seine hingerichteten Verwandten beweinte; jeder, der einen Feind oder Neider hatte, der ihn angab; jeder, der irgend einem der herrschenden Demagogen nicht gefiel. Couthon sagte einige Zeit nachher (15. März 1794) einmal im Convent: „In Revolutionszeiten müssen alle guten Bürger Physiognomen seyn. An der Physiognomie schon müssen sie die Verschwörer erkennen. Diese Menschen haben einen finstern Blick, ein verlegenes Aussehen, widrige galgenmäßige Mienen. Gute Bürger, packt solche Verräther und verhaftet sie!" — In Folge dieser Maaßregel waren bald alle Gefängnisse überfüllt. Um sie wieder zu leeren, mußte dem Revolutionstribunal ein summarisches Verfahren vorgeschrieben werden, welches schnellere Hinrichtungen ermöglichte. Da in den Provinzen das Blut noch immer gescheut wurde, errichtete man ein s. g. Revolutionsheer unter dem Befehl Ronsins, des unbarmherzigen Dantonisten, mit dem Auftrage, ambulante Guillotinen von Ort zu Ort zu führen und überall die Hinrichtungen zu beschleunigen. — Gegen die Verdächtigung und Einkerkerung schützte nichts mehr, als ein s. g. Certificat des Civismus. An jeder Hausthüre mußten bei Todesstrafe die Namen sämmtlicher Bewohner des Hauses angeschrieben stehen. Verheimlicher Anderer wurden bestraft, Angeber belohnt. Wer kein Certificat bei sich hatte, konnte nicht zum nächsten Dorfe gelangen, ohne verhaftet zu werden. Diese Zeugnisse der Bürgertugend waren aber schwer zu bekommen, wenn man im geringsten verdächtig war. Nie ist eine grausamere Polizei gehandhabt worden.

Die höchste Gewalt concentrirte sich im Wohlfahrtsausschuß,

dem auch der Sicherheitsausschuß untergeben war und dessen Vorschläge der gehorsame Convent immer sogleich zu Decreten erhob. Danton hatte eine reiche und schöne Frau geheirathet, war des Blutes satt, fühlte sein Ansehen abnehmen, fand es daher annehmlicher, sich nach seiner Heimath Arcis sur Aube zurückzuziehen und hier im Genuß des ehelichen Glücks und des Reichthums auszuruhen. Er räumte also Robespierre das Feld, der, obgleich er erst nach einiger Zeit in den Ausschuß eintrat, doch durch seine Freunde schon von Anfang an die Seele desselben war. Neben ihm befanden sich im Wohlfahrtsausschusse seine intimsten Freunde Couthon und St. Just. Der erstere, an beiden Beinen lahm, benahm sich in Lyon menschlich, war aber im Ausschuß sehr fanatisch. In St. Just, noch kaum zwanzig Jahre alt, mit ernstem Gesicht und langen schlichten Haaren lag etwas Puritanisches. Von weniger Tugend, aber noch größerer Grausamkeit waren Billaud-Varennes, der Septembermann, Collot d'Herbois, der Schauspieler, der Lyon zerstört und durch seine Declamationen großen Einfluß im Jakobinerclub hatte. Der Schönredner des Ausschusses, der die meisten Decrete und Berichte abfaßte, war ein vormaliger Edelmann Barrère, den Burke den Anakreon der Guillotine nannte, weil er die gräßlichsten Blutbefehle und Blutberichte wie Idyllen vortrug und den Mordgeruch mit Redeblumenduft verbessern wollte, ein Höfling der Revolution, wie früher des Königs. Den Ausschuß zierte noch ein anderer vormaliger Edelmann, Herault de Sechelles, der sich durch seine Jugend und Schönheit als Conventspräsident für die Repräsentation eignete und sich zu allem brauchen ließ. Außer Carnot saßen im Ausschuß noch Thuriot, Prieur von der Cote d'or, Robert Lindet und Jean Bon St. André, welche weniger hervorragten. Der Ausschuß war ohne Präsidium. Alle Mitglieder des Convents standen zu seiner Verfügung als Vollziehungsbeamte. Das waren die berüchtigten Conventsdeputirten, die mit proconsularischer Gewalt in die Provinzen und zu den Armeen geschickt wurden.

Nicht geringe Noth machte dem Ausschuß der Hunger in der Hauptstadt. Die Assignaten wurden immer tiefer entwerthet,

je mehr man ihrer verfertigte. Auch beschuldigte man Pitt, das Land mit falschen Assignaten zu überschwemmen. Es fehlte immer wieder an Lebensmitteln, weil Krieg, Aufruhr, Kerker und das müßige Clubleben dem Ackerbau die nöthigen Arme entzog.*) Das früher aus der Vendée in die Hauptstadt gelieferte Schlachtvieh blieb aus. Man half sich, die Armen so viel möglich auf Kosten der Reichen zu unterhalten. Jeder gemeine Sansculotte erhielt als anwesendes Mitglied einer Pariser Sectionsversammlung täglich 40 Sous. So konnten sie leben und waren zugleich veranlaßt, immer beisammen zu bleiben und jedes Winkes vom Convent zu gewärtigen. Den Reichen wurde die bessere Nahrung entzogen durch den Befehl, nur für alle Bürger einerlei Brod zu backen. Das bisherige Maximum genügte nicht, man verstärkte es (29. Sept.). Da aber die Verkäufer die besseren Waaren zurückbehielten, um sie heimlich den reicheren Käufern um höheren Preis zuzustellen, mußte auch dagegen wieder eingeschritten werden. Mehr als durch diese Gesetze verloren die reicheren Classen durch Confiscationen all ihres Habes und Gutes, so wie sie ausgewandert oder verurtheilt waren. Kein Recht, kein Anstand wurde mehr geachtet. Der Postmeister Drouet von Varennes, der, seitdem er den König angehalten, große Popularität genoß, that im Convent die rohe Aeußerung „seyen wir Banditen zur Beglückung des Volks." **)

Die Vernichtung der inneren Feinde wurde vom Wohlfahrtsausschuß mit viel System betrieben. Jeder Gefahr, die von dieser Seite drohte, hielt man den Schrecken entgegen durch characteristisch

---

*) Am 14. Sept. befahl der Convent, jede Gemeinde müsse für die Aussaat und Ernte haften, und am 17., alle Ernteerzeugnisse müßten zur Verfügung stehen um ein Minimum des Preises, bei Todesstrafe. Diese Befehle wurden ertheilt, weil viele Bauern ihr Feld gar nicht mehr bebauten, da sie keinen Werth mehr daraus lösten.

**) Im Herbst als Conventsdeputirter zur Nordarmee geschickt, fiel er den Oesterreichern in die Hände, wurde auf den Spielberg bei Brünn gefangen gesetzt, wollte sich am Felsen hinablassen und fliehen, stürzte aber und brach beide Beine.

ausgewählte Opfer. Am gefährlichsten waren unstreitig die Generale, die als heimliche Feinde der Revolution Verrath sannen oder aus Mangel an Eifer und Fähigkeit den Feind Vortheile erringen ließen. Um dieser Classe einen tödtlichen Schrecken einzujagen, wurde vom neuen Revolutionstribunal der unglückliche General Custine zum ersten Opfer ausersehen und guillotinirt (28. August). Ihm folgte später Dillon, Luckner, Beauharnais, Houchard, Westermann, Biron, Lamarque, Brunet &c. Um den Oesterreichern zu trotzen, machte man der Königin den Prozeß. Man sagte „als Hannibal vor Rom lag, verkaufte der römische Senat den Acker, auf dem Hannibals Zelt stand, wie im tiefsten Frieden. So laßt uns die Oesterreicherin hinrichten, während die Oesterreicher innerhalb unserer Grenzen stehen."

Marie Antoinette wurde nach dem Tode des Königs immer mehr im Kerker vernachlässigt, schon am 11. Juli von ihrem Sohne, den sie lange mit der mütterlichen Wuth und Angst einer Löwin vertheidigt hatte, am 2. August auch von ihrer Schwägerin Elisabeth getrennt, in ihrem einsamen Kerker aufs ärmlichste bekleidet und beköstigt, auf die höhnischeste Weise bewacht und endlich vor das Revolutionstribunal geführt. Hier stand sie mit verweinten Augen und früh ergrautem Haar, immer noch eine königliche Gestalt, aber eingehüllt in ihr einziges altes schwarzes, von ihr selbst geflicktes Kleid und das Haupt, das Diademe getragen, mit einer schlechten weißen Haube bedeckt vor den fühllosen Richtern, denen schon befohlen war, sie unter allen Umständen zum Tode zu verurtheilen. Hebert, der in seinem Schmutzblatt schon jede erdenkbare Schmähung auf die unglückliche Fürstin gehäuft hatte, trat jetzt noch mit Beschuldigungen gegen sie auf, sie habe ihren eigenen Sohn zu unnatürlichen Lastern verführt. Die Königin antwortete nicht. Erst als man in sie drang, rief sie im edelsten Unmuth: „die Natur sträubt sich, auf eine solche Anklage einer Mutter zu antworten. Ich berufe mich auf die Mütter, die hier zugegen sind." Die Weiber auf den Galerien gaben ihre Zustimmung zu erkennen. Als es Robespierre erfuhr, gerieth er in Zorn über die „Dummheit"

Heberts. Aber das Urtheil wurde gefällt. Man ließ die Königin den gemeinen Henkerkarren besteigen. Ihr altes schwarzes Kleid schien noch zu gut, sie mußte einen weißen zerrissenen Bettkittel anziehen und man band ihr die Hände auf den Rücken. Der Schauspieler Grammont haranguirte den Pöbel mit dem Säbel, ihr unterwegs zu fluchen. Ihre letzten Worte waren ein Lebewohl an ihre geliebten Kinder. Ihr Kopf fiel am 16. October *). Dieser Mord galt ausschließlich dem Ausland. So auch die am 9. October erfolgte Verhaftung aller in Frankreich befindlichen englischen Unterthanen.

Auf die Feinde der Revolution im Innern wurden eben so schreckliche Schläge geführt. Die ganze alte Dynastie sollte ausgetilgt werden. Nicht einmal ihre Gräber wurden verschont. Am 12. October wurden die berühmten alten Königsgräber zu St. Denis, in denen die Könige von den Merovinger Zeiten her bestattet lagen, zerstört, die Leichen herausgeworfen, verhöhnt und in Kalkgruben versenkt, die bleiernen Särge zu Kugeln umgegossen. Am 6. November mußte der Herzog von Orleans sein Haupt auf den Block legen. Er zeigte nur Gleichgültigkeit und Lebensekel. Als ihm der Henker die Stiefel ausziehen wollte, sagte er: „das kannst du bequemer haben, wenn ich todt bin, mach ein Ende!"

Alle Personen des alten Hofes, alle früheren Minister, die nicht ausgewandert waren, wurden zur Guillotine geschickt. Ebenso alle Mitglieder der älteren Parlamente, Intendanten, Regierungsbeamte aller Art, aller alte Adel, alle constitutionellen Deputirten

---

*) Es ist verhängnißvoll, daß alle Kinder der großen Maria Theresia Opfer der Revolution wurden. Joseph II. starb frühe aus Gram über die mißlungene Revolution, deren Urheber er selbst war. Leopold II. wurde gleichfalls frühzeitig von den Stürmen der Zeit gebeugt, denen seine zarte und friedliche Natur nicht gewachsen war. Maximilian, Kurfürst von Köln, wurde durch die Revolution von da vertrieben; Ferdinand von Este später ebenso aus Toskana; Amalie ebenso aus Parma, endlich Karoline, die ganz die unternehmende Natur der Mutter hatte, ebenso aus Neapel.

und Feuillans, die Gironde und ihre Anhänger. Von Custines Hinrichtung an arbeitete das Revolutionstribunal ununterbrochen und übergab täglich ganze Schaaren der vornehmsten Herren und Frauen dem Blutgerüst, während die entleerten Gefängnisse immer wieder gefüllt wurden. An einem Tage wurden unter andern alle Schauspieler und Schauspielerinnen der vormaligen königlichen Theater als des Royalismus verdächtig eingekerkert.

Am alten Hofe war die größte Berühmtheit die Gräfin du Barry*), die weiland allmächtige Maitresse Ludwigs XV. Man hatte ihr Juwelen gestohlen und nach England gebracht. Sie reiste dorthin und erhielt die Juwelen wieder. Um aber nicht auf die Emigrantenliste gesetzt und ihrer Güter in Frankreich beraubt zu werden, kehrte sie dahin zurück, wurde ergriffen und zum Tode verdammt. Todesverachtung war damals schon zur Gewohnheit geworden, die meisten Opfer starben muthig, kalt, zuweilen unter Scherzen. Jene von Jugend auf an alle Wollust des Lebens gewöhnte Dame zeigte die ganze Feigheit ihrer Seele und starb tausend Tode vor Angst. Im Kerker und auf dem Karren unaufhörlich schreiend, um Hülfe flehend, bat sie noch auf dem Schaffot den Henker fußfällig um Gnade und schrie noch unter dem Messer (5. Dez.) — Unter den Ministern war das edelste Opfer der greise Malesherbes, der seinen König vertheidigt hatte. Als er beim Gang aus dem Kerker stolperte, sagte er heiter: „ein Römer hätte das für ein böses Omen gehalten und wäre umgekehrt.“ Er starb gleichsam im Schooß seiner Familie, die ihn so sehr ehrte und liebte, daß sie ihn nicht überleben wollte und seinen Muth und Tod theilte. Am Tage vorher war sein Eidam hingerichtet worden, mit ihm selbst starben seine Tochter, seine Enkelin und deren Gemahl. Ich freue mich, sagte er, mit den Meinigen zu sterben. Der Minister Clavière kam der Hinrichtung durch einen Dolchstoß zuvor. Auch der Minister Brienne sollte hingerichtet werden, nahm aber vorher Gift, dagegen wurde seine ganze Familie zur Schlachtbank geführt. Das

*) Geboren zu Dom Remy, wie einst die Jungfrau von Orleans.

gleiche Loos traf andere berühmte Männer der ersten und zweiten Nationalversammlung, die alle mit großer Fassung starben, d'Espremenil, Chapelier, Thouret, Duport, Kersaint, Rabaud St. Etienne, dagegen starb ganz entmuthigt der berühmte Barnave. Des greisen Bailly Tod war eben so grausam, als sein Benehmen dabei edel. Der Pöbel wollte nicht leiden, daß er auf dem Marsfelde, wo die Guillotine stand, hingerichtet werde, weil er einst als Maire von Paris hier auf den Pöbel hatte schießen lassen. Da mußte der arme alte Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen vier Stunden lang in kaltem Regen stehen, bis die Guillotine anderswo aufgeschlagen war. Weil er bei jener Vollziehung des Martialgesetzes die rothe Fahne hatte entfalten lassen, schleifte man jetzt eine solche Fahne durch den Koth und schlug sie ihm ins Gesicht. Als man ihn zum Tode bereitete, rief ihm ein Soldat zu: du zitterst, Bailly! Ja, vor Kälte, erwiderte der Greis ruhig. Der Kopf dieses berühmten Präsidenten im Ballhause fiel am 12. November.

Die Gironde sollte um so weniger geschont werden, als sie die letzte und verhaßteste Gegnerin des Berges gewesen war und große Parteiung im Lande verursacht hatte. Am 3. October wurden die 73 Conventsmitglieder verhaftet, die eine Protestation gegen die Verjagung der Gironde unterzeichnet hatten. Die vornehmen Häupter dieser Partei, Brissot, Vergniaud, Gensonné, Valazé, Carra, Duchatel, Fonfrède, Ducos, Gardien, Lasource, Lehardi, Mainville, Antiboul, Viguée, Sillery, Duperret, Fauchet, Lacaze, Duprat, Boileau wurden aus allen gefangenen Girondins als Opfer ausgewählt, während man die übrigen noch zurückbehielt. Sie vertheidigten sich vor dem Revolutionsgericht mit einem nutzlosen Aufwand von Beredsamkeit. Die Richter hatten schon ihre Befehle und erkannten auf Tod. Valazé erstach sich. Lasource rief den Richtern zu: „ich sterbe an dem Tage, an dem das Volk den Verstand verloren hat, ihr werdet an dem Tage sterben, an dem es ihn wiederfindet.“ Camille Desmoulins hatte zugehört, beim Anblick der edlen Opfer wurde er tief erschüttert. Er bereute, durch seine bösartigen Zeitungsartikel zu ihrem Untergange mitgewirkt zu haben,

schlug sich vor die Stirne und ging trostlos hinweg. Die Verurtheilten brachten noch eine Nacht gemeinsam bei einer Mahlzeit unter philosophischen Gesprächen mit der Heiterkeit zu, die in jener Zeit der Exaltation so oft den Schrecken besiegte. Nur Brissot, dessen Tugend nicht so rein gewesen war, wie die der Gironde, und der von seinen großen Kenntnissen und Fähigkeiten ein besseres Loos erwartet hätte, blieb stumm. Vergniaud war der festeste. Er hatte auf die Wand seines Kerkers geschrieben: potius mori quam foedari. Zum letztenmal überströmte seine Beredsamkeit vor seinen Freunden im Leben und Tode. „Wir haben uns, schloß er, nicht getäuscht in der Freiheit, nur in der Zeit. Wir glaubten uns in Rom und wir waren in Paris. Aber unser Blut ist heiß genug, um den Boden der Freiheit fruchtbar zu machen. Das Volk gibt uns den Tod, wir lassen ihm — die Hoffnung." Am andern Morgen wurden alle zum Richtplatz geführt, auch Valazé, der noch als Leiche geköpft werden sollte. Sie sangen die Marseillaise mit Veränderung eines einzigen Verses (contre n o u s de la tyrannie l'étendard sanglant est levé). Sie sangen sie fort unter den Hinrichtungen, immer um eine Stimme weniger, bis die letzte Stimme im Blut erstickte (31. October). Wenige Tage später theilte Madame Johanne R o l a n d das Geschick ihrer Freunde. Sie hatte im Gefängniß ihre Memoiren geschrieben. Eine Zeitlang hatte man sie mit den verworfensten Dirnen zusammengesperrt. Sowohl vor Gericht als auf dem letzten Gange benahm sie sich voll Würde, ihren überlegenen Geist nicht einen Augenblick verleugnend, den sie nur vielleicht etwas zu sehr zur Schau trug. Sie hatte ein weißes Kleid angelegt und ihre schönen schwarzen Haare aufgelöst, die bis zu ihren Knieen hinabwallten. Mit ihr wurde der alte Lamarche, Direktor der Assignatenfabrik, zur Guillotine geführt und weinte, sie tröstete ihn und brachte ihn sogar zum lächeln. Vor der großen Statue der Freiheit rief sie aus: „o Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!" Ihr gedankenreicher Kopf fiel am 9. November. Ihr alter Gatte hatte sich auf dem Lande versteckt gehalten; als er ihren Tod erfuhr, verschwand

er. Man fand ihn an der Straße nach Paris todt an einen Baum gelehnt, er hatte sich seinen Stockdegen durchs Herz gestoßen. — Auch Manuel, der aus Entsetzen vor den Septembermorden geflohen, vom Pöbel mißhandelt und wieder eingeliefert worden war, mußte sterben. Eines der letzten berühmten Opfer war Lovoisier, der große Chemiker, der das Revolutionstribunal nur noch um vierzehn Tage Frist bat, um eine wissenschaftliche Entdeckung, mit der er gerade beschäftigt war, zu vollenden. Aber man spottete seiner und schlug ihm den Kopf ab. — Condorcet, der berühmte Freund der Gironde, hielt sich lange versteckt, ging erst im folgenden Frühling heraus, weil er die Einsperrung nicht länger ertragen konnte, verirrte, wurde gefangen und Morgens todt auf seinem Lager gefunden, wahrscheinlich aus Erschöpfung, man glaubte aber, er habe sich vergiftet.

Der Volkszorn gegen alte Mißbräuche wurde zu einem bis zum Wahnsinn gesteigerten Haß gegen alles Alte überhaupt. Auf Rommes Antrag wurde am 3. October die neue Zeitrechnung und der neue Kalender decretirt. Die neue Aera zählte nach Jahren der Republik und begann mit dem 22. September. „Der 21. war der letzte Tag der Monarchie, der 22. der erste der Republik. An demselben Tage trat die Sonne in das Zeichen der Waage und in die Tag- und Nachtgleiche. Der Himmel wollte durch diese astronomische Gleichheit die Einführung der bürgerlichen Gleichheit einweihen. Die Sonne beleuchtete zugleich die beiden Pole an demselben Tage, an welchem die Fackel der Freiheit zum erstenmal über ganz Frankreich strahlte. Die Zeit rollte ein neues Buch der Geschichte auf. In ihrem neuen Gange, majestätisch und einfach, will sie, daß auch ein neuer reiner Grabstichel die Annalen des wiedergebornen Frankreichs aufzeichne. Große Völker haben nur ihre eigenen Annalen. Die Römer zählten von der Gründung Roms, wir zählen von der Gründung der Freiheit und Gleichheit." So lauteten die Einleitungsworte der neuen Aera, die der Convent festsetzte. Man hielt es inzwischen für ein schlimmes Omen, daß die neue Zeitrechnung im Herbst begann, um in immer tiefere Nacht

des Winters hineinzuführen. Die zwölf Monate wurden beibehalten, aber anders benannt, nach den Jahreszeiten, die Herbstmonate vom October an gerechnet: **Vendémiaire, Brumaire, Frimaire**; die Wintermonate: **Nivose, Pluviose, Ventose**; die Frühlingsmonate: **Germinal, Floréal, Prairial**; die Sommermonate: **Messidor, Thermidor, Fructidor.** Jeder hatte nur 30 Tage, die fünf Schalttage hießen **Sansculottides** und waren dem Genie, der Arbeit, den schönen Handlungen, den Belohnungen und der öffentlichen Meinung geweiht. Wochen gab es nicht mehr, statt ihrer Decaden von je 10 Tagen. Jeder Tag hatte wieder seinen besonderen Namen, wobei man die christlichen Heiligen beseitigte, den Cultus der Natur allein noch gelten ließ und insbesondere nach der Nützlichkeitstheorie auf die Naturgaben Rücksicht nahm, indem man die Tage mit den Namen der wichtigsten zum Ackerbau, zur Viehzucht, zur Küche rc. gehörigen Dingen benannte. So hieß im Vendemiaire, mit dem der republikanische Kalender begann, der erste Tag **raisin** (Weintraube), vielleicht ironisch, um die Trunkenheit der Zeit zu bezeichnen, der zweite **safran**, der dritte Kastanie, der fünfte Pferd, der 11te Kartoffel, der 15te Esel, der 25te Ochse. Im Frimaire kam Honig und Wachs vor; im Nivose Granit, Marmor, Eisen, Blei; im Floreal Rose, Nachtigall, Hyacinthe, Baldrian und Senf; im Messidor Rosmarin, Absynth, Coriander, Lavendel und Tabak; im Fructidor die Pflaume, Nuß, Citrone rc. Geht man diesen Kalender ein wenig genauer durch, so entdeckt man eine absichtliche und ruchlose Blasphemie. Der heiligste Tag der Christenheit, Christi Geburt, der 25. December, ist als der fünfte Nivose mit **chien** (Hund) bezeichnet; Mariä Verkündigung (25. März) als der fünfte Germinal mit **poule** (Henne); der Tag aller Heiligen (1. November) als 11ter Brumaire mit **salsifis** (Bocksbart) rc. Dieses Kalenders haben sich die Franzosen offiziell bedient bis zum Jahre 1802.

Nur einen Tag vor der Decretirung des neuen Kalenders (2. October) bewilligte der Convent dem berühmten Philosophen Descartes die Ehre des Pantheons. Descartes war der erste Be-

gründer der modernen, dem Christenthume direkt entgegengesetzten Philosophie gewesen. Sechs Wochen später wurden auch Marats Reste unter großem Pomp ins Pantheon getragen, einem früheren Beschluß zum Trotz, nach welchem vor einem Jahrzehnt nach seinem Tode keiner ins Pantheon kommen sollte.

Die dem Christenthum feindselige Philosophie hatte in der Revolution triumphirt. Alle Priester, die den Civileid verweigerten, waren gemordet oder geächtet, alle geistlichen Gelübde aufgehoben. Die wenigen Gläubigen, welche in Paris noch Muth genug gehabt, sich in der Theatinerkirche unter einem unbeeidigten Priester zur Andacht zu versammeln (was im Jahre 1792 das Gesetz noch gestattete), waren doch damals schon beim Herausgehen aus der Kirche vom Pöbel überfallen und mißhandelt, ebenso die Nonnen, die ihr Kloster nicht verlassen wollten, von eindringendem Weiberpöbel ausgepeitscht worden. Paris war überschwemmt mit atheistischen Schriften und Karikaturen auf die christlichen Heiligthümer. In den Zeitungen, in den öffentlichen Reden wiederhallte nur Hohn und Spott gegen die Religion. Ebenso in den Provinzen. Viele Conventsdeputirte machten es sich zur Aufgabe, die Kirchen zu plündern und die Geistlichen bis auf den Tod zu verfolgen. Bei alledem aber bestand noch die Kirche zu Recht. Talleyrand weihte die constitutionellen Bischöfe ein; Pfarrer, welche sich dazu hergaben, den Eid zu leisten, traten an die Stelle der eidweigernden, die ihre Pfründen verloren. Als 1792 der Pariser Gemeinderath die Prozessionen verbot, widersetzte sich die Nationalgarde und begleitete eine Prozession in großem Pomp. Camille Desmoulins schrieb damals: „der Gemeinderath hat eine Thorheit begangen, die irdischen Könige sind reif zum Falle, aber der alte im Himmel noch nicht.“ Indem aber die Revolution immer heißer wurde, die Frechheit hier, die Furcht dort wuchs, konnte sich auch die constitutionelle Kirche nicht halten. Ihre Priester waren Abtrünnige, die keinerlei Begeisterung erweckten, das ganze Institut eine Halbheit, verachtet von den Ungläubigen wie von den Gläubigen. Nach dem Tode des Königs rief Dupont: „wie? der Thron ist gestürzt und der Altar steht noch?“ Bernard

nannte die Taufe „eine Befleckung, gegen welche sich die armen Kinder nicht einmal wehren könnten." Der Pfarrer Parens schrieb: „ich war Priester, d. h. ein Charlatan." Man nannte die Evangelien „Sottisen, die dem menschlichen Geschlecht Jahrtausende lang ins Gesicht gesagt worden seyen." Man stahl den mit Juwelen bedeckten Reliquienkasten der h. Genoveva (Schutzpatronin von Paris) und spottete, daß sie kein Wunder gethan habe, ihn zu retten. Durch ein Conventsdecret wurde auch den beeidigten Priestern der Gehalt entzogen. Solche Gemeinden, welche Priester haben wollen, sollen sie selber bezahlen.

Nach dem Sturze der Gironde ging es schnell aus mit dem constitutionellen Rest der Kirche. Am 12. August erlaubte der Convent die Priesterehe; am 22. desselben Monats erschien eine Deputation von Lehrern vor dem Convent und verlangte durch den Mund eines dazu abgerichteten Kindes Abschaffung des „Gebets zu einem sogenannten Gott." Auch andere Deputationen verlangten die Abschaffung des christlichen Cultus und abtrünnige Priester schickten offene Briefe ein, worin sie dem Christenthum als einer Lüge entsagten und laut bedauerten, daß sie durch ihre Stellung so lange gezwungen gewesen seyen, das Volk zu belügen. Endlich am 7. November that die fanatisch antichristliche Partei der Cordeliers im Pariser Gemeinderath einen entscheidenden Schritt. Der zu allem dienende Maire Pache, der Gemeindeanwalt Chaumette, mehr verrückt als böswillig, der über alle Begriffe niederträchtige, im gemeinsten Schmutz der Gedanken und Sprache sich wälzende Hebert, der eitle Buchdrucker Momoro, der freche Bourdon von der Oise, der preußische Baron Clootz, s. g. Redner des Menschengeschlechts, der den Namen Anarcharsis angenommen hatte, traten mit Gobel, Erzbischof von Paris, und dessen gesammter Clerisei vor den Convent und erklärten, sie entsagten dem Christenthum. Gobel, früher Pfarrer in Pruntrut, war ein schwacher alter Thor, den man überredet hatte, diese elende Rolle zu spielen. Er setzte die rothe Mütze auf und warf Bischofsmütze, Stab und Ring von sich, indem er sagte, es gebe jetzt nur noch einen Cult, den der Freiheit und

Gleichheit. Alle seine untergebenen Priester folgten seinem Beispiele, ebenso die im Convent sitzenden Priester. Nur Gregoire nicht, der die Religionsfreiheit für sich in Anspruch nahm. Der Convent aber klatschte dem Erzbischof Beifall und der Präsident umarmte ihn feierlich. Der sonst kalte Abbé Sièyes gerieth bei diesem Anlaß außer sich vor Entzücken, segnete diesen Tag und erklärte die Abschaffung des Christenthums für „die größte Wohlthat der Republik.“ Im neuen Kalender erhielt dieser Tag den Namen „Tag der Vernunft“.

Drei Tage später führte der Gemeinderath den Cultus der Vernunft ein. Chaumette zog abermals mit einem feierlichen Zuge in den Convent. Diesmal stellte er demselben „die Göttin der Natur“ vor, die schöne Frau Momoros. In weißem Kleide mit himmelblauem Mantel, auf den wallenden Locken die rothe Mütze und mit einer Pike in der Hand wurde sie von Männern getragen und von weißgekleideten Mädchen mit Kränzen und Fackeln begleitet. Chaumette entschleierte die Göttin und führte sie, als das Meisterstück der Natur, allein würdig, deren Gottheit darzustellen, dem Präsidenten zu, der sie küßte. Alles jauchzte Beifall und der Convent folgte der Göttin nach der ehrwürdigen Kirche Notre Dame, um die Gottheit der Natur im „Tempel der Vernunft“ anzubeten und Hymnen zu singen. Robespierre war nicht dabei, sondern hatte sich unwillig aus dem Convent mit St. Just entfernt. — Seitdem wurde an jedem Decadentage statt des ehemaligen Sonntagsgottesdienstes der Cultus der Natur und Vernunft mit Schaustellung einer halbnackten Göttin, Beräucherung derselben und Absingung von patriotischen Hymnen begangen. Die Vernunftgöttinnen waren in der Regel schöne Freudenmädchen, man zwang aber auch ehrbare Jungfrauen zu dieser Rolle. Eine wunderschöne Buchbinderstochter, Mademoiselle Loiselet, die gewaltsam requirirt wurde, starb vor Scham. Clootz hätte übrigens lieber statt der Vernunft das Volk anbeten lassen, denn er erklärte im Convent (dessen Mitglied er war) das Volk für den einzigen Gott in der Welt (Peuple-Dieu).

Die meisten Sektionen der Pariser Gemeinde stimmten in den Wahnsinn ein und plünderten alle Kirchen. In der Kirche zu St. Roche forderte ein Schauspieler auf der Kanzel Gott heraus, wenn er existire, so solle er sich wehren. Am 21. November zog der Pöbel geschmückt mit den geistlichen Ornaten und dem Kirchengeräth in einem Spottaufzug mitten durch den Convent, unter unermeßlichem Jubel. In Bischofsmützen, mit dem goldgestickten Chorrock angethan, tanzten Weiber mit den die heiligen Kelche bacchantisch schwingenden Sansculotten die Carmagnole*) mitten im Convent. Der Sprecher dieses ruchlosen Zuges redete den Präsidenten an: „So erkämpft die Vernunft ihren großen Sieg über den Fanatismus. Eine Religion voll Irrthum und Blut ist vernichtet. Sie verschwindet von der Oberfläche der Erde. Muse der Geschichte, zerbrich deinen Griffel! bis jetzt hattest du nur Verbrechen zu beschreiben, von diesem Tage an wirst du nur Tugenden schildern.“ Der Präsident antwortete mit wärmster Anerkennung und rühmte von den Parisern: „in einem Augenblicke macht ihr achtzehn Jahrhunderte des Irrthums ins Nichts verschwinden.“ Aehnliches geschah fast überall in Frankreich. Zu Rheims zerbrach der Deputirte Ruhl das heil. Oelgefäß, aus dem seit Chlodwigs Zeit alle Könige gesalbt worden waren. Ein anderer, Dumont, ließ alle Kreuze vertilgen und jeden verhaften, der noch auf christliche Weise den Sonntag feiern wollte. In Nantes wurden alle christlichen Bilder und Schriften auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt. Bis zum Jahresschluß erhielt der Convent aus allen Departements zahllose Zuschriften, in denen Behörden, Volk und Priester wetteifernd ihren Haß gegen das Christenthum, ihren Eifer, dasselbe auszurotten, und ihre Begeisterung für den Cultus der Vernunft betheuerten. Die Mode hatte bei dem

*) Carmagnola ist ein Ort in Piemont, von wo arme Savojardenknaben nach Paris zu kommen pflegten, um Murmelthiere tanzen zu lassen und sich auf andere Art etwas Geld zu verdienen. Das nach ihrer Heimath genannte und von ihnen gesungene Lieblingslied war eine Verhöhnung der hingerichteten Königin und fing an: Madame Veto avoit promis. Der Schluß war: dansons la Carmagnole, vive le son du canon.

Leichtsinn, dem Franzosen so gerne verfallen, und bei vielen, wohl bei den meisten auch die Furcht den größten Antheil an diesen Erscheinungen. Man mußte für sein Leben bangen, wenn man nicht mitmachte.

Frankreich hatte damals die Zerstörung einer Menge unschätzbarer Alterthümer und Kunstwerke zu beklagen. Gregoire rettete mit vieler Mühe, was übrig blieb, indem er der Eitelkeit der Nation schmeichelte und die Aufbewahrung werthvoller Denkmäler in ein großes Museum vorschlug. Hebert war so weit gegangen, ein Niederreißen aller Thürme zu verlangen, weil jeder Thurm eine Protestation gegen die Gleichheit sey. Das sollte auf unsern herrlichen Münster in Straßburg angewandt werden, aber er widerstand durch seine Festigkeit und Größe. Die Jakobiner konnten nur seine unteren Zierden wegschlagen. Jedoch wurde aus dem Münster ein „Tempel der Vernunft" gemacht und vor Marats Büste ein großes Feuer mitten in der Kirche angezündet, in welches Bischof Bendel selbst die Insignien seines Amtes warf. Viele Geistliche ahmten dieses Beispiel nach.

Der Gottesdienst hörte im ganzen Lande auf, es gab keine Taufe und keine Trauung mehr. Nur die Begräbnisse wurden noch feierlich, aber nicht mehr christlich begangen. Ueber die Kirchhöfe schrieb man „ewiger Schlaf", weil es kein Auferstehen mehr geben sollte.

Fünftes Buch.

Robespierres Sturz. Ende des Schreckens.

Weiter als bis zur Abschaffung Gottes konnte die Revolution nicht gehen. Als sie bei diesem Aeußersten angelangt war, mußte die Bewegung rückläufig werden.

Robespierre war ein Schwärmer für die Tugend, er hatte die Monarchie und Aristokratie weniger um der Freiheit, als um der Tugend willen bekämpft. Er hielt sie für Institute, die das Laster begünstigten. Die Republik, die er ihnen entgegensetzte, sollte ein Freistaat einfacher, sittlicher, reiner Bürger seyn. Er wollte nicht, daß sie, kaum gegründet, schon wieder die Beute lüderlicher und charakterloser Menschen würde. Er sah in denen, die keinen Gott, keine Unsterblichkeit, keine ewige Gerechtigkeit und keine Moral mehr anerkannten, die schlimmsten Feinde seiner Tugendrepublik und glaubte, oder machte glauben, sie seyen vom Ausland bezahlt, um die junge Freiheit zu schänden und dadurch zu untergraben. Zufällig gehörten zu Chaumettes und Heberts Partei wirklich auffallend viele Fremde, wie Clootz, Proli (ein natürlicher Sohn des österreichischen Ministers Kaunitz), der holländische Bankier Koch, ein jüdisch-deut-

scher Bankier Frey, der Däne Diedrichson, der Bankier Batz, die Spanier Guzman und Pereyra. Robespierre empfand den tiefsten Eckel bei den irreligiösen Kundgebungen dieser Partei, wagte aber die Religion noch nicht gleich zu vertheidigen, weil sich der Convent und das Volk allzu massenhaft bei der atheistischen Bewegung betheiligt hatten. Dagegen vertheidigte er die Moral, unabhängig von der Religion, mit großem Ernst. Er und seine näheren Freunde bewirkten schon am 5. September die Entfernung aller Freudenmädchen aus Paris, als einer Klasse, deren Verderbniß vom alten Hof stamme und die Bürgertugend nicht länger entweihen und gefährden dürfe. Ferner setzte er am 30. October durch, daß alle Weiberclubs geschlossen wurden, weil nur Männer sich mit Politik, die Weiber aber mit den häuslichen und Mutterpflichten zu beschäftigen hätten. Dies war sein erster indirekter Angriff gegen Hebert, der diese Weibergesellschaften durch die überaus freche Rosa Lacombe hatte organisiren lassen und dem sie überall Beifall zujauchzten und Anhänger warben. Hebert war ein Theaterbilletabnehmer gewesen und wegen Betrügereien in diesem niedrigen Amt fortgejagt worden. Immer hatte er sich in den tiefsten Regionen der Hauptstadt, unter den Damen der Halle und den feilen Dirnen bewegt und deren Sprache in die Presse, in den Gemeinderath, selbst in den Convent gebracht. Camille Desmoulins warnte vor ihm und sagte, er verhalte sich zu den guten Pariser Bürgern, wie ein Kloak zur Seine. Gleichwohl zahlte ihm der Kriegsminister Buchotte 120,000 Fr. für sein Schmutzblatt (Père Duchèsne), um es überall zu verbreiten.

Die sittliche Partei, Robespierre und St. Just an der Spitze, bereiteten einen Kampf auf Leben und Tod mit der unsittlichen vor, anfangs nur in ernstmahnenden Reden. Robespierre hielt am Tage nach der Verhöhnung des Kirchenschmuckes eine Rede im Jakobinerclub, worin er den irreligiösen Fanatismus ein wildes Thier nannte, das nicht den Namen der Vernunft verdiene, sondern der größte Feind der Vernunft sey. Namenlosen Neulingen solle es nicht gelingen, die bewährten Patrioten zu Uebertreibungen zu verführen, die Würde der Nation und die Huldigungen, die sie der reinen

Wahrheit bringen, durch Possenspiele zu entweihen und die Schelle der Narrheit an das Scepter der Philosophie zu hängen. „Es gibt Leute, die unter der Maske, als zerstörten sie den Aberglauben, aus dem Atheismus eine Art Religion machen wollen. Aber der Atheismus war Sache der verderbten Aristokratie, während die Idee eines höchsten Wesens, welches über die Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen straft, Sache des Volkes ist. Das Volk, die Armen werden mir beistimmen. Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden."

Bald darauf setzte Robespierre eine merkwürdige Maßregel durch, eine sittliche und politische Reinigung des Jakobinerclubs. Sie begann den 29. November und dauerte bis ins neue Jahr. Die Häupter des Convents wie des Gemeinderaths gehörten dem Club an; man kann daraus ermessen, wie wichtig die öffentliche Beichte und Absolution oder Verdammung so vieler bedeutender Männer war, denn jeder mußte seinen reinen Patriotismus nachweisen und sich die strenge Kritik der Gesellschaft und vor allem Robespierres gefallen lassen, der bei dieser Revue der unbescholtenste war und dem man die Rolle des Beichtvaters stillschweigend zugestand. Sein Ansehen wuchs noch mehr durch die Schonung, die er Vielen angedeihen ließ, indem er selbst ihre Entschuldigung übernahm. Mit überlegener Klugheit begnügte er sich, den Credit derer, die er später verderben wollte, einstweilen nur zu erschüttern. So behandelte er namentlich Danton und Camille Desmoulins. Danton war vor kurzem wieder zurückgekehrt, von seinen beunruhigten Freunden gerufen. Er war nicht vorwurfsfrei. Seine Verbindung mit Orleans und Dumouriez waren nicht vergessen, sein Reichthum, seine Ueppigkeit und Trägheit beleidigte die ärmeren Sansculotten. Aber Robespierre selbst nahm ihn in Schutz und gab ihm den Bruderkuß. Desmoulins gab im Gegensatz gegen die neuen von Hebert gelenkten Cordeliers, die ihn aus dem Club ausgestoßen hatten, ein Journal, le vieux Cordelier, heraus, worin er überaus geistreich und kühn die Unholde angriff, die der Abgrund der Revolution ausgespieen hatte, aber auch das Schreckenssystem des Convents tadelte, die vielen unschuldigen

Opfer bedauerte, vor dem Meer von Blut, das vergossen wurde, zurückschauderte und zur Milde mahnte. Das brachte ihn in den Verdacht eines Reactionärs. Aber auch ihn beschützte Robespierre, der nur gegen die Hebertisten streng verfuhr und zunächst Clootz*) als Ausländer angriff, indem er ausrief: „kann ein deutscher Baron mit 100,000 Livres Renten, der bei den reichen Bankiers speist, ein guter Demokrat seyn? kann ein Mann, der uns unaufhörlich zur Befreiung des ganzen Menschengeschlechts antreibt und in gefährliche Kriege verwickelt, es wohl meinen mit Frankreich?" Robespierre äußerte sich auch bei andern Anlässen immer unzufrieden mit dem Kriege, weil er von den Generalen entweder Verrath oder Militärdiktatur fürchtete und jeden für einen künftigen Monk oder Cromwell hielt, der die Republik im Innern vernichten werde, wenn sie nicht durch die Heere des Auslandes überwältigt werden könne.

Die Hebertisten wurden besorgt und sannen auf Widerstand. Sie waren nicht unmächtig. Sie herrschten im Gemeinderath, der bisher in allen Krisen obgesiegt und den Convent eingeschüchtert hatte. Sie waren die Schwächeren im Jakobinerclub, übten aber durch den Club der Cordeliers den größten Einfluß auf die Sektionen und den Pöbel. Sie hatten eine bewaffnete Macht in der vom

---

*) Clootz, der eine Zeitlang im Jakobinerclub präsidirte und Conventsmitglied geworden war, betrieb vornehmlich den Krieg gegen alle Könige und prahlte dabei mit seinem Gelde, indem er einen Preis auf den Kopf seines ehemaligen Landesherrn, des Königs von Preußen, setzte. Er nannte sich den Redner des Menschengeschlechts und verlangte, der Franzose sollte seinen nationalen Namen ablegen und sich Universel nennen, weil von nun an alle Völker in der einen, gleichen und untheilbaren Menschheit verschwinden müßten. Diese Menschheit als das Urvolk galt ihm zugleich als Gott. Er sagte im Convent: ich kämpfte mein Leben lang gegen die Herren der Erde und des Himmels. Es gibt nur einen Gott, das ist die Natur, und nur einen Herrn, das ist das Menschengeschlecht, geeinigt durch Vernunft zur allgemeinen Republik als göttliches Volk. Je le répète, le genre humain est Dieu, le Peuple-Dieu. Moniteur 1793, Nr. 120. Er pflegte sich zu unterschreiben: persönlicher Feind des Jesus von Nazareth.

kecken Ronsin befehligten Revolutionsarmee, den sogenannten Epaulettiers, die mit ihren Schleppsäbeln großen Lärm in Paris machten und sich als Eisenfresser gebärdeten. Ihnen hingen auch alle die Vollziehungsbeamten an, die sich bei den Confiscationen bereichert hatten, vor allen der einflußreiche Vincent im Kriegsministerium. Ihre Hauptstütze aber war Collot d'Herbois, der von Lyon zurückkehrend das äußerste Schreckenssystem vertheidigte. Robespierre hielt sich zurück, um die Hebertisten durch die Dantonisten und umgekehrt, eine Partei durch die andere sich selber stürzen zu lassen. Dantons Freunde begannen die Anklage gegen die Hebertisten, Philippeaux erhob sich gegen Rossignol, Fabre d'Eglantine gegen Ronsin und Vincent, deren unmenschliche Grausamkeit, Räubereien und Veruntreuungen die Republik schänden. Collot aber rettete sie und Robespierre, indem er den Hebertisten nur seine Verachtung ausdrückte, benutzte deren Wuth gegen die Dantonisten, um auch diese zu verdächtigen. Die Ueberspannten (Hebertisten) sind nicht gefährlicher, wie die Gemäßigten (Dantonisten), deutete er damals schon an. Jene wollen durch Uebertreibungen die Freiheit verächtlich machen, diese wollen durch Mitleid zur Contrerevolution und Monarchie zurückführen, beide aber, meinte Robespierre, sind von Pitt bestochen. Die Hebertisten verwarf er im Namen der Tugend, weil sie die Republik durch Habgier, Sittenlosigkeit und Atheismus entweihten, die Dantonisten verwarf er im Namen des Schreckens, weil sie die Republik durch Mitleid entnerven wollten. Collot zog sich sanft von den Hebertisten zurück und entging dadurch Robespierres Streichen.

Die Hebertisten aber, als die zunächst bedrohten, blieben nicht passiv, sondern rüsteten sich und bereiteten eine Insurrection vor. Man kannte die eigentlichen Verabredungen nicht, doch verbreitete sich das Gerücht, man wolle die Constitution ändern und alle Gewalt zwei Männern anvertrauen, einem Großrichter, wozu Pache ausersehen war, und einem Obergeneral, der wohl Ronsin seyn sollte. Heberts Blatt spie Feuer; die Ausrufer, die es täglich durch die Straßen trugen, schrieen: „Pere Duchesne ist teuflisch zornig."

Inzwischen stellten sich die Verschworenen durch ihre Drohungen nur blos und hatten keine Energie, sie auszuführen. Der Wohlfahrtsausschuß kam ihnen zuvor und war so klug, nicht alle ihre Häupter auf einmal zu fassen. Er ließ nur die Verworfensten der Partei, Hebert, Vincent, Ronsin, Maillard, Momoro, Clootz und einige ähnliche verhaften. Wegen dieser schlechten Gesellen wagte der Gemeinderath, dessen Häupter Pache und Chaumette ungekränkt blieben, keinen Aufstand gegen den Convent. Auch die Epaulettiers verriethen, daß sie nur Prahler seyen, und thaten nichts, ihren gefangenen Chef zu retten. Die Gefangenen wurden am 24. März 1794 guillotinirt. Ronsin und Clootz starben sehr muthig. Clootz war eifrig beschäftigt, die andern zu ermahnen, daß sie sich nicht noch aus Todesangst zur Anerkennung Gottes bewegen lassen sollten. Hebert aber zeigte auf dem Henkerkarren die feigste Todesangst und war außer sich, daher ihm der Pöbel höhnisch zurief: „Pere Duchesne ist teuflisch zornig." Die Revolutionsarmee wurde aufgelöst, der Club der Cordeliers verlassen.

Aus der moralischen Reinigung durch die strenge Beichte im Club war somit eine blutige Reinigung durch die Guillotine geworden, und der erste Erfolg ermunterte Robespierre fortzufahren. Der schmutzige Kapuziner Chabot hatte die Tochter des Bankier Frei geheirathet und mit Bazire, Fabre d'Eglantine (dem Freunde Dantons), Julien (einem protestantischen Geistlichen, der dem Christenthum eben so feierlich abgeschworen hatte, wie Gobel), den Bankiers Batz und Frei, Diedrichson, Delaunay, dem Abbé d'Espagnac, der ein diebischer Armeelieferant geworden war, in den Vermögens-Angelegenheiten der ostindischen Compagnie einen großen Betrug im Complott gemacht und bedeutende Summen gestohlen. Sie alle wurden verhaftet. Diese Gelegenheit aber ersah Robespierre, um auch seinen mächtigsten Nebenbuhler, Danton, verhaften zu lassen; es galt einmal die amtlichen Diebe der Republik zu züchtigen, und der nächste Freund Dantons war dabei betheiligt, Fabre. Von einem andern seiner Freunde und Collegen Lacroix, der mit ihm verhaftet war, wußte man, wie viel er in Belgien gestohlen habe.

Danton selbst aber stand in dringendem Verdacht, seine Hände nicht immer rein gehalten zu haben. Zu sehr auf die nicht mehr vorhandene Volksgunst pochend hatte er alle Mahnungen zur Flucht von sich gewiesen und die stolze Antwort gegeben: „kann ich mein Vaterland an den Fußsohlen mit mir nehmen?" Man warnte ihn noch am letzten Tage. „Sie wagen es nicht!" rief er, und am andern Morgen saß er im Kerker. Er gerieth in ungeheuern Zorn, daß man ihn, die erste Größe der Revolution, mit dem elenden Chabot zusammenstelle. Allein alles Protestiren half ihm nichts. Unter dem Vorwand, das Revolutionstribunal sey hinlänglich unterrichtet, schnitt man ihm alles weitere Reden ab. In seinen Sturz wurde der arme Camille Desmoulins mit hineingezogen. Derselbe hatte in seinem „alten Cordelier" das damalige Schreckenssystem mit dem unter Tiberius und Nero verglichen, die Schilderungen des Tacitus auf die Gegenwart angewandt und dringend einen Gnadenausschuß verlangt. Das nahm Robespierre sehr übel, der die Guillotine noch brauchte, um die unsittliche Partei auszurotten. Gleichwohl wollte Robespierre den jungen Schriftsteller schonen, rieth ihm von dieser Art, die Feder zu führen, ab und drohte ihm mit Verbrennung seiner Schriften. Da erwiederte Desmoulins unklug „verbrennen ist nicht widerlegen." Noch mehr aber schadete er sich durch die Verspottung der von Robespierre beständig in Aussicht gestellten Tugendrepublik. Er verglich dieselbe mit dem Zustande der alten Gallier, zu dem man also zurückkehren wolle. Wo bliebe da die Bildung der Neuzeit? wo die Fortschritte der Civilisation, der Industrie? Man konnte Robespierre nicht tiefer verletzen, als mit dieser Sprache, Desmoulins war verloren. Er hatte eine junge schöne Frau, die er aufs zärtlichste liebte. Er konnte sich kaum darein finden, gefangen zu sitzen, als der erste Redner der Freiheit! St. Just war auf ihn nicht weniger grimmig, denn Desmoulins hatte von ihm gesagt, er trage sein Haupt ja so feierlich wie eine Monstranz. Und ich, erwiederte St. Just, will machen, daß er das seinige wie der heilige Dionysius trägt (abgeschlagen unter dem Arm). Durch St. Just wurde auch Herault de Sechelles den Verhafteten

beigesellt. Herault hatte ihn in einem Zank herausgefordert, jener aber das Duell abgelehnt. Robespierre that seinem jungen Freunde den Gefallen, den ihm ohnehin verhaßten Edelmann zu stürzen. Ihnen wurden noch Philippeaux und Westermann zugesellt. Alle wurden zum Richtplatz geführt. Danton rief: „ich bitte Gott und die Menschheit um Verzeihung. Frankreich ist ein unermeßlicher Schlamm. O wer ein armer namenloser Mensch wäre!" Er sagte übrigens voraus, er werde Robespierre nachziehen. Sein Ruhm tröstete ihn: „meine Wohnung wird bald das Nichts seyn, aber mein Name wird leben im Pantheon der Geschichte." Camille Desmoulins war vor Gericht noch so frivol, daß er sagen konnte: „ich bin so alt wie der gute Sansculotte Jesus, ein für Revolutionäre gefährliches Alter." Auf dem letzten Gange aber war er tief traurig. Danton starb mit stolzem Muth. Er wollte Herault noch einmal umarmen; als die Henker es hinderten, rief er: laß es gut seyn, unsere Köpfe werden sich im Sacke küssen. Robespierre soll aus der Ferne ausnahmsweise diesen Hinrichtungen zugesehen und sich vor Vergnügen die Hände gerieben haben. Dieser Todestag der Dantonisten und Chabotisten war der 5. April.

Mittlerweile waren auch Chaumette, Gobel und Consorten vor Gericht gezogen worden. Ihre Köpfe fielen mit denen der unglücklichen Wittwen Desmoulins' und Heberts (einer ehemaligen Nonne) am 13. April. Pache wurde als unbedeutend geschont.

Ein Versuch des Fleischers Legendre, im Convent wegen der Hinrichtung Dantons Rechenschaft zu fordern, mißlang gänzlich. Robespierre schüchterte ihn dergestalt ein, daß er eine feige Abbitte that. Niemand wagte, Robespierre anzutasten, der von nun an eben so unumschränkt im Convent wie im Club der Jakobiner gebot und nun wirklich glaubte, die Zeit sey gekommen, in der sich sein politisches Ideal verwirklichen sollte. Er hielt viele und lange Reden, in denen er die gehorsam horchenden Conventsmitglieder wie ein Weiser seine Schüler anredete, obgleich er selbst nur als Schüler Rousseaus sprach. Freiheit und Gleichheit waren darin nicht mehr die Stichwörter, an ihre Stelle traten vielmehr Tugend und Schrecken.

Die Tugend charakterisirte er als Bescheidenheit und Rechtlichkeit und den Schrecken als das nothwendige Mittel, alle die auszurotten, die unbescheiden nach einer Auszeichnung vor den übrigen einfachen Bürgern durch Talent, Reichthum, Ruhm ꝛc. strebten oder die unredlich am Eigenthum der Nation sich vergriffen und Sittenlosigkeit und Ueppigkeit des alten Hofes in der Republik fortsetzen wollten. Als Legendre Danton beklagte, sagte Robespierre: „Es liegt nichts an den Eitelkeiten, die man aufs Schaffot bringt. Ihr Beispiel dient nur, daß andere Bescheidenheit lernen. Es soll keinen Einzelruhm geben. Es ist genug, wenn der Nation auf lange Dauer hin eine glanzlose Rechtschaffenheit gesichert bleibt." Dieselbe Sprache führte St. Just, der aber oft abwesend war, um die Generale im Felde zu überwachen, während Robespierre durch das ihm ganz ergebene Revolutionstribunal (Präsident Hermann, Ankläger Fouquier-Thinville) die Hinrichtungen im Innern systematisch fortsetzte. „Man wirft euch vor, ihr wäret unmenschlich, sagte St. Just am 26. Februar im Convent. Aber wie wenige an Zahl sind die Verbrecher, die ihr strafet, im Vergleich mit den 4 Millionen, die in den sämmtlichen Kerkern Europas seufzen und deren Angstgeschrei ihr nicht höret, weil die Könige sie zu verheimlichen wissen. Wir sind noch mäßig im Vergleich mit der Tyrannei der Monarchie, die seit dreißig Generationen in Blut schwamm. Gebt euch keiner schwachherzigen Täuschung hin, sie würde euch verderben. In der Republik ist das Mitleid Verrath."

In demselben Frühjahr 1794 begab sich der junge Kaiser Franz II. selbst in Coburgs Lager und führte ihm Verstärkungen zu, um den Krieg nach einem von Mack entworfenen Plane mit mehr Nachdruck zu erneuern. Auch die Engländer, Hannoveraner und Holländer unter York waren wieder auf dem Platz, und die Preußen, diesmal unter dem Feldmarschall von Möllendorf, sollten vom Mittelrhein her die beiden Alliirten unterstützen. Eine ungeheure Macht war aufgeboten, aber nicht einig. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig sagte in einem Briefe an den König vom 6. Januar 1794 voraus, die Coalition werde wegen ihrer Son-

derinteressen und Zwietracht der in der höchsten Begeisterung entflammten und einigen französischen Nation unterliegen, und bat um seinen Abschied. Der König war in der übelsten Laune, die Reichskreise, denen die Verpflegung der preußischen Truppen, durch die sie geschützt wurden, oblag, wollten nichts liefern. England zahlte Preußen 1,200,000 Pfund Sterling Subsidien, wofür es die englische Armee in den Niederlanden unterstützen sollte, 19. April. Allein Preußen erklärte, es schütze die Niederlande am besten, wenn es die Hauptmacht der Franzosen am Mittelrhein feßle. Die Hauptsorge des Königs war aber, seine Truppen zu schonen, weil er hinter heillose Intriguen kam.

Die alte Kaiserin Katharina II. hatte dem jungen Kaiser Franz II. Bayern versprochen, wenn er ihr Polen lasse. Zugleich aber hatte sie sich hinter seinem Rücken mit Preußen über eine zweite Theilung Polens verständigt und England protestirte heftig gegen den bayrischen Plan. Im Aerger darüber entließ nun Franz seine bisherigen Räthe, Spielmann und Cobenzl, und machte Thugut zum ersten Minister. Dieser Fischersohn und Waisenknabe war von Maria Theresia emporgehoben worden, jetzt ein schon alter, kleiner und häßlicher Mann, mit dem Satyrgesicht, welches den herz- und gewissenlosen Intriganten in jeder Miene verrieth. Deutschlands böser Genius machte ihn damals zum Minister, um jede Vereinigung der beiden deutschen Großmächte unmöglich zu machen. Alle Verbindungen mit Rußland pflegend empfahl er seinem jungen Kaiser die Politik Josephs, d. h. ein Bündniß mit Rußland gegen Preußen und gegen die Türkei. Katharina hatte bereits wieder die Umtriebe französischer Agenten in Constantinopel zum Vorwand genommen, um die Türkei mit einem neuen Eroberungskrieg zu bedrohen, und durfte hoffen, denselben glücklich zu führen, wenn die übrigen Großmächte alle in Masse mit der Bekämpfung der französischen Revolution beschäftigt wären. Thugut rieth nun, Oesterreich solle den Krieg gegen Frankreich nur noch anstandshalber, aber ohne Nachdruck beschließen und sich dagegen mit Rußland zu einer dritten Theilung Polens und zu einem Angriff auf die Türkei ver-

einbaren. Dort sey mehr zu gewinnen, als am Rhein und an der Maas. Auf diesen Gedanken ging nun wirklich Franz II. ein und sah dem Krieg in den Niederlanden nur noch theilnahmlos zu, während seine Gedanken im Osten waren. Doch blieb er noch bei der Armee, um den König von Preußen über seine Absichten zu täuschen. Zu demselben Zweck betrieb Thugut beim König von Preußen mit einem erkünstelten Eifer den alten josephinischen Plan, Bayern mit Oesterreich zu vereinigen, und suchte Preußens Zustimmung dafür zu gewinnen, während er gleichzeitig in London versicherte, dieser Plan sey längst aufgegeben. Von London aus aber erfuhr Friedrich Wilhelm II., wie Thugut ihn betrog, und sein Gesandter in Warschau, Burgholz, entdeckte ihm zugleich, daß Rußland den Gewinn Preußens bei der zweiten polnischen Theilung in Frage stelle und die Polen gegen Preußen aufhetze. Das war dem König doch zu viel, und vergessend, was er England versprochen hatte, eilte er nach Berlin zurück und ließ Möllendorf mit der Weisung zurück, nichts Entscheidendes mehr zu wagen. — Was die Engländer selbst betrifft, so wollten auch sie sich schonen und die Oesterreicher und Preußen in die Gefahr vorschieben. Sofern nun die drei coalisirten Großmächte, jede für sich, entschlossen waren, den Krieg gegen Frankreich nur den andern zu überlassen, so war die Coalition thatsächlich aufgelöst. Die Erscheinung des jungen deutschen Kaisers im Lager wirkte nicht belebend und begeisternd auf die Truppen, sondern tödtlich lähmend. Wie er denn auch persönlich alles Heroischen baar, ein kleiner, leibarmer und trockener Mann war. In dem ungeheuren Heere der Alliirten in den Niederlanden traute keiner mehr dem andern. Auch die Holländer mit dem Prinzen von Oranien sonderten sich von den Engländern ab. Eben so zurückgesetzt sah sich Sardinien, welches vergebens auf österreichische Hülfe rechnete, um gegen Lyon vorzurücken. Daher Pitt einmal in seinem Unmuth ausrief: „die Oesterreicher sind immer um ein Jahr, um eine Armee und um eine Idee zurück." Er vergaß nur, was die Engländer selbst daran verschuldeten. Die gesammte Coalition sündigte.

Auch York schonte seine Engländer auf dem rechten Flügel und überließ den Oesterreichern die Ehre und Gefahr der Entscheidung. Diese kämpften auch mit der unerschrockensten Ausdauer gegen die Wuth der französischen Nordarmee, die unter Pichegru's Oberleitung die äußersten Anstrengungen machte, um den Sieg des vorigen Jahres festzuhalten. Clerfait bildete mit einem österreichischen Armeetheil die Vorhut Yorks, wurde aber von diesem nicht unterstützt und unterlag, als er Menin entsetzen wollte, den Angriffen Moreaus und Souhams, 29. April. Menin konnte sich nicht halten. Der hannöversche Commandant von Hammerstein, dessen Adjutant der nachmals berühmte Scharnhorst war, wollte die vielen Emigranten retten, die in der Stadt waren, und zog mit der ganzen Besatzung in dunkler Nacht glücklich aus und davon. Coburg belagerte Landrecies, die Franzosen wollten es entsetzen, wurden aber am 26. April zurückgeschlagen, wobei der nachmals berühmte Schwarzenberg sich durch den kühnsten Cavallerieangriff auszeichnete. Landrecies fiel. Aber Pichegru wandte sich nun mit Uebermacht gegen Clerfait und York, schlug jenen am 10. und 11. Mai bei Courtray und diesen am 18. bei Tourcoing, wo die Engländer 65 Kanonen verloren, und eroberte Ypern. Hätte Kaiser Franz Clerfait durch den Erzherzog Karl unterstützt, so würden die Engländer haben siegen können, aber er gönnte ihnen keinen Sieg, er verließ das Lager schon am 9. Juni, um nach Wien zurückzukehren, sein Augenmerk auf Polen zu richten und Preußens Plane hier zu durchkreuzen. Gegen Coburg rückte Jourdan mit der Moselarmee heran und kämpfte mit ihm an der Sambre einen langen höchst erbitterten Kampf in fast täglich wiederholten Gefechten von Ende Mai an. Viermal wurden die Franzosen über die Sambre zurückgeworfen, aber angefeuert durch den Conventsdeputirten St. Just, der immer voran war, griffen sie unermüdet wieder an, verstärkt durch einen Theil der Nordarmee, bis Jourdan am 26. Juni bei Fleurus einen entscheidenden Sieg über Coburg erfocht. Diese Schlacht war durch den großen Luftballon merkwürdig, den die Franzosen aufsteigen ließen und von dem aus sie die Stellung der Oesterreicher erforschten. Nun mußte Coburg sich zurückziehen und

viele feste Plätze nach einander aufgeben. Die Franzosen schienen zu wissen, was Thuguts Plan war, weshalb sie Oesterreich schonten. Der Convent ließ nur Engländer, Hannoveraner und Emigrirte ohne Pardon erschießen, welches Loos zuerst die Besatzung von Charlesroi traf. Als in Nieuport nur die Emigranten ermordet, die Engländer aber geschont wurden, zürnte Robespierre und rief: Was sind 6000 Menschen gegen ein Princip! Jourdan schlug die Oesterreicher bei Oldenhoven (2. October) und vertrieb sie über den Rhein. Im Süden griffen zwar die Preußen die Weißenburger Linien wieder an, gingen aber zurück, als Moreau Trier nahm und Jourdan mit seinen siegreichen Truppen herankam. In den Rückzugsgefechten zeichnete sich nur der preußische Husarenoberst Blücher aus, der bei Kirweiler und Edesheim die Franzosen unter Desaix schlug und, zum General ernannt, noch einmal bei Kaiserslautern (18.—20. September) glänzende Siege erfocht. Dagegen ergab sich die Feste Rheinfels feig und auf dem ganzen linken Rheinufer blieben nur noch Luxemburg und Mainz in der Gewalt der Coalition.

Damals gerieth auch Coblenz in die Hände der Franzosen. Hier hatte der Graf von Artois mit der Mehrheit des emigrirten französischen Adels unter dem Schutze des Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzel, Hof gehalten und hier hatte Condé sein royalistisches Heer gebildet. Allein obgleich sich diese Partei den pomphaften Namen des „auswärtigen Frankreich“ gegeben hatte, so war sie doch sehr in Mißcredit gekommen. Artois' Unverschämtheit wurde denen unerträglich, die ihm helfen wollten. Seine Lüderlichkeit und Verschwendung war in Coblenz so arg, wie früher in Paris, die Kosten aber mußte der gute alte Kurfürst tragen. Dieses Treiben der Emigrirten schadete ihrer Sache außerordentlich. Ganz Deutschland ärgerte sich über die skandalöse Aufführung des Prinzen. Dazu kam noch, daß er die ganze Ausschließlichkeit des alten Hofes beibehielt und anstatt die verbannten Constitutionellen in sein Interesse zu ziehen, nur Altadelige und strenge Royalisten um sich duldete. Er war übrigens schon vor der Ankunft der republikanischen Heere aus Coblenz ausgewiesen worden, und da ihm nicht überall gleiche Großmuth und

Geldspenden zu Theil wurden, wie hier, so wurde er in der langen Dauer seiner Verbannung mehr und mehr gedemüthigt.

Auch in Savoyen machten die Franzosen Fortschritte, wobei Bonaparte und Massena besonderen Eifer zeigten. Da sie aber Truppen an die Rheinarmee abgeben mußten, waren sie an größeren Unternehmungen gehindert. In den Pyrenäen siegten die Franzosen nach Ricardos Tode und drangen in Catalonien ein. Ihr tapferer General Dugommier fiel, indem er siegte. — Auch zur See erwarben die neuen Republikaner sich Ruhm, obgleich die Flotte mit allerlei Gesindel bemannt war, das nie vorher die Luft des Meeres geathmet. Zweihundert Kornschiffe wurden aus Nordamerika erwartet. Die Brester Kriegsflotte unter Admiral Villaret-Joyeuse fuhr ihnen entgegen, um sie gegen die Engländer zu schützen. Auf der Höhe von Quessant begegneten sie der englischen Flotte unter Admiral Howe und verloren in einer heißen Seeschlacht sieben Schiffe. Darunter befand sich der vengeur, dessen Mannschaft unter dem lauten Rufe vive la république! mit dem Schiffe untersank (1. Juni). Aber auch die Engländer litten beträchtlichen Verlust und die Kornschiffe fuhren über das mit Trümmern der Schlacht bedeckte Meer ruhig in Brest ein.

Die Siege der Republik an den Grenzen und ein ungewöhnlich fruchtbares Jahr, welches der Noth abhalf, entsprachen denen, die nun endlich in Ruhe die neue Freiheit genießen wollten. Die heitere und segensreiche Sonne dieses Jahrs forderte unwiderstehlich zur Fröhlichkeit auf und besiegte sogar die Todesangst, denn der arme Condorcet war durch einen Sonnenstrahl aus seinem finstern Versteck hevorgelockt worden. Zu diesen lustigen Sommertagen, zu diesen vollen Aerndtewagen schien das Blutgericht, das Todesächzen, der schauerliche Leichengeruch nicht mehr zu passen. Aber die schreckliche Arbeit der Guillotine war nicht im Ab-, sondern im Zunehmen. Vom 10. März 1793 bis zum 10. Juni 1794 wurden in Paris allein 1269 Menschen guillotinirt und zwar fast alle den höheren Ständen angehörig. Diese Metzeleien hörten nun keineswegs auf, sondern verdoppelten und verdreifachten sich. Im Wohlfahrtsausschuß

war man über nichts einiger, als über die Anwendung des Mordbeils. Was sind 6000 Menschen gegen ein Prinzip, sagte Robespierre. Der Körper muß, um gesund zu bleiben, die bösen Säfte ausschwitzen, sagte Collot. Nur die Todten kehren nicht wieder, sagte Barrère. Man muß mehr rothe Farbe brauchen, sagte der Maler David.

Ein schwacher Hoffnungsstrahl fiel in die überfüllten Kerker, als St. Just, immer der Vorläufer Robespierres, eine Rede hielt über das Glück, das die Republik in Zukunft erwarte, wenn die Gefahren und Leiden überstanden seyn würden. Die Revolution, bemerkte er, sey nur der Uebergang vom Bösen zum Guten. Ein Freistaat könne nicht ohne Schmerzen gegründet werden. Er gehe aus Stürmen hervor, wie die Welt aus dem Chaos und wie ein Kind weinend zur Welt kommt. Der ungeheure Beifall, mit dem diese Rede im Convent bedeckt wurde, hätte Robespierre aufmerksam machen sollen, wie tief und allgemein man nach einer milderen Regierung sich sehne. Robespierre selbst gab der Hoffnung noch weiter Raum, als er die Herstellung des Gottesdienstes verlangte (7. Mai). „Bürger, sprach er, wenn die Völker im Glücke sind, müssen sie sich sammeln, um beim Schweigen der Leidenschaften die Stimme der Weisheit zu hören.“ In diesem Orakelton durfte er den Convent anreden, so sehr hatte er sich denselben schon unterwürfig gemacht. Er bewies nun mit großer Ausführlichkeit, daß der Glaube an Unsterblichkeit und Vergeltung, mithin auch an einen Gott von den größten Weisen und Helden des Alterthums (Sokrates, Cicero, Leonidas, Cato rc.), wie von dem reinsten Philosophen der Neuzeit (Rousseau) getheilt worden sey. Müsse man nun auch, womit er sich ganz einverstanden erklärte, das christliche Priesterthum verwerfen, so bleibe doch die Gottesverehrung im Allgemeinen als unerläßliche Pflicht guter und weiser Bürger übrig. Er schlug daher zwei Artikel vor: 1) das französische Volk erkennt das Daseyn eines höchsten Wesens (être suprême) und die Unsterblichkeit der Seele an; 2) es erkennt den Cultus des höchsten Wesens in der Uebung der Menschenpflichten. Der Convent stimmte zu. Der Hinblick auf Gott schien die Gnade

vorzubereiten. Aber Robespierre wollte noch keine Gnade, er sah die Republik noch viel zu sehr mit „schlechten Menschen“ angefüllt, die alle erst ausgerottet werden müßten. Denen, die sich über die Siege und über die Fruchtbarkeit freuten, sagte er in bitterem Tone: „nicht Siege, nicht Eroberungen, nicht das Glück begründen einen Freistaat und sichern seine Dauer, das vermag die öffentliche Tugend allein. Solange noch Schurken Schutz genießen und die Sittlichkeit offen verletzt wird, ist er noch nicht begründet. Alles kommt darauf an, die politische Welt zu identificiren mit der moralischen.“

Nur drei Tage nach der religiösen Rede Robespierres, am 10. Mai fiel das unschuldige Haupt der Prinzessin Elisabeth auf dem Block. Man glaubte, die Gegner Robespierres hätten dieses Opfer verlangt, um ihn auf die Probe zu stellen und der Mäßigung und Contrerevolution zu verdächtigen, wenn er sich geweigert hätte, den Blutbefehl zu geben. Allein es ist viel wahrscheinlicher und seinem Charakter wie der damaligen Sachlage gemäßer, daß er auf jene Prinzessin keinen Werth gelegt hat. Die fromme Elisabeth, die ihren Bruder, den König, und die Königin keinen Augenblick verlassen und sich ganz ihrer letzten Pflege gewidmet hatte, sowie nachher der Sorge für deren unglückliche Kinder, wurde in der Mitte vieler Herren und Damen des vormaligen Hofes zum Schaffot geführt. Als sie bemerkte, daß ein junges Mädchen, welches sich mit auf dem Karren befand, den Busen nicht genug bedeckt hatte, zerriß sie ihr Tuch und deckte sie mit der andern Hälfte desselben zu. Sie mußte den Tod der ehemaligen Hofleute mit ansehen und kam zuletzt an die Reihe, indem sie so würdevoll und ruhig starb, wie sie gelebt hatte. Ihr größter Schmerz war, daß nun die Kinder des Königs ganz verlassen seyn sollten. Der junge Dauphin, von den Royalisten als König Ludwig XVII. anerkannt, wurde auf die schauderhafteste Weise langsam zu Tode gequält. Man übergab ihn dem rohen Schuster Simon, um ihn sanskulottisch zu erziehen, wahrscheinlich mit dem geheimen Auftrage, ihn an Leib und Seele zu ruiniren, damit er aus der Welt verschwinde, weil man doch nicht wagte, den unschuldigen Knaben zu guillotiniren. Er mußte als

Schusterjunge seinen fast immer betrunkenen Herrn bedienen, bekam von ihm Schläge und wurde gezwungen, die schmutzigsten Phrasen und Lieder des damaligen Pöbels auswendig zu lernen und herzusagen, Branntwein zu trinken rc. Seine Kleidung war die ärmlichste, man zog ihm ein halbes Jahr lang kein neues Hemd an und ließ ihn in Unreinlichkeit ersticken. Dadurch kam er wirklich so herab, daß es, als man sich endlich seiner wieder erbarmte, zu spät war und er elend vollends dahinsiechte. Seine Schwester, Maria Theresia Charlotte, wurde eben so ärmlich gehalten, jedoch mehr geschont. Man wollte sie vielleicht als Geißel behalten.

Am 20. Prairial (8. Juni) sollte das Fest des höchsten Wesens mit großer Feierlichkeit begangen werden, um Frankreich und Europa den sittlichen und religiösen Ernst der Republik anschaulich zu machen. Robespierre war ausdrücklich für diesen Zweck vom Convent zum Präsidenten ernannt worden und spielte die Rolle eines Oberpriesters. Im blauen Frack, weißer Weste, gelben Hosen auf dem Kopf den damals schon runden Hut mit dreifarbigen Bändern, in der Hand einen großen Blumenstrauß schritt er voran, der Convent in ehrerbietiger Entfernung hinter ihm, in das große diesmal neben den Tuilerien errichtete Amphitheater, wo von Maler David colossale Statuen des Atheismus, des Egoismus und aller derjenigen Laster aufgerichtet waren, die in Robespierres Reden am meisten angegriffen wurden. Diese Bilder waren aber nur von in Oel getränktem Papier. Robespierre zündete sie an und sie gingen in Rauch auf, aus ihnen hervor aber traten nun eben so viele Tugenden, deren schneeweiße Farbe durch den Rauch etwas nothlitt. Dann nahm Robespierre den Ehrenplatz ein unter einem Freiheitsbaum auf dem künstlichen „Berge.“ Der klare Himmel, die liebliche Musik, die Theilnahme der Frauen und Kinder gab dieser Feier einen so friedlichen Charakter und viele setzten so große Hoffnungen auf eine Amnestie, daß es Robespierre leicht geworden wäre, sich an diesem Tage zum Pacificator und Herrn der Republik zu machen, wenn er die Stimmung benutzt hätte. Aber er schloß seine Festrede mit den

entsetzlichen Worten: „Morgen wollen wir aufs neue die Laster bekämpfen."

Zwei Tage später ließ er das berüchtigte Gesetz vom 22. Prairial (10. Juni) decretiren, demzufolge das Revolutionstribunal sich aller bisherigen Förmlichkeit entschlagen, blos summarisch und ohne Untersuchung nach Gewissen richten sollte. Soferne dieses Tribunal ganz aus seinen Creaturen bestand, konnte er von nun an köpfen lassen, wen er wollte, ohne daß nur eine Nachfrage erlaubt war. Der Convent zitterte, bangte für sich selbst, gehorchte aber. Die Guillotine wurde, wie man damals sagte, permanent. Von nun an wurden binnen sechs Wochen (bis zum 27. Juli) noch 1400 Personen in Paris guillotinirt, darunter solche, die man mit andern verwechselt hatte. Das Henkerbeil traf 78 alte Parlamentsglieder, 22 Generalpächter, 24 Hofdamen. Man bemerkte, wie die Parlamentsglieder in eben so ehrwürdiger Haltung zum Tode schritten, wie ehemals zu einer Sitzung. Die Gattin des Commandanten von Longwy wollte mit ihm sterben und rief, um verhaftet und verurtheilt zu werden, laut vor Gericht: „vive le roi!" Ein gewisser Loizerolle ging für seinen Sohn, der verurtheilt worden war, indem er sich für denselben ausgab, in den Tod. Dasselbe that ein Bruder für den andern. Man sah selbst Dienstboten, die ihrer Herrschaft freiwillig in den Tod folgten. Als die 14 unschuldigen Mädchen, die nach der Einnahme von Verdun auf einem dem König von Preußen zu Ehren gegebenen Balle getanzt hatten, geköpft wurden, wurden selbst die entmenschten Weiber, welche das Schaffot zu umheulen und die Opfer zu verhöhnen pflegten, von Mitleid ergriffen und verstummten. Die rührendsten Opfer waren am 14 Juni die sämmtlichen Nonnen des Klosters Montmartre, welche singend zum Richtplatz gingen und ihre schöne Hymne mit immer geringeren Stimmen fortsangen, bis der letzte Kopf fiel und der Gesang verhallte. Einmal wurden etwa 20 Bäuerinnen geköpft, welche geduldig wie Schafe den Hals über das Messer streckten. Nur die jüngste, als man ihr das Kind, das sie am Busen trug, entriß, stieß einen gräßlichen Schrei aus. Der junge General Marceau commandirte

einmal die Truppen, als der Zug zum Schaffot vorbeikam. Da sah er ein unschuldiges Mädchen, die ihn so rührte, daß er ihr eine Rose reichte, die er gerade in der Hand hielt. Aber dem Mädchen waren die Hände gebunden. Sie faßte die Rose mit dem Munde und als der Henker ihren abgeschlagenen Kopf wie gewöhnlich dem Volke zeigte, hielt ihr Mund immer noch die Rose fest. Damals wurde auch der edle Abbé Fenelon, der erste, der ein Haus für verwahrloste Kinder errichtet und die Waisen der Gemordeten in Pflege genommen hatte, trotz der Bitten dieser armen Kinder und unter ihrer dankbaren Begleitung zum Tode geführt. Um sichs bequemer zu machen, erfand man die s. g. Gefängnißverschwörungen, d. h. man schickte die Gefangenen auf das Blutgerüst unter dem Vorwand, sie hätten eine Verschwörung zu ihrer Befreiung und zum Umsturz der Republik gemacht.

Und alle diese Greuel duldete und befahl Robespierre nicht aus Blutgier, sondern aus sittlichem Fanatismus, indem er es dabei gewiß aufrichtig gut meinte. Er war als ein unbekannter Advokat von Arras nach Paris gekommen, lebte hier auch in seiner glänzendsten Zeit immer in derselben beschränkten Wohnung bei einem Tischler, behielt immer dieselbe einfache Kleidung und Nahrung und hieß daher beim Volke, das ihn vergötterte, nur der Unbestechliche. In jenen schönen Sommertagen hielt er sich oft in einem Häuschen bei Paris auf, wo einst Rousseau gewohnt hatte, und freute sich innig, dessen Ideen nun verwirklicht zu haben. Das war sein süßester Triumph. Oft aber wandelten ihn traurige Ahnungen an, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß mit Danton, Chabot, Hebert die Immoralität in Frankreich nicht ganz verschwunden sey. Im Schooße des Convents, des Berges, ja des Wohlfahrtsausschusses selber gab es Leute genug, welche republikanische Einfachheit nur heuchelten und heimlich mit denen, die sich an den Grenzen durch Plünderungen bereichert hatten, fraternisirten, an versteckten Orten Orgien feierten und ihn verhöhnten. Ja in die Kerker sogar war der lüderliche Geist eingedrungen, und trotzte Robespierres Rigorismus dicht an der Schwelle des Todes. Die Gewohnheit der Hinrichtungen und

der nationale Leichtsinn wirkten zusammen, um in den dicht angefüllten Gefängnissen die Todesfurcht durch eine fieberhafte Lustigkeit zu verdrängen. Man verliebte sich, spielte Romane, machte Verse, lachte und tanzte und genoß das Leben um so ungenirter, je kürzer es dauern sollte. Nun denke man sich Robespierre in seinem Wahne, die ganze französische Nation ihrer bisherigen Geschichte und ihrem Naturell zum Trotz moralisch machen zu wollen, wie er Blut auf Blut goß in das Danaidenfaß, wie er mit herkulischer Ausdauer der Hydra der Unsittlichkeit hunderte und tausende von Köpfen abschlug und immer neue, unzählig endlos sich erheben sah! Völlig überzeugt von der Richtigkeit seines Systems und von der Pflichtmäßigkeit seiner Handlungsweise dachte er nicht daran, auch nur ein einziges seiner Opfer zu beklagen, und schauderte nur vor der Möglichkeit, das Laster könne am Ende doch noch über seine Tugend triumphiren.

Es ist kein Zweifel, daß er der Sittlichkeit die gesammte Cultur zum Opfer bringen wollte. Er ließ am Bürger nichts gelten, als Handarbeit, Mäßigkeit, Bescheidenheit. Nur beim Naturzustande sah er Heil; alles was darüber hinaus ging, führte in seinen Augen nur zu Reichthum, Luxus, Corruption, zur Ungleichheit der Stände, Aristokratie und Despotie. Nur in diesem Sinne war es möglich, daß sein Freund Couthon den Lyonern sagen konnte: es bedürfe keines Handels und keines Kaufmannstandes. Nur in diesem Sinne konnte sein Freund St. Just (nach Fourcroys Bericht vom 3. Januar 1795) einmal ausrufen, er werde jeden Bauer guillotiniren lassen, der das kleinste Stück Acker auf eine neue, rationelle Art und nicht auf die einfache alte Weise bestelle. St. Just erklärte überdieß, die Hand des Mannes sey nur für den Pflug und für das Schwert geschaffen, jedes andere Gewerbe verwerflich. Das Land solle unter die Familien gleich vertheilt werden und keine solle reicher werden dürfen als die andere. Vier Schaafe auf dem Morgen zu halten gestatte er. Die Ehen verlangte er spartanisch, Kindererziehung durch den Staat.

Die erste Widersetzlichkeit gegen Robespierre begann im Sicher-

heitsausschuß. Derselbe hatte, namentlich auf Antrieb des alten Vadier, einen gewissen Dom Gerle, dem Robespierre ein Bürgerschaftszeugniß ausgestellt hatte, und eine alte Magd, Katharina Theot, verhaften lassen als schwärmerische Sectirer, die in Robespierre einen Propheten Gottes, einen neuen Muhamed erkannten. Robespierre widersprach dieser Verhaftung, konnte aber seine Meinung diesmal nicht durchsetzen, indem auch die Mehrheit im Wohlfahrtsausschuß gegen ihn war. Diese Sache, die er als eine persönliche nicht zu weit verfolgen durfte, ohne sich lächerlich und verdächtig zu machen, ärgerte ihn tief und er blieb seitdem sogar aus dem Wohlfahrtsausschuß weg, war aber desto öfter im Jakobinerclub, den er ganz und ausschließlich beherrschte. Der Gemeinderath unter dem an Paches Stelle gewählten Maire Fleuriot bestand wie das Revolutionstribunal nur aus seinen Creaturen und eben so ergeben war ihm Henriot, Chef der Nationalgarde. Die Pariser Sectionen, aus bezahlten Sansculotten beschickt, bezeigten ihm eine fast andächtige Hingebung, die sich besonders offenbarte, als ein junges Mädchen, Cäcilie Renault, mit einem Messer vor seiner Thür ergriffen wurde und auch eingestand, sie habe ihn tödten wollen. (Gleichzeitig wurde auch auf Collot ein Mordversuch gemacht.) Der Convent bewilligte fortwährend in blindem Gehorsam, was Robespierre, was seine nächsten Vertrauten, St. Just, Couthon, Lebas verlangten. Somit schien ihm die Dictatur nicht entgehen zu können, wenn er darnach gestrebt hätte, und eine kühne und rasche Gewaltthat hätte die wenigen Männer in den Ausschüssen, die sich ihm zu widersetzen gewagt, niedergeschmettert. Aber er wollte wie bisher alles nur auf gesetzlichem Wege, nur durch die Macht der Idee, formulirt in Conventsdecreten durchsetzen. Es war ihm nicht um die Erhebung seiner Person, sondern um den Sieg seines Systems zu thun.

Am meisten schadete ihm, daß er das Revolutionstribunal fortwüthen ließ. Jeden Tag schleppten die Henkerkarren 50—60 oder mehr Unglückliche zum Schaffot. Obgleich bezahlte Weiber, die s. g. Furien der Guillotine, immer noch die armen Schlachtopfer umgaben und verhöhnten, so verringerte sich doch die Zahl der Zu-

schauer bei den Hinrichtungen. Man mußte das Schaffot wiederholt an einem andern Ort aufschlagen, weil der alte durch die Blutlache allzu aufgeweicht war. Die Bürger, an deren Häusern die Henkerkarren vorüberfuhren, verschlossen ihre Läden und fingen an sich zu beschweren. Der Blutdurst der Pariser war endlich gesättigt.*) Schon am Fest des höchsten Wesens hatten viele tausende sehnlich eine Amnestie und auf Robespierre als einen Erlöser gehofft. Nun sah man in ihm gerade den Haupthenker und weil er der letzte war, in dem alle Macht der Revolution sich concentrirte, schrieb man ihm allein die Hinrichtungen zu, wenn sie auch von andern Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses ausgingen. Die Zahl der Familien, deren Mitglieder schon geopfert waren oder noch im Kerker schmachteten, hatte sich ungeheuer vermehrt und alle sahen in Robespierre ihren Todfeind. Er beging die Unklugheit, das Beil auch über den Häuptern solcher Personen schweben zu lassen, die sehr warme Freunde im Convent hatten. Er hätte jene schonen oder diese mit verderben müssen und zwar ohne Zögern. Die schöne Cabarrus lag in einem Pariser Gefängniß, mit ihr die liebenswürdige Wittwe des hingerichteten Generals Beauharnais, Josephine Tacher de la Pagerie, Tochter eines reichen Pflanzers auf der Insel Martinique. Diese jungen feurigen Damen hatten Freunde. Die Cabarrus schrieb einen Zettel an Tallien, worin sie ihm seine Feigheit vorwarf. Er schwur, sie zu retten. Außer ihm gab es noch mehrere andere im Convent, die voraussahen, daß sich das Schreckenssystem doch nicht länger werde halten lassen, und die gerne die Verbrechen, welche sie selbst als Schreckensmänner begangen hatten, dadurch sühnen wollten, daß sie als die ersten auftraten für ein milderes, Ruhe und Vertrauen zurückführendes System. Andere wollten nicht umsonst geplündert haben, sondern ihre Beute fortan mit Sicherheit genießen. An Tallien schlossen sich an Bourdon von der Oise, Barras, Freron,

---

*) Auf einer Karrikatur sah man das ganze französische Volk ohne Köpfe und den Henker im Begriff, sich zuletzt selbst zu köpfen.

Panis, Fouché, Lecointre, alles entschlossene Männer. Sogar Lebon und Carrier gehörten dazu.

Obgleich bisher die wildesten Bergmänner und mitschuldig am Verderben Dantons, der Gironde und der Constitutionellen, konnten sie doch auf den Beistand aller Ueberreste dieser Parteien in der Ebene zählen. Legendre, obgleich hündisch kriechend vor Robespierre, glühte doch, seinen Freund Danton an ihm zu rächen. Endlich war die Mehrheit der Ausschüsse in der Lage, alles gegen Robespierre wagen zu müssen, nachdem sie ihm einmal den Gehorsam verweigert hatten. Unter diesen befanden sich Männer, die durchaus nicht gegen sein System, sondern nur gegen seine Person gestimmt waren, ja die sogar meinten, sein System auch ohne ihn fortsetzen zu können. So Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Vadier, Amar. Auf alle diese Meinungsverschiedenheiten kam es jetzt nicht an, genug, wenn nur so viele Stimmen als möglich im Convent sich in dem Haß gegen Robespierre vereinigten. Wenn man sich übrigens einen klaren Begriff von dem, was damals der Schrecken war, machen will, muß man wissen, daß Tallien auch nachdem er seiner Geliebten schon Rettung geschworen hatte, noch in einem feigen Briefe Robespierre um seine Gunst anflehte, daß Fouché vor Robespierre niederträchtiger als irgend einer kroch und sich um eine Tochter des Tischlers bewarb, bei dem Robespierre wohnte, weil es hieß, dieser selbst werde eine andere Tochter desselben heirathen (Robespierre aber bezeigte ihm die tiefste Verachtung und stieß ihn aus dem Jakobinerclub als einen „elenden Betrüger" aus); und daß Barrère zweierlei Berichte in der Tasche führte, um, je nachdem die Entscheidung ausfiel, Robespierre oder seine Gegner zur Guillotine zu schicken. In seiner geraden Weise verlangte St. Just schon am 2. Thermidor (20. Juli) für Robespierre, als den allein Tugendhaften, die Dictatur. Man kam aber vor Zank zu keinem Entschluß. Den eigentlichen Kampf eröffnete erst Robespierre am 8. Thermidor (26. Juli) mit einer langen Rede im Convent, in der er nicht einen einzigen Namen nannte, aber so viele Mitglieder des Convents und der Ausschüsse als verdorbene Menschen bezeichnete, die man zum Wohl der Republik aus-

rotten müsse, daß außer seinen nächsten Vertrauten kaum Einer übrig blieb, der sich nicht hätte getroffen fühlen können. Er vermehrte dadurch die Zahl seiner Feinde. Hätte er nur wenige genannt, man hätte sie ihm in der Angst wahrscheinlich zum Opfer gebracht. Da aber der Verdacht über allen schwebte, einigten sich alle zur verzweifelten Nothwehr. Man begreift kaum, wie er so unverständig verfahren konnte. Er sprach seine letzten Gedanken in den Worten aus: „Wenn ich die Menge der Laster sah, welche der Strom der Revolution vermengt mit den Bürgertugenden dahinrollte, so fürchtete ich in den Augen der Nachwelt durch die unreine Nachbarschaft der Ruchlosen besudelt zu werden, die sich unter die wahren Freunde der Menschheit eindrängten." Je begründeter diese seine innerste sittliche Entrüstung war, um so weniger hätte er Gehör von denen verlangen sollen, die er anklagte. Er mußte, wenn er siegen wollte, den Convent von außen sprengen, seine Feinde weder anreden, noch viel weniger zur Antwort kommen lassen, sondern sie, wie auch St. Just ihm immer anrieth, durch eine rasche That zermalmen. Er formulirte seinen Antrag zuletzt dahin, der Convent und die beiden Ausschüsse sollten von den schlechten Elementen gereinigt werden, die sich darin befänden. Er muthete also dem Convent zu, sich selber das Todesurtheil zu sprechen.

Eine bange Stille folgte seiner Rede. Endlich schlug einer den Druck derselben vor. Wurde dieser genehmigt und die Rede, als vom Convent gebilligt, in die Departements versandt, so konnte Robespierre die einzelnen Opfer nennen und der Convent sie nicht mehr verweigern. Die Muthigsten verlangten, man solle, bevor man den Druck beschließe, erst überlegen, darüber debattiren. Der alte Vadier meinte es schlau anzufangen, wenn er die Katharina Theot wieder aufs Tapet bringe. Aber alle überraschend unterbrach ihn einer der wenigen ehrlichen Männer der Versammlung, von dem es niemand erwartet hätte, Cambon, der die Finanzen leitete, und sprach: „Es ist endlich Zeit die ganze Wahrheit zu sagen. Ein einziger Mann will hier den Herrn spielen und euern Willen fesseln, und das ist Robespierre." Robespierre kam dadurch in sichtbare

Verlegenheit und Billaud-Varennes erhob sich mit Kraft, andere folgten. Man schrie, Robespierre solle die Namen nennen. Aber er weigerte sich und ging weg, um im Jakobinerclub sein Herz auszuschütten. Hier las er die lange Rede noch einmal und klagte, er werde wohl wie Sokrates den Giftbecher leeren müssen. Ich trinke ihn mit dir, rief David (that es jedoch nicht). Mit so unnützen Reden verlor der gefürchtete Mann die Zeit, während Tallien, Bourdon 2c. sich vervielfältigten, um alle Parteien des Convents gegen ihn zu vereinigen.

Umsonst rieth man Robespierre, nicht in den ihm so feindlich gesinnten Convent zu gehen, ohne daß er vorher die kühnsten seiner Gegner habe verhaften lassen. Er blieb steif auf dem gesetzlichen Wege und begab sich am folgenden Tage, dem berühmten 9. Thermidor (27. Juli) in den Convent, um durch St. Just seine Forderung von gestern wiederholen zu lassen, immer noch hoffend, durch Schrecken eine Mehrheit von Stimmen zu erzwingen. Aber St. Just konnte nicht einmal zu Worte kommen. Tallien unterbrach ihn und verlangte, der Schleier solle ganz zerrissen werden. Billaud-Varennes rief der Versammlung zu, jetzt sey der Augenblick gekommen, sie werde untergehen, wenn sie schwach sey. Ihm antwortete lauter Beifall. Collot d'Herbois, damals präsidirend, gab weder St. Just, noch Lebas, sondern nur den Feinden Robespierres das Wort. Da stürzte Robespierre selbst auf die Rednerbühne, aber Tallien, der darauf stand, stieß ihn zurück, und von allen Seiten schrie man: nieder mit dem Tyrannen! Alle seine Anstrengungen waren umsonst, so oft er reden wollte, übertönte ihn dasselbe Geschrei. Dennoch wich er nicht, sondern blieb mit gekreuzten Armen, bleich und wuthzitternd auf den Stufen der Rednerbühne stehen, während einer seiner Feinde nach dem andern dieselbe bestieg und ihn anklagte, Wahrheit mischend mit Verleumdung. Nachdem er wiederholt und immer wieder vergebens das Wort verlangt, verließ er den Platz, an dem er wie an einem Schandpfahl gestanden, eilte auf den Berg und beschwor seine alten Anhänger, nicht abzufallen; aber alles wandte sich von ihm weg. Er eilte zur Ebene: „ihr reinen

Männer, ich flüchte zu euch!“ aber auch hier stieß man ihn zurück. Er stürzte wieder zur Tribüne: „Präsident von Mördern, wirst du mir das Wort geben?“ aber er erhielt es nicht, seine Stimme wurde heiser und versagte ihm. Dantons Blut erstickt dich, rief Legendre. Da alles gegen ihn war, verfügte man zuerst, um die bewaffnete Macht zu lähmen, Henriots Verhaftung, dann die Robespierres, Couthons, St. Justs. Ich will mich nicht zur Schande eures Decrets gesellen und verlange auch meine Verhaftung, rief Lebas. Ich habe die Tugend meines Bruders getheilt, ich will auch sein Schicksal theilen, rief der jüngere Robespierre. Die Geächteten wurden sogleich abgeführt. „Die Räuber triumphiren,“ sagte Robespierre schmerzlich.

Auf den Straßen von Paris war viel weniger Bewegung, als man hätte erwarten sollen. Der Convent hatte nur die Furchtsamen in der Stadt zu seiner Partei, die sich nicht hervorwagten. Robespierre hatte die damals allein herrschende und bewaffnete Partei für sich, wollte aber keine ungesetzliche Insurrection. Wie gewöhnlich bewegten sich an diesem Morgen die Henkerkarren zum Richtplatz, mit 45 Opfern. Ein schwacher Ruf nach Gnade ließ sich hören, aber Henriot erschien und die Unglücklichen wurden geköpft, unter ihnen der junge Dichter André Chenier. Henriot wurde zwar, total betrunken, von Anhängern des Convents verhaftet, aber von den seinigen wieder befreit. Auch Robespierre und alle seine Mitgefangenen wurden frei gemacht und rathschlagten im Stadthause mit dem Gemeinderath und Henriot. Alle riethen, den Convent zu stürmen und Robespierre zum Dictator auszurufen. Dieser aber wies alles ab, weigerte seinen Namen herzugeben, unterschrieb nicht, ja beharrte sogar dabei, sich als Gefangenen zu betrachten. Noch weniger war der elende Henriot zu einem großen Unternehmen geeignet. Er machte zwar einen Angriff auf die Tuilerien, aber seine Kanoniere kehrten die Stücke um. Von nun an war Robespierres Sache verloren. Henriot hatte zwar vor dem Stadthause einen Haufen versammelt, war aber schon wieder betrunken und verweilte zu lange bei den Berathungen, anstatt durch die Straßen zu reiten

und die ihm ergebenen Sectionen zu sammeln. Unterdeß schritt der Convent selbst zum Angriff vor, begünstigt von der Nacht. Legendre jagte den Jakobinerclub auseinander, und Barras, dem die Hauptführung anvertraut war, hatte zwar nur eine geringe Macht, aber sie reichte hin, das nach und nach vom Pöbel verlassene Stadthaus zu umzingeln und in demselben das ganze Hauptquartier Robespierres aufzuheben. Lebas erschoß sich, nachdem er Robespierre die zweite Pistole gereicht hatte. Dieser führte sie mit unsicherer Hand und zerschmetterte sich nur die Kinnlade*), sein Bruder stürzte sich aus dem Fenster und brach beide Beine. Henriot wurde von seinem Gefährten Coffinhal aus Wuth (weil seine Besoffenheit und Unfähigkeit an allem Schuld war) aus dem Fenster gestürzt, fiel in einen Kloak, schlug sich ein Auge aus und brach beide Beine. Aber sie alle wurden nebst dem ganzen Gemeinderath gefangen genommen. Man wollte Robespierre in den Convent tragen, der es aber mit lautem Geschrei abwehrte: „hinweg, rief Thuriot, mit dem Aase des Tyrannen, das uns nicht verpesten soll." Man brachte ihn auf einen großen Tisch in einem Vorsaal des Convents, wo er den ganzen Morgen liegen blieb. Eine Menge Menschen drängte sich ihn zu sehen und ihm Verwünschungen zuzurufen. Er aber schloß die Augen und regte sich nicht, außer wenn er sich das Blut an seinem schlecht verbundenen Kinne trocknete. Ein gemeiner Mann, der ihn lange betrachtete, rief ihm endlich mit Entsetzen zu: „ja, Robespierre, es gibt einen Gott!" Nachmittags kam er mit seinem ganzen Anhang vor das Revolutionstribunal, wo sein alter Scherge Fouquier-Thinville ihn anklagen und richten lassen mußte. Noch an demselben Abend wurden alle auf Karren gepackt und zur Guillotine geführt,

*) Der Gensdarme Medal behauptete später, den Schuß auf Robespierre gethan zu haben, eine späte und vereinzelte Nachricht von sehr zweifelhafter Art, da der Selbstmordsversuch der andern Gefangenen und die einstimmige Meinung der damaligen Zeit vielmehr darauf hinweisen, daß auch Robespierre das tödtliche Werkzeug selbst gegen sich gerichtet habe.

umheult vom Pöbel. Der Zug wurde absichtlich an Robespierres Haus vorübergeführt und hielt hier an. Der Pöbel tanzte wie wahnsinnig eine Carmagnole, während Robespierre den letzten schmerzlichen Blick auf das gastliche Haus des Tischlers Duplay warf, der, nachdem sein armes Weib schon von wüthenden Weibern in Stücke zerrissen worden war, mit seinen Kindern gleichfalls geköpft wurde. Der Karren Robespierres gewährte einen gräßlichen Anblick. Er selbst hatte das Gesicht halb mit dem blutigen Tuche verhüllt und seine sonst so sorgfältige weißgepuderte Frisur und das blaue Kleid, das er wie am Fest des höchsten Wesens trug, waren mit Blut beschmutzt. Neben ihm lag der verstümmelte Bruder, der lahme Freund Couthon und der von Koth und Blut triefende Henriot. Nur St. Just hielt sich aufrecht und blickte kalt und mit tiefer Verachtung ins Volk. Ehe es Nacht wurde, lagen alle ihre Köpfe im Sack der Guillotine. Das Volk umher jauchzte, wie es beim Tode des Königs gejauchzt hatte.

Es gab noch Schwärmer, welche in diesem abermaligen Abschlagen vorragender Köpfe nur einen Sieg der Gleichheit erkannten, oder Heuchler, die diese Meinung wenigstens zur Schau trugen. Dieselben Worte, die Robespierre einst dem Fleischer Legendre zugerufen, als dieser Danton vertheidigen wollte: „ist mit dem Namen Danton etwa ein Privilegium verbunden? wir wollen keine Götzen," wurden jetzt auf Robespierre selber angewandt: „es ziemt sich nicht, daß ein Mann sich an die Stelle aller setze." Am schärfsten drückte Carnot diesen Gedanken aus, indem er der Nation wehe zurief, die das Verdienst oder die Tugend irgend eines Bürgers nöthig hätte. Jeder müsse sich für entbehrlich halten, das sey die dem Republikaner nothwendige Bescheidenheit. Indeß konnte sich niemand verhehlen, daß mit Robespierre die Spitze des revolutionären Princips abgebrochen war. Die geringe Unterstützung, die er zuletzt fand, beweist zur Genüge, daß die heiße Blutgier der Pariser sich bereits in Eckel und die Schwärmerei für den unbestechlichen Volksfreund in die Langeweile verwandelt hatte, die seine monotonen Moralpredigten natürlicherweise hervorrufen mußten. Die Freude

war allgemein. Es schien, wie wenn die französische Nation von einem bösen Alp gedrückt gewesen wäre und nun endlich, von ihm erlöst, wieder frei athme. Das Blatt hatte sich gewendet. Die Gefangenen in den Kerkern durften nichts mehr fürchten, tausend Familien jubelten über die endliche Erlösung von jahrelanger Todesangst. Wenn gleichwohl die Guillotine noch einige Zeit in voller Arbeit blieb, so geschah es nur, um die bisherigen Schlächter zu schlachten.

Man hat damals schon die Revolution mit dem Saturn verglichen, der seine eigenen Kinder fresse. Jede Partei, jeden vorragenden Mann, den sie eine Zeitlang in die Höhe gehoben und dem sie die Macht in die Hände gelegt, verschlang sie wieder, gleich wie ein stürmisches Meer eine Welle um die andere verschlingt, bis alle ruhen.

Robespierre hatte die Forderungen an die Moral aufs unnatürlichste überspannt. Daß er zu diesem Extreme gelangte, wird zum Theil entschuldigt durch die vorangegangene Immoralität des alten Hofes und durch die empfindsame Modephilosophie, die seit Rousseau in Aufstellung von Menschheitsidealen gewetteifert hatte. Allein indem er die sittliche Reinigung der Gesellschaft bis zur wahnsinnigsten Henkerlust trieb, rechtfertigte und beschleunigte er die Reaction des Natürlichen gerade in der unsittlichen Richtung. Dem eisernen Tugendgebot der Guillotine glücklich entronnen, glaubte sich jedermann seines Lebens doppelt freuen zu müssen, und der Eckel an einer so blutigen Tugend machte die Wollust doppelt süß und entschuldbar. Die Menschen, die sich von nun an der Leitung der Republik bemächtigten, waren meist im Privatleben sinnlichen Vergnügungen ergeben und in den öffentlichen Geschäften praktisch wie Dumouriez, die bisherige Schwärmerei und Systemsucht von sich weisend. Es handelte sich nicht mehr um Verfassung und Recht, sondern nur noch um Besitz und Macht. Die Abspannung im Volk und die Reaction der bisher unterdrückten Partei erfolgte so rasch, daß man wenig Mühe gehabt haben würde, an der Verfassung und den darin garantirten Volksrechten noch viel mehr zu kürzen, als

wirklich geschah. Nur das Interesse derer, die in der Revolution compromittirt oder durch sie zu Ansehen und Besitz gelangt waren, hielt die Republik noch aufrecht, für die seit Robespierres Tod keine reine Begeisterung, kein tiefer und unerschütterlicher Glaube mehr vorhanden war.

Robespierre hatte Recht, wenn er ausrief: „die Räuber triumphiren.“ Die Männer, die ihn stürzten und nach ihm zur höchsten Gewalt gelangten, verdienen großentheils diesen Namen, denn auf sein grausames Tugendsystem ließen sie ein schamloses Raubsystem folgen. Es ist charakteristisch, welcher Mittel sie sich bedienten, um Robespierre, dessen Tugend doch ein Vorwurf für sie war, als eben so lasterhaft darzustellen, wie sie selbst waren. Er und sein Bruder, beide starben in Armuth. Billaud-Varennes beschuldigte ihn und Dumont seinen Bruder der Unterschlagungen und Spitzbübereien. Merlin von Thionville rief mit affectirter Entrüstung aus, „der Papst und Minister Pitt seyen in Verzweiflung über Robespierres Tod,“ als ob er von denselben bestochen gewesen wäre. Am schamlosesten benahm sich Carrier, der bei Robespierres Hinrichtung sich vordrängte und am lautesten jubelte. Er wollte dadurch seine eigene Schuld maskiren.

Von nun an traten die Deputirten der Ebene im Convent wieder in die erste Reihe. Die lange stumm gesessen, nahmen jetzt das Wort; die zitternd unterworfen gewesen, wurden die herrschende Mehrheit, und an sie schlossen sich alle die Männer an, die der Greuel müde wieder Ruhe und Vergessenheit ihrer eigenen Sünden suchten. Man nannte diese ganze große Partei nach dem Tage, an welchem sie gesiegt hatte, die Thermidorpartei, im Gegensatz gegen die Reste des Berges, die am bisherigen Schreckensystem festhalten wollten und deßhalb die Terroristen hießen. Unter den ersteren ragten hervor Sièyes, Gregoire, Thibaudeau, Boissy d'Anglas als alte Constitutionelle oder Gemäßigte, Tallien, Freron (früher wüthender jakobinischer Libellist), Legendre, Barras, Lecointre, Dubois-Crancé, Bourdon von der Oise, Aubry, Merlin von Thionville, Merlin von Douai, Rewbel, Cambacérés als neue Gemäßigte

und Ueberläufer vom Berge. Unter den Terroristen: Billaud-Varennes, Collot, Barrére, Vadier, Amar, Cambon, Carnot, Robert Lindet, Jean Bon St. André, Prieur von der Marne und von der Cote d'or, Fouché ꝛc.

Die Reaction war thatsächlich, es handelte sich nur davon, wie weit sie gehen sollte? Die rückläufige Bewegung mußte langsam eine Station nach der andern, welche die vorwärtsstrebende erreicht hatte, wieder zurückmessen.

Zunächst wurden in den Sturz Robespierres seine bisherigen Getreuen, der gesammte Gemeinderath von Paris und seine nächsten Freunde im Jakobinerclub mit hineingerissen. In den nächsten Tagen nach seinem Tode fielen noch etwas über hundert Köpfe derselben. Dann wurde man milder. Erst im Herbst begannen neue Anklagen gegen die berüchtigtsten Terroristen, wie Carrier, Lebon, Fouquier-Thinville ꝛc., aber noch wurde ihre Verurtheilung verschoben. Dagegen wurde an den 12,000 Verdächtigen, welche bisher die Kerker von Paris anfüllten, verschwenderisch Gnade geübt. Namentlich der Fleischer Legendre glaubte in einem Uebermaß von Wohlwollen nicht genug Freilassungen verfügen zu können, so sehr drängte es ihn, wieder gut zu machen, was er gesündigt. Der scheußliche Schuster Simon war schon (was eine nicht geringe Aufmerksamkeit der Thermidoristen auf diesen Gegenstand bewies) am gleichen Tage mit Robespierre geköpft worden, und der junge König Ludwig XVII. bekam von Stund an bessere Pflege, allein seine Natur war schon zerrüttet, er siechte fort und starb am 8. Juni 1795.

Tallien führte seine schöne Geliebte aus dem Kerker und machte mit ihr ein großes Haus. Ebenso Barras, der mit der Wittwe Beauharnais in vertrautestem Verhältniß stand, deßgleichen die schöne Julie Recamier. Man nannte diese neuen eleganten Cirkel nur salons dorées. Hier bildete sich ein neues, freilich sehr sonderbares Ritterthum, einer Heiligen, wie die Madame Tallien, die man Notre dame du Thermidor nannte, angemessen, die s. g. jeunesse dorée (die Goldjungen). Freron spielte jetzt an ihrer Spitze den

Stutzer, erwarb sich aber das Verdienst, sie als ein allezeit schlagfertiges Heer gegen die Jakobiner zu organisiren. Sie führten dicke Knotenstöcke mit Stiletten und schlugen sich fast jeden Tag mit dem Pöbel herum, der auf einmal den Muth verloren zu haben schien. Der Convent verfehlte nicht, die 40 Sous, die man bisher den Sansculotten als Tagelohn für ihre Anwesenheit bei den Sectionen bezahlt hatte, zu streichen und die Sectionsversammlungen überhaupt auf die Decadentage zu beschränken. Als die Prügeleien immer ärger wurden und die Goldjungen Meister waren, wurde endlich am 12. November der Jakobinerclub förmlich und für immer geschlossen. Dem entsprach eine ausgebreitete Wirksamkeit der gemäßigteren und gebildeteren Presse, die über die schmutzige und blutige der Sansculotten triumphirte. Im Gegensatze gegen die Marseillaise, die das Lied der Sansculotten blieb, sang die goldene Jugend ein neues contrerevolutionäres Lied (le réveil du peuple).

In dieser Periode trat zugleich in Paris eine merkwürdige Veränderung in den Sitten und Trachten ein, die sich auch alsbald nicht nur über Frankreich, sondern über ganz Europa ausbreitete. Wie erbittert auch noch die coalisirten Mächte gegen die französische Republik kämpften, so war doch die Gewohnheit, alle Pariser Moden nachzuahmen, schon zu tief eingewurzelt, als daß nicht die Feinde Frankreichs sie jetzt wie früher adoptirt hätten. Die Vernichtung des Hofes und der Aristokratie, die Herrschaft des Sansculottismus, die Angst, mit der selbst die reicheren und gebildeteren Bürgerclassen die einfachen und nachläßigen Manieren des gemeinen Volkes in Paris affectirten, hatte mit der feineren Galanterie auch die künstliche, mühevolle und kostbare Toilette der früheren Zeit verschwinden gemacht. Man hatte keine Zeit und keine Diener mehr, sich frisiren zu lassen. Die neue Gesellschaft, die sich nach dem Thermidor zu bilden anfing, ging hauptsächlich aus Jakobinern hervor, die sich bereichert und bekehrt hatten (wie Tallien, Barras), wozu sich bald darauf auch die glücklichen Generale gesellten. Diese nur durch das Interesse des Augenblicks zusammengeführten Cirkel waren

äußerlich noch vom Princip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit beherrscht. Die Freude, endlich der Todesfurcht, dem Schmutz der Kerker, dem Maximum, dem schwarzen Brod entronnen zu seyn, erhöhte die Lebenslust und nahm etwas Bachantisches an. Paris wimmelte von Tanzplätzen, auf denen man sich von der Schreckenszeit erholte. Die durch die Hinrichtungen am tiefsten in Trauer versetzten Familien suchten sich hier, die aufblühenden Söhne und Töchter der Gemordeten übten in ihrer Trauertracht eine Anziehungskraft auf einander, die den Schmerz einiger Jahre durch die wildeste Aeußerung des unverjährbaren nationalen Frohsinns rächen zu wollen schien. Die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander waren nie freier gewesen. Die Kirche existirte nicht mehr. Ehen wurden geschlossen ohne Trauung, unzählige Kinder blieben ohne Taufe.

Nach dem Vorgange des Goldjungen Frerons ließen die Herren Puder, Frisur, Haarbeutel verschwinden und trugen ihr natürliches Haar, anfangs à la victime lang und kettenartig geflochten, dann vorn, über der Stirn kurz abgeschnitten. Der dreieckige Hut machte definitiv dem runden Platz. Der Frack schob sich lächerlich hinauf, mit hohem Stehkragen und einer sehr kurzen Taille. Hals und Kinn steckten in einer ungeheuren Cravatte. Auch die seidenen Strümpfe und Schnallenschuhe verschwanden und machten langen Beinkleidern Platz, über welche Stiefel mit glänzenden Stiefletten gezogen wurden. Einen solchen neumodischen Stutzer nannten die Alten mit Recht einen incroyable. — Die Damen nahmen nach dem Vorgang der Madame Tallien und der Vernunftgöttinnen die leichte antike Tracht an. Vom Kopf verschwanden Puder, Frisur und Hauben. Man flocht das Haar nach dem Muster griechischer Vasenbilder und wand diademartig Bänder hinein. Auch die Schnürleiber verschwanden. Ein nur zu leichtes, im Sommer oft nur aus Flor bestehendes Kleid enthüllte den Leib mehr, als es ihn bedeckte. Busen und Arme blieben entblößt, auch ein Bein mußte durch das hochaufgeschürzte Kleid hervorblicken. Die Füße glänzten

in goldenen Sandalen *). — Einer nicht minder durchgreifenden Erneuerung unterlagen die Möbeln. Dem älteren Hofgeschmack, den man jetzt Rokoko nennt, entsagend, ließen die reichen Parvenus der Revolution ihre Hotels und Landhäuser mit Geräthschaften anfüllen, die sämmtlich antiken Mustern entlehnt waren.

Im Winter gedieh die Contrerevolution schon so weit, daß die Freilassung aller noch lebenden Girondins vom Convent beschlossen wurde, 7. Dez. Bald darauf wurde Carrier, trotz der angestrengtesten Bemühungen seiner Partei, ihn zu retten, auf das Blutgerüst geführt, 16. Dez. Eine Anzahl Nanteser, die er nach Paris ins Gefängniß geschickt hatte, waren seine Ankläger, und die bei diesem langen Prozeß auftretenden Zeugen sagten die entsetzlichsten Dinge über ihn aus. Am Jahresende wurden in Paris die Büsten Marats zerschlagen und das Maximum abgeschafft, 23. Dez. Am Todestage des Königs, 21. Januar 1795, wurde eine Puppe, die einen Jakobiner in rother Mütze darstellte, als Symbol der Revolution öffentlich verbrannt, und dabei eine Rede gehalten, die den Jakobinismus beschuldigte, der Nation keineswegs die Freiheit, sondern die tiefste Sklaverei gebracht zu haben. Die Asche wurde sodann in einen Topf gefaßt und zu einer Kloake getragen, auf der geschrieben stand: Pantheon der Jakobiner. Am 21. Februar decretirte der Convent die Freiheit des Gottesdienstes nur mit der Einschränkung, daß der Staat keine Gebäude oder Geld dafür her-

---

*) Madame Tallien erfand auch bereits die aristokratische Tracht der s. g. Merveilleuses, wodurch die Gemahlinnen der Directoren und Machthaber sich auszeichneten: lange purpurne Roben mit goldgestickten Palmen, das geflochtene Haar funkelnd von Juwelen, an den Füßen fleischfarbene Strümpfe mit durchsichtigen Zehen, an denen Brillantringe strahlten. Nach so vielem Morden gewann das neue Leben Werth, daher trugen sich die Damen in guter Hoffnung mit besonderem Stolz, oder wurden die ehemaligen culs de Paris nach vorn versetzt. Damit hing auch die Lieblingsattitude zusammen, in welcher die Damen ihr dünnes Kleid durch einen Griff im Rücken anzogen, damit das Kleid den Vordertheil des Leibes völlig faltenlos zeige.

geben und keine Priester sich öffentlich in Priesterkleidung sehen lassen oder außerhalb der zum Gottesdienst bestimmten Häuser eine Ceremonie vornehmen sollten. Man wollte den Altgläubigen einen stillen Winkel zu ihrer Andacht lassen, widmete sich aber zugleich einer neuen Organisation des Schulwesens in demokratischem Sinne, um durch philosophische und republikanische Erziehung die ehemals mit der Kirche verbundene Schule zu ersetzen und die christlichen Sympathien allmälig zu verdrängen. Denn auch die politisch Gemäßigten, selbst zum Royalismus neigenden, blieben damals doch noch sehr zähe bei ihrer philosophischen Kirchenverachtung. — Am 7. März schickte die Stadt Lyon eine schwere Anklage gegen Collot d'Herbois ein, wegen der von ihm in Lyon begangenen Greuel. Auch gegen Billaud, Vadier und Barrère erhoben sich schon grollende Stimmen, doch kam es noch zu keiner gerichtlichen Vorladung. Am 8. März wurden die 73 Girondins mit den Resten derer, die dem Tod entronnen, Isnard, Lanjuinais, Louvet ꝛc. wieder in den Convent eingeführt. Als sich Widerspruch erhob, sagte Chenier: „warum fanden sich nicht Höhlen, tief genug, um dem Vaterlande Condorcet und Vergniaud zu erhalten? warum hat eine gastfreie Erde nicht mehr von jenen berühmten und unglücklichen Opfern uns zurückgegeben?" — Die gefährdeten Häupter des Berges sahen ihren Untergang vor Augen, wenn sie nicht handelten. Der um seine Vorrechte, um seinen Sold gebrachte und von den Goldjungen gezügelte Pöbel war sehr erbittert. Nach Aufhebung des Maximum hielten die Wucherer das Getreide zurück. War nun auch bei der Sorgfalt des Boissy d'Anglas, der diese Angelegenheit leitete, keine Hungersnoth zu fürchten, so nahm doch der Pöbel die Miene an, als sey dieselbe wieder vor der Thür, nur um einen Vorwand zur Unruhe zu haben. Die meist von ihm bewohnten Vorstädte St. Antoine und St. Marceau setzten sich in Insurrection und zogen, die Weiber (die jetzt s. g. Wittwen Robespierres) wieder voran, gegen den Convent mit dem Geschrei: „Brod und die Constitution von 1793." Die Verfassung war nämlich zwar verkündigt, aber immer noch nicht ins Leben getreten. Die

provisorische Dictatur Robespierres und des Berges hatte man sich gefallen lassen, eine der Gemäßigten wollte man nicht. Deshalb drang man so sehr darauf, die Verfassung solle jetzt endlich einmal eine Wahrheit werden. Da sie, wie wir oben sahen, eine durchaus demokratische war, so mußte sie auch, sobald sie eingeführt war, dem Pöbel sein Uebergewicht in den Urversammlungen wieder sichern.

Nachdem man schon mehrere Tage hindurch tumultuirt, drang der Schwarm am 1. April in den Convent ein, der aber Muth behielt und mitten im Lärmen die bereits verhafteten Häupter der Terroristenpartei (Billaud, Collot, Barrère und Vadier) zur Deportation nach Cayenne verurtheilte. Die beiden letzteren entkamen. Zugleich wurde gegen viele andere Verhaftung decretirt und zum erstenmal ein aus dem Lager zurückgekehrter General mit Linientruppen zur Bändigung des Pöbels verwendet. Das war Pichegru, der schnell Ruhe und dem Convent unbedingten Gehorsam verschaffte. Nun folgten weitere Acte der Contrerevolution Schlag auf Schlag, die Deportirung Cambons, Maignets, Levasseurs und anderer Bergmänner (17. April), Aufhebung der Confiscationen, die Hinrichtung Hermanns, Fouquier-Thinvilles und noch 13 anderer Mitglieder des Revolutionstribunals (7. Mai). Aber der wüthende Pöbel wagte noch einmal einen großen Aufstand am 20. Mai, drang abermals in den Convent ein, bedrohte den mit dem festesten Muth aushaltenden Präsidenten, Boissy d'Anglas, stundenlang mit dem Tode, tödtete den Abgeordneten Féraud wirklich und steckte dessen Haupt auf eine Pike. Aber Legendre rückte mit der wiederhergestellten Nationalgarde heran und machte den Convent abermals siegen. Die Folge davon war die Verhaftung weiterer Bergmänner im Convent und endlich auch die Reinigung der Galerien. Es sollte kein Weib mehr den Conventssitzungen anwohnen, außer in Gesellschaft eines Mannes und mit einer Einlaßkarte versehen. Als die Insurgenten gleichwohl noch einen Versuch machten, den noch nicht verhafteten Cambon zum Maire zu erheben, und als der zum Tode verurtheilte Mörder Ferauds befreit

wurde, schritt General Menou wieder mit Linientruppen ein und entwaffnete die Vorstädte. Alle Häupter des Berges, so weit sie nicht geflohen waren, wurden deportirt, auch Carnot nur verschont, „weil er den Sieg organisirt hatte." Das Revolutionstribunal hörte für immer auf und wurde durch Militärcommissionen ersetzt. Die Guillotine brauchte man nur noch für die scheußlichsten Verbrecher. Die nobleren wurden deportirt. Zu den ersteren gehörte Lebon. Sechs terroristische Conventsmitglieder, die bisher nur in zweiter Reihe gestanden (Romme, Goujon, Duquenois, Duroi, Bourbotte und Soubrany) sollten am 17. Juni geköpft werden, durchstachen sich aber alle zuvor einer nach dem andern mit demselben Messer. Auch Fouché wurde verhaftet.

Da die Contrerevolution in dem Maaß, in welchem sie in Paris vorschritt, auch den Emigrirten und dem Ausland Hoffnungen weckte, müssen wir, ehe wir ihre Katastrophe schildern, den Blick auf die Grenzen werfen.

Pichegru mit der Nordarmee hatte im Herbst 1794 die Engländer unter York nach Holland hineingetrieben, war aber durch die große Erschöpfung seines Heeres und durch die rauhe Jahreszeit verhindert worden, ihnen weiter zu folgen. Indeß verkehrte er viel mit den Unzufriedenen in Holland, mit den s. g. „Patrioten," die noch äußerst erbittert waren über das frühere Einschreiten Preußens zu Gunsten des Erbstatthalters. An der Spitze dieser Partei stand der General Daendels, der Holland mit Hülfe der Franzosen demokratisch machen wollte. Die Strenge des Winters selbst lud die Franzosen ein, indem sie über die gefrornen Kanäle und Flüsse leicht vordringen konnten, was im Sommer nicht möglich gewesen wäre. Daher brach Pichegru mit seinem ganzen Heer am 27. Dezember auf, setzte über die Maas und über die Waal und jagte Engländer und Oesterreicher vor sich her, die zu schwach waren, ihm zu widerstehen. Die damals im Eis eingefrorenen englischen Schiffe wurden alle von den Franzosen genommen, 190 allein bei Bommel, 22 mit Artillerietransporten bei Rotterdam, 200 an andern Punkten. Die holländischen Schiffe erlitten das nämliche Loos. Erst am 8. Ja-

nuar wagte die englisch-österreichische Armee unter General Wallmoden wieder vorzugehen, wurde aber bei Arnheim geschlagen und wich nach Westphalen zurück. Der alte Haß der Holländer gegen die Engländer erwachte. In Zütphen ließ man die verhungernden und kranken Engländer nicht ein. Die Verwirrung war grenzenlos. Der Erbstatthalter floh nach England, aber viele seiner Anhänger wurden in Amsterdam vom Volke zurückgehalten und Pichegru jubelnd begrüßt, als er dort seinen Einzug hielt, 19. Januar. Die Generalstaaten setzten am 26. im Haag den Erbstatthalter ab.

Ihre Freude wurde aber sehr getrübt durch die Conventsdeputirten Sièyes und Rewbel, die Holland als Bezahlung für die französische Hülfe 100 Millionen Gulden abpreßten. Auch blieb ein französisches Heer in Holland stehen, dessen Flotte sich mit der französischen vereinigen mußte. Maestricht und Venloo mit Holländisch-Flandern wurden damals schon ganz zu Frankreich geschlagen. Der Rest von Holland erhielt den Namen der batavischen Republik nach dem Muster der französischen. Die Engländer entschädigten sich durch Wegnahme der holländischen Colonien, die sie nicht etwa dem Erbstatthalter überließen, sondern für sich behielten. Man sagte damals von ihnen mit Recht, sie gleichen dem Freunde, der bei einem Brande stiehlt, während er die Miene annimmt, als wolle er löschen helfen. Der König von Preußen, der früher in Holland so energisch aufgetreten war, hätte Pichegru leicht vertreiben können, ließ diesen gewähren und verbot sogar jede oranische Zusammenrottung an den Grenzen, als der Erbstatthalter werben ließ, um Holland wieder zu erobern.

Die österreichischen Niederländer wurden schwer geprüft. Schon am 13. Dezember 1792 war unter Dumouriez alles Staats-, Kirchen-, Corporations- und Gemeindeeigenthum in Belgien unter französischen Schutz gestellt, d. h. für gute Beute erklärt worden. Im Frühjahr 1793 wurden die Bürger gezwungen, die Einverleibung ihres Landes in die französische Republik zuzugeben. Französische Soldaten ertrotzten die Abstimmung mit dem Bajonet. In dem volkreichen Gent stimmten nur 150 Menschen, darunter 59 aus dem Zuchthaus be-

freite. Viele Städte protestirten, aber vergebens. „Wie kann uns Frankreich, indem es uns die Freiheit zu bringen vorgibt, dieselbe nehmen?" schrieb die Stadt Brüssel unter dem Präsidenten Dotrenge.

„Jedes freie Volk gibt sich selber Gesetze und empfängt sie nicht von einem andern," schrieb die Stadt Antwerpen unter dem Präsidenten van Dun. „Ihr raubt uns nicht nur das öffentliche, sondern auch das Privatvermögen, was unsere früheren Despoten nie gethan haben," schrieben die Stände von Hennegau.

Ueberall, wohin die Franzosen kamen, raubten sie alles Staats- und Kircheneigenthum, verjagten den Adel, brandschatzten die reichen Bürger, plünderten selbst das Gemeindegut, verkauften z. B. Wälder und machten alles zur Beute und durch Verkauf an Juden und Judengenossen zu Geld. In Lüttich wurde am ärgsten gewüthet, weil hier das Volk lange von seinem Fürstbischof Constantin Franz mißhandelt worden war. Dieser Bischof hatte enorme Einkünfte von dem Bade Spaa, wo sich die lüderlichsten Hazardspieler Europas zu versammeln pflegten. Dagegen hatte sich das Volk erhoben, war aber durch preußische Truppen, auf des Bischofs Requisition, unterworfen worden. In dieser Stadt wurden viele Kirchen der Erde gleich gemacht. In Cöln wurden alle Klöster geöffnet, und Reisende fanden hier noch späterhin eine Nonne als berühmte schöne Kellnerin. Trier verlor alle Glocken. Damals begann auch zuerst der Raub der Kunstwerke. Aus Holland wie aus Belgien wurden die kostbarsten Gemälde nach Paris entführt. Eine ungeheure Menge Kunstwerke gingen in den zerstörten Kirchen zu Grunde. Den Brüdern Boisserée in Cöln gelang es später, von den damals aus allen Kirchen zerstreuten Gemälden die herrliche Sammlung altdeutscher und altniederländischer Gemälde zu retten, die jetzt in München aufbebewahrt sind.

Die Oesterreicher, bereits aus den Niederlanden verdrängt, hielten, nachdem auch das feste Luxemburg am 9. Juni gefallen war, nur noch Mainz. Bayern übergab den Franzosen ohne Noth und im geheimen Einverständniß, die Festungen Düsseldorf und Mann-

heim, von wo aus sie neue Raubzüge machten und Greuel aller Art begingen. Ganze Gemeinden zwischen Main und Lahn flüchteten in die Wälder. Der tapfere Clerfait strafte noch einmal diese Frevel. Er überfiel das französische Belagerungsheer vor Mainz und nahm ihnen 138 schwere Geschütze ab (29. Oct.). Ebenso fiel Mannheim, wo sich die Franzosen schon festgesetzt hatten, wieder in die Gewalt der Oesterreicher nach einem siegreichen Gefechte bei Handschuchsheim und nach einem heißen Bombardement. Von England und Preußen verlassen, ging Oesterreich am 21. Dez. einen Waffenstillstand mit Frankreich ein. Der edle Clerfait, anstatt für seine Leistungen belohnt zu werden, wurde in Ungnade abgedankt, weil er sich mit Recht über die elende Verpflegung der Armee, über die Unterschleife und über Thugut beschwert hatte. Thugut wurde beschuldigt, mit den Juden, welche bei den Lieferungen ungeheuer betrogen hatten, unter der Decke zu stecken.

Preußen schloß aus Gründen, die wir im folgenden Buche erörtern werden, im April 1795 zu Basel mit Frankreich einen Frieden in den auch Hannover, Hessen, ganz Norddeutschland eingeschlossen wurden. Auch Spanien schloß Frieden, die italienischen Staaten (außer Sardinien) knüpften wieder freundliche Beziehungen mit Frankreich an, ebenso Dänemark und Schweden.

Die Engländer setzten den Krieg nur noch zur See fort. Admiral Hotham schlug eine französische Flotte im Mittelmeer, 14. März, Lord Bridgort, eine andere bei l'Orient 23. Juni. Auf den französischen Schiffen befanden sich ganz unfähige Offiziere, bildeten Soldaten und Matrosen politische Clubs und gehorchten gelegentlich nicht. Daher sie durch schlechtes Manövriren immer den Sieg verloren, obgleich sie sich einzeln heldenmüthig schlugen.

Das kleine Emigrantencorps unter Condé hatte sich in den früheren Feldzügen seit 1792 gut gehalten, war aber absichtlich, um seinen Einfluß zu schwächen, getheilt worden, weil Oesterreich und Preußen allein hatten siegen und das künftige Schicksal Frankreichs bestimmen wollen, ohne Einsprache der Emigranten. Jetzt wurde der größte Theil dieses Heeres von England in Sold genommen und

sollte unter d'Hervilly an der Küste der Bretagne landen, um mit den Chouans dieser Provinz und den benachbarten Vendéern die Contrerevolution zu Gunsten Ludwigs XVIII. zu vollenden. Aber es war zu spät. Die Chouans waren immer nur zerstreute Banden und sehr vorsichtig gewesen. Die Vendéer hatten sich schon 1793 erschöpft und führten nur noch einen schwachen Vertheidigungskrieg. Am 3. Januar 1794 wurde die Insel Noirmoutier, die kurz vorher von den Vendéern unter l'Elbée erobert und worin der Commandant der Blauen, Wieland, gefangen und geschont worden war, von den Blauen unter Turreau wiedererobert, worauf der Sieger ohne Gnade alle Gefangenen, den tödtlich krank darniederliegenden Elbée, seine Gemahlin, 1200 Vendéer, einen Theil der unschuldigen Insulaner, ja sogar den armen Wieland erschießen ließ, den letzteren, weil man vorgab, er habe die Insel an die Vendéer verrathen. Vergebens betheuerte der edelmüthige Elbée noch sterbend Wielands Unschuld. Die Hauptmaaßregel des Convents gegen die Vendée wurde jetzt ausgeführt. Man schickte nämlich zwölf s. g. infernalische Colonnen der Republikaner durch ihr Land, welche systematisch alle Einwohner ausrotteten und alle Häuser niederbrannten. Der junge tapfere La Rochejacquelin fiel, die andern Anführer Stofflet und Charette benutzten das nach Robespierres Sturz eingetretene mildere System und schlossen ihren Frieden mit der Republik im Winter auf 1795. Die Emigranten fanden also, als sie im Juli an der Halbinsel Quiberon landeten, nur einige Tausend Chouans unter Puysaye vor. Der letztere wollte allein befehlen und man stritt sich. Ueberdies schloß sie der nach Robespierres Sturz wieder frei gewordene General Hoche mit 10,000 Mann am Landungsplatze ein und machte zugleich ein solches Feuer auf die englischen Schiffe, daß diese sich treulos entfernten und die unglücklichen Emigranten im Stiche ließen. d'Hervilly fiel, Puysaye rettete sich auf ein englisches Schiff. Nur Sombreuil, Sohn des früheren Gouverneurs der Invaliden, kämpfte tapfer fort, bis auch er capituliren mußte, 20. Juli. Hoche hätte den Gefangenen gerne das Leben geschenkt, aber Tallien, der als Conventsdeputirter anwesend und eben damals als Contrerevolutionär

verdächtig geworden war, ergriff diesen Anlaß, um sich rein zu waschen, und ließ 600 Emigranten erschießen, darunter den edlen Sombreuil*) und den Bischof von Dal mit 50 Geistlichen. Die übrigen ließ man unter der Hand frei, ebenso die Chouans. Ein Graf Damas hatte sich, um nicht gefangen zu werden, ins Meer gestürzt. Die zweite Abtheilung der Emigranten unter dem Grafen von Artois kam zu spät, um zu helfen, und hielt auf der kleinen Insel Houat nur ein Todtenamt für die Gefallenen. Sein Versuch, bei Noirmoutier zu landen, mißlang, seine Flotte wurde von einem schrecklichen Orkan zum Theil vernichtet.

Eben so traurig war das Schicksal von vierhundert nach Guadeloupe entflohenen Emigrirten, die dort von der republikanischen Partei in einem großen Graben erschossen und dann mit Erde zugedeckt wurden. Auf den Antillen war wilde Bewegung. Die Republikaner behaupteten die Uebermacht mit Hülfe aufgestandener Mulatten und Neger. Auf der Insel Granada wurde der englische Gouverneur Hume mit andern angesehenen Engländern auf Befehl des Mulattengenerals Fidore erschossen. In St. Vincent fielen die wüthenden Karaiben über die Engländer her. — Auch die französischen Flotten waren wieder glücklich. Am 8. October gelang es dem französischen Contreadmiral Richery, bei Cap St. Vincent 30, dem

---

*) Später wurde ein Brief Sombreuils an den englischen Kriegsminister Windham bekannt, worin der erstere bitter beklagte, daß die Emigrirten von England im Stich gelassen seyen und weder Instructionen, noch Lebensmittel erhalten, die Expedition also unglücklich ablaufen müsse. Windham antwortete nicht. Sheridan sagte im Parlament: „bei Quiberon floß freilich kein brittisches Blut, aber die brittische Ehre blutet aus allen Adern. Es waren mörderische Unternehmungen, die auf den Seelen ihrer Urheber lasten werden.“ Und Fox: „Man sagt, gewisse Cabinetsminister hätten, weil sie sich mit zu viel Emigranten überlastet, dieselben absichtlich aufgeopfert, um sie los zu werden. Ich will es nicht glauben, aber ewiger Schmerz der englischen Nation, wenn sie die Urheber der Expedition von Quiberon nicht wenigstens mit ihrem Tadel bestraft.“

französischen Capitän Moullon, bei Cap Finisterre 18 reiche englische Handelsschiffe wegzunehmen.

Im südlichen Frankreich schritt die Contrerevolution am weitesten vor. Hier bildeten sich bewaffnete Jesus- und Sonnencompagnieen, die im Namen der Religion und des Königs im Frühjahr 1795 unter dem Gesang des réveil du peuple die Terroristen abschlachteten, so 97 in Lyon, 29 in Aix, 47 in Tarascon, 38 in Marseille. Auch hatten sich viele Emigranten eingeschlichen, aber diese Bewegungen erloschen, sobald die Niederlagen der Contrerevolutionäre in Paris bekannt wurden. Die Oesterreicher und Sardinier thaten von Italien aus nichts, um jene Bewegungen im Süden zu unterstützen. Die erstern unter Devins wurden von den Franzosen unter Scherer bei Loano (23. Nov.), die letztern unter Colli bei Garessio (27. Nov.) von den Franzosen unter Serrurier geschlagen.

Auch nach Paris hatten sich viele Emigranten heimlich zurückbegeben und waren nicht verhaftet worden. Sie träumten schon von einem leichten Siege der königlichen Partei, die aristokratische Vorstadt St. Germain füllte sich wieder mit vornehmen Bewohnern und glänzenden Equipagen. Madame Staël eröffnete den ersten aristokratischen Salon. Die goldene Jugend trug ungenirt die grünen Rockaufschläge der Chouans. Pichegru, als Eroberer Hollands und Besieger des Pöbels in Paris, damals der angesehenste General, ließ sich in heimliche Verbindungen mit Condé ein. Aber die Mehrheit des Convents hing entweder aufrichtig der Republik an oder hatte wenigstens keine Lust, die Macht, die sie einmal besaß, abzutreten. Viele fürchteten, wenn das Königthum wieder eingeführt würde, noch wegen ihrem Antheil an der Revolution zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der Convent beschloß daher, der Contrerevolution einen Damm zu setzen. Louvet war es, welcher das Signal dazu gab, indem er ausrief: es ist Zeit, die Gegenrevolution zu endigen (18. August). Die Verbannung der Emigrirten und des renitenten Klerus, so wie die Confiscation ihrer Güter wurden aufs neue bestätigt. Die Verfassung von 1793 wurde zwar definitiv

aufgegeben (sie war nie ins Leben getreten); an ihre Stelle trat aber eine neue, von Daunou entworfene Verfassung (von 1795 oder dem Jahre III der Republik), in welcher sich der Convent vorbehielt, die bisher von ihm ausgeübte Macht fernerhin auszuüben. Die vollziehende Gewalt sollte aus fünf Directoren bestehen, die gesetzgebende in einen Rath der 500 mit dem Recht der Gesetzesinitiative, und in einen Rath der 250 (der Alten) mit dem Rechte des Veto betraut, getheilt werden, aber zwei Drittel dieser beiden Räthe sollten aus bisherigen Conventsgliedern gewählt werden, wodurch ihnen die Gewalt gesichert blieb. Das war ein Zweikammersystem, eine Annäherung an die constitutionelle Monarchie im Sinne Neckers und der alten Constitutionellen, aber noch ganz unter den Bedingungen der Republik.

Diese Wendung der Dinge brachte die royalistische Partei um ihre Hoffnungen. Sie wollte aber nicht weichen. Unter dem Vorsitz des alten Herzog von Nivernois tagten ihre Häupter im Odeon und beschlossen einen bewaffneten Aufstand der 44 Pariser Sectionen, die sich bereits zu ihnen bekannten und 20—30,000 Mann Nationalgarden der bessern Bürgerclasse aufstellten. Sie hatten aber keine Kanonen mehr, die Vorstädte von St. Antoine und St. Marceau, die ganze alte Sansculottenpartei bewaffnete sich unter dem Namen der Patrioten von 1789 für den Convent. Tallien, kurz vorher noch ihr heftigster Gegner, führte sie an. Es war nur wenig Militär in der Stadt, welches General Menou befehligte. Dieser benahm sich nicht energisch genug, und Barras, mit den Vertheidigungsanstalten vom Convent beauftragt, übergab das Commando an den General Bonaparte, der zufällig in Paris war.

Bonaparte war nach dem Sturze Robespierres in Nizza verhaftet worden, angeklagt als Freund des jüngern Robespierre, der ihm als Conventsdeputirter im Lager viele Liebe bewiesen hatte. Das Zeugniß der Armee, man könne sein Talent nicht entbehren, rettete Bonaparte. Er blieb aber abgesetzt. Als er nach Paris kam, um Beschäftigung zu suchen, meinte Aubry, der damals die Armeeangelegenheiten leitete, er sey zu jung. „Auf dem Schlacht-

felde wird man schnell alt," erwiderte Bonaparte. Das nahm aber Aubry, der nie Pulver gerochen hatte, sehr übel und that nichts für ihn. Bonaparte blieb in Paris ohne Gehalt in so kümmerlicher Lage, daß er seinen Bruder Joseph beneidete, der damals eine reiche Kaufmannstochter, Demoiselle Clary in Marseille, geheirathet hatte. Seine Freunde Junot und Sebastiani lebten damals mit ihm zusammen, wie arme Studenten. Auch der berühmte Schauspieler Talma war sein täglicher Gesellschafter. Endlich bekam er etwas im Kriegsbureau zu thun, aber erst Barras rief ihn wieder auf das Feld der Thaten.

Am 13. Vendemiaire (5. October) 1795 setzte sich die royalistische Armee der Stadt in Bewegung gegen den Convent. Rasch die Sachlage überblickend hatte Bonaparte noch im Dunkel der Nacht durch den Rittmeister Murat (Sohn eines Gastwirths zu Cahors, der nachmals Bonapartes Schwester Caroline heirathete) mit wenigen Reitern die vierzig Kanonen abholen lassen, welche in der Nähe der Stadt aufgestellt und von den Royalisten vergessen waren, und dieselben rings um die Tuilerien (den Convent) so geschickt placirt, daß er, obgleich er nur 8000 Mann zur Verfügung hatte, die 30,000 seiner Gegner, die keine Kanonen hatten, mit Kartätschenschüssen in Respect halten konnte. Sie griffen unter den Generalen Duhoux und Danican muthig an, wurden aber mit Kugeln überschüttet und wichen nach einstündigem Kampf. Bonaparte ließ sie entwaffnen. Es ist bemerkenswerth, daß niemand an Barrikaden dachte, was Bonapartes Sieg sehr erschwert haben würde. Als die abgegebenen Waffen vor ihn gebracht wurden, fand sich auch ein schöner Knabe bei ihm ein, der ihn unter Thränen um den Degen seines Vaters bat, den man seiner Mutter weggenommen hatte. Es war Eugen Beauharnais, Sohn Josephinens. Bonaparte begleitete ihn zu seiner Mutter und wurde bald darauf deren Gatte. Josephine stand in vertrauten Beziehungen zu Barras, der die Confiscation ihres großen Vermögens verhindert hatte. Sie brachte dem viel jüngeren Bräutigam Reichthum und eine hohe Protection zu. Er wurde jetzt General der Armee des Innern und, als ein neuer

Krieg gegen Oesterreich beschlossen wurde, Obergeneral der Armee von Italien.

Nach der Niederlage der Royalisten trat die neue Verfassung in Kraft und das Directorium begann mit den beiden Räthen seine amtliche Thätigkeit am 28. October. Der damit endlich aufgelöste weltberühmte Convent hatte die extremsten seiner Mitglieder in furchtbaren Parteikämpfen verloren, behielt aber in dem Reste derselben und in der geschonteren Mitte immer noch so viel Lebenskraft, daß er sich in den neuen Gewalten nur gleichsam fortsetzte. In die neuen Räthe gingen nicht weniger als 379 Conventsmitglieder über. Die ersten Directoren waren Barras, Rewbel, Laréveillière-Lepaux, Letourneur und Sièyes. Ihr System war ein conservatives geworden. Sie wollten nur erhalten, was in der Revolution gewonnen war, und in Ruhe und Ordnung deren Früchte genießen. Die Parteien waren des Lärmens satt. Das Volk wandte sich überall wieder der täglichen Arbeit und den Freuden des Familienlebens zu.

Nur wie nach einem heftigen Meersturme die Wellen noch fortschwanken, immer niedriger gehend, so wiederholte sich auch unter dem Directorium noch einmal eine terroristische und royalistische Bewegung, aber schon ganz abgeschwächt. Die alten Jakobiner sammelten sich im Club des Pantheon, Grachus Baboeuf war ihr Journalist. Am 9. September 1796 überfielen sie, der kaum befreite tolle Drouet an der Spitze, das nahe bei der Stadt befindliche Lager von Grenelle, in der Hoffnung, die Soldaten zu verführen, wurden aber übel empfangen und verjagt. Drouet entkam, 32 aber wurden hingerichtet; Baboeuf, der noch aus dem Gefängniß heraus die Demokratie Robespierres predigte, erdolchte sich selbst. — In den Provinzen blieb alles ruhig. Zwar hatten sich die Vendéer noch einmal erhoben, aber so schwach, daß sie bald den Angriffen des Generals Hoche unterlagen und sowohl Stofflet als Charette gefangen und wegen des gebrochenen Friedens erschossen wurden (Februar und März 1796).

Doch hatte die neue Regierung eine schlimme Erbschaft über-

nommen in den zerrütteten Finanzen und in der Corruption der zahllosen amtlichen Räuber. Im Sturm und Drange der Revolution hatte man zuletzt 45,000 Millionen Assignaten ausgegeben, die gänzlich entwerthet waren. Um einen einzigen Franken baar zu bekommen, gab man deren eintausend in Assignaten. Ein Klafter Holz in Paris stieg bis zu dem Werth von 24,000 Fr. in Papier, ein Pfund Seife kostete 230. Das Directorium suchte nach und nach Ordnung zu schaffen, was aber einem Staatsbankerott gleichkam. Es schuf am 18. März 1796 nicht weniger als 2400 Millionen s. g. Territorialmandate (Anweisungen auf die Nationalgüter), welche nur noch die Zinsen aus dem Kapital der älteren in den Assignaten verausgabten Summe darstellten, und auf welche diese reducirt wurde, forderte nun aber die Steuern in baarem Gelde ein. Wer dieses letztere nicht hatte, mußte seine Papiere dafür hergeben. Die Mandate waren so schnell entwerthet, wie die Assignaten selbst, und um eine Steuer von einem baaren Franc zu bezahlen, mußte man den dreißigfachen Werth in Mandaten zahlen, welcher selbst nur der Ersatz für einen dreißigfachen Werth in Assignaten gewesen war. Der Staatsgläubiger erhielt mithin für 1000 baare Franken, die er einst dem Staate geliehen, nur einen zurück. Gleichwohl sollte das nur eine Reduction zum bessern Vortheil der Gläubiger vorstellen und der Name Bankerott durfte nicht ausgesprochen werden. Die Republik faselte immer noch von „französischer Rechtschaffenheit“ und von der „Garantie der Staatsschuld.“

Dennoch hätten die Finanzen besser geordnet werden können, wenn nicht die Beamten so entsetzlich gestohlen hätten. Von den Directoren an bis zum untersten Diener machte Jeder Unterschleif und füllte seinen Beutel mit dem, was er der Republik heimlich abführte. Das geschah im Complott. Nur wenige edlere Männer, wie Carnot, hielten sich frei davon. Die Siege der Republik gaben ihren Obern viele Gelegenheit, sich zu bereichern. Die Generale schickten Geld und geraubte Kostbarkeiten an das Directorium, um sich bei ihm in Gunst zu setzen. Die besiegten Fürsten und Städte schickten Geld, um sich Schonung zu erkaufen. Die geheime Be-

stechung griff in gleichem Maaße um sich, wie der offene Raub, und den obern Beamten ahmten überall die untern nach. Es war hauptsächlich der hohe Reiz der überreichen Kriegsbeute, durch den sich die Directoren verführen ließen, das System der Eroberungen zu begünstigen. Ohne es zu wollen aber verschafften sie dadurch allmälig den Armeen ein Uebergewicht, was endlich unvermeidlich zur Soldatenherrschaft und somit zur Vernichtnng aller in der Revolution gewonnenen Freiheiten führen mußte. Robespierres berühmte Worte „les brigands triomphent," gingen in Erfüllung und Lafayettes berühmte Worte „die dreifarbige Fahne wird die Reise um die Welt machen," ebenfalls, denn sie war die Fahne jener heroischen Brigands, die ganz Europa plünderten und nicht eher ihr Ziel fanden, bis sie das goldene Kreuz vom Kreml herabgestohlen.

Sechstes Buch.

Das Trauerspiel in Polen.

Nachdem wir die furchtbaren Stürme der französischen Revolution in ihrem Zusammenhange geschildert haben, wenden wir uns zu den Nachbarländern, um deren verschiedenartige Stellung zur Revolution genauer zu bezeichnen. Was wir schon wissen, ist, daß alle Mächte Europas feindlich gegen die neue Republik auftraten und sie leicht hätten überwältigen können, aber immer uneinig und ohne Nachdruck handelten.

In England führte der junge William Pitt das Staatsruder, unterstützt von der Mehrheit des Parlaments. Kalt und berechnend, wie er war, suchte er den Frieden so lange als möglich zu erhalten, damit der einträgliche englische Handel im Gange bleibe. Als der Krieg unvermeidlich geworden war, führte ihn Pitt auch wieder nur im englischen Handelsinteresse, zerstörte die französischen Schiffe und eroberte die französischen Colonien. Ganz ebenso behandelte er Holland, sobald es von den Franzosen besetzt ward, und raubte ihm Flotte und Colonien. Bei Quiberon entledigte er sich der ihm lästigen Emigrirten und die Vendée unterstützte er nicht,

weil ihm das nur Opfer gekostet hätte, ohne ihm einen materiellen Vortheil zu gewähren. Oesterreich und Preußen zahlte er Subsidien, um sie gegen Frankreich zu benutzen, versäumte aber, auf ihre Einigkeit hinzuwirken.

Trotz des alten Nationalhasses fehlte es auch in England nicht an Schwärmern für die französische Freiheit. An ihrer Spitze stand der berühmte Parlamentsredner Fox, welcher voraussagte, England und Frankreich würden sich dereinst noch im liberalen Interesse alliiren. Dagegen verwarf der eben so berühmte Parlamentsredner Burke im Namen der Freiheit selbst den Mißbrauch, den die Franzosen damit trieben. Die unterdrückten Katholiken in Irland und die zahlreichen Dissenters in England jauchzten der Revolution zu. Aber die Mehrheit des englischen Volks hegte keine Sympathie für die Menschen an der Seine. Der Pöbel zerstörte 60 Dissenterhäuser, deren Bewohner unter Dr. Priestley einen französischen Club nachgeäfft hatten. Nach den Septembermorden kamen 80,000 französische Flüchtlinge im elendesten Zustande nach England hinüber, man sah sie aber dort nicht gern, man suchte sich ihrer bald wieder zu entledigen.

Im englischen Königshause war Zerrüttung, Georg III. hing ganz vom Ministerium und Parlament ab, haßte die stolzen Lords und sehnte sich nach seinem deutschen Hannover zurück. Sein Sohn, Prinz von Wales, nachheriger König Georg IV. fröhnte allen Lüsten und Lüderlichkeiten und machte ungeheure Schulden. Als er 1795 Karolinen, die Tochter des berühmten Herzog Ferdinand von Braunschweig, heirathen mußte, lief er gleich nach der Trauung wieder von ihr weg und setzte sein wüstes Leben mit Maitressen und an Saufgelagen fort. Seine vernachlässigte Gemahlin gebar ihm eine Tochter, Charlotte, blieb aber von ihm verstoßen und gab sich nun selbst Liebhabern hin, insbesondere dem Maler Lawrence und dem tapfern Sidney Smith. Der schöne Knabe Austin, der sie seitdem nie verließ, soll des letzteren Sohn gewesen seyn.

Die alte Kaiserin Katharina II. lebte und intriguirte immer noch und zog, wie eine Spinne im Netze, lauernd ihre Fäden über

ganz Europa. Als alle Mächte nach Frankreich hinüber blickten und Frankreich angriffen, stellte auch sie sich heftig erzürnt über die Revolution, zwang alle in Rußland lebenden Franzosen, Ludwig XVII. zu huldigen, und empfing den Grafen vou Artois in St. Petersburg mit großem Pomp. Heimlich aber freute sie sich der Revolution, weil sie hinter dem Rücken der gegen Frankreich kämpfenden Mächte Polen gleichsam wegstehlen konnte. Nach Potemkins Tode schenkte die alte Kaiserin, die sich stark schminkte, um immer noch jung zu erscheinen, ihre Zärtlichkeit dem unwissenden Subow, nahm aber neben ihm noch zwei andere Vertraute an, Markow und Soltikow. In diesem Zirkel wurde das neue Unheil Polens ausgebrütet.

Inzwischen hatte der König von Preußen durch seinen Gesandten in Warschau, Luchesini, sich des armen Polenkönigs Stanislaus angenommen und den Polen Muth gemacht, sich der bisherigen russischen Vormundschaft zu entziehen. Als auch Kaiser Leopold II. die nichtswürdige josephinische Politik aufgab und Rußlands treulose Lockungen zurückwies, athmete die patriotische Partei in Polen unter Ignatz Potocki immer freier auf. Am 3. Mai 1791 vereinigten sich König und Reichstag zur Abschaffung der heillosen alten Verfassung, des liberum veto etc., und gaben Polen eine neue vernünftige Verfassung, worin dem König größere Rechte eingeräumt, der Adelsanarchie gesteuert und festgestellt wurde, daß die landverderblichen Königswahlen künftig nicht mehr stattfinden, sondern nach dem Tode des kinderlosen Stanislaus der Prinz von Sachsen und seine Nachkommen einfach die polnische Krone erben sollten. Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. stimmten damit überein. Aber der erstere starb und sein Sohn Franz ließ sich gleich wieder von Rußland verlocken und in einem Vertrage mit Rußland am 13. Juli 1792 verpflichten, den Polen nicht mehr zu helfen. Zugleich hatte sie einen Theil des polnischen Adels, der mit der neuen Verfassung unzufrieden war, unter dem polnischen Kronfeldherrn Branicki und Felix Potocki angetrieben, die Conföderation von Targowitz zu schließen und die alte Verfassung zurückzuverlangen.

Der König von Preußen wagte nun nicht, dem russisch-österreichischen Bündniß zu trotzen, zumal da er gegen Frankreich kämpfen wollte. Er hielt es also für das beste, schon am 3. August gleichfalls ein Bündniß mit Rußland zu schließen und sich dafür, daß er die Polen verlasse, den Besitz von Danzig und Thorn versprechen zu lassen. Hierauf intriguirte die russische Kaiserin weiter und versprach Oesterreich den Erwerb von Bayern, wenn es ihr und dem König von Preußen gestatten wolle, einige Stücke von Polen abzureißen. Kaiser Franz willigte gern ein, weil ihm alles daran lag, Bayern zu bekommen.

Als nun russische Truppen in Polen einrückten, suchten die getäuschten Polen bei Preußen Hülfe, aber Luchesini wußte sich nicht mehr zu erinnern, daß er ihre neue Verfassung gebilligt habe. Joseph Poniatowski, ein Neffe des Königs, warf sich mit 20,000 Mann den Russen entgegen, aber der König selbst, durch den russischen und preußischen Gesandten geschreckt, hemmte die Vertheidigung und gab den Oberbefehl dem Prinzen Alexander von Würtemberg, der eine Czartorizska geheirathet hatte, jetzt zum Rückzug commanmandirte und die polnischen Corps zerstreuen wollte. Aber sie gehorchten nicht.

An ihre Spitze stellte sich Thaddäus Kosciuszko,*) der mit Washington und Lafayette für die Unabhängigkeit der Amerikaner gefochten hatte. Er schlug die ihm weit überlegenen Russen mit geringer Macht, aber unbezwinglicher Tapferkeit, mehrmals aufs Haupt. Bei Zielence am 18. Juni 1792, bei Dubienka am 17. Juli. Als aber Rußland ein neues großes Heer schickte und König

---

*) Ein armer Edelmann hatte er sich in die Tochter des reichen Marschalls von Lithauen, Sosnofski, verliebt, die ihn zärtlich wieder liebte, aber ihre stolzen Eltern verwarfen ihn. Sie ließ sich von ihm entführen, aber er wurde eingeholt und schwer verwundet. Sie mußte den Fürsten Lubominski heirathen. Er ging nach seiner Genesung nach Amerika, kämpfte hier für die Freiheit und stieg bis zum General. In jeder Schlacht trug er das Tuch seiner Geliebten und hat nie geheirathet, ein echter Pole von romanhafter Glut.

Stanislaus sich unbedingt unterwarf, konnte Kosciuszko sein Vaterland nicht mehr retten und zog sich nach Leipzig zurück.

Unterdeß unterhandelte die schlaue Katharina auch mit England, entsagte der bewaffneten Neutralität in Seekriegen und bewilligte England neue Handelsvortheile. Ohnehin mit Frankreich beschäftigt, nahm Pitt die russischen Anerbietungen an und gab Polen zum zweitenmale verloren. Auch Oesterreich war befriedigt, und so konnten Rußland und Preußen allein am 23. Januar 1793 die zweite Theilung Polens vornehmen. Rußland eignete sich in Lithauen und Volhynien 4550 Quadratmeilen zu, während Preußen zusammen nur 1060 bekam. (Danzig und Thorn mit Posen, Gnesen, Kalisch 2c.) Russische und preußische Truppen nahmen ohne Widerstand Besitz. Nur der polnische Reichstag zu Grodno weigerte sich, die Abtretungen gutzuheißen, bis am 23. September der russische General Rautenfeld die Landboten Tag und Nacht einsperrte, dann ihr beharrliches Schweigen als Zustimmung auslegte, so daß ihnen nichts übrig blieb, als ein ohnmächtiger Protest. Der russische Gesandte Graf Sievers betrog auch die Preußen und verkürzte ihre Grenzen. Mit Thugut aber schloß Katharina II. damals ein geheimes Bündniß zur Theilung der Donauländer. Frankreich verschwendete Geld über Geld in Constantinopel, um die Türken zum Kriege zu reizen.

Weil nun die Russen ihre Armee an die türkische Grenze schickten und in Polen nur 20,000 Mann zurückließen, wagte Kosciuszko, von Frankreich heimlich mit Geld unterstützt, die Polen aufs neue zum Kampfe zu rufen. König Stanislaus sollte sein kleines Heer unter General Madalinski bis auf 15,000 Mann reduziren, weigerte sich aber und verstärkte sich bei Ostrolenka durch zahlreiche Zuzüge im März 1794. Nun erschien auch Kosciuszko in Krakau, verjagte die Russen von dort und stellte sich an die Spitze des Aufstandes. Mit Madalinski vereinigt schlug er die Russen bei Raclavize unter Tormassow zurück, 4. April. In dieser Schlacht hatten die Krakusen (nur mit Sensen bewaffnete Bauern) aufs tapferste gefochten, während das Aufgebot der Edelleute sich hatte zersprengen lassen. Da warf Kosciuszko zornig seinen Rock weg und zog den weißen Kittel

eines Bauern an, aber nicht zum Vortheil seiner Sache, denn der Adel wurde ihm gram.

In Warschau lagen 8000 Russen unter Igelström, die am 17. April durch eine allgemeine Volkserhebung bis auf ein Drittel, das sich rettete, vernichtet wurden. Das wüthende Volk erhob sich auch in Grodno und Wilna und vertrieb von dort die Russen. In Wilna wurde der Pole Kosakowski, weil er russischer General geworden war, als Landesverräther gehängt; denselben Tod litten in Warschau sein Bruder, der ein Bischof war, der Vicegroßfeldherr Zabiello, der Hetman Ozarowski, ein Graf Angwitz und andere vornehme Russenfreunde, am 9. Mai, Kosciuszko eilte nach Warschau und stellte die Ruhe her. Sein Hauptaugenmerk war aber der König von Preußen, dem er inständig anlag, sich mit Polen und Frankreich zu verbinden. Der König schwankte, aber von Mannstein, seinem Vertrauten, überredet, zog er es vor, sich zunächst selbst zum Meister von Polen zu machen, und ließ ein Heer unter General Faveral einrücken. Kosciuszko entschloß sich in der Noth, die Leibeigenschaft der Bauern aufzuheben, um sie zu einer Gesammterhebung zu begeistern. Das war im Geschmack seiner nordamerikanischen Freiheitsideen und wurde ihm wohl auch von Frankreich zur Pflicht gemacht, das ihm Geld vorschoß. Aber er verletzte damit das Interesse des polnischen Adels, der ihm nun entgegen wirkte. Er brachte nur 17,000 Mann zusammen und wurde am 9. Juni bei Rawka oder Szczekociny trotz der tapfersten Gegenwehr durch die vereinigten Preußen und Russen geschlagen. Nun fiel auch Krakau. In Warschau aber reizte der Demagoge Kanowka den Pöbel auf, die Gefängnisse zu stürmen und die noch übrigen vornehmsten Russenfreunde, den Fürsten Czetwartinski, den Bischof Massalski von Wilna und sechs andere zu ermorden. Kosciuszko ließ die Mörder hängen, konnte aber Polen nicht mehr retten. Am 13. Juli erschien Friedrich Wilhelm II. selbst an der Spitze seines Heeres vor Warschau.

Als Kaiser Franz II. davon hörte, unterbrach er eilig seinen Feldzug in den Niederlanden, eilte nach Wien zurück und verstän=

digte sich mit der alten Katharina, den König von Preußen zwar als Werkzeug zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes zu brauchen, ihn aber um den Lohn zu betrügen. Er rieb seine Kräfte vor Warschau auf, welches Kosciuszko aufs einsichtsvollste vertheidigte. Rußland und Oesterreich ließen ihn schadenfroh im Stich und ärgerten ihn so, daß Luchesini und Bischofswerder ihn wieder umstimmen konnten. Da brach er, um seine Kräfte bis zur letzten Ausgleichung mit seinen Rivalen zu schonen, plötzlich die Belagerung ab und zog sich zurück.

Darauf hatte der Türkenbezwinger Suwarow an der Spitze eines beträchtlichen russischen Heeres nur gewartet, um die Lorbeern zu pflücken, die ihm die Preußen überließen. Mit seinem gewohnten Ungestüm und ungeheurer Uebermacht warf er am 27. September bei Brzesz die Polen unter Siarakowski und am 10. Octbr. bei Maciejowici ihren Rest unter Kosciuszko selbst nach verzweiflungsvoller und höchst blutiger Gegenwehr im offenen Felde auseinander. Kosciuszko wurde selbst verwundet, von seinem verwundeten Pferde in einem Sumpf fortgerissen. Ein Säbelhieb auf den Kopf machte ihn besinnungslos und seine letzten Worte waren: finis Poloniae! aber ein Kosak erkannte ihn, Suwarow ließ ihn mit großer Schonung pflegen und heilen und schickte ihn nach St. Petersburg, wo die alte Kaiserin, minder edelmüthig, ihn eng und fest einkerkern ließ. Dann zog Suwarow vor Warschau, schlug Ignatz Potocki zurück, der sich ihm noch einmal entgegen warf, und stürmte in der Nacht des 4. November die Vorstadt Praga, die durch die Weichsel von Warschau getrennt ist. Die Polen wehrten sich in den Straßen heldenmüthig und die Russen verloren 1400 Mann, schlachteten aber zur Rache alle Einwohner, Greise, Weiber und Kinder, nach der mäßigsten Berechnung 10,000 Menschen, ungerechnet 2000, die in der Weichsel ertranken. Von Blut gesättigt bewilligte Suwarow der Stadt Warschau eine billige Capitulation und ließ die letzten polnischen Truppen frei abziehen. Die meisten Compromittirten flohen nach Oesterreich.

Nun war Rußland Herr der Lage und konnte, mit Oesterreich

einverstanden, Preußen vorschreiben, wie viel es bei der dritten Theilung Polens bekommen sollte. Preußen war isolirt, mit Frankreich im Kriege begriffen und von England wegen seiner zweideutigen Politik hart angelassen. Dennoch wagte Rußland nicht, Preußen bis zu einer Allianz mit Frankreich zu treiben, wenn es ihm von der polnischen Beute allzu wenig abgebe. Man verständigte sich also und am 3. Januar 1795 wurde der Theilungstraktat zu St. Petersburg unterzeichnet. Das Königreich Polen hörte auf, Stanislaus erhielt eine russische Pension und starb 1798. Rußland nahm vollends ganz Lithauen und Volhynien, 2200 Quadratmeilen, Preußen bekam das alte Masowien mit Warschau, nicht ganz 1000 Quadratmeilen, Oesterreich Westgalizien mit Krakau, 1834 Quadratmeilen.

An dem nämlichen verhängnißvollen 3. Januar hatte die alte Katharina mit dem alten Thugut für den jungen Franz einen geheimen Traktat gegen Preußen geschlossen. Oesterreich verpflichtete sich, Rußland die Moldau und Wallachei zu überlassen und für sich Serbien uud Bosnien zu nehmen. Rußland sollte erlaubt seyn, noch weiter in der Türkei zu erobern, wogegen Oesterreich nicht nur Bayern, sondern auch Venedig erhalten sollte. Beide verpflichteten sich zu Schutz und Trutz gegen Preußen und wollten gemeinschaftlich jede weitere Erwerbung Preußens verhindern.

Friedrich Wilhelm II. kam hinter diesen Traktat und wurde zugleich von den rheinischen Fürsten, Herrn und Städten bestürmt, sie zu retten oder sich wenigstens bei Frankreich für sie zu verwenden. Gleichzeitig kam ihm die französische Diplomatie aufs artigste entgegen, um ihn vollends von der Coalition zu trennen. Im Bunde mit Frankreich konnte er als Schutzherr des westlichen und mittleren Deutschland sein preußisches Reich arrondiren und den österreichischen Anspruch auf Bayern vereiteln. Von Rußland und Oesterreich verrathen und aufs tiefste verletzt, warf er sich endlich Frankreich in die Arme. Sein Gesandter, Freiherr von Hardenberg, eröffnete mit dem französischen Gesandten Barthelemy zu Basel die geheimen Unterhandlungen, die am 5. April zum Abschluß des verhängniß-

vollen Basler Friedens führten. Man hat lange Zeit diesen Frieden Preußen zum schweren Vorwurf gemacht, aber es wurde durch die russisch-österreichische Intrigue unvermeidlich dahin getrieben. Der Friede wurde für Deutschland nicht sowohl dadurch verderblich, daß er überhaupt geschlossen, sondern vielmehr dadurch, daß er so lange gehalten und nicht viel früher preußischerseits wieder gebrochen wurde. Diesen Fehler beging erst Friedrich Wilhelms II. Nachfolger, dem Gelegenheit genug geboten wurde, wieder vereint mit Oesterreich Deutschland gegen Frankreich zu schützen, der aber diese gute Gelegenheit vorbei gehen ließ.

Der Basler Frieden zog eine Demarkationslinie, die das nördliche Deutschland in der Mainlinie unter preußischem Schutz neutralisirte. Hannover lag innerhalb dieser Linie und zog seine Truppen sofort zurück.

Spanien folgte dem preußischen Beispiel und schloß seinen Frieden mit Frankreich ebenfalls zu Basel am 22. Juli. Karl IV., nur der Jagd obliegend, hatte bisher den liberalen Aranda regieren lassen, bis nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. das liberale System aufgegeben wurde und der gemeine Leibgardist Godoy als Liebhaber der Königin Therese, geb. Prinzessin von Parma, Minister wurde. Anfangs schloß sich Godoy der Coalition gegen Frankreich an, nachher aber ließ er sich von der letztern Macht bestechen und überredete den König, Oesterreich wolle sich auf Kosten des Hauses Bourbon bereichern. Dadurch ließ sich der einfältige König bewegen, die französische Republik anzuerkennen.

Beinahe unbemerkt machte Katharina II. damals eine neue wichtige Erwerbung, indem sie unser altes Reichsland Kurland am 18. März 1795 ohne weiteres für eine russische Provinz erklärte und in Besitz nahm. Oesterreich wollte, Preußen konnte es nicht hindern. Der bisherige Herzog Peter aus dem Hause Biron zog sich nach dem schlesischen Herzogthum Sagan zurück, das er kurz vorher gekauft hatte. Die Mißvergnügten unter dem kurischen Adel wurden vertrieben, ihre Güter russischen Günstlingen verliehen.

Eine der letzten Intriguen der alten Katharina war, den jungen

König von Schweden, Gustav IV. Adolph, mit ihrer Enkelin Alexandra zu vermählen und dadurch den russischen Einfluß in Schweden zu verstärken. Des Prinzen Oheim, der damalige schwedische Regent, Herzog Karl von Südermanland, ein Schwachkopf, den man mit Freimaurerspielereien gängelte, ließ sich mit dem Prinzen nach St. Petersburg verlocken, der junge Prinz selbst aber durchkreuzte die Intrigue unerwartet durch die Festigkeit, mit der er darauf bestand, die Russin müsse erst lutherisch werden, bevor er sie zur Frau nehme. Unter der elenden Regierung des schwedischen Regenten, der sich vor der Adelspartei fürchtete, wurden alle Verschworenen gegen den vorigen König freigelassen und erhielten die ersten Aemter, während die treuen Freunde des Königthums verfolgt wurden. So der heroische Armfelt, damals schwedischer Gesandter in Neapel, der glücklich entkam, während seine in Stockholm zurückgelassene Geliebte, die junge Gräfin Rudenskiöld, die in ihren Briefen allzu frei ihre Wünsche für Schwedens Zukunft ausgesprochen hatte, zur Strafe am Pranger ausgestellt und ins Zuchthaus gesteckt wurde. Armfelt war, wie E. M. Arndt sagt, ein Held auf dem Schlachtfelde, wie in der Liebe, und unwiderstehlich.*)

Um die Engländer über die Eroberungen zu täuschen, die sie im Orient machen wollte, affectirte die alte Katharina einen glühenden Eifer, Krieg gegen Frankreich zu führen, und schloß mit England am 22. Juli 1795 einen Vertrag, wonach sie eine Million Pfund Sterling Subsidien erhalten und dagegen ihre Flotte mit der englischen vereinigen sollte, um die französischen Schiffe und Häfen zu vernichten. Heimlich aber befahl sie ihrem Admiral Kanikow, seine Schiffe und Leute zu schonen, und schickte unterdeß den Valerian Subow, Bruder ihres Lieblings, mit einem Heere an die Südspitze des kaspischen Meeres, um von dieser Seite her in der Türkei zu erobern, während sie vorgab, sie wolle Persien angreifen, und den Sultan sogar ersuchte, ihr beizustehen. Der Sultan traute

*) In vielen europäischen Hauptstädten hatte er Kinder auch von fürstlichen Frauen.

nicht und weigerte sich. Um ihn zu täuschen, mußte Subow wirklich die persische Stadt Derbent wegnehmen, wurde aber von den Persern zurückgeschlagen. Die Kaiserin wollte ihm große Verstärkungen schicken, vertiefte sich feuriger als je in ihren türkischen Eroberungsplan, auf die Verträge mit Oesterreich und England gestützt, wurde aber plötzlich in dem Kabinet, in welchem sie arbeitete, leblos am Boden liegend gefunden, am 9. November 1796. So endete die nordische Semiramis ihr thaten- und lasterreiches Leben.

Ihr Sohn und Nachfolger Kaiser Paul I., damals 42 Jahre alt, war von seiner Mutter unnatürlich gehaßt und von den Geschäften fern gehalten worden. Sein Lebenswandel war rein, nur durch Launen und Zornausbrüche plagte er seine Umgebung. Die Geschichtschreiber haben gewetteifert, ihn zu tadeln, ohne seiner edlen und ritterlichen Natur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er befahl die Leiche seiner Mutter mit der seines Vaters gemeinschaftlich zu bestatten, und schloß durch ein Edict für immer die weibliche Thronfolge in Rußland aus. Er schloß mit Persien Frieden und ließ die Türkei in Ruhe. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung ging er, seine Söhne Alexander und Constantin an der Hand führend, in Kosciuszkos Kerker, gab ihm eigenhändig den Säbel zurück, mit dem er Polen vertheidigt hatte, und entließ ihn frei nach Amerika.*) Paul suchte Polens Wunden soviel als möglich zu heilen und zeigte sich besonders gnädig gegen die katholische Kirche, womit zusammenhing, daß er sich zum Großmeister des katholischen Maltheserordens wählen ließ.

Die von Kosciuszko versuchte Bauernemancipation in Polen hing mit einer in Ungarn entdeckten Verschwörung zusammen und beide empfingen ihren Impuls von Paris aus. Schon 1793 hatte

---

*) Kosciuszko kämpfte von nun an nie mehr gegen Rußland, nahm aber auch die ihm zugedachte russische Pension nicht an. Er lebte zurückgezogen auf einem Landgut bei Paris, zuletzt in der Familie Zeltner in Solothurn, wo er 1817 gestorben ist; seine Leiche wurde in die alte Krönungsstadt Krakau gebracht.

der Platzhauptmann Hebenstreit in Wien eine Verschwörung gegen das Leben des jungen Kaisers angezettelt, war aber ergriffen und gehängt worden. Da Bonaparte später im Frieden von Campo Formio die Freilassung der Mitschuldigen Hebenstreits erwirkte, müssen sie wohl in directer Verbindung mit Frankreich gestanden haben. Gefährlicher war 1795 die Verschwörung des Abtes und Rathes Martinowits in Ungarn, der die Bauern frei machen wollte. Er wurde verrathen und mit sechs Genossen enthauptet. Nach diesen Vorgängen wurde die österreichische Polizei außerordentlich verschärft und begann die Herrschaft der geheimen Polizeispione, der berüchtigten Naderer und Spitzeln.

In **Preußen** und zumal in Berlin sympathisirte man nach dem Basler Frieden in auffallenderweise mit Frankreich. Man kehrte befriedigt unter die Tyrannei der französischen Mode zurück, wie zur Zeit Friedrichs des Großen. Darüber war England sehr erbittert, indem es zugleich für sein Hannover fürchtete. Was innerhalb der Demarkationslinie lag, schien früher oder später Preußen zur Beute werden zu sollen. Zu dem frühern polnischen Erwerb, der unter dem Namen Westpreußen an Ostpreußen angeschlossen worden war, kam nun noch das bei der dritten polnischen Theilung an Preußen abgetretene mittlere Weichselland unter dem Namen Südpreußen. Die preußische Regierung schonte indeß dieses Land nicht, sondern überschwemmte es mit dem Auswurf ihrer Beamten, die nicht einmal polnisch verstanden, und schrieb den Polen das ihnen unverständliche preußische Landrecht vor, welches 1794 vollendet und publicirt worden war. Die confiscirten Güter des polnischen Adels wurden an die Günstlinge des Königs und deren Anhänger verschenkt. Die Landesreligion wurde von den freigeistigen Eindringlingen verlacht. Im Uebermuth achtete man damals nicht darauf, wie sehr sich die Deutschen durch diese schlechte Wirthschaft bei den Polen verhaßt machten. Mit demselben Uebermuthe drangsalirte damals die preußische Regierung die fränkische Ritterschaft und die Reichsstadt Nürnberg.

Friedrich Wilhelm II. setzte die klägliche Politik nicht lange

mehr fort, denn er starb, erst 53 Jahr alt, durch Ausschweifungen erschöpft am 17. November 1797. Er hinterließ 28 Millionen Thaler Schulden und den Staat in der unsichersten Lage, die Bevölkerung inficirt von der bisherigen Lüderlichkeit des Hofes. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm III. war ihm durchaus nicht ähnlich, lebte sittenrein mit seiner schönen und grazienreichen Gemahlin Luise, geb. Prinzessin von Meklenburg-Strelitz, und reinigte den Hof von den Kupplern und Maitressen seines Vaters. Die Lichtenau wurde der ihr verschwenderisch geschenkten Güter wieder verlustig erklärt und sogar eine Zeitlang verhaftet *). Bischofswerder und Wöllner wurden fortgejagt und man erwartete ein ganz neues Regierungssystem. Aber der König war noch jung und unerfahren, von Natur schüchtern, wortkarg, trocken, mürrisch, willenlos und unproductiv. Der Basler Frieden sagte ihm zu, weil er ihm die Neutralität und die Ruhe gewährte, die ihm erlaubte fortzuregieren, ohne in beständiger Sorge zu schweben oder neue Entschließungen fassen zu müssen. Er behielt daher auch die Männer bei, welche wie Hardenberg jenen Frieden geschlossen oder wie Luchesini und Haugwitz den Anschluß Preußens an Frankreich immer für das Räthlichste gehalten hatten.

---

*) Die Königin Wittwe Louise, geb. Prinzessin von Darmstadt, war so gutmüthig und schwach, am Sterbebette des Königs die Lichtenau zu umarmen und ihr zu danken, daß sie den König so liebevoll gepfleg habe. Der neue König aber warf ihr einen vernichtenden Blick zu.

Siebentes Buch.

Bonapartes italienischer Feldzug.

Nachdem Oesterreichs Truppen am Rhein mit den Engländern, Hannoveranern und Holländern nicht stark genug gewesen waren, die noch unregelmäßigen Haufen der französischen Republikaner zu schlagen, durfte es nicht hoffen, jetzt allein ohne jene Bundesgenossen über die unterdeß geordneten, siegestrunkenen und besser angeführten Heere Frankreichs zu siegen. Belgien und Holland waren bereits verloren; auf dieser Seite, von welcher man Paris aus der Nähe bedrohte, war Frankreich vollkommen sicher, auch im Rücken war es durch den Frieden mit Spanien gedeckt, es konnte daher seine ganze überlegene Kriegsmacht gegen Oesterreich allein verwenden. Bei dieser Sachlage hätte Oesterreich vielleicht besser gethan, dem Beispiel Preußens zu folgen und mit Frankreich Frieden zu schließen. Es hätte dann nur die Niederlande aufgeopfert und eine Wendung der Dinge abwartend, vielleicht auch diese später wiedergewonnen. Man kann inzwischen seine Handlungsweise nicht tadeln, da sie theils aus einer zähen, nie an sich selbst verzagenden

Widerstandskraft, theils aus einem des deutschen Kaisers würdigen Ehrgefühl hervorging.

Selbst in England wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht räthlicher sey, jetzt mit Frankreich Frieden zu schließen. Der größte Redner der Opposition im Unterhause, Fox, sprach entschieden dafür, und das Haupt der Regierung, Minister Pitt, erwog die Sache und ließ in Basel Unterhandlungen mit dem französischen Bevollmächtigten Barthelemy anknüpfen. Es scheint jedoch, er habe absichtlich seine Forderungen zu hoch gespannt. Das Mißlingen der Expeditionen unter York, bei Toulon und Quiberon, weit entfernt, ihn zu demüthigen, reizte nur seinen Stolz. Frankreich fühlte sich Sieger und gab nicht nach. Somit blieb England im Kriegsstande, wartete aber bessere Gelegenheit ab, um sich nicht wieder Niederlagen auszusetzen, und leistete diesmal Oesterreich, was dessen gerade jetzt mehr bedurft hätte, weniger Hülfe als früher. Es schickte ihm keine Heere mehr, sondern nur 1,600,000 Pfund Sterling Subsidien.

Ursprünglich war der Krieg von Frankreich zwar zuerst erklärt, aber nur vertheidigungsweise geführt worden. Erst allmälig waren die Franzosen zum Angriff und zur Eroberung übergegangen. Von nun an behaupteten sie die Offensive und dehnten sie weit aus über Rhein und Alpen. In dem Maaß, in welchem das revolutionäre Feuer im Innern Frankreichs erlosch, begann das kriegerische Feuer nach außen zu wüthen, wie aus dem Vesuv erst dann, wenn die Feuersäule in seinen Krater zurückgesunken, desto mächtigere Lavaströme sich weithin in das friedliche Land ergießen.

Carnot entwarf den großen Plan des Krieges vom Jahre 1796. Drei französische Armeen sollten über die Grenzen gehen, die niederrheinische unter Jourdan in Hessen und Franken, die oberrheinische unter Moreau in Schwaben und die italienische unter Bonaparte in Italien einbrechen, und alle drei sollten sich in concentrischer Richtung gegen Wien bewegen. Eine vierte s. g. Alpenarmee unter Kellermann zählte nur 15,000 Mann und bewachte nur das schon von den Franzosen eroberte Savoyen. Die

Oesterreicher hatten sich auf Hauptschläge am Rheine gefaßt gemacht und deshalb hier mehr als vier Fünftheile ihrer Macht aufgestellt (91,000 Mann unter Erzherzog Karl, 81,000 unter Wurmser, wobei die Contingente der noch reichstreuen Sachsen, Bayern, Franken und Schwaben miteingerechnet sind), während Beaulieu in Italien nur 37,000 Oesterreicher commandirte. Er wurde nun zwar durch 20,000 Sardinier unterstützt, allein außer diesen fanden sich nur noch 1500 Neapolitaner zur Vertheidigung Italiens ein, kein Venetianer, kein Römer. In einer so großen Gefahr für die ganze Halbinsel hätten auch alle italienischen Staaten wetteifern müssen, Beaulieu zu verstärken.

Bonaparte kam am 27. März 1796 in Nizza an, wo Scherer ihm das Commando der italienischen Armee übergab. Dieselbe zählte 43,000 Mann mit nur 60 Kanonen und befand sich in einem elenden Zustande, die Soldaten hatten zerrissene Kleider und kein Brod. Die Assignaten, die man ihnen statt Soldes gab, hatten allen Werth verloren; das baare Geld und die Naturalleistungen wurden von diebischen Kriegscommissären und Lieferanten zurückgehalten. Die Noth war groß, alles schrie und klagte, einige Bataillone begingen große Unordnungen. Trotzdem aber war es eine auserlesene Truppe. Die französische Jugend hatte Geschmack am Kriege gefunden. In der Sturmzeit der Revolution hatten die Söhne gebildeter und reicher Familien ihr Leben, das sonst der Guillotine verfallen wäre, nur ins Lager retten können. Eine Menge anderer gebildeter Jünglinge hatten als feurige Republikaner zu den Waffen gegriffen, um für die Freiheit zu kämpfen. Das Aufgebot in Masse brachte alle Stände in Waffenbrüderschaft. Die jakobinische Ungebundenheit war je mehr und mehr jener soldatischen Disciplin gewichen, die man in der Gefahr als unentbehrlich erkennen lernt und auf die man nach dem Siege stolz wird. Schon begann der mit ehrenvollen Narben geschmückte Soldat den feigen Pöbel der Sansculotten zu verachten. Schon hatte sich der ritterliche Sinn echter Krieger gegen die vom Convent gebotenen Ermordungen der Gefangenen empört. Und welcher Reiz lag in der schnellen Beför=

derung des Verdienstes! Wer tapferer, kriegskundiger, geistesüber-legener war, stieg in jenen Jahren rasch zum General empor und machte seinen Namen welthistorisch. Die republikanische Gleichheit aller, in welcher die alte Aristokratie der Barone begraben worden, gebar die neue der Generale. Bonaparte, selber ein Emporkömmling und erst 27jähriger Jüngling, fand in der kleinen Armee, deren Commando er übernahm, und brachte zum Theil in seinem Gefolge zu ihr mit eine Menge junger Männer, die alle Generale von unsterblichem Ruhm geworden sind: d'Allemagne, Andreossy, Augereau, Bessières, Cervoni, Duroc, St. Hilaire, Joubert, Junot, Kilmaine, Laharpe, Lannes, Lanusse, Marmont, Murat, Rusca, Serrurier, Victor, Bonapartes Stiefsohn Eugen Beauharnais, Duroc, der schon Bonapartes Mitschüler in Brienne gewesen. Den ersten Rang unter allen behauptete aber Alexander Berthier, ein schon erfahrener Mann, der mit Lafayette in Amerika gedient hatte. Bonaparte machte ihn zum Chef seines Generalstabs, ein Amt, das er bis zum Jahre 1814 mit der größten Umsicht und Treue versah. Der merkwürdigste Untergeneral Bonapartes war Massena, der als Waisenknabe aufgewachsen gemeiner Soldat geworden war und es in 14jährigem Dienst nicht weiter als bis zum Sergeanten gebracht hatte, weil vor der Revolution kein Nichtadeliger Offizier werden konnte. Die Revolution hatte ihn dagegen schnell erhoben, er galt als einer der tapfersten und klügsten Generale. Dem jüngeren Bonaparte gab er sich mit Enthusiasmus hin und dieser hielt ihn sehr hoch und sagte sogar einmal von ihm: „er ist mein rechter Arm.“ Massenas Hingebung an Bonaparte war aber nicht ohne Eigennutz, denn nachdem er so lange als gemeiner Soldat das harte Kasernenleben durchgemacht hatte, wollte er auch etwas von seiner Generalswürde haben und war der größte Räuber in der Armee. Er plünderte nicht nur eroberte Länder, sondern stahl auch, was seinen eigenen Soldaten bestimmt war. Damit man ihm das übersähe, bedurfte er große Thaten und große Gunst seiner Obern.

Es war Bonaparte nicht möglich, dem Mangel in seiner Armee abzuhelfen, da ihm das Directorium nicht mehr als 2000 Luisd'or

baar und eine Million Livres in Wechseln mitgegeben hatte, die zum Theil nicht acceptirt wurden. Er jagte inzwischen die verrufensten Kriegscommissäre fort und elektrisirte das Heer durch die wunderbare Thätigkeit, mit der er neue Hülfsquellen eröffnete, um wenigstens den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen und die Truppen vorwärts zu bringen. Im Uebrigen verwies er sie auf Sieg und Eroberung und auf die reiche Beute, die sie in Italien finden würden. Alles jauchzte ihm zu, alles vertraute ihm, selbst die älteren Generale beugten sich achtungsvoll vor ihm und wünschten sich Glück, unter ihm zu dienen*). Er strahlte von Jugend, martialischem Genie und von dem geheimen Glück, das er im Besitz Josephinens gefunden, der er fast täglich mitten unter einer Last von Geschäften die zärtlichsten Briefe schrieb. Seine persönliche Erscheinung übte einen Zauber auf seine Nebenbuhler wie auf den gemeinen Mann. Gegen alle liebenswürdig, verbannte er doch schon aus seiner Nähe jeden Rest sansculottischer Brüderlichkeit. Alle Generale hatten bisher ihre Truppen nur citoyens (Bürger) anreden dürfen. Bonaparte war der erste, der sie nur „Soldaten" nannte und nicht mehr zu ihnen von Freiheit und Gleichheit, sondern von Ruhm und Beute sprach. Sein berühmter Tagesbefehl lautete: „Soldaten, ihr seyd nackt und halb verhungert! Die Regierung schuldet euch viel, kann euch aber nichts geben. Bewundernswürdig ist eure Geduld, euer Muth in dieser Felsenwüste. Das bringt euch aber keinen Ruhm. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden!"

Das war das Programm der Eroberungen und des künftigen

---

*) Nichts bezeichnet die damalige Stimmung für ihn besser, als was Junot seinem Vater auf die Frage: wer denn dieser Bonaparte sei? antwortete: „Um zu wissen, wer er ist, muß man er selbst seyn. Ich kann nur sagen, er ist einer von den Menschen, mit denen die Natur geizt und die sie in Jahrhunderten nur einmal geboren werden läßt."

Kaiserreichs, wie die Erklärung der Menschenrechte das der Freiheitskämpfe und der Republik gewesen war. Das Directorium in Paris war nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu jenem älteren Programm zurückzuführen. Auch das Volk selbst nicht. Die im Leben vorgerückter waren, hatten nur noch das einzige Bedürfniß der Ruhe nach so viel Stürmen und des Genusses der erhaltenen oder neuerworbenen Güter. Bei den jüngeren war die Begeisterung für die Freiheitsgöttin in der rothen Mütze übergegangen in kriegerisches Feuer und Streben nach Ruhm. Sieben Jahre hatten hingereicht, diese erstaunliche Veränderung in den Trieben der französischen Gesellschaft zu bewirken.

Der Plan Bonapartes war, die hohen Gebirgsketten, die ihn von Italien trennten, an der niedrigsten Stelle, nämlich da zu überschreiten, wo die Alpen sich von Nordwesten her senken und nach Osten hin die Apeninnen aufsteigen. Hier sich durchzwängend wollte Bonaparte seine zerstreut aufgestellten Gegner einzeln überfallen und schlagen nach dem Grundsatz, in welchem, wie er selbst sagte, die ganze Kriegskunst enthalten ist, daß es nämlich nur darauf ankomme, auf dem entscheidenden Punkte mehr Menschen und Kanonen zu haben, als der Feind, möge derselbe ihrer auch noch so viel mehr auf andern, nicht entscheidenden Punkten haben.

Beaulieu hatte sich durch das wahrscheinlich von Bonaparte selbst ausgestreute Gerücht, die Franzosen würden von Nizza aus nicht ins Gebirge, sondern am Meeresufer hinziehen, um das reiche Genua zu besetzen, täuschen lassen und seine Truppen noch östlicher gezogen und von Colli, mit dem er überhaupt stets uneins war, entfernt. Da fiel Bonaparte über jedes der vereinzelt im Gebirge stehenden österreichischen Corps mit Uebermacht her und drängte sie alle gegen Genua hin, um nachher die Sardinier ganz eben so einzeln zu fassen und zu schlagen. Diese ersten Kämpfe am 11. und 12. April waren nur strategisch wichtig, aber taktisch unbedeutende Gefechte, in denen der Verlust der Oesterreicher nicht 300 Todte und nur 400 Gefangene betrug, weil sie sich bald vor der Uebermacht zurückzogen. Aber Bonaparte gab diesen Gefechten den pomphaften

Namen der Schlacht bei Montenotte und sein Siegesbericht war voll Uebertreibung und nur auf einen Effect berechnet, den er allerdings nicht verfehlte. Die Bewegung, durch welche die Oesterreicher immer weiter östlich abgedrängt wurden, dauerte in den nächsten Tagen fort, indem andere österreichische Abtheilungen dasselbe Loos erlitten, wie die früheren. Das waren am 13. bis 15. April die Gefechte bei Cossaria, einem Castell, vor dem die Franzosen drei Generale verloren, wo aber 800 Oesterreicher unter Provera gefangen wurden, und bei Dego. An diesem letzteren Ort überließen sich die Franzosen unter Massena nach dem Siege einer sorglosen Ruhe, als plötzlich der kühne Vukassovich mit fünf österreichischen Bataillonen sie überfiel, ihnen 900 Mann mit dem Bajonet niederstach und 700 Gefangene mit 19 Kanonen abnahm. Allein von Bonaparte selbst, der in der Nähe war, umdrängt, konnte der tapfere Oberst sich nur noch mit Verlust von 900 Mann durchhauen. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei Millesimo und gab mehr Gefangene an, die er gemacht haben wollte, als überhaupt Oesterreicher im Gefecht gewesen waren. Dieser Charakterzug von Bonaparte ist sehr merkwürdig. Auch später, als sein Feldherrncredit fest gegründet war und niemand an seinem überlegenen Genie mehr zweifelte und jeder Furcht genug vor ihm hatte, unterließ er niemals, dem wahren Verdienst erlogenes hinzuzufügen und seine Kriegsberichte nicht wie ein großer Feldherr, der er wirklich war, sondern wie ein Charlatan abzufassen.

Sobald die Oesterreicher weit genug in die Apeninnen zurückgeworfen waren, wandte sich Bonaparte gegen Colli und faßte die Sardinier zuerst bei Ceva, am 17. April. Colli zog sich sogleich zurück, leistete aber an der Cursaglia am 20. tapfern Widerstand. Da er indessen keine Hoffnung sah, durch die Oesterreicher verstärkt zu werden, zog er sich noch weiter zurück und erlitt durch die ihm nacheilenden Franzosen bei Mondovi am 22. eine Niederlage. In dieser Gebirgsgegend war es, von wo aus die hungernden und abgerissenen Franzosen zum erstenmal in die goldene Ferne der lombardischen Ebene hinuntersahen und wo Bonaparte ihnen zurief:

„dort unten liegt der Reichthum, dort holt euch alles, was ihr braucht!" — Von panischem Schrecken ergriffen ließ der König von Sardinien, Victor Amadeus III., in seiner nahe bedrohten Hauptstadt Turin sich bewegen, um Frieden zu bitten. Ein Waffenstillstand wurde schon am 28. April, der Friede am 15. Mai abgegeschlossen. Sardinien trat Savoyen und die Grafschaft Nizza an Frankreich ab und ließ die festen Plätze in Piemont, vor allen Alessandria, von den Franzosen besetzen. Dieser Friede war nur eine Galgenfrist, der Uebermuth der Sieger ließ es den armen König nur zu bald fühlen, der auch die Schmach nicht lange überlebte und schon im October starb, den wankenden Thron an Karl Emanuel IV. überlassend.

Der nunmehr gänzlich blosgestellte Beaulieu zog sich über den Po zurück und wagte keine Schlacht mehr, da er schwächer war als Bonaparte. In der eiteln Hoffnung, der breite Strom werde den Feind aufhalten, zerstreute er sein Corps abermals an einer langen Uferstrecke. Bonaparte ging aber am 7. Mai bei Piacenza über den Fluß und schlug am 8. ein österreichisches Corps unter Liptai. Nun gab Beaulieu Mailand selbst auf und suchte nur noch Mantua zu verstärken. Als die Franzosen in der Nacht auf den 8. ruhig bei Codogna lagerten, wurden sie vom österreichischen General Schubirz überfallen und erlitten bedeutenden Verlust, auch fiel hier ihr General Laharpe (ein Waadtländer, Bruder des Obersten, dem die Erziehung des jungen Großfürsten, nachherigen Kaisers Alexander von Rußland anvertraut worden war). Ueberhaupt fochten die Oesterreicher in diesem für sie so unglücklichen Kriege überall mit Heldenmuth, wo sie irgend gut und besonders zum Angriff geführt wurden. Bonaparte schlug diese Armee nicht nur, sondern verleumdete sie auch, indem er jeden ihrer Verluste übertrieb, jeden ihrer Erfolge verschwieg oder verkleinerte.

Ehe Beaulieu nach Mantua abzog, ließ er an der Adda bei Lodi den General Sebottendorf mit 9—10,000 Oesterreichern stehen, um Nachzügler aufzunehmen und den Rückzug zu decken. Als nun am 10. Bonaparte mit seiner gesammten Macht vor Lodi ankam,

schossen die Oesterreicher mit Kartätschen über die lange Brücke. Da führten Massena, Lannes, Berthier und einige andere höhere Offiziere die Truppen im Sturmmarsch hinüber. Die Oesterreicher, anstatt sie zusammenzuschießen, brachen das Gefecht freiwillig ab und zogen sich zurück, wobei sie, da die Franzosen mit Uebermacht nachdrängten, 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen einbüßten. Aus diesem einfachen Rückzugsgefecht machte Bonaparte in seinem Armeebericht eine große und wunderähnliche Schlacht.

Bevor Bonaparte seinem Feinde nach Mantua folgte, beeilte er sich, seinen Triumpheinzug in Mailand zu halten, 14. Mai. Die Bevölkerung empfing ihn festlich geschmückt unter lautem Jubelruf (obgleich die Citadelle noch von Oesterreichern besetzt war) als Befreier und sah in ihm nur den mit unüberwindlichem Schwert bewaffneten Genius der Republik, durch den alle Völker frei und das goldene Zeitalter eingeführt werden sollte. Sie wurde jedoch bald enttäuscht, als Bonaparte eine Kriegssteuer von 20 Millionen Lire und außerdem unermeßliche Lieferungen forderte, wobei seine Soldaten sich überdies eine Menge Eigenmächtigkeiten gestatteten, bei denen ihr Obergeneral die Augen zudrückte, denn die Beute war es ja, die er ihnen versprochen hatte. Dasselbe geschah in Pavia, Crema und überall, wohin die Franzosen kamen. Aber auch wo sie noch nicht waren, erfeilschte man ihre Schonung durch Geld und Werthe, die man ihnen zuschickte. Bonaparte verkaufte seine Gnade dem Herzog Ferdinand von Parma (9. Mai) um 2 Millionen Lire, 1700 Pferde, eine große Lieferung von Naturalien und um 20 der kostbarsten Gemälde. Da Italien noch reicher an Kunstschätzen war, wie Holland und Belgien, so machte sich Bonaparte ein besonderes Geschäft daraus, es in dieser Beziehung auszuplündern und Paris mit einer Kunstbeute zu bereichern, an die sich das Andenken seines Namens und seiner Siege knüpfte. Gleiche Gnade widerfuhr dem Herzog Herkules von Modena, dem letzten des Hauses Este, für 10 Millionen, viele Lieferungen für die Armee und 20 Gemälde.

Das Verfahren Bonapartes war insofern neu, als er es verschmähte, die Fürsten zu vertreiben, wie viele, vielleicht das Direc-

torium selbst, von ihm erwartet hatten. Aber er verfuhr eigenmächtig und wußte wohl, das Directorium werde nichts gegen seine Handlungsweise einwenden, wenn er nur Siege erfocht und Geld und Trophäen nach Paris schickte. Nur um die Freiheitsmänner zu beschwichtigen, deren Verdacht von sich abzulenken und zugleich um Italien durch innere Parteiung zu zerrütten und sich den Sieg zu erleichtern, verkündete er von Mailand aus: „wir sind die Freunde aller Völker und lieben vor allen die Enkel des Brutus und Scipio. Wir werden das Capitol wieder aufrichten und das Volk der Römer wiedererwecken."

Nur in dem Theile Italiens, wohin keine Franzosen gekommen waren, konnte ihnen diese Sprache Anhänger gewinnen. In der Lombardei hatten ihre Plünderungen das Volk schon dermaßen erbittert, daß Bonaparte kaum (22. Mai) von Mailand aufgebrochen war, um sich zwischen Mantua und Tirol zu werfen, als auch schon das Landvolk hinter seinem Rücken in Masse aufstand. Blitzschnell aber wandte Bonaparte sich um, zersprengte die Bauern bei Bimasco, welchen Ort er verbrennen ließ, und nahm Pavia, den Hauptsitz der Insurrection, mit Sturm, ließ es plündern und die Führer des Volks hinrichten, 26. Mai. Mittlerweile hatte der alte Beaulieu die Festung Mantua mit einem Theil seines Heeres verstärkt und sich mit dem Rest den einzigen Rückzugsweg nach Tirol durch Ueberrumplung der kleinen Festung Peschiera am Gardasee und durch Besetzung Veronas geöffnet. Diese beiden Orte, so wie Brescia und Bergamo, gehörten damals noch zur Republik Venedig, die trotz ihrer alten Reichthümer und einer nicht unbedeutenden Landmacht sich völlig passiv verhielt, den Franzosen keinen Mann entgegenstellte, aber auch von den Oesterreichern nicht beachtet wurde. Der unglückliche Prätendent, Ludwig XVIII., der bisher ruhig in Verona gelebt hatte, war schon beim ersten Herannahen der Franzosen durch einen feigen Befehl der venetianischen Regierung entfernt worden. Mit solchen Gegnern hatte Bonaparte zu thun, und man muß gestehen, daß sein Uebermuth hier überall durch Kleinmuth herausgefordert wurde. Beaulieu, welcher zu allem Unglück noch er=

krankte, zog nach einigen unbedeutenden Gefechten seine zerstreuten Corps in die Schluchten von Tirol zurück. Eines derselben hatte sich verspätet und gerieth am 31. Mai bei Valeggio an die Villa, in der sich Bonaparte, der gleichfalls ein wenig unwohl geworden war, mit geringem Gefolge einquartirt hatte. Mit genauer Noth entkam er durch die Gärten, benutzte aber den Vorfall, sich eine Leibwache zuzulegen, die s. g. Guides, zu deren Chef er Bessières machte. Das war der kleine Anfang der weltberühmten alten Garde.

Bonaparte besetzte Verona, das von den Oesterreichern wieder verlassene Peschiera und das benachbarte venetianische Landgebiet. Auch ließ er Venedig drohen, wenn dasselbe die angeworbenen Slavonier nicht wieder entferne, und Venedig gehorchte. Zunächst blieb Bonaparte außer der Bewachung der Tiroler Pässe nichts zu thun übrig, als die Eroberung von Mantua, wozu ihm aber schweres Geschütz fehlte. Dessen befand sich genug in der Citadelle von Mailand, die daher heftiger bedrängt wurde; bis sie fiel, konnte man auch eine Diversion nach Mittelitalien machen und sich dort Geschütz, Geld und Beute aller Art holen. Vor allem lockte der reich mit englischen Waaren angefüllte Hafen von Livorno. Das Directorium in Paris hatte den natürlichen Gedanken, zwei Heere in Italien operiren zu lassen, Bonaparte sollte Toskana, Rom und Neapel erobern und Kellermann unterdeß mit seiner Armee Tirol belagern. Aber das widerstrebte dem Ehrgeiz Bonapartes, der alles allein thun wollte. Mit Recht entgegnete er, wenn er sich in Italien vertiefe und zu weit von den Alpen entferne, könne Kellermann durch eine neue österreichische Armee, die ohne Zweifel Beaulieu verstärken oder ersetzen werde, erdrückt werden und Oberitalien wieder verloren gehen. Die italienische Eroberung müsse in einer Hand allein liegen. „Besser ein schlechter General, als zwei gute.“ Das Directorium wagte nicht, ihm zu widersprechen, ließ ihm den Oberbefehl allein und schickte ihm Verstärkungen. General Clarke, welchen Carnot als Commissär des Directoriums zu ihm geschickt, um ihn zu überwachen, erkannte bald, daß in Bonaparte mehr

Zukunft liege als im Directorium, und vertauschte die Rolle des Wächters mit der eines ergebenen Dieners.

Nach Neapel war es Bonaparte zu weit, er gestand also diesem Staate schon am 5. Juni die Neutralität zu, erfreut genug, daß die Königin Karoline, Marie Antoinettes leidenschaftliche Schwester, ihn nicht angreifen ließ. Dagegen schickte er Augereau in den Kirchenstaat; Bologna, das immer eifersüchtig auf Rom war und ist, empfing die Franzosen als Befreier vom päpstlichen Joch und der arme Papst erkaufte am 23. Juni Bonapartes Gnade durch 21 Millionen Lire, Auslieferung schweren Geschützes, Oeffnung der Festung Ancona, Verpflegung französischer Truppen in den Legationen, 100 der herrlichsten Gemälde und 300 der werthvollsten Manuscripte aus den berühmten Sammlungen im Vatican. Auch hier plünderten die französischen Soldaten und erbitterten die Einwohner dergestalt, daß es zu einem blutigen Aufstand in Lugo bei Ferrara kam, der aber eben so energisch niedergeschmettert wurde, wie der lombardische. Bonaparte selbst begab sich nach Florenz und gewährte dem Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, der bisheran mit Frankreich in Frieden gelebt hatte, die Neutralität, ließ aber gleichwohl Livorno am 29. Juni von Franzosen einnehmen. Da die Engländer alle ihre Reichthümer auf 60 Schiffen schleunigst fortgeschafft hatten, ließen die Franzosen ihren Aerger an den unschuldigen Einwohnern aus und erpreßten von der Stadt 12 Millionen. An demselben Tage hatte sich die Citadelle von Mailand ergeben, was Bonaparte in Florenz an der Tafel des Großherzogs erfuhr, und zugleich die Einschließung Mantuas unter Serruriers Befehl begonnen. Mantua war aber schwer zu nehmen. Die Festung ist ringsum durch Seen geschützt, durch welche nur schmale Dämme einen Zugang öffnen. Nur der Hunger konnte diese fast unüberwindliche Festung fällen. Das schwere Geschütz war erst am 19. Juli in hinreichender Menge herbeigeschafft, um das Bombardement zu beginnen.

Durch die Niederlagen Beaulieus war der Hofkriegsrath in Wien nicht wenig aufgeschreckt worden und hatte sofort befohlen, die

Aufstellung am Mittelrhein zu schwächen, um Italien zu Hülfe zu kommen. Da sich Mantua noch lange halten konnte, so hätte Oesterreich vielleicht klüger gethan, sein Heer in den uneinnehmbaren Alpen zurückzuhalten, bis die Franzosen in Italien überall vom Aufruhr umwickelt und zugleich Venedig, Toscana, Rom und Neapel zu einem gemeinsamen Auftreten gegen Frankreich vermocht worden wären. Alsdann wäre das Heraustreten einer großen österreichischen Armee aus Tirol wahrscheinlich entscheidend gewesen. Indem sie sich aber allein in die Ebene hinauswagte, setzte sie sich großen Gefahren aus. Der alte Wurmser wurde mit einem Theil seines Heeres nach Tirol geschickt, der andere Theil desselben aber mit der großen Armee des Erzherzogs Karl vereinigt, der nunmehr allein gegen Jourdan und Moreau kämpfen mußte. Wurmser warf mit 40,000 Mann bei Rivoli ein französisches Corps unter Massena zurück, auf das er zuerst stieß, 29. Juli; Quasdanovich mit 20,000 Mann an der westlichen Seite des Gardasees hervorbrechend bei Salo ein anderes, worauf er Brescia besetzte und daselbst 2700 Franzosen gefangen nahm. Da faßte Bonaparte den genialen Entschluß, Serrurier von Mantua abzurufen, das Belagerungsgeschütz, das er mit so vieler Mühe erst zusammengebracht hatte, im Stich zu lassen und mit seiner ganzen Streitmacht von 45,000 Mann zuerst über den weit schwächeren Quasdanovich herzufallen, nach dessen Vernichtung ihm Wurmser nicht mehr gefährlich schien. Schon am 31. Juli überfiel er Quasdanovich bei Lonato, schlug ihn und nahm Brescia wieder. Wurmser aber zog, ohne einen Feind gesehen zu haben, am 1. August in Mantua ein, in dessen Mauern man so eben das erbeutete Belagerungsgeschütz einschleppte. Aber zu spät erkannte er den Fehler, seine Macht getheilt zu haben. Als er eilends aufbrach, um Quasdanovich zu retten, war dieser trotz abermaligen wüthenden Widerstandes bei Lonato am 3. August gänzlich besiegt worden. Drei zersprengte österreichische Bataillone ergaben sich am folgenden Tage an Bonaparte, der auf sie stieß und obgleich er nur 1500 Mann bei sich hatte, ihnen durch den Schrecken seiner persönlichen Gegenwart die Waffen entriß. Am 5. August wurde

Wurmser, der bisher nur den Nachtrapp Bonapartes erreicht und angegriffen hatte, plötzlich von dessen gesammter Macht bei Castiglione, indem sie Quasdanovichs Verfolgung aufgebend, sich nach ihm umwandte, überfallen und nach hartnäckigem Kampfe besiegt, konnte sich aber noch glücklich nach Tirol zurückziehen. Bonaparte war nicht im Stande, ihm den Weg dahin abzuschneiden, und so standen die Dinge wie vorher, nur daß er alles schwere Geschütz vor Mantua und überdies 4000 Gefangene verloren hatte, die Wurmser mit sich nahm.

Allein der Sieg war doch wieder an die französischen Fahnen geknüpft gewesen, Bonaparte hatte sich abermals als den unüberwindlichen bewährt. Unbegreiflicherweise ließ der greise Wurmser sich von seiner Hitze verleiten, denselben mißlungenen Plan noch einmal und jetzt mit geschwächten Kräften wieder aufzunehmen, indem er abermals in zwei getrennten Massen aus Tirol herausrückte und abermals 20,000 Mann, diesmal unter Davidovich, rechts vorschob, während er selbst mit 30,000 Mann gegen Vicenza drang. Nichts war natürlicher, als daß Bonaparte nun auch ganz dieselben Schläge führte, wie früher. Erst warf er seine ganze Streitmacht auf Davidovich und schlug ihn bei Roveredo am 4. September, dann wandte er sich blitzschnell in Wurmsers Rücken und schlug ihn am 8. bei Bassano gänzlich, ja er schnitt ihm diesmal auch den einzigen Rückzugsweg durchs Thal der Brenta ab und nöthigte ihn, sich hinter die Mauern von Mantua zu flüchten.

Ehe wir neue Verstärkungen aus Oesterreich in Italien ankommen sehen, was erst im November geschah, müssen wir uns an den Kriegsschauplatz am Rhein versetzen. Jourdan eröffnete seinen Feldzug erst am 1. Juni, indem er Kleber nach Düsseldorf voraussandte. Im ersten Gefecht bei Altenkirchen am 4. wichen die Oesterreicher zurück. Jetzt erst kam Erzherzog Karl bei der Armee an, ging zum Angriff über und schlug die vorgeschobenen Corps Jourdans, das erste unter Lefebvre bei Wetzlar am 15., das zweite unter Kleber bei Uckerath, worauf Jourdan sich eilends über den Rhein zurückzog. Um ihm Luft zu machen und den Krieg in das Herz von

Deutschland hinüberzuspielen, ging Moreau mit seinem Heere am 24. Juni bei Straßburg über den Rhein, ein schwächeres Corps unter General Ferino that dasselbe bei Basel und suchte über den Bodensee rasch nach Ulm vorzudringen. Durch Wurmsers Entfernung war Schwaben so gut wie entblößt. Ehe Erzherzog Karl herbeikommen konnte, hatte Moreau schon den Schwarzwald überstiegen und alle kleinen Corps, die sich ihm entgegenwarfen, zurückgeschlagen, zuerst die schwäbischen Kreistruppen unter Raglovich, die sich übrigens gut wehrten, bei Kehl, dann ein österreichisches Corps unter Sztarray bei Sasbach und die schwachen württembergischen Posten auf dem hohen Kniebis. In Eilmärschen kam zwar Erzherzog Karl durchs Murgthal herbei und lieferte Moreau eine Schlacht bei Malsch am 9. Juli, konnte ihn aber nicht mehr aus dem Gebirge vertreiben und zog sich über Pforzheim nach Kannstadt zurück, um ihm hier noch einmal den Neckarübergang zu wehren, 18. Juli. Doch nach einer kurzen Kanonade zog er sich auch von hier zurück, um sich mit Wartensleben wieder zu vereinigen, den er zur Abwehr des abermals vordringenden Jourdan zurückgelassen hatte.

Baden, Württemberg und der ganze schwäbische Kreis unterwarf sich Moreau, zog die Kreistruppen von den Oesterreichern zurück (Erzherzog Karl ließ sie ziehen, nahm ihnen aber bei Biberach die Waffen ab), zahlte 25 Millionen Livres Kriegssteuer und lieferte Pferde, Lederwerk, Tuch, Lebensmittel in ungeheurer Menge, wobei nicht mitgerechnet ist, was die Franzosen im Einzelnen überall raubten oder erpreßten. Der alte Herzog Karl von Württemberg war 1793 gestorben, nachdem er noch eine vergebliche Reise nach Paris gemacht hatte, um die ihm gehörige Grafschaft Mömpelgard an die französische Republik zu verkaufen. Man gab ihm zu verstehen, daß man sie umsonst zu behalten hoffe. Ihm folgte in der Regierung sein gleichfalls schon bejahrter Bruder Ludwig Eugen, welcher 1795 starb, und Friedrich Eugen, der jetzt auf Mömpelgard förmlich verzichten mußte. Eine lächerlich kleine Partei von Freiheitsschwärmern, die eine schwäbische Republik zu gründen wünschte, wurde von Regnier, dem Chef des

Generalstabs unter Moreau, mit den Worten abgefertigt, wenn sie durch einen Aufstand das Einrücken der Franzosen erleichtert hätten, würde man sie anerkennen, aber hinter der Armee mache man keine Revolution mehr. Stuttgarter, die mit den französischen Völkererlösern fraternisiren wollten, wurden vorerst ihrer Uhren, guten Röcke und Stiefeln beraubt. In Moreaus Heer fand sich noch viel mehr Jakobinismus als in dem Bonapartes. Die Soldaten begingen in Schwaben große Schändlichkeiten. Ferinos Banden plünderten in den oberschwäbischen Kirchen, besudelten die Altäre, warfen die Hostien ihren Hunden vor, drehten Crucifixe wie Bratspieße im Feuer herum. In einem Nonnenkloster zu Memmingen setzten sie sich nackt zur Tafel und zwangen die Nonnen sie zu bedienen. In Berg bei Weingarten rissen sie die Figur eines Teufels von einer Gruppe ab und stellten sie ins Allerheiligste rc.

Jourdan ging am 28. Juni bei Neuwied abermals über den Rhein, ließ durch Lefebvre die Oesterreicher unter Wartensleben bei Friedberg zurückdrängen (9. Juli) und durch Kleber Frankfurt am Main wegnehmen (13. Juli.) Zum zweitenmal von den Franzosen erobert mußte diese Stadt 6 Millionen zahlen. Wartensleben wich über Würzburg zurück. Wie ein Strom ergoßen sich nun Jourdans plünderungssüchtige Horden über Franken. Auch der fränkische Kreis zahlte 16 Millionen und eine Menge Naturallieferungen. Das Rauben und wüste Schwelgen der französischen Soldaten war hier noch ärger wie in Schwaben und erbitterte das Landvolk aufs höchste. Graf Soden, der die Greuel mit ansah und beschrieben hat, erzählt die größten Abscheulichkeiten von Kirchenschändungen in den Bisthümern Würzburg und Bamberg. Zu hunderten flohen die jungen Mädchen in die Gebirge des Spessart und der Röhn, um sich vor Brutalität zu schützen. In charakteristischer Erinnerung an Robespierre pflegten damals die französischen Soldaten ihre nächtlichen Orgien mit Anzündung einer großen Schüssel voll Branntwein zu beginnen, deren blaue Flamme sie ihr être suprême nannten und um welche sie tanzten.

Das damalige Unglück des fränkischen Kreises wurde von

Preußen benützt, welches am 4. Juli Nürnberg, das Bisthum Eichstädt und die Besitzungen der fränkischen Ritterschaft mit seinen Truppen besetzen ließ, nicht um sie gegen Frankreich zu schützen, sondern um sie als künftigen Entschädigungspreis für die preußischen Abtretungen auf dem linken Rheinufer mit Beschlag zu belegen.

Erzherzog Karl befand sich zwischen den beiden feindlichen und siegreich vordringenden Armeen, während ihn nicht nur die schwäbischen, sondern auch die sächsischen Kreistruppen verließen. Allein er zog sich nicht weniger genial aus der Gefahr, wie Bonaparte, indem er seine Feinde einzeln packte, bevor sie sich vereinigen konnten. Am 11. August lieferte er Moreau noch eine unentschiedene Schlacht bei Neresheim, in welcher der tapfere französische General Desaix den linken Flügel der Oesterreicher unter Hotze (einem Schweizer) zurückwarf, Duhesme aber auf dem rechten Flügel vom österreichischen General Riese geschlagen und bis Heidenheim verfolgt wurde, von wo sich der große Armeepark Moreaus in Eile rettete. Erzherzog Karl hatte den General Frelich am Bodensee gegen Ferino aufgestellt, der aber zu schwach war und sich nach unbedeutenden Gefechten zurückzog. Bei ihm befand sich der Prinz Condé mit dem kleinen Rest der Emigrirten, die, von den Oesterreichern verspottet, am 13. August bei Mindelheim einen verzweifelten Angriff auf Ferinos Truppen machten und nach der tapfersten Gegenwehr größtentheils zusammengehauen wurden. Die wenigen, welche gefangen wurden, ließ Moreau heimlich frei. Damals hatte er eine Weisung vom Directorium in Paris erhalten, Bonapartes Armee in Italien zu unterstützen. Er zog demnach seinen rechten Flügel zu weit gegen das Gebirge und trennte sich dadurch von Jourdan, zur großen Genugthuung des Erzherzogs, der nur ein schwaches Corps unter Latour gegen Moreau stehen ließ, um diesen nach Baiern zu locken, während er selbst mit dem Gros seines Heeres am 17. August bei Donauwörth über die Donau ging, um sich auf Jourdan zu werfen.

Am gleichen Tage (17.) war Wartensleben bei Sulzbach von Jourdan ereilt und geschlagen worden, ohne jedoch an der Vereini-

gung seines Heeres mit dem des Erzherzogs gehindert werden zu können. Beide begrüßten sich mit Jubel und schon am 24. brachten sie Jourdan bei Amberg eine schwere Niederlage bei. Die Franzosen flohen durch die Stadt und bildeten jenseits derselben ein großes Quarré, um sich der wüthend einhauenden österreichischen Reiterei unter Wartensleben zu erwehren. Zweimal schlugen sie den Angriff ab, aber der dritte Choc zersprengte sie und 3000 Franzosen wurden niedergehauen. Noch einmal setzte sich Jourdan bei Würzburg am 3. September; aber auch hier erstürmte Wartensleben seine Batterien und er mußte nach einem Verlust von 6000 Todten und vielen Gefangenen weichen. Sein Rückzug durch den Spessart artete in wilde Flucht aus. Die treffliche Reiterei des Erzherzogs Karl war seinen aufgelösten Banden auf den Fersen und überall bewaffnete sich das wuthentbrannte Landvolk, um die Plünderungen zu rächen, und schlug nicht nur einzelne Franzosen, sondern ganze Abtheilungen todt, denn Dr. Röder und der Förster Witt sammelten einen Landsturm, der auch größere Massen angriff. Röder fiel im Kampfe. Die Franzosen schonten auch ihrerseits nichts mehr und verbrannten viele Dörfer. Bei Aschaffenburg erlitt Jourdans Nachhut unter Bernadotte noch eine Niederlage. Jourdan floh über den Rhein. Nur bei Limburg stellte sich der tapfere Marceau, der mittlerweile Mainz vergeblich belagert hatte, noch einmal dem Erzherzog Karl entgegen, am 16. Sept., und noch einmal bei Altenkirchen am 19., unterlag aber und fiel tödtlich verwundet in die Gefangenschaft des Erzherzogs, der den wie Bonaparte erst 27jährigen Jüngling vergebens durch seine besten Wundärzte zu retten suchte und als er dennoch starb, feierlich beerdigen und mit einer allgemeinen Salve ehren ließ. Jourdan legte sein Commando nieder und überließ sein zertrümmertes Heer dem General Beurnonville.

Unterdeß hatte sich Moreaus Heer nach einem kleinen Sieg über Latour bei Friedberg am 24. August über Bayern ergossen. Anstatt sich zu wehren, floh Karl Theodor nach Sachsen und erkaufte den Frieden um 10 Millionen, die gewöhnlichen Armeelieferungen und die 10 besten Gemälde aus der berühmten Münchner

Bildergalerie. Da war Moreau guter Dinge, bis die Schreckensnachrichten von Jourdans Heer eintrafen. Moreau erachtete sich nicht stark genug, weder um auf Wien loszugehen, noch das gefährliche Tirol zu forciren, und bequemte sich daher zum Rückzug auf dem nächsten Wege. Latour suchte ihm zuvorzukommen, war aber zu schwach und wurde bei Ravensburg zurückgedrängt. Moreau wagte den gefährlichen Weg durch das berühmte Höllenthal einzuschlagen, welches mehrere Stunden lang durch eng sich drängende schauerliche Felsen führt. Schon im Allgäu waren die Bauern aufgestanden und hatten eine Menge Franzosen todt geschlagen. Im Schwarzwald war das Volk nicht minder erbittert. Auch hatten sich einige kleine österreichische Streifkorps unter Petrasch und Nauendorf hinter Ferinos Rücken im Schwarzwald eingeschlichen, welche hingereicht haben würden, das Höllenthal unzugänglich zu machen; aber sie waren von Moreaus Rückzugsweg nicht unterrichtet und ließen sich von einzelnen französischen Corps bei Villingen und Rottweil zurückwerfen, indeß Moreaus Hauptheer am 11. unbehindert durch die Hölle kam. Dieses Thal des Flüßchens Treisam mündet bei Freiburg im Breisgau in das weite Rheinthal aus und Moreau hatte bereits einen Theil seines Heeres bei Breisach und Hüningen über den Rhein gesetzt, als der Erzherzog, zu spät eintreffend, noch den Rest angriff und schlug, das Entkommen des Hauptheers über den Rhein aber nicht mehr verhindern konnte. Das Directorium glaubte diesen Rückzug Moreaus rühmen zu müssen als ein non plus ultra von Meisterschaft, Bonaparte aber (der an Moreau eine Million aus seiner italienischen Beute geschickt hatte, um ihn durch diese Artigkeit zu demüthigen) sagte spottend: „ein schöner Rückzug, ja, aber ein Rückzug!"

Bonaparte benutzte die kurze Zeit der Ruhe nach Wurmsers Niederlagen, um in Italiens neuer Organisirung vorzuschreiten. Dem Herzog von Modena, der sich nach Venedig zurückgezogen hatte, nahm er unter dem Vorwand, er habe Mantua mit Lebensmitteln unterstützt, sein Land weg (8. Oct.) und vereinigte es mit Reggio und den päpstlichen Legationen Bologna und Ferrara zu einer cis-

padanischen Republik, unabhängig von der lombardischen, die sich gleichfalls unter seinen Augen bildete. Durch ihre Vereinigung wären sie ihm zu stark gewesen, er wollte über viele kleine herrschen. Der kühne englische Admiral Nelson hatte unter den Mauern von Genua ein französisches Schiff gekapert. Zur Strafe mußte diese Republik nun 2 Millionen zahlen, 2 weitere leihen, den Engländern Krieg erklären, 9. Oct. Auch Corsika entriß Bonaparte den Engländern wieder. Diese hatten durch ihre Gewaltthätigkeiten die Corsen erbittert, und Admiral Elliot fand es gerathener, die Insel zu verlassen, als einen schwierigen Kampf fortzusetzen. Bonaparte ließ die Insel am 20. Oct. durch ein Corps unter Gentili in Besitz nehmen. Während Wurmsers Heranzug hatten der Papst und Neapel sich feindlich gezeigt, nach seiner Niederlage aber baten sie um Frieden. Bonaparte hatte seine Gemahlin aus Paris kommen lassen und hielt mit ihr schon eine Art von Hof in Mailand. Alles huldigte ihm hier. Auch verbannte Polen kamen, als ihr Sprecher Graf Sulkowski. Bonaparte tröstete sie, konnte aber zunächst nichts für sie thun, denn die französische Verfassung duldete nicht, Fremde in Sold zu nehmen. Aber er bildete eine polnische Legion unter dem tapfern Dombrowski im Solde der italienischen Republiken.

Oesterreich säumte nicht, nachdem es am Rhein Sieger geblieben war, ein neues Heer nach Italien zu schicken. Diesmal war es nothwendig, aus den Tiroler und Krainer Alpen hervorzubrechen und in die Ebene der Lombardei hinabzusteigen, weil die Festung Mantua das zahlreiche Heer Wurmsers nicht lange mehr ernähren konnte, also um jeden Preis entsetzt werden mußte. Den Oberbefehl über die Oesterreicher erhielt Alvinzy, der trotz den früheren Erfahrungen wieder den alten Fehler beging, sein Heer in eine größere und kleinere Hälfte zu theilen. Er selbst führte 30,000 Mann aus Friaul herbei, ging am 2. November über die Piave, schlug am 6. die vorgeschobenen Corps von Massena und Augereau an der Brenta und griff am 11. November Bonaparte selber vor Verona an. Nach diesem ersten Gefecht packte ihn Bonaparte am folgenden Tage bei Caldiero

mit seiner ganzen Macht, fand aber so heftigen Widerstand, daß er sich zurückzog und in nicht geringe Sorge kam, weil das zweite österreichische Heer unter Davidovich, 25,000 Mann stark, aus Tirol herauskam und das ihm entgegengeschickte kleine Corps von Vaubois schon in vier Gefechten zurückgeschlagen hätte. Aber Davidovich hielt sich zu lange auf und ließ Bonaparte Zeit, am 15. bei Arcole einen neuen wüthenden Angriff auf Alvinzy zu machen, den er um jeden Preis zurückschlagen wollte, ehe Davidovich ihm in den Rücken käme. Hätte Alvinzy die 25,000 Mann Davidovichs gleich anfangs bei sich gehabt, so würde er, zumal bei der muthigen Stimmung seiner Truppen, unfehlbar über Bonaparte gesiegt haben. Auch ohne sie blieb er an diesem Tage Meister des Schlachtfeldes. Bonaparte machte die verzweifeltsten Anstrengungen, den Damm und die Brücke zu forciren, die hier über den Apone und seine sumpfigen Ufer führten, auf die aber die Oesterreicher ein mörderisches Feuer richteten. Hier war mehr als Lodi. Vergebens trug Augereau, nachher Bonaparte selbst den Seinen die Fahne voraus, sie wichen. Sein Adjutant Muinon fiel neben ihm, Lannes wurde neben ihm verwundet, er selbst von seinen fliehenden Soldaten in den Sumpf hinabgerissen und entkam mit genauer Noth. Am andern Tage umging er aber die Stellung Alvinzys und nöthigte ihn durch seine geschickten Manöuvres, am dritten Tage dieselbe zu verlassen und hinter die Brenta zurückzugehen. In dieser dreitägigen Schlacht verlor jeder Theil etwa 10,000 Mann. Wenn Davidovich schon da gewesen und Wurmser mit seinen beträchtlichen Steitkräften nicht unbegreiflicherweise in Mantua ganz ruhig sitzen geblieben, sondern hervorgebrochen und in Bonapartes Rücken gefallen wäre, so war dieser, wie er selbst wohl wußte, verloren. Jetzt konnte er sich mit überlegener Macht gegen Davidovich umwenden, der nach einem unbedeutenden Gefecht bei Campara am 21. für klüger hielt, zurückzugehen. So war denn trotz der herrlichsten Waffenthaten der österreichischen Regimenter durch die ungeschickte Disposition der Generale wieder alles verloren worden.

Inzwischen brachen neue Empörungen des Volks in der cispa=

danischen Republik aus, in Folge der fortdauernden Plünderungen; Bonaparte ließ sie durch General Rusca dämpfen in Grafignana, Castel Nuovo, Comordia, Carrara. Um keinen festen Punkt des Feindes im Rücken zu lassen, nahm er durch einen listigen Ueberfall die venetianische Stadt Bergamo ein. Aber nur durch Gewalt und Schrecken vermochte er die Italiener niederzuhalten, die aufs tiefste erbittert waren. Er selber klagte über die schamlosen Räubereien der Kriegscommissäre, die er auch verhaften ließ, die aber immer milde Richter fanden. Es war ihm wohl nicht ernst oder sah er durch die Finger, weil seine Generale und Soldaten es nicht besser machten. Das Corps, welches Mantua belagerte, litt den Winter über sehr durch Krankheiten wegen der feuchten Luft dieser Gegend.

Am 7. Januar 1797 unternahm Alvinzy einen neuen Feldzug, aber auch diesmal wieder nach der unverbesserlichen Praxis, sein Heer zu theilen und jede Hälfte einzeln schlagen zu lassen. Der eine Heertheil von 9000 Mann unter Provera kam von der Brenta her, schlug Augereau bei Bevilaqua am 8., bei Legnano am 9. und kam glücklich vor Mantua an. Der andere Heertheil von 26,000 Mann unter Alvinzy selbst kam aus Tirol und drängte das unter Joubert vorgeschobene Corps nach Rivoli, wo es sich am 13. in fester Stellung zwischen hohen Bergen so lange hielt, bis Bonaparte selbst herbeikommen konnte, der am folgenden Tage die steilen Höhen besetzen ließ, die Oesterreicher von mehreren Seiten faßte und gänzlich zerrüttete, so daß er 10—12,000 Gefangene machte. General Lusignan hatte mit 5000 Mann die Franzosen im Rücken fassen sollen, kam aber durch tiefen Schnee gehindert zu spät, wurde jetzt selbst umzingelt und mußte sich gefangen geben. Bonaparte brach aber augenblicklich wieder auf und kam nach einem Gewaltmarsch vor Mantua an, ehe noch Provera im Stande gewesen war, mit Hülfe Wurmsers, der aus der Festung ausfiel, das französische Belagerungscorps unter Miollis, welches am 15. sich aufs heldenmüthigste wehrte, zu überwältigen. Am 16. war Bonaparte schon da, schlug Wurmser zurück und nahm Proveras ganzes Corps gefangen. Noch niemals hatte er so rasche und entscheidende Schläge geführt und niemand machte

ihm mehr den Ruhm des ersten Feldherrn der Welt streitig. Ganz Frankreich brach in Bewunderung aus und das Directorium fand nicht Worte genug, ihn zu preisen, als Bessières mit den eroberten Fahnen in Paris ankam.

Nun konnte sich auch Mantua nicht länger halten. Schlechte Nahrung und die Sumpfluft erzeugten eine Seuche, an der 17,000 Mann von der Besatzung schon gestorben waren und 6000 noch darniederlagen, der Rest von 12,000 Mann hatte bereits die Pferde verzehrt und nichts mehr zu essen. Da mußte der alte Wurmser mit schwerem Herzen das letzte Bollwerk Oesterreichs in Italien übergeben, am 2. Februar. Er selbst, seine Stabsoffiziere, 700 Mann mit 6 Kanonen erhielten freien Abzug, die übrige Besatzung wurde kriegsgefangen. Die eroberten Fahnen brachte Augereau nach Paris. Dieser General, der Sohn einer armen Obsthändlerin aus der Vorstadt St. Marceau, zog jetzt triumphirend in seine Vaterstadt ein.

Gerade in diesem merkwürdigen Zeitpunkt erhielt Bonaparte eine dringende Aufforderung vom Directorium, dem Papstthum in Rom den Garaus zu machen. „Sie sind, lautete das Schreiben, zu sehr gewohnt nachzudenken, als daß Sie nicht eben so gut wie wir einsehen sollten, daß die römisch-katholische Kirche die unversöhnliche Feindin der Republik bleiben wird. Im Innern Frankreichs werden wir sie unschädlich zu machen wissen, aber es ist von hoher Wichtigkeit, auch den Mittelpunkt ihrer Macht in Rom selbst zu zerstören, und es ist an Ihnen, diesen Wunsch zu erfüllen." Das war von Seiten nicht nur der alten Jakobiner, sondern auch der gemäßigten Philosophen in der Directorialpartei vollkommener Ernst und Ausdruck des antikirchlichen Fanatismus, der schon vor der Revolution weit verbreitet gewesen war. Man wollte aber zugleich dem General Bonaparte eine Falle legen. Er sollte, indem er das Papstthum ausrottete, das Gegentheil von dem thun, was Karl der Große gethan hatte. Er sollte sich selbst jeden Weg zum Thron versperren, indem er den Altar niederriß, er sollte mit dem Alten so auffallend als immer möglich brechen. Aber das war es, was er nicht wollte.

Er benahm sich sehr klug. Eilends und gleichsam in blindem Eifer, den Befehl des Directoriums zu vollstrecken, kündigte er dem Papst den Krieg an. Der unglückliche Papst war schon lange in Rom durch eine vom französischen Gesandten Cacault geleitete revolutionäre Partei auf alle Art bedrängt und listig inducirt worden, um etwas zu thun, was einen Vorwand lieh, ihn zu stürzen, aber er hatte sich immer vorsichtig benommen. Jetzt wurde man brutal und griff ihn ohne weiteres an. Bonaparte schickte 13,000 Mann unter Victor gegen Rom und begab sich selbst nach Ancona und Loretto. An letzterem weltberühmten Wallfahrtsort fand sich jedoch von dem unermeßlichen Schatz der Mutter Gottes nur noch etwa eine Million an Werth zum plündern vor, das übrige war vorher geborgen worden. Wie eine Heerde Wölfe über ein armes Lamm fielen die Franzosen über den greisen Pius her, dessen schwache Armee sich ergab. Niemand zweifelte, es sey nun aus mit Rom. Aber Bonaparte täuschte die schadenfrohe Welt und schloß mit den bittend zu ihm kommenden Gesandten des Papstes am 19. Februar zu Tolentino einen Frieden, in welchem Rom seine Rechte auf Avignon, Bologna und Ferrara und die Festung Ancona aufopferte und 13 Millionen Kriegskosten zahlte, im übrigen aber unangetastet gelassen wurde. Somit blieb Pius VI. auf dem heiligen Stuhl und behielt den Kirchenstaat, wenn auch geschmälert, eine Schonung, die er ganz allein Bonaparte verdankte und in der sich deutlich ein Hintergedanke dieses Generals verräth. Man darf nicht zweifeln, daß Bonaparte damals schon vorausgesehen hat, der Papst werde ihm einmal mehr von Nutzen seyn, als die irreligiöse Jakobinerpartei. Das Directorium aber ließ sich sein willkürliches Verfahren gefallen, weil es ihn nicht entbehren konnte. Auch Parma wurde von Bonaparte geschont, aus Rücksicht für Spanien, dem man schmeichelte, da es sich an Frankreich anschmiegte.

Erzherzog Karl hatte den Winter über am Rhein noch die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen wegnehmen lassen und beeilte sich im Beginn des Frühjahrs, Bonaparte in Italien anzugreifen. Aber die Oesterreicher rüsteten und marschirten zu langsam. Der

Erzherzog hatte erst 20,000 Mann am Tagliamento und seine Verstärkungen von der Rheinarmee waren noch unterwegs, als Bonaparte schon, beträchtlich verstärkt durch die von Moreaus Heer zu ihm gelangten Corps unter Delmas und Bernadotte, den Feldzug eröffnete und in die Alpenkette selber eindrang, um gegen Wien vorzurücken. Er selbst zog mit 40,000 Mann gegen den Erzherzog, während Joubert mit 20,000 Mann durch Tirol vordringen sollte. Karl war zu schwach und zog sich, Triest preisgebend, nach Villach in Kärnthen zurück. Bonaparte schrieb damals an das Directorium: bisher hatte ich Armeen ohne einen Feldherrn gegen mich, jetzt einen Feldherrn ohne Armee. Als der Erzherzog die Franzosen in dem Gebirgspaß von Tarvis aufhalten wollte, blieben seine Truppen zum Theil im tiefen Schnee stecken, Massena hatte den Paß schon früher besetzt, und alle Anstrengungen, ihn daraus zu vertreiben, mißlangen. Nach dreimaligen verzweifelten Angriffen am 21.—23. März mußte Karl weichen und das von den Franzosen umzingelte Corps unter Bajahlich sich gefangen geben. Bonaparte nannte das „die Schlacht über den Wolken,“ weil auf den hohen Gebirgen der Nebel unter den Kämpfenden lag. Der Erzherzog brachte nur noch 14,000 Mann nach Klagenfurt, Seckendorf mit 5000 Mann war in Laibach, Kerpen mit 14,000 Mann in Tirol bereits von ihm abgeschnitten. Joubert, der durch Tirol vordringen sollte, um die vom Rhein kommenden österreichischen Verstärkungen abzuschneiden, erreichte seinen Zweck nicht, denn obgleich Kerpen vor ihm bis über den Brenner zurückwich, standen doch die Tiroler Bauern an allen Orten auf und beunruhigten die Franzosen in dem engen Gebirgsterrain von allen Seiten dermaßen, daß er es vorzog, vom Brenner wieder zurückzuweichen und sich einen Weg durchs Pusterthal nach Kärnthen zu bahnen, wo er sich nach einem Verlust von 6—8000 Mann mit Bonaparte vereinigte. Der letztere hatte ihm eine höchst merkwürdige Instruction für Tirol gegeben. Die Franzosen sollten hier die Kirchen ehren, die Priester zu gewinnen trachten, vom Kaiser nur Gutes reden, nichts contribuiren, nichts stehlen, nichts im Bestehenden ändern. Man sieht daraus, wie gut er unterrichtet

war. Aber die braven Tiroler hörten nicht auf Joubert oder antworteten ihm nur mit dem Donner ihrer Stutzen.

Gleichzeitig hatte Bernadotte Triest und Görz besetzt, aber vor Gradiska, das er mit Sturm nehmen mußte, 500 Todte verloren. Er sowohl, als alle Offiziere und Truppen von der Rheinarmee wetteiferten, es den alten Truppen Bonapartes gleich zu thun, und waren nur zu hitzig. Es brauchte einige Zeit, bis diese Heertheile sich mischten. Anfangs geriethen sie unter einander in wüthenden Streit, weil die vom Rhein sich noch citoyens, Bonapartes Soldaten aber schon monsieurs genannt wissen wollten. Uebrigens sucht man unter diesen Truppen vergebens nach Italienern. Bonaparte hatte nur eine 1500 Mann starke lombardische Legion errichten lassen, sey es weil er mißtraute, oder weil das lombardische Landvolk sich nicht dazu hergab. Von Bassano aus hatte dagegen Bonaparte bereits am 10. März eine Proklamation an seine Armee erlassen, worin er ihr die Aufgabe stellte, „der tapfern ungarischen Nation die Freiheit zu bringen." Er fand aber keine Sympathien in Ungarn, man rüstete sich dort vielmehr sehr ernstlich gegen ihn.

Der Erzherzog mußte sich auch von Klagenfurt zurückziehen und Bonaparte folgte ihm unaufhaltsam. Als er nach einem unbedeutenden Gefecht in Judenburg eingerückt war und sich nur noch 18 Meilen von Wien befand, ersuchte ihn der Erzherzog um einen Waffenstillstand, der am 7. April zu Leoben abgeschlossen wurde. Die Oesterreicher waren in der That noch nicht gerüstet, Wien zu vertheidigen, ihre Corps waren alle noch zu sehr zerstreut und Bonapartes Schnelligkeit hatte das Zusammenziehen derselben vereitelt. Auf der andern Seite mißkannte Bonaparte selber nicht, daß er in großer Gefahr schwebte. Von allen Seiten waren Verstärkungen und neu ausgehobene Truppen der Oesterreicher gegen ihn im Anmarsch, die Ungarn und Croaten erhoben sich. Die letzteren unter Casimir nahmen Fiume und Triest wieder ein. Venedig erklärte sich endlich gegen die Franzosen, das Volk stand auf in Verona und am Gebirge hin bis nach Bergamo. Ganz Tirol war bewaffnet. Wenn also Bonaparte auch in Wien eingerückt wäre, so

würde es sein Grab geworden seyn, denn er war durch hohe Gebirge, feindliche Heere und Volksaufgebote von seiner Operationsbasis abgeschnitten. Aber Kaiser Franz ließ sich durch seine Gemahlin Maria Theresia, Tochter der Königin Karoline von Neapel, seiner Tante, zum Frieden bewegen, weil Karoline dadurch allein Neapel retten zu können hoffte. Deshalb war es auch der Neapolitaner Marchese de Gallo, dem der deutsche Kaiser die Unterhandlungen mit Bonaparte übertrug. Dieser freute sich über ein solches Entgegenkommen und machte dem Kaiser den Abschluß eines Friedens noch genehmer durch das Versprechen reicher Entschädigungen für die Verluste der Niederlande und der Lombardei. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Bonaparte die Aussöhnung auch deshalb beschleunigte, weil er allein der Friedensstifter seyn wollte, wie er allein bisher der Sieger gewesen war. In demselben Frühjahr nämlich hatte das Directorium auch die ehemalige Jourdan'sche, jetzt von Hoche befehligte, und die Moreau'sche Armee wieder über den Rhein geschickt; Hoche drängte am 18. April die Oesterreicher unter Werneck bei Neuwied, Moreau am 21. die unter Latour bei Kehl zurück und sie hätten, wenn sie weiter vorgedrungen wären, glückliche Nebenbuhler Bonapartes, vielleicht gar seine Retter aus der Gefahr werden müssen. Solche Hülfe wäre ihm lästig und seinem Ehrgeiz unerträglich gewesen. Wie groß sein Ansehen bereits war, erkennt man daraus, daß Moreau und Hoche, als sie von seinem Waffenstillstand hörten, sogleich auch ihre Waffen ruhen ließen. Das Directorium schien nicht mehr dem General Bonaparte Weisungen zu ertheilen, sondern sie von ihm zu empfangen.

Hoche, jung und feurig wie Bonaparte, hatte weniger Glück. Er war im vorhergegangenen Winter zu einer abenteuerlichen Expedition nach Irland geschickt worden. Je weniger die Engländer an diesem Kriege theilnahmen, um so kühner glaubte das Directorium gegen sie die Offensive ergreifen zu müssen. Durch Bestechung Godoys und Beschmeichelung der Königin von Spanien war es ihm gelungen, Spanien zu einer Kriegserklärung gegen England zu bringen und die spanische Flotte mit der französischen zu vereinigen, 5. Oct.

1796. Am 31. desselben Monats sperrte das Directorium alle italienischen, wie holländischen und französischen Häfen den englischen Waaren, (der erste Anfang des berüchtigten Continentalsystems). Am 15. Dezember ließ es eine Flotte mit 16,000 Mann Landungstruppen unter Hoche von Brest auslaufen, um Irland zu insurgiren. Die Truppen landeten in Irland, aber Hoches Schiff wurde durch Stürme verschlagen. Vergebens harrten seiner die Truppen und kehrten muthlos am Neujahrstage nach Brest zurück, während Hoche endlich zur irischen Küste gelangte, nun aber seine Soldaten nicht mehr fand und gleichfalls umkehrte. Jetzt ergriff England die Offensive, eine englische Flotte unter Jervis schlug die spanische bei Cap Vincent, 14. Februar 1797, wobei Nelson sich auszeichnete. Am 15. April aber brach auf den englischen Schiffen im Hafen zu Portsmouth ein gefährlicher Aufstand der Matrosen aus, weil sie sich im Sold und in den Prisengeldern verkürzt sahen und, schon angesteckt vom französischen Freiheits- und Bürgergeist, die harte Schiffsdisciplin nicht mehr dulden wollten. Das Parlament bewilligte ihnen soviel, daß sie sich zufrieden gaben. Als nun auch die Flotte bei Plymouth und sogar die in der Themse dicht vor London rebellirte, die letztere unter Anführung des kühnen Matrosen Parker, waren es jene frühern Aufrührer selbst, welche die spätern wieder zur Ruhe brachten. Parker und zwölf andere wurden hingerichtet. Auf Jervis' Flotte, die vor Cadix lag, wurde dem Aufruhr durch blutige Hinrichtungen vorgebeugt. Jervis erwarb sich großes Verdienst um das englische Seewesen durch Disciplin und Gesundheitspflege. Man hatte die Revolution auf den Schiffen „die schwimmende Republik" genannt. Sie erklärt sich aus dem Umstand, daß England damals, wie noch heute, sehr viele Ausländer unter seinen Matrosen zählte, von früher Jugend an mit der See vertraute, aber unbeschäftigte Bewohner der Nord- und Ostseeküsten, Verbannte und Wildfänge aus allen Ländern. Das englische Landvolk war weit entfernt, die französische Revolution nachahmen zu wollen, und der Aufruhr der Matrosen hatte keinen Hinterhalt im Volke. Am 11. October brachte der englische Admiral Duncan der holländischen Flotte unter Dewinter

bei Egmond op Zee eine schwere Niederlage bei und nahm ihr 10 große Kriegsschiffe weg, erlitt jedoch großen Verlust dabei.

Nachdem Bonaparte zu Leoben das Friedenswerk geschickt eingeleitet hatte und vor den Oesterreichern sicher war, eilte er nach Italien zurück. Er schickte Junot voran, der dem Senat von Venedig nur die Wahl ließ zwischen Krieg oder einem schimpflichen Frieden. Das kräftige Bergvolk der Bergamasken hatte bereits zu den Waffen gegriffen mit dem Ruf: „Tod den Franzosen!“ Die Empörung dehnte sich über Brescia und Crema aus. Am zweiten Osterfeiertage, 17. April, stand auch rings um und in Verona das Volk auf und mordete alle Franzosen, die sich nicht in die Citadelle retten konnten, etwa 400 Mann. In Venedig selbst hatte man 11,000 tapfere Slavonier kommen lassen und ein französisches Schiff, das im Hafen lag, in den Grund gebohrt. Aber der Waffenstillstand mit Oesterreich machte alle diese Bewegungen stocken. Die französischen Truppen kehrten zurück. Augereau züchtigte Verona, indem er die Häupter des Aufstandes erschießen ließ und die Stadt ganz ausraubte. In kaum minderem Grade wiederholten sich diese Plünderungen auch an andern Orten, z. B. in Vicenza.

Venedig hatte, um die Directoren zu bestechen, 10 Millionen nach Paris gesandt. Allein Bonaparte kümmerte sich darum nicht. Gleichwohl hätte sich Venedig, die rings vom Meer umgebene Stadt, lange gegen Bonaparte halten können, der keine Schiffe hatte, wenn die Regierung der Republik nicht gar zu erbärmlich gewesen wäre. Das gesetzliche Oberhaupt, der Doge, damals der greise Luigi Manini, war unfähig. Der Senat hatte alle Untugenden und Schwächen einer gealterten Aristokratie an sich, Geiz, Feigheit, Arglist. Unfähig, das Volk zu begeistern, schwebten die Nobili nur in Angst, wie sie ihren Privatbesitz retten sollten. Ueberdies trat eine Partei auf, die demokratische Formen wollte. Anstatt mit Hülfe der Slavonier über diese kleine Partei herzufallen, glaubte sich der Senat die Gnade des französischen Directoriums zu erkaufen, indem er seinen Vorrechten entsagte und die aristokratische Verfassung Venedigs in eine demokratische umänderte, am 12. Mai. Allein

die Slavonier litten es nicht, sondern verfolgten die Franzosenfreunde und plünderten ihre Häuser. Die neue Regierung wagte nicht sich zu constituiren, bis französische Truppen zu ihrem Schutz eingerückt seyn würden. Salembeni, ein alter Malteser, stellte sich an die Spitze einer Schaar von Männern, die um jeden Preis die Plünderungen der Slavonier enden wollte und diese wirklich zurücktrieb und zur Einschiffung nach Dalmatien bewog. Darauf öffnete man den Franzosen heimlich die Thore und sie zogen unter Baraguay d'Hilliers in der Nacht des 12. Mai so still ein, daß die Einwohner nichts bemerkten, bis sie am andern Morgen die ganze Stadt von ihnen besetzt fanden. Die Aristokratie verlor ihre Souveränetät, behielt aber ihre Güter. Bonaparte machte nur mäßige Forderungen, eine Contribution von 6 Millionen, 3 Linienschiffe, 2 Fregatten, 20 der besten Gemälde (insbesondere die herrlichsten Titians) und 500 Manuscripte. So ging die uralte, einst höchst ehrwürdige und mächtige Republik Venedig unter, altersschwach und ruhmlos. In Kraft der geheimen Verabredungen mit Oesterreich wurde das zu Venedig gehörige Istrien und Dalmatien von Oesterreichern besetzt, die ionischen Inseln, Corfu 2c., aber von einer französischen Flotte unter Brueys in Besitz genommen (28. Juni) und Frankreich als ägeisches Departement einverleibt.

Ein gleiches Schicksal wie Venedig traf auch ihre alte Schwesterrepublik Genua. Hier machte der französische Gesandte Faypoult dem alten Dogen, Giacomo Brignole, und der Aristokratie bange, plünderten die Kohlenträger die Häuser der Franzosenfreunde, forderten die Franzosen dafür Genugthuung und dankte die alte Regierung am 5. Juni ab, um einer demokratischen Platz zu machen. Auch nannte sich die Republik von nun an die ligurische.

Die neuen Wahlen in der cispadanischen Republik waren unter dem Einfluß der Geistlichkeit so päpstlich ausgefallen, daß es Bonaparte doch für gefährlich hielt, diese Republik für sich bestehen zu lassen; sie würde ein Bollwerk für den Papst und Neapel geworden seyn. Er vereinigte sie daher mit der Lombardei und dem bisher venetianischen Gebiete von Brescia, Bergamo und Verona in eine

einzige, die s. g. cisalpinische Republik, die eine der französischen ganz ähnliche Verfassung erhielt. Ihre Directoren waren Bonapartes Creaturen, Serbelloni, Moscati, Alessandri, Paradisi und Contarini. Er weihte die neue Republik, als seine Schöpfung, am 9. Juli auf dem großen Bundesfelde vor Mailand mit höchster Feierlichkeit ein und nahm dabei strenge Rücksicht auf die kirchlichen Gewohnheiten und Meinungen des Volks. Der Erzbischof von Mailand las die Messe, die Feier begann und schloß mit katholischen Ceremonien, zum Aerger vieler alter Jakobiner im Heere. Damals faßte Bonaparte auch den Gedanken, den er später ausführte, Italien mit Frankreich durch die Simplonstraße zu verbinden. Oberitalien, der Schauplatz seines Ruhmes, die Heimath seines schönsten Jugendglücks, lag ihm seitdem immer sehr am Herzen. Als die den Graubündtnern unterthänigen Orte Veltlin, Chiavenna und Bormio mit ihren Alpenthälern in die cisalpinische Republik einverleibt zu werden wünschten, erfüllte er am 22. Oct. ihren Wunsch und die Schweiz wagte nicht, es zu hindern.

Mittlerweile setzte er unabläßig die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich fort, welches sie absichtlich in die Länge zog. Oesterreich nämlich, wie auch England, hofften damals auf eine Contrerevolution in Paris, durch welche die Royalisten zur Herrschaft kommen sollten. Allein die Republikaner siegten (18. Fructidor, 4. Sept.), und seitdem konnte Oesterreich nur noch durch Bonaparte bei den Friedensunterhandlungen etwas zu erreichen hoffen. Die Basis derselben war, daß Oesterreich für die Verluste der Niederlande und der Lombardei reichlich entschädigt werden sollte. Das Directorium in Paris wünschte, diese Entschädigungen sollten lediglich im deutschen Reiche gesucht und Oesterreich ganz von Italien abgeschnitten werden. Bonaparte jedoch war mit Oesterreich einverstanden, daß diesem Venedig zufalle, und er setzte seine Meinung durch. Er ging nämlich davon aus, daß entweder kein Friede möglich, oder daß Oesterreich durch allzu umfangreiche Entschädigungen in Deutschland unmittelbar an der französischen Grenze allzu mächtig werden müßte, wenn man es nicht durch das abge-

legenere Venedig befriedige. Bonaparte benahm sich auch hier wieder als Meister des Terrains und imponirte ebenso seinen Obern im Directorium wie dem österreichischen Gesandten, Grafen Cobenzl. Als dieser auf der Villa Campo Formio bei Fiume, wo die Unterhandlungen Statt fanden, sehr zähe in seinen Forderungen war, warf Bonaparte eine kostbare Tasse, ein Geschenk, welches Cobenzl von der Kaiserin Katharina II. erhalten hatte, zu Boden in tausend Stücken und rief aus: „so werde ich Oesterreich zerschmettern!" Cobenzl soll sich durch diese rohe Renommisterei wirklich haben einschüchtern lassen. Entscheidend für Oesterreich war wohl nur der ihm heimlich durch Talleyrand mitgetheilte Vertrag vom 3. August, in welchem Frankreich mit Preußen die Beraubung des deutschen Reichs verabredet hatte. Oesterreich konnte jetzt nicht mehr hoffen, das deutsche Reich zu retten, zog es also vor, mitzutheilen und mitzurauben. Cobenzl schloß demnach rasch mit Bonaparte ab und mußte zufrieden seyn, daß ihm noch so viel bewilligt wurde. Außer Venedig, von dessen Gebiet nur Brescia und Bergamo an die cisalpinische Republik und die ionischen Inseln an Frankreich abfielen, sollte Oesterreich das Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Passau, Bayern bis zum Inn und noch viele zu säcularisirende Gebiete in Schwaben erhalten, was jedoch alles erst auf einem nach Rastadt anberaumten Congreß formulirt werden sollte, wo sich das deutsche Reich über die Säcularisationen vereinbaren würde. Das war ein reicher Ersatz für die verlorenen Niederlande und die Lombardei. Oesterreich verlor aber mehr als diese Länder, nämlich den moralischen Nimbus als Oberhaupt des deutschen Reichs. Es gab nicht nur das ganze linke Rheinufer und die Lombardei (die zunächst deutsches Reichslehen und erst in zweiter Linie österreichisches Erbe war) den Franzosen Preis, sondern ließ sich auch durch deutsche Reichsländer entschädigen. Aber auch die Republikaner in Frankreich sahen eine Entweihung ihres Princips in der Auslieferung der Republik Venedig an die absolute Monarchie in Oesterreich und warfen es Bonaparte bitter vor. Er erwiderte nur: ich habe Venedig den Oesterreichern nicht geschenkt, nur geborgt. Er rechnete

also damals schon auf neue Kriege. Ueberdies hatte er Venedig, ehe er es den Oesterreichern abtrat, vollständig ausgesogen, alles Staatseigenthum, das Arsenal, die Flotte ꝛc. und ungeheure Contributionen, endlich als Siegeszeichen die berühmten antiken vier Rosse von Bronze, die mit einem Siegeswagen seit undenklicher Zeit den Marcusplatz geziert hatten, mitgenommen. — Edler war seine Handlungsweise, indem er im Frieden die endliche Auslieferung Lafayettes und seiner Mitgefangenen ausbedung. Endlich sollte der Herzog von Modena mit dem Breisgau entschädigt werden, Preußen aber (wie Frankreich mit Oesterreich in einem geheimen Artikel verabredete) keine neuen Erwerbungen machen dürfen. Unter diesen Bedingungen wurde nun am 17. October der berühmte Friede von Campo Formio abgeschlossen.

Venedig konnte Bonapartes Treulosigkeit kaum begreifen. Am Pfingsttage hatte er noch die demokratische Regierung daselbst einen Freiheitsbaum aufrichten und sich in Jakobinismus berauschen lassen und jetzt ließ er sie zu österreichischen Unterthanen machen. Als sie ihn um Schutz anflehten, sagte er spöttisch: ihr könnt euch ja selber gegen die Oesterreicher wehren, wenn ihr wollt. Die Thoren hatten mit Freude zugesehen, wie er die Symbole der alten Aristokratie vernichtete, wie er den ehrwürdigen Bucentauro, das Staatsschiff des Dogen, das Palladium der alten Republik zertrümmern ließ. Je am Himmelfahrtstage pflegte seit uralter Zeit der Doge auf diesem Schiff in See zu stechen und einen goldenen Ring ins Wasser zu werfen, zum Zeichen daß er sich mit dem Meere gleichsam vermähle und daß das Meer ihm unterthan seyn sollte, wie das Weib dem Manne. Aber Venedig, einst die Königin der Meere, hatte seine Seeherrschaft längst an die Spanier, Holländer und Engländer verloren. Auch das uralte s. g. goldene Buch Venedigs, worin die Namen aller Nobili eingetragen waren, wurde von den Franzosen verbrannt und die venetianischen Demokraten hatten darüber in ihren rothen Mützen gelacht. Jetzt mußten sie lernen, weiße Hosen tragen. Nur ein Venetianer bewahrte den alten Stolz der Republik, nur in einem Herzen drängte sich aller Schmerz zusammen. Als die Oesterreicher

eingerückt waren und der letzte Doge Manini vortreten sollte, um den neuen Unterthaneneid zu leisten, überwältigte ihn das Gefühl der Schmach, er sank um und war todt.

Am 15. November nahm Bonaparte von seiner Armee Abschied, um nach Frankreich heimzukehren. Er hielt seinen Tapfern hier noch einmal alle ihre Siege und Erfolge im Spiegel vor, wobei er hohe Worte nicht sparte. Seinen Weg aber nahm er über die Schweiz, um hier mit den Franzosenfreunden, insbesondere Ochs in Basel, unheilvolle Verabredungen für die Zukunft zu treffen, und über Rastadt, um den unglückseligen Congreß, Deutschlands tiefste Schmach und Erniedrigung, einzuweihen. Doch blieb er nur wenige Tage dort und kehrte nach Paris zurück, wo ihn Volk und Soldaten mit Bewunderung und lautem Jubel, die Parteien aber nur mit heuchlerischen Phrasen und verhaltenem Mißtrauen begrüßten.

Die Männer und Ereignisse in Paris, während Bonaparte in Italien kämpfte, waren matt und erbärmlich im Vergleich mit ihm und seinen wundervollen Thaten.

Das Directorium, in jeder Beziehung mittelmäßig, behauptete seine mittlere Stellung zwischen den extremen Parteien. In Federhüten und Mänteln daherprunkend glichen die Directoren mehr Comödianten als Staatsmännern, die republikanischen Formen selbst aber wurden immer mehr eine Comödie. Bei allen Festen sah man noch immer antike Götterbilder und allegorische Figuren, welche die Tugenden und Macht der Republik ausdrücken sollten. Der Sonnenwagen des Phöbus durchzog den hölzernen Thierkreis, um den siegreichen Zug der Tricolore durch die Nachbarländer und die dadurch bewirkte Erleuchtung der vorher verfinsterten Völker zu bezeichnen. Zwar sah man keine nackte Vernunftgöttinnen mehr, aber Vestalinnen, die auf einem Altar das h. Feuer hüteten, obgleich man sie aus den Lusthäusern nahm. All dieser heidnische Pomp wurde nur noch belacht und fand keinen Glauben mehr. Eben so wenig aber befriedigte der Versuch, die Loge an die Stelle der Kirche zu setzen. Der Director Larevellière-Lepaux vereinigte unter dem Namen der Theophilanthropen alle die, welche im Sinne Robespierres

ein höchstes Wesen verehren wollten, ohne zur alten Kirche zurückzukehren, und schuf ein Mittelding zwischen dieser und dem Cultus der Vernunft in einem neuen Gottesdienst, der mit Reden und Gesängen in den theophilanthropischen Tempeln gefeiert wurde. Das Bekenntniß war: „Wir glauben, daß ein Gott existirt und die Seele unsterblich ist. Unsere Gebote sind: Bete Gott an, liebe Deinesgleichen, diene dem Vaterlande, widme dich dem Guten, das dir nützt und dich veredelt; meide das Böse, das dir schadet und dich erniedrigt; ehre die Eltern ꝛc." Die Tempellieder dieser Sekte glichen den Freimaurerliedern. Aber die Gemeinden waren dünn, die Einen wollten gar keinen Gottesdienst, die Andern lieber den alten. Nur einige Gebildete betheiligten sich dabei, dem gemeinen Volk blieb die Sache fremd. Wie gut sie gemeint war, es fehlte dem neuen Priesterthum die Weihe des alten. Die affectirte Ernsthaftigkeit und Würde entbehrte der altkirchlichen Attribute und wurde bald lächerlich gemacht. — Indem die revolutionäre Wuth erlosch, fehlte es nicht an Reclamationen der Altkirchlichen. Insbesondere verlangten die Belgier Schonung der eidweigernden Priester, und ein junger Lyoner, Camille Jordan, wollte das unsinnige Verbot der Glocken aufgehoben wissen und drang darauf, daß die weite Luft von Frankreich wieder von diesen heiligen Tönen erzittere (am 17. Juni). Das hieß so viel als die Kirche herstellen und erregte einen Sturm von Widerspruch in ganz Frankreich. Man nannte den Antragsteller spöttisch den Glockenjordan und überhäufte ihn mit Schmach. Sein Antrag drang nicht durch, allein man nahm wenigstens die strengsten Maaßregeln gegen die Priester zurück. Die politische Reaction ließ man sich eher gefallen, aber gegen die religiöse waffnete sich der giftigste Haß und glühendste Fanatismus der eingebildeten Philosophen, der Geisteskinder Voltaires.

In politischer Beziehung standen sich noch immer die zum Royalismus geneigten Thermidoristen und die an der Republik festhaltenden, wenn auch gemäßigter gewordenen Terroristen gegenüber und hetzten sich in unfruchtbaren Umtrieben ab, deren Kleinlichkeit der Thatengröße Bonapartes zur Folie diente. Die ersteren hatten

ihren Mittelpunkt im Club von Clichy in der Straße gleiches Namens und zu Häuptern den Abbé Brottier, insgeheim auch den General Pichegru. Aber nur der erstere und seine Freunde wurden durch ihre royalistischen Wühlereien comprommittirt und verhaftet, im Januar 1797, der letztere kam mit bloßem Verdacht davon. Ein zu weit gehender Verdacht fiel damals auch auf Carnot, an dem jeder Zoll ein Republikaner war, der aber aus Staatsgründen die Schonung Oesterreichs empfahl und Bonapartes Ansichten darüber guthieß. Beim gesetzlichen Austritt eines der fünf Directoren (Letourneur) setzte der Club Clichy die Wahl Barthelemys durch, der den Basler Frieden abgeschlossen hatte, sowie die Wahl Pichegrus zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert und Barbé Marbois' zum Präsidenten des Raths der Alten. Als die Franzosen Venedig besetzten, nahmen sie dort den Grafen d'Entraignes gefangen und faßten bei ihm eine Menge Papiere ab, welche die Verbindung der Pariser Royalisten mit den exilirten Bourbons bewiesen. Die Besorgniß vor den Royalisten wuchs immer mehr, und sie selbst glaubten sich schon stark genug. Von beiden Seiten sann man auf einen Staatsstreich. Im Directorium zählten die Royalisten nur auf Barthelemy, dem sich aber auch Carnot anschloß, weil ihn die andere Partei ausstieß. Dagegen hielten Barras und Rewbel zur streng republikanischen Partei und nicht minder Larevellière-Lepaux, dem vor nichts bänger war, als vor einer Wiederherstellung der Kirche, wenn die Republik unterläge. Die Präsidenten der Räthe waren royalistisch, und die Mehrheit in diesen Staatskörpern neigte ihnen zu, so lange die andere Partei nicht entschiedener auftrat. Die Bevölkerung von Paris hatte zu lange unter dem Terrorismus gelitten, um nicht gleichfalls in ihrer Mehrheit royalistisch zu seyn. Dagegen war die ehemalige Armee Jourdans, die Hoche jetzt auf Barras' eigenmächtigen Befehl in die Nähe von Paris bringen mußte, noch sehr jakobinisch, und auch Bonaparte ließ durch sehr energische republikanische Adressen seiner italienischen Armee Barras unterstützen. Pichegru schlug eine neue Organisirung der Nationalgarde vor, die ihm eine royalistische Stadtarmee verschafft haben würde. Aber

Barras ließ es nicht so weit kommen, sondern bediente sich Hoches und auch Augereaus, der die Fahnen von Mantua nach Paris gebracht hatte, zur Ausführung eines Staatsstreichs. Am 18. Fructidor (4. September) erklärten die drei republikanischen Directoren die Absetzung und Verhaftung ihrer beiden Collegen Carnot und Barthelemy und sprengte Augereau mit brutaler Soldatengewalt den Rath der Fünfhundert. Die Clichypartei ergab sich feig, viele flohen, das Volk blieb ruhig. Hinrichtungen gab es nicht mehr, aber zur Deportation wurden verurtheilt außer den beiden Directoren vom Rathe der Alten Barbé Marbois mit 12 Mitgliedern, vom Rath der Fünfhundert Pichegru, Boissy d'Anglas, Bourdon von der Oise, Camille Jordan, Aubry mit 36 anderen, dazu noch die Generale Miranda und Morgan, der frühere Minister Cochon rc. Carnot, Pichegru, Boissy d'Anglas, Jordan und Miranda entkamen; ebenso Aubry (den jedoch später Bonaparte aus altem Haß nie wieder zurückkehren ließ, während er andern diese Gnade erwies). Auch gegen die Emigranten und Priester wurden die früheren strengen Decrete erneuert. In die erledigten Stellen im Directorium traten Merlin von Douai und François von Neufchatel ein.

Moreau gab zu spät die Papiere ein, die Pichegrus Schuld bewiesen, kam dadurch selbst in Verdacht und wurde von der Armee entfernt. Hoche starb plötzlich*), ehe er die zweite Landung in Irland, die ihm zugedacht war, unternehmen konnte. Das Unglück oder die Depopularisirung aller dieser Generale war ein Vortheil für Bonaparte, dem kein Nebenbuhler mehr im Heere die Waage hielt. Als er im Dezember nach Paris zurückkam, hatte er es nur noch mit der Eifersucht und dem Mißtrauen der Directoren und Räthe und der fanatischen Republikaner zu thun. Aber weit entfernt, im Vertrauen auf die Soldaten und auf seinen Ruhm Stolz blicken zu lassen, trug er die bürgerlichste Bescheidenheit zur Schau. Die ihm bereiteten

*) Barras und Rewbel wurden beschuldigt, ihn durch Gift auf die Seite geschafft zu haben, weil sie ihn mißbraucht hatten und er aus Zorn sie beschimpft hatte.

Feste nahm er nur mit rücksichtsvoller Demuth vor dem Directorium an und entwaffnete jeden Verdacht durch den echt republikanischen Trinkspruch, den er der Völkerfreiheit ausbrachte. Die eitle Frau von Staël suchte ihn in ihren Club zu ziehen. Er hatte in der Schweiz zu Coppet bei Genf ihren Vater, Necker, auf seinem schönen Landsitz besucht, aber zu dessen Wunsch, wieder die Finanzen Frankreichs leiten zu dürfen, geschwiegen. Die Tochter hoffte ihm durch ihren Geist zu imponiren und frug ihn, welche unter den Frauen er für die größte halte? Er antwortete martialisch: „die welche die meisten Söhne gebiert." Alle Parteien bemühten sich um ihn, er gab sich aber keiner hin. Mancher rieth ihm damals schon, von seiner unermeßlichen Popularität und von seinem Genie Gebrauch zu machen und die höchste Gewalt zu usurpiren. Allein er wies sie mit den Worten ab: „die Birne ist noch nicht reif." Die republikanische Civilpartei war noch zu mächtig, die Soldaten in Paris waren nicht die, welche er in Italien befehligt, sondern ihm fremd und noch stark jakobinisch.

Während dieser Vorgänge in Europa kam die junge französische Republik auch in Streit mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese benutzten nämlich den Seekrieg, um unter ihrer neutralen Flagge englische Waaren zu verführen. Nun nahmen die Franzosen alle englischen Waaren auch auf nordamerikanischen Schiffen weg, verboten am 15. Dezember sogar allen Verkehr mit Nordamerika und verlangten zur Sühne eine Anleihe von 32 Millionen nebst einem Geschenk für Barras und Talleyrand von 1,200,000 Franken. Die Nordamerikaner wiesen diese freche Zumuthung zurück und nur um England keine Schadenfreude zu bereiten, enthielten sie sich, Frankreich den Krieg zu erklären.

England hatte, nachdem Oesterreich vom Kampf abgelassen, auch seinerseits Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft, die sich aber aus demselben Grunde zerschlugen wie früher. Minister Pitt gab der Opposition, welche Frieden wollte, nur zum Scheine nach, und übrigens sorgte der Siegesübermuth des französischen Directoriums, insbesondere der Engländerhaß Rewbels dafür, daß die Aussöhnung nicht zu Stande kam. Der Plan einer Landung wurde

wieder aufgenommen. Diesmal sollte Bonaparte eine französische Armee nach England führen, was pomphaft angekündigt wurde. Aber er hatte schon von Italien aus an das Directorium geschrieben: „England muß in Aegypten angegriffen werden.“ Hauptsächlich aus diesem Grunde hatte er die ionischen Inseln besetzen lassen, die in der Nähe Aegyptens der französischen Flotte einen sichern Anhaltspunkt darboten. Auch hatte er nicht verfehlt, eine geheime Verschwörung auf der Insel Malta anzuzetteln, um den dort herrschenden Ritterorden der Malteser zu stürzen und die Insel, die wichtigste Station im Mittelmeer, Frankreich zu überliefern, was jedoch noch nicht gleich ausgeführt wurde. Nicht minder hatte Bonaparte mit Ali Pascha von Janina geheime Verbindungen angeknüpft, um eine Revolution in der Türkei anzuregen und die Griechen zu emancipiren. Sein Hauptgedanke aber war, Aegypten (unter der Aristokratie der Mameluken von der Türkei unabhängig) zu erobern und von hier aus den englischen Handel in der Levante und überhaupt im Mittelmeer zu vernichten. Das schien ausführbarer, als eine Landung in England. Das Directorium adoptirte diese Ansicht, und während Bonaparte mit Ostentation die Nordseeküsten bereiste und alles die Expedition nach Norden erwartete, diente sie nur dazu, diejenige zu maskiren, die man nach Süden vorbereitete. Bonaparte fand es seiner Politik angemessen, sich noch einmal aus Frankreich und aus dem Getriebe der Parteien zu entfernen, um neue wunderbare Thaten zu vollbringen, die seinen schon so großen Ruhm noch strahlender machen sollten. Er zweifelte wohl kaum, daß Frankreich unter dem schwachen Directorium bald in neue Zerrüttung gerathen würde und daß man dann nach seiner Rückkehr, als nach der des einzigen Retters, sich sehnen würde. Wo nicht, so scheint es sein Plan gewesen zu seyn, in Aegypten zu bleiben und sich zum selbständigen Herrscher und Eroberer im Orient aufzuwerfen. Das Directorium aber war nicht minder zufrieden, ihn gehen zu sehen, weil es ihn fürchtete. Alle Vorbereitungen wurden insgeheim getroffen und im Frühjahr 1798 vollendet. Ehe wir aber Bonaparte nach Aegypten folgen, wollen wir die unheilvolle Saat aufgehen sehen, die er in Rastadt gesäet hatte.

Achtes Buch.

Rastadter Raubcongreß. Plünderung der Schweiz.

Schon im November 1797 sammelten sich in dem mit seinem röthlichen Gestein weit durchs Rheinthal sichtbaren Schlosse zu Rastadt die Bevollmächtigten zum Congreß, der aber erst am 9. Dezember förmlich eröffnet wurde. Von Bonaparte war die erste Idee zu diesem Congreß ausgegangen, so wie er ihn auch bei seiner Durchreise aus Italien nach Paris persönlich eingeweiht hatte. Das Directorium wünschte, er möchte Frankreichs Stimme beim Congreß führen, allein er lehnte es ab, weil er bei langen und häklichen Unterhandlungen seinen Ruhm abgenutzt haben würde. Das Theilungsgeschäft war unter seiner Würde. Nachdem er wie ein Löwe das deutsche Reich wie einen Stier gepackt und sich weggerissen hatte, was er wollte, überließ er den Rest verächtlich den Raben, die sich darum streiten mochten. Statt seiner leitete der schlaue Talleyrand, welcher jüngst wieder aus Amerika zurückgekehrt und durch Vermittlung der Frau von Staël von der Emigrantenliste gestrichen war, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Namen Frankreichs den Congreß durch die bevollmächtigten Ge-

sandten Treilhart, Bonnier, später Roberjot und Jean de Bry, welche mit ihrer republikanischen Unverschämtheit Talleyrands Feinheit überall unterstützen mußten, wo es galt, Furchtsame einzuschüchtern oder Zudringliche zurückzustoßen. Obgleich die Entschädigungen diesseits des Rheins lediglich die Genossen des deutschen Reichs angingen und unter ihnen allein hätten abgemacht werden sollen, so nahm dennoch Frankreich nicht blos am Congresse Theil, sondern bemächtigte sich auch der eigentlichen Leitung desselben. Das duldeten Oesterreich und Preußen, weil beide sich der Franzosen bedienen wollten, um einander im Schach zu halten, und die kleinen Reichsstände sahen in der Angst, in der sie waren, von Oesterreich oder Preußen verschlungen zu werden, in Frankreich sogar ihre einzige Hülfe. Talleyrand benützte diese Umstände sehr geschickt, um die beiden deutschen Großmächte gegen einander und die kleineren gegen beide zu hetzen und nebenbei sich die französische Vermittlung aufs theuerste bezahlen zu lassen.

Man hat noch die geheime Instruction, welche Talleyrand den französischen Gesandten in Rastadt am 12. Brumaire im Jahr VI der Republik ausstellte (am 2. November 1798) und worin er denselben einschärfte, Oesterreich etwas mehr zu begünstigen als Preußen, weil Oesterreich schon besiegt und demüthig, Preußen aber noch intakt und etwas übermüthig sey. Preußen könne leicht falsches Spiel mit England und Rußland spielen, wenigstens mit ihnen kokettiren, während Oesterreich geneigt seyn würde, mit Frankreich in dem guten Vernehmen zu bleiben, welches zu Campo Formio eingeleitet worden sey, wenn man ihm nicht zu vieles Mißtrauen einflöße. Doch empfahl Talleyrand den Gesandten, Oesterreich nicht zu weit entgegenzukommen und stets zwischen ihm und Preußen geschickt zu balanciren und bald durch den einen, bald durch den andern Staat mittelbar beim Congreß durchzusetzen, was Frankreich nicht unmittelbar verlangen könne. Ferner machte Talleyrand die Gesandten auf diejenigen kleinen Fürsten aufmerksam, die bisher die meiste Ergebenheit gegen Frankreich gezeigt hätten, deren man sich daher am sichersten im französischen Interesse bedienen könne (die von Baden, Württemberg und Darm=

stadt). Alle Vortheile der Stellung zwischen den drei deutschen Faktoren (Oesterreich, Preußen, Reich) erwägend, erinnerte er die Gesandten an einen Ausspruch Bonapartes: le corps germanique, s'il n'existait pas, il faudrait l'inventer. Man bemerkte übrigens, daß außer den Genannten auch noch Nassau, die Wetterau'schen Reichsgrafen und der Herzog Max Joseph von Zweibrücken (Erbe Bayerns) die eifrigsten Anhänger Frankreichs waren.

Oesterreich hatte auf dem Congreß den schlimmsten Stand. Besiegt von Frankreich, verhöhnt von Preußen sollte es wie aller Pflichten, so aller Ehre der deutschen Kaiserwürde entsagen und selber den unglücklichen Reichsländern ankündigen, es gebe sie auf, es überlasse sie den Franzosen zum Raube, ja es eigne sich selber einen Theil des Raubes zu. Der österreichische Bevollmächtigte beim Congreß im Namen des deutschen Reichs war Graf Metternich (Vater des später berühmten Staatskanzlers und Fürsten), damals schon alt, weshalb ihm der jüngere Cobenzl nachgeschickt wurde, und neben ihm noch als Gesandter im Namen der k. k. Erbstaaten Graf Lehrbach. Der alte Metternich wetteiferte mit seinem Sohn in öffentlicher Lüderlichkeit (ein Skandal, den Kotzebue in den „beiden Klingsbergen" auf die Bühne brachte), und Cobenzl ließ sich in Rastadt durch eine französische Maitresse seinen kostbaren Staatswagen stehlen. Lehrbach war mehr boshaft als frivol. Der deutsche Kaiser hatte nie unwürdigere Vertreter. Ohne sich viel um die Klagen der Schwachen zu kümmern, richteten diese Männer ihr Hauptaugenmerk auf Bayern. Der bayrische Kurfürst Karl Theodor war alt und kinderlos und hatte schon früher an Kaiser Joseph II. Bayern gegen die Niederlande abtreten wollen. Im Frieden von Campo Formio hatte Bonaparte eine Abtretung Bayerns an Oesterreich vom Inn an zugestanden. Die Niederlande konnte Oesterreich jetzt nicht mehr anbieten, dagegen suchte es in Schwaben und Franken so viel als immer möglich säcularisirte Reichsgüter an sich zu reißen, um Karl Theodor damit entschädigen zu können. Der nächste Erbe des kinderlosen Kurfürsten war der Herzog Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der seine kleine überrheinische Besitzung bereits

verloren hatte und in Straßburg als Privatmann lebte. Es galt nun Oesterreich, mit Karl Theodor zum Abschluß zu kommen, ehe sein Todesfall jenen Pfälzer Erben nach Bayern führte. Um aber mit Karl Theodor abschließen zu können, mußten die Entschädigungen ermittelt seyn. Und das erforderte Zeit.

Preußen ließ sich in Rastadt durch den Grafen Görtz vertreten und zeigte Oesterreich gegenüber viel Schadenfreude und ein allzu voreiliges Vertrauen zu Frankreich. Die übrigen Glieder des deutschen Reichs befandeu sich in einer außerordentlichen Angst. Einige Protegirte oder Kecke griffen zwar auch zu, thaten es den Größern gleich und packten gleichsam zwischen den Beinen der Größeren ihren kleinen Beutetheil auch, z. B. Hessen-Cassel; die Mehrheit indessen konnte nur verlieren und machte verzweifelte Anstrengungen, sich zu retten, wenn nicht, die Welt mit ihrem Klagegeschrei zu erfüllen. Das Geheimniß des Basler- und des Campo-Formiofriedens mußte endlich aufgedeckt werden. Sowohl Oesterreich als Preußen hatten das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten. Man öffnete Mainz den Franzosen am 15. Januar 1798. Die kleinen Fürsten mußten auf alles verzichten, was sie jenseits des Rheins besessen hatten, und dessen war viel. Jeder suchte eine Entschädigung auf dem rechten Rheinufer. Allein hier griffen Oesterreich und Preußen vor und mancher, der für einen schon erlittenen Verlust entschädigt werden wollte, erwartete nicht, daß ihm bald auch das noch weggenommen werden sollte, was er noch sein nannte. Welche Verwirrung der Rechtsbegriffe, welche Anmaßung sich geltend machte, davon ist das sprechendste Zeugniß die Forderung des Erbstatthalters Wilhelm, für den Verlust des (nicht zum Reich gehörigen) Holland im Reich entschädigt zu werden.

Da sich Oesterreich und Preußen überall entgegenhandelten, blieben zuletzt immer die Franzosen die Schiedsrichter. Zu ihnen kamen alle, ihnen schmeichelten, bei ihnen bettelten alle. Das machte sie denn auch so unverschämt, daß sie nicht blos den respectvollen und schmeichelhaften Schreiben der deutschen Reichsgenossen die gröbsten und infamsten Antworten gaben, sondern auch im ganzen

Verlauf des Jahres 1798 an allen Grenzen des Reichs räuberisch zugriffen, ohne von Oesterreich und Preußen im mindesten daran gehindert zu werden. Diese duldeten alles, Frankreich erlaubte sich alles.

Man fühlt sich gedrungen, die Frage aufzuwerfen, wie sich denn das deutsche Volk zu dieser Misere von Rastadt verhielt? Warum es die französische Unverschämtheit so geduldig litt? Warum nicht einmal die öffentliche Meinung sich entrüstet dagegen erhob? Der junge König von Schweden, Gustav IV. Adolph, der die Regierung eben angetreten hatte, machte sogleich sein Recht als deutsches Reichsglied (wegen Schwedisch-Pommern) geltend und protestirte mit großer Energie, die freilich durch keine Waffenmacht unterstützt war, gegen die Einmischung Frankreichs in die deutschen Reichsangelegenheiten. Man lachte aber nur über ihn, selbst in Deutschland, und Bonaparte nannte ihn den nordischen Don Quichote. Die deutschen Fürsten sahen nur noch auf ihr Sonderinteresse, sey es, daß sie mehr haben oder weniger verlieren wollten, und in der Angst und Hast des Erhaltungstriebes hofften sie vom Reichsfeinde, der doch den Einzelnen gegen die andern begünstigen konnte, mehr als von den Reichsgenossen selbst, die alle nur als Nebenbuhler erschienen.

Die deutsche Nationalkraft wie der deutsche Nationalstolz fand sich nur noch in den unverdorbenen, körperstarken und frommen Bauern, aber hier unbewußt und schlummernd, bis sie erst durch die unerträglichen Frevel der Franzosen geweckt wurde. Das geschah aber damals nur erst aus Anlaß einzelner Feldzüge in einzelnen Gegenden, welche bei Durchmärschen und Plünderungen besonders litten, wie im Spessart, Schwarzwald und Tirol. An eine Benützung dieser herrlichen Kräfte und dieses trutzigen Nationalgeistes dachte niemand.

Eines der größten Uebel war, zumal im Beginn und Verfolge so großer Nationalkriege die gänzliche Verkommenheit des kriegerischen Geistes und der Waffenübung beim Bürger- wie beim Bauernstande. Das Recht, Waffen zu tragen, besaß der Adel allein, dessen feiner Galanteriedegen aber nur noch die Karikatur des alten Ritterschwertes

war, und der Soldat. Ueberall aber waren die Soldaten (mit einziger Ausnahme der Ungarn und Croaten im österreichischen Heere) keine echten Nationaltruppen mehr, sondern aus aller Herren Ländern für Geld geworben und meist lockere Gesellen, häufig schlechte Subjecte, die man unter die Soldaten steckte, weil sie sonst zu nichts taugten, oder aus andern Ländern entsprungene Verbrecher. Sie mußten hart gehalten werden, um gehorchen zu lernen, und Desertionen waren unter ihnen äußerst häufig, sey es, weil sie sich einer Strafe entziehen oder im nächsten Lande wieder anwerben und ein neues Handgeld verdienen wollten. Die Vielstaaterei erleichterte das Ueberspringen der Grenzen. Diese Soldtruppen bildeten nun ausschließlich die bewaffnete Macht, und unbedeutende Schützengilden in den Städten ausgenommen, die nur mehr zu Paraden dienten, gab es kein bewaffnetes Volk. Um Wilddieberei zu verhüten, war Schießgewehr dem Bauern und Bürger bei strenger Strafe verboten. Somit waren männerreiche Gegenden auf künstliche Weise wehrlos gemacht worden, und die Gewohnheit hatte wenigstens bei den wohlhabenderen Bürgern allmälig eine gewisse Weichlichkeit erzeugt, die sonst nicht in deutscher Art lag.

Die Schule erzog die Jugend in den Erinnerungen des griechischen und römischen Alterthums, pflanzte ihr dessen Vorstellungsweisen ein und machte ihr die deutsche Vorzeit verächtlich. Die gesammte deutsche Bildung jener Zeit war darin einverstanden, gerade die Periode der politischen Größe und Macht Deutschlands unter dem Namen des finstern Mittelalters zu ignoriren oder zu verunglimpfen und die neuere Zeit der politischen Schwäche und Schmach als eine Periode des glänzendsten Fortschrittes zu bezeichnen. Weit entfernt, das Unglück der deutschen Nation in tiefster Seele zu empfinden und aus diesem Gefühle die Kraft des Widerstandes zu schöpfen, waren die Gebildeten damals noch eitel auf ihre Schulbildung und Aufklärung, auf ihre klassische Literatur. Sie hatten sich mit Vorliebe in die Welt der Phantasie versenkt, lasen außerordentlich viel und erfreuten sich insbesondere an den Werken der Dichter und am Schauspiel, für welches gerade damals eine wahre

Leidenschaft in Deutschland vorwaltete. Aber diese poetische Welt war dem nationalen Boden, dem volksthümlichen Sinn entfremdet und ganz angefüllt mit Vorstellungen, die einem fremden Boden und fremder Gesinnung entstammten. Sie waren vorherrschend frivol oder sentimental, verdarben die Sitten und verweichlichten das Herz.

Die so entsittlichte und erschlaffte Poesie rettete das männliche und ritterliche Princip nur in Darstellungen von Helden, in denen mehr oder weniger die Energie der französischen Freiheitsmänner abgespiegelt wurde. Selbst Schiller war ein wenig in dieser Groß-sprecherei der Girondins befangen und sein berühmter Marquis Posa kam direkt aus dem Cirkel der Madame Roland.

Wenn man nun diese geistigen Zustände im damaligen Deutsch-land in billige Erwägung zieht, darf man sich nicht mehr über die Gleichgültigkeit wundern, mit welcher die geopferte Nation den Dingen in Rastadt zusah. Eine Nation, deren gebildete Stände so tief in eitle Täuschungen versunken waren, vermochte dem feurigen Geist der Franzosen den moralischen Widerstand nicht zu leisten, der den physischen der Armeen hätte unterstützen müssen. Ihre Rettung konnte zuletzt nur aus den ungebildeten Classen, aus dem eigent-lichen Volk hervorgehen, durch eine allgemeine Erhebung in tiefster nationaler Entrüstung. Aber, um mit Bonaparte zu reden, die Birne war noch nicht reif. — Jedenfalls kann eine unparteiische Geschichtschreibung die Schuld so großen Unglücks und so tiefer Schmach deutscher Nation nicht allein auf die damaligen Regierungen wälzen. Der ganze Bildungszustand, die Geistesrichtung, die Schule und Presse, der Geschmack theilte diese Schuld. Dem alten Glauben, der alten Sitte, dem alten Nationalgefühl entfremdet, war das ge-bildete Deutschland verweichlicht und feig, verblendet und verführt vom französischen Geiste und daher auch nichts besseres werth, als von der Geißel Gottes in Bonapartes Hand gezüchtigt zu werden.

Mitten im Frieden setzten die Franzosen ihr Raubsystem fort. Schon am 8. Februar 1798 nahmen sie die Rheinschanze bei Mannheim auf dem rechten Ufer weg und belagerten das ganze

Jahr hindurch die Festung Ehrenbreitstein, gegenüber von Coblenz, gleichfalls auf dem rechten Rheinufer. Der kurtrierische Commandant Faber vertheidigte sich auf die ruhmwürdigste Weise, ohne unterstützt zu werden, bis Hunger ihn am 24. Januar 1799 zur Uebergabe zwang. In Schwaben wurden von französischen Emissären Umtriebe gemacht, das frühere Project einer alemannischen Republik wieder aufzunehmen. Doch der gesunde Sinn des schwäbischen Volksstammes widerstrebte und man hatte die Plünderungen von 1796 hier noch nicht vergessen. Auch kam der neue Herzog Friedrich von Württemberg, der protestantisch erzogene Sohn und Nachfolger seines 1797 verstorbenen katholischen Vaters Friedrich Eugen, den Landständen wohlwollend entgegen. Dieser Prinz war preußischer General gewesen und hatte sich zuletzt in Petersburg bei seiner Schwester Marie, Gemahlin des Großfürsten Thronfolger, nachherigen Kaiser Paul I. aufgehalten, aber vor der alten Kaiserin Katharina II. flüchten müssen, weil er im Verdacht war, für die Thronbesteigung Pauls noch bei ihren Lebzeiten agitirt zu haben. — Eine der gröbsten Beeinträchtigungen des deutschen Reichs war der Tribut von 18 Millionen, welche die Hansestädte Hamburg und Bremen den drohenden Franzosen zahlen mußten. Nur Lübeck weigerte sich der gleichen Zumuthung. Auf französischen Befehl mußte Herzog Ferdinand von Braunschweig Ludwig XVIII. aus Blankenburg ausweisen, und dieser arme Prätendent fand nur noch in Rußland Schutz, wo man ihm Mietau zum Aufenthalt anwies. In Holland erlaubten sich die Franzosen wiederholt die größte Willkür. Alle Frankreich Mißfällige wurden aus dem Directorium und aus der Volksvertretung ausgeschlossen, so von Langen, Vreede und Fynje, wobei sich der General Daendels als der Scherge Frankreichs benahm, 12. Juni.

In dem schon seit Jahren systematisch ausgeplünderten Belgien wurde das Volk hauptsächlich über die Truppenaushebungen wüthend, weil es seine frommen und gutgearteten Söhne nicht durch die Gemeinschaft mit den atheistischen und lüderlichen Soldaten des Directoriums vermischen und zu Räubern an andern Völkern werden

lassen wollte. Die ausgehobene Mannschaft ergriff die Waffen, um ihre Unterdrücker selbst zu bekämpfen. Die Festung Luxemburg mußte in Belagerungszustand erklärt werden. Viele Tausende stunden auf und erlitten zwar mehrere Niederlagen, unter denen die am 23. Nov. die blutigste war, behaupteten sich aber an den Küsten und wurden zum Theil von englischen Schiffen unterstützt und gerettet. — Das linke Rheinufer nahm in diesem Jahre eine andere Gestalt an. Die alten geistlichen Kurfürstenthümer, Cleve, die Rheinpfalz 2c., wurden in vier französische Departements verwandelt: Roer mit der Hauptstadt Aachen, Saar mit Trier, Rhein und Mosel mit Coblenz, Donnersberg mit Mainz. In allen diesen Gebieten waren schon bei der Besitznahme der Adel vertrieben, die Kirchen geplündert worden. Jetzt wurden sämmtliche Gesetze der französischen Republik auf sie angewandt und alles alte Recht vernichtet. Die Nationalfranzosen, die als Beamte eingesetzt wurden, verkauften Staats- und Gemeindegüter, Waldungen 2c. und füllten schamlos ihre Beutel. „Das Directorium hatte die vier Departements in eben so viele Paschaliks verwandelt und seinen Janitscharen Preis gegeben," sagte Joseph Görres in der merkwürdigen Flugschrift, in der er sich von allen französischen Sympathien abwandte und Deutschlands Nationalität ritterlich am alten Rhein zu verfechten begann, nachdem er anfangs, ein erst 18jähriger Jüngling, für die Republik geschwärmt hatte und von Coblenz als Deputirter nach Paris geschickt worden war. Als Helfershelfer der französischen Räuber machten sich damals überall am Rhein die Juden übel berüchtigt, indem sie ihnen zu Spürhunden dienten und ungeheure Werthe in Gütern, Kirchenschätzen 2c. als ihre Mäkler zu Gelde machten und mit ihnen theilten.

Den großartigsten Raubzug aber unternahm das französische Directorium in die Schweiz. Die Eidgenossenschaft hatte sich bisher immer vorsichtig in Acht genommen, ihre übermüthigen französischen Nachbarn nur im geringsten zu beleidigen. Gehorsam hatte sie die Emigranten ausgewiesen. Den Mord ihrer Söhne am 10. August in Paris hatte sie verschmerzt und keine Klage laut

werden lassen. Da die Jakobiner so viel mit Guillaume Tell kokettirten und seine Heldenthat auf Pariser Theatern aufgeführt wurde, schmeichelten sich die Schweizer, sie würden geschont werden. Aber im Staatsschatz der aristokratischen Cantone der Schweiz waren viele Millionen baar aufgehäuft, in den katholischen Cantonen viel Kirchengut, überhaupt auch in der Bevölkerung viel Wohlstand; eine solche Beute konnten sich die Pariser Regenten unmöglich entgehen lassen. Zudem hatte Bonaparte darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es für Frankreich sey, die Schweiz zu besetzen, damit es alle Gebirgspässe, die aus Frankreich und vom Rhein her nach Italien führen, in seine Gewalt bekäme.

Schon hatte das Directorium befohlen, kein Schweizer Offizier dürfe auch innerhalb der Eidgenossenschaft mehr ein Ludwigskreuz tragen, und man hatte gehorcht. Schon hatte Basel einen gewissen Serizy, welcher der Deportation entflohen war, an Frankreich demüthig ausgeliefert. Schon war das Veltlin durch Bonaparte von Graubündten abgerissen. Am 15. Dez. 1797 besetzten die Franzosen auch das romantische Münsterthal, als zu dem früher schon von ihnen in Besitz genommenen Basler Bisthum gehörig, das aber nicht minder in politischem Verbande mit dem Canton Bern stand. Dadurch gewannen sie die Jurapässe und konnten durch dieses offene Thor in die innere Schweiz einbrechen. Bern wagte keinen Widerstand. Sie brauchten nun nichts mehr als innere Parteiung in der Schweiz anzufachen, sich rufen zu lassen und einzurücken.

Zum Vorwand ihres Angriffes auf die Schweiz nahmen die Franzosen die Unerträglichkeit des *aristokratischen Joches* in den Cantonen Bern, Zürich &c. und die moralische Verpflichtung, die sie nöthige, den Unterdrückten zu helfen. An einige wenige, welche wirklich unter der Aristokratie gelitten hatten, schlossen sich viele Ehrgeizige und Glücksritter an, welche bei einem Umsturz der alten Verfassungen in der Schweiz im Trüben zu fischen hofften und sich dem französischen Directorium zu Werkzeugen anboten. Diese Partei gab sich den täuschenden Namen der *Patrioten*, während sie das Vaterland an fremde Räuber verrieth. Die Vorgänge in Belgien,

Holland und Venedig konnten jeden im Voraus überzeugen, daß die Herrschaft der Franzosen im Lande noch viel härter und unerträglicher seyn würde, als die der alten Patrizier. Die Entrüstung über die Frevel der Aristokratie wurde damals absichtlich übertrieben. Es ist richtig, daß die Souverainetät von ein paar hundert, zum Theil in kleinlicher Pedanterie erstarrter, zum Theil verdorbener Familien in ein und derselben Stadt den übrigen, ihnen unterthänigen Familien, in denen ein freierer Geist sich regte, äußerst zuwider werden mußte. Allein es ist unrichtig, daß jene erschlaffte Aristokratie eine grausame und unerträgliche Tyrannei geübt hätte. Gerade in dem Canton, über den am meisten geschrien wurde, im Bernischen, befand sich das Landvolk in einem Wohlstand, wie er damals im ganzen übrigen Europa nicht zu finden war. Die Opposition ging auch nirgends von den Bauern, sondern überall von städtischen Agitatoren aus, die mit ungeheurer Uebertreibung die Aristokratie denuncirten und mit der Rache der Franzosen drohten. Es war begreiflich, daß die Aristokratie darüber sehr erbittert wurde, aber nur in Zürich verfügte sie im Jahre 1795 gegen die Aufrührer von Stäfa ein paar Verhaftungen; anderwärts in der ganzen Schweiz benahm sie sich aus Furcht vor Frankreich ungemein ängstlich und ließ den Verräthern nur allzufreien Spielraum.

Der eitle Laharpe, früher Erzieher am Petersburger Hofe, wollte als Befreier des Waadtlandes, seines speziellen Vaterlandes, glänzen. Dieses Ländchen war einst durch die Berner dem Herzog von Savoyen abgenommen worden und befand sich im blühendsten Wohlstande unter dem milden Regiment der Berner Geschlechter. Aber die Waadtländer sprachen französisch und wollten von den Deutschen unabhängig seyn. Man suchte daher alte Urkunden auf, in denen das Recht Savoyens auf das Ländchen nachgewiesen war, und forderte Frankreich, dem jetzt Savoyen zugehörte, dringend auf, das Waadtland von Bern zu reclamiren. Das Directorium ging sogleich darauf ein (4. Jan. 1798) und schickte 15,000 Mann unter Menard an die Grenze. Die Berner brachten 20,000 Mann unter Weiß auf, wagten aber nichts und zogen sich zurück. Am 10. Jan.

nahmen die Waadtländer Insurgenten das feste Schloß Chillon ohne Schwertstreich weg. Am 18. sammelte Ochs, der schon längst eine Verschwörung zum Vortheil der Franzosen betrieben hatte, das Basler Landvolk, zerstörte die Schlösser der Landvögte, zog in das erschrockene Basel ohne Widerstand ein und demokratisirte die Verfassung. Am 25. hielten die Schweizer ihre letzte Tagsatzung in Aarau, ließen sich aber von dem französischen Gesandten Mengaud so einschüchtern, daß sie die schon beschlossene Rüstung nicht ausführten. Am 31. war Bern selber so schwach, die aristokratische Verfassung aufzugeben und allgemeine Wahlen zu verfügen. Diesem Beispiel folgten auch die Patriziate von Solothurn, Freiburg, Luzern, Schaffhausen, endlich auch Zürich, um sich des Sturmes vom Lande her zu erwehren. Die neuen demokratischen Regierungen waren nun alle entweder unfähig oder von vorn herein den Franzosen verkauft. Aber noch stand das kräftige und gegen die Franzosen wüthende Berner Heer (Landmiliz, Landvolk) zum Schutz seiner Aristokratie in den Waffen unter General Erlach, dem Weiß hatte weichen müssen, und dessen Hauptquartier sich in Murten befand. Brune, der unterdeß an Menards Stelle getreten war (früher ein Buchdruckergeselle), besetzte zwar am 8. Februar Biel, das Murten am See gegenüber liegt, wagte aber noch nicht anzugreifen, sondern wartete ein zweites französisches Heer von 12,000 Mann unter Schauenburg ab, das rheinaufwärts kam, und hoffte überdies durch die Zögerung die nicht gerne lange unter Waffen bleibenden Berner Bauern zu ermüden und die Verwirrung in den Regierungen zu vergrößern. Auch sollte es sich zunächst nur um Bern handeln. Rewbel hatte gesagt, die Schweiz ist eine Schüssel voll kleiner Pasteten, man muß eine nach der andern essen. Zürich bildete sich damals ein, verschont bleiben zu können, und that nichts, um Bern zu unterstützen.

Der Krieg begann, sobald Schauenburg angelangt war. Am 1. März überfiel derselbe einen vorgeschobenen Posten der Berner bei Dornach, am 2. bei Langnau, schlug beide zurück und drang in Solothurn ein. Im Hauptheer der Berner herrschte die wildeste Verwirrung. Das brave Landvolk konnte sich in die neue Regierung nicht finden,

schrie mit Recht über Verrath, vergriff sich aber in seinem Zorn und ermordete nicht die wahren Verräther, sondern einige unschuldige Obersten, Ryhiner, Stettler zc. Der Regierung zum Trotz beschloß dieses muthige Landvolk, sich auf Leben und Tod zu wehren, warf sich unter Grafenried an der Brücke von Neueneck dem Heer Brunes entgegen, schlug es zurück und nahm ihm 18 Kanonen ab. Aber eine andere Schaar unter dem bisherigen Haupt der Berner Republik, dem alten ehrenhaften Schultheiß Steiger, erlitt im grauen Holz nach furchtbarer Gegenwehr eine Niederlage durch Schauenburg, und ehe noch die Berner Oberländer, die in Masse aufgestanden waren, herbeikamen, öffnete Verrath die Thore von Bern den Franzosen. Erlach eilte den Oberländern entgegen, um sich mit den noch unbesiegten Schaaren Grafenrieds zu vereinigen, aber er selber wurde, weil er ein paar Worte französisch sprach, von den Bauern für einen Franzosen gehalten und erschlagen. Da nun auch Bern schon gefallen war, lief das Landvolk auseinander, am 5. März. Den Bernern hatten nur 200 Urner in altväterischer Rüstung und einige Männer aus Freiburg, Glarus und St. Gallen beigestanden. Freiburg selbst war am 2ten nach blutiger Gegenwehr von den Franzosen erstürmt worden. Das berühmte Beinhaus zu Murten, in dem die Gebeine der im fünfzehnten Jahrhundert hier erschlagenen Burgunder aufbewahrt wurden, fiel zufällig einem französischen Regiment aus der Côte d'Or (dem ehemaligen Burgund) in die Hände und wurde in später Rache gänzlich zerstört und ein Freiheitsbaum an seine Stelle gesetzt.

Rewbel, der Haupturheber dieses französischen Raubzugs, hatte seinen Zweck erreicht und ließ durch seinen Schwager Rapinat vor allen Dingen den seit Jahrhunderten angehäuften Berner Staatsschatz und alles öffentliche Eigenthum ausrauben, dazu dem Berner Volk Contributionen, den Patriziern eine Vermögenssteuer von 6 p. c. auflegen *). Das gleiche Loos widerfuhr Freiburg und Solothurn,

*) Schon die Namen Rewbel und Rapinat waren von übler Bedeutung, nicht minder die Namen der Gehülfen, deren sich Rapinat bediente, Forfait (Frevel) und Grugeon (Nager).

bald auch Luzern, Zürich und jedem Canton. Alles Staats- und Kirchengut wurde von den Franzosen gestohlen und der wohlhabende Theil der Bevölkerung schamlos besteuert. Aus Bern allein schleppten sie 60 Millionen fort, 7—8 Millionen an baarem Geld und an sonstigen Werthen, wovon Bonaparte einen Theil bekam, so daß man noch viele Jahre nachher in Aegypten Berner Geld im Umlauf fand. Als Brune zu Bern den ersten Freiheitsbaum pflanzen ließ, hielt der bisherige Seckelmeister (Finanzminister) der Stadt und Republik Bern, Frisching, die Festrede und schloß sie, indem er den Baum anredete: so mögest du wachsen und gute Früchte tragen, Amen! Der Staatsschatz des Canton Zürich war nicht ganz so reich wie der Berner, doch sehr beträchtlich, und die Beute wurde durch Gelder, die man allen Reichen abgepreßt, hier wie in Bern und in der ganzen Schweiz verdoppelt. Uebrigens ließ Rapinat sich billig finden, und wenn die Schweizer ein altes Denkmal, eine heilige Reliquie behalten wollten, so ließ er sie ihnen um schwere Bestechungssummen.

Die welschen Schweizer wollten eine s. g. rhodanische Republik für sich stiften, Brune befahl ihnen aber, sich mit den deutschen zu vereinigen, und gründete zu Aarau am 27. April die einige und untheilbare helvetische Republik mit einer ganz der französischen nachgeahmten Verfassung und fünf Directoren an der Spitze. Damit hörte alle Souverainetät der Cantone auf und sollten Unterschiede, die so alt und unübersteiglich sind wie die Alpen, auf einmal nivellirt werden. Viele Cantone unterwarfen sich aus Furcht vor Plünderungen, denen sie doch nicht entgingen; andere sträubten sich, wurden aber sogleich von den Franzosen angegriffen und überwältigt. Am 30. April rückte Schauenburg in Zürich ein und raubte hier aus, wie in Bern. Zwei kleine Republiken, die bisher der Schweiz zugewandt waren, wurden nicht der helvetischen einverleibt, sondern unmittelbar mit Frankreich vereinigt, Mühlhausen im Suntgau *) und Genf (15. April).

---

*) Die guten deutschen Reichsstädter hier faßten am 4. Jan. einen

Nur die Altschweizer, einfache Bauern, behaupteten noch so viel Nationalgefühl, daß ihnen das Franzosenjoch absolut unleidlich war. Der kleine Canton Schwyz wagte unter der Leitung des edeln Aloys Reding der weltüberwindenden Macht von ganz Frankreich zu trotzen. Unbekümmert um die Möglichkeit eines Erfolges, wahrte er die Ehre, die in jener kläglichen Zeit so wenige zu wahren wußten. Als die katholischen Bauern der freien Aemter (Baden, Bremgarten) vom Widerstande der Schwyzer hörten, griffen auch sie zu den Waffen und wagten sogar einen kühnen Handstreich gegen Aarau, angeführt von einem Priester, der die Fahne trug, unterlagen aber in einem blutigen Gefecht bei Häcklingen den Truppen Schauenburgs, der sich sodann gegen Schwyz selbst wandte. Bei Richterschwyl wurde den ganzen Tag hindurch mit äußerster Hartnäckigkeit gefochten. Endlich mußten die Schwyzer weichen, hielten aber nochmals Stand bei Schindeleggy, noch einmal auf dem Berg Etzel und zum drittenmal am rothen Thurm, nahe dem alten Schlachtfeld von Morgarten. Hier ließen sie sich nicht mehr überwinden und Schauenburg mußte mit großem Verlust abziehen. Ebenso ein anderes französisches Corps, das bei Arth unter dem berühmten Berge Rigi einen Angriff versuchte. Diese ruhmwürdigen Kämpfe geschahen vom 1.—3. Mai. Am 4. aber zählten die Schwyzer ihre dünn gewordene Schaar und erkannten, sie seyen nicht mehr stark genug. Als Sieger boten sie nun ihre Unterwerfung unter die helvetische Regierung an und der Friede wurde geschlossen; aber die Franzosen ließen es sich doch nicht nehmen, das reiche Kloster Einsiedeln zu plündern und zu verbrennen. — Auch die deutschen Bauern im obern Wallis trotzten, während die welschen im untern Wallis sich schon mit den Waadtländern vereinigt hatten. Auch hier rückten die Franzosen an, die nach blutigen Gefechten am

---

heroischen Entschluß, theilten ihr öffentliches Vermögen unter sich, trugen ihre alten Wappen und Fahnen feierlich zu Grabe, erboten sich freiwillig zur Vereinigung mit Frankreich und ließen durch ein junges Mädchen in alter Schweizertracht den französischen Commissären die Schlüssel ihrer Stadt überreichen. Gewiß ein origineller politischer Selbstmord.

8. Mai bis Sitten vordrangen und diese unglückliche Stadt trotz der von den Bürgern ausgesteckten weißen Fahne plünderten. Doch hielten sich die Oberwalliser noch wochenlang an den Abgründen der Dala und schossen noch eine Menge Franzosen nieder. Diese Gebirgskriege waren mörderisch, weil alle Schweizer Bauern gute Schützen waren *).

Als einige unter den Directoren der helvetischen Republik das Wohl des Landes zu wahren wagten und gegen die Wegschleppung eidgenössischen Eigenthums nach Frankreich protestirten, jagte sie Rapinat einfach weg und setzte eigenmächtig zwei seiner Creaturen an ihre Stelle, Ochs und Dolder. Wegen dieses Sieges der guten Sache mußte Aarau illuminiren, 19. Juni.

Unterwalden hatte sich beim Mißlingen des Kampfes in Schwyz gefügt; als die Bauern aber hier der elenden helvetischen Regierung den Huldigungseid leisten sollten, ließ es ihr Gewissen nicht zu, mit dem Heiligsten so frevelnd Spott zu treiben. Sie verweigerten den Eid und griffen zu den Waffen, geführt vom Pfarrer Lüssi. Zwei französische Colonnen brachen unter Schauenburg auf, sie zu Paaren zu treiben; die eine zog durchs Haßlithal, stieg über den Berg Brünig und fiel von oben her ins Land; die andere landete am Vierwaldstättersee und kam von unten. Die erstere brach zwar den trotzigen Widerstand der Bauern am Kernwald, erlitt aber ungeheuren Verlust, indem von allen Seiten aus den nahen Felsen und

---

*) Hier muß die Geschichte das Andenken eines merkwürdigen Mannes bewahren, des Züricher Landvogt Landolt. Er zuerst hatte das Schweizerische Schützenwesen in ein System gebracht und die militärische Welt auf den Werth dieser Specialwaffe in dem Grade aufmerksam gemacht, daß Friedrich der Große ihn nach Berlin berief, um auch in der preußischen Armee Schützencorps zu errichten. Landolt beschäftigte sich, nachdem er sein Amt niedergelegt, in stiller Zurückgezogenheit im Canton Zürich mit Malerei und malte nichts als Schlachtgemälde, in denen er die Franzosen immer als besiegt darstellte. Man fand das lächerlich, aber er blieb fest überzeugt, die Geschichte werde seine Malerei wahr machen.

Wäldern auf sie geschossen wurde. Ein Schütze, dem Weib und Kind unablässig die Stutzen luden, tödtete allein über 100 Mann. Im Ganzen fielen 2—3000 Franzosen. Unterdeß war auch die zweite Colonne unter beständigen Gefechten heraufgerückt und traf mit der ersten in Stanz, dem Hauptort des Cantons, zusammen. Hier wehrten sich Weiber wie die Männer mit dem Muth der Verzweiflung, bis sie unter den Kugeln und im Brande der Häuser ihr Leben aushauchten. Diese blutigen Kämpfe dauerten drei Tage, vom 7. bis 9. September. Man zählte 102 Frauen und Mädchen, die mit den Waffen in der Hand fielen. Bei Winkelried schlugen 18 Mädchen wüthend mit ihren Sensen unter die Franzosen, bis alle erschossen waren. Dem Morden folgte wie gewöhnlich Sengen, Brennen, Plündern und Schänden. Damals sammelte der menschenfreundliche Pestalozzi von Zürich die herumirrenden Kinder der erschlagenen Unterwaldner und eröffnete mit ihnen seine unsterblich gewordene Erziehungsanstalt.

Das Frickthal gehörte noch zu den vorderösterreichischen Besitzungen im Reich, und Graubündten war eine unabhängige Republik, der Eidgenossenschaft von lange befreundet, aber nicht einverleibt. Auf beide machte Frankreich Anspruch, aber Oesterreich gab das Frickthal nicht heraus und besetzte Graubündten.

Wie sehr das Directorium in Paris nur noch dem gemeinsten Interesse oblag, beweist sein Verfahren nicht nur gegen die freiheitliebenden Schweizer, sondern auch gegen die Nordamerikaner. In leichtsinnigster Verachtung der republikanischen Sympathien gab das französische Directorium Caperbriefe aus, um reiche amerikanische Schiffe zu rauben. Der amerikanische Gesandte in Paris, Gerry, empfing deshalb am 23. März 1798 strenge Instructionen und legte solche actenmäßige Beweise der schändlichsten Habgier und Bestechung vor, die sich die Directoren Frankreichs hatten zu Schulden kommen lassen, daß die Engländer, die dahinter kamen, sie sogleich unter dem Titel **French corruption** abdrucken und verbreiten ließen. Auch von Portugal hatte sich Frankreich im Jahre 1797 den Frieden abkaufen lassen. — Am 26. Mai decretirte der nordamerikanische

Congreß die Wegnahme aller französischen Schiffe, die den Handel ferner beunruhigen würden.

Die Herausforderung der Vereinigten Staaten war um so unvernünftiger, als Frankreich immer neue Verluste durch die überlegene englische Marine erlitt. Die Engländer bombardirten von der See her Ostende und setzten Truppen unter Coote ans Land, 19. Mai, die aber schon am folgenden Tag umringt und gefangen wurden. Bald darauf indeß bombardirten die englischen Schiffe schon wieder Havre. Die Franzosen suchten sich durch eine Landung in Irland zu rächen. Dieses Land befand sich in einer beklagenswerthen Lage. Seit Jahrhunderten war es von den Engländern als eroberte Provinz mit unbarmherziger Härte behandelt. Die Iren waren katholisch geblieben, während die Engländer die Reformation in der Form der bischöflichen Kirche angenommen hatten. Der ganze Boden von Irland gehörte den Eroberern, die Eingebornen blieben nur die armen, gedrückten Pächter der englischen Grundbesitzer. Irland hatte damals noch ein eigenes, vom englischen unabhängiges Parlament in Dublin, aber es war nur von den englischen Grundherrn beschickt. Eine geheime Partei in Irland hoffte, ihr unglückliches Land einmal ebenso von England unabhängig zu machen, wie es die Vereinigten Staaten geworden waren. Inzwischen blieb sie sich ihrer Schwäche bewußt und hielt es für rathsamer, den gesetzlichen Weg nicht zu verlassen. Sie bildete daher eine s. g. irische Union zu dem Zweck, eine Reform des Parlaments und eine Emancipation der Katholiken durchzusetzen. Das Haupt dieser Partei war damals Wolf Tone, ein kaum dreißigjähriger junger Mann voll Feuer und Geist, sein eifrigster Parteigänger aber Napper Tandy. Als die französische Revolution siegreiche Fortschritte machte und auch die Engländer unter York zurückschlug, hielten sie eine Hülfe von Frankreich her für möglich und hatten schon 1796 in Paris geheime Unterhandlungen gepflogen. Die Folge davon war Hoches mißlungene Landung. Der Plan war aber nicht aufgegeben. Das Directorium in Paris forderte nur, die Irländer selbst sollten sich erheben, damit französische Trup-

pen, wenn sie in Irland landeten, einen Anhaltspunkt fänden. Die Härte des Lord Camden, der damals Irland regierte, erleichterte das Unternehmen, indem er das Volk grenzenlos erbitterte. Eine große Verschwörung war eingeleitet und brach am 23. März 1798 auf allen Punkten aus. Die englischen Truppen wurden, wo sie in Garnison standen, überfallen, vertrieben, verfolgt. Aber sie wehrten sich tapfer gegen die rohen Volkshaufen. General Lake sammelte eine gehörige Anzahl Truppen und griff das verschanzte Lager der Irländer auf dem Vinegar-Hügel an. Drei Tage lang (vom 19.—21. Juni) wurde aufs grimmigste gekämpft, bis die englischen Truppen endlich doch siegten. Der Rest der Aufwiegler wurde am Boynefluß zusammengehauen oder in die dortigen Sümpfe gejagt.

Jetzt erst, als es zu spät war, kam die Hülfe aus Frankreich und noch dazu in unzureichender Stärke. Nur 1100 Mann unter General Humbert landeten in der Bucht von Killala, 21. August, erfochten einen kleinen Sieg über Lake, wurden aber bald übermannt und mußten sich gefangen geben, 8. Sept. Ein anderes kleines Landungsheer, das ihn unter General Rey hatte unterstützen sollen, kam zu spät und kehrte um. Die Franzosen rüsteten in Brest eine neue Flotte mit Landungstruppen unter General Hardy, bei denen sich auch Wolf Tone befand; aber der englische Commodore Warren fing sie unterwegs auf, 12. Oct. Wolf Tone entging der Hinrichtung nur durch Selbstmord. Napper Tandy wurde auf englische Requisition zu Hamburg verhaftet (25. Nov.), was großen Lärmen in Frankreich erregte.

Mittlerweile schleppte der Rastadter Congreß sein trauriges Daseyn fort, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Frankreich liebkoste Preußen und schickte den berühmten Sièyes nach Berlin, der die mancherlei Eitelkeiten dort sehr schlau zu gewinnen verstand. Ein unangenehmer Vorfall in Wien hätte bald das gute Einvernehmen von Campo Formio gestört. Bernadotte, der als französischer Gesändter nach Wien geschickt worden war, pflanzte vor seinem Hotel und zwar gerade an dem Jahrestage, an dem die Wiener den

Auszug ihrer Freiwilligen zum italienischen Kriege feierten, die dreifarbige Fahne auf, deren Anblick das Wiener Volk so ärgerte, daß es sie in einem Tumult herunterriß, 13. April 1798. Die Regierung beschwor ihn zwar, allein er reiste brennenden Kopfes ab. Um die Genugthuung eclatant zu machen, wurde der alte Thugut (aber nur zum Schein), vom Ministerium entfernt und Cobenzl an seine Stelle gesetzt. Dieser pflegte eine besondere Unterhandlung mit Frankreich, das zu diesem Zwecke François von Neufchatel abschickte, zu Sulz in der Nähe von Rastadt. Aber man konnte sich nicht einigen. Frankreich wollte Bayern nicht an Oesterreich fallen lassen, was Cobenzl als Preis des Friedens forderte.

Neue Kriegsgewitter stiegen am Himmel auf, die Wolken zogen sich von mehreren Seiten her über Rastadt zusammen. Kaiser Paul I., der nach dem Tode seiner Mutter Katharina II. am 17. Nov. 1796 den russischen Thron bestiegen hatte, wollte gut machen, was seine arglistige Mutter gesündigt hatte. Wie großmüthig er seyn konnte, beweist sein Verfahren gegen Kosciuszko. Er selbst ging, seine kaiserlichen Prinzen Alexander und Constantin an der Hand führend, in den Kerker des polnischen Feldherrn und kündigte ihm persönlich die Freiheit an. Er gab dadurch zu erkennen, daß er die Theilung Polens als ein Unrecht mißbillige, das Geschehene aber durch Sorge für die polnische Nation wieder gut machen wolle, eine Politik, die später sein Sohn Alexander fortsetzte. Noch mehr aber empörte den Kaiser der vom französischen Directorium geübte, jedes göttliche und menschliche Recht mit Füßen tretende Uebermuth. Er knüpfte daher bald Unterhandlungen mit England und der Türkei an, welche letztere durch Bonapartes Einfall in Aegypten von Frankreich verletzt war, und gab sich große Mühe, auch Oesterreich und Preußen in die Coalition zu ziehen. Preußen blieb zu seinem Unglück der bisher eingehaltenen Neutralität treu. Es trat zwar plötzlich kühner gegen Frankreich auf, behauptete sein altes Recht auf Cleve, wies auch die französischen Ansprüche auf die Brückenköpfe am rechten Rheinufer (Kehl, Castel, Ehrenbreitstein) zurück, schloß

sich aber doch der Coalition nicht an und machte es keinem recht *). Oesterreich aber erkannte, es sey unmöglich, die Franzosen mit Vernunft von etwas abzubringen, nur Gewalt allein vermöge etwas über sie. Es hatte in dieser Beziehung die schlimmste Erfahrung gemacht. Alle Vorstellungen wegen Ehrenbreitstein und wegen der Schweiz waren von den Franzosen unberücksichtigt geblieben, bis es sich entschloß, Graubündten mit Gewalt gegen die Bedränger zu vertheidigen. Dieses obere Rheinthal war für Oesterreich der Nähe von Tirol wegen von höchster Wichtigkeit. Kaiser Franz hatte die Franzosen alle Schweizer Bergpässe nehmen lassen, jetzt sagte er: bis hieher und nicht weiter! Er schloß mit Graubündten einen Vertrag (17. October 1798) und schickte Truppen unter General Auffenberg nach Chur.

Oesterreich hatte noch einen zweiten Grund, der ihm einen neuen Krieg in Verbindung mit Rußland gegen Frankreich wünschenswerth machte. Am 16. Februar 1799 starb der bayrische Kurfürst Karl Theodor plötzlich am Schlag, während er am Spieltisch saß. Er hatte aber die Abtretung Bayerns an Oesterreich noch nicht ratificirt. Der junge Pfälzer Erbe, Max Joseph, eilte nach München und machte mit seinen blühenden Kindern den günstigsten Eindruck auf das Volk. Dadurch wurden alle Pläne Oesterreichs vereitelt. Max Joseph stand im engsten Vertrauen mit Talleyrand und den französischen Gesandten in Rastadt und hatte sich ihrer Unterstützung gegen Oesterreich versichert. Nur der Vertrag von Campo Formio stand im Wege, aber wenn Oesterreich selber wieder Krieg anfing, so war jener Vertrag gebrochen und Frankreich konnte alles für Bayern thun. Oesterreichs Verlegenheit in dieser Sache wurde noch gesteigert durch das überaus vorsichtige Benehmen Max Josephs. Denn weit entfernt, den Franzosenfreund zur Schau zu tragen,

---

*) Sièyes schrieb damals aus Berlin: „Der König von Preußen faßte den schlechtesten Entschluß, nämlich gar keinen. Preußen isolirt sich, das ist bequem für uns, denn während dieser preußischen Betäubung werden wir mit den anderen fertig."

hielt er sich streng in den Grenzen der Pflichten eines deutschen Kurfürsten und zauderte nicht, als Oesterreich rüstete, das bayrische Contingent unter die Fahnen des Kaisers zu stellen. Graf Lehrbach in Rastadt, der Hauptintrigant in der bayrischen Angelegenheit, hätte viel lieber gesehen, Max Joseph würde sich offen an Frankreich angeschlossen haben, damit man ihn dann als Reichsverräther hätte verjagen können. Lehrbach wußte inzwischen zu gut, in welchen Verbindungen Max Joseph gestanden hatte, und hoffte, wenn er die actenmäßigen Beweise dafür, so wie für die Betheiligung Preußens in die Hände bekäme, den jungen Kurfürsten doch noch in die Reichsacht bringen und Oesterreich die lang ersehnte Erwerbung Bayerns sichern zu können. Dazu lieh ihm der Tumult des hereinbrechenden Krieges den Vorwand.

Russische Truppen bewegten sich schon gegen Westen und erhielten freien Durchzug durch die österreichischen Staaten. Frankreich erhob Beschwerde dagegen und ließ schon am 1. März 1799 ein beträchtliches Heer unter Jourdan bei Straßburg über den Rhein gehen, während der Congreß von Rastadt noch fort unterhandelte. Am 3. März wurden die ionischen Inseln durch eine russisch-türkische Flotte den Franzosen entrissen. Am 5. erließ Erzherzog Karl, der im Stillen ein großes Heer bei Augsburg zusammengezogen hatte, eine Proklamation, worin er der Wahrheit gemäß den Franzosen ihr treuloses Benehmen, ihre eigenmächtigen Störungen des Friedens, ihre Mißhandlung der Neutralen und ihre maaßlosen Contributionen und Requisitionen vorwarf, ein Benehmen, „welches bis zur Entehrung des deutschen Namens“ gehe und dem man daher endlich Schranken setzen müsse. — Der erste Kampf entbrannte in der Schweiz. Ein französisches Heer unter Massena drang in Graubündten ein und nahm den Paß bei Luciensteig mit Sturm, nachdem er von den Oesterreichen aufs tapferste vertheidigt worden war, 6. März. An demselben Tage wurde jedoch der französische General Loison, als er gegen Kloster Dissentis vordrang, von den wüthenden Bauern zurückgeschlagen. Am 7. mußte sich Auffenberg in Chur mit 3000 Mann ergeben, weil er versäumt hatte, in der Nacht über

die Berge zu entfliehen. Von hier aus drang der kühne Lecourbe mit einem französischen Corps ins Engadin, wurde am 15. bei Martinsbrück durch die Oesterreicher unter Laudon abgeschlagen, verstärkte sich aber durch ein neues französisches Corps unter Desolles und schlug die Oesterreicher in ihren Gebirgspositionen bei Taufers und Nauders, vermochte jedoch nicht durch den von Bellegarde und den Tirolern tapfer vertheidigten Paß Finstermünz in Tirol einzudringen, weil unterdeß in seinem Rücken den Franzosen Gefahr drohte, was ihn zur Umkehr bewog. Massena selbst, von dem er nur detachirt war, erlitt am 23. bei Feldkirch eine Niederlage durch die Oesterreicher, die der Croate Jellachich führte.

Am Mittelrhein war große Bewegung. Der kurmainzische Abgeordnete am Rastadter Congreß, Albini, hatte schon lange den Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung gehegt. Aber die engherzige Politik Thuguts in Wien litt nicht, daß die Nation als solche in Mitleidenschaft gezogen wurde. Nur die Odenwälder standen auf und schlugen sich tapfer mit den Vorposten der Franzosen herum, erlitten aber am 20. April eine Niederlage bei Weinheim.

Unterdeß hatte sich Erzherzog Karl mit der Hauptarmee nicht gegen Straßburg, sondern gegen den Bodensee gewendet, um Tirol und der Schweiz zu Hülfe zu kommen und die Verbindung mit Italien offen zu halten. Da zog Jourdan nach derselben Richtung, wurde aber zuerst in einem Vorpostengefecht bei Ostrach am 21. April, dann in einer Hauptschlacht bei Stockach am 24. zurückgeschlagen. Wenn der Erzherzog von seiner überlegenen Reiterei bessern Gebrauch gemacht hätte, würde er den Feind haben vernichten können, der sich ungehindert durch den Schwarzwald über den Rhein zurückzog. Der Erzherzog hätte sich nun wenigstens rasch gegen den ganz blosgestellten Massena wenden können und würde ihn durch seine Uebermacht erdrückt und die ganze Schweiz befreit haben; aber er rückte nur mit äußerster Langsamkeit vor und blieb dann stehen, wodurch Massena Zeit bekam, sich zu verstärken und eine feste Position einzunehmen. Da hier Zaudern nicht im politi-

schen Plane Oesterreichs liegen konnte, scheint die Schuld allerdings auf den Erzherzog zu fallen, der damals krank war. Nur Bellegarde ging energisch aus dem Passe von Finstermünz heraus und schlug Desolles und Lecourbe aus dem Münsterthal, dem Engadin und Veltlin hinaus. Dagegen vermochte Hotze den von den Franzosen unter Menard aufs tapferste vertheidigten Paß von Luciensteig nicht zu nehmen, 1. Mai.

Der Erzherzog erließ am 30. April, indem er die Schweizer Grenze betrat, eine schöne Proklamation, worin er den Schweizern ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit zusicherte, sie aber aufforderte, mit ihm gegen den gemeinsamen Feind zu fechten. Auch der greise Schultheiß Steiger von Bern erließ einen Aufruf an das Volk, worin er erinnerte, wie glücklich, wohlhabend und von allen Mächten Europas geachtet die Schweizer bisher gewesen und wie sie erst durch ihre schändliche Hingebung an die Franzosen ausgeplündert, entehrt, in Verachtung gefallen seyen. „Fallt über die Räuber her, die euch alles genommen haben und noch so unverschämt sind, euch zu Hülfe zu rufen.“ Drei Bataillone Schweizer hatten sich bereits unter österreichischen Fahnen gebildet. An demselben Tage, an dem Hotze (auch ein Schweizer) alle Kräfte anstrengte, den Paß von Luciensteig wiederzugewinnen, waren auch die Bauern rings umher aufgestanden, da er aber zurückweichen mußte, fiel Menard über die Bauern her und trieb sie nach hartnäckigem Kampfe bei Dissentis auseinander, welches schöne Kloster bei diesem Anlaß verbrannt wurde. Doch fiel Luciensteig am 14. bei einem neuen Angriff in die Gewalt Hotzes. Auch in den vier Waldstätten hinter Massenas Rücken stand das Volk auf. Die helvetische Regierung wollte 18,000 Rekruten ausheben, die für Frankreich fechten sollten. Diese Zumuthung erweckte Zorn, und die Nähe des Erzherzogs machte den Schwyzern Muth, wieder zu den Waffen zu greifen. Massena schickte ein Corps unter Soult ab, dem es gelang, sie friedlich auseinander zu bringen, 8. Mai. Als er über den Vierwaldstätter See fuhr, wehrten ihm Urner, wurden aber von ihm zurückgeschlagen und von Lecourbe (dem kühnsten Berggeneral) von oben her umgangen und zersprengt.

Am glücklichsten und hartnäckigsten war der Aufstand im obern Wallis, den der junge Graf Courten leitete. Es gelang den Franzosen erst im Spätsommer, hier ihre Herrschaft herzustellen, nachdem sie 1200 Mann verloren und fast alle Dörfer verbrannt hatten. Heinrich Zschokke, ein schlechter Comödienschreiber aus Magdeburg, seit kurzem in der Schweiz angesiedelt und eifriger Anhänger der Revolution, damals helvetischer Regierungscommissär, ahmte Baudot nach, der die Entvölkerung des Elsaßes verlangt hatte, und schlug öffentlich vor, man solle aus den katholischen Urkantonen der Schweiz ihre bisherigen Einwohner als unverbesserliche Reactionäre entfernen und „Colonien der Eroberer," also Franzosen hineinversetzen, datirt vom 23. Juni. In derselben Druckschrift warf Zschokke den Altschweizern ihre „Kaisersucht" vor, und alle Zeugnisse und Aussagen aus jener Zeit bestätigen, daß die weit überwiegende Mehrheit der Schweizer im Erzherzog einen längst ersehnten Befreier sah. Haller schrieb: „Das Volk haßte die Franzosen als ungerechte Feinde, als fremde Soldaten, als Umstürzer des Vaterlandes, als Plünderer seines Eigenthums, als Zerstörer seines Wohlstandes, als Schänder und Vergifter seiner Weiber und Töchter."

Aber der Erzherzog Karl wurde durch Befehle von Wien zurückgehalten. Thugut wollte so wenig die alte Eidgenossenschaft als das Königreich Sardinien wieder hergestellt wissen und mißbilligte Karls und Steigers Vorgehn. Das lähmte die Begeisterung. Nachdem Karl Hotzes Durchdringen am Luciensteig abgewartet, ging er über den Rhein und vereinigte sich mit Hotze, am 23. und 24. Mai. Massena bot ihm die Stirne vor Zürich am 4. Juni, brach aber die unentschiedene Schlacht freiwillig ab, und zog sich zurück, weil er die Uebermacht der Oesterreicher erkannte. Der Erzherzog besetzte Zürich, Massena aber die im Süden dieser Stadt sich ausbreitende Höhe des Albis und Uetliberges, und in dieser Gegenüberstellung verharrten sie nunmehr den ganzen Sommer über. Der kecke Lecourbe hatte mittlerweile (Ende Mai und Anfang Juni) die Oesterreicher unter Haddik von der Höhe des St. Gotthardt heruntergeworfen und diesen wichtigen Gebirgspaß, der die Straße aus der Schweiz nach

Italien beherrscht, besetzt. Nichts spricht so sehr zu Gunsten der damaligen Tüchtigkeit französischer Truppen, als die Art und Weise, wie sie unter Lecourbe so rasch in den ungeheuren Alpen sich zu orientiren und zu siegen wußten.

Immer noch hatte der Congreß in Rastadt getagt, als erst am 28. April der österreichische Oberst Barbaczy von den Szekler Husaren die Entfernung der französischen Botschafter von dort verlangte. Es waren nach Treilharts Abgang, der in Paris Director geworden war, Bonnier, Roberjot und Jean de Bry. Sie trauten nicht recht, übergaben ihre wichtigsten Papiere dem preußischen Gesandten Grafen Görtz und reisten noch in der Nacht ab, wurden aber vor den Thoren der Stadt in einem Wäldchen von Szekler Husaren überfallen und ermordet. Nur Jean de Bry entkam, indem er aus mehreren Wunden blutend sich todt stellte und in einem Graben liegen gelassen wurde. Der österreichische Archivar Freiherr von Hormayr, ein Zeitgenosse und der damaligen Dinge wohl kundig, gibt den Grafen Lehrbach als Urheber dieser Gewaltthat an und als Zweck derselben das Interesse, welches Lehrbach hatte, sich der Papiere zu bemächtigen, durch welche Max Joseph und die preußische Gesandtschaft compromittirt werden konnten. Aber dieselben Papiere befanden sich in derselben Nacht, in der sie so gierig gesucht wurden, unter Verschluß des Grafen Görtz*). Jean de Bry schleppte sich nach Rastadt

---

*) Nach Hormayrs Aussage hat sich später der berüchtigte Spion Schumacher gerühmt, er habe sich damals von Frankreich und Oesterreich zugleich bezahlen lassen und beiden zugleich gedient, den Gesandtenmord eingeleitet, aber vorher den französischen Gesandten gerathen, ihre Papiere zu verbergen. Hormayr gedenkt auch der sehr merkwürdigen Aeußerung Hardenbergs während des Friedensschlusses zu Basel. Als hier nämlich das Verfahren Preußens getadelt und die ritterliche Fortsetzung des Kampfes gegen die Revolution von Seiten Oesterreichs gerühmt wurde, habe Hardenberg gesagt: wenn Frankreich den Oesterreichern Bayern hätte geben wollen, so würde Oesterreich früher mit der Republik Frieden geschlossen haben, als Preußen. Endlich macht auch Hormayr noch darauf aufmerksam, daß Kaiser Paul in Max Joseph nur einen Jakobiner ge-

zurück, wohin auch die Damen und Kinder der Gemordeten umgekehrt waren. Hier widmete man ihnen die größte Sorgfalt und geleitete sie dann sicher über den Rhein. Die sämmtlichen Congreßgesandten verlangten noch, bevor auch sie abreisten, Untersuchung; der Kaiser versprach sie feierlich unter Ausdrücken voll Entrüstung über das begangene Verbrechen. Inzwischen kam nichts heraus und das Geheimniß blieb noch vierzig Jahre lang bewahrt.

Die französische Regierung, die wohl den Zusammenhang wußte, durfte ihn nicht enthüllen und beutete den Gesandtenmord lediglich aus, um die Franzosen zu fanatisiren mit Trauerfesten und ungeheuer schwülstigen Proklamationen. Der Platz im Rathe der Alten, auf dem Bonnier gesessen hatte, wurde leer gelassen, aber ein vollständiger Deputirtenornat darauf gelegt und die Inschrift beigefügt: „ermordet auf Befehl des Kaisers." Auch sollte bei jedem Namensaufruf Bonnier mit genannt werden und der Präsident bei seinem Namen ausrufen: „das Blut der zu Rastadt gemordeten französischen Gesandten komme über das Haus Oesterreich!" Wie barbarisch auch dieser Gesandtenmord war, so war doch Frankreich kaum befugt, so feierlich dabei das heilige Völkerrecht anzurufen, welches es selbst so vielfach und roh verletzt hatte.

Wir haben den wiederbegonnenen Krieg in Deutschland bis zu dem Momente verfolgt, in welchem die Ereignisse in Italien auf ihn Einfluß zu üben anfingen, und müssen daher die Betrachtung nunmehr dorthin lenken, wohin auch der Urheber dieser neuen Coalition, der Kaiser von Rußland, seine Streitkräfte entsendet hatte.

Kaiser Paul hatte den berühmten Türken- und Polenbezwinger, Grafen Suwarow, zum Oberfeldherrn der nach Italien bestimmten

---

sehen und demgemäß den russischen Generalen sehr mißliebige Instructionen gegeben habe, was nur durch Wiener Insinuationen erklärt werden könne. — In neuerer Zeit hat man auch vermuthet, Lehrbach habe sich solcher Papiere bemächtigen wollen, durch die Oesterreich selbst compromittirt war. Aber Papiere dieser Art mußten sich längst in Paris befinden und konnten wohl kaum erst in Rastadt gesucht werden.

russischen Truppen berufen und dieser kurz geantwortet: „ich werde Ew. Majestät zu Füßen fallen und die Franzosen schlagen.“ Suwarow war ein Mann von kleiner, aber derber Gestalt, gar männlichen und runzlichen aber nicht selten zur Grimasse verzerrten Zügen und in seinem Benehmen voller Sonderbarkeiten. Als echter Russe, wenn er in voller Generalsuniform mit vielen Orden behangen bei hohen Personen aufwartete, pflegte er sich unendlich tief zu bücken; daheim aber und im Lager genirte er sich nicht, im Hemde herumzugehen und Possen zu treiben wie ein junger Student. Seine größte Eigenheit war, daß er keine Spiegel leiden konnte, die daher überall verhangen werden mußten, wo er hinkam. Geschah es nicht, so zerschlug er den Spiegel augenblicklich. Man hat ihm vieles als Absicht und Koketterie ausgelegt, was doch einfach aus dem slavischen Naturell zu erklären ist. Dem Slaven ist viel Humor eigen, in dem die Extreme der Civilisation und Barbarei rasch wechseln. Er war sehr schnellkräftig. Blitz und Schlag, das war seine ganze Kriegskunst. Ein Widerstand existirte für ihn nicht. Nur das lange Warten konnte er nicht leiden. Als er daher in Wien mit dem alten Thugut und den „Hofkriegsrathsperücken“ über den bevorstehenden Feldzug unterhandelte, ärgerte ihn die herkömmliche Bedächtigkeit der Oesterreicher, daß er sich kaum halten konnte. Er sah in Thugut den bösen Dämon der österreichischen Monarchie, vor dem er sich mitten unter Bücklingen und Höflichkeiten bekreuzigte, während Thugut ihn seinerseits nicht minder widerwärtig fand und von seinem gewaltthätigen Zufahren viele Störungen der österreichischen Pläne besorgte. Als Suwarow Wien verlassen hatte, um seiner vorausmarschirten Armee nachzueilen, fand er dieselbe am 5. April noch in Villach, bis wohin sie den kurzen Weg von Wien nach österreichischen Instructionen 26 Tage gebraucht hatte. Da zog er zornig seinen Kantschu und peitschte die Säumigen in zehn Tagen über das Gebirge bis Verona.

An demselben Tage, an dem er dort anlangte (15. April) erließ er eine Proklamation an die Völker Italiens, worin er ganz als frommer Russe sprach: „Vereinigt euch unter die Fahnen, die für

Gott und für den Glauben streiten! Die Armee unseres erhabenen Kaisers wird ihr Blut vergießen zur Vertheidigung unserer allerheiligsten Religion und um euch wieder zu euren Gütern zu verhelfen, die euch die Franzosen geraubt haben. Sie haben euch in namenloses Elend gestürzt, aber tröstet euch, denn Gott lebt noch, der euch schützt. Seht uns an, dieses frische tapfere Heer der Russen, und fürchtet nichts!" Diese Sprache, schön und edel, war zugleich natürlicher, wie die in den übel berüchtigten Manifesten Braunschweigs und Coburgs.

Uebrigens war die Erscheinung der Russen in der Lombardei auch insofern verhängnißvoll, als nie zuvor der Moskowiter so weit von seiner Heimath hinweggekommen, so tief in die Händel des Abendlandes verwickelt worden war.

Neuntes Buch.

Suwarow in Italien.

„Italien, o Italien, dem das Schicksal die unglückselige Gabe der Schönheit verlieh, durch welche Barbaren gelockt werden, es zu erobern, und dem es die Stärke versagte, sich ihrer zu erwehren." Diese berühmten Worte Filicajas erfüllten sich schrecklicher als jemals seit der Völkerwanderung in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, in denen Deutsche und Franzosen, Russen und Engländer, Polen und Türken um die schönen Glieder des zerrissenen Italien ringen sollten.

Unter den Directoren der französischen Republik war es hauptsächlich Larvellière-Lepaux, der als theophilanthropischer Schwärmer und systematischer Feind der Kirche nicht eher ruhen zu können glaubte, als bis er das Papstthum vernichtet hätte. Nur mit verbissenem Aerger hatte er sich den Frieden von Tolentino gefallen lassen, weil er nicht den Muth besaß, dem mächtigen Bonaparte durch den Sinn zu fahren; nach der Entfernung dieses großen Generals nahm er aber den alten Plan alsbald wieder auf und fand volle Zustimmung bei den andern Directoren, die eine Eroberung von

Mittel- und Unteritalien nur für die folgerechte Fortsetzung des von Bonaparte begonnenen und zu früh abgebrochenen Werkes hielten.

Nicht ohne Schlauheit schickten sie, um die weiteren Umgriffe immer noch an Bonapartes Namen zu knüpfen, dessen Bruder Joseph als Gesandten nach Rom, gaben dieser weichherzigen und unfähigen Persönlichkeit aber Stützen an den energischen Generalen Duphot und Sherlok, die schon bei der Demokratisirung Genuas die entsprechende Unverschämtheit an den Tag gelegt hatten.

Mit offener Verhöhnung der päpstlichen Regierung sammelten diese Menschen eine Anzahl römischer Jakobiner um sich, predigten das Evangelium der Freiheit und Gleichheit auf der Straße, ließen ihre Partei die dreifarbige Kokarde aufstecken und antworteten der Obrigkeit, die sie zum Auseinandergehen aufforderte, mit lautem Lachen. Die verspotteten Papalini (Schlüsselsoldaten, die päpstliche Miliz) brauchten Gewalt, die Jakobiner, von Duphot angefeuert, widerstanden, es gab ein kleines Handgemenge und Verwundungen. Da pflanzte Duphot auf der Villa Medici die dreifarbige Fahne auf und rief alle Demokraten unter die Waffen. Als päpstliche Dragoner die wilde Versammlung auseinandertreiben wollten, zog Duphot den Degen und war eben im Begriff, einen Angriff auf sie machen zu lassen, als ihn eine Kugel todt niederstreckte, 28. Dezember 1797. Nichts konnte den Franzosen erwünschter kommen. Mit größter Ostentation reiste die Gesandtschaft ab und das Directorium in Paris dictirte dem Kirchenstaat den Untergang zur Strafe wegen des an der Person des Generals Duphot verletzten Völkerrechts. Wäre Duphot nicht gefallen, hätten die Römer sich seiner Unverschämtheit unterworfen, so wäre der Erfolg ganz der nämliche gewesen.

Der vielgeprüfte Pius wusch seine Hände in Unschuld, ergab sich in den göttlichen Willen und befahl, den Franzosen keinen Widerstand zu leisten, da er doch vergebens seyn würde. Berthier, der damals in Oberitalien die Franzosen commandirte, erhielt von Paris aus Befehl, Rom zu erobern, und nahm die polnische Legion unter Dombrowski mit. Am 11. Februar 1798 rückten sie, ohne auf einen Feind gestoßen zu seyn, in Rom ein, sammelten aber hier sogleich

den jakobinischen Anhang und pflanzten am 15. Februar, dem 23sten Krönungstage des Papstes, auf dem Capitol den Freiheitsbaum. Berthier hielt die Festrede: „Manen des Cato, des Pompejus, Brutus, Cicero, Hortensius! empfanget die Huldigung der freien Franken auf dem Capitol. Die Enkel der Gallier kommen heute, den Oelzweig des Friedens in der Hand, auf diese heilige Stätte, um hier den Altar der Freiheit wieder aufzurichten, den die Hand des ersten Brutus weihte." Berthier verlangte vom Papst, er solle freiwillig abdanken. Pius VI. aber erwiederte: „ich bin gewählter Papst und werde als Papst sterben; ich bin auf jede Mißhandlung gefaßt; einem drei und achtzigjährigen Greise könnt ihr schweres, aber nicht langes Leiden zufügen; ich bin in eurer Gewalt, aber ihr habt den Leib allein und nicht den Geist." Berthier wurde bald darauf durch Massena ersetzt und dieser ließ den Papst mit Gewalt aller seiner Macht entkleiden, seine Schweizer aus dem Palast entfernen, ihn selbst verhaften und aus dem Kirchenstaat wegführen. Ein Kloster in Siena nahm ihn auf, aber neue Schrecken erwarteten ihn hier. Ein furchtbares Erdbeben zerstörte das Kloster, aus dem er mit Noth das Leben rettete. Nie hat das Schifflein Petri in dunkleren Stürmen geschwankt.

Nach der Entfernung des Papstes wurden auch alle Cardinäle verhaftet, verbannt, ihr Eigenthum geplündert, der Cardinal Borgia sogar auf die Galeeren geschickt. Massena raubte die Stadt Rom systematisch aus. Nicht nur wurde alles Eigenthum des Staats und der Kirche weggenommen, sondern auch das der großen römischen Familien. Die kostbarste Beute war das vom kunstliebenden Papst mit großer Sorgfalt zusammengebrachte und nach ihm benannte weltberühmte Museo Pio-Clementino im Vatican, mit den herrlichsten Statuen des classischen Alterthums, Gemälden der mittleren und neuen Zeit und unschätzbaren Handschriften*). In langen schweren

*) Darunter befanden sich auch die im dreißigjährigen Kriege durch den bayrischen Kurfürsten Max aus Heidelberg geraubten und dem Papst damals zum Geschenk gemachten altdeutschen Handschriften (der größte

Wagenzügen wurden diese Schätze nach Paris gebracht. Die zahlreichen Kirchen Roms wurden ihrer heiligen Reliquien, Bilder, Gefäße und Ornate beraubt. Als der französische General St. Cyr eine von der Familie Doria gestiftete, mit Brillanten bedeckte und vom Volk eben so heilig verehrte als kostbare Monstranz rettete und den Eigenthümern zurückgab, bezeigte ihm das Directorium seine Unzufriedenheit und berief ihn zurück. Als Duphots Leiche mit großem Pomp bestattet wurde, stahlen die französischen Soldaten die dabei gebrauchten Kirchengeräthe. Nicht minder wurden die Paläste und Villen des römischen Adels ihrer Zierden beraubt. In der berühmten Villa Albani verkaufte man sogar die Pflanzen aus dem Garten. Die römischen Juden, bisher in ein besonderes Quartier verwiesen, kauften alles zusammen, weil die Soldaten Geld brauchten und die werthvollsten Dinge um Spottpreise hergaben. Das Geschlecht Israel sah hier, wie am Rhein und überall, im Umsturz der christlichen Kirche eine Rache für die lange Verachtung des Judenthums und fiel mit mehr als Geldgier über die Kirchenbeute her. Massena forderte zu den 6 Millionen, die schon von Berthier eincassirt waren, noch 30 Millionen baare Kriegssteuer und außerdem noch besondere Contributionen, die er den reichen Familien auflegte. So mußte das Haus Chigi 200,000 Scudi (½ Million Gulden) zahlen, der reiche Kupferstecher Volpati 12,000. Das alles aber steckte Massena, so weit er es nicht den Directoren nach Paris schicken mußte, in seinen Sack und ließ die Soldaten ohne Sold und Kleider, so daß sie sich selber durch Plünderungen helfen mußten. Das letztere reichte bei dem Leichtsinn der Soldaten, die das Geraubte schnell wieder vergeudeten, nicht aus und der Geiz Massenas führte zum offenen Aufstande, dem sich auch sämmtliche Offiziere und Untergenerale anschlossen. Massena trotzte anfangs im Vertrauen auf das Directorium, das seine Unterschleife begünstigte, mußte aber der Standhaftigkeit

---

Schatz dieser Art, der existirt). Auch sie wanderten jetzt nach Paris, von wo sie im Jahre 1815 durch die siegreichen Deutschen glücklich wieder abgeholt und nach Heidelberg zurückgebracht wurden.

der Offiziere weichen und am 25. Febr. das Commando niederlegen, das St. Cyr übernahm. Ein Theil dieser Truppen wurde mit Bonaparte nach Aegypten geschickt. Die übrigen befehligte sodann der edle Championnet.

Bei alledem blieb ein Rest vom Papstthum in Rom, trotz Larevellière-Lepaux' eifrigem Wunsch, es ganz auszurotten. Der spanische Gesandte Azara stellte nämlich vor, es könnte beim spanischen Volk übel empfunden werden, wenn die päpstliche Canzlei (dataria) nicht mehr existire, mit der man in Abwesenheit des Papstes ganz bequem fortfahren könne, die geistlichen Geldopfer wenigstens aus Spanien zu beziehen. Sowohl die französischen Generale, als auch die neue republikanische Behörde wollten dieses Geld nicht fahren lassen, duldeten also den Fortbestand der Dataria, die im Namen des Papstes die herkömmlichen Confirmationen und Bullen ausfertigte und dafür das Geld einnahm. Außer Spanien aber, das mit Frankreich eng alliirt war, sistirten alle übrigen katholischen Staaten ihren Verkehr mit Rom bis zur Freiwerdung des h. Vaters.

Gehorsam dem Befehle des Papstes hatte das Volk sich bisher ruhig verhalten, aber die schamlosen Plünderungen der Franzosen versetzten es endlich in Wuth. In Rom benutzten die Trasteveriner, der kräftigste Theil der Stadtbevölkerung, die Unzufriedenheit der Truppen mit Massena, um einen Aufstand zu wagen, der aber niedergeschlagen wurde. Auch rings um Rom entbraunte der Aufruhr, den indeß Murat unterdrückte, 27. Februar. Dann herrschte wieder Ruhe und am 20. März feierte man vor der Peterskirche das große Bundesfest der römischen Republik, deren Verfassung fertig geworden war. Eine Comödie, worin die italienischen Sklaven der Franzosen die Rollen von „alten Römern, Brutusen und Catos" spielten. Der feigste Auswurf Roms, der sich zu den Stellen gedrängt hatte, nahm den martialischen Schnurrbart und Schleppsäbel der Franzosen an und brutalisirte die Bürger in den Provinzen. Das führte im Mai abermals zu einem blutigen Aufstand der Spoletaner.

In der cisalpinischen Republik erregte die maaßlose Willkür, mit welcher der französische Gesandte Trouvé gleich einem Pascha

allein regierte, eben so große Unzufriedenheit, und damals zuerst bildete sich eine Partei, die in geheimer Seele die Befreiung ganz Italiens von jedem fremden Joche als ihre letzte Hoffnung trug.

Daß auch das Königreich Sardinien jetzt dem allgemeinen Raubsystem werde zum Opfer fallen müssen, ließ sich voraussehen. Der französische Gesandte in Turin, Ginguené, wurde vom Directorium beauftragt, den König ebenso zu behandeln, wie man den Papst behandelt hatte, d. h. ihn auf alle Art zu peinigen und zu ängstigen und zugleich in Turin eine Jakobinerpartei zu organisiren, damit er aus Furcht oder gezwungen abdanke. Aber König Karl Emanuel IV. beschämte den Gesandten, der mit einer fürchterlichen Rede und einem noch fürchterlicheren Schleppsäbel vor ihn hintrat, durch die edle Einfachheit seines Benehmens. Der König war mit Maria Adolphine, einer Schwester König Ludwigs XVI. vermählt, die kinderlos und ganz so fromm und still war, wie ihre hingerichtete Schwester Elisabeth. Der Charakter des Königs entsprach dem ihrigen. Beide lebten wie ein Paar Täubchen in unzertrennlicher Liebe und Einigkeit und im frommsten Gottvertrauen, daher auch mitten unter dem scheußlichsten Revolutionslärm und Kriegesdonner stets heiter, klar, ruhig. Der König besaß dabei viel Verstand und wich, während er seinerseits die gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen aufs genaueste einhielt, auch nicht um ein Haar von dem ihm zustehenden Rechte. Ginguené war durch den Anblick dieses wunderbaren Königspaares gerührt worden und that ihm nur ungerne länger wehe, war aber durch das Directorium dazu gezwungen. Man fing des Königs Couriere und Briefe auf, man zettelte Aufruhr an, den aber seine Truppen unterdrückten, man suchte alles auf, ihm heimlich beizukommen. Da gab er die schöne Erklärung: „Wenn Frankreich wolle, daß Sardinien aus der Reihe der Staaten verschwinde, so bäte er, die mächtige Republik möge das Urtheil offen und selbst vollstrecken und sich nicht heimlichen Aufruhrs piemontesischer Unterthanen dazu bedienen.“ Aber man antwortete mit Schmähungen. Dem armen Ginguené wurde vorgeworfen, weil er einem Gastmahl in Turin angewohnt, „aus dem Becher des Tyrannen getrunken zu haben, wäh-

rend das Blut der Feinde der Freiheit in Strömen fließe." Ein neuer von den Franzosen angezettelter Aufruhr wurde nochmals von den dem König sehr ergebenen Truppen besiegt, aber aus Rücksicht auf Frankreich erhielten die Gefangenen Amnestie. Diese Festigkeit und Güte zugleich ärgerte das französische Directorium endlich in dem Grade, daß es jede Schonung ablegte, am 3. Juli das Castell von Turin besetzen ließ und nur den Erfolg eines neuen bewaffneten Aufruhrs in Tortona abwartete, um des Königs Absetzung als Volkswillen zu erklären. Aber auch dieser von General Brune unterstützte jakobinische Aufruhr wurde von den treuen sardinischen Truppen unterdrückt, am 5. Seitdem begnügte sich die französische Besatzung im Castell von Turin, den König auf jede Weise zu ärgern. Dennoch gelang es ihr nicht, die Bevölkerung vom König abwendig zu machen. Am 16. September zogen die Franzosen in Masken durch die Stadt und verhöhnten den Hof, dessen Personal ihre Verkleidungen nachahmten. Es kam dabei zu einer blutigen Schlägerei mit den sardinischen Soldaten. Im November forderte Frankreich 10,000 Mann vom König, er stellte sie. Da man ihm nun auf keine Weise beikommen konnte, meinte man, ihn auch „ohne Vorwand" absetzen zu können. General Joubert entehrte sich durch die Vollziehung. Man traut seinen Augen nicht, wenn man dessen Proklamation vom 5. Dezember liest: „das Maaß des Turiner Hofes ist voll. Seit langer Zeit hat er große Verbrechen verübt. Republikanisches Blut ist von diesem treulosen Hofe in Menge vergossen worden ꝛc." Der König antwortete in einem würdevollen Manifest, worin er die Opfer aufzählte, die er Frankreich gebracht habe, legte die Reinheit seiner Politik vor aller Welt dar, und erklärte zugleich, da die Verträge von Frankreich gebrochen seyen und Widerstand nichts nützen könne, sey nunmehr die Zeit für ihn gekommen, in der er freiwillig abdanken müsse. Das that er am 9. November, und reiste nach der Insel Sardinien ab, indem er alle seine Schätze im Schloß den Franzosen zurückließ. Uebrigens muß man den Truppen und der Mehrheit des Volks in Piemont nachrühmen, daß sie in dieser trostlosen Lage sich

eben so muthig und besonnen benahmen, wie ihr König, und in seltener Treue an ihm hingen.

Die besonnene und großherzige Handlungsweise des Königs von Sardinien fand ein trauriges Gegenbild in der Unbesonnenheit des Königs von Neapel. Eine verhängnißvolle Zukunft war den ohnehin von Natur schreckhaften Neapolitanern am 15. und 16. Juni 1794 vorherbedeutet worden durch einen der furchtbarsten Feuerausbrüche des Vesuvs, der jemals stattgefunden. Die Erde bebte, der Tag hüllte sich in Nacht, die große Stadt Neapel wurde mit Asche, die kleine Stadt Torre del Greco von glühender Lava bedeckt, und der Vesuv selbst, vorher noch höher als der gegenüberliegende Somma, sank in sich zusammen, verlor seinen stolzen Gipfel und öffnete einen ungeheuren Krater, wie er noch jetzt vorhanden ist. König Ferdinand **IV.**, ein roher und geistloser Monarch, liebte nur Fische und Vögel zu fangen und überließ das Regieren der Königin Karoline, die als Schwester der hingerichteten Marie Antoinette Todfeindin der Franzosen geworden war, und dem allvermögenden Minister Acton, der ihre Gesinnung theilte. Die Königin besaß viel Feuer, aber die kleine Macht ihres Staates entsprach ihrem großen Muthe nicht. Sie mußte schon 1796 zittern, Franzosen in Neapel zu sehen, was auch unfehlbar geschehen wäre, wenn Bonaparte nicht in den Alpen mit Oesterreich zu thun gehabt hätte, wodurch er bewogen wurde, Rom und Neapel in seinem Rücken Frieden zu gönnen. Als 1798 die Franzosen Rom besetzten, kam auch Neapel wieder in die äußerste Gefahr. Schon bei der ersten Besitznahme Roms durch die Franzosen machte Berthier eine unerhörte Zumuthung an Neapel. Bisher nämlich pflegte nach uralter Sitte der König von Neapel jährlich dem Papst einen weißen Zelter mit 7000 Goldstücken zu schicken, eine Huldigungsceremonie, die unter dem Einfluß Josephs **II.** (des Bruders der Königin Karoline) seit 1788 unterblieben war. Nun machte Berthier, obgleich er den Papst abgesetzt hatte, für Frankreich Anspruch auf jenes Huldigungsopfer und verlangte die rückständigen Summen. Nichts bezeichnet besser die erstaunliche Frechheit der damaligen französischen Politik. Neapel weigerte sich, daher schon im

Anfang des November Championnet drohte: „bald wird der rächende Blitz Neapels wankenden Thron in den Staub stürzen.“

Aber Championnet hatte in Rom nur 17,000 Mann, und Neapel konnte über 70,000 verfügen. Eine englische Flotte war in der Nähe. Oesterreich und Rußland rüsteten zum Kriege, Frankreich mußte alle seine Streitkräfte gegen sie verwenden. Es war also nicht zu kühn, daß Neapel, anstatt Championnet zu erwarten, ihn vielmehr zuerst angriff. Die neapolitanische Armee hatte sich indessen nie eines großen kriegerischen Rufes erfreut. Der Schweizer Burckhardt organisirte und dressirte sie. Man glaubte, der im österreichischen Generalstab alles geltende Mack, der nicht eben glücklich in den Niederlanden debutirt hatte, werde in Neapel viel mehr ausrichten, und ließ ihn eigens kommen, um die große Diversion zu leiten, die man den Franzosen von Süden her machen wollte. Dieser Mack besaß die Gabe, durch sein kriegsgelehrtes Geschwätz hohe Personen einzunehmen, aber durchaus keinen praktischen Blick und keine Thatkraft. Er rechnete auf einen leichten Sieg und der König Ferdinand selbst begleitete das neapolitanische Heer, als es am 23. November 1798 gegen Rom aufbrach. Championnet sah sich zu schwach und zog alle Franzosen aus Rom heraus, mit Ausnahme einer kleinen Besatzung in der Engelsburg. Die Neapolitaner rückten am 29. ein und übten Rache an den Anhängern der Republik, deren Häuser geplündert wurden. Auch die Juden erhielten bei dieser Gelegenheit eine nicht unverdiente Züchtigung, mehrere von ihnen wurden in den Tiber geworfen. Aber die Dinge nahmen eine andere Wendung, indem die Neapolitaner nach dem unsinnigen Mack'schen Plane ihre Macht theilten, in fünf Colonnen auf fünf ganz verschiedenen Wegen vorrückten, um Championnet einzuschließen und zu fangen, und gerade dadurch den weit schwächeren Franzosen erwünschte Gelegenheit gaben, sie einzeln zu schlagen. Das geschah in den Gefechten von Calvi, Monte-Buono, Otricoli und Regnano, wobei die Neapolitaner eine so ausgezeichnete Feigheit bewiesen, daß die Franzosen von nun an jede Scheu vor ihrer Ueberzahl verloren und Mack selbst es für gerathen hielt, in aller Eile den Rückzug anzutreten, 13. Dez. Cham-

pionnet zog ihm nach und jagte ihn schmählich vor sich her. Auch die auf einem felsigen Vorgebirge liegende fast uneinnehmbare Festung Gaëta, desgleichen Pescara ergaben sich den Franzosen beim ersten Anlauf, und nur in den Abruzzen fanden die letzteren tapfern Widerstand, nicht von Seite der neapolitanischen Truppen, sondern der schlecht bewaffneten, aber kühnen Gebirgsbewohner.

Damals lag der geniale Admiral Nelson mit einer englischen Flotte vor Neapel. Die schöne Lady Hamilton, die aus einer sehr tiefen Region der Gesellschaft sich durch ihre Reize zur Gemahlin des englischen Gesandten in Neapel, Lord Hamilton, emporgeschwungen hatte,*) stand damals in höchster Gunst bei der Königin Karoline und schloß sich eng an Nelson an, dem sie bald darauf sogar als erklärte Maitresse auf sein Admiralschiff folgte. Dieses phantastische Paar dachte aber patriotisch genug, in den Troubeln des mittelländischen Meeres einzig Englands Interesse wahrzunehmen, und bewog die königliche Familie in Neapel, mit allen ihren Schätzen über Meer nach Sicilien zu entfliehen und denjenigen Theil der neapolitanischen Flotte, der nicht schnell genug in See geführt werden könnte, zu verbrennen. Wir sahen oben bereits, mit welcher Consequenz England

---

*) Emma Lyson, aus Wales gebürtig, Tochter einer armen Mutter, fiel dem berüchtigten Dr. Graham durch ihren körperlichen Liebreiz auf und wurde von ihm gedungen, in dem „himmlischen Bette" (zu dem er für schweres Geld alle vornehmen Wollüstlinge Londons lockte und in welchem man den Himmel auf Erden genießen sollte) die nur mit Flor bedeckte Göttin der Gesundheit (Hygieia) zu spielen. Aus den Händen dieses Charlatans kam sie in die des Maler Rommy, der sie für Geld in den Costumen und Stellungen antiker Göttinnen und Heroinen, Nymphen und Bachantinnen sehen ließ, als Venus, Leda, Phryne, auch als büßende Magdalena rc., in welchen Rollen sie auch gemalt und in Kupfer gestochen wurde. In einer solchen Situation erweckte sie die heiße Liebe eines vornehmen Jünglings, als sie aber dessen alten Onkel, Lord Hamilton, um die Heirathserlaubniß anging, verliebte sich dieser selbst in sie und heirathete sie dem Neffen vor der Nase weg. Mit ihm kam sie nach Neapel. Die Mißachtung, die sie hier in den edleren Kreisen der Gesellschaft erfuhr, trug nicht wenig zu den grausamen Rathschlägen bei, die sie Nelson gab.

auf die Zerstörung der Flotten aller andern Seemächte ausging, wie es nach und nach außer der französischen auch die spanische und holländische weggeführt oder verbrannt hatte. In dieses System paßte nun auch die Verbrennung der neapolitanischen, obgleich befreundeten Flotte. England wollte, daß nur seine eigenen Flotten die See beherrschten. Wir werden sehen, wie es nicht lange nachher auch die dänische vernichtete. Wirklich ging die königliche Familie von Neapel in der Neujahrsnacht zu Schiffe und nahm mit sich 20 Millionen und die werthvollsten Kunstschätze. Nelson aber ließ im Angesicht des staunenden Volkes eine Menge neapolitanischer Schiffe, darunter ein großes Linienschiff von 75 Kanonen und viele Kanonenboote verbrennen, angeblich um sie nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen. Dasselbe Schicksal traf die reichen Magazine des Arsenals. So gingen die Freunde mit Neapel um, was konnte man von den Feinden erwarten? Die nächtliche Abreise des Königs hatte etwas Schauerliches. Eben war einer seiner jungen Söhne gestorben und die Mutter in tiefer Trauer. Ein Sturm peitschte das Meer, man mußte ganze Kisten voll Kostbarkeiten, namentlich Kunstwerke, in die Wellen werfen, um die Schiffe zu erleichtern. Ein Schiff ging mit einer unschätzbaren Vasensammlung des Lord Hamilton zu Grunde.

Der König hatte den Prinzen Pignatelli als seinen Statthalter mit Mack zurückgelassen, um die Ordnung zu erhalten und Neapel zu retten. Diese beiden Männer erkannten, bei der Entmuthigung der Truppen sey an bewaffneten Widerstand gegen Championnet nicht zu denken, dagegen die Wildheit des Pöbels zu fürchten, der die Stadt plündern würde, wenn die Franzosen sie nicht schnell genug besetzten. Sie schlossen daher am 12. Jan. 1799 mit Championnet einen Vertrag ab, der ihm die Uebergabe der Stadt und eine Contribution von 2½ Mill. Dukaten sicherte. Championnet traute nicht und wollte erst das Geld haben. Als aber seine Commissäre dasselbe am 14. erheben sollten, brachte ihre Erscheinung die ganze Stadt in Aufruhr.

Neapel hatte 400,000 Einwohner, von denen ein sehr großer

Theil s. g. Lazaroni waren, so benannt nach dem armen Lazarus*), dem sie glichen, indem sie fast nichts als das nackte Leben besaßen, ein Proletariat, wie es in jeder großen Stadt vorkommt, hier aber die Vortheile des mildesten Climas genoß und sich daher viel weiter als in irgend einer andern Hauptstadt ausgedehnt hatte. Der Lazarone geht halbnackt und schläft, wenn er kein Obdach findet, unter freiem Himmel, lebt von wenig Obst oder Fischen, verdient gelegentlich ein paar Gran und verzehrt sie, ohne an Sparen zu denken, denn er ist äußerst genügsam und immer fröhlich, liebt die Arbeit weniger als in der Mittagshitze den Schlaf und am Abend das Märchenerzählen und Improvisiren. Dabei ist er überaus fromm, der Geistlichkeit ergeben und abergläubig, ein echtes Kind des Südens. Es fehlt ihm, wenn seine Leidenschaft aufgeregt wird, nicht an Energie und an der Tapferkeit, die bei den regelmäßigen Truppen fast immer vermißt wurde. Diese Lazaroni waren es, die damals in wilde Empörung ausbrachen, das Zeughaus stürmten, sich bewaffneten, die festen Castelle, von denen die Stadt umringt ist, besetzten und die Soldaten verjagten, unter dem tausendstimmigen Rufe: Tod den Verräthern! und Hochrufen auf die Religion und den heiligen Januarius, den Schutzpatron Neapels. Ihre Wuth aber richtete sich gegen alle Männer der höheren Classen und Fremde, die sie für heimliche Franzosenfreunde hielten, und der Herzog de la Torre und sein Bruder, ein englischer Marineoffizier und viele andere wurden ermordet, viele Häuser gestürmt und geplündert. Pignatelli floh nach Sicilien und der arme Mack rettete sein Leben ins Lager der Franzosen, die er hatte bekämpfen sollen.

Dieselbe Volkswuth flammte in den Abruzzen auf und verbreitete sich überall hin, wo die Franzosen sich näherten. General Rey, der die Empörung dämpfen sollte, wurde von den Bergbewohnern in blutigen Gefechten zurückgeschlagen. Die gefangenen Franzosen litten unter den Händen der Sieger den grausamsten Tod.

*) Im Mittelalter hießen auch anderwärts die Bettler Lazarusbrüder. Das Wort Lazareth hat denselben Ursprung.

Gleichwohl drang Championnet bis Capua und Caserta vor, wo Mack zu ihm flüchtete. Die Lazaroni zogen in dichten Schaaren gegen ihn, und auf der Straße zwischen Aversa und Capua kam es zu einem mörderischen Kampfe, der drei Tage lang ununterbrochen fortdauerte, bis die bessere Taktik und die Kanonen der Franzosen endlich der Lazaroni Meister wurden, die nach der mäßigsten Angabe 4000, nach der höchsten 20,000 Todte verloren, 21.—23. Jan. Doch wehrten sie sich auch noch in Neapel. Als die Franzosen hier ankamen, wurden sie zurückgeschlagen und ihr General Mounier fiel; allein am 24. drang Championnet in Neapel ein, indem ihm die Castelle durch Moliterni, den die Lazaroni nebst Roccaromana zu ihren Führern gewählt hatten, freiwillig in die Hände gespielt worden waren, um unnützes Blutvergießen zu verhüten. Zwar wurde immer noch gekämpft, als aber Championnet dem Lazarone Michele, der bei den Seinen in großem Ansehen stand, heilig versicherte, die Franzosen seyen Christen, und eine Ehrenwache vor das Heiligthum des h. Januarius stellte, versöhnte er endlich die wilde Menge. Das in einem Fläschchen aufbewahrte Blut des Heiligen dient den Neapolitanern seit ältester Zeit als Orakel. Wenn es flüssig wird, zeigt es das Wohlgefallen des Schutzpatrons an. Championnet verfehlte nicht, dieses Wunder herbeizuwünschen, um das Volk vollends zu überzeugen, daß die Ankuuft der Franzosen für Neapel ein Glück sey. Man glaubte damals allgemein, er habe den Erzbischof durch Bedrohung seines Lebens gezwungen, das Blut des Heiligen flüssig zu machen.

So spielte man mit dem armen Volke. Championnet erklärte nach Vorschrift des Directoriums auch hier, wie in Rom, die alte Regierung für abgeschafft, proklamirte Freiheit und Gleichheit und ließ durch einige Franzosenfreunde, die sich unter den gebildeten Neapolitanern wie überall befanden, den neuen Staat bilden, welcher den Namen der parthenopeischen Republik erhielt, so benannt von der Sirene Parthenope, die sich einst hier ins Meer gestürzt haben soll aus Verzweiflung, weil Odysseus ihren Lockungen

kein Gehör gab. Dieser von den Gelehrten aufbewahrten mythologischen Notiz sollte nun auf einmal der ganze geschichtliche Bestand Neapels aufgeopfert werden und das in demselben Augenblick, in dem man das Volk nur durch ein frommes Gaukelspiel eingestandenermaßen aus der dicksten Finsterniß des christlichen Mittelalters hatte beruhigen können. Wenn irgend ein Volk nicht reif war für die Republik und für das moderne Heidenthum der Franzosen, so war es das neapolitanische.

Championnet brachte die Freiheit nicht umsonst. Die Stadt Neapel mußte 10, das Land 65 Millionen zahlen. Außerdem wurden die noch vorhandenen Kunstwerke und Alterthümer für Paris eingepackt und wurde von den Commissären des Directoriums in so frecher Weise in allen Richtungen gestohlen, daß Championnet aus Ehrenhaftigkeit und zugleich aus Politik Einhalt that, um die Neapolitaner nicht zur Verzweiflung zu bringen und den Aufruhr herauszufordern. Aber das habgierige Directorium in Paris war mit seiner Mäßigung sehr unzufrieden, schickte den in allen Niederträchtigkeiten längst erprobten Faipoult nach Neapel und ließ Championnet verhaften. So triumphirte das Diebssystem, und die Plünderungen mehrten sich in Neapel aufs schamloseste, während die Gebildeten in ihren Clubs sich in Freiheitsreden berauschten. Den Befehl über die Truppen erhielt Macdonald.

Alle Provinzen waren und blieben in Aufruhr, die volksthümliche Bewegung gegen die von Fremden tyrannisirte Hauptstadt gewann aber allmälig festen Zusammenhang. In den Abruzzen hatte sich das wildempörte Volk unter verschiedene verwegene Anführer geordnet, Pronio, Sciarpa, den berüchtigten Räuber Pegga, genannt Fra Diavolo (der später Held von Romanen und Opern wurde) und den Müller Mammone. Sie allein erwarben den Ruhm, mit der größten Tapferkeit ihr Land vertheidigt zu haben, während die Truppen Neapels davongelaufen waren; aber sie befleckten ihren Ruhm durch die furchtbarste Grausamkeit. Beleidigter Nationalstolz und religiöser Fanatismus steigerten und rechtfertigten gleichsam

die Blutgier, die ursprünglich doch nur ein tiefer Racenzug war *). Die Franzosen, die dem empörten Volke lebendig in die Hände fielen, wurden unter den gräßlichsten Martern bald hingerichtet, bald absichtlich nur verstümmelt. Die erste größere Anhäufung von 12,000 Insurgenten zeigte sich in und um San Severo. Sofort schickte Macdonald ein französisches Corps unter General Duhesme nicht ohne Bischöfe und Geistliche aus, die in der Hauptstadt zur republikanischen Partei hielten und das Volk auf dem Lande sollten beruhigen helfen. Aber die Severiner wehrten sich aufs tapferste und wichen erst (wie rohe Volksheere immer) den Kanonen, nachdem sie 3000 Todte verloren hatten. Duhesme wollte die blühende Stadt in Brand stecken, ließ sich aber durch die Frauen und Kinder versöhnen, die in schwarzen Trauerkleidern herauskamen und ihn um Gnade baten. Schlimmer erging es der Stadt Andria, die von Broussier durch die Ueberlegenheit der Kanonen eingenommen wurde, nachdem 6000 Andriaten gefallen waren. Broussier ließ alle männlichen Einwohner ermorden und die Stadt verbrennen. Nicht besser verfuhr er mit der unglücklichen Stadt Trani. Dagegen wurde ein drittes französisches Corps, welches unter Schipani in Calabrien vordringen sollte, von den Insurgenten bei Castelluccio mit großem Verlust geschlagen, Alles im Verlauf des März. Im Beginn des April erschien eine englisch-russische Flotte im Golfe von Neapel und nahm die der Stadt gegenüber liegenden Inseln Ischia und Procida weg. Auch das schöne Sorrento erhob sich gegen die Franzosen, wurde aber in Asche gelegt und seine Orangengärten mit Blut bespritzt und von Rauch geschwärzt. Ueberhaupt litt die

---

*) Je heißer das Blut im Süden kocht, um so mehr lechzt es gleichsam nach sich selbst. Blut sehen wollen, ist der Höhepunkt der Leidenschaft. Glaubwürdige Zeugen sagen von Mammone aus, bei ihm sey die Blutgier zur Idiosynkrasie geworden, er habe Blut unter sein Getränk gemischt, selbst bei einem Aderlaß sein eigenes Blut getrunken und mit eigener Hand 400 Franzosen und franzosenfreundliche Neapolitaner abgeschlachtet. Nach Pietro Colletta, der Vicenzo Cocco als Gewährsmann anführt.

paradiesische Gegend am Golf von Neapel mehr durch die Franzosen, als durch den Vesuv.

Bereits im Februar war Cardinal Ruffo, aus Sicilien kommend, in Calabrien gelandet, hatte die bisher vereinzelten Schaaren gesammelt und rückte mit einem großen Glaubensheer gegen Neapel. Er war zu dieser Rolle wie geschaffen. In seinem rothen Kleide, den Degen zur Seite, saß er stolz auf dem Roß und feuerte den Muth der Seinigen an. Jeden Morgen hielt er im Felde Messe und verfehlte nie, den Gefallenen ein feierliches Todtenopfer zu bringen. Die Einwohner von Altamura wehrten ihm den Eintritt in ihre Stadt, sey es aus Furcht vor der Rache der Franzosen, oder weil hier eine jakobinische Partei die Mehrheit erlangt hatte. Aber nach dreitägigem Kampfe nahm der Cardinal die Stadt ein und ließ die Einwohner ermorden, die in der Stadt Gravina, die sich ihm ebenfalls widersetzt, jedoch nur ausplündern. Sein Herannahen erhöhte den Muth des Volks, der Aufruhr ging ihm voran bis dicht vor Neapel. Aber Macdonald zog den Empörern entgegen und schlug sie hinter dem Vesuv bei Sarno, 28. April, während General Vatrin die insurgirte Stadt Castellamare, gegenüber von Neapel, grausam züchtigte.

Das alles aber hielt den langsamen und sichern Marsch des großen Glaubensheeres unter dem Cardinal nicht auf, und gleichzeitig hatten die Oesterreicher und Russen so bedeutende Vortheile in Oberitalien errungen, daß Macdonalds Stellung in Neapel unhaltbar wurde. Er hatte in der letzten Zeit ein Lager bei Caserta bezogen, am 7. Mai verließ er dasselbe und nahm seinen Rückzug nach Rom, indem er nur 1000 Mann in Neapel ließ.

Da platzte die parthenopeische Republik wie eine Saifenblase. Diese unnatürliche Schöpfung schwebte auf der Spitze des französischen Degens und hatte keine Wurzel im neapolitanischen Boden. Vergebens ließen die „Gebildeten" die geistlichen Puppen agiren, die pflichtvergessen, eitel und einfältig genug waren, sich zu einer solchen Rolle mißbrauchen zu lassen. Der Erzbischof, der schon in der Angelegenheit des heiligen Blutes sich schwach bewiesen, Zurlo Capace,

erließ republikanische Hirtenbriefe und der Franziskanermönch Benoni predigte von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die zuerst Christus, dann der h. Franciscus eingeführt hätten. Sie waren geleitet vom Club der Akademie der Nobili, der zugleich die republikanischen Tragödien Alfieris auf den Theatern aufführen und die langweiligen Verse Sebetos deklamiren ließ, eines Dichters, der unermüdlich war, die Fata Morgana der parthenopeischen Republik als das goldene Weltalter zu preisen, das jetzt gekommen sey und von nun an dauern werde. Eleonora Fonseca schrieb einen neapolitanischen Moniteur und arbeitete für Volksaufklärung. Ein „philanthropischer Verein," der die Jugend für die neuen Ideen erziehen wollte, bewies den Einfluß des Director Larevellière-Lepaux, der sich überhaupt der italienischen Entchristlichung am feurigsten annahm. Alle diese Spielereien der „Gebildeten" vermochten aber an der Thatsache nichts zu ändern, daß das Volk in seiner ungeheuren Mehrheit dem guten alten Glauben anhing. Die Franzosen waren mit dem Raube, den sie an diesem unglücklichen Lande begangen hatten, auf und davon gegangen, dagegen rückte der fürchterliche Cardinal täglich näher heran. Roccaromana, der ihm mit einem republikanischen Heere entgegenrücken sollte, that es zwar, ging aber zu ihm über.

Am 13. Juli entfaltete der Cardinal seine Fahnen auf den Höhen von Aversa, die Neapel beherrschen, 30,000 Mann stark, denen er 500 von den Schiffen entnommene Russen voranmarschiren ließ. Die Republikaner in Neapel hatten ihm nur einige hundert muthige Calabresen entgegenzustellen, die nach kurzem Kampf vor den Thoren unterlagen, und deren Rest sich mit dem Castell Viviena heldenmüthig in die Luft sprengte. Sofort wälzte sich das Glaubensheer in die Stadt, freudig begrüßt von den Lazaroni, die gemeine Sache mit ihm machten und nun die schrecklichste Rache nahmen an allen Anhängern der mißgebornen Republik. Michele wurde als Franzosenfreund ermordet. Die Verfolgung traf jedoch vornehmlich die höheren und gebildeten Classen, deren Häuser gestürmt wurden. Glücklich wer in der ersten Wuth erschlagen wurde. Die

man gefangen nahm, wurden unter gräßlichen Martern gehenkt oder halb und ganz am Feuer gebraten. Ein Fleischer schlachtete Menschen wie Vieh in seiner Werkstatt ab, wohin man sie ihm brachte. Das Gerücht war verbreitet, alle Republikaner trügen ein Symbol der Freiheit tättowirt an ihrem Körper. Solche Zeichen wurden nun gesucht, dabei die gefangenen Frauen entblößt und in diesem Zustand unter dem Hohne und den Schlägen des Pöbels durch die Straßen geschleppt. Endlich legte sich die Wuth des Volks, und der Cardinal bewilligte den Franzosen unter Mejean und den Republikanern, die noch die Castelle der Stadt besetzt hatten, eine Capitulation, hauptsächlich aus Furcht vor einer französischen Flotte, deren Ankunft man jeden Augenblick erwartete. Kaum aber waren die Franzosen und Republikaner, denen freier Abzug bewilligt worden war, im Hafen eingeschifft, als plötzlich Nelson mit einer englischen Flotte erschien, auf der er die königliche Familie aus Sicilien zurückbrachte, am Johannistage. Dieser Festtag wurde den Republikanern verderblich, denn Nelson erklärte sogleich die Capitulation für ungültig und bewog den König, zu seinem grausamen Vorhaben zuzustimmen. Die 84 compromittirtesten Anhänger der Republik, die sich aus den Castellen auf die Schiffe gerettet hatten, wurden ergriffen und theils auf ein englisches Schiff gebracht, auf welchem Nelson, theils in die Stadt, in welcher der König sie henken ließ. Der greise Admiral, Fürst Caraccioli, wurde in Nelsons und der Lady Hamilton Gegenwart an einer Segelstange aufgeknüpft *), viele andere, darunter auch die Eleonora Fonseca auf dem Marktplatz von Neapel. Selbst den Bischof von Capri schützte seine Würde nicht vor schimpflicher Hinrichtung, der Erzbischof von Neapel aber wurde nur in ein Kloster verbannt. Auch Cimarosa, der liebenswürdige Componist, sollte sterben, wurde aber von den russischen

*) Seine Leiche wurde ins Meer geworfen, schwamm aber nach einigen Tagen in aufrechter Stellung von Tauwerk getragen, in das sie sich verwickelt hatte, ans Ufer, als gerade der König an demselben spazieren ging, und schien ihn anklagen zu wollen.

Offizieren, die sein Genie ehren wollten, persönlich aus dem Gefängniß geholt und gerettet. Die Russen bewiesen überhaupt bei diesen Greuelscenen ungleich mehr Menschlichkeit und Edelmuth, wie die Engländer.

In der römischen Republik, wohin Macdonald entwichen war, sah es eben so elend aus, wie in der weiland parthenopeischen. In fast allen Provinzen war das Volk in Gährung, die mehrmals zum heftigsten Aufruhr entbrannte, namentlich in Terni und Civita vecchia, noch aber durch die Franzosen erstickt wurde. Indem die Gefahr eines Kriegs mit Oesterreich näher rückte, wurde General Serrurier in die bisher geschonte kleine Republik Lucca geschickt, um auch sie zu unterwerfen und ihr 2 Millionen abzupressen. Noch weniger konnte der Großherzog Ferdinand von Toscana jetzt der lange aufgesparten Entthronung ausweichen. Der für Italien neuernannte Obergeneral Scherer erklärte ihm im Namen des französischen Directoriums, er habe abzudanken, und besetzte sein ganzes Land. Ferdinand befahl allen seinen Unterthanen, sich ohne Widerstand zu fügen, und erhielt dafür freien Abzug nach Wien, am 25. März 1799. Der greise Papst, der von Siena in die Karthause von Florenz gebracht worden war, hatte nun auch hier keine Ruhe mehr. Die Franzosen schleppten ihn nach Parma, dann nach Turin.

Alles hing von der Entscheidung in Oberitalien ab. Die Franzosen glaubten zunächst genug gethan zu haben, wenn sie nur Mittelitalien fest hielten, um erst dann, wenn sie den Sturm der Oesterreicher und Russen, der ihnen von den Alpen her drohte, abgeschlagen haben würden, auch Unteritalien aufs neue zu unterwerfen. Scherer, ein gemeiner Säufer und Räuber aus dem Anhange Rewbels, hatte 116,000 Mann unter sich, die aber vertheilt waren, so daß etwa nur 46,000 zur Offensive übrig blieben. Die Oesterreicher hatten von Venedig (das ihnen gehörte) bis Verona, wo die Etsch aus dem Gebirge tritt, diesen Fluß stark besetzt und zählten im Ganzen 84,000 Mann, wovon 52,000 die Offensive ergriffen. Sie waren von Kray befehligt, einem unternehmenden General, der vor Begierde brannte, den Feldzug zu eröffnen und

Siege zu erfechten, ehe Suwarow ankam. Der Kampf begann am 26. März bei Pastrengo, wo ein österreichisches Corps unter Elsnitz von einem französischen unter Serrurier zurückgeworfen wurde. Allein gerade dadurch wurde Kray's Plan begünstigt, der mit dem Gros seiner Armee den zu weit vorgeschobenen Franzosen in die rechte Flanke fallen wollte. Nach einer Reihe kleiner Gefechte bei Verona und Legnano führte er den Hauptschlag bei Magnano aus, am 5. April. Moreau, der sich herabgelassen hatte, unter Scherer zu dienen, um das Vertrauen des Directoriums wieder zu gewinnen, siegte auf dem linken Flügel, aber Kray zerschmetterte den rechten unter Victor und Grenier und zwang auch Moreau zum Rückzug, dem übrigens Scherer den nicht mehr beneidenswerthen Oberbefehl abtrat. Die Franzosen verloren 8000 Todte und Verwundete, 4500 Gefangene und 23 Kanonen. Dieser glänzende Sieg der Oesterreicher kurz nach dem Siege bei Stockach erweckte die freudigsten Hoffnungen bei allen Fürsten und Völkern, die unter dem Joch der Franzosen seufzten. Den letzteren war der Zauber der Unbezwinglichkeit genommen. Namentlich im italienischen Kriege merkte Freund und Feind, daß Bonaparte nicht mehr da war. Der Schrecken war damals schon von der Nation auf Einen Mann übergegangen. Wo dieser Mann nicht mehr war, hörte die Furcht auf.

Kray beging den Fehler, den zerrütteten Feind nicht auf der Stelle zu verfolgen. Er wartete die kleine Verstärkung ab, die Melas am 11. aus Oesterreich brachte, und die Russen unter Suwarow, die am 14. anlangten, aber nur 17,000 Mann stark waren, indem ein Theil unterwegs zurückgeblieben war, andere beträchtlichere Streitmassen der Russen aber in Deutschland operiren sollten. Die Oesterreicher hatten viel mehr Truppen als die Russen und bereits Siege erfochten, waren daher nicht sehr geneigt, sich von Suwarow commandiren zu lassen. Dieser wurde dadurch gereizt, und so war von Anfang an keine Einigkeit im Lager der Verbündeten. Suwarow wollte gleich losschlagen, ohne alles System, die Oesterreicher aber methodisch und mithin langsam verfahren, denn Kray's Muth war schon neutralisirt durch den ihm vor-

gesetzten Melas. Oesterreich gab Suwarow den Marquis Chasteler als Generalquartiermeister bei, einen Mann, den er aus den Türkenkriegen her kannte und schätzte. Sobald sie sich wiedersahen, krähte Suwarow wie ein Hahn, schlug die Arme hin und her wie Flügel und warf sich an Chastelers Brust. Dann dictirte er ihm folgenden Armeebefehl: „Man muß angreifen! blankes Gewehr, Bajonet, Säbel! Keinen Augenblick verlieren, alles zu Boden werfen, alles gefangen nehmen, auf den Fersen verfolgen, bis auf den letzten Mann ganz alles zu Grunde richten. Schäferstunde, Angriff! Was auf dem Platz steht, muß zu Boden. Fort mit der Pedanterei, nur nichts Kleinliches!" Aber die Pedanterei war unüberwindlich. Als Chasteler selbst ihm eine Recognoscirung des Feindes vorschlug, erwiderte Suwarow mit verbissenem Grimm: „Recognosciren gehört für furchtsame Leute und dient blos dem Feind zu verrathen, daß man da sey. Angreifen und Schlagen, das verstehe ich, nicht recognosciren." Als Regenwetter eintrat und man unter den Oesterreichern Klagen hörte, schrieb Suwarow: „Der Marsch ist gewesen zum Dienst des großmächtigsten Kaisers. Einem Frauenzimmer, einem Petit-maître, einem Faullenzer gehören trockene Tage. Der Großsprecher wider den hohen Dienst, als ein Egoist, wird hinfüro das Commando verlieren. Raisonneurs können bei keiner Armee gelitten werden." Man erkennt daraus, wie wenig Suwarow die Oestereicher in seiner Gewalt hatte.

Dennoch trieb Suwarow in dem Gefecht bei Lecco am 20. und in der Schlacht bei Cassano am 28. Moreaus Heer über die Adda zurück und nahm Serrurier mit seinem abgeschnittene Heertheil gefangen. Schon am 29. hielt Suwarow als Sieger seinen Einzug in Mailand, ohne allen Pomp, auf einem kleinen Kosakenpferde reitend in bloßem Hemd mit offener Brust, eine Lederkappe auf dem Kopf und den Kantschu in der Hand. Das Landvolk strömte in die Stadt, bezeugte seine große Freude, plünderte den Palast des Fürsten Serbelloni und verfolgte andere Franzosenfreunde, aber Suwarow gebot Ruhe. In den ersten Tagen des Mai ergab sich Peschiera und wurde Tortona mit Hülfe der empörten Einwohner genommen.

Moreau konnte den Po nicht halten und zog sich nach einem Gefecht bei Marengo am 16. Mai in die Apeninnen zurück, um sich mit Macdonald, der von Mittelitalien zu Hülfe eilte, zu vereinigen. Das war aber schwierig, weil das Volk überall aufstand und grausame Rache an den Franzosen nahm, die ihrerseits, wohin sie kamen, mit der furchtbarsten Strenge verfuhren. Zu Asti, das sich dicht in Moreaus Nähe empört hatte, ließ erst General Mousnier 100 Aufrührer erschießen und bald darauf Moreau selber noch einmal 100. Noch wilder wütheten die französischen Soldaten in der Stadt Mondovi, wo besonders ihre Brutalität in den Nonnenklöstern ein böses Andenken hinterließ. Um den alten Papst nicht den Oesterreichern zurückzulassen, befahl Moreau seine Entfernung erst aus Parma, dann aus Turin nach Briancon, später nach Valence in Frankreich. Oesterreichische Husaren hörten davon und eilten hinter Parma seinem Wagen nach, aber vergeblich.

Macdonald hatte sich schon bei seinem Rückzug von Neapel nach Rom durch Volksaufstände durchschlagen müssen, wobei Isola in Asche gelegt wurde. Am 16. Mai kam er nach Rom, eilte aber schnell weiter nach Oberitalien. Da verlegte ihm das ringsum aufgestandene Volk in Arezzo und Cortona den Weg, war aber nicht stark genug, ihn aufzuhalten. Macdonald stieß bei Modena auf ein österreichisches Corps unter dem Fürsten von Hohenzollern und schlug es zurück, 12. Juni, aber Suwarow war ihm, um seine Verbindung mit Moreau zu hindern, durch einen Marsch nach Piacenza entgegengeeilt und faßte ihn an der Trebbia. Die Schlacht währte drei Tage vom 17.—19. Juni und endete mit der Flucht Macdonalds, der noch 17,000 Mann nach Genua rettete. Unterdeß wollte ihm Moreau Luft machen und schlug die Oesterreicher unter Bellegarde an der Scrivia, 20. Juni, allein es war zu spät und er mußte nach Genua umkehren.

Noch im Laufe des Juni ergab sich die Citadelle von Turin, im Juli Alessandria und selbst Mantua, was viel besser hätte von den Franzosen vertheidigt werden können (30. Juli). Auch in Mittelitalien hatte die französische Herrschaft ein Ende; das Volksheer von

Arezzo rückte jubelnd in Florenz ein und ein österreichisches Corps unter Klenau, das unterwegs auch Bologna besetzte, folgte bald nach, während die Franzosen in Ancona sich noch tapfer gegen eine davor liegende russische Flotte vertheidigten.

Moreau verlor nach so vielem Unglück das Commando in Italien und Joubert trat an seine Stelle. Als dieser aber mit 35,000 Mann gegen die 44,000, welche Suwarow commandirte, bei Novi eine Schlacht wagte, erlitt er eine Niederlage und fand selbst dabei den Tod, 15. August. Die Franzosen verloren 9—10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen mit 37 Kanonen. Auf russischer Seite zeichneten sich in dieser Schlacht Miloradowitsch und Fürst Bagration aus. Von französischer Seite wurde General Grouchy gefangen und Colli, der Piemontese, der jetzt Frankreich diente. Moreau übernahm wieder den Befehl und führte die Franzosen nach Genua zurück. Somit hatte Suwarow sein Wort: „ich werde die Franzosen schlagen," aufs glänzendste erfüllt.

Ganz Italien begrüßte ihn als Retter und Befreier. Er war nur durch die Alpen von einem beträchtlichen russischen Heere getrennt, das unter Korsakow zum Erzherzog Karl gestoßen war. Die Oesterreicher waren noch zahlreicher. Beide waren im vollen Zuge des Sieges. Wenn sie einig geblieben wären, Russen und Oesterreicher, so hätte nichts sie hindern können, in Frankreich einzubrechen und die Herausgabe des linken Rheinufers zu ertrotzen. Aber diese Einigkeit fehlte. Das Mißtrauen zwischen Suwarow und den Oesterreichern wurde unversöhnlich, als die österreichischen Generale gegen Suwarows ausdrücklichen Willen und Befehl das piemontesische Gebiet für gute Beute erklärten und dem rechtmäßigen König von Sardinien nicht zurückgaben. Oesterreich war 1796 von Sardinien im Stich gelassen worden, glaubte ihm daher keine Schonung schuldig zu seyn und wollte Piemont als ein Entschädigungsobject behalten, das ihm beim künftigen Frieden von Nutzen seyn mußte. Suwarow aber hatte den ganzen Krieg nur laut Befehl seines Kaisers im Namen der göttlichen Gerechtigkeit gegen die französischen Länderräuber geführt und wollte, daß jedem das Seine zurückerstattet

werde. Indeß spürte Oesterreich hinter des Czaaren Großmuth doch eigennützige Gelüste, denn Paul I. wollte Malta, nachher Corfu haben und als Protector von Neapel und Piemont Italien unter russischen Einfluß bringen. Daher Thuguts eifriges Bemühen, die Russen, nachdem sie so viel genutzt hatten, alsbald wieder aus Italien zu entfernen. Unter Vermittlung Englands ließ sich Paul I. auch wirklich dahin bringen, seinem Suwarow zu befehlen, er solle in die Schweiz gehen und sich mit den eben angekommenen Russen unter Korsakow vereinigen, um von hier aus ins Herz von Frankreich einzufallen, während Erzherzog Karl gleichzeitig am Niederrhein operiren und ein englisch-russisches Heer in Holland landen sollte.

Wir haben den Erzherzog Karl in seiner unbeweglichen Stellung bei Zürich verlassen. Obgleich er Sieger und stark genug war, Massena aus der Schweiz hinauszuwerfen, glaubte er doch die Ankunft der 30,000 Russen abwarten zu müssen, die unter Korsakow kommen sollten. Außer Massena stand ihm auch noch Bernadotte mit 35,000 Mann im Elsaß gegenüber, wurde jedoch schon am 18. Juni als Kriegsminister nach Paris berufen, worauf Massena den Oberbefehl auch über diese Truppen erhielt. Endlich kam Korsakow an und der Erzherzog beschloß bei Dettingen über die Aare zu gehen, um Massena mit Uebermacht anzugreifen; als aber das Feuer der Franzosen am 17. August seinen Brückenbau verhinderte, stand er von dem ganzen Unternehmen wieder ab, und zog sogar mit 30,000 Mann auf und davon, um Mannheim wiederzunehmen und Philippsburg zu entsetzen, was eine ganz unnöthige Nebenbeschäftigung war, weil die Hauptentscheidung nicht hier, sondern in der Schweiz lag. Er selbst hat sich vor der Nachwelt mit „Verhaltungsbefehlen des Hofes" entschuldigt, die „im Widerspruch mit seinem Wunsch" gewesen seyen. Vorher hatte der Erzherzog nichts unternehmen sollen, weil Korsakow noch nicht da war, jetzt wieder nicht, weil er da war.

Während Korsakow in Zürich stand und Hotze mit 20,000 Mann einen Angriff auf die Franzosen im Kanton Schwyz machte, um Suwarow, der über die Alpen kommen sollte, den Weg zu öffnen, ersah Massena die Gelegenheit, die so günstig nicht wiederkehrte, nach-

dem der Erzherzog schon fort und bevor Suwarow da war, über den jetzt auch wieder von Hotze getrennten Korsakow herzufallen, der noch dazu die Unvorsichtigkeit begangen hatte, seinen ganzen Artilleriepark innerhalb der Stadt Zürich gleichsam einzusperren. Der Hauptangriff erfolgte am 25. Sept. bei Dietikon, während Korsakow sich durch einen Scheinangriff auf eine andere Seite locken ließ. Dieser Irrthum und das Terrain, aus dem er sich schwer herauswickeln konnte, waren Schuld, daß er eine totale Niederlage erlitt, seine ganze Artillerie (100 Kanonen) im Stich lassen mußte und mit nur 10,000 Mann entkam, wobei ihm die wegkundigen Züricher gute Dienste leisteten*). Massena beschwerte sich beim helvetischen Directorium über die Züricher, die viel mehr für die verwundeten und gefangenen Russen und Oesterreicher sorgten, als für die Franzosen, und strafte die Stadt, indem er ihr alle ihre Kriegsvorräthe nahm. Am gleichen Tage (25. Sept.) wurde auch Hotze von Soult am Ufer der Linth geschlagen und fiel in der Vertheidigung des Dorfes Schännis. Somit waren die Franzosen Herren auf der Nordseite der Alpen, und Suwarow fand keine Freunde und Landsleute, mit denen er sich vereinigen wollte, sondern aus allen Thälern starrten ihm die Kanonen und Bajonette des Feindes entgegen. Allein es war zu spät für ihn nach Italien zurückzukehren. Als er die Nachricht von Korsakows und Hotzes Niederlage erhielt, hatte er schon die Höhen des St. Gotthard überschritten.

Suwarows wundervoller Zug über die Alpen gehört zu den merkwürdigsten Dingen jener überhaupt so thatenreichen Zeit. Er verließ Italien noch mit 20,000 Russen und schlug von Bellinzona aus am 21. Sept. die Straße nach dem St. Gotthard ein. Da er nicht sicher war, ob Hotze oder Korsakow ihm den Vierwaldstättersee offen hielten, hätte er klüger gethan, weiter rechts auf der

---

*) Besonders Escher von Berg und der alte Landvogt Landolt. Als die Franzosen in die Stadt drangen, begingen sie manchen Frevel und schossen unter andern auf den berühmten Geistlichen und Gelehrten Lavater, der an der tödtlichen Wunde langsam dahinsiechte.

sichern Straße über den Splügen zu gehn. Sobald seine Russen sich zwischen den himmelhohen Bergen befanden, begannen die abgehärteten Krieger zaghaft zu werden, wie Kinder. Die schauerliche Erhabenheit der Natur erfüllte ihre Seele mit unbekannten Schrecken. Sie wollten nicht weiter und gewöhnliche Mittel halfen nicht. Da befahl Suwarow seinen Grenadieren, mitten auf dem Wege ein Grab zu graben, und legte sich, als es fertig war, hinein, indem er ihnen befahl, es wieder mit Erde zu füllen und daheim in Rußland zu erzählen, wo sie ihren General gelassen hätten. Nun knieten sie um ihn her und flehten ihn an, wieder aufzustehen, aber er that es nicht, bis sie endlich Gewalt brauchten und ihn herausrissen. Von nun an folgten sie ihm mit unerschütterlicher Treue in wahrlich entsetzliche Gefahren. Lecourbe, der die Berge besetzt hielt, wurde überall von ihnen zurückgeschlagen, bei Airolo und am obern Alpsee, am 24., hauptsächlich durch eine geschickt von General Schweikowski ausgeführte Umgehung. An diesem Tage wurde Suwarow Herr der Höhen. Als aber seine Russen am folgenden Tage das lange Reußthal hinabzogen ins Urner Land, stellte ihnen die französische Brigade Loison an der berühmten Teufelsbrücke ein fast unübersteigliches Hinderniß entgegen. Vom St. Gotthard herab führt die einzige Straße durch einen finstern Tunnel, das s. g. Urner Loch, unmittelbar zu der kühn über die Abgründe der Reuß gewölbten Brücke. Diese aber hatte Loison sprengen lassen und stand mit seiner Brigade lauernd auf der andern Seite. Die Russen, die seltsamerweise nicht gewarnt waren und arglos durch den Tunnel marschirten, kamen kaum ans Licht, als sie entweder in den Abgrund stürzten oder von den französischen Kugeln niedergestreckt wurden. Weil aber die hintersten nicht wußten, was vorn vorging, so war kein Halten oder Zurückgehen möglich. Alles drängte durch den Tunnel; aber die Russen faßten sich schneller, als Loison geglaubt hatte, kletterten die Abgründe hinunter und auf der andern Seite wieder hinauf, so rasch und so zahlreich, daß die Franzosen fliehen mußten. Von nun an fand Suwarow den Weg frei, vereinigte sich mit 5000 Oesterreichern unter Auffenberg, die aus Graubündten kamen, und gelangte bis nach Altorf am

See. Hier aber hatte Lecourbe auch den letzten Kahn fortbringen lassen und den Russen blieb nichts übrig, als sich rechts zu wenden und auf den engsten Hirtenpfaden durchs Schächenthal einen Ausweg in das Schwyzer Muottathal zu suchen. Zum Unglück fiel strömender Regen und schwellte die Gebirgsbäche an; aber unaufhaltsam führte Suwarow die Seinen über die Berge, wobei ihnen ihre slavische Gewandtheit nicht geringe Dienste leistete; denn obgleich mancher Mann und manches Roß in die Abgründe stürzte, so brachte er dennoch Geschütz und Reiterei hinüber. Am 27. Abends kamen die ersten Kosaken nach Muotta und überfielen dort ein Paar Compagnien Franzosen, hörten aber auch, daß Massena über Korsakow gesiegt hatte und schon mit großer Macht in Schwyz eingerückt sey, um Suwarow aufzufangen. Dieser sah sich abermals gezwungen, weiter rechts ins Hochgebirge auszuweichen. Zum drittenmal mußten seine treuen Truppen die hohen Fußwege wieder emporklimmen, um in das Klönthal im Glarnerlande zu kommen, unter beständigen Gefechten mit den Franzosen, die ihre Spitzen wie ins Muottathal so ins Glarnerthal vorschoben. Am 1. October fand endlich Suwarow in Glarus einige Ruhe und Lebensmittel für seine erschöpften Truppen. Weil ihm aber das Hinabsteigen zur Linth auch hier wieder durch Massena verlegt war, mußte er (mit Zurücklassung einiger tausend Kranken) die müden Truppen zum viertenmal bergauf führen und wieder rechts ausweichend die steilen Pfade ins Rheinthal suchen. Die Russen hatten fast alle ihre Schuhe zerrissen und waren barfuß, mußten aber auf den hohen Bergen in der schon vorgerückten Jahreszeit durch zwei Fuß tiefen Schnee waten. Ueber Elm und Panix in ganz südlicher Richtung kamen sie endlich am 10. October nach Ilanz am obern Rhein in Graubündten, wo sie vollkommen ausruhen konnten, von keinem Feinde mehr belästigt.

In denselben Unglückstagen des September scheiterte auch eine andere große Unternehmung der Coalition. Kaiser Paul hatte 18,000 Russen zur See abgehen lassen, die von General Hermann befehligt wurden, sich mit einer englischen Flotte unter Abercrombie und einem Heere von 20,000 Engländern unter dem Herzog von York ver-

einigten und am 27. August an der Küste von Nordholland zwischen Knikduie und Kalandsoog landeten. Truppen der batavischen Republik unter dem Franzosenfreund General Daendels griffen sie zwar an, mußten sich aber vor der Uebermacht zurückziehen. Inzwischen war diese russisch-englische Streitmacht nicht zahlreich und ihr Anführer nicht unternehmend genug. Nachdem alle Versuche der Coalition, Preußen zur Mitwirkung aufzufordern, an der damaligen unglücklichen Politik dieses Staates gescheitert waren, hoffte sie auf eine allgemeine Volkserhebung in Holland und Belgien, die aber nur hätte erfolgen können, wenn York rascher vorgedrungen wäre. Dieser aber war im speciell englischen Interesse schon zufrieden, als die holländische Flotte von 13 Linienschiffen und 13 kleineren Kriegsschiffen, aus Franzosenhaß gern die Gelegenheit ergreifend, die oranische Flagge aufhißte und sich mit der englischen Flotte vereinigte. Fast ein Monat verging, ohne daß York weiter als bis Alkmaar gekommen wäre, wo die unter Brune rasch gesammelte und mit der batavischen vereinigte französische Armee eine starke Stellung eingenommen hatte. Vergebens griff York dieselbe am 19. Septbr. und noch einmal am 2. October an. Hermann, der sich mit seinen Russen aufs tapferste wehrte, wurde gefangen. Nach einem dritten eben so vergeblichen Versuch am 6. zog sich York hinter den Zyper Damm zurück, wo er am 18. capitulirte und freien Abzug erhielt gegen die Zusicherung, daß dafür 8000 gefangene Franzosen aus England frei entlassen würden.

Also waren die Russen hier von den Engländern ungefähr gerade so behandelt worden, wie in Italien und in der Schweiz von den Oesterreichern. Die Engländer hatten sich der holländischen Schiffe, die Oesterreicher Piemonts versichert und den Plan Kaiser Pauls, die von Frankreich eroberten Länder wieder frei zu machen und ihren rechtmäßigen Regierungen zurückzugeben, schlecht unterstützt. Das rechtfertigt zur Genüge die innere Entrüstung des Kaisers Paul, der sich gänzlich von der Coalition losriß und seinem General unverzügliche Umkehr nach Rußland befahl.

Unterdeß war Erzherzog Karl den Rhein hinaufgegangen, um

die Franzosen, die schon wieder in der Gegend von Frankfurt plünderten, zu vertreiben. Zugleich hatte der Mainzer Minister Albini zum erstenmal einen Landsturm von 15—20,000 Mann aufgeboten, der den Erzherzog unterstützte und bei dem sich der Oberforstmeister Wrede auszeichnete, der später ein berühmter General wurde. Erzherzog Karl hatte am 12. September die ganz zusammengeschossene Festung Philippsburg entsetzt und am 18. die Franzosen unter General Müller bei Neckerau geschlagen und Mannheim eingenommen. Als er von Korsakows Unglück hörte, kehrte er um und suchte sich mit Suwarow zu verständigen. Dieser aber, der über den Bodensee zurückgegangen war und sich mit Korsakow vereinigt hatte, ließ sich auf nichts mehr ein, folgte seiner Einladung nicht, schrieb zurück, der Erzherzog sey jünger und könne zu ihm kommen, wenn er etwas von ihm wolle, und verlegte sein Heer nach Bayern, wo Max Joseph es aufs bereitwilligste verpflegte und sich dadurch die ganze Huld des Kaisers Paul erwarb, der sich im Anfang des Feldzugs hatte gegen ihn einnehmen lassen. Der Kaiser schrieb an Suwarow am 27. Oct.: „Ich habe beschlossen, das Bündniß mit dem Wiener Cabinet gänzlich aufzugeben und nur ein und dieselbe Antwort auf alle seine Vorschläge zu ertheilen, da ich, so lange Thugut Minister bleibt, nichts glauben, folglich auch nichts thun werde.“ In einem zweiten Schreiben vom 20. November drückte er seine tiefe Trauer aus über „Europa, welches schutzlos und verlassen Preis gegeben ist.“ Die Geschichte ist diesem vielverkannten Kaiser schuldig, seine edle Absicht und Gesinnung zu rühmen. Uebrigens zeigte sich auch die Schattenseite seines Charakters in der Ungnade, in die er plötzlich seinen ruhmgekrönten Feldherrn fallen ließ. Suwarow hatte den Fürsten Bagration als den brauchbarsten seinen andern untergebenen Generalen vorgezogen. Aus Neid beschwerten sie sich darüber beim Kaiser und noch ehe Suwarow selbst nach St. Petersburg zurückgekehrt war, traf ihn des Kaisers Bannstrahl schon in Riga. Der im Triumph mit den eroberten Fahnen an seines Heeres Spitze einzuziehen verdient hätte, mußte nun allein und im Dunkel in die russische Hauptstadt hineinschleichen und im Hause seiner Nichte auf

dem Krankenlager, auf das ihn der Kummer warf, seine letzten Tage zubringen, bis er am 18. Mai 1800 die müden Augen schloß.

Nach dem Abzug der Russen hatte sich Erzherzog Karl wieder nach dem Rhein gewendet und entsetzte Philippsburg, das schon wieder von den Franzosen belagert wurde, nach mehreren Gefechten nochmals. Im November bezog man die Winterquartiere. Die Oesterreicher behaupteten das rechte Rheinufer, Massena aber die Schweiz.

In Italien waren nach Suwarows Entfernung die Oesterreicher unter Melas zurückgeblieben. Die geschlagene französische Armee erhielt einen neuen Obergeneral an Championnet, dessen große Talente man jetzt wieder brauchte. Er drang, um das noch von Franzosen vertheidigte Coni zu entsetzen, im September und October in Piemont vor, wo er den Oesterreichern eine Menge unentschiedene Gefechte lieferte, bis er am 2. November in einer größeren Schlacht bei Genola unterlag. Coni fiel und die Franzosen wurden wieder nach Genua geworfen. Championnet starb in Nizza, von Kummer mehr als von Krankheit hingerafft. — Ein österreichisches Corps unter General Fröhlich eroberte Ancona von der Landseite, nachdem es die Engländer und Russen von der Seeseite nicht hatten nehmen können, 13. November. Von Neapel aus waren Capua, Pescara, Gaëta schnell wieder erobert worden, und ein neapolitanisches Heer unter dem Schweizer Burkhard rückte am 30. Septbr. ohne Widerstand in Rom ein, denn die wenigen hier noch zurückgebliebenen Franzosen mit den compromittirtesten Republikanern flohen von Civita vecchia aus übers Meer. Somit war ganz Italien, Genua ausgenommen, wiedererobert und das Räuberheer vertrieben, von dem es seit vier Jahren ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet worden war.

Am 27. August war der unglückliche Papst in seinem Kerker zu Valence in Frankreich gestorben. Pius VI. hieß einst „der schöne Papst,“ weil die heilige Grazie, ein nie verjährendes Erbtheil römischer Monsignoren, ganz in ihm concentrirt war. Ehrfurcht gebietend durch seine majestätische Gestalt gewann er zugleich die Herzen durch den Adel seiner Züge und durch die Milde und An-

muth seines Entgegenkommens. Für glücklichere Zeiten geboren, ein wahrer Friedensfürst, hatte er sich selbst durch die Demüthigungen, die ihm in Wien unter Kaiser Joseph widerfuhren, nicht aus seinem Gleichmuth bringen lassen und in einem so sichern Gefühl langdauernder Herrschaft gelebt, daß er dem Beispiel Leos X. und dem Geschmack der Neuzeit folgend den Stuhl Petri glänzender zu machen glaubte, indem er ihn mit den Trophäen des heidnischen Alterthums umgab. Eine seiner Lieblingsschöpfungen war die Vermehrung und Aufstellung der unschätzbaren Antikensammlung im Vatikan, dem kolossalen Nebengebäude der Peterskirche. Während dieser Schöpfung ahnte ihm nichts von seiner trüben Zukunft. Aber je mehr er die Pracht heiliger Versammlungen und Feste geliebt, je mehr er in den Eifer des Kunstsammlers sich vertieft hatte, um so größer und rührender erscheint er in seinem Unglück. Ein hinfälliger Greis sah er alle äußere Macht des Papstthums gebrochen, alle Herrlichkeit und allen Glanz von sich abgestreift, alle seine Schätze und Sammlungen geplündert und klagte nicht, zeigte sich nicht wie einer, der im Glück verweichlicht, im Unglück zusammenbricht, sondern ließ all sein Wesen in die heilige Weihe aufgehen, die auf ihm ruhte, und war unter dem Hohn der Jakobiner und der verwilderten Soldateska mehr Papst, als er je zuvor gewesen, denn keine Drohung brachte ihn dahin, den Rechten der Kirche nur das geringste zu vergeben. Daß sein Vatikan geplündert wurde, daß Apollo und Diana, Jupiter und Juno, Bachus und Priapus, Herkules und Laokoon in das Museum des heidnisch gewordenen Paris wanderten, mußte ihm wie ein Zeichen des Himmels vorkommen, welches er demüthig erkannte, indem er im Kerker gleich einem armen Mönche mit dem Crucifix auf dem Herzen starb.

Aber mit ihm starb nicht die Würde und Macht seines Amtes. Wohl hatte der furchtbare Angriff, den Italien von Frankreich her erfahren, nicht blos irdischem Gute, der Zertrümmerung aller Staaten und dem Raube aller Schätze, sondern ausdrücklich auch der Kirche gegolten, die aus dem Felsen Petri herausgerissen und für immer vernichtet werden sollte, aber auf eine fast wunderbare Weise hatten

Mächte und Völker, von denen man es am wenigsten erwartet, den apostolischen Stuhl im letzten Wanken festgehalten und emporgetragen. Oesterreicher, die kurz vorher noch durch Kaiser Joseph II. hatten von Rom emancipirt werden sollen, ketzerische Engländer, schismatische Russen, sogar Türken, die mit der russischen Flotte gekommen waren. Durch sie wurde Italien frei und war es möglich geworden, daß die 34 geretteten Cardinäle am 1. Dezember in der Kirche San Giorgio Maggiore in Venedig zu einem Conclave zusammentraten, welches am 14. März 1800 den Cardinal Chiaramonti zum Papst wählte. Ehrend das Andenken seines Vorgängers nannte er sich Pius VII. mit dem Vorsatz, das Schiff der Kirche eben so gottvertrauend, wie der Märtyrer von Valence, durch die Stürme der Zeit zu steuern. Er war in einem Kloster erzogen, höchst sanft und demüthig, aber nichtsdestoweniger treu und fest im Glauben. Es ist bemerkenswerth, daß er durch den Einfluß des vertriebenen französischen Klerus, hauptsächlich des zum Cardinal erhobenen Abbé Maury, gewählt wurde, nachdem Oesterreich auf die Anzeige, man wolle den österreichisch gesinnten Cardinal Belisomi wählen, vier Wochen lang nicht einmal eine Antwort gegeben hatte.

Zehntes Buch.

Bonaparte in Aegypten.

Während Italien, Bonapartes erste große Eroberung, wieder verloren ging, machte er seine zweite in Aegypten.

Wir haben oben schon erkannt, daß Bonaparte gerne nach Aegypten ging, um seinen Ruhm dort zu vergrößern und dem Parteigetriebe in Frankreich auszuweichen, da er sich noch nicht stark genug fühlte, als Alleinherrscher aufzutreten, daß aber auch das Directorium ihn gerne gehen sah, weil es sich vor ihm fürchtete. Der Gedanke, den Handel der Engländer im Orient zu vernichten, diente beiden Theilen nur zum Vorwande und konnte auch nicht eher ernstlich verfolgt werden, bis die ägyptische Eroberung befestigt war. Im Hinblick auf diese Eventualität hatte Frankreich bereits geheime Verbindungen mit Tippo Saib, dem mächtigen Beherrscher von Mysore in Vorderindien, angeknüpft, der einen blutigen Krieg wider die in Bengalen herrschenden Engländer führte. Es widersprach dem abenteuerlichen Charakter Bonapartes nicht, daß, wenn er in Aegypten Glück hatte und die Streitkräfte des Orients unter seinen sieggewohnten Fahnen vereinigte, er auch als ein

neuer Alexander der Große einen Zug nach Indien gewagt haben würde.

Nachdem alle Vorbereitungen in den südlichen Häfen Frankreichs und des westlichen Italien getroffen waren, fuhr Bonaparte am 19. Mai 1798 mit einer Flotte von 198 Schiffen aus dem Hafen von Toulon ab, mit der sich andere aus Marseille, Genua, Civita vecchia und Bastia vereinigten, so daß im Ganzen 32,000 Mann Landungstruppen auf 400 Transportschiffen abgeführt und von einer großen Kriegsflotte unter dem Admiral Brueys (13 Linienschiffe, 8 Fregatten und 72 kleinere Schiffe) geleitet wurden. Unter den Truppen befand sich nur ein Theil derer, die schon früher unter Bonaparte in Italien gefochten hatten, ein anderer Theil kam von der Rheinarmee und mit ihm die Generale Kleber (ein Elsäßer, früher Steinmetz und österreichischer Unteroffizier), Desaix, Reynier, Menou, Davoust, Caffarelli, Arrighi, Dommartin. Von den älteren Anhängern Bonapartes begleiteten ihn Berthier, Murat, Lannes, Marmont, Duroc, Andreossy, Bessières, diesmal auch Bonapartes jüngerer Bruder Louis, sein Schwager Leclerc (Gemahl seiner Schwester Pauline) und sein Stiefsohn, der junge Eugen Beauharnais. Theils um in dem ziemlich barbarischen Aegypten Civilisation einzuführen, theils um seine Alterthümer und Naturmerkwürdigkeiten zu untersuchen, hatte man 2000 Handwerker, Künstler und Gelehrte mitgenommen. Die letzteren hatten im Voraus die Bestimmung, den Ruhm der Expedition auszubreiten, und Denon hat in der That alle wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition in einem umfassenden Prachtwerke über Aegypten niedergelegt.

Das Geheimniß war bewahrt worden. Die französischen Truppen wußten selber nicht, wohin sie fuhren. Nur daß es gegen die Engländer gehe, war ihnen in einer Proklamation gesagt worden. Eine beträchtliche englische Flotte unter Admiral Nelson, der vor Begierde brannte, die räthselhafte Flotte auf dem Meere zu erreichen und zu vernichten, war wirklich ganz in der Nähe, wurde aber schon am 17. Mai durch einen Sturm nach Sardinien verschlagen, erhielt

erst am 12. Juni vor Toulon sichere Nachricht von Bonapartes Weg und eilte ihm nun nach, aber zu spät.

Am 9. Juni kam Bonaparte vor der Insel Malta an und verlangte freie Einfahrt in den Hafen. Sie wurde ihm verweigert, aber da er schon längst Einverständniß mit den französischen Ordensrittern angeknüpft hatte, wurde ihm die sonst unüberwindliche Feste durch Verrath in die Hände gespielt. Es waren Intriguen einer andern Partei vorangegangen, welche die Insel den Russen sichern wollte, sofern Kaiser Paul I. damals großen Werth auf feste Anhaltspunkte für die russische Seemacht im Mittelmeer legte.*) Großmeister des Malteserordens war damals der deutsche Freiherr von Hompesch, ein schwacher Mann, der sich mit einer fetten Pension abfinden ließ. Bonaparte schämte sich nicht, ihm sogar eine Entschädigung in Deutschland zu versprechen und auch das noch dem Rastadter Congreß aufzubinden. Der Schatz der Ordens und sämmtliche Waffenvorräthe wurden eine Beute der Franzosen, der Hauptgewinn aber war die Insel selbst. Man darf sich wundern, daß Bonaparte nicht besser für die Behauptung derselben sorgte, und daß das französische Directorium nicht hinlänglich Streitkräfte dahin abgehen ließ, denn bei der Wichtigkeit der Insel war ein lebhafter Angriff der Engländer auf dieselbe zu gewärtigen. Um selber nicht von der englischen Flotte eingeholt zu werden, beschleunigte Bonaparte seine Abreise von Malta und erklärte jetzt erst seinen Truppen, wohin die Reise gehe (21. Juni). Nelson segelte damals, ohne es zu ahnen, nahe bei ihm vorbei, kam schon am 28. vor der Küste Aegyptens an, kehrte aber um, da er ihn nicht fand, suchte ihn an der syrischen Küste und verfehlte ihn abermals, so daß Bonaparte mit seiner ganzen Flotte am 30. wohlbehalten an den Ufern Aegyp-

---

*) Schon der vorige Großmeister Rohan hatte dem russischen Kaiser den Titel als Protector des Ordens ertheilt, den Paul auch am 29. Nov. 1797 angenommen hatte. Der Courier aber, der das Schreiben des Kaisers mit Plänen für die Zukunft des Ordens dem Großmeister bringen sollte, war von den Franzosen aufgefangen worden.

tens anlangte, im Hafen von Alexandria. „Diese Stadt, sagte er seinen Soldaten, hat der große Alexander gegründet." In ihm selbst den zweiten Alexander zu sehen, war schon vielen seiner begeisterten Anhänger geläufig.

Aegypten war eine türkische Provinz, aber vom Sultan so gut wie unabhängig unter der tyrannischen Regierung der s. g. Mameluken. Das waren auserlesene Soldtruppen, hauptsächlich aus schönen Knaben herangezogen, die durch Gefangenschaft in türkische Sklaverei gerathen waren, durch ihre Tapferkeit, besonders als treffliche Reiter ausgezeichnet und durch eine eigenthümliche Waffenbrüderschaft bald zu einem übermächtigen aristokratischen Körper erstarkend. Sie heiratheten selten und ergänzten sich immer nur durch jüngere Lieblinge, die sie sich heranbildeten. Der damalige türkische Pascha von Aegypten in der Hauptstadt Kairo residirend, Said Abubekr, führte nur ein Schattenregiment, indem für ihn die zwei mächtigsten Mamelukenbeys, Murad die Militär-, Ibrahim die Civilverwaltung leiteten. Die Mameluken besaßen zugleich die größten Reichthümer und Ländereien in Aegypten. Das übrige in drückender Knechtschaft gehaltene Volk hatte sehr verschiedene Bestandtheile. Die ältesten Einwohner waren die noch Kopten genannten Ueberreste der wahren alten Aegypter, gemischt mit Ueberresten der Griechen und Römer, diese alle als Christen der koptischen Kirche angehörig, die zunächst der griechischen verwandt ist. Neben ihnen hatten sich in dem langgestreckten fruchtbaren Nilthal auch eine Menge Araber niedergelassen, s. g. Fellahs, die vom Landbau lebten. Den Arabern waren als Beherrscher des Landes die Türken gefolgt, von denen sich ebenfalls viele in den Städten und als Grundbesitzer niedergelassen hatten, eine vornehmere und reichere Kaste. In den Städten gab es auch von alten Zeiten her noch viele Juden. Rechts und links vom fruchtbaren Nilthale dehnen sich Sandwüsten aus, die ostwärts durch baumlose Felsengebirge vom rothen Meere getrennt sind, westwärts aber, nur von einigen fruchtbaren Oasen (Inseln der Wüste) unterbrochen, in das unabsehlich dürre Sandmeer der Saharah auslaufen. In diesen Wüsten

schweiften die s. g. Beduinen umher, nomadisirende Araber, als eben so treffliche Reiter berühmt wie die Mameluken und diesen nicht unterworfen, wie die Fellahs, sondern freie Räuber.

Die Mamelukenbeys hatten sich grobe Ungebühren gegen französische Kaufleute zu Schulden kommen lassen, deren Handel gedrückt, Schuldforderungen derselben nicht befriedigt und dem französischen Generalconsul Magallon das desfalls gegebene Wort wieder gebrochen. Diese Vorgänge liehen Bonaparte den Vorwand, die Mameluken anzugreifen, wobei er die Miene annahm, als geschehe es nur, um die rechtmäßige Herrschaft des Sultans herzustellen, mit dem, wie er beständig versicherte, Frankreich im alten Frieden lebe, wie es denn auch damals noch der Fall war, denn Sultan Selim III. hatte sich noch nicht entschieden, was er thun wolle. Bei Bonapartes Abreise aus Frankreich war beschlossen worden, Talleyrand selbst solle nach Constantinopel gehen und alle seine diplomatischen Künste spielen lassen, um die hohe Pforte ins französische Interesse zu ziehen. Wie lästig auch die Franzosen in Aegypten dem Sultan seyn mochten, so schienen doch Rußland und England, selbst Oesterreich für die Türkei gefährlichere Feinde als Frankreich zu seyn. Bonaparte mochte daher in der That an die Möglichkeit eines Verständnisses mit dem Sultan geglaubt haben, Talleyrand aber traute nicht, und blieb klüglich in Paris.

Inzwischen bekümmerte sich Bonaparte, sobald er in Aegypten angekommen war, wenig mehr um das, was in seinem Rücken geschehen mochte, und trachtete nur nach einem sichern Erfolge im Lande selbst. Er empfahl daher seinen Truppen in einem Tagesbefehl vom 22. Juni: „Die Völker, mit welchen wir leben werden, sind Muhamedaner. Widersprecht ihnen nicht. Beweist ihren Priestern Ehrfurcht, schont ihre Moscheen, seyd so tolerant gegen die Religion Muhameds, wie gegen die des Moses und Christus." In einem Aufruf an das Volk in Aegypten selbst schämte er sich nicht zu verkünden: „Ihr Kadis, Scheiks und Ismans, sagt dem Volk, daß auch wir wahre Muhamedaner sind. Haben wir nicht den Papst vernichtet, der da sagt, man müsse immerwährend Krieg gegen euren

Glauben führen? sind wir nicht Freunde des Sultans, dessen Feinde die Mameluken sind?"

Die unbequeme Ausschiffung der Truppen war am 2. Juli vollendet, der Widerstand der Einwohner schwach. Alexandrien wurde ohne viele Mühe erstürmt, wobei Kleber von einer der ersten Kugeln in die Stirne, jedoch nicht tödtlich getroffen wurde. Die Flotte ging bei dem nahen Abukir vor Anker, die Landungstruppen aber marschirten am 6. ins Innere des Landes. Der erste Anblick der noch aus der Römerzeit am Ufer erhaltenen Pompejussäule, der Palmen und der fremden Physiognomien hatte die französischen Soldaten zwar interessirt, aber die Armuth und der Schmutz in der eroberten Stadt und hinter ihr die Sandwüste, die sie zur heißesten Jahreszeit durchziehen mußten, schlug ihre Erwartungen gewaltig nieder. Sie entbehrten Kameele und Wasserschläuche und starben fast vor Durst. Die der Wüste eigenthümliche Luftspiegelung, die ihnen das Meer oder den Nil zeigte, wo nichts als Sand war, täuschte und erbitterte sie noch mehr. Die wenigen im Sande rinnenden Quellen waren von den Arabern verdorben worden, die den Franzosen überdies auf ihren flüchtigen Rossen zur Seite schwärmten und jeden, der zurückblieb, tödteten. Als die erschöpften Schaaren endlich am 10. zum Nil gelangten, stürzten sie sich hinein, um den brennenden Durst zu löschen, bei Ramahnieh. Von hier an war der Weg zur Hauptstadt Kairo weniger beschwerlich. Am 13. wurde das französische Heer, das nur sehr wenig Reiterei hatte, von 4000 Mameluken angegriffen, die aufs verwegenste in die ungeheure Uebermacht des französischen in Quarrés aufgestellten Fußvolks einhieben, aber natürlich nicht durchdringen konnten und endlich davonritten.

Nach einem höchst ermüdenden Marsch unter der glühenden Sonne Afrikas langten die Franzosen am 21. Juli im Horizont von Kairo an und sahen zum erstenmal die berühmten uralten Pyramiden, an deren Fuß Murad-Bey ein Heer von 10,000 Mameluken, 3000 Beduinen zu Pferde und 20,000 Türken, Kopten &c. zu Fuß versammelt hatte, um die Hauptstadt zu vertheidigen. Die

Reiterei war prächtig, das Fußvolk erbärmlich. Bonaparte stellte seine Truppen in fünf großen Vierecken auf, gegen deren nach allen Seiten hinausgekehrte und von Kanonen unterstützte Bajonette auch die beste Reiterei nichts vermochte, und wies auf die Pyramiden hin, die der erste Strahl der Morgensonne röthete. „Soldaten, rief er, von dort sehen vierzig Jahrhunderte auf euch herab.“ Neben dem Erhabenen fehlte aber auch das Lächerliche nicht. Das Gepäck, das von Eseln getragen wurde, und alle Nichtcombattanten mußten in die großen Vierecke eingeschlossen werden, weil sie sonst vor den feindlichen Reitern nicht sicher gewesen wären. Als man nun den Commandoruf hörte: „die Esel und die Gelehrten in die Mitte!“ brach die ganze Armee in lautes Gelächter aus. Die Schlacht begann mit dem wüthenden Angriff der Reiterei, der aber von den Franzosen siegreich abgeschlagen wurde. Dann erst befahl Bonaparte einigen seiner Vierecke vorzugehen und Embaleh, wo das feindliche Fußvolk sich verschanzt hatte, mit dem Bajonet zu nehmen. Der Feind hielt nicht aus, wurde getödtet oder in den Nil gejagt und verlor im Ganzen 10,000 Mann. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei den Pyramiden. Ibrahim-Bey war in Kairo geblieben, ohne an der Schlacht Murads Theil zu nehmen, aus Eifersucht. Jetzt zog er mit dem Pascha und 4000 Mameluken nach Syrien ab, während Murad den Nil hinauf nach Oberägypten floh. Die Hauptstadt ließ sich nicht mehr halten, Bonaparte nahm sie am 25. mittelst Capitulation.

Während er in Kairo seine Truppen ausruhen und verpflegen ließ, die aufgefundenen Vorräthe in Beschlag nahm, eine neue Civiladministration und strenge Polizei organisirte und dabei die Einwohner der Hauptstadt so leutselig als möglich behandelte und zu gewinnen suchte, geschah in seinem Rücken ein furchtbarer Schlag. Nelson hatte endlich die Landung der Franzosen erfahren und setzte alle Segel bei, um, wenn er auch die Landtruppen nicht mehr an der Ausschiffung hindern konnte, wenigstens die französische Flotte zu vernichten. Admiral Brueys lag noch vor Abukir. Bonaparte hatte ihm nur den unbrauchbarsten Theil der Mannschaft zurückge-

lassen und nur eine einzige Strandbatterie war errichtet worden. Als die Engländer am 1. August heransegelten, war ein großer Theil der französischen Schiffsmannschaft am Lande und mußte erst an Bord eilen. Nelson hatte zwar nur 14 Linienschiffe und 2 Briggs, aber auserlesene Fahrzeuge und mit den kühnsten Seeleuten bemannt, die unter seiner Führung in die Hölle gefahren wären. Es war schon Abends 7 Uhr und sehr dunkel, aber dennoch fuhr Nelson mit unerhörter Keckheit in den schmalen Seestrich hinein, der zwischen den französischen Schiffen und dem Ufer lag und schnitt sie auf diese Art vom Lande ab. Zwei seiner Schiffe scheiterten, aber die übrigen legten sich dicht an die französischen Kriegsschiffe und eröffneten ein fürchterliches Feuer, dessen Schein das Meer und die kämpfenden Flotten in unaufhörlichen Blitzen erhellte. Die Franzosen vertheidigten sich auf den meisten Schiffen mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Brueys selbst wurde auf dem Admiralschiff l'Orient zweimal in die Hand und ins Gesicht verwundet, endlich warf ihn eine Kanonenkugel nieder, aber er wollte sich nicht in den Schiffsraum hinabtragen lassen, sondern auf seinem Posten sterben. Kaum war er todt, so fing das kolossale Schiff Feuer. Es zu löschen war trotz aller Anstrengung nicht möglich, der Contreadmiral Gantheaume mußte sich ins Meer stürzen, um schwimmend einen Kahn zu erreichen. Ein Matrose wollte noch den zehnjährigen Sohn des Capitän Casabianca retten, der aber seinen schwerverwundeten Vater nicht verließ und mit ihm und dem herrlichen Schiff, als das Feuer die Pulverkammer erreichte, in die Luft flog. Mit diesem ungeheuren Knall verstummte aller Kampf und tiefe Nacht lag wieder über dem Meere, bald aber entbrannte die Schlacht von neuem, dauerte die ganze Nacht hindurch, und einige französische Schiffe schossen noch unerschrocken fort bis zum Mittag des andern Tages. Capitän Du Petit-Thouars auf dem Schiff le Tonnant commandirte auf dem Verdeck, auf einer Bank sitzend. Eine Kugel schlug ihm den Schenkel weg, er blieb sitzen; eine zweite schlug ihm den Arm weg, er blieb sitzen und rauchte eine Pfeife Tabak, laut rufend: „Mannschaft, ergebt euch niemals!“ Als er den Tod

herannahen fühlte, befahl er noch, seinen Leichnam ins Meer zu werfen, damit er den Engländern nicht in die Hände falle. Aber nicht alle Schiffe kämpften mit gleichem Muthe. Mehrere ergaben sich den Engländern ohne genügende Vertheidigung, die meisten wurden in den Grund gebohrt. Contreadmiral Villeneuve zog es vor, seine Anker zu kappen und mit fünf Schiffen nach Malta zu entfliehen, die nach Nelsons eigenem Geständniß hingereicht haben würden, den Engländern ihren Sieg zu entreißen, denn die englischen Schiffe waren von den Schüssen der Franzosen so zugerichtet, daß sie Villeneuve nicht verfolgen konnten. Kleber, der in Alexandrien commandirte, sah der nächtlichen Schlacht von ferne zu, ohne seinen Landsleuten helfen zu können. Die ganze französische Flotte war verloren, daher auch der französischen Armee ihre Rückweg zur See abgeschnitten, wenn sie in Aegypten Unfälle erleiden sollte. Die Nachricht dieses unersetzlichen Verlustes machte die Truppen in Kairo sehr niedergeschlagen, aber Bonaparte richtete sie wieder auf mit den stolzen Worten: „die Engländer zwingen uns vielleicht, noch größere Dinge zu thun, als wir uns anfangs vorgesetzt hatten." Die Niederlage gleichsam vergessend, pries er nur den Heldenmuth der Vertheidigung, schrieb eigenhändige, sehr schöne Trostbriefe an die Wittwe des Admiral Brueys und an den Vater des gefallenen Capitän Thevenard, lobte Gantheaume und entschuldigte selbst Villeneuve, sofern er der Republik seine schönen Schiffe gerettet habe. Seine feste Haltung beschämte jeden Zagenden. Als sich auch drei portugiesische Kriegsschiffe vor Alexandrien blicken ließen und gleich den Engländern drohten, verglich sie Bonaparte spöttisch mit dem Esel, der dem Löwen, weil er ihn todt glaube, Fußtritte gebe, und sagte voraus, dieser lächerliche Uebermuth werde der Königin von Portugal bald Thränen kosten.

Bonapartes Lage war nichts weniger als beneidenswerth. In Alexandrien, Rosette und an vielen andern Orten brachen Volksaufstände aus, denn aus Noth oder aus gewohntem Muthwillen achteten die französischen Soldaten trotz des Verbots weder das Eigenthum noch die Sitten der Muselmänner. Kleber mußte in Alexandrien,

Menou in Rosette starke Strafcontributionen erheben. Auch die herumschweifenden Beduinen neckten überall. Am gefährlichsten schien Ibrahim Bey, der den Weg nach Syrien eingeschlagen hatte und von dort Verstärkungen erwartete. Leclerc, der ihn verjagen sollte, erlitt am 5. August bei Belbeis eine Niederlage und konnte nur durch Reyniers schnelles Erscheinen mit frischen Truppen gerettet werden. Bonaparte selbst eilte auf den Kampfplatz, nun zog sich aber Ibrahim bis Salieh zurück und nahm dort der großen Carawane, die von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückkehrte und die zugleich immer Handelscarawane ist, ihre kostbaren Waaren ab, damit sie den Franzosen nicht in die Hände fallen konnten. Nochmals am 11. August von den Franzosen angegriffen, schlug er sie wieder mit seiner unübertrefflichen Reiterei, wobei Murat und Duroc fast gefangen worden wären. Doch zog sich der Bey vor Bonapartes Uebermacht freiwillig zurück. Bonaparte suchte ihn durch ein schmeichelhaftes Schreiben in sein Interesse zu ziehen, bekam aber keine Antwort und ging nun wieder nach Kairo zurück, wohin er auch die ausgeplünderte Carawane friedlich geleiten ließ, um mit dieser Großmuth die Herzen der Aegypter zu gewinnen.

In derselben Absicht beging er mit großem Pomp die heiligen Feste des Landes, zuerst die feierliche Durchstechung der Nildämme beim Herannahen der berühmten Nilüberschwemmung, die dem ganzen Lande üppige Fruchtbarkeit gewährt, eine Ceremonie, die aus den ältesten Zeiten stammte; dann das große Fest des Propheten Muhamed. Er selbst und alle seine Generale beglückwünschten den vornehmsten Scheik (Nachkommen Muhameds) und wohnten den Gebeten bei. Beim Jahresfest der französischen Republik prangte auch eine Inschrift „Gott ist Gott und Muhamed sein Prophet.“ Aus den Vornehmsten der Stadt und des Landes berief Bonaparte am 7. October einen Divan, der unter der Aufsicht französischer Commissäre die innern Angelegenheiten Aegyptens leiten sollte. Auch gründete er in Kairo ein gelehrtes Institut, an dessen Spitze Monge stand, eine Druckerei und eine Zeitung. Da sich die Gemahlin Murad Beys und einiger andern vornehmen Mameluken in der Nähe aufhielten,

ließ Bonaparte sie mit größter Artigkeit begrüßen und erstattete ihnen sogar von dem confiscirten Gut ihrer Männer einen reichen Frauentheil zurück.

Das alles aber half ihm nichts. Das Volk nannte ihn nicht einen Propheten oder Retter, sondern nur Sultan Kebir (Herr des Feuers) und behandelte ihn auch nur wie eine gefährliche Flamme, der man ausweicht und die man zu ersticken sucht, wenn man kann. Den ganzen Herbst hindurch erneuerten sich die Empörung und die Angriffe der Beduinen auf die ins Land vertheilten einzelnen Corps der Franzosen, bei Sonbat, Mit-Gamar, Choarah, Tantah, Berk-el-Gitas ꝛc., und am 21. October stand in Kairo selbst das Volk in Masse auf, um alle Franzosen zu ermorden. General Dupuis, der Platzcommandant, war eines der ersten Opfer. Nur mit größter Anstrengung gelang es Bonaparte, den Aufruhr endlich in der großen Moschee Jemil-Azar zu concentriren, wo sich 15,000 Aegypter aufs verzweifeltste wehrten, bis sie durch das schwere Geschütz zusammengeschossen oder zur Flucht gezwungen wurden. Zugleich tobte ein in diesem Lande seltenes Gewitter am Himmel, was den Schrecken noch mehrte. Ein anderes Heer von Aegyptern, das der Stadt von außen zu Hülfe kommen wollte, wurde durch Lannes zurückgetrieben, wobei der edle Pole Sulkowski sein Leben verlor. Dem Kampf in Kairo folgten zahlreiche Hinrichtungen, denn fortan konnte Bonaparte nur noch mit Schrecken regieren.

Desaix war mit nur 3000 Mann auf Schiffen den Nil aufwärts entsendet worden, um Murad-Bey aus Oberägypten zu vertreiben. Er schlug ihn am 7. October bei Sediman, wo sich die muthigsten Reiterangriffe der Mameluken abermals an den Vierecken des französischen Fußvolks zerstießen. Hier wie in allen folgenden Gefechten zeichnete sich der Elsäßer Rapp als Desaix' Adjutant durch seine Kühnheit aus. Eine zweite größere Schlacht erfolgte erst am 22. Januar 1799 bei Samhud, in welcher Murad wieder unterlag. Einen Tag später lagerte Desaix am uralten Riesentempel von Denderah (Tentyra), dessen Decke ein ganzes Dorf trägt, dem colossalsten Bauwerk des gesammten Alterthums und der Welt. Desaix verfolgte

die Mameluken bis zu den Katarakten des Nil und der berühmten, gleichfalls mit alten Bauwerken bedeckten Insel Philoë. Hier ist die eigentliche Grenze Aegyptens, von da beginnt Nubien. Von hier kehrte Desaix wieder um, bekam aber bald neue Feinde an den Beduinen, die sich in seinem Rücken gesammelt hatten, und auch Murad drang ihm wieder nach. Desaix siegte jedoch in allen Gefechten und gewann sich zugleich durch die Disciplin, die er handhabte, bei den Eingebornen den Namen des „gerechten Sultan."

Bonaparte blieb lange ohne alle Nachrichten aus Frankreich und aus der Türkei. Jetzt erst erfuhr er, Selim III. sey über die ägyptische Expedition in höchsten Zorn gerathen, habe den französischen Geschäftsträger in Constantiopel, Ruffin, in das berüchtigte Gefängniß der sieben Thürme werfen und alle im türkischen Reich wohnenden oder zufällig anwesenden Franzosen ihrer Güter berauben und in Ketten legen lassen, welches schlimme Loos viele hunderte traf. Am 10. September hatte der Sultan Frankreich den Krieg erklärt und mit Rußland und England ein enges Bündniß geschlossen. Eine türkische Flotte vereinigte sich mit der russischen, zunächst um die ionischen Inseln wegzunehmen. Indem sie aber von der See her Corfu belagerte, zog zugleich Ali Pascha von Jannina mit 11,000 Mann aus, um alle übrigen von den Franzosen besetzten Punkte jener Inseln zu erobern. Mit diesem Pascha, einem der größten Ungeheuer, das die Erde gesehen, hatte Bonaparte schon von Italien aus kokettirt und ihm große Versprechungen gemacht. Paßwan Oglu, Pascha von Serbien, hatte sich gegen den Sultan empört und Ali sollte das gleiche thun. Bonaparte und das Directorium versprachen Ali ein französisches Hülfsheer, das ihm die Unabhängigkeit und Souverainetät erkämpfen sollte, brachen aber ihr Wort und blieben dem Pascha sogar die Bezahlung für die Lebensmittel schuldig, die er ihrer Flotte geliefert hatte. Das erboste ihn nun so, daß er sich dem Sultan gehorsam bewies (was auch Paßwan Oglus Unterwerfung zur Folge hatte) und wuthentbrannt über die Franzosen herfiel. Diese standen unter General Chabot, waren aber vertheilt und wurden einzeln aufgerieben. In Prevesa, einer Stadt gegenüber

den Inseln auf dem Festlande, die sie besetzt hatten, ließ Ali am 22. October alle Einwohner umbringen; die Franzosen aber, die nicht im Kampf gefallen waren, mußten als Gefangene ihren todten Kameraden die Köpfe abschneiden, dieselben einsalzen und dann bis Jannina und von da bis nach Constantinopel tragen, unter beständigen Peitschenhieben und Mißhandlungen aller Art. Die wenigen, welche auf diesem Marterwege nicht unterlagen, wurden in Constantinopel als gemeine Verbrecher behandelt, die beiden Offiziere Lasalcette und Hotte in die sieben Thürme geworfen, die Gemeinen auf die Galeere geschmiedet. Die russisch-türkische Flotte vollendete Alis Eroberungen und nahm sämmtliche ionische Inseln ein, nur in der Citadelle von Corfu hielt sich ein kleiner Rest von Franzosen unter Chabot noch bis zum 3. März 1799.

Bonaparte vernahm die schlimmen Nachrichten aus der Türkei mit derselben Ruhe wie früher den Verlust seiner Flotte und zeigte sich nur um so kühner. Vom Sultan sich abwendend, richtete er sein Augenmerk auf den Scheriff von Mekka, den Wächter des Centralpunktes, zu dem die Muhamedaner aus allen Himmelsgegenden zu pilgern pflegten, und zugleich des Punktes, von wo er Indien und Tippo Saib am nächsten war, und machte die Ansicht geltend, der türkische Sultan sey eigentlich den echten Muselmännern fremd, und das höchste Ansehen gebühre dem geistlichen Haupt der reinen Araber in Mekka. Er fuhr also mit doppeltem Eifer fort, die Lehre des Islam zu begünstigen, und duldete, daß der eitle Menou förmlich zum Islam überging, sich arabisch kleidete, Abdallah nannte und mit einer schönen Aegypterin von einem muhamedanischen Priester trauen ließ. Bonaparte aber, sein Adlerauge jetzt auf Mekka richtend, trachtete vorerst schnell sich des Hafens von Suez zu bemächtigen, von wo aus er durch das rothe Meer mit Mekka und Indien in direkte Verbindung zu treten hoffte. Sowohl an den Scheriff als an Tippo Saib erließ er wiederholte Schreiben. Die Tragweite seines Zuges nach Suez erhellt am besten aus seiner Proklamation vom 21. Dezember: „Scheriffs, Ulemas, Sprecher in den Moscheen, verkündigt dem Volk, daß wer wider mich ist, weder in dieser, noch in jener

Welt einen Rettungsort finden wird, und daß von Anbeginn der Welt an geweissagt ist, daß, nachdem die Herrschaft des Kreuzes zerstört seyn würde, ich aus dem fernsten Abendlande kommen würde, um das Schicksal zu erfüllen. Belehret das Volk, daß in mehr als zwanzig Stellen des Koran geweissagt ist, was ich gethan nnd noch thun werde. Ich weiß alles, ich sehe in den tiefsten Grund eurer Seelen, ich kenne, was ihr noch keinem gesagt habt. Der Tag wird kommen, an dem die Welt klar sehen soll, daß Gott mich leitet und menschliche Kraft nichts gegen mich vermag. Selig, die fest an mich glauben." Er brauchte also die nämlichen Mittel, mit denen der Prophet Muhamed einst dieselben Bevölkerungen begeistert hatte, und kündigte sich als künftigen Herrn des ganzen Orients an. Aber die Muhamedaner waren nicht so einfältig, wie er glaubte, und eine Proklamation des Sultans warnte sie überdies, sich nicht von ihm betrügen zu lassen, denn allerdings seyen die Franzosen keine Christen, aber sie glaublen auch nicht an Allah, sie glaubten gar nichts.

Der Weg nach Suez führte durch die Wüste, die Bonaparte äußerst interessant fand, indem er an der Seite des gelehrten Mathematikers Monge sie durchritt. Wie er selbst sagte, zog ihn die Wüste an als ein Bild des Unendlichen, Grenzenlosen. Auch hatte man ihm gesagt, sein Vorname Napoleon bedeute den „Löwen der Wüste," was ihm sehr zu gefallen schien. Die Soldaten fanden viel weniger Behagen an der Sandwüste. Bonaparte kam zum Neujahr nach Suez, besichtigte den Hafen, ordnete dessen Ausbesserungen an und kehrte wieder nach Kairo um. Wie sehr sein hoher Muth nöthig war, um die Soldaten anzufeuern, ersieht man aus dem Benehmen Berthiers. Dieser wurde von einem solchen Heimweh befallen, daß Bonaparte ihm erlauben mußte, nach Frankreich zurückzukehren. Als er aber Abschied nahm, überwältigte ihn die Scham, er brach in Thränen aus und blieb. Sehr viele Soldaten theilten dieses Heimweh. Immer tapfer vor dem Feinde, hatten sie doch ein Grauen vor der Wüste und glaubten sich in diesem unheimlichen Boden aufgeopfert, ohne Mittel, je nach Frankreich heimzukehren.

Die Engländer hielten alle französischen, spanischen und italieni=

schen Häfen blokirt, und nur einzelne Schiffe konnten von Glück sagen, wenn sie sich durch die englischen Späher durchschlichen. Auch die französische Besatzung von Malta unter General Vaubans kam dadurch in große Verlegenheit und starb fast Hungers, weil ihr keine Lebensmittel zugeführt werden konnten. Schon am 22. August empörte sich das Volk auf der Insel Malta gegen die Franzosen und wollte sie (erbittert durch die Räubereien, die sie auch hier ausübten) alle ermorden, wurde jedoch bezwungen. Am 7. November nahm Kaiser Paul von Rußland auf Bitte einiger geflüchteter Ordensritter die Würde eines Großmeisters des Malteserordens an und bestimmte seine Flotte, die Insel dem Orden zurückzuerobern, was jedoch unterblieb, weil die Flotte zuerst vor den ionischen Inseln, dann vor Neapel und Ancona beschäftigt war. Auch Nelson begnügte sich damals die Insel nur zu blokiren, weil ihn ihre Eroberung zu viel gekostet haben würde und er mehr zu thun hatte. Damals bemächtigte er sich der Häfen von Livorno und von Port Mahon auf Minorca (28. und 30. Nov.), überall vorkehrend, daß Bonaparte in Aegypten keine Zufuhr aus Europa bekomme.

Man muß es als einen feinen Zug im Charakter Bonapartes bezeichnen, daß er gerade damals, als ihn die Engländer am meisten erbitterten, sie durch Großmuth zu beschämen bemüht war. Sie versuchten eine unkluge Landung bei Abukir, wurden aber übel empfangen und viele gefangen, im October. Die Gefangenen wurden nach Kairo gebracht, wo sie auf ihr Ehrenwort frei umher gehen durften und sich aus Neugier einmal dicht an Bonaparte drängten. Als man ihn warnte, rief er heiter: „Engländer sind keine Meuchelmörder.“ Ein Schiff voll Comödianten auf dem Nil, von Alexandrien herkommend, scheiterte vor Kairo, die englischen Offiziere, die zufällig am Ufer spazierten, stürzten sich ins Wasser und retteten viele Personen. Als es Bonaparte erfuhr, ließ er sie sogleich frei und gab ihnen Reisegeld. Sie kamen, ihm zu danken, er aber nickte ihnen lächelnd zu und sagte nur: „Kriegsglück.“

Er mochte nun im Sinn haben, auf Mekka oder Indien einzuwirken, oder sich einen Landweg ins Herz der Türkei zu bahnen,

jedenfalls mußte er zuerst das nahe Syrien erobern und hier Einverständnisse mit den Parteien anknüpfen, die ihm etwa dienstbar werden könnten. Der verschiedenen christlichen Bevölkerungen war er sicher, da sie aber den stärkeren Türken unterworfen waren, legte er auf sie weniger Werth und suchte mehr die Türken zu gewinnen durch Ehrfurcht, die er fortwährend vor dem Islam heuchelte, und durch Verlockung der Paschas. Aber es gelang ihm nicht. Der Pascha von Saide (Sidon) und St. Jean d'Acre, Achmed, an den er sich zuerst mit einem höflichen und listigen Schreiben wandte, antwortete nicht, sondern ließ den Ueberbringer in Ketten legen und, als Bonaparte näher rückte, enthaupten. Dieser alte Pascha war ein Türke von echtem Schrot und Korn, ein wahres Prachtexemplar, wie Ali Pascha von Jannina, jeder Zoll an ihm ein Barbar. Fast alle seine Diener waren verstümmelt in Folge seiner Mißhandlungen. Seine Frauen waren dermaßen eingesperrt, daß kein sterbliches Auge je nur einen Schatten von ihnen sah. Das Volk hieß ihn Djezzar, den Schlächter. Der Sultan aber ernannte gerade ihn jetzt zum Pascha von Aegypten mit Beseitigung des schwachen Said-Abubekr, und Achmed ließ sofort die ihm nächste ägyptische Festung El-Arisch mit zuverlässigen Türken besetzen.

Bonaparte hatte sich eine eigenthümliche Reiterei verschafft, ein auf Dromedaren reitendes Corps. Diese Thiere, im Lande einheimisch, schneller als Pferde, stärker zum tragen schwerer Lasten, fähig in der Wüste langen Durst und Hunger zu ertragen, kamen ihm sehr zu Statten. Indem er selbst mit nahezu 13,000 Mann von Kairo aufbrach, um Syrien zu erobern, schickte er Reynier voraus, der El-Arisch nach einem sehr blutigen Kampfe einnahm, 9. Februar 1799. Der Weg führte abermals durch die Wüste, in welcher Bonaparte, nur von seinen Guiden begleitet, auf eine weit stärkere Schaar von Mameluken stieß, aber kühn auf sie losging und sie dadurch vertrieb, weil sie glaubten, er habe viel mehr Truppen hinter sich. Auch Kleber wurde mit seiner Division irre geführt und fand sich mit Mühe zurecht. Indessen langte das ganze Heer ohne großen Unfall am 24. Februar in Gaza an, wo es von den christlichen Einwohnern

freundlich empfangen wurde, die Wüste hinter sich und das fruchtbare Palästina vor sich hatte. Hier sahen die Franzosen mit einer Art Erstaunen auch über dem grünenden Lande wieder die ersten Wolken, die sich in Aegypten fast das ganze Jahr durch nicht blicken lassen. Am 3. März kam das Heer vor Jaffa an, welche Stadt es erst im Sturm nehmen mußte, dafür aber auch plünderte und mordete. Bonaparte fand hier dieselben Türken wieder, die er in El-Arisch gefangen genommen und auf Ehrenwort entlassen hatte. Auf der Stelle ließ er sie alle niederschießen, 1000—1200 Mann. Aber niemand hatte daran gedacht, daß in Jaffa die Pest herrschte. Die französischen Soldaten wurden davon ergriffen und durch diesen neuen Schrecken ganz entmuthigt. Bonaparte handelte hier groß. Mit hochtrabenden Redensarten war nichts mehr zu machen, aber er besaß den wahren Muth, der die That dem Wort hinzufügt, und ging persönlich in die Spitäler, tröstete anderthalb Stunden lang die Pestkranken, soll sogar ihre Beulen berührt haben und wirkte in der That der Ansteckung mit der Pest durch die mit seinem Muth entgegen.

Von Jaffa rückte das Heer am 16. März gegen St. Jean d'Acre (das alte Accon oder Ptolemais), wie Gaza und Jaffa am mittelländischen Meere gelegen. Hier hatte sich der alte böse Djezzar hinter sehr festen uralten Mauern verschanzt und einige Hülfe aus England erhalten. Ein Jüngling, so feurig wie Nelson, der Commodore Sidney Smith, war mit einigen englischen Schiffen im Hafen. Dieser verwegene und hartnäckige Offizier war bei der Blokirung von Havre, indem er gewettet hatte, in Havre ins Theater gehen zu wollen, und gefangen wurde, im April 1796 nach Paris gebracht worden, wo man ihn in den Tempel einsperrte. Hier fand er einen Mitgefangenen, den Emigrirten Phélippeaux, der durch einen falschen Polizeibefehl sich und ihn frei machte. Sie kamen glücklich nach England, wo Phélippeaux zum Dank den Rang eines Obersten erhielt und sofort mit Sidney absegelte, um Bonaparte in Aegypten zu bekämpfen. Beide trugen durch ihre geschickten Anordnungen wesentlich dazu bei, die ohnehin festen Mauern von St. Jean d'Acre uneinnehmbar zu machen. Das Glück war mit ihnen. Eine kleine

Flottille unter Capitän Ranglet, die Bonaparte mühsam aufgebracht hatte, sollte ihm eben das zur Belagerung nöthige grobe Geschütz zuführen, aber Sidney gewahrte sie und nahm sie weg. Bonaparte wußte noch nichts davon, als er schon mit denselben schweren Kugeln aus der Festung beschossen wurde, die er gegen sie hatte feuern wollen. Die Belagerung zog sich daher sehr in die Länge. Ein erster Sturmversuch mißlang. Der Pascha ließ allen todten und gefangenen Franzosen die Köpfe abschneiden und einsalzen, um sie als Trophäen nach Constantinopel zu schicken. Sidney entschuldigte sich gegen die Vorwürfe der Belagerer, er sey lediglich nicht im Stande, den Pascha von dieser Barbarei abzuhalten.

An diesen unglücklichen Punkt gebunden, den er nicht im Rücken lassen durfte, vermochte Bonaparte nicht tiefer in Syrien einzudringen, nicht einmal Jerusalem zu besuchen. Wie es scheint, vermied er das absichtlich, um nicht als guter Christ zu erscheinen. Aus demselben Grunde ernannte er auch gerade Menou, den neuen Muselmann, zum Gouverneur von Syrien. Inzwischen hatte Abdallah, Pascha von Damaskus, Zeit, ein großes Heer zu sammeln und zum Entsatz von St. Jean d'Acre heranzuführen. Es war 30,000 Mann stark, aber sehr gemischt und undisciplinirt, so daß Junot, der ihm mit geringer Macht entgegengeschickt wurde, es gleichwohl in einem Treffen bei Nazareth am 8. April auseinandersprengte. Allein es floß wieder zusammen, und um es wirksamer zu schlagen und zu entfernen, eilte Kleber Junot zu Hülfe und erfocht unter dem Berge Tabor einen neuen noch glänzenderen Sieg, am 15. Er und Junot bildeten jeder ein Quarré, die von der fünfzehnmal stärkeren Uebermacht des Feindes, denn sie hatten nur 2000 Mann, von allen Seiten zugleich angegriffen, aber nicht nur nicht gesprengt wurden, sondern auch mitten im Feuer in größter Ordnung sich in ein einziges Quarré zusammenschlossen, ein Triumph französischer Taktik, der mit Recht unsterblichen Ruhm verdient. Dennoch drohte ihnen die allmälige Ermüdung Verderben, da der Feind nicht abließ, sie zu bestürmen, und sie keinen Augenblick ruhen konnten. Da erschien Bonaparte selbst mit 2 bis 3000 Mann und bildete zwei neue Quarrés unter Rampon und

Vial, die nun ihrerseits den Feind in die Mitte nahmen, mit Klebers und Junots Quarré einen Triangel bildend. Zwischen diesen drei feuerspeienden Phalangen, die einander immer näher rückten, eingekeilt, wußten sich die Türken nicht mehr zu helfen und suchten in wilder Flucht zwischen durch zu kommen. Ihr Verlust war so groß, daß sie nichts weiter unternahmen.

Zu derselben Zeit erhielt Bonaparte einiges Belagerungsgeschütz über Jaffa und griff nun St. Jean d'Acre mit verdoppelter Wuth an, aber vergebens. Sein tapferer General Caffarelli fiel. Ein einziger ungeheuer dicker Thurm, der Schlüssel zur Festung, widerstand allen Stürmen und selbst der Unterminirung und kostete ihn mehr Leute, als er entbehren konnte. Am 7. Mai zeigten sich Segel am fernen Horizont. Bonaparte hoffte, es sey eine französische Flotte, aber es war eine englische. Nun setzte er alles dran, die Festung durch Sturm zu nehmen, ehe die neue Verstärkung hinein käme, und wirklich drangen die Franzosen unter General Rambault bis in die Stadt, wurden aber hier umringt, abgeschnitten und sämmtlich getödtet. Die nicht so weit gekommen waren, wichen zurück, der tapfere Lannes mit einer Wunde. Noch einmal stürmte Kleber, aber eben so vergebens*). Da erkannte Bonaparte, daß er seine Kräfte vielleicht schon zu sehr erschöpft habe und nicht mehr stark genug sey, um Syrien zu erobern, noch bei der fanatischen Stimmung der Muhamedaner irgend Aussicht habe, sich durch Bundesgenossen im Lande selbst zu verstärken. Er gab also mit schwerem Herzen den großen Plan auf und ertheilte am 20. Mai seinem Heere den Befehl zum Rückzug nach Aegypten.

Es lag ohne Zweifel etwas Lächerliches darin, daß er, nachdem

---

*) Damals schlug eine Bombe aus der Festung ganz nahe bei Bonaparte in den Boden. Da schlossen ihn zwei Grenadiere rasch in die Arme und deckten ihn mit ihren Körpern. Die Bombe zerplatzte, ohne einen von ihnen zu verwunden. Der eine dieser tapfern Gemeinen, Dumesnil, stieg später bis zum Range eines Generals auf, verlor in Rußland ein Bein und starb als Commandant von Vincennes hochgeehrt.

er die riesenhaftesten Welteroberungspläne, eine Erneuerung der Thaten Alexanders des Großen nicht undeutlich angekündigt hatte, vor einem so elenden Neste, wie St. Jean d'Acre, scheiterte und sich vor einem englischen Offiziere und einem kleinen türkischen Pascha untergeordneten Ranges zurückziehen mußte. Wenn er aber zu viele große Worte gemacht hatte, so ist andrerseits nicht zu leugnen, daß England sein Genie sehr fürchtete und große Erfolge desselben im Orient allerdings für möglich hielt. Englische Schiffe kamen aus Indien durchs rothe Meer und blokirten den Hafen von Suez, um jede Verbindung zwischen Bonaparte und den in Ostindien thätigen Franzosen zu verhüten. Der französische Gouverneur der Insel Isle de France war damals sehr rührig und betrieb eine allgemeine Allianz mit dem mächtigen Sultan Tippo Saib von Mysore. Schon landeten französische Offiziere, um Tippo Saib zu dienen, während bereits 14000 Mann des Nizam, eines andern indischen Fürsten, ausschließlich von Franzosen befehligt wurden. Als nun damals der Marquis Arthur von Wellesley, der schon unter York in den Niederlanden gedient hatte, als Generalgouverneur nach Indien kam, war er (wie Friedrich der Große beim Beginn des siebenjährigen Krieges) rasch entschlossen, den Bund der indischen Fürsten zu sprengen, noch ehe er fest geschlossen sey, überfiel daher in Eilmärschen das Heer des Nizam zu Hyderabad und nahm es gefangen (wie Friedrich die Sachsen bei Pirna), am 22. Oct. 1798. Nach einer kurzen Rast fiel Wellesley sofort auch in das Reich von Mysore ein, um Tippo Saib keine Zeit zu lassen, schlug ihn in mehreren Gefechten und nahm seine Hauptstadt Seringapatnam mit Sturm, am 4. Mai 1799. Tippo Saib kam dabei ums Leben. Der Sieger verkleinerte das Reich von Mysore, gab es einem Sprößling des früher daraus vertriebenen Rajah zurück (der Bramanenreligion angehörig, während Tippo Muhamedaner war), schlug einen Theil des Reichs zu den englischen Besitzungen und gab den andern dem Nizam, um ihn als Bundesgenossen zu gewinnen. Das war also in denselben Tagen, in denen Bonaparte vergebens St. Jean d'Acre stürmte und zum erstenmal von seinem Glücksstern verlassen wurde. — Wellesley be-

siegte den wilden Dhoradin, der ein fanatisches Heer gegen ihn aufgebracht hatte, mußte aber einen Theil seines Heeres unter General Baird abgeben, welcher die Franzosen aus Aegypten vertreiben sollte. Es schien demnach, als hätte die französische Expedition nach Aegypten, die den Engländern Verderben bringen sollte, nur den Anlaß gegeben, deren Macht in den Morgenländern ausnehmend zu vergrößern.

Uebrigens breiteten die Engländer in Indien sich nicht blos auf Kosten der eingebornen Fürsten, sondern hauptsächlich auch auf den Trümmern der vormals holländischen Herrschaft aus. Schon unmittelbar nach der Eroberung Hollands durch Pichegru hatten sich englische Flotten beeilt, die holländischen Colonien, anstatt sie dem Erbstatthalter Wilhelm von Oranien, ihrem Bundesgenossen, zu erhalten, dem großbritannischen Reiche einzuverleiben. Die wichtigste dieser Colonien war das Cap der guten Hoffnung an der Südspitze von Afrika, wo alle Schiffe anhalten mußten, welche die weite Seereise von Europa nach Ostindien unternahmen. Hinter dem Hafen der Capstadt aber hatte sich bereits eine zahlreiche holländische Bevölkerung ausgebreitet. Die Engländer kamen nun und besetzten das Cap am 16. September 1795. Die Stadt selbst war zu schwach, um sich halten zu können. Die Landbevölkerung aber, die holländischen Boers, wohnten zu zerstreut und waren zu phlegmatisch, um auf den Regierungswechsel in der Capstadt großen Werth zu legen, da ihnen der Vortheil des Handels und besonders die Versorgung der Schiffe mit dem Fleisch ihrer Heerden gesichert blieb. Erst viel später haben sie sich gegen das englische Joch aufgelehnt. In Ostindien selbst war Hollands reichste Colonie die große Insel Java mit der Hauptstadt Batavia, die damals noch verschont blieb, dann die große Insel Ceylon, welche den Zimmet, und die molukkischen Inseln, welche die Gewürznelken liefern. Ceylon fiel schon 1795, die Molukken erst 1796 in die Gewalt der Engländer, ebenso die holländischen Niederlassungen in Malabar und Malacca. Die alte einst so reiche und mächtige holländisch-ostindische Compagnie machte Bankerott. England trat in das holländische Erbe mit frischen Kräften ein. Wenn Holland sich seit zwei Jahrhunderten nicht von Deutschland getrennt, sondern

dessen Uebervölkerung für seine Colonien ausgebeutet hätte, würde es stark genug gewesen seyn, England zu widerstehen.

Ohne die geringste Kenntniß von den wichtigen Vorgängen des Mai in Indien suchte Bonaparte sein sehr geschmälertes Heer nur wieder sicher nach Aegypten zurückzuführen. Er trug dabei große Sorgfalt für die vielen Verwundeten, wobei ihn sein Generalchirurgus, der geniale Larrey, unermüdet unterstützte. Es kam alles darauf an, die durch die Pest, die Strapazen und vergeblichen Anstrengungen in Syrien sehr herabgestimmte Armee in Bonaparte wenigstens einen treuen und väterlichen Führer sehen zu lassen, denn er bedurfte mehr als je der Popularität. Schon aus diesem Grunde ist unwahrscheinlich, was die Engländer verbreiteten, er habe unterwegs zu Jaffa hunderte von Verwundeten, weil sie ihm zu lästig gewesen, mit Opium vergiften lassen. Auch alle beglaubigten Thatsachen, das Schweigen der Truppen und die genauen Berichte der Chirurgen widerlegen diese Verleumdung. Nach einem abermaligen sehr beschwerlichen Marsch durch die Wüste hielt Bonaparte am 14. Juni einen triumphirenden Einzug in Kairo, indem er, gute Miene zu bösem Spiel machend, sich als großen Sieger über Syrien geberdete. Unter den Geschenken, die ihm die Scheiks damals entgegenbrachten, befand sich ein kostbares Pferd und als Reitknecht dazu der Mameluk Rustan, der seitdem von der Person Bonapartes unzertrennlich blieb und in allen seinen Feldzügen die Dienste seines ersten Kammerdieners verrichtete. Dieser schöne Mann mit offenen, echt orientalischen Augen mußte sein malerisches Costum beibehalten zur Erinnerung an den Ruhm, den sein Herr am Nil errungen.

Die Bevölkerung war indessen weit entfernt, sich dem Triumph Bonapartes anzuschließen. Mustapha-Bey, dem er früher nur zu viel Vertrauen geschenkt, empörte sich in der Provinz Scharkyeh. Ein Schwärmer gab sich für einen Engel aus, den Allah zur Rettung des Landes entsendet habe, und sammelte ein Glaubensheer in der Provinz Bahyreh, aber beide unterlagen dem raschen Angriff der Franzosen. Auch Murad Bey kam jetzt wieder ganz nahe herbei und beunruhigte Kairo, so daß man ihn rasch von da vertreiben

mußte. Nicht minder kam Ibrahim Bey in Gaza wieder zum Vorschein. Bonaparte mußte seine schwachen Truppentheile concentriren, um so mehr, als ihn ein neuer Feind vom Meere her bedrohte. Marmont, der in Alexandrien wachte, meldete die Ankunft des Mustapha Pascha mit 18,000 Türken, die auf 100 Schiffen aus Rhodus kamen, begleitet von englischen Kriegsschiffen. Bonaparte brach augenblicklich auf und traf den Feind noch an der Küste bei Abukir, am 25. Juli. Die Türken wehrten sich tapfer und der Kampf blieb lange unentschieden, bis Murat ihnen in den Rücken fiel und auf den Pascha persönlich eindrang. Mustapha schoß mit der Pistole auf ihn und traf ihn leicht in den Kinnbacken, Murat aber hieb ihm mit seinem Säbel ein Paar Finger ab und ließ ihn durch seine Soldaten gefangen nehmen. Die Türken flohen, tausende von ihnen ertranken im Meere, da sie die Schiffe nicht mehr erreichen konnten. Sidney Smith, der auch dabei war, entkam mit genauer Noth in einem Kahne. Der Sieg Bonapartes war so vollständig als möglich, daher auch Kleber, der um einige Stunden zu spät kam, ihn enthusiastisch umarmte und ausrief: „Sie sind groß wie die Welt.“

Das französische Heer kehrte abermals triumphirend nach Kairo zurück. Zum zweitenmal ließ der Obergeneral hier das Fest des Propheten feiern und wohnte allen Ceremonien desselben bei zum nicht geringen Erstaunen des gefangenen Mustapha Pascha, der auch seinen Ehrenplatz dabei einnehmen durfte. Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß Bonaparte im Laufe dieses Sommers erstens den arabischen Scheiks sagte: „wenn der Prophet wieder auf die Erde komme, würde er nicht zu den Türken nach Constantinopel gehen, sondern nach Mekka, wo der wahre Mittelpunkt der muhamedanischen Welt ist,“ zweitens aber dem Sultan nach Constantinopel schrieb: „er wundere sich sehr, warum er seiner natürlichsten Politik zuwider Frankreich den Krieg erklärt habe, da doch nur England und Rußland seine wahren Feinde seyen; er, Bonaparte, habe den Malteserorden aufgelöst, der die hohe Pforte grundsätzlich seit Jahrhunderten befehde, der russische Kaiser aber habe sich zum Großmeister desselben Ordens gemacht. Das charakterisire hin-

länglich ihre Stellung und müsse den Sultan bestimmen, eine andere Politik zu ergreifen." In dieser Doppelmaske gefiel sich Bonaparte so lange, bis er sie, das Verfehlte seiner Bemühungen erkennend, ärgerlich vom Gesicht warf und den Orient überhaupt einstweilen aufgab.

Geheime Nachrichten, die sein Bruder Lucian aus dem Rath der Fünfhundert ihm zukommen ließ, unterrichteten ihn, die Zeit sey gekommen, in der sein plötzliches Wiederauftreten in Paris den günstigsten Erfolg haben könne; Italien sey verloren, alle französischen Feldherrn hätten durch ihre Niederlagen bewiesen, daß niemand Frankreich retten könne, außer Bonaparte, und das Directorium sey so discreditirt und schwach, daß es leicht gestürzt werden könne. Daraus erkannte der Obergeneral, daß die Birne nunmehr reif sey. Und was sollte er noch in Aegypten thun? Sein Heer, obgleich immer siegreich, war an Zahl sehr vermindert, konnte einen neuen kräftigen Angriff der Türken und Engländer kaum mehr aushalten. Sollte Bonaparte durch treues Ausharren bei seinen Truppen ihr bevorstehendes Elend theilen und am Ende den Sieg, den Ruhm, jede Aussicht auf eine größere Zukunft verlieren? Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er reiste von Kairo ab, angeblich nur nach Rosette, wandte sich aber nach Alexandrien, hinterließ Kleber eine Ordre, worin er ihn zum Oberbefehlshaber ernannte, und segelte mit seiner engern Camarilla, Eugen Beauharnais, Berthier, Leclerc, Murat, Bessières, Lannes, Marmont, Andreossy und den Gelehrten Monge und Denon am 23. August auf zwei französischen Fregatten eilends von dannen.

Diese Desertion des Obergenerals hatte eine im höchsten Grade niederschlagende Wirkung auf die ohnehin müden, unzufriedenen und von Sehnsucht nach der Heimath gepeinigten Truppen und versetzte die Generale, die zurückbleiben mußten, in große Erbitterung. Kleber traute sich keineswegs zu, mit der geschwächten Armee die gefährliche Eroberung festzuhalten. In dieser Stimmung schrieb er einen Brief an das Directorium, worin er die schlimme Lage der Armee absichtlich noch übertrieb und dringend nach einer Flotte verlangte, die

sie nach Frankreich zurückbringen könne. Dieser Brief wurde von den Engländern aufgefangen, die ihre Maaßregeln danach nahmen, in der Aussicht, mit leichter Mühe die ganze französische Armee in Aegypten vollends vernichten zu können. Auch die Mameluken und Türken wurden wieder viel kühner. Murad Bey griff am 5. October Desaix an, der ihn aber in die Wüste zurückjagte. Sidney Smith landete am 25. abermals mit 8000 Mann an den Nilmündungen und wurde von General Verdier zurückgeschlagen. Nun aber zeigte sich ein großes türkisches Heer, vom Großvezier selber angeführt, an der syrischen Grenze. Da wollte es Kleber doch auf keinen Kampf mehr ankommen lassen, sondern bot Unterhandlungen an. Wie entmuthigt und unzuverlässig seine Truppen geworden waren, erhellt aus dem Benehmen der Besatzung von El-Arisch, die beim Herannahen des Feindes in Meuterei ausbrach und die Festung den Türken öffnete; kaum daß der tapfere Commandant Cazal von einigen Treuen gerettet wurde.

Die Unterhandlungen begannen mit dem Großvezier, wobei aber Sidney Smith sich einmischte. Kleber erbot sich, Aegypten zu räumen, wenn die französische Armee freien Abzug erhielte. Desaix und Davoust hätten sich lieber schlagen wollen, auch Menou wollte den Besitz von Aegypten nicht fahren lassen. Gleichwohl wurde der Vertrag am 26. Januar 1800 zu El-Arisch geschlossen. Desaix und Davoust eilten zur See nach Frankreich zurück, der erstere wurde jedoch unterwegs vom englischen Admiral Keith aufgehalten, gefangen gesetzt und unter dem Vorwand: „die Franzosen seyen ja alle gleich," mit gemeinen Soldaten zusammengesteckt, jedoch nach einem Monat wieder frei gelassen. Derselbe Keith erklärte die Capitulation von El-Arisch für ungültig*) und verlangte, die ganze französische Armee

*) Sidney Smith soll in seiner ritterlichen Weise acht Tage vor dem offenen Bruch Kleber von dem, was geschehen würde, in Kenntniß gesetzt und dadurch die französische Armee gerettet haben, die schon im Begriff war, Kairo zu räumen. Dies sey auch der Grund gewesen, warum Sidney Smith trotz seiner großen Verdienste in Ungnade fiel und nicht Lord werden konnte.

sollte sich kriegsgefangen geben. Da ermannte sich Kleber und erließ den lakonischen Armeebefehl: „solche Frechheit muß man mit Siegen beantworten, rüstet euch zur Schlacht!“ Was er bisher gefehlt, machte er nun aufs glänzendste wieder gut, indem er das Heer des Großveziers am 20. März bei Heliopolis in wilde Flucht schlug. Auch diesmal waren es wieder vier unüberwindliche Quarrés, mit denen die Franzosen vordrangen und alles über den Haufen warfen. Inzwischen hatte Ibrahim Bey mit 15,000 Mann Kairo eingenommen und alle dort zurückgebliebenen Franzosen ermordet. Aber schnell umkehrend trieb Kleber ihn nach blutigem Kampfe wieder aus der Stadt hinaus, 19. April. Gleichzeitig hatte eine englische Flotte Suez eingenommen, wurde aber wieder vertrieben, und General Verdier war in Damiette von 10,000 Türken angegriffen worden, aber gleichfalls Sieger geblieben.

Diese echt französische Tapferkeit, ausgeübt in der schwierigsten Lage und von müden und mißmuthigen Truppen, hatte glänzende Erfolge. Murad-Bey, der schon vor der Schlacht seine Neutralität zugesagt hatte, ging jetzt förmlich zu den Franzosen über, ließ sich zum französischen General ernennen und erhielt das Gouvernement von Oberägypten. Er sah nämlich voraus, der Großvezier werde, wenn er siege, sich nicht begnügen, der Herrschaft der Franzosen ein Ende zu machen, sondern auch der Unabhängigkeit der Mameluken. Murad hoffte sich daher von nun an besser mit Hülfe der Franzosen behaupten zu können. Seine Dienste waren Kleber sehr wichtig. Schon Bonaparte hatte aus christlichen Griechen eine schwache Legion gebildet, um den Verlust der französischen Truppen zu ersetzen. Kleber errichtete nun noch eine koptische und eine syrische Legion und erhielt durch Murads Vermittlung aus Darfur einige Tausend Schwarze, die sich trefflich zum Soldatenhandwerk anließen, so daß er sie sogar in die Glieder der Franzosen selbst einreihen konnte. Somit brachte er die Armee wieder auf 27,000 Mann und war im unbestrittenen Besitz Aegyptens. Allein als er am 14. Juni von seinem Landgut vor der Stadt nach Kairo kam, um die Ausbesserung des beim letzten Kampf sehr beschädigten Palastes zu besichtigen, den er in der

Stadt zu bewohnen pflegte, wurde er in einem mit Weinlaub bedeckten Bogengange auf der Terrasse des Palastes von einem jungen fanatischen Muselmann aus Aleppo in Syrien, der zu diesem Behuf so weit hieher gereist war, erdolcht. Ein Guide, der herbeieilte, wurde gleichfalls niedergestoßen, doch gelang es, den Mörder zu verhaften, der seinen Frevel am Spieße büßte und sterbend noch Allah pries.

Menou übernahm den Oberbefehl, allein je mehr er Muselmann geworden war, je weniger hatte er von dem Kriegsgenie seiner Vorgänger behalten. Die Engländer und Türken unternahmen im folgenden Jahr einen neuen gemeinsamen Angriff auf Aegypten. Der Großvezier kam wieder aus Syrien, eine beträchtliche englische Armee unter Abercrombie landete bei Alexandrien und eine zweite kleinere englische Armee von 6000 Mann unter Baird kam aus Indien und landete bei Cosseir. Bei dieser letzteren Armee befanden sich viele eingeborne Indier, die von der Aehnlichkeit der altägyptischen Tempel mit denen ihrer Heimath so tief ergriffen wurden, daß sie darin beteten, und Isis und Osiris nach zwei Jahrtausenden zum erstenmal wieder andächtige Huldigungen empfingen, die der Durga und dem Brama galten. Eine Flotte unter Gantheaume sollte Menou Verstärkungen aus Frankreich bringen, ließ sich aber zweimal von den Engländern zurückschrecken und kam nicht an. Eine andere Flotte unter Linois, die sich mit der spanischen unter Saumarez vereinigte, wurde bei Algesiras von den Engländern geschlagen und konnte eben so wenig nach Alexandrien gelangen. Am 8. März 1801 war Abercrombie mit 16,000 Mann gelandet, Menou gieng ihm mit nur 10,000 Mann entgegen, indem er ohne Noth seine Streitkräfte theilte, und erlitt bei Nikopolis am 21. eine Niederlage, in der er seine ganze Reiterei und vier seiner tapfersten Untergenerale verlor. Abercrombie fiel in der Schlacht, wurde aber durch Hutchinson, der mit Verstärkungen nachkam, ersetzt. Ein neues Unglück brach in Menous Rücken herein, indem sein neuer Freund Murad an der Pest starb und dagegen der englische General Baird aus Oberägypten den Nil heraufzog gegen Kairo. Als nun noch 25,000

Türken unter dem Großvezier aus Syrien anrückten, entschloß sich der die Franzosen in Kairo commandirende General Belliard zu capituliren und hatte das Glück, daß ihm freier Abzug bewilligt wurde, am 27. Juni. Menou sah sich dagegen in Alexandrien eingeschlossen, wo er sich noch tapfer bis zum 2. September vertheidigte und dann ebenfalls capitulirte. Damit hatte die große französische Expedition nach Aegypten ihr Ende erreicht und es blieb von ihr nichts als eine große Erinnerung.

Ebenso blieb auch von der Eroberung Maltas den Franzosen nichts als das Andenken. Die Engländer hielten diese Insel streng blokirt und mit ihnen vereint die Portugiesen, denen diese Dienstfertigkeit später theuer zu stehen kam. General Vaubois litt beständig Mangel an Lebensmitteln, dem nur von Zeit zu Zeit und heimlich abgeholfen werden konnte. Eine kleine von Généreux befehligte Flotille, die ihn in der letzten Noth retten sollte, wurde von den Engländern aufgefangen, der Befehlshaber durch eine Kanonenkugel getödtet. Da mußte sich Vaubois endlich am 5. Sept. 1800 an die Engländer ergeben.

Wir richten nun unsere Blicke wieder nach Frankreich, wo unterdeß Bonaparte angelangt war und eine neue große Rolle spielte.

Elftes Buch.

Der erste Consul.

Nach seiner heimlichen Abfahrt aus Alexandrien schiffte General Bonaparte von demselben Glücke begünstigt wie auf der Herreise über das Meer. In Ajaccio, wo er landete, begrüßten ihn die Corsen mit ungeheurem Jubel. Niemand dachte daran, ihn die übliche Quarantaine aushalten zu lassen, obgleich er aus dem Lande kam, in welchem die Pest herrschte. Auf seiner weitern Reise begegneten ihm englische Kriegsschiffe in der Abenddämmerung, ohne ihn zu bemerken, und am 9. October 1799 stieg er frisch und gesund zu Frejus ans Land. Auch hier empfing ihn der lauteste Jubel. Noch am gleichen Tage fuhr er mit Berthier nach Paris, unterwegs überall, aber besonders in Lyon, mit der ungeheucheltsten Freude und Bewunderung vom Volke begrüßt, und am 16. October war er in den Mauern der erstaunten, zum Theil erschrockenen Hauptstadt.

Die Parteien in Paris waren immer noch dieselben. Die jakobinische hatte zuletzt durch den Staatsstreich des 18. Fructidor gesiegt, aber durch die Niederlagen in Italien sehr an Ansehen verloren. Mit Recht schrieb man das Unglück der Schwäche und

Immoralität der Directorialregierung zu. Klagen und Anklagen bestürmten die Regierung, die von beiden Parteien zugleich gedrängt wurde.

Die Royalisten waren schwer verletzt durch die Härte, mit der man sie seit dem 18. Fructidor behandelte. Man hatte den Familien der Emigrirten Geißeln und eine Anleihe von 100 Millionen abgezwungen. Auch die Kirchlichen waren in hohem Grade unzufrieden, daß Larevellière-Lepaux immer noch die Priester verfolgte, daß sein philosophischer Unsinn noch immer in der Republik getrieben wurde. Die Vendée stand wieder auf, unter einem Herrn von Chatillon auf dem rechten, einem Herrn von Antichamp auf dem linken Ufer der Loire. Auch die Chouans wurden kühner als je unter dem riesenhaften, allem trotzenden Georges Cadoudal. Auch in der Normandie, in der Gegend von Toulouse rc. gab es royalistische Zusammenläufe. Allein sie fanden doch bei der Mehrheit in Frankreich Mißbilligung. Man wollte die Rückkehr der Bourbons nicht. Ein Theil des Volks war durch die Revolution zu sehr compromittirt, ein anderer hatte durch Ankauf der Nationalgüter gewonnen. Im Directorium selbst war nur Barras ein heimlicher Royalist und correspondirte mit Ludwig XVIII. Es fällt auf, daß gerade er, wenn er doch die Monarchie für unvermeidlich hielt, nicht lieber an Bonaparte dachte, den er zuerst gehoben hatte.

Die jakobinische Partei war die stärkste im Rath der Fünfhundert und versammelte sich gewöhnlich im Reithause. Ihre militärische Notabilität war Bernadotte. Sie war mit dem Directorium unzufrieden, weil es die Republik ruinirte. Was unter dem Convent gewonnen war, drohte unter dem Directorium wieder unterzugehen. Zudem beschränkte es die Presse, die freie Meinungsäußerung. Der schwerste Vorwurf aber für das Directorium war, daß es sich mit einer Menge von Helfershelfern bereicherte, während das Heer darbte und Niederlagen erlitt. Im Rath der Fünfhundert erhob sich ein Sturm von Anklagen in Betreff der Betrügereien und Unterschleife der Beamten. Die dabei schwer betheilig-

ten Directoren Larevellière-Lepaux, der in Italien nicht blos die Kirche hatte ausrotten, sondern namentlich auch berauben wollen *), und Merlin von Thionville, der sich bei den öffentlichen Bauten die gröbsten Veruntreuungen erlaubt hatte, zogen es vor, dem Sturm auszuweichen, und legten ihre Stellen freiwillig nieder, am 18. Juni 1799. Nun rissen alle Dämme, und Klagen und Verwünschungen brachen massenhaft auf das Directorium herein. Im Rath der Fünfhundert wurden sie monatlang fast alle Tage wiederholt und niemand mehr geschont außer Massena, den man damals im Felde nicht entbehren konnte. Genissieux beschuldigte den Obergeneral und Kriegsminister Scherer, für 130 Millionen Kriegsbedürfnisse aller Art unter der Hand verkauft zu haben, sogar Kanonen aus den Festungen 2c., während die Soldaten darbten. Von den Summen, die für Montirung bestimmt waren, nahm er den besten Theil für sich und ließ für den Rest das elendeste Tuch an die Soldaten abliefern. Und so in allem. Briot klagte nicht minder zornig den Finanzminister Ramel an, der beim Verkaufe der Nationalgüter ungeheuren Unterschleif gemacht hatte. Die Anklage gegen Scherer wurde mit den Akten am 22. Juni dem Directorium übergeben und am folgenden Tage setzte der Rath der Fünfhundert die Freilassung des edeln Championnet durch, der ein Opfer Scherers geworden war, weil er dessen Betrügereien nicht hatte dulden wollen. Die Untersuchungen gingen weiter. Am 24. Juni enthüllte Moreau von der Yonne die Räubereien Rapinats: „Schändliche Commissäre haben durch ihre schamlosen Bedrückungen in einem Monat die Früchte mehrjähriger Siege vernichtet, z. B. Rapinat in der Schweiz, dessen Charakter und Betragen schon in seinem Namen liegt. Alle diese Menschen müssen der allgemeinen Verwünschung Preis gegeben werden, damit die Schweiz und Italien erfahren, daß wenigstens das

---

*) Als Curiosum ist zu bemerken, daß die protestantischen Kirchengüter erst am 1. März 1799 für Nationalgut erklärt und dem Verkauf ausgestellt wurden, nachdem sie in der Schreckenszeit geschont worden waren.

französische Volk nicht Theil hat an der Schurkerei." Rewbel fuhr bei diesen Worten auf und suchte seinen Schwager Rapinat zu entschuldigen, indem er sagte, derselbe habe ja mehr Geld aus dem Berner Schatz abgeliefert, als auf dem Papier gestanden sey (eine Finte, durch die sich Rapinat schon früher herauszulügen gehofft hatte und die nur beweist, wie groß die Beute in Bern gewesen ist). Moreau blieb aber bei seinen Worten und sagte geringschätzig zu Rewbel, die öffentliche Meinung habe längst über Rapinat gerichtet. Am 29. beschloß der Rath der Fünfhundert, Hoches Leichnam neben dem Marceaus am Rhein zu beerdigen, und Chenier pries bei diesem Anlaß die Uneigennützigkeit und Armuth des Helden, im Gegensatz gegen die „unverschämten, zu ihrer Schande berühmt gewordenen Diebe, welche Schätze auf Schätze häuften, während die Armeen an den unentbehrlichsten Bedürfnissen Mangel litten." Am 6. Juli entwarf Mengaud ein merkwürdiges Gemälde von Italien, wie es unter Scherers Verwaltung gelitten, wie selbst die französische Armee dort von ihren Verpflegungsbeamten systematisch geplündert und entwaffnet worden sey, und Dubois Dubay fügte hinzu, die Regierung habe diesem argen Treiben nur Vorschub geleistet, jede Klage unterdrückt, selbst die Presse gefesselt, nur Schurken angestellt, ehrliche Männer verdrängt. Täglich kamen in Masse zustimmende Adressen aus den Provinzen ein mit neuen Aktenstücken, die des Betruges immer mehr enthielten. Am 15. beschloß der Rath der Fünfhundert die Anklage wie gegen Merlin von Thionville und Larevellière-Lepaux, so auch gegen Rewbel und Treilhard (der von Rastadt ins Directorium gekommen war). Am 28. sagte Quinot: „vor seinem Tode hatte Hoche einen Minister, der gegenwärtig allgemein als Urheber unserer Unfälle genannt wird, angeklagt, und Hoche starb plötzlich." An demselben Tage riefen mehrere Stimmen: „Die Denunciation der Schelme und Diebe muß unsere Tagesordnung bleiben, bis sie bestraft sind." Das Directorium aber stellte sich taub und stumm. Es waren der Compromittirten zu viele. Man zog die Untersuchung in die Länge und ließ die Fünfhundert schreien. Am 30. verlangte Bonnere, das Directorium solle Rechenschaft geben über

alle von ihm gutgeheißenen Verkäufe und Verträge: „mögen sie zittern, die neuen Verresse! das Reich der Gauner hat ein Ende.“ Am 1. August wurden noch viele öffentliche Diebe am Vermögen der Nation genannt, darunter die Gesandten Trauvé und Faypoult und General Grouchy. Alles schrie endlich, warum denn Scherer immer noch nicht verhaftet werde?*)

Das Directorium benahm sich in der Klemme, in der es war, mit vieler List, indem es zuerst immer versicherte, ja, es werde alles gründlich untersuchen lassen, nachher aber die kleinen Unruhen, die von den Royalisten ausgingen, benutzte, um dem Rath der Fünfhundert den Vorwurf zu machen, er schwäche durch seine Anklagen das Ansehen der Regierung und provocire Bürgerkrieg; es sey viel räthlicher, über die Vergangenheit einen Schleier zu decken und die Regierung mit Achtung zu behandeln, damit sie wieder stark werde. Diese Ansicht mußte zuerst der Polizeiminister Fouché verbreiten, dann wurde sie vom Directorium in einem Erlaß an den Rath der Fünfhundert vom 21. August ausgesprochen. Darin heißt es: „Wie kann die Republik durch die Regierung gegen den Royalismus wirksam geschützt werden, wenn ihr die Regierenden immerfort Verräther nennt?“

Zugleich fuhr das Directorium fort, die Presse zu beschränken, um die Vorwürfe schweigen zu machen. Das fand man nun wieder durchaus nicht der republikanischen Freiheit angemessen. François von Nantes sagte am 17. Juni: „wir befinden uns in völliger Sklaverei, jeder Mund ist verschlossen. Jeder Verfasser, der die Wahrheit schreibt, wird verhaftet. Und wir im Rath der Fünfhundert, sprechen wir von den Räubern, so klagt man uns als Anarchisten an. Nur wenn wir weder vom Kriege, noch von den

---

*) Von allen diesen Dingen, wie sie in den Protokollen des Raths der Fünfhundert aufgezeichnet sind, schweigen die französischen Geschichtschreiber der Revolution aus Nationalstolz. Auch die Räubereien im Auslande werden von ihnen mit Stillschweigen übergangen oder als ganz unbedeutend nur nebenbei berührt.

auswärtigen, noch von den innern Verhältnissen sprechen, dürfen wir sprechen was wir wollen. Eine traurige Freiheit!" Dagegen sagte Darracq: „ist die Presse eine Ehrfurcht gebietende Macht? ist sie der Maaßstab des Gemeingeistes? Wird sie nicht vielmehr von Menschen gehandhabt, die nicht besser wie die Fiacres sind, die jeden Passagier ums Geld fahren? ihre Unredlichkeit, ihre Uebertreibungen, ihre Fälschungen müssen nothwendig unter die Aufsicht der Polizei gestellt werden. Der Gemeingeist ist durch die Tagblätter stets nur verdreht und verdorben" ꝛc. Mit dieser Geringschätzung durfte man damals schon von der Presse sprechen, und Darracq behielt Recht, weil er den Thatbestand schilderte, wie er wirklich war. Eine Adresse aus Grenoble warnte damals: „o rettet die Republik, damit es nicht heiße, wir errangen die Freiheit, aber wir verstanden es nicht, sie zu erhalten." Ich glaube diese wenigen aber charakteristischen Auszüge aus den damaligen Protokollen des Raths der Fünfhundert mittheilen zu müssen, weil sie am besten erklären, warum Bonaparte so wenig Schwierigkeit fand, seinem Genie durch den Hader ermatteter Parteien Bahn zu brechen.

Der bedeutendste Mann in Paris war damals Sièyes, der mit dem Ruhm, seinem Talent hauptsächlich habe Frankreich die preußische Neutralität bisher zu verdanken gehabt, aus Berlin zurückgekehrt und ins Directorium (8. Juni) eingetreten war, sobald an Rewbel, den er nie leiden konnte, die Reihe des gesetzlichen Austritts gekommen war. Sièyes hatte fast alle Größen der Revolution überlebt und stand immer noch so hochgeachtet da, wie im Anfang derselben. Er spielte nun auch ein wenig den politischen Großvater und glaubte, Frankreich werde sichs zur Ehre schätzen, aus seiner in dergleichen Schöpfungen unerschöpflich fruchtbaren Hand eine neue Constitution zu empfangen. Daß der bisherige Zustand unerträglich und unhaltbar geworden sey, war klar. Ebenso aber auch, daß die Bourbons sich noch keine Hoffnung auf eine Restauration machen durften. Was schien nun näher zu liegen, als eine neuverbesserte Verfassung der Republik, worin alle die Fehler, die bisher erkannt worden, klüglich vermieden würden? Sièyes sah in der Revolution

überhaupt nur ein Experimentiren an der Menschheit, ein Fortschreiten im Versuchen und Erproben. Der Umsturz einer gegebenen Verfassung war für ihn nichts anderes, als freiwilliges Niederreißen eines Kartenhauses, um ein noch kunstreicheres neues zu bauen. Er konnte jedoch das Bestehende nicht umstürzen ohne Gewalt und suchte zu diesem Behufe einen General, wie ihn Barras am 13. Vendemiaire an Bonaparte und am 18. Fructidor an Augereau gefunden hatte. Er ersah sich deshalb Joubert aus, der aber bei Novi fiel. Als Bonaparte aus Aegypten zurückkam, wurde Sièyes von seiner Partei bestürmt, sich mit diesem zu verbinden, er trug aber anfangs große Scheu. Bonaparte schien ihm nicht fügsam genug für seine constitutionellen Plane. Im Uebrigen gehörte er keineswegs mehr der streng republikanischen Seite an, die schlimmen Erfahrungen der Revolution hatten ihn belehrt, daß man nicht mit dem Volke regieren könne, sondern immer über dem Volke stehen müsse. Darin stimmte die große Mehrheit des Volks selbst mit ihm überein, die wieder Ordnung und Ansehen der Regierung verlangte, aber doch auch nicht die alte Wirthschaft unter den Bourbons.

Im Directorium hatte Sièyes nur Roger Ducos für sich, Barras war heimlicher Royalist, der alte Gohier und Moulins aber gehörten der Partei der Reitbahn an.

Bonaparte hatte den Vortheil, daß alle diese Parteien sich bei seiner Rückkehr um ihn bewarben, während er in den Augen des Volks und aller Einsichtsvollen schon über den Parteien stand, durch seinen Ruhm, durch sein Genie vorragend über alle andern. Niemand fiel es ein, ihm vorzuwerfen, daß er eigenmächtig die Armee in Aegypten verlassen habe. Alles huldigte ihm. Er übereilte daher auch nichts, sondern ließ die Leute an sich kommen. Zuerst fielen ihm die Gemäßigten, die ganze bisher von Sièyes geleitete Partei zu, die auch bemüht war, Sièyes selbst für ihn zu gewinnen. Beide verständigten sich, ohne einander zu trauen. Bonaparte brauchte Sièyes, und dieser gab nach, weil er nicht isolirt werden wollte. Mit Sièyes fiel auch der Rath der Alten Bonaparte zu. Alle Soldaten

und fast alle Generale in Paris waren gleichfalls unbedingt für ihn, Augereau an der Spitze. Selbst Moreau, der bisher immer noch schlecht mit dem Directorium gestanden, versprach den Staatsstreich zu unterstützen, der dasselbe stürzen sollte. Um die vielen eifrigen Republikaner namentlich in der Armee zu gewinnen, warf Bonaparte mit affectirter Entrüstung jeden Gedanken von sich, als sey es ihm um Usurpation der höchsten Gewalt zu thun. Es gelte, versicherte er, einzig die durch die Schwäche des Directoriums gefährdete Freiheit durch Kraft, durch neuen Ruhm zu befestigen. Er spottete darüber, daß man ihn mit Cäsar und Cromwell vergleiche: „schlechte Rollen, abgenützte Rollen, unwürdig eines Mannes von Verstand, wenn sie nicht schon des ehrlichen Mannes unwürdig wären! Es wäre ein ruchloser Gedanke, im Jahrhundert der Aufklärung und Freiheit etwas gegen die repräsentative Verfassung zu unternehmen. Nur ein Narr könnte die Wette der Republik gegen das Königthum verloren gehen lassen, nachdem er sie mit einigem Ruhm und einiger Gefahr unterstützt hat." Mancher durchschaute dabei wohl seine tiefe Arglist, war aber weniger darüber sittlich entrüstet, als er nur sein Uebergewicht beneidete. So Bernadotte, der Großmeister der Freimaurer geworden war. Wegen des Einflusses, den er in dieser Stellung üben konnte, schmeichelte ihm Bonaparte mehr als allen andern. Bernadotte wußte aber wohl, daß sein Einfluß doch nicht hinreiche, Bonaparte in seinem Siegesfluge aufzuhalten, schloß sich ihm also ebenfalls an. Barras war niederträchtig genug, sich mit Geld abfinden zu lassen. Talleyrand, der vornehme, Fouché der plebejische Meister der Intriguen, huldigten beide allemal der stärkeren, neuaufkommenden Gewalt, und hatten überdies in ihrem Machiavellismus etwas dem bonapartischen Geiste Verwandtes, ohne dessen Energie und Genialität, boten sich ihm daher willig und instinktartig als Werkzeuge dar. Nach dem Volke frug man nicht mehr, man durfte voraussetzen, es werde allem zustimmen, was Bonaparte, der Allgefeierte, thun würde, in dem alle Hoffnungen sich vereinigten.

Somit war also nur der Rath der Fünfhundert und das

schwache Directorenpaar, Gohier und Moulins, zu besiegen, die nichts für sich hatten, als das Gesetz. Nachdem alles gehörig vorbereitet war, wurde der 18. Brumaire (9. November) zur Ausführung des Staatsstreichs anberaumt. Im Rathe der Alten wurde die erlogene Nachricht verbreitet, die Jakobiner beabsichtigten eine Insurrection. Man affectirte Schrecken, erklärte das Vaterland in Gefahr, ernannte Bonaparte zum Befehlshaber der bewaffneten Macht und verlegte, da man in Paris nicht mehr sicher sey, die Versammlung der beiden Räthe auf morgen nach St. Cloud. Bonaparte empfing seine Ernennung in der Mitte mehrerer Regimenter, die er unter dem Vorwand einer Musterung um sich versammelt hatte, und erließ eine Proklamation, welche schon gedruckt war und auf Fouchés Befehl an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Auch war eine Rede verbreitet, die Bonaparte nach einer Nachricht an die Soldaten, nach einer andern, die wahrscheinlicher ist, nur in Gegenwart von Offizieren an Räthe und bisherige Anhänger des Directoriums hielt. Darin klagte Bonaparte die Regierung an: „was habt ihr aus diesem Frankreich gemacht, welches ich euch so glänzend hinterließ? ich hinterließ euch Frieden und finde Krieg. Ich hinterließ euch Siege und finde Niederlagen. Ich hinterließ euch Millionen aus Italien und finde räuberische Gesetze und Elend. Was habt ihr mit jenen hunderttausend Franzosen gemacht, den Gefährten meines Ruhms? Sie sind todt. Dieser Zustand kann nicht dauern.“ Andere Proklamationen des Raths der Alten, der Administratoren des Seinedepartements, des Polizeiministers Fouché wiesen übereinstimmend auf Bonaparte hin, als den Mann des Vertrauens, auf den alle bauen könnten, als den Starken, der alles durchsetzen würde, als den Einzigen, der die Republik retten könne. Noch an dem gleichen Morgen löste Bonaparte kraft des ihm nur einseitig vom Rath der Alten aufgetragenen Vollziehungsamtes das Directorium auf. Moreau würdigte sich herab, dabei die Schergenrolle zu übernehmen und den Palast Luxemburg, die Residenz des Directoriums, militärisch zu besetzen. Siéyes und Roger Ducos legten ihre Stellen freiwillig nieder, wie verabredet

war. Barras dankte gegen eine Geldzusicherung gleichfalls ab und reiste auf sein Landgut. Der alte Gohier und Moulins machten einen vergeblichen Versuch zum Widerstande. Moulins sagte: der Soldat weicht nicht, wenn er auch auf der Mine steht, welche springen soll. Das gefiel Bonaparte. Nachdem die Directoren entfernt worden waren, klatschte er mit der Reitpeitsche auf den Stiefel und sagte verächtlich: „das sind also die Männer, denen Frankreichs Geschicke anvertraut waren," fügte aber hinzu: „Moulins allein ist ein Mann, der sich selbst achtet."

Der Rath der Fünfhundert war nicht versammelt, wußte von nichts und konnte erst am andern Tage in St. Cloud gemeinsame Beschlüsse fassen. Eins der enragirtesten Mitglieder dieses Raths, der Corse Salicetti, war heimlich im Solde Bonapartes, lud viele andere Mitglieder des Raths zu einer heimlichen Zusammenkunft in seinem Hause ein und riß sie zu lächerlichen Drohungen hin, hinderte sie aber am Handeln. Ihre fürchterlichen Redensarten wurden dann mit Uebertreibungen dem Rath der Alten berichtet, der sich dadurch bewegen ließ, noch fester zu Bonaparte zu halten. Der Bierbrauer Santerre allein wollte eine etwas ernsthaftere Demonstration machen und die Vorstädte aufwiegeln, Bonaparte aber, der von allem unterrichtet war, drohte ihn auf der Stelle erschießen zu lassen, und die Stadt blieb ruhig.

Am andern Tage strömte alles nach St. Cloud, in dessen Schloß beide Räthe tagen sollten, das aber bereits mit Militär umstellt war. Das Volk, welches als Zuschauer in Menge herbeikam, machte nicht die mindeste Miene, den Rath der Fünfhundert zu unterstützen, dessen Sache schon verloren war, obgleich er noch große Worte gebrauchte. Bonaparte bewegte sich unter den Soldaten mit Siegesfreude. Man hörte ihn ausrufen: „ich will keine Fractionen mehr, ich will durchaus keine mehr, das muß ein Ende nehmen." Indem der Rath der Fünfhundert seine Sitzung eröffnete, präsidirte Lucian Bonaparte, gegen den sich alsbald hundert Stimmen in wüthenden Anklagen erhoben. Die schwache Minderheit, die den Staatsstreich billigte, wurde nicht mehr gehört, die große Mehrheit schwur, die

Verfassung heilig zu halten. Als Bonaparte von der Hartnäckigkeit des jüngern Raths hörte, begab er sich in den Rath der Alten, beschwerte sich hier über die Verleumdungen, die im Rath der Fünfhundert gegen ihn geschleudert worden seyen, versicherte heilig und theuer, das Vaterland habe keinen wärmeren Freund als ihn, verlangte aber, man solle jetzt mit einer Entscheidung durchgreifen. Linglet, der zur Partei der Reitbahn gehörte, forderte ihn auf, den Eid auf die Verfassung zu schwören. Bonaparte aber erwiderte ihm mit Stolz und Verachtung: „es gibt keine Verfassung mehr, ihr selbst habt sie schon am 18. Fructidor und zu wiederholten Malen verletzt. Alle Parteien haben sie verletzt. Niemand achtet sie mehr, und sie kann uns nicht mehr helfen. Als ich nach Paris zurückkam, haben alle Parteien an meine Thüre geklopft und mir die Gewalt angeboten. Aber ich habe keine angehört, ich bin von keiner Partei, außer von der großen Partei des französischen Volks. Ich nahm das mir anvertraute Amt nur an, um die Sache der Republik zu retten. Und ich habe der Republik glänzende Proben meiner Ergebenheit abgelegt. Seht in mir keinen elenden Intriganten. Wenn eine Partei es wagen wollte, mich anzugreifen, mich etwa außer dem Gesetz zu erklären, der hüte sich wohl, daß dieser Beschluß nicht ihn selber treffe. Dann rufe ich euch, meine tapfern Waffenbrüder, euch Soldaten, auf zu meinem Schutz, und euch und meinem Glück vertraue ich." Der Rath der Alten stimmte ihm zu und er eilte nun, mit dem Rath der Fünfhundert fertig zu werden.

Ohne Zweifel bildete er sich ein, diese Versammlung schrecken und einschüchtern zu können, indem er selbst in ihre Mitte trat. Aber die Mitglieder sahen das als eine gewaltsame Entweihung ihres gesetzlichen Heiligthums an, stürzten auf ihn los, drängten ihn zurück und schrien: „hinaus mit ihm! nieder mit dem Dictator, in die Acht den Tyrannen!" Er zog sich zurück und ließ auch seinen Bruder Lucian durch Grenadiere herausholen. Dieser Präsident der Fünfhundert machte die Soldaten glauben, es seyen Dolche auf ihren Obergeneral gezückt worden und eine Minderheit solcher jakobinischer Dolchschwinger halte die Mehrheit der Versammlung in Todesangst.

Auch Siéyes war zugegen und sagte spöttisch, wenn die Fünfhundert den General hors la loi erklärten, so solle er sie nur hors la salle werfen lassen. Bonaparte ließ damit nicht auf sich warten, sondern schickte Murat mit einer Compagnie Grenadiere in den Saal, die unter Trommelschlag mit gefälltem Bajonett die armen Volkstribunen langsam vor sich hertrieben und sie zwangen, durch Thüren und Fenster ihr Heil in der Flucht zu suchen. Mit ihnen war der letzte Widerstand beseitigt.

Lucian rief eine kleine Minderheit des Raths der Fünfhundert abermals zusammen, um nunmehr dem Rath der Alten zuzustimmen und dem Staatsstreich eine gesetzliche Form zu geben. Durch Beschluß der beiden Räthe wurde eine provisorische Regierung von drei Consuln (General Bonaparte, Siéyes und Roger Ducos) und eine aus beiden Räthen gewählte Verfassungscommission niedergesetzt, welche die neue Constitution entwerfen sollte, am 12. November. Von den heftigsten Opponenten im Rath der Fünfhundert wurden 37 zur Deportation verurtheilt, 21 unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Als Bonaparte den Namen Salicettis, der auf der Liste stand, wieder ausstrich, erfuhr man jetzt erst staunend, welche Doppelrolle dieser listige Corse gespielt hatte. Die Deportirten wurden übrigens sämmtlich bald darauf wieder begnadigt, da sie ganz ungefährlich waren. Bonaparte ließ auch unmittelbar nach dem 18. Brumaire eine Menge politische Gefangene in Paris los und befahl gleiche Freilassungen in ganz Frankreich und Zurückberufung der Deportirten aus Cayenne, denn er wollte als Retter erscheinen und sich überall Freunde machen. Waren ihm auch die Terroristen verhaßt, so begnadigte er sie gleichwohl, wenn sie sich bittend an ihn wandten und ihm zu dienen gelobten. So Barrère, der übrigens in einer unbedeutenden Anstellung sein beflecktes politisches Leben enden mußte. Unter den Zurückberufenen bemerkt man Barthelemy und Carnot. Auch die am 18. Fructidor verbannten Priester durften zurrückkehren.

Unterdeß wurde fleißig am Verfassungswerk gearbeitet. Siéyes hatte schon einen Entwurf in der Tasche, in welchem die gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Behörden der Republik aufs

kunstreichste gegen einander abgewogen waren und nicht minder das Wahlrecht von unten und das Ernennungsrecht von oben. Das Haupt der Republik sollte ein unabsetzbarer und unverantwortlicher proclamateur-électeur seyn, der zu allen Aemtern ernannte, aber nur aus einer Zahl Kandidaten, die vorher vom Volke in drei Wahlabstufungen von Gemeinde-, Provinzial- und Nationalwahlen gewählt worden, und der, wenn er die verantwortlichen Minister ernannt hatte, sie walten lassen und selber nicht regieren sollte. Siéyes hatte sich ursprünglich selbst als proclamateur-électeur gedacht. Bonaparte aber, der nur allein sich für die höchste Stelle berufen glaubte, sagte ihm: „Wie haben Sie sich nur einbilden können, daß ein Mann von einigem Talent und ein wenig Ehrgefühl sich zur Rolle eines Mastschweins mit einigen Millionen Gehalt bequemen werde.“ Er strich daher an dem Verfassungsentwurf alle constitutionellen Künsteleien weg, behielt nur die darin vorgeschlagenen verschiedenen Staatskörperschaften bei, legte aber alle Gewalt in eine Hand, die des auf 10 Jahre zu ernennenden ersten Consuls. Neben ihm sollten noch zwei Consuln bestehen, aber nur mit berathender Stimme. Den ersten Consul sollte ein Senat von 80 lebenslänglichen Mitgliedern ernennen, dem das Recht zustand, das Consulat zu erneuern, desgleichen das Recht, die 300 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung und die 100 des Tribunats zu ernennen, welches letztere über Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten zu wachen, aber kein absolutes Veto, sondern nur die Pflicht hatte, Verfassungswidrigkeiten dem Senate zur Anzeige zu bringen. Außerdem ernannte der erste Consul einen Staatsrath zunächst um seine Person, die verschiedenen Ministerien und durch sie alle Civil- und Militärbeamte. Er hatte mithin alle Stellen allein zu vergeben und die Volkswahlen waren vernichtet, die Constitution von 1793 in ihr vollkommenstes Gegentheil verkehrt. Wie dort alle Gewalt von unten hatte ausgehen sollen, so ging sie jetzt einzig von oben aus.

Die neue Verfassung wurde jedoch mit großer Ostentation einem Plebiscit unterworfen. Das Volk sollte in Urversammlungen erklären, ob es sie wolle oder nicht? Dafür stimmten 3,011,007 Activ-

bürger, doppelt so viele Stimmen als für die Constitution von 1793 gesammelt worden waren. Die Verkündigung der Verfassung erfolgte am 25. Dezember. Bonaparte bezog als erster Consul den Palast der Tuilerien, der Senat den Palast Luxemburg, das Tribunat das Palais Royal, das Corps legislatif den Palast Bourbon.

Unter den Koryphäen der Revolution und des Heeres, die in Paris beisammen waren, machte niemand dem ersten Consul seine Stelle streitig. Sièyes ergab sich schmerzlich drein, erkannte aber an, daß Bonaparte nicht übertroffen werden könne. Bewundernd und ärgerlich zugleich rief er aus: er will alles, weiß alles, kann alles. Sièyes dankte aber dafür, sein Untergebener zu werden, und legte die Consulstelle nieder, ebenso Roger Ducos. Bonaparte ließ Sièyes als „Nationalbelohnung" ein reiches Landgut decretiren, was er auch anzunehmen schwach genug war. Darauf wählte sich der erste Consul Cambacérès, einen eiteln Advokaten, und Lebrun, einen fleißigen Mann aus der alten Kanzlei des weiland Minister Maurepas, zu Mitconsuln.

Der 18. Brumaire war in Frankreich eben so populär, wie es der 9. Thermidor gewesen, denn man war der Unordnung und Liederlichkeit unter dem Directorium eben so satt, wie man früher froh gewesen war, den Schrecken der Conventszeit überstanden zu haben. Mancher trauerte zwar, daß die Revolution dieses Ende genommen hatte, jeder aber gab zu, daß die Uebertreibungen der Freiheitsfreunde dahin hätten führen müssen und daß der sittliche Fanatismus Robespierres dem Volke eben so unnatürliche Gewalt angethan habe, wie das unsittliche Diebssystem unter dem Directorium. Es frug sich nun, ob die neue Alleinherrschaft des großen Generals nicht abermals die Grenzen des Natürlichen überschreiten würde? Damals wurde Bonaparte mit dem allgemeinsten Vertrauen begrüßt. Vom großen Sohne der Revolution erwartete man, er werde ihre guten Früchte erhalten mit Beseitigung alles dessen, was an ihr schlecht, verdorben und giftig gewesen. Von dem Manne, der den Papst gegen Larevellière-Lepaux in Schutz genommen hatte und dessen erste Regierungshandlung die Zurückberufung armer Priester war, hoffte

andrerseits das altgläubige Volk, er werde durch Wiederbringung der Kirche seine irdische Mission unter höheren göttlichen Schutz stellen.

Der erste Consul entsprach auch allen Erwartungen. Zunächst gewann er die Talente ohne Unterschied der Partei, der sie bisher gedient hatten. Jeder war ihm willkommen, der eine Fähigkeit, Kraft und Erfahrung, einen bekannten Namen und Freunde in seinen Dienst mitbrachte, und er verstand vortrefflich, jeden richtig zu placiren, alle sich zu Dank zu verpflichten, seine Gunst allen unentbehrlich zu machen. Nach der Moral frug er aber nicht. Großes Talent und Glück schien ihm hinreichend, jeden Makel in dieser Beziehung zuzudecken. Deshalb war ihm Fouché nicht so übel berüchtigt, daß er ihn nicht als Polizeiminister hätte beibehalten und im Ansehen immer höher stellen sollen. Dagegen waren ihm Grundsätze und Unglück zuwider, und er strich Jourdan aus der Liste der Armee aus, sowohl weil dieser General der Freiheit aufrichtig anhing, als auch weil er auf dem Schlachtfeld kein Glück hatte. In Carnot ehrte er, unbekümmert um dessen strengen Republikanismus, den Mann, „der die Ausrüstung der Armee im Jahre 1793 und dadurch den Sieg organisirt hatte," und machte ihn zum Kriegsminister. Man bemerkte übrigens, daß der erste Consul die Jakobiner, die sich nicht zu ihm bekehrten, viel mehr haßte, als die Royalisten, an denen er wenigstens die loyale Treue anerkannte, und von denen er glaubte, sie würden den Dienst des einen Herrn leichter mit dem des andern vertauschen. Gleichwohl fand er viel mehr Jakobiner, die ihre republikanischen Grundsätze für seine Gunst dahingaben, als Royalisten, die den weißen Lilien untreu wurden. Er erließ schon am 27. Dezember ein Gesetz, welches Verwandten der Emigrirten den Staatsdienst öffnete, aber es währte ziemlich lange, bis nach und nach altadelige Familien dem neuen Herrn huldigten. Selbst die äußerste Armuth in der Verbannung wurde von den meisten lieber ertragen. Die plebejischen Jakobiner wägten dagegen die Ehre weniger scharf ab und ließen sich durch die reichen Besoldungen (ein

Senator hatte jährlich 25,000, ein Tribun 15,000, ein Gesetzgeber 10,000 Franken) nur zu gerne verführen.

Da im Innern Frankreichs nicht ein einziger jakobinischer Aufstand gegen die neue Militärdictatur erfolgte und nur die royalistischen Chouans noch die Waffen führten, wandte Bonaparte gegen die letztern nicht mehr die herben Mittel des Convents, sondern Milde und Güte an. Er ließ eine Anzahl Emigranten, die bei Calais gescheitert und gefangen worden waren, wieder frei. Er trug den Chouans und den aufständischen Edelleuten in der Vendée einen Waffenstillstand und Versöhnung an. Er erlaubte die öffentliche Ausübung jeder Religion, öffnete schon am 28. Dezember alle Kirchen wieder dem christlichen Gottesdienst, ließ die bisher nur zum Sturmläuten gebrauchten Glocken wieder zum Gottesdienst läuten und befahl am 30. die feierliche Bestattung des in Valence verstorbenen Papstes, den man bis dahin hatte liegen lassen, weil man ihn nicht christlich, aber doch auch nicht unchristlich hatte beerdigen wollen. Er schaffte ferner die Feier des 21. Januar ab, des Unglückstages, an welchem der König hingerichtet worden war. Im Januar 1800 erlaubte er allen Emigrirten ungekränkt zurückzukommen, wenn sie sich von der Emigrantenliste wollten streichen lassen. Das waren allerdings geeignete Mittel, um den royalistischen Aufstand zu dämpfen. Schon im Januar legte daher Herr von Chatillon in der Vendée die Waffen nieder, desgleichen Herr von Bourmont in der Bretagne. Ein Theil der Chouans, der sich nicht fügen wollte, wurde von General Chabot bei Hennebou besiegt (27. Januar) und der junge Herr von Frotté, einer der Halsstarrigsten, erschossen. Da unterwarfen sich endlich auch der kühne Georges Cadoudal und Herr von Antichamp in der Vendée. Der erste Consul hatte ein soldatisches Wohlgefallen an dieser kühnen Partei, die den Jakobinern so viel zu schaffen gemacht hatte, und verschmähte es nicht, sich einige Mühe zu geben, um sie an seine Person zu attachiren. Er lud sie im Februar nach Paris ein und unterhielt sich mit ihnen aufs huldreichste. Den gewaltigen Georges Cadoudal zu gewinnen, gelang ihm aber nicht. Dieser Koloßmensch schlug

sich, nachdem er Paris wieder verlassen, vor die Stirn, wie er habe so dumm seyn können, in Bonapartes Cabinet demselben gegenüberzustehen, ohne ihn gleich zu packen und zu erwürgen. Dagegen machte der erste Consul eine ihm sehr werthvolle Acquisition an dem Abbé Bernier, der bisher die Bauern in der Vendée zum Kampf für Altar und Thron begeistert hatte, jetzt aber sich bereit finden ließ, im geheimsten Vertrauen Bonapartes Unterhandlungen mit dem neuen Papst anzuknüpfen. Das große schöne Frankreich der Kirche wiederzuerobern schien dem verständigen Abbé leichter mit Hülfe Bonapartes als mit Hülfe Cadoudals.

Wie das Landvolk hauptsächlich durch die Wiedereröffnung der Kirche befriedigt wurde, so der bürgerliche Mittelstand durch die Weisheit, mit welcher der erste Consul die zerrütteten Finanzen ordnete und den Credit herstellte. Er ertheilte gemessenen Befehl, was noch vom Staatsvermögen aus den Händen der bisherigen Beamten und Lieferanten zu retten sey, festzuhalten, die betrüglich ausgestellten Anweisungen nicht mehr zu honoriren und die Einnahmen mit äußerster Strenge zu überwachen. Da kehrte das Vertrauen zurück, die Rente stieg bedeutend und durch die französische Bank, die der erste Consul durch eine Vereinigung von Pariser Bankiers zu Stande brachte, wurde der Credit bleibend gesichert.

Um gut regieren zu können, mußte der erste Consul nothwendig die Verwaltung vereinfachen und concentriren, daher die vielen berathenden Elemente, die durch die Revolution in die Verwaltung eingedrungen, und die Volkswahlen, aus denen die Besetzung der Aemter hervorgegangen waren, beseitigen. An die Stelle der von unten gewählten und berathschlagenden Departemental-, Cantonal- und Communalversammlungen traten vom ersten Consul ernannte ausschließlich befehlende Beamte, im Departement der Präfect, im Canton der Unterpräfect, in der Gemeinde der Maire. Man war in ganz Frankreich des vielen Rathschlagens und Schwatzens von Herzen satt geworden, da sich überall nicht die Weisesten, sondern die Unverschämtesten im Rathe vorgedrängt und in der allgemeinen Con-

fusion nur ihren Privatvortheil gesucht hatten. Ordnung und Strenge war das dringendste Bedürfniß geworden. Auch in der Gesetzgebung herrschte die größte Verwirrung, weshalb der erste Consul damals schon die Abfassung einfacher Gesetzbücher einleiten ließ. — Im Tribunat allein zeigte sich einiger Widerstand gegen das rasche und befehlshaberische Verfahren des ersten Consuls. Er schrieb den Tribunen die Zeit vor, binnen welcher sie ihre Einreden beendigt haben müßten. Dagegen erhob sich im Schooße dieses Staatskörpers Widerspruch. Dem jungen Benjamin Constant, einem philosophisch-politischen Stutzer aus dem Cirkel der Frau von Staël, war es gelungen, ins Tribunat hineinzuschlüpfen, wo er begreiflicherweise unter den einmal obwaltenden Umständen für die politische Freiheit lediglich nichts mehr erwirken konnte, wohl aber eine erwünschte Gelegenheit fand, sich durch seine Opposition berühmt zu machen und alle die kleinen Eitelkeiten und Eifersüchteleien gegen den ersten Consul auszukramen, von denen seine Dame voll war. Bonaparte ließ ihn im Moniteur verspotten: „eine wirkliche Oppositon (d. h. eine, die nur das geringste zu bewirken vermöchte) ist im Tribunat nicht vorhanden, wohl aber gibt es in demselben Redner, die sich gerne einen Namen machen möchten, ohne zu bedenken, daß nicht nutzloses Geschwätz, sondern nützliches Handeln auch ohne Wortmacherei das Verdienst und den Ruhm begründen.“

In gleicher Weise wurde die Presse behandelt. In der neuen Constitution Frankreichs war von der Presse gar nicht die Rede. Die zahllosen Blut- und Schmutzblätter der Revolution hatten das Zeitungswesen verächtlich gemacht und die einmal entzügelte Presse unaufhörlich die kaum vom äußersten Schrecken erholte Bevölkerung wieder aufzustacheln und in Unruhe zu versetzen gesucht. Deshalb war es schon dem schwachen Directorium leicht geworden, sie unter dem Beifall und zur wahren Befriedigung des Volks zu zügeln, und Bonaparte machte noch weniger Umstände mit ihr. Er duldete nur noch 13 Zeitungen, die dem Interesse der Regierung entweder dienen oder wenigstens nicht zuwider seyn mußten.

Großes Verdienst erwarb sich der erste Consul um Reorgani-

sation des Schulwesens. Er gründete schon beim Antritt seiner Amtsgewalt die berühmte polytechnische Schule in Paris unter Monges Leitung und ordnete das während der Revolution fast ganz untergegangene Schulwesen in der Hierarchie der Primär- und Secundärschulen. Man bemerkte, daß er darin nur das unmittelbar Nützliche lehren und die Jugend ausschließlich zum praktischen Leben heranbilden ließ.

Gerade damals war der große General Washington, der Befreier Amerikas, gestorben, 15. Dez. 1799. Als die Nachricht davon nach Paris kam, ließ Bonaparte Trauer anlegen und eine große Todtenfeier veranstalten, theils um den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die unter dem Directorium beleidigt worden waren, eine Genugthuung zu geben, theils um die noch republikanisch gesinnten Franzosen das unschuldige Schauspiel zweier im Namen der Freiheit verbrüderter Nationen genießen zu lassen. Allein in der Festrede, welche Fontanes bei diesem Anlaß hielt, war ungleich mehr von Bonaparte als von Washington die Rede und wurde gesagt: „es gibt wunderbare Männer, die von Zeit zu Zeit auf der Weltbühne mit dem Charakter der Größe und der Herrschaft auftreten. Eine höhere und unbekannte Ursache sendet sie, wenn es an der Zeit ist, um neue Reiche zu gründen oder die Trümmer der alten wiederherzustellen. Vergebens suchen diese von der Vorsehung bezeichneten Männer bescheiden in der Menge zurückzubleiben, die Hand des Glücks reißt sie über jedes Hinderniß hinweg von Sieg zu Sieg. Eine Art übernatürlicher Begeisterung belebt alle ihre Gedanken, eine unwiderstehliche Bewegung theilt sich allen ihren Unternehmungen mit. Die Menge glaubt sie noch mitten unter sich und findet sie nicht mehr. Da erhebt sie ihre Blicke und findet sie auf der Höhe des Ruhms strahlen."

Dem entsprach die ganze Haltung des ersten Consuls. Seine Macht und Größe und der Umfang der Tuilerien, die er bewohnte, verlangte schon eine Art von königlichem Hofstaat. Er führte in seinen Umgebungen eine strenge Etikette ein. Die ersten Beamten der Republik und ihre Frauen mußten sich darein finden, und

den stolzen Republikaner, den freimüthigen Soldaten entschädigten für diesen neuen Zwang der Ruhm und die sehr einträglichen Aemter. Einen Anfang aristokratischer Auszeichnungen machte der erste Consul damals durch Einführung der kostbaren Ehrensäbel, die er den tapfersten Kriegern feierlich überreichen ließ. Einen engeren Hofzirkel pflegte er auf dem schönen Landsitz Malmaison zu versammeln, den er damals kaufte. Von diesem neuen Hofe gingen nun auch wieder neue Moden aus. Bei den Herren verschwanden die incroyablen Formen und machten dem Glanz knapper Militär- und Civiluniformen Platz. Das Haar begann um diese Zeit ganz kurz abgeschnitten zu werden, wie man es an römischen Kaiserköpfen sieht. Solche s. g. Tituskköpfe trugen sogar eine Zeitlang die Damen, aber zum Nachtheil ihrer natürlichen Schönheit, weshalb diese Mode bald wieder abkam. Dagegen erhielten sich die aus Aegypten mitgebrachten kleinen koketten Turbane der Damen viel länger. Das Costume wurde durchweg anständiger, Bonaparte litt die Nuditäten der Madame Tallien nicht mehr. Auch hielt er streng darauf, daß die Frauen mit ihren Männern kamen, eine Neuerung, die ihm eben so sehr zur Ehre gereicht, als sie von denen verspottet wurde, die an die Lüderlichkeit des alten Hofes gewohnt waren.

Indem der erste Consul binnen wenigen Wintermonaten Frankreich im Innern eine andere Gestalt gab, benutzte er zugleich die durch die rauhe Jahreszeit gebotene Waffenruhe, das Interesse Frankreichs nach allen Seiten hin durch Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten zu fördern. Außer Spanien, welches der Friedensfürst immer noch ganz nach französischen Zwecken regierte, war damals nur Preußen der französischen Regierung befreundet, hatte jedoch seine Ansprüche auf Cleve erneuert und sogar ein Heer am Rhein aufgestellt, um seinen Nutzen zu wahren, falls die Oesterreicher und Russen siegreich in Frankreich eingedrungen wären. Bonaparte sah das für keine feindliche Demonstration an und sandte seinen Liebling, den gemessenen und Achtung einflößenden Duroc, der ganz zum preußischen König paßte, nach Berlin, um den König der innigsten Freundschaft zu versichern. Duroc bezauberte alle Herzen und

der König sagte, indem er ihn seinem Hofe vorstellte: „es ist der Freund des größten Mannes, den ich kenne." Betrüglich bat der erste Consul, Preußen möge das Schiedsrichteramt in Europa übernehmen und den ersehnten Frieden herbeiführen. Oesterreich selbst bot er Frieden an, aber nur auf Grund des Friedens von Campo Formio. Der alte Thugut war indeß nicht geneigt, ihm die Lombardei wieder abzutreten, und hielt Frankreich für so zerrüttet, daß er nicht zweifelte, Melas werde im nächsten Frühjahr siegreich in die Provence eindringen. Auch an den König von England schrieb der erste Consul eigenhändig und bot ihm Frieden an; diese dreiste Form aber mißfiel in London, die Antwort wurde nur vom englischen Ministerium an das französische gerichtet und war ablehnend und beleidigend: „Seine britische Majestät könnten keinen Frieden schließen, so lange Frankreich unter der Herrschaft einer jede gesellschaftliche Ordnung umstoßenden Regierungsgewalt stehe und die Bourbons noch nicht auf den Thron zurückgeführt seyen." Man hat diese Animosität beklagt, da sie die Fortsetzung eines Krieges herbeigeführt, in welchem Frankreich nur noch immer mächtiger wurde. Erzherzog Karl war ausdrücklich gegen den Krieg, weil er nur Niederlagen voraussah, weshalb er auch kein Commando erhielt. Es war von der Vorsehung beschlossen, das Uebergewicht Frankreichs auf dem Festlande bis zum Aeußersten der Unnatur gelangen zu lassen. Bonaparte selbst hätte aber auch durch Zurückführung des französischen Gebiets auf das natürliche Maaß den Frieden nicht herstellen können. Er konnte nichts von dem aufgeben, was Frankreich einmal errungen hatte, ohne sich um alle Achtung zu bringen. Somit mußten denn die eisernen Loose des Kriegs abermals geworfen werden, und niemand freute sich darüber mehr als Bonaparte, dessen Genie immer nur im Kriege sein wahres Element wiederfand.

Die französische Armee war durch die ungeheuren Verluste im vorigen Jahre sehr herabgekommen. Massena hielt sich mit noch 36,000 Mann in Genua und Nizza, Brune stand mit 16,000 Mann in Holland, die Hauptarmee am Rhein wurde auf 130,000 Mann gebracht, um in gerader Richtung ins Herz von Oesterreich vorzu-

dringen. Bonaparte brachte ein großes Opfer, indem er Moreau zum Oberbefehlshaber der Hauptarmee ernannte und sich die Anführung einer nur 40,000 Mann starken und erst in der Bildung begriffenen Reservearmee vorbehielt, die zu Dijon gebildet werden sollte. Er brauchte die List, in Dijon selbst nur wenige Rekruten zu versammeln, um die dahin abgesandten Spione des Auslandes glauben zu machen, die Reservearmee sey nur eine Fiction, um dem Ausland zu drohen. Unterdeß wurde aber diese Armee wirklich im tiefsten Geheimniß aus allen Theilen der Republik zusammengezogen und nach den Alpen dirigirt. — Die Oesterreicher hatten 110,000 Mann unter Melas in Italien, die durch 20,000 Neapolitaner und durch 22,000 Engländer, deren Landung man bei Toulon erwartete, noch verstärkt werden sollten, und 109,000 Mann unter Kray am Rhein, zu denen noch 20,000 Mann Reichstruppen kommen sollten. Ihre schwächste Stellung war mithin diesseits, ihre stärkste jenseits der Alpen, während im Gegentheil die französische Macht, die in Deutschland operiren sollte, viel stärker war als die für Italien bestimmte. Der erste Consul verlangte daher mit Recht, Moreau solle ihm, so wie er vom Rhein aus vordringe, den im Bergkriege so geübten General Lecourbe mit 25,000 Mann nach Italien zu Hülfe schicken. Das geschah aber nicht. Moreau nahm eine so eifersüchtige Stellung Bonaparte gegenüber ein und widersprach dessen Wünschen so eigensinnig, daß man voraussetzen muß, er habe eine sehr starke Partei unter den Offizieren und unter den noch republikanisch gesinnten Truppen gehabt, von denen der größte Theil an Moreau, Jourdan, Hoche ꝛc., aber nicht an Bonaparte gewöhnt war. Um so genialer erscheint es vom ersten Consul, daß er es unternahm, mit einem kleinen Heer mehr auszurichten, als Moreau mit seinem großen.

Moreau führte sein Heer am 25. April an drei Stellen über den Rhein bei Straßburg, Altbreisach und Basel, täuschte aber Kray, der den Hauptangriff von Straßburg aus erwartete und seinen rechten Flügel bis Mainz ausgedehnt hatte, ließ die Colonne von Kehl aus sogleich wieder rechts abschwenken und concentrirte

seine ganze Macht am Bodensee. Dahin mußte nun auch Kray so schnell als möglich umwenden, erlitt aber, wo er sich den Franzosen entgegenwarf, Niederlagen, so bei Engen am 3. Mai, bei Mößkirch am 5., und nachdem er sich gegen die Donau zurückgezogen, wieder bei Biberach am 9. Das Glück, das er früher in Italien hatte, schien ihn gänzlich verlassen zu haben. Er zog sich in eine feste Stellung bei Ulm zurück. Hier wagte ihn Moreau nicht anzugreifen, umging ihn aber wieder und nahm Augsburg ein, wo er blieb, um die Ereignisse in Italien abzuwarten, wohin er trotz Bonapartes dringenden Vorstellungen nicht Lecourbe mit 24,000, sondern Moncey mit nur 18,000 Mann durch die Schweiz über das St. Gotthardgebirge abgehen ließ. Nach Wien wagte Moreau nicht vorzudringen, da er Kray noch im Rücken hatte, aber auch dieser unternahm nichts.

In Italien hatte Melas die Feindseligkeiten schon am 6. April wieder eröffnet, Massena nach Genua zurückgeworfen und Suchet von ihm getrennt. Die Truppen Massenas waren seit fünf Monaten ohne Sold geblieben und in dem verheerten Gebirgslande ohne Lebensmittel. Alle Zufuhr von der Seeseite her war durch die englischen Schiffe und von der Landseite her durch die Oesterreicher unter General Ott abgeschnitten, den Melas vor Genua zurückließ. Der erste Consul versprach Massena baldigen Entsatz und feuerte den Muth der mit ihm eingeschlossenen Truppen durch eine schöne Proklamation an, in der er sie an ihre Siege vom Jahr 1796 erinnerte und sie zur Ausdauer ermahnte: „Disciplin sey das erste Erforderniß eines echten Soldaten, Tapferkeit erst das zweite.“ Massena machte am 30. April einen glänzenden Ausfall, konnte aber nicht durchbrechen und blieb in Genua gebannt. Unterdeß trieb Melas das kleine Corps von Suchet trotz dessen geschickter Gegenwehr vor sich her, schlug ihn am 7. Mai, nahm am 11. Nizza, am 15. Savona ein und war im Begriff in die Provence einzudringen und seine Vereinigung mit den Engländern, die noch auf der Insel Minorca warteten und bei denen sich auch Pichegru befand, zu bewerkstelligen, als ihm unerwartet die Kunde wurde, eine französische Armee

habe in seinem Rücken die Alpen überstiegen und bedrohe Mailand. Er hielt die Reservearmee bei Dijon für eine Fabel und glaubte, es könne sich höchstens von kleinen französischen Corps handeln, die eine Demonstration machen wollten, um ihn von der Provence abzuziehen.

Aber es war Bonaparte selbst, der im tiefsten Geheimniß seine geniale Operation ausgeführt hatte. Während Moncey über den Gotthard ging, um in die Ebene der Lombardei hinabzusteigen, schickte der erste Consul von seiner Reservearmee drei kleinere Abtheilungen je von 4—5000 Mann, die eine unter Bethancourt über den Simplon, die andere unter Thurreau über den Mont Cervin, die dritte unter Chabran über den kleinen St. Bernhard eben dahin, er selbst aber ging mit 35,000 Mann über den großen St. Bernhard. Lecourbe hatte gerade damals einen vom ersten Consul mit großem Lob erwähnten Plan für den Gebirgskrieg verfaßt, worin er den Grundsatz geltend machte, die Berge würden von den Thälern aus beherrscht, jede vom Hochgebirge herabsteigende Colonne sey müde und könne vom Thal aus am sichersten abgefaßt, gefangen oder vernichtet werden. Hätte Melas nach diesem Plane gehandelt, so würde er bei der Ueberlegenheit seiner Streitkräfte leichte Mühe gehabt haben, sämmtliche vom Schnee der Alpen durch enge Thäler herabsteigenden französischen Colonnen aufzufangen und einzeln aufzureiben. Ihm war indeß der kühne Operationsplan der Franzosen nicht bekannt und er hatte zu wenige Truppen in seinem Rücken an den Ausgängen der Alpenpässe und zu weit von denselben entfernt aufgestellt, die sich sämmtlich überraschen ließen.

Der Weg des ersten Consuls führte durch Wallis über Martinach und St. Pierre. Hier erst beginnt die mühevolle Steigung auf engen Fußpfaden über den St. Bernhardsberg und endet auf der italienischen Seite abwärts bei dem Dorfe St. Remy in einer Länge von zehn Wegstunden. Berthier wurde vorausgeschickt, um in St. Remy alles aufzunehmen, was über den Berg käme, und die Ordnung des Zugs herzustellen. Bonaparte selbst blieb in Martinach, bis alles hinüber war. In St. Pierre begann das Auseinander-

legen der Geschütze und Munition, da auf den gefährlichen Pfaden nur Saumthiere und Menschen passiren konnten. Die Kanonenläufe wurden in hohle Baumstämme gelegt und mit großer Anstrengung vieler Menschen fortgeschleift. Alle französische Geschichtschreiber rühmen den Eifer, mit welchem die Soldaten diese schweren Lasten bergauf und bergab geschafft hätten, an den schwierigsten Stellen durch kriegerische Musik angefeuert. Daneben gedenken sie auch der Walliser Landleute, die um reichen Lohn dabei geholfen hätten, und Gourgaud malt sogar eine rührende Idylle aus. Als Bonaparte nämlich*) der Armee nachfolgend das Gebirge zuletzt überstieg, habe ihm sein treuherziger Führer, ein junger Bauer, geklagt, er sey zu arm, um sein geliebtes Mädchen heirathen zu können, und der erste Consul habe ihm darauf ein Gütchen kaufen lassen und seine naiven Wünsche in Erfüllung gebracht**) Das Kloster und Hospiz auf der Höhe des St. Bernhard war reichlich mit Lebensmitteln versehen worden, und hier ruhten alle Bataillone an wohlbesetzten Tafeln aus. Heiteres Wetter begünstigte den Uebergang, der vom 16.—20. Mai währte und mit sehr geringem Verlust bewerkstelligt wurde.

Die italienische Seite war von den Oesterreichern nicht besetzt. Die wenigen Croaten, die sich in Aosta befanden, wurden leicht vertrieben. Nur das kleine Fort Bard sperrte den Weg. Eine Handvoll Oesterreicher hielt hier die ganze französische Armee auf, denn ihre Kanonen schleuderten einen Hagel von Kartätschen auf die einzige Straße des Thales. Der ganze Zug hielt an, bis Bonaparte selber

---

*) Auf einem Maulesel mit langsamen und sichern Schritten, nicht auf einem bergauf galoppirenden Rosse, wie Maler David, jetzt ein Schmeichler Bonapartes wie früher Robespierres, ihn als Bezwinger der Alpenwelt dargestellt hat.

**) Hinter solcher Poesie verbirgt sich oft eine sehr rauhe Wirklichkeit. Wenigstens von Monceys Zug über den St. Gotthard berichtet der Schweizer Geograph Ebel, die Franzosen hätten auf die roheste Weise das Landvolk, selbst Weiber und Kinder, zu ihren Lastträgern gemacht und wie Vieh mißhandelt, was oft zu blutiger Gegenwehr oder zum freiwilligen Sturz in die Abgründe geführt habe.

nachkam. Auch er konnte hier, da ein wüthender Sturm auf das Fort mißlang, nichts ausrichten und mußte die ganze Armee abermals auf einem schmalen Fußpfade über den Berg von Albaredo gehen lassen, auf dem aber das Geschütz nicht folgen konnte. Doch gelang es den unerschrockenen Artilleristen, die Straße mit Mist und Matratzen zu belegen und im Dunkel der Nacht so leise und unbemerkt als möglich ihre Stücke an dem gefährlichen Fort vorbeizuführen. Die Oesterreicher feuerten zwar heftig, trafen aber doch nur verhältnißmäßig wenig Geschütze, Menschen und Pferde. Mittlerweile hatte der Vortrapp der Franzosen unter Lannes die 9000 Oesterreicher, die unter Haddik in der Nähe von Aosta gar nicht ahnten, wer über die Alpen käme, bereits zurückgeschlagen. In denselben Tagen jagte Moncey den eben so überraschten Vukassovich, der mit 10,000 Mann die Simplon- und Gotthardstraße hatte bewachen sollen, nach Mailand zurück.

Diese beiden österreichischen Generale waren viel zu schwach, um die Lombardei beschützen zu können. Lannes nahm schon am 1. Juni Pavia weg, das Hauptmagazin Melas', mit 300 Kanonen und unermeßlichen Vorräthen aller Art, und am 2. zog der erste Consul selbst triumphirend in M a i l a n d ein. Hier empfing ihn die cisalpinische Partei mit um so größerem Jubel, als auch sie von der Nähe der Franzosen gar nichts geahnt hatte. Sein Hauptaugenmerk war aber nur auf Melas gerichtet, den er bereits abgeschnitten hatte und gänzlich vernichten wollte. Der Entsatz Genuas konnte nur einem entscheidenden Siege über Melas nachfolgen; war aber Genua schon gefallen, so stellte ein Sieg über Melas das Glück aufs glänzendste wieder her. In jedem Falle leistete Massena dem ersten Consul den wesentlichsten Dienst, indem er Melas in den Apeninnen und Seealpen so lange als möglich festhielt. Das that er nun auch mit seltener Aufopferung. Alle gewöhnlichen Lebensmittel waren in Genua ausgegangen, man mußte die ungewöhnlichsten aufsuchen, seltsames Brod aus gemischten Sämereien, Leinsamen, Cacao &c. backen, die eckelhaftesten Dinge nicht scheuen, um den Hunger zu stillen. Das erzeugte Krankheiten, die Hälfte der Armee und ein großer Theil der

Einwohner starben oder lagen krank; endlich war gar nichts mehr da, was zur Nahrung hätte dienen können, und jetzt erst entschloß sich Massena zu einer Capitulation, aber auch nur zu einer ehrenvollen. Am 5. Juni bewilligte ihm Ott freien Abzug mit den 8000 Mann, die allein noch die Waffen tragen konnten.

Melas, lange durch seine falsche Voraussetzung getäuscht, stellte zwar endlich seine Bewegung gegen die Provence ein, ließ aber den General Elsnitz mit 25,000 Mann an der Var in der Meinung, er werde bald wieder dorthin zurückkommen; 30,000 unter Ott blieben in Genua, 12,000 unter Kaim standen bei Susa, Melas selbst ging mit nur 10,000 Mann nach Turin, während Vukassovich an die Etsch floh und andere österreichische Truppen in Mantua, Venedig, Toskana und Rom standen. In dieser Zerstreuung befand sich die große österreichische Armee, so daß Melas Mühe hatte, nur 30,000 Mann schnell genug bei Alessandria zu sammeln, als Ott, der aus Genua kam, schon am 9. Juni von Lannes bei Montebello eine Schlappe erlitt und Melas selbst von einer der seinigen ungefähr gleich starken Armee des ersten Consuls am 14. Juni in der weiten Ebene von Marengo angegriffen wurde. In dieser Schlacht bewährte sich der starke Muth der Oesterreicher noch einmal aufs glänzendste. Insbesondere die Truppen Otts schlugen alles vor sich nieder, zuerst das Corps von Victor, dann das von Lannes, endlich selbst die französösische Garde. Der erste Consul zog sich zum erstenmal in offener Schlacht zurück, und ein Theil seiner Truppen war aufgelöst und in voller Flucht. Da erschien Desaix, der eben aus Aegypten angekommen war, mit einer frischen Division voller Kampfbegier, und unglücklicherweise hatte der alte Melas, dem zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren und der selbst verwundet und sehr ermüdet war, sich nach Alessandria begeben und den Generalen Ott und Zach die Verfolgung der Franzosen aufgetragen. Ott auf dem linken Flügel trieb den Feind vor sich her, ohne Widerstand zu finden. Zach auf dem rechten wurde dagegen plötzlich von einer versteckten Batterie mit Kartätschen beschossen und von Desaix aufs heftigste angegriffen. Desaix fiel zwar tödtlich von einer Kugel getroffen an

demselben Tage und fast in derselben Stunde, wie Kleber in Kairo*), aber Kellermann setzte seinen Angriff fort und brachte, da Zach von seinem wilden Rosse unter die Feinde fortgerissen und gefangen wurde, die führerlosen Oesterreicher in die größte Verwirrung. Bonaparte erholte sich nun schnell von der Bestürznng seiner ersten Niederlage und trieb von den flüchtigen Heerestheilen wieder vorwärts, so viele er vermochte. Ott kam zu spät, die Schlacht herzustellen, die Flüchtlinge des rechten Flügels stürzten sich auf ihn und rissen ihn mit fort. So wurde eine von den Oesterreichern gewonnene Schlacht nach wenigen Stunden wieder verloren.

Melas hätte sich seitwärts zurückziehen können nach Toscana, gab aber voreilig alles verloren und capitulirte schon am 15. Der erste Consul bewilligte ihm freien Abzug mit allen seinen Truppen und erhielt dagegen Genua und alle Festungen in Turin und der Lombardei, Peschiera und Mantua ausgenommen, hatte mithin alles wiedergewonnen, was seit dem Frieden von Campo Formio durch Suwarow für die Franzosen verloren gegangen war. Er eilte nach Mailand zurück, wo er am 18. einem feierlichen Te deum in dem prachtvollen, ganz aus weißem Marmor, aber in gothischem Styl erbauten Dome anwohnte, indem er ausdrücklich bemerkte, er thue es, „möchten die Atheisten in Paris davon sagen, was sie wollten.“ Auch ließ er die gesammte Geistlichkeit zu sich entbieten, versicherte sie seiner kirchlichen Gesinnungen und ließ den Papst, der damals gerade aus Venedig, wo er gewählt worden war, nach Rom reiste, aufs ehrerbietigste begrüßen. Am 24. reiste er über Turin und Lyon nach Paris zurück. Ueberall auf seinem Wege sammelte sich das Volk, um den Unüberwindlichen zu sehen, der schon wieder mit einem Blitzschlag Oesterreichs Macht zertrümmert hatte. Seine Reise war

---

*) Er hatte den Tod geahnt und am Abend vor der Schlacht zu seinem Adjutanten gesagt: „es ist schon lange, daß ich mich nicht mehr in Europa geschlagen habe. Die Kugeln kennen uns nicht mehr. Es dürfte uns wohl etwas zustoßen.“ Der erste Consul ließ ihm ein Denkmal auf dem großen St. Bernhard errichten.

ein langer Triumphzug, aber nirgends war das Volk so stürmisch, die Freude so aufrichtig, wie in Lyon. Diese gewerbfleißige Stadt glaubte nicht anders, als der erste Consul, der seiner Proklamation zufolge nur den Frieden erkämpfen wollte, habe ihn nun erkämpft, und jetzt beginne unter diesem neuen Augustus auch ein augusteisches Zeitalter langer Ruhe und blühenden Wohlstandes. Paris wollte hinter dem Enthusiasmus Lyons nicht zurückbleiben; alles empfing den ersten Consul mit lauter Bewunderung, zum Theil kriechender Schmeichelei, alles huldigte seinem Genie. Man gab ihm Feste und Illuminationen, prächtiger als je unter dem alten Königthum. „Paris schwamm in Feuer." Doch ist hinterher bekannt worden, daß Fouché bereits seine Maaßregeln getroffen hatte für den Fall einer Niederlage des ersten Consuls. Man huldigte nicht der Weisheit, sondern lediglich dem Glück Bonapartes.

Auch Moreau hatte die Feindseligkeiten wieder eröffnet und Kray am 19. Juni bei Hochstädt zurückgetrieben*), als die Capitulation von Melas auch einen Waffenstillstand in Deutschland (zu Parstdorf am 15. Juli) nach sich zog. Duroc ging nach Wien, um über den Frieden zu unterhandeln. Die Engländer, deren Landungsplan nun nicht mehr ausführbar war, machten lange Gesichter.

Bonaparte benützte seinen Sieg vor allem, um den russischen Kaiser zu gewinnen. Noch befanden sich etwa 8000 in Italien, Holland und der Schweiz gefangene Russen in Frankreich. Der erste Consul ließ sie neu kleiden, aufs schönste bewaffnen und von russischen Generalen frei in die Heimath führen. Das schmeichelte dem Kaiser dergestalt, daß er dem ersten Consul mit Worten der Bewunderung und wärmsten Freundschaft antwortete und ihm von freien Stücken ein Bündniß gegen das treulose England anbot. Bonaparte trat ihm

---

*) In einem der kleinen Gefechte, welche dieser Schlacht folgten, fiel der damals berühmte Latour d'Auvergne, den der erste Consul ausdrücklich zum „ersten Grenadier der französischen Armee" ernannt hatte, weil er, obgleich ein vielfach verdienter und ausgezeichneter Mann, die Sonderbarkeit hatte, Gemeiner bleiben zu wollen.

die Insel Malta ab, die sofort von Russen besetzt werden sollte, was aber verzögert wurde. Paul I. hatte als Protector des Malteserordens gegen die Besitznahme der Insel durch die Franzosen protestirt und sich am 27. Oct. 1798 von den zersprengten Rittern selbst zum Großmeister des Ordens wählen lassen, nachdem schon vorher ein russisch-polnisches Großpriorat dem Orden zugetreten war. Daß er der griechischen und nicht der katholischen Kirche angehörte, darüber sah man hinweg. Der Orden wählte ihn, und er hätte gerne Malta erworben als eine feste Station für seine Seemacht, mit der er im Mittelmeere eine Rolle spielen wollte. Bonaparte aber legte keinen Werth mehr auf Malta, weil er es gegen die Engländer doch nicht behaupten konnte, Rußlands Allianz aber um so gewisser wurde, als diese Macht wegen der Insel mit England in Konflict kommen mußte.

Trotz allen Bemühungen, auch Oesterreich von England zu trennen, gelang es dem ersten Consul doch nicht. Die Friedensunterhandlungen zogen sich sehr in die Länge. Der alte Thugut trat zwar jetzt endlich ab, allein sein Nachfolger, Graf Lehrbach, war ein noch bittererer Feind Frankreichs. Die Engländer wandten alles an, um Oesterreich zu neuen Kriegsanstrengungen zu vermögen. Sie versprachen die Truppen, die immer noch auf der Insel Minorca lagen, in Livorno zu landen. Der österreichische General Sommariva sollte Toscana in die Waffen rufen. Aber Bonaparte kam ihnen zuvor und ließ eine französische Armee unter Dupont in Toscana einrücken, im November. Die Stadt Arezzo, schon früher eine der feurigsten im Kampfe gegen die Franzosen, erhob sich zur Unzeit, war von den Oesterreichern nicht unterstützt und fiel nach einer furchtbaren Gegenwehr in die Gewalt der von Cara St. Cyr befehligten französischen Soldaten, die aufs greulichste mordeten und plünderten. Nunmehr begann auch der Krieg wieder in Deutschland. Der lange Aufenthalt Moreaus in Bayern kostete diesem Lande und dem dahinter liegenden Schwaben schwere Opfer. Bayern mußte ihm monatlich 900,000 Gulden zahlen. Regensburg wurde um 250,000 Gulden gebrandschatzt, ungerechnet die Requisitionen von Pferden und Pro-

viant*). Als der Krieg wieder ausbrach, befehligte die Oesterreicher nicht mehr Kray**), sondern des Kaisers Bruder, der erst achtzehnjährige Erzherzog Johann, unter Leitung des Feldzeugmeister Lauer, der Moreaus linken Flügel bei Ampfing am 1. Dezember faßte und zurückschlug, aber in den tiefen Wald von Hohenlinden eindringend am 3. von Moreau, der ihm hier einen Hinterhalt gelegt hatte, unter einem furchtbaren Schneegestöber total geschlagen wurde. Die Oesterreicher verloren hier 7—8000 Todte und Verwundete, 12,000 Gefangene und 87 Kanonen. Sie flohen über Salzburg zurück und der erfahrenere Erzherzog Karl übernahm ihr Commando, schloß aber schon am h. Weihnachtstage zu Steyer einen neuen Waffenstillstand, nachdem die fliehende Armee noch einmal an der Salza und Traun ereilt und hart mitgenommen worden war und auch ein kleines österreichisches Heer unter Klenau am 18. bei Nürnberg von Augereau geschlagen worden war.

Durch diese schnelle Wiederkehr der Waffenruhe war ein Unternehmen überflüssig geworden, das gleichwohl unter den schwierigsten Umständen ausgeführt wurde. Macdonald nämlich führte 12,000 Franzosen in der härtesten Winterkälte und im tiefsten Schnee über den Splügen, um die Armee in Italien zu verstärken, die nach des

*) In Regensburg wimmelte es von Pferden aus Schwaben. Die Spießbürger dieser Reichsstadt konnten immer noch nicht begreifen, wie es möglich sey, daß der geweihte und gefeierte Sitz des Reichstags von Franzosen ungestraft sollte gebrandschatzt werden, und die Reichstagsgesandten waren noch so in ihrer alten Etikette vertieft, daß sie die schönen Bürgerfrauen, welche die französischen Offiziere zum Ball führen wollten, nicht duldeten.

**) Kray war durch Hofintriguen entfernt worden, Erzherzog Karl wollte wegen derselben Intriguen gar nicht mehr zur Armee gehen. Die tapfern Soldaten, ihrer hochverehrten Führer beraubt und in der Verpflegung vernachlässigt, wagten zu murren. Kaiser Franz mußte selbst ins Lager gehen, um zu beruhigen. Aber er brachte den verhaßten Grafen Lehrbach mit. Ein Grenzerregiment sollte decimirt werden, doch wurden nur 4 Mann gehenkt und 39 mußten Spießruthen laufen. Am schlechten Zustand der Armee wurde nichts gebessert.

ersten Consuls Abreise Brune befehligte. Der Schnee polsterte die Felsen aus und erleichterte insofern den Uebergang. Aber Schneestürme und Lawinen machten den Weg gefährlich und einmal wurde eine Halbbrigade ganz auseinandergesprengt und hundert Soldaten im Schnee begraben. Nachdem sich Macdonald glücklich mit Brune vereinigt hatte, erstürmten beide die Minciolinie (zu Weihnachten). Da traf die Nachricht vom Waffenstillstand in Deutschland ein und beide Generale schlossen mit dem ihnen gegenüberstehenden österreichischen General Bellegarde auch den ihrigen ab.

Der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich sollte nun definitiv zu Luneville abgeschlossen werden, wo Bonapartes Bruder, Joseph, mit Cobenzl eifrig unterhandelte, und kam schon am 9. Februar 1801 zu Stande. Oesterreich behielt in Italien nur das Gebiet von Venedig bis zur Etsch, bekam noch die Bisthümer Trident und Brixen, gab aber Toscana und Modena, so wie die Festung Mantua auf. In Deutschland verlor es den Breisgau, mit dem der Herzog von Modena entschädigt werden sollte, die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal, worüber Bonaparte bald anderweitig verfügte, das Erzbisthum Salzburg und Bisthum Passau, womit (nebst dem Bisthum Eichstädt) der Großherzog von Toscana entschädigt werden sollte. Im übrigen anerkannte Oesterreich die cisalpinische nebst den übrigen von Frankreich um sich her organisirten Tochterrepubliken. Das deutsche Reich wurde weniger als je beachtet. Oesterreich verlangte nur, daß alle Festungen auf dem rechten Rheinufer von den Franzosen geräumt würden. Bonaparte gab es unter der Bedingung zu, daß sie geschleift würden, damit sie den Deutschen nicht zum Stützpunkt gegen Frankreich dienen könnten. So schleift sie selbst, antwortete Oesterreich, und Bonaparte ließ alle Festungswerke von Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Kastel (bei Mainz), Kehl (bei Straßburg), Philippsburg und Altbreisach durch Pulver sprengen.

Bonaparte hatte das Versprechen, der Welt den Frieden zu erobern, durch Beendigung des Landkriegs erfüllt; es blieb nur noch der Seekrieg mit dem unversöhnlichen England übrig. Auf dieses England wälzte er alle Schuld, indem er fortwährend behaup-

tete, er selbst wolle nur den Frieden. Abgesehen von England war ein dauerhafter Frieden auf dem Festlande schon deshalb unmöglich, weil sich Frankreich bereits auf eine unnatürliche Weise ausgedehnt hatte und das Gleichgewicht der Nationen ungebührlich störte. Nothwendig mußte einmal die Zeit kommen, in welcher Deutschland das französische Joch vom Nacken warf und die verlorenen Provinzen wiedernahm, die Zeit, in der Italien sich seiner französischen Peiniger wieder entledigte und Spanien die tiefe Schmach seiner Abhängigkeit von Frankreich empfand und nicht mehr duldete. Bonaparte verlangte zu viel, wenn er einen Frieden unter der Bedingung der französischen Uebermacht wollte, und täuschte sich, wenn er ihn je auf eine längere Dauer für möglich hielt. Auf der andern Seite ist eben so unleugbar, daß England ihm den gewünschten Vorwand geliehen hat, seine unnatürliche Präponderanz auf dem Festlande zu rechtfertigen und immer weiter auf Kosten der übrigen Staaten auszudehnen. England griff nicht nur ihn und seine unmittelbaren Bundesgenossen an, sondern auch neutrale Mächte, theils um sie wirklich seinem Einfluß zu entziehen, theils um sie nur unter diesem Vorwande ihrer Flotten zu berauben und ihren Handel zu zerstören. Bonaparte glaubte nun auch seinerseits, die Neutralen schützen und dem englischen Einfluß entziehen zu müssen, und so wetteiferten beide, England und Frankreich, ihre Krallen nach allen Seiten auszustrecken, um unter dem Schein der Schutzleistung Völker zu berauben und zu unterdrücken. Europa glich in jener Zeit dem todten Stier, um den sich Leopard und Adler zanken, während sie zugleich ihn und sich selbst zerfleischen. Beiden kam es zu Statten, daß Oesterreich bei großer Energie und einem ausdauernd tapfern Volke fast immer nur schlechte Minister und Generale hatte, welche die beste Sache verdarben und die schönsten Mittel vergeudeten; daß Preußen in Passivität verharrte und Rußland sein System beständig wechselte.

Der erste Consul gab seinen Friedensversicherungen dadurch Nachdruck, daß er in Frankreich selbst immer mehr zur allgemeinen Versöhnung der Parteien, zur Hebung des Wohlstandes und zum allgemeinen Glück beitrug. Vor allem andern setzte er seine Unter-

handlungen mit dem Papst fort, um seiner Friedenspolitik die religiöse Weihe zu geben. Nach der Art, wie er sich in Aegypten dem Islam gegenüber verhalten hatte, war man allerdings geneigt, in seiner Sorgfalt für die Kirche nur Heuchelei und politische Berechnung zu sehen. Allein er war Staatsoberhaupt und übte als solches nur eine Pflicht und einen Act der Gerechtigkeit und Weisheit aus, indem er dem französischen Volk dessen alte Kirche und rechtmäßige Priester zurückgab. Er handelte dabei entschieden volksthümlich.

Frankreich hatte 60 constitutionelle Bischöfe. Sie wurden zu einem Nationalconcile in Paris versammelt, um durch ihre Haltung die in Rom gepflogenen Unterhandlungen zu unterstützen. Bonaparte brauchte sie, um den allzu viel fordernden Papst herabzustimmen. Der Mehrheit der constitutionellen Bischöfe selbst war aber sehr daran gelegen, sich mit dem Papst zu vereinbaren und dessen Anerkennung zu erwirken, denn so lange dies nicht geschah, blieben sie beim gläubigen Volk unpopulär. Sie gaben daher dem Papst die dringende Versicherung, sie hätten den Civileid nur geleistet und gegen sein Gebot Bisthümer angenommen, nur um in einer schrecklichen und ganz außergewöhnlichen Zeit die Heerden nicht ganz ohne Hirten zu lassen. Es fehlte jedoch auch nicht an solchen, die dem ersten Consul riethen, sich um den Papst gar nicht zu bekümmern, die französische Kirche als Nationalkirche abzuschließen und beliebige Reformen darin vorzunehmen. Es tauchten Vorschläge auf, auch Reformen in der Lehre vorzunehmen, sich dem Protestantismus zu nähern (etwas wie Deutschkatholicismus). Aber Bonaparte freute sich an solchen Kundgebungen nur, weil sie den Papst einschüchtern und nachgiebiger machen konnten, nachdem er jedoch diesen Zweck erreicht hatte, wies er alle jene auf Emancipation hinauslaufenden Pläne zurück und erklärte, die alte Kirche sey es allein, die beim französischen Volke Ansehen genösse, jede neue werde es entbehren. Die kirchliche Autorität dem Staatsoberhaupt übertragen, sey gegen alle Sitte und gegen alles Gefühl der abendländischen Völker. Die kirchliche Autorität einem Unterthanen anvertrauen, sey eben so mißlich, denn entweder werde sie den Charakter einer

wirklichen Autorität verlieren und Sklavin der Staatsgewalt werden, oder sie werde eine furchtbare Opposition bilden. Nichts sey daher für Frankreich passender, als eine kirchliche Autorität, die von einem fremden unabhängigen Souverain ausgehe, der gleichwohl nicht mächtig genug sey, um die Staatsgewalt in Frankreich zu gefährden.

Während dieser Debatten in Paris unterhandelten Bonapartes Bruder Joseph, der einsichtsvolle Abbé Bernier und Staatsrath Cretet eifrigst in Rom. Pius VII. verkannte nicht, wie sehr der erste Consul um die Kirche sich verdient mache, und wie unmöglich es sey, Rechte zu reclamiren, die einmal unwiederbringlich verloren waren, z. B. auf das französische Kirchengut. Er war also zum Entgegenkommen geneigt, wollte aber auch nicht durch freiwillige Zustimmung Räubereien und Rechtsverletzungen sanctioniren, welche sich die Kirche wohl von der äußern Gewalt gefallen lassen, die sie aber nimmer gutheißen kann. Als äußeres Zeichen, daß man das Recht wiederherstellen wolle, verlangte der Papst die Wiedervereinigung der Legationen (Bologna, Ferrara) mit dem Kirchenstaate, dem sie entrissen worden waren. Dem widersprach Bonaparte und gab dadurch zu erkennen, daß er den weltlichen Besitz des Papstes nicht in gleichem Grade achte, wie dessen geistliche Autorität, und mehr noch, daß *er* es sey, der dem Papst eine Gnade bewillige und daher auch die Bedingungen vorzuschreiben habe. Das fiel dem Papst sehr hart und er wollte sich in die Unzugänglichkeit seiner Würde, in dieselbe Passivität, wie sein Vorgänger in den letzten Jahren, zurückziehen. Aber den Bemühungen des Cardinal *Consalvi* gelang es, indem er nach Paris ging, zuerst Bonaparte und dann in Rom selbst den Papst zu weiterer Nachgiebigkeit zu bewegen und endlich ein *Concordat* zu Stande zu bringen, 15. Juli 1801. Man darf dabei nicht vergessen, daß Pius schon ursprünglich durch den Einfluß französischer Cardinäle zum Papst gewählt worden war und daß Spanien auf Frankreichs Seite stand.

Im Concordat wurde anerkannt, daß die Religion der Mehrheit der Franzosen die katholische sey. Als ausschließliche Staatskirche

wollte sie Bonaparte nicht erklärt wissen. Auch behielt er sich das Recht vor, daß keine päpstlichen Erlasse ohne seine Einwilligung in Frankreich verbreitet werden sollten. Frankreich wurde auf neue Art in zehn Erzbisthümer und 50 Bisthümer eingetheilt. Dadurch verloren alle bisherigen Bischöfe, sowohl die alten vertriebenen, die den Civileid nicht geleistet, als die constitutionellen, die an ihre Stelle getreten waren, ihre Sitze. Die ersteren konnten nach canonischem Rechte ihre Sitze nie verlieren, ihr bischöflicher Charakter blieb unzerstörlich, aber der Papst übernahm es, sie zur freiwilligen Entsagung zu bewegen, und die meisten leisteten ihm Folge; nur die in England sich aufhaltenden ließen sich durch englischen Einfluß zum Widerstande aufreizen. Die constitutionellen Bischöfe übernahm der erste Consul zu gleicher Hingebung zu bestimmen und machte mit den wenigen, die sich weigerten, kurzen Proceß. Die neuen Bischöfe und Pfarrer wurden vom Staate besoldet. Das Kirchengut blieb denen, die es als Privatgut gekauft hatten, und der Papst, ohne den Kauf anzuerkennen, gelobte nur, die Eigenthümer in ihrem Besitz nicht stören zu wollen. Die Sonntagsfeier wurde wiederhergestellt, doch blieben die Decaden des republikanischen Kalenders für weltliche Dinge noch in offiziellem Gebrauch, bis auch sie im Jahre 1802 abgeschafft wurden und die christliche Zeitrechnung in ihr altes Recht eintrat. Der Papst setzte den Namen Napoleon (eines wenig bekannten Heiligen) in den Kalender (15. August) und ernannte den Cardinal Caprara zu seinem Legaten für Frankreich und den Oheim Bonapartes, Abbate Fesch, der Erzbischof von Lyon geworden war, zum Cardinal. Talleyrand, den der erste Consul gleich nach dem 18. Brumaire zum Minister des Auswärtigen gemacht und der längst seiner geistlichen Würde entsagt hatte, wurde jetzt vom Papst der Excommunication enthoben und als ein lieber Sohn in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen *). Die feierliche Verkündigung und Einweihung des Concordats erfolgte

*) Er heirathete bald darauf eine Madame Grand, die er ihrem Manne abkaufte.

erst am Osterfest 1802. Bonaparte fuhr zur Kirche Notre Dame in einem altköniglichen Staatswagen in größtem Pomp, umgeben von allen Civil- und Militärautoritäten und erzwang die anständigste Ruhe, obgleich man ihm gedroht hatte, es werde an Spöttereien und kleinen Demonstrationen nicht fehlen. General Delmas allein war so dreist auf die Frage: wie ihm die Ceremonie gefallen habe? dem ersten Consul zu antworten: „es war eine schöne Capucinade, zu der nur eine Million Menschen fehlte, welche das zerstört haben, was Sie wieder aufrichten.“ Richtiger faßte Herr von Chateaubriand, ein Royalist, die Sachlage auf, indem er in einer Schrift, die das größte Aufsehen erregte, „Génie du christianisme,“ zum erstenmal das den „Gebildeten“ gänzlich abhanden gekommene, nur noch im gemeinen Volke lebende christliche Bewußtseyn auch wieder in den höheren Classen weckte. Nicht unmerkwürdig ist in jener Zeit auch ein Versuch gewesen, von Frankreich aus dem Katholicismus in Deutschland mehr Schwung zu geben. Bonaparte erlaubte zum erstenmal 1802 wieder die berühmte große Procession zu Echternach bei Trier, die unter Joseph II. verboten worden war, und bei diesem Anlaß machte der französische Klerus dem deutschen Vorwürfe, in falscher Aufklärung die Revolution vielmehr begünstigt als bekämpft zu haben *).

Auch gegen den emigrirten alten Adel zeigte sich der erste Consul immer großmüthiger, um auch in dieser Beziehung die Wunden Frankreichs zu heilen und um alte berühmte Namen für seinen Dienst zu gewinnen. Schon am 30. October 1800 ließ er von der großen Liste der Emigranten, deren Güter confiscirt und denen, wenn sie je zurückkehrten, der Tod gedroht war, alle Kinder, Frauen, Diener, Priester und selbst alle Edelleute streichen, die nicht unter den verbannten Bourbons Aemter angenommen und nicht die Waffen gegen ihr Vaterland geführt hatten. Ihnen allen wurde freie Rückkehr gewährt. Durch die Geneigtheit, die Bonaparte sowohl der Kirche wie der Emigration erwies, ließ Ludwig XVIII. sich

*) Allg. Zeitung 1802. Nr. 345.

dermaßen täuschen, daß er im Laufe des Jahres 1800 zweimal an ihn schrieb, ihm für alles dankte, was derselbe für Frankreich gethan habe, und sich der Hoffnung hingab, sofern nun einmal der Weg der Restauration beschritten sey, werde das letzte Ziel derselben auch kein anderes als die Wiedereinsetzung der legitimen Dynastie seyn können. „Herr Bonaparte wolle sich desfalls unbegrenzter Dankbarkeit versichert halten und sich die Stelle selber wählen, die er künftig unter den Bourbons in Frankreich einzunehmen wünsche.“ Das erstemal antwortete Bonaparte gar nicht, aber auf das zweite Schreiben erwiderte er unterm 7. Sept. 1800: „Ich habe Ihren Brief erhalten, mein Herr. Ich danke Ihnen für die Höflichkeiten, die Sie mir sagen. Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen. Sie würden über eine halbe Million Leichen schreiten müssen. Opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glück Frankreichs; die Geschichte wird es Ihnen anrechnen. Ich bin nicht unempfindlich für das Unglück Ihrer Familie; ich werde mit Vergnügen dazu beitragen, Ihre Zurückgezogenheit angenehm und ruhig zu machen.“

Noch nicht fünf Wochen später wurde eine jakobinische Verschwörung gegen den ersten Consul entdeckt. Ein gewisser Arena, ehemals Mitglied der Fünfhundert, konnte nicht verschmerzen, daß er am 18. Brumaire hatte aus dem Fenster springen müssen, und entwarf mit dem Bildhauer Carachi und einigen Andern einen Plan, Bonaparte in der Oper zu erdolchen; sie befanden sich aber, ohne es zu ahnen, unter falschen Brüdern, die der schlaue Fouché ihnen zugesellt hatte, und wurden vor der That verhaftet. Im Dezember 1800 entspann sich aber eine weit gefährlichere royalistische Verschwörung. Seitdem die Royalisten wußten, der erste Consul werde die ihm zugedachte Rolle eines Monk nicht spielen, sondern Frankreich auf eigene Rechnung zu regieren fortfahren, erbitterten sie sich gegen ihn. Unter der Oberleitung Georges Cadoudals, der englisches Geld vollauf hatte, begab sich ein ehemaliger Marineoffizier St. Rejant mit zwei Genossen, Carbon und Limoëlan, heimlich nach Paris und verfertigte dort die s. g. Höllenmaschine, um

damit den ersten Consul zu tödten. Die Maschine bestand einfach in einem mit Kartätschenkugeln geladenen Pulverfasse. Die Verschworenen wählten den Weihnachtsabend zur Ausführung der Frevelthat. Sie wußten, der erste Consul werde an diesem Abend in die Oper fahren, um Haydns berühmtes Oratorium „die Schöpfung" zu hören. Sie wußten, er fahre gewöhnlich durch die Straße St. Nicaise, und nun stellten sie ihr Faß auf einen Karren, spannten ein Pferd an und führten es bis zur engsten Stelle jener Straße, um es im Augenblick anzuzünden, in welchem der consularische Wagen vorbeiführe. Nur St. Rejant blieb da, um das Pulver zu entzünden, und beging noch die Grausamkeit, mittlerweile das Pferd von einem fünfzehnjährigen Mädchen halten zu lassen. Sobald er den Wagen kommen hörte, legte er die Lunte an und floh. Aber sie brannte etwas zu langsam ab und der zufällig betrunkene Kutscher des ersten Consuls fuhr so rasch, daß der Wagen schon vorbei und durch eine Umbiegung der Straße gedeckt war, als das Pulver explodirte. Das Mädchen, das Pferd und die nächsten Häuser und Personen flogen in die Luft. Am Wagen Bonapartes zersprangen nur die Fenster. Niemand ahnte, von welcher Seite dieser Mordanschlag geführt worden sey. Nach dem Vorgang Arenas und Carachis hielt man die Jakobiner für die Schuldigen und der erste Consul beschloß, ein Exempel zu statuiren. Schon am 6. Januar 1801 ließ er 130 verdächtige Exjakobiner, alte Conventsmitglieder, Communalbeamte, Septembermörder und dergl., worunter nur Rossignol einigermaßen namhaft war, deportiren und am 31. Arena, Carachi und zwei Mitschuldige hinrichten. Inzwischen hatte Fouché die wahren Verfertiger der Höllenmaschine entdeckt. Limoëlan entkam, die beiden andern aber wurden verhaftet und enthauptet. Gleichwohl bewirkte das keine Zurücknahme jener Deportation der unschuldigen Jakobiner. Der erste Consul glaubte sich jedenfalls gefährlicher Menschen entledigt zu haben. Auch in der Milde gegen die Emigrirten änderte sich nichts, weil Bonaparte in jedem, der öffentlich nach Frankreich zurückkehrte, einen von den Bourbons Abgefallenen erkannte. Er ließ daher durch Senatsbeschluß vom 29. April 1802 auch noch diejenigen Emigrir-

begnadigen, die gegen Frankreich die Waffen geführt hatten, mit einziger Ausnahme der Anführer.

England hatte die entsetzliche Verwirrung auf dem Festlande nur benutzt, um im Trüben zu fischen. Nachdem es den größten Theil der französischen, spanischen, holländischen und neapolitanischen Flotten zerstört oder geraubt hatte, suchte es auch mit den friedlichsten Staaten Händel, um über ihre Flotten herzufallen. Diesen muthwilligen Herausforderungen war schon seit einigen Jahren Dänemark und Schweden ausgesetzt, wie wenig sich auch Dänemark in die europäischen Händel gemischt und wie feurig auch Schweden für die Rechte derselben Bourbonen aufgetreten war, welche England beschützte. Die Engländer maßten sich an, alle Kauffahrteischiffe mit neutraler Flagge auf offener See zu untersuchen, ob sie nicht Waffen oder Vorräthe für Frankreich und seine Bundesgenossen führen, und in diesem Falle sie als gute Prise zu erklären. Man duldete das aus Ohnmacht und weil es möglich war, daß Englands Feinde sich neutraler Flaggen bedienten, um unter deren Schutz ihre Transporte zur See zu decken. Um aber ihre Handelsschiffe sicher zu stellen, begannen Dänemark und Schweden im Jahre 1798 ihre werthvollern Kauffahrteischiffe von Kriegsschiffen begleiten zu lassen. Da dehnten die Engländer ihr angemaßtes Untersuchungsrecht gegen alles Herkommen auch auf die Kriegsschiffe aus, und als Dänemark sich beschwerte, fuhr eine starke englische Flotte durch den Sund, legte sich vor Copenhagen und zwang die Dänen, sich zu fügen, 25. August 1800.

Im Sommer 1800 nahmen die Engländer Malta weg, obgleich Bonaparte es dem Kaiser von Rußland abgetreten und dieser sich zum Großmeister des Malteserordens erklärt hatte. Paul I. gerieth in den heftigsten Zorn und ließ auf alle englischen Schiffe in russischen Häfen Beschlag legen. Zugleich streckte er seine schützenden Arme über Schweden und Dänemark aus und gab mit ihnen gemeinschaftlich am 16. Dezember eine feierliche Erklärung ab, derzufolge wieder wie zur Zeit seiner Mutter das Recht der Neutralen zur See aus allen Kräften gewahrt und die englischen Visitationen

untersagt und mit Gewalt verhindert werden sollten. Schweden hatte noch einen besondern Grund zur Erbitterung gegen England, da es englische Kriegsschiffe am 5. Septbr. gewagt hatten, unter der verrätherisch aufgesteckten schwedischen Flagge als angeblich neutrale Fahrzeuge in den Hafen von Barcellona einzulaufen und mitten aus demselben heraus zwei reich beladene spanische Fregatten zu rauben. Auch Preußen schloß sich der Erklärung an, weil es kurz vorher gleichfalls von England beleidigt worden war. Ein englisches Kriegsschiff hatte nämlich einen preußischen Kauffahrer weggenommen, war mit demselben durch Sturm nach Hamburg getrieben worden und sollte nun das geraubte Schiff an Preußen ausliefern. Aber der Hamburger Senat hatte viel zu große Angst vor den Engländern, kaufte das geraubte Schiff den frechen Britten erst ab und stellte es den Preußen wieder zu.

Sobald die Engländer erfuhren, daß Kaiser Paul im Frühjahr Schiffe ausrüsten ließ, beschlossen sie ihm zuvorzukommen und schickten eine beträchtliche Flotte unter dem Admiral Parker, bei dem sich auch Nelson befand, abermals durch den Sund. Diese engen Gewässer vermag keine Flotte zu passiren, wenn sie zugleich vom dänischen und schwedischen Ufer aus beschossen wird. Die Dänen schossen auch aufs heftigste von der Feste Kronberg aus, aber die Schweden thaten nichts, aus Furcht vor der Rache der Engländer, oder weil sie bestochen waren. Am 2. April 1801 erschien die englische Flotte vor Copenhagen, und während Parker in Reserve blieb, griff Nelson die im Hafen liegende dänische Flotte auf dieselbe Art an, wie früher die französische bei Abukir, indem er zwischen ihr und dem Hafen sich einzwängte. Auch hier scheiterten drei seiner Schiffe, aber mit den übrigen erreichte er seinen Zweck. Die Dänen wehrten sich aufs heldenmüthigste und ihr Admiral Lassen wich nicht eher, bis seine Schiffe brannten. Er rettete sich ans Land. Die festliegenden dänischen Blockschiffe wurden alle von den Engländern zerstört, ebenso ein Theil der Linienschiffe, aber auch sechs Linienschiffe Nelsons waren fast ganz zerstört. Man unterhandelte nun.

Die Dänen sollten sich vom nordischen Bunde lossagen, weigerten sich aber. Es kam nur zu einem Waffenstillstande.

Mitten unter den Unterhandlungen verbreitete sich die Nachricht, Kaiser Paul I. sey ermordet worden. Das war für die Engländer noch ein viel größerer Vortheil als die Zerstörung der dänischen Flotte, denn der energische und tödtlich gegen sie erbitterte Paul würde im Bunde mit dem ersten Consul das ganze Festland gegen sie gewaffnet haben. Bonaparte kündigte den Tod des Kaisers im Moniteur mit den wenigen Worten an: „Kaiser Paul I. ist in der Nacht vom 24. auf den 25. März gestorben; am 31. fuhr das englische Geschwader durch den Sund. Die Geschichte wird uns sagen, wie diese beiden Ereignisse zusammenhängen können." Die Geschichte sagt es, der Schleier des Geheimnisses ist vollständig von der blutigen Schreckensnacht in St. Petersburg hinweggezogen worden. Kaiser Paul war von äußerst jähzornigem Charakter und übereilt, machte jedoch gewöhnlich seine Härte wieder gut, denn er war voll Adel des Gemüths und Gerechtigkeitsgefühl. Die letzten Ereignisse hatten ihn verbittert. Die nächste Umgebung sah sich seinen bösen Launen ausgesetzt und mancher wußte nicht, wenn er Morgens aufstand, ob er Abends nicht auf dem Weg nach Sibirien seyn würde. Man hat sogar behauptet, des Kaisers Gemahlin und Söhne selber seyen nicht sicher geblieben und seine Zornwuth habe in den letzten Tagen einen gefährlichen Charakter angenommen. Hierin dürfte wohl viel übertrieben worden seyn, um die Missethat an ihm zu beschönigen. Mehr Erwägung verdient, daß ein Krieg mit England niemals im Interesse der russischen Großen liegen konnte, weil sie als Grundbesitzer ihre Rohprodukte, ihre unermeßlichen Getreidevorräthe, ihr Holz, Leder, Talg rc. hauptsächlich auf dem Seeweg und an England selbst verkauften. Zudem hingen viele russische Staatsmänner und Generale noch der früheren Politik Katharinas II. und den Sympathien Suwarows an, die durch die gastliche Aufnahme der vertriebenen Bourbonen in Rußland nur erhöht worden waren. Frankreich war noch immer eine Republik, Bonaparte nicht viel mehr als ein Plebejer. Die stolzen Aristokraten Rußlands dachten in dieser Beziehung nicht

anders, wie die englischen und österreichischen. Die plötzliche Umkehrung der russischen Politik vom Bunde mit England zum Bunde mit Frankreich mußte daher viele Gegner finden. Daß die Engländer selbst nicht müßig waren, ließ sich erwarten. Der englische Gesandte in St. Petersburg, Lord Withworth, stand in naher Verbindung mit der Familie Subow, die vom Kaiser in einem Anfalle von Wuth nach Sibirien geschickt, bald aber wieder zurückgerufen und mit Ehren und Gnaden überschüttet worden war. Eine Frau von Gerebsow, Schwester der Subows, vereinigte in ihrem Salon alle Personen, denen der Kaiser wegen seiner tyrannischen Launen oder wegen seiner Verbindung mit Frankreich verhaßt war, und der englische Gesandte wohnte häufig ihren Zirkeln bei. Zu den entschiedensten Gegnern des Kaisers zählte die unter seiner Mutter einst mächtigste, jetzt zurückgesetzte Familie Orlow, der für das englische Interesse eingenommene General Bennigsen (ein Hannoveraner) und der Gouverneur der Hauptstadt, General Pahlen, des Kaisers Günstling und rechte Hand, den wohl nur Staatsgründe zu so großer Undankbarkeit verleiten konnten. Man beschuldigte Pahlen, er sey es gewesen, der dem Kaiser einen völlig ungegründeten Verdacht gegen seine Gemahlin und gegen seinen ältesten Sohn, den Großfürsten Alexander, eingeflößt habe, um ihn in Zorn zu versetzen und im Zorn zu Vorsätzen und Befehlen zu verleiten, die er dann wieder benutzte, um den jungen Großfürsten in die tödtlichste Angst vor seinem Vater zu versetzen und zu allem zu vermögen, was er mit ihm bezweckte. Nur um seine Mutter und sich selbst vor den Gefahren zu retten, die ihm Pahlen vorspiegelte, willigte Alexander ein, die Verschworenen nicht zu verrathen, noch zu hindern, als ihm eröffnet wurde, es gelte, seinen Vater durch Entfernung vom Thron unschädlich zu machen. Daß es auf einen Mord abgesehen sey, konnte er nicht ahnen.

Alles war vorbereitet. Am 23. März um 11 Uhr des Nachts drang Fürst Subow in das Schlafgemach des Kaisers und erklärte ihm, er verhafte ihn im Namen seines Sohnes Alexander. Paul zog den Degen, nun stürzten aber die übrigen Verschworenen hinter Subow hervor und entwaffneten den Kaiser, ihren Herrn, der sich

aus Leibeskräften wehrte, bis Bennigsen ihn mit einer Schärpe erdrosselte. Noch in derselben Nacht wurde Alexander zum Kaiser ausgerufen. Das Volk gehorchte stumm. Der neue Kaiser wagte nicht, die Mörder zu bestrafen. Nur vor Pahlen zog er sich zurück, die Subows aber blieben in seiner Gunst, und es scheint, der Adel wußte ihn vollständig über die materiellen Interessen der russischen Landbesitzer zu belehren, denn schon am 18. Mai wurden die englischen Schiffe, auf die sein Vater hatte Beschlag legen lassen, frei gegeben und am 17. Juni gab Rußland durch einen feierlichen Vertrag mit England die Ansprüche des nordischen Bundes und die Rechte der Neutralen auf. England behielt das Untersuchungsrecht und hatte vollständig triumphirt. Man erkennt hieraus, daß England in der Gewaltthätigkeit, im Mitfüßentreten fremder Rechte durchaus nicht hinter Frankreich zurückstand und wenigstens nicht befugt war, sich für den Vorkämpfer des guten alten Rechts auszugeben. Bei alledem lag in der Energie der Engländer etwas Großartiges im Vergleich zu den Schwächen und Schwankungen der übrigen Feinde Frankreichs. Damals setzte Pitt durch Drohungen und Bestechungen durch, daß Irland sein besonderes Parlament verlor, indem es sich mit dem englischen in London vereinigen mußte, 2. Juli 1801.

Bonaparte war nicht wenig frappirt durch die Kühnheit und das Glück Englands und beeilte sich, seinen Liebling Duroc, der früher in Berlin so viel ausgerichtet, nun auch nach St. Petersburg zu schicken, um den jungen Kaiser zu gewinnen und von England abzuziehen. Das kostete aber viel. Der erste Consul entschloß sich zu großen Opfern und bewilligte in einem Vertrage vom 11. October die Unabhängigkeit Neapels. Die ionischen Inseln sollten ein Freistaat werden. Bei den Säcularisationen und Entschädigungen in Deutschland sollten Rußland und Frankreich zusammenwirken und insbesondere Bayern, Württemberg und Baden, deren Fürsten mit dem Kaiser verwandt waren, begünstigen. Alexander konnte sich diesen nur ihm günstigen Vertrag gefallen lassen, ohne deshalb seine Verbindungen mit England abzubrechen. Nie hat Bonaparte einen ungünstigeren Vertrag geschlossen. Er wollte offenbar nur Zeit ge-

winnen und das englische Feuer an der Newa ein wenig dämpfen. Alexander war von dem Waadtländer Laharpe in der liberalen Humanitätsschwärmerei des Jahrhunderts erzogen worden, sein Liebling war der junge als Geißel in Petersburg lebende Pole Adam Czartoryski. Schon unter der alten Katharina und noch mehr unter seinem Vater zurückgesetzt, gedrückt, bedroht, wollte Alexander den Thron nicht bestiegen haben, um sich von den Mördern seines Vaters hofmeistern zu lassen, und wenn er auch dem mächtigen Adel in der Sache nachgab, so strebte er sich doch von den ihm lästigen Personen loszumachen. Das erforschte Duroc, und darauf ließ sich immerhin von Seiten des ersten Consuls eine Politik gründen, der die Hoffnung nicht ganz fehlte, den jungen Kaiser einmal näher zu Frankreich heranzuziehen.

Unterdeß sammelte Bonaparte eine Flotte zu Boulogne, ließ die England gegenüberliegende Küste in bessern Vertheidigungsstand setzen und drohte mit einer Landung in England. Frankreich brach darüber in Jubel aus und brachte eine Menge patriotische Opfer, um die Flotte auszurüsten. Da wurde Nelson abgeschickt, die Boulogner Flotte im Werden zu vernichten; aber zweimal, am 3. August, und als er mit Verstärkungen wiederkam, am 14. und 15., wurde er mit Verlust von 8 Schiffen durch das fürchterliche Feuer der französischen Batterien zurückgeschreckt. Das war aber auch der letzte Ausbruch des englischen Zorns. Schon im Frühjahr hatte Pitt das Ministerium an den versöhnlicheren Addington abgetreten, und nachdem die Zerstörung der dänischen Flotte und Sprengung des nordischen Bundes gelungen war, und andrerseits die europäischen Mächte sämmtlich zur Erhaltung des Friedens geneigt waren, so trat auch für England der Moment ein, in welchem die Friedenspartei die Oberhand gewann. In der That hatte England bereits alles erreicht, was es irgend verlangen konnte, die Vernichtung aller mit der seinigen rivalisirenden Marinen und die Eroberung der reichsten Colonien. Von jetzt an bedurfte es der großen Kriegsanstrengungen nicht mehr und konnte ungleich mehr im Frieden durch Wiedereröffnung der bisher gehemmten Handelswege gewinnen. Man

entschloß sich daher in London, am 1. October zu Amiens mit Frankreich zu unterhandeln.

Bei der außerordentlichen Zähigkeit der Engländer und der stolzen Zuversicht Bonapartes war eine Ausgleichung zu treffen überaus schwierig. Auch wäre sie nie zu Stande gekommen, wenn nicht Addington weit mehr nachgegeben hätte, als der englische Egoismus erlaubte, weshalb er auch mit den schwersten Vorwürfen überhäuft wurde und der Friede selbst unmöglich von langer Dauer bleiben konnte. Addington ließ sich von einem Gerechtigkeitsgefühl beschleichen, das ganz und gar nicht im Charakter der englischen Politik lag und ihm als Schwäche, ja als Verrath angerechnet wurde. Einmal gab er außer der spanischen Insel Trinidad und dem holländischen Ceylon alle eroberten Colonien wieder heraus, versprach die Räumung Aegyptens, das dem Sultan, und der Insel Malta, die dem Orden zurückgegeben werden sollte, und anerkannte alle durch Bonaparte verrückten Territorialveränderungen auf dem Festland an. Sodann setzte er auch nicht einmal einen Handelsvertrag durch, der geeignet gewesen wäre, die von Bonaparte mit großen Opfern unterstützte französische Industrie zum Vortheil der englischen zu ruiniren. Dagegen erlangte er von Bonaparte nichts als die Räumung Neapels von französischen Truppen. Das war der berühmte am 25. März 1802 abgeschlossene Frieden von Amiens. So wenig er den Engländern gefiel, wurde er doch eine Zeitlang gehalten. Pitt selbst wollte erst die daraus für England erwachsenden Nachtheile allen Engländern zum Bewußtseyn kommen lassen und neue Ausbrüche französischen Uebermuthes abwarten, um dann mit desto lauterem Beifall aufs neue das Zeichen zum Kriege zu geben.

Die ganz unerwartete Nachgiebigkeit Englands hatte einen geheimen Grund in der Furcht vor einer Landung der Franzosen in England, die man Bonapartes Kühnheit unbedenklich zutraute. Aber das Ministerium durfte es der Nation nicht eingestehen.

Preußen hatte während der Wirren, die der nordische Bund veranlaßte, Hannover besetzt, sogar mit Zustimmung Englands, welches die Preußen dort lieber sah als die Franzosen. Nach dem

Frieden von Amiens mußten die Preußen Hannover wieder verlassen, was dem Ministerium in Berlin zu nicht geringem Verdruß gereichte.

Bonaparte feierte in diesem Frieden mit England einen großen moralischen Triumph, wodurch er sich hätte bewegen lassen sollen, seinerseits nur das einmal Gewonnene zu erhalten und durch Mäßigung und strenge Rechtlichkeit die Unterworfenen zu versöhnen und den Nachbarn Vertrauen einzuflößen. Das that er aber nicht, sondern griff mit List und Gewalt immer weiter um sich.

Der erste Consul hatte Italien beständig im Auge behalten. Dort den französischen Einfluß fest zu gründen und noch weitere Erwerbungen zu machen, war auch nach dem Frieden von Luneville beständig seine Absicht; anfangs jedoch zügelte er sich in der Verfolgung dieser Plane, indem er Rücksicht auf Rußland nahm, dessen Freundschaft ihm zunächst ungleich mehr werth war. Sein gutes Einvernehmen mit dem Papste benützend, schickte er Murat im Beginn des Jahres 1801 mit nur 15,000 Mann, die aber die ganze Macht Frankreichs hinter sich hatten, in den Kirchenstaat, ließ ihn Ancona besetzen, die Neapolitaner aus Rom vertreiben und diese heilige Stadt dem Papst wieder zum ausschließlichen Eigenthum übergeben. Murat würde weitere Schritte gegen Neapel gethan und zu diesem Behufe Verstärkungen an sich gezogen haben, wenn nicht Kaiser Paul ins Mittel getreten wäre. Die Königin Karoline von Neapel war mitten im Winter nach St. Petersburg gereist, um seine gütige Verwendung nachzusuchen, da Oesterreich ihr nicht mehr helfen konnte. Der ritterliche Kaiser säumte nicht, ihren Wunsch zu erfüllen, und Bonaparte willigte nur aus Gefälligkeit für ihn in die Schonung Neapels ein, von dem er schon so oft herausgefordert und im Rücken angegriffen worden war. Er verlangte jedoch Garantien gegen den englischen Einfluß, was Kaiser Paul aus Haß gegen die Engländer nur billigte. In einem am 28. März 1801 zu Florenz abgeschlossenen Frieden trat Neapel an Frankreich das Vorgebirge Piombino und die Insel Elba ab, damit sich die Engländer hier nicht einnisten könnten, und duldete, daß 10,000 Franzosen unter Soult Tarent bis zum künftigen Frieden mit England besetzten, um

auch hier die Engländer abhalten zu können, mit dem Nebenzweck, sie, wenn es die Umstände erlaubten, nach Aegypten zu schicken, das damals noch von den Franzosen besetzt war.

Der unterwürfigste Verbündete Frankreichs war immer noch Spanien. Allein es wollte nun auch einmal seine Gefälligkeit erwiedert sehen. Die Königin, selber eine Schwester des regierenden Herzogs von Parma, hatte ihre Tochter Marie Louise mit dem Sohne desselben, Ludwig, vermählt. Es war ihr Lieblingskind, und als sie sah, daß Bonaparte in Italien schalten und walten könne, wie er wolle, lag sie ihm an, das Herzogthum Parma zu vergrößern. Dem ersten Consul war zu viel am Beistand Spaniens gelegen, als daß er diese Bitte hätte abschlagen können. Er bot ihr also für das kleine Parma das ungleich größere und reichere Toscana an, in dessen Besitz der Prinz von Parma den Titel eines Königs von Hetrurien annehmen sollte. Für diese Gunst aber verlangte er von Spanien die Abtretung der Colonie Louisiana in Nordamerika, die ihm zum Ersatz für St. Domingo und Aegypten dienen sollte, und Zwangsmaaßregeln gegen Portugal, um es vom Bund mit England abzuziehen. Beides wurde ihm zugestanden. Eine spanische Armee rückte in Portugal ein, obgleich der König dieses Landes Schwiegersohn des spanischen war, und ließ sich die Provinz Olivenza abtreten. Bonaparte fand aber ihr Verfahren nicht energisch genug und schickte auch noch eine französische Armee gegen Portugal, welches dieselbe nicht abwartete, sondern am 29. Sept. 1801 einwilligte, den Engländern alle Häfen zu verschließen, an Frankreich einen Theil des portugiesischen Guiana abzutreten und 20 Millionen zu zahlen. Das war die in Aegypten beschlossene Rache.

Es fiel nicht wenig auf, daß Bonaparte einen Prinzen des Hauses Bourbon, den Herzog von Parma, zum König von Hetrurien erhob. Als ob er die strengen Republikaner ein wenig hätte ärgern wollen, empfing er sogar den neuen König und seine Gemahlin, die es jedoch vorgezogen hatten, nur unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Livorno zu erscheinen, in Paris und gab ihnen Feste. Allein er that es nur, um sich dadurch die Königin von

Spanien zu verpflichten, und er hatte sich für seine Gefälligkeit durch die Zusicherung von Parma entschädigt. Als der alte Herzog von Parma im October 1802 starb, annullirte Bonaparte dessen Testament, nach dem seine Gemahlin, die österreichische Erzherzogin Amalie, hätte fortregieren sollen, trieb die unglückliche Amalie aus dem Lande und raubte ihr sogar ihr ganzes bewegliches Vermögen und ihre Juwelen unter dem Vorwand, sie gehörten zum Staatsschatz. Er selbst schlug diesen Raub im Moniteur zu 2 Millionen an Juwelen, 112 Pfund Gold und 225,000 Unzen Silber an. Spanien hatte kein Interesse, sich für die Wittwe zu verwenden, wenn nur dem jungen Prinzen Hetrurien blieb, und Oesterreich war zu schwach, Einsprache zu thun. Uebrigens wollte der erste Consul Parma an Spanien abtreten, wenn er dafür Florida, die reiche Halbinsel Nordamerikas in der Nähe von St. Domingo, erhielte.

Eben so gewaltthätig riß Bonaparte **Piemont** an sich. Dem längst vertriebenen König von Sardinien war zwar immer noch sein Anspruch geblieben und aus Rücksicht auf den Kaiser Paul hatte Bonaparte denselben anerkannt. Kaum aber erfuhr er des Kaisers Tod, als er auch die Einverleibung Piemonts in die französische Republik befahl und das Decret arglistig vom 2. April 1801 als von einem Tage datirte, an welchem er den Tod des Kaisers noch nicht hatte wissen können. Damit hoffte er Pauls Nachfolger, Alexander, zu täuschen. Karl Emanuel, dessen fromme Gemahlin gestorben war, wollte nichts mehr von den Ehren dieser Welt wissen, entsagte freiwillig einem Thron, den er nicht mehr besaß, am 4. Juni 1802 und überließ den Anspruch darauf seinem Bruder Victor Emanuel. In Turin hauste der aus Aegypten zurückgekehrte Menou als französischer Statthalter wie ein Pascha und machte sich allgemein verhaßt. Die thatsächliche Vereinigung mit Frankreich erfolgte erst am 4. September.

Nun blieb Bonaparte noch übrig, auch der **cisalpinischen** Republik den letzten Schein von Unabhängigkeit zu nehmen. Sein Gesandter Petiet in Mailand und die bestochenen Häupter der Republik leiteten auf seinen Befehl alles ein. Eine große Consulta

von 450 Deputirten sollte sich nicht etwa in Mailand, sondern in Lyon versammeln, um hier über eine Aenderung der cisalpinischen Verfassung zu berathen, also nicht blos unter französischem Einfluß, sondern sogar auf französischem Boden. Die Gewählten kamen wirklich, die meisten schon im Voraus gewonnen. War auch noch der eine oder andere Ehrenmann unter ihnen, der die Lombardei nicht blindlings an Frankreich verkaufen wollte, so fehlte ihm doch in Lyon jegliche Unterstützung. Hier herrschte nur der Wille Bonapartes, ausgesprochen durch seinen Minister Talleyrand und den Deputirten vermittelt durch den Präsidenten Sommariva und durch den cisalpinischen Minister des Auswärtigen, Marescalchi. Am 11. Januar 1802 kam der erste Consul selbst nach Lyon und wurde hier von den Einwohnern, die längst eine Vorliebe für ihn hatten und denen er bei jeder Gelegenheit gnädig gewesen war, mit Begeisterung empfangen. Ein großer Theil der Lombarden stimmte in diesen Wonnetaumel ein, und die Consulta spielte nun die verabredete Comödie mit einem theatralischen Feuer durch, das selbst die Franzosen beschämte. In einer Anrede voll Schwulst und kriechender Schmeichelei erflehten sie von Bonaparte die Gnade, er als der Würdigste möge, wie er erster Consul der französischen Republik sey, nun auch Präsident der cisalpinischen werden, was er denn auch huldreich genehmigte, 26. Januar. Seine Antwort war ein rücksichtsloser Ausdruck der Menschenverachtung, zu der er freilich berechtigt erschien. „Ich habe, sagte er, unter euch niemanden gefunden, der die Würde eines Präsidenten eurer Republik verdient hätte.“ Sie bewiesen die Wahrheit seiner Worte, indem sie stürmischen Beifall klatschten. Er ernannte Melzi zum Präsidenten der Regierung in Mailand und Prina zum Finanzminister, der jährlich eine beträchtliche Summe an den ersten Consul abliefern mußte, aber die Lombarden durch den Glanz neuer Prachtbauten täuschte. Damals befahl er die Vollendung des herrlichen Mailänder Domes. Nicht unwichtig war die gleichzeitige Weglassung des cisalpinischen Namens, an dessen Stelle der Name „italienische Republik“ trat. Damit war ausgesprochen, daß sich die gedachte Republik vielleicht einmal über ganz

Italien ausdehnen werde. Bonaparte suchte dadurch diejenige Partei zu gewinnen, die eine Einheit von ganz Italien erstrebte.

Unerschöpflich an Mitteln, auch im Frieden Eroberungen zu machen, traf Bonaparte eine seiner genialsten Maaßregeln in Bezug auf die Schweiz. Es kam ihm darauf an, dieses Bollwerk gegen Italien und Deutschland auf eine zwanglose Weise zu besitzen. Frankreich sollte nicht, wie bisher, die unpopuläre jakokobinische Minderheit schützen, sondern wie zur Zeit Ludwigs XIV. die Altschweizer, die föderalistische und aristokratische Mehrheit für sich gewinnen. Er duldete daher, daß die letztere Partei in die Regierung der helvetischen Republik eintrat, und daß sogar Reding, der tapfere Schwyzer, den Franzosenfreund Dolder in der Würde des Landammann oder Präsidenten der Republik verdrängte. Reding verfehlte nicht, nach Paris zu reisen, den ersten Consul zu begrüßen und sich mit ihm zu verständigen. Bonaparte empfing ihn sehr zuvorkommend und verabredete mit ihm die Umänderung der helvetischen Verfassung. Die einzelnen Cantone sollten wieder mehr Selbständigkeit erhalten, dagegen Waadt und Aargau von Bern losgerissen und besondere Cantone bleiben. Von Wallis solle der Landestheil, durch den die neue Simplonstraße führe, mit Frankreich, der übrige, sowie auch Graubündten mit der Schweiz vereinigt werden. Die französischen Truppen sollten die Schweiz verlassen und dieser eine ewige Neutralität zugesichert bleiben. Als jedoch Reding das letztere Zugeständniß so weit ausdehnte, daß er nach seiner Rückkehr mit allen andern Großmächten Europas in diplomatischen Verkehr trat und Gesandte derselben bei seiner Person accreditirt wünschte, wurde er belehrt, daß er den ersten Consul nicht vollkommen richtig verstanden habe. Der letztere begünstigte nunmehr eine Contrerevolution der Helvetler, durch welche Dolder wieder an die Spitze kam, zog aber sodann alle französischen Truppen aus der Schweiz heraus. Da brach die föderalistische Reaction an allen Ecken aus. Reding stellte sich an die Spitze der Altschweizer. Der helvetische Regierungsgeneral Andermatt zog ihm zwar mit einigen tausend Mann entgegen, wurde aber nicht einmal in die Stadt Zürich eingelassen, die wieder aufs

entschiedenste ihre antihelvetische Gesinnung bewährte. In ohnmächtigem Zorn ließ Andermatt einige Bomben in die Stadt werfen, mußte aber vor den ringsum aufgestandenen Bauern zurückweichen. Mittlerweile brach auch in Bern selbst am Sitz der Regierung die Unzufriedenheit aus, Dolder dankte ab und Reding zog triumphirend ein, 18. September 1802.

Bonaparte ließ nun den General Ney mit 30,000 Franzosen wieder in die Schweiz einrücken, wo man ihnen keinerlei Widerstand entgegensetzte, und erklärte den Schweizern: „ihr bietet seit zwei Jahren ein betrübendes Schauspiel dar. Entgegengesetzte Parteien haben in der Herrschaft gewechselt, alle gleich schwach und ungeschickt. Ich wollte euch völlig euch selbst überlassen und habe deshalb meine Truppen zurückgezogen; aber ihr wißt euch nicht selber zu helfen. Ich kann eurem Unglück nicht länger gleichgültig zusehen. Ich werde also als Vermittler unter euch auftreten und meine Vermittlung wird eine wirksame seyn, würdig der großen Nation, in deren Namen ich rede.“ Sofort beschied er die Häupter aller Parteien und Vertreter aller Schweizer Interessen zu einer Besprechung unter seinen Augen nach Paris. Man sieht, sowohl seine Anrede an die Schweiz als diese Eröffnung eines Schweizer Congresses auf französischem Boden war nur eine Nachahmung seiner Behandlung der Lombarden in Lyon. Allein er ging doch nicht so weit, sich zum Präsidenten der helvetischen Republik ausrufen zu lassen. Das würde die europäischen Mächte zu sehr aufgeregt haben. Er konnte Herr der Schweiz seyn auch ohne diesen Titel. Die tiefgekränkten Altschweizer wollten nicht nach Paris gehen, Bonaparte mußte sie erst einladen und ihnen schmeicheln. Da sie sahen, er sey aufrichtig mehr für sie als für die Anhänger Dolders gestimmt, so kamen sie endlich und erhielten wirklich von ihm eine neue föderalistische Verfassung, die sich der alten vor der Revolution bestandenen wieder näherte. Durch die Mediationsacte vom 19. Februar 1803 wurde festgesetzt, es sollte keine einheitliche Regierung der Schweiz mehr geben, sondern wieder nur eine Tagsatzung, beschickt von den Gesandten der souveränen Cantone. Der erste Consul selbst erörterte in einer gnä-

digen Rede die Vorzüge des Föderalismus für die Schweiz. Die Hirten in den abgeschlossenen Thälern des Hochgebirgs könnten unmöglich die gleiche Verfassung haben, wie die Bürger der reichen Städte in den Thälern und an den Flüssen. Die Natur, die Sitte, die geschichtliche Erinnerung und das Interesse wirke hier zusammen zu Gunsten der Trennung. Die Schweiz werde als Bundesstaat viel wohlfeiler regiert und sey stärker nach außen, weil jedes ihrer Glieder sich freier bewegen könne. Er hielt es aber auch ihrem innern Glück für zuträglicher, wenn sie sich nicht mehr in die Händel Europas mische und sich daher in den auswärtigen und Kriegsangelegenheiten von ihm und Frankreich vertreten lasse, wogegen er ihr garantire, sich in die inneren Angelegenheiten der Cantone niemals einmischen zu wollen. Die Schweiz hatte ihm fortan 18,000 Mann Truppen zur Verfügung zu stellen. Als ein kleines Honorar für seine Vermittlung aber annullirte der erste Consul 15 Millionen Bons, die den Schweizern Entschädigungen für früher Geliefertes und Geraubtes zugesichert hatten.*) Um die Parteien im Innern mehr zu versöhnen, duldete er nicht, daß die aristokratischen Geschlechter wieder ausschließlich zur Regierung berechtigt seyn sollten, schränkte aber das Recht der Regierungsfähigkeit auf solche ein, die in Bern wenigstens 1000, in Zürich wenigstens 500 Franken jährliche Rente aus Landbesitz bezögen, also mit Ausschluß des demokratischen Pöbels. Zu den alten Cantonen Bern, Zürich, Solothurn, Freiburg, Basel, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, St. Gallen, Schaffhausen kamen als neue hinzu: Aargau und Waadt (früher bei Bern), Thurgau (früher von den kleinen Cantonen gemeinschaftlich regiert), Tessin (desgleichen) und Graubündten, zusammen 19 Cantone, die aber auf der Tagsatzung nicht nach Cantonen,

---

*) Wie die guten Schweizer noch beim Abschiedsschmause in Paris um eine Million betrogen werden sollten, indem man den von Wein etwas Benebelten geschwind noch eine verfälschte Urkunde zur Unterzeichnung vorlegte, was aber des Züricher Reinhart Wachsamkeit vereitelte, erzählt Muralt im Leben Reinharts.

sondern nach der Einwohnerzahl stimmten, so daß auf je 100,000 Seelen eine Stimme fiel. Der erste Landammann wurde d'Affry von Freiburg, ein alter Soldat.

Auch die batavische Republik behielt ihre scheinbare Unabhängigkeit. Sie wurde damals von Schimmelpenninck geleitet, wie die cisalpinische Republik von Melzi, unter der Oberhoheit Bonapartes. Sie erlangte zwar im Frieden von Amiens das Cap wieder, schuldete dafür aber Frankreich keinen Dank, weil sie die schöne Colonie doch nur wegen Frankreich verloren hatte. Gleichwohl machte sich Bonaparte dafür bezahlt, confiscirte die Domainen des Hauses Oranien für seine Rechnung und ließ sich von der batavischen Republik noch 18 Millionen für die Gunst bezahlen, daß dieselbe nur noch 10,000 Mann Hülfstruppen stellen dürfe.

Nach dem Frieden von Luneville war dem deutschen Reiche die traurige Aufgabe geworden, das Geschäft der Säcularisationen und Entschädigungen, welches mit dem Rastadter Congreß abgebrochen worden war, von neuem zu beginnen. Daß Frankreich nach wie vor dabei das Schiedsrichteramt behielt, verstand sich wegen der Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen von selbst, weil diese einander nichts gönnten und mittelst Frankreichs einander verkürzen wollten. Oesterreich war für seinen Verlust lediglich auf die Ausbeute der Säcularisationen und Entschädigungen im deutschen Reiche für sich und für die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena angewiesen. Um durch Bonapartes Beistand so viel als möglich zu erwerben, erkaufte es denselben durch die bereitwilligste Nachgiebigkeit in allen andern Punkten. Nicht nur duldete es die grausame Vertreibung und Beraubung der Erzherzogin Amalie in Parma, sondern Cobenzl verrieth auch dem ersten Consul die Anträge Redings, die eine größere Selbständigkeit und wahre Neutralität der Schweiz bezweckten. Preußen verfolgte ganz dieselbe Politik und billigte alles, was der erste Consul that, wenn es nur reiche Entschädigungen für sich und den ihm verschwägerten Erbstatthalter von Holland durchsetzte. Natürlicherweise suchten nun auch alle kleineren deutschen Fürsten ihr Heil in Frankreich, und Herr von Talley=

rand, dem Bonaparte das Geschäft übertragen hatte, wurde von den deutschen Gesandten, zum Theil auch von Fürsten und Fürstinnen in Person förmlich umlagert.*) Die einen wollten mehr haben, die andern weniger verlieren. Alle hielten Herrn von Talleyrand für zugänglich und vergoldeten die Hand, die einst unwürdig Sakramente gespendet und später so viele falsche Eide geschworen hatte. Die Mittel, die zum Theil auch von Damen angewandt wurden, seine Gunst zu erkaufen, blieben jedoch hinter der Schamlosigkeit des Herrn von Talleyrand selbst noch zurück, denn dieser nahm von allen, hielt aber seine Zusagen nur wenigen. Die letzte Entscheidung hing auch nicht allein von ihm ab, denn er mußte dabei den russischen Gesandten Markow zu Rathe ziehen, weil der erste Consul um jeden Preis den jungen Kaiser Alexander für sich gewinnen wollte. Der russische Gesandte war aber mit wenig zufrieden. Es kam ihm hauptsächlich darauf an, Württemberg, dem die Mutter, und Baden, dem die Gemahlin des Kaisers entstammte, bei den Theilungen zu bevorzugen.

Alle Parteien waren darin einverstanden, daß die geistlichen Länder, und da diese für so viele Forderungen nicht ausreichten, auch die meisten Reichsstädte in die Entschädigungsmasse geworfen werden müßten. Vom verbrieften Rechte der Inhaber, vom Schutz des Reichs war nicht mehr die Rede. Der Kaiser selbst wollte nur noch die Beute theilen und indem er das deutsche Reich als solches aufgab, sein österreichisches Erbe abrunden. Preußen sah in der Vernichtung der geistlichen Fürstenthümer zugleich eine Niederlage des Katholicismus und des Hauses Habsburg, dem die drei geistlichen Kurstimmen stets ergeben gewesen waren. Bonaparte aber nährte mit großer Ueberlegung die einander ausschließende Politik Oesterreichs und Preußens, schmeichelte beiden mit besserer Abrundung ihrer Staaten

---

*) Herr von Gagern erzählt (mein Antheil an der Politik I, 117 f.), die altdeutsche Strafe des Hundetragens habe sich hier wiederholt, indem sich vornehme Bittsteller herabgewürdigt hätten, Talleyrands Schooßhündchen zu tragen.

und trennte beide aufs geschickteste von dem Rest des deutschen Reichs, den er unter seine eigene Obhut nahm. Dabei diente ihm hauptsächlich Bayern.

Mehr als je bedauerte Oesterreich, mit seinem alten Plan der Erwerbung Bayerns bisher immer gescheitert zu seyn, denn zu seiner Abrundung war ihm dieses Land unmittelbar im Norden von Tirol unentbehrlich. Es hoffte auch jetzt noch zu seinem Zweck zu kommen und die Isar zur Grenze zu machen, indem es den Kurfürsten von Bayern mit allen vormals österreichischen, geistlichen, ritterschaftlichen und städtischen Gebieten in Schwaben entschädigen und ihm Augsburg zur Hauptstadt geben wollte. Als das nicht zu erreichen war, wollte es wenigstens den Inn zur Grenze haben. Aber auch das wurde durch Frankreich und Preußen verhindert. Es sah sich isolirt, von allen Seiten verlassen und verrathen, und wirklich wurde das Entschädigungswerk durchgesetzt und das deutsche Reich vertheilt, ohne daß der deutsche Kaiser dabei nur zu Rathe gezogen worden wäre.

Unter Zustimmung Rußlands schloß Frankreich zuerst mit Preußen am 23. Mai 1802 einen geheimen Vertrag ab, demzufolge der letztgenannte Staat die Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster (dieses nur zum Theil), verschiedene kleine Abteien und die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen und die Stadt Erfurt nebst dem Eichsfelde gewann. Preußen hätte zwar gerne mehr im Süden erworben, Bonaparte aber redete ihm das aus, weil er es auf Norddeutschland allein einschränken und Mitteldeutschland unter seinen eigenen Einfluß stellen wollte. Der Erbstatthalter bekam das reiche Fulda. Nachdem dies abgemacht war, schloß Frankreich eben so geheim seinen Vertrag mit Bayern, welches die großen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Augsburg, Freising, die Abtei Kempten, die Herrschaft Werdenfels, die Stadt und Festung Passau, die Reichsstadt Ulm und einige kleinere Städte bekam. Oesterreich war aufs tiefste empört, daß man Bayern so groß machen wolle, und namentlich wegen Passau. Es wagte daher lieber alles und ließ Passau besetzen, ehe die Bayern kamen, 18. August. Es erfolgte indessen

wegen dieses Vorfalls kein Krieg. Bonaparte beschwichtigte Oesterreich, indem er ihm nicht nur Passau, sondern auch die südtirolischen Bisthümer Brixen und Trient ließ, die dem Großherzog von Toscana bestimmt gewesen waren, dem dafür Bayern das schon bewilligte Bisthum Eichstädt abtreten mußte. Dieser Großherzog bekam außer Salzburg und Eichstädt noch das Bisthum Passau ohne die Stadt, und Berchtesgaden und wurde deutscher Kurfürst. Der Herzog von Modena erhielt den bisher österreichischen Breisgau, blieb aber in Venedig, wo er sich von seinen gesammelten Schätzen vergnügte. Es ist bezeichnend, daß England gegen diese Zerreißung des deutschen Reichs nicht protestirte, sondern sich mit dem Bisthum Osnabrück, das man Hannover gab, beschenken ließ.

Damit waren die Hauptanstände gehoben. Alles übrige war Nebensache. Von den drei geistlichen Kurfürsten lebte nur noch der von Trier, der als Bischof von Augsburg keine weitern Ansprüche machte, und der von Mainz, der frühere Coadjutor, Karl von Dalberg, der als Reichserzkanzler beibehalten wurde, seinen Sitz in Regensburg nahm und die Reste des Mainzer Erzbisthums auf dem linken Rheinufer nebst Aschaffenburg erhielt. Das war eine Concession für das deutsche Reich und Oesterreich, die Bonaparte jedoch nur deshalb machte, weil er in Dalberg bereits ein künftiges Werkzeug seiner ferneren Pläne ausgefunden hatte. Aus Rücksicht auf Rußland wurden Württemberg und Baden zu Kurfürstenthümern erhoben und reichlich mit Erwerbungen bedacht. Ersteres erhielt die Probstei Ellwangen, eine Menge Klöster und neun Reichsstädte, darunter Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Hall; Baden erhielt Constanz mit allen Theilen der Bisthümer Constanz, Basel, Straßburg und Speier auf dem rechten Rheinufer, die bisherige Rheinpfalz auf demselben Ufer mit Mannheim und Heidelberg, die Herrschaft Lahr und viele Abteien und sieben Reichsstädte, Offenburg 2c. Auch Hessen-Darmstadt und Nassau wurden durch Theile des Mainzer und Wormser Bisthums, Reichsstädte und kleine Aemter vergrößert; Hessen-Cassel erhielt nur wenig von Mainz, aber die Kurwürde; Oldenburg wegen der russischen Verwandtschaft das

Bisthum Lübeck. Von alten Reichs- und freien Städten blieben nur noch Frankfurt am Main, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Wetzlar und die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig. Das deutsche Reich anerkannte alle diese Veränderungen in dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803.

Das Schimpfliche, was in diesen größtentheils vom Ausland dictirten Vertheilungen lag, wurde dem deutschen Reich einigermaßen dadurch gemildert, daß wenigstens um so mehr Winkelsouverainetät und Kleinstaaterei zu Grabe ging und das Dickicht der Farben auf der deutschen Landkarte etwas lichter wurde.

Sobald der Friede mit England eingeleitet war, unternahm der erste Consul eine große Expedition nach St. Domingo. Die Erhaltung dieser Colonie lag ihm sehr am Herzen. Er wollte den Ruhm haben, wieder zu gewinnen, was der Convent verloren hatte. Er wollte einen Ersatz für Aegypten haben. Er wollte vielleicht noch mehr, wenigstens deutet das Anerbieten an Spanien, für Parma Florida zu nehmen, und der Erwerb des portugiesischen Guiana noch weitere Plane an. Da er die englische Machtentwicklung in Ostindien nicht hatte hindern können, wollte er ihr vielleicht künftig in Westindien desto kräftiger entgegentreten. Er hatte sich von dem gefälligen Spanien auch den spanischen Theil der Insel St. Domingo abtreten lassen und entsandte ein Heer, das sich durch nachgeschickte Verstärkungen bis auf 34,000 Mann vermehrte, unter seinem Schwager General Leclerc mit einer großen Flotte dahin ab, eine Kriegsmacht, wie noch keine französische in solcher Stärke nach den westindischen Gewässern geschickt worden war, zum Beweise, welch großen Werth Bonaparte auf diese Expedition legte. Man will übrigens bemerkt haben, daß er dieser Armee Truppen einverleibte, die ihm wegen ihrer noch jakobinischen Gesinnung verdächtig waren und deren er los seyn wollte. Da auf den kleineren französischen Inseln bald darauf die Sklaverei förmlich wiederhergestellt wurde, drohte den Negern auf St. Domingo ohne Zweifel dasselbe Loos. Der erste Consul hütete sich aber wohl, es auszusprechen. Er hoffte die Neger zu täuschen und unter sich zu entzweien, um dann bequemer unter ihnen aufräu-

men zu können. Toussaint-Louverture, damals republikanisches Haupt der Insel, hatte zwei Söhne nach Paris geschickt, um sie daselbst erziehen zu lassen. Der erste Consul schickte sie ihm mit einem sehr freundlichen Schreiben zurück, worin er seinen Verdiensten das größte Lob spendete, ihn aber aufforderte, die Oberhoheit der französischen Republik anzuerkennen, die ihn zu ihren berühmtesten Bürgern zähle. Durch ihn wollte Bonaparte auf die Neger einwirken, ihren Widerstand lähmen.

Es erfolgte jedoch nicht alles so, wie er wünschte. Leclerc landete am 5. Februar 1802 in der Nähe des Cap, fand aber Widerstand und richtete so wenig aus, wie früher die Generale der Jakobiner. Zwar nahm er Toussaint durch Verrath gefangen und schickte ihn nach Frankreich, wo er im Kerker starb, aber die Neger behaupteten in blutigen Kämpfen ihre Unabhängigkeit und das schöne französische Heer wurde durch das gelbe Fieber vollends vernichtet. Leclerc selber starb, sein Nachfolger Rochambeau wurde auf der Flucht über Meer von den Engländern gefangen. — Bonaparte gab nun alle westindischen Pläne auf und verkaufte auch Louisiana an die Nordamerikaner um 10 Mill. Franken.

Dagegen dehnte England seine Herrschaft in Ostindien immer weiter aus. Dort commandirte immer noch Sir Arthur Wellesley, welcher unter der Glut der indischen Sonne und unter der Fieberhitze des indischen Fanatismus die Eiskälte des nordischen Verstandes bewahrte und die elenden Streitigkeiten der Mahrattenfürsten benutzte, um einen durch den andern zu verderben und nach und nach alle zu unterwerfen. Als er nach England zurückberufen wurde, nahm er den Ruhm mit, die Grenzen des englisch-ostindischen Compagnielandes um hunderte von Meilen vorgerückt zu haben.

Zwölftes Buch.

Gründung des französischen Kaiserreichs.

Der Hof des ersten Consuls dehnte sich trotz der noch beibehaltenen republikanischen Formen mehr und mehr aus und nahm immer mehr von der königlichen Würde an. Jeder neue Sieg, den Bonaparte erfocht, führte auch neue glänzende Gesandtschaften nach Paris, die ihm aufwarteten. Ueberdies lockte sein Ruhm eine Menge vornehme und ausgezeichnete Fremde nach Paris, die seine edle Einfachheit, den Geist in seinen Umgebungen und die liebenswürdige Grazie im Cirkel seiner Gemahlin nicht genug bewundern konnten. Eine Menge Berichte von Reisenden aus jener Zeit geben davon Zeugniß. Nach dem Frieden von Amiens fanden sich auch Engländer schaarenweise in Paris ein, um den Helden des Jahrhunderts anzustaunen. Auch Fox kam herüber und wurde vom ersten Consul aufs ausgezeichneiste wie einer seiner intimsten Freunde empfangen. Viele vornehme Fremde blieben in Paris, namentlich zierten reizende Polinnen den Salon der Madame Bonaparte. Auch Gelehrte, Künstler, Notabilitäten des Geistes fanden leicht Zutritt. Im Uebrigen behielt der Hof ein vorherrschend militärisches Aeußere. Täglich paradirten

Truppen vor den Tuilerien, deren Anblick dem ersten Consul so unentbehrlich war, als ihnen der seinige. Er sorgte dafür, daß sie oft wechselten und daß er ihrer nach und nach so viele als möglich unter die Augen bekam. Die Musterungen währten lange. Er untersuchte alles, frug die Soldaten nach allem, bemerkte jeden Fehler, sorgte für alles. Dadurch machte er sich im Heer unermeßlich populär und hielt die Generale in Athem. Zugleich blendete der Anblick dieser berühmten Krieger die Pariser wie die Fremden und verbürgte dem ersten Consul seine Gewalt. Zum Kern der Truppen machte er eine Consulargarde von 8000 Mann, aus den besten Soldaten der übrigen Regimenter auserlesen, unter denen sich besonders die Grenadiere mit ihren Bärenmützen durch martialische Haltung auszeichneten.

Indem der erste Consul der Monarchie entgegenging, war er fest überzeugt, dazu wie der Kirche so auch der Aristokratie zu bedürfen. Das konnte nun aber nicht ausschließlich die alte Aristokratie seyn, die noch den Bourbons anhing. Wie gerne er dieselbe aufnahm, so mußte er doch auch den großen Verdiensten und Namen der bürgerlichen Emporkömmlinge gleiche aristokratische Rechte gewähren. Noch war an die Wiedereinsetzung eines eigentlichen adeligen Standes nicht zu denken, aber Bonaparte bereitete dieselbe vor durch Gründung der Ehrenlegion, einer Ordensritterschaft, in die jedes Verdienst aufgenommen und die eben dadurch vom gemeinen Volk unterschieden werden sollte. Die Legion hatte eine militärische Einrichtung. Sie wurde zu 6000 Mann berechnet, eingetheilt in 15 Cohorten mit je 30 Offizieren, 20 Commandeurs und 7 Großoffizieren. Jeder Ritter erhielt einen jährlichen Sold von 250 Franken, der Offizier von 1000, der Commandeur von 2000, der Großoffizier von 5000. Das Ordenszeichen war ein am rothen Band getragenes Kreuz mit fünf Armen (ein charakteristisches Mittelding zwischen Kreuz und Stern). Als Berlier im Staatsrath die neue Einrichtung mißbilligte und die Orden ein Spielwerk der Monarchie nannte, nicht würdig einer Republik, in welcher die Wahl zum Amt der einzige Lohn der Tugend seyn müsse, erwiderte der erste Consul: „Ich fordre jeden auf, mir

eine alte oder neue Republik zu nennen, in der es keine Auszeichnung gegeben hätte. Man nennt das Spielzeug, aber mit solchem Spielzeug leitet man die Erwachsenen. Ich würde das auf einer Tribüne nicht sagen, aber in einem Rath der Weisen darf man alles sagen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Die Franzosen haben sich binnen zehn Jahren nicht geändert, sie sind heute noch immer, was die alten Gallier waren, eitel und leichtfertig. Sie sind nur für ein Gefühl empfänglich, für das der Ehre. Auszeichnungen passen daher für sie und sind ihnen unentbehrlich. Vor allem der Armee. Glauben Sie, daß man die Soldaten durch vernünftige Vorstellungen zum Schlagen bringt? Das könnte nur ein Stubengelehrter sich einbilden. Den Soldaten muß man durch Auszeichnungen, Lohn und Ruhm gewinnen. Es handelt sich aber auch noch um etwas Anderes. In der Revolution ist alles umgestürzt worden, wir müssen nun nothwendig wieder aufbauen. Die Gesellschaft besteht aus Sandkörnern, wir können ihre Institutionen nur befestigen, wenn wir einige Granitmassen auf den Boden Frankreichs werfen." Staatsrath Thibaudeau machte dem ersten Consul den geistreichen Einwurf, das französische Volk habe gerade das in ihm vorherrschende Ehrgefühl durch die republikanische Gleichheit befriedigen wollen, denn das sey die Ehre eines Jeden, dem Andern gleich zu stehen, während die Ehre von 6000 Rittern für die übrigen 30 Millionen zur Zurücksetzung und Beschimpfung werde. Freville kehrte im Tribunat zu Bonapartes Auffassung zurück, spottete über die dem Pöbel zugemuthete Ehrenhaftigkeit und ließ sich als Bezeichnung der französischen Nation den Ausdruck „erbärmlich" entschlüpfen. Das erregte lebhaften Unwillen und nicht nur der Tribunat, sondern auch die gesetzgebende Versammlung nahmen das Gesetz der Ehrenlegion nur mit sehr geringer Mehrheit an. Auch bemerkte man, daß viele Generale, die der strengrepublikanischen Partei angehört hatten, die neuen Kreuze lächerlich fanden und sich schämten, dieselben anzunehmen. Allein der erste Consul kümmerte sich um diese Ausnahmen nicht und hielt die Regel fest. Auch täuschte ihn seine Menschenkenntniß nicht. Das Kreuz der Ehrenlegion wurde

das populärste Ding in Frankreich und ist es heute noch. Das Datum der Stiftung war der 19. Mai 1802. Die wirkliche Vertheilung der Kreuze erfolgte aber erst etwas später.

Um dieselbe Zeit, gerade nach dem Frieden von Amiens, der dem ersten Consul ein neues Ansehen verlieh, beantragte der Senat, ihm einen Beweis der Nationaldankbarkeit zu geben, indem man ihn zum ersten Consul auf weitere zehn Jahre ernenne. Das war aber weniger, als Bonaparte wollte. Er nahm daher eine verstellte Demuth an, meinte, er könne nicht einwilligen, bevor nicht das Volk unmittelbar gefragt werde, ließ aber dem Volk eine ganz andere Frage vorlegen, nämlich ob er auf Lebenszeit ernannt werden solle? Der verblüffte Senat mußte diese Beschämung hinnehmen, und im Plebiscit erhielt Bonaparte 3,568,185 Stimmen gegen 8000. Die letzte republikanische Opposition im Tribunat zu unterdrücken, ließ er ein Drittel seiner Mitglieder streichen und ihre Zahl überhaupt auf 60 herabsetzen. In England, sagte er bei dieser Gelegenheit, in einem altconstitutionellen Lande ist eine gemäßigte parlamentarische Opposition, die nur eine Meinungsverschiedenheit der herrschenden Aristokratie ausdrückt, ungefährlich; ganz anders in Frankreich, wo sie theils von Jakobinern, theils von Royalisten ausgeht, welche beide den Staat umstürzen wollen. In der Proklamation seiner neuen Würde hieß es übrigens noch im republikanischen Style, durch die Lebenslänglichkeit des Consuls werde die Dauer des Staatsprincips überhaupt gesichert, mithin „würde die Freiheit und Gleichheit fortan unüberwindlich seyn." Der 15. August als Geburtstag Bonapartes wurde zu einem Festtag der Republik bestimmt, und von nun an setzte der erste Consul seiner Unterschrift den Taufnamen Napoleon voran. Der treueste Anhänger constitutioneller Bürgschaften sowohl der Freiheit als der Ordnung, Lafayette, der durch Bonapartes Edelmuth aus seinem Kerker in Olmütz erlöst worden war und seitdem ruhig in Frankreich lebte, hielt es für seine Pflicht, dem ersten Consul in einem Memoire ans Herz zu legen, wie sehr es seine Pflicht und zugleich die Bedingung einer glücklichen und dauerhaften Regierung sey, constitutionell zu handeln und die Freiheit der Nation, namentlich ihre

parlamentarische Vertretung, nicht ganz zu unterdrücken; aber Bonaparte fand seine Mahnungen nicht zeitgemäß und nannte ihn einen „Unverbesserlichen.“ Lafayette zog sich nun wieder zurück.

Indem Bonaparte dem Ziele, das er sich vorgesetzt, immer näher kam und die höchste Gewalt ihm nicht mehr entgehen konnte, nahm er begreiflicherweise auch schon auf ihre Erblichkeit Bedacht. Er hatte von Josephinen keine Kinder und konnte keine mehr von ihr hoffen. Sie glaubte aber, er werde ihren Sohn erster Ehe, den treuen und schönen Eugen, den er so sehr liebte, als Sohn adoptiren. Dagegen waren nun Bonapartes Brüder aufs hitzigste eingenommen, denn ihnen und ihren Kindern, meinten sie, stehe die Nachfolge in männlicher Linie zu. Sie verfehlten daher nicht, gegen die arme Josephine zu intriguiren und auf ihren etwas leichtsinnigen Charakter schwere Anklagen zu gründen. Namentlich soll es nach Bonapartes Rückkehr aus Aegypten an heftigen Familienscenen nicht gefehlt haben. Josephine wurde von den Brüdern ihres Gemahls der Untreue beschuldigt; aber sie beschwor ihn auf den Knien und unter tausend Thränen. Er verließ sie nicht, er blieb ihr hold und widmete ihr von neuem die feurigste Zärtlichkeit. Um beide Familienparteien auszugleichen, vermählte Bonaparte die unterdeß herangewachsene Tochter Josephinens, die liebliche Hortense, mit seinem jüngeren Bruder Louis, am 3. Januar 1802; was jedoch die älteren Brüder Lucian und Joseph wieder sehr übel nahmen, weil der erste Sohn jenes neuvermählten Paares Napoleons Erbe werden sollte. Aufs neue wurden daher die bösartigsten Gerüchte ausgesprengt, insbesondere Louis leihe Hortensiens Sohn nur den Namen, der wahre Vater sey Napoleon selbst. Inzwischen starb das angefochtene Kind im zarten Alter.

Großes Verdienst um Frankreich erwarb sich der erste Consul durch Werke, die zugleich den Glanz seiner Friedensregierung und den Ruhm seiner Weisheit erhöhten. Dahin gehören vor allem der **code civil**, der im November 1801 fertig wurde und noch heute als das Civilrecht Frankreichs gilt, berühmt durch seine Klarheit und Einfachheit. Ferner die prachtvolle, an vielen Stellen durch die Felsen gehauene Simplonstraße, welche Frankreich mit Italien verbinden

sollte, die neuangelegten Canäle von Ourq, St. Quentin und Aigues-Mortes, die durchgängige Verbesserung der Straßen, Anlagen von Chausseen durch ganz Frankreich, die Hebung der Industrie, insbesondere der Baumwollenspinnereien (um von England weniger abhängig zu seyn), endlich überhaupt die Hebung des Credits, die Herstellung der Ordnung in den Finanzen. Sichtbar nahm unter seinen Augen der Wohlstand Frankreichs zu. Auch Wissenschaften und Künsten erwies er Ehre. Den jakobinischen Maler David hatte er bald zum Schmeichler gewonnen. An die Stelle der vormaligen Akademie gründete er das Institut von Frankreich, das die berühmtesten Namen der Wissenschaft in sich aufnahm. Den Dichter Boufflers, der emigrirt war, nahm er aufs gnädigste auf. „Er hat uns mit Epigrammen angegriffen, sagte Bonaparte, jetzt wird er Lieder dichten, die wir brauchen.“ Nur die Frau von Staël zog sich seine Ungnade zu, weil sie aus gekränkter Eitelkeit in ihrem Cirkel alle versammelte, die aus irgend einem Grunde mit ihm unzufrieden waren und auf ihn lästerten. Sie erhielt im Jahr 1803 gemessenen Befehl, ihren ästhetischen Theekessel anderswo dampfen zu lassen und seine Staaten ungesäumt zu verlassen.

Der Weltfrieden war trügerisch, weil er nur Frankreich Vortheil brachte, von allen andern Mächten aber mit schweren Opfern erkauft war, weil er ein schlechthin unberechtigtes Uebergewicht Frankreichs, einen gespannten unnatürlichen Zustand im übrigen Europa verewigen sollte.

Aus demselben Grunde war auch das Glück Bonapartes trügerisch. Unter seinen Lorbeern lauerte die Giftschlange wie im Haar der Medusa. Wie groß immerhin seine Macht und unerschöpflich sein Genie seyn mochte, er hatte sich ein unerreichbares Ziel gesteckt und war zum Theil vom Schicksal selber in die Bahn gedrängt worden, auf der er nie mehr stille stehen konnte. Man sage nicht, daß allein unbändige Thatenlust und Ehrgeiz ihn fortgerissen hätten. Gewiß war diesem Feuergeiste nirgends wohler als im Donner der Schlachten, Bonaparte ließ daher nie auf sich warten, wenn ihn das Schicksal wieder auf das Feld der Thaten rief. Er war aber zu einsichtsvoll und

besonnen, um nicht zu begreifen, welches höchst gewagte und gefährliche Spiel der Krieg für ihn sey, denn er mußte beständig siegen, die kleinste Niederlage zerstörte den Zauber seines Namens, seiner Macht. Es war ihm aber nicht möglich, sich des Krieges zu enthalten, wenn er auch gewollt hätte. An eine freiwillige Aufopferung dessen, was er und was schon vor ihm die siegreichen Generale der Republik erobert hatten, war nicht zu denken. Um den unrechtmäßigen Erwerb zu hüten, mußte er beständig mit dem Schwert gerüstet stehen, noch mehr dazu erobern, jedes Unrecht, das er dem Nachbar zufügte, durch ein zweites, drittes vertheidigen und so eine Machtausdehnung ohne Maaß und Ziel fortsetzen. Er selbst äußerte einmal gegen den englischen Gesandten, Lord Withworth: „Ich gelangte in früher Jugend zu einer Macht, zu einem Ruhme, dem sich schwer etwas zusetzen ließe. Glauben Sie, daß ich diese Macht, diesen Ruhm in einem verzweifelten Kampfe auf das Spiel setzen will? Sagen Sie selbst, ob ich, mächtig, glücklich, unangefochten, wie ich es jetzt bin, durch ein tollkühnes Unternehmen Macht, Glück, Ruhe auf das Spiel setzen möchte? ob ich aufrichtig bin, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Frieden will?“ So sagte Bonaparte diesmal und auf jeder neuen Stufe seiner Erhebungen, und jedesmal ist es ihm sicher Ernst gewesen. Aber es kam nicht darauf an, ob er den Frieden wollte; es konnte kein Friede seyn, so lange die französische Nation eine so unnatürliche Gewaltherrschaft über die andern Völker übte.

Die öffentliche Meinung in England war bald darüber einig, man hätte den Frieden unter günstigeren Bedingungen oder gar nicht abschließen sollen. Je weniger die englische Politik selber geneigt war, den Frieden aufrichtig zu halten, um so mehr setzte sie gleiche Arglist auch bei der französischen voraus. Beide Cabinette belauerten sich auf eine beleidigende Art. England gab Malta keineswegs heraus, sondern brauchte allerlei Vorwände, die Insel noch besetzt zu halten, selbst dann noch, als mit Zustimmung Rußlands durch den Papst schon der Bailli von Thomasi zum neuen Großmeister des Malteserordens ernannt war. Andrerseits benahm sich General Sebastiani,

den der erste Consul zu einer politischen Recognoscirung des Orients abschickte, ziemlich brutal. Zuerst begab er sich nach Tunis, dessen Dey kurz vorher durch eine französische Flotte gedemüthigt und zur Herausgabe geraubter Schiffe und Menschen gezwungen worden war, dann nach Aegypten, welches die Engländer immer noch nicht geräumt hatten, und nahm die Miene an, als ob Bonaparte bald eine zweite Expedition dahin abgehen lassen würde. Die englische und französische Presse faßten diese Häckeleien auf und begannen den Krieg mit giftigen Worten. Französische Emigrirte verfaßten in London Schmähschriften auf den ersten Consul, seine Gemahlin und ganze Familie. Das nahm er entsetzlich übel und affectirte vielleicht noch mehr Zorn, als er wirklich empfand, um mehr Unrecht auf England zu häufen, da er wohl einsah, der Bruch sey nicht mehr zu vermeiden. Peltier, der Verfasser der ärgsten Schmähschrift, wurde zwar in London vor die Gerichte gestellt und zu einer leichten Strafe verurtheilt, seine Vertheidigung aber war ein Triumph für ihn und kränkte den ersten Consul noch tiefer. Eine königliche Botschaft an das Parlament vom 8. März 1803 forderte Mittel zu neuen Rüstungen und machte auf die Möglichkeit eines nahen Kriegs aufmerksam. Der erste Consul sagte deshalb zu Lord Withworth vor allen andern Gesandten die heftigsten Dinge *). Man versuchte noch eine letzte Verständigung, aber sie mißlang, da England bestimmt erklärte, es gebe Malta trotz der Verträge nicht heraus, wenn Bonaparte nicht Holland und Piemont räume. Sofort war der Bruch offen und der englische Gesandte verließ Paris am 3. Mai. In Dover dem aus London gleichfalls zurückberufenen französischen Gesandten General Andreossy begegnend, umarmte er denselben in Gegenwart zahlreicher Zuschauer. Beide fühlten tief, was ihr Abschied zu bedeuten habe.

Vierzehn Tage später (17. Mai) eröffnete England ohne Kriegs-

---

*) Napoleon behauptete später, der Lord habe in seinem Bericht die Sache übertrieben, es sey durchaus nichts Unschickliches vorgefallen. Jedenfalls war es England, was einen Vorwand zum Bruch suchte.

erklärung die Feindseligkeiten, indem es plötzlich alle in englischen Häfen befindlichen französischen und holländischen Schiffe und Waaren confisciren ließ und nach allen Richtungen Caper aussandte, um die noch in See befindlichen Schiffe gleichfalls wegzunehmen. Der Handelsstand, der nicht gewarnt worden war, erlitt dadurch unermeßliche Verluste, die besonders Holland trafen. In wenigen Wochen hatten die Engländer 200 Schiffe geraubt, die größtentheils reich beladen waren. Der erste Consul brach in großartigen Zorn aus, erklärte am 22. Mai England den Krieg und vergalt nicht nur hinsichtlich der Schiffe und Waaren Gleiches mit Gleichem, sondern ließ auch, weil dies seine viel größeren Verluste nicht ersetzen konnte, alle in Frankreich anwesenden Engländer verhaften und als Kriegsgefangene behandeln.

Die wundeste Stelle Englands auf dem Festlande war Hannover. Der erste Consul sammelte in Holland eine Armee unter General Mortier und befahl demselben, Hannover zu besetzen. Nur wie im Vorbeigehen ließ er auch in Hamburg, Ritzebüttel und Cuxhaven französische Truppen einrücken, die Elbe sperren, alle englischen Schiffe und Waaren wegnehmen und den Hansestädten eine neue Zwangsanleihe von 3 Millionen auflegen. Preußen, als Director des niedersächsischen Kreises, hätte hier wie in Hannover schützend einschreiten sollen, und Minister Haugwitz rieth dem König dringend, diese schöne Gelegenheit zu benutzen, den Franzosen zuvorzukommen, Hannover mit preußischen Truppen zu besetzen und eine Haltung anzunehmen, welche den ersten Consul ohne Zweifel bewogen haben würde, lieber Hannover den Preußen zu lassen, als es auf einen neuen Continentalkrieg, in welchem Preußen ihm gegenüber stehen würde, ankommen zu lassen. Innerhalb der früher bezeichneten Demarcationslinie durfte Preußen nie eine Einmischung der Franzosen dulden, sich die Hegemonie in Norddeutschland nie entreißen, in dieser Beziehung nie eine Schwäche blicken lassen. Aber der König hatte bei der früheren Besetzung Hannovers wenig Ehre eingelegt, wollte es nicht zum zweitenmal nur besetzen, um es am Ende doch wieder herausgeben zu müssen, scheute den Krieg mit England, der dem preußischen

Handel zu verderblich werden konnte, wie den Krieg mit Frankreich, den er doch hätte riskiren müssen, und fürchtete endlich auch Rußland, welches damals mit England einverstanden ihm mit einer Kriegserklärung drohte, wenn er Truppen in Hannover einrücken ließe. Somit verharrte der König von Preußen in seiner unglücklichen, jede Voraussicht, wie jede Rücksicht auf die energische Politik Friedrichs des Großen ausschließenden Passivität und Mortier drang in Hannover vor. Bonaparte beschwichtigte Preußen durch die vage Zusicherung, er wolle Hannover nur so lange behalten, bis England die Insel Malta ausliefern würde. Die Führer der kleinen, nur 9—10,000 Mann zählenden hannöverschen Armee, Herzog von Cambridge, jüngerer Sohn des Königs von England, Georgs III., und General Wallmoden erkannten die Unmöglichkeit, sich gegen die französische Uebermacht wirksam zu vertheidigen, schlossen daher am 3. Juni zu Suhlingen eine Capitulation ab, derzufolge die Hannoveraner sich hinter die Elbe zurückziehen und auf Ehrenwort, so lange der Krieg zwischen England und Frankreich währe, nicht gegen die letztere Macht dienen sollten. Aber diese braven Truppen waren über eine solche Zumuthung empört, wollten sich viel lieber schlagen und fingen Tumulte an, besonders die vortreffliche Reiterei. Mit Mühe gelang es den Führern, sie nach Mecklenburg zu bringen. Als nun vollends der König von England die Capitulation nicht anerkannte und Mortier nunmehr auf Entwaffnung der hannöverschen Truppen drang, liefen diese schaarenweise aus einander. Mortier konnte sich nur der Festungen und des Kriegsmaterials bemächtigen, der größte Theil der Mannschaft aber entwich über die See nach England, wo sie bald in einer Stärke von 8000 Mann wieder organisirt war und unter dem Namen der deutschen Legion das erste Beispiel unversöhnlichen Franzosenhasses und einer patriotischen Aufopferung gab, welche erst viel später, dann aber auch mit unwiderstehlicher, siegerzwingender Kraft von den Preußen nachgeahmt wurde. Wir werden auf die wundervolle Tapferkeit dieser Legion zurückkommen. Es waren lauter gemeine Leute, ehrliche Bauernsöhne, geführt von einigen stolzen Edelleuten, in denen noch echtes Blut der alten Cherusker strömte. Die

Politik der deutschen Cabinette wußte damals solche Volkselemente nicht zu würdigen. Die Stimmung der zurückgebliebenen Hannoveraner gab sich dadurch zu erkennen, daß trotz der angedrohten Todesstrafe immer noch hunderte heimlich nach England gingen und dagegen zu der von Mortier angeordneten Werbung einer französisch-hannöverschen Legion nur zwei Individuen sich meldeten, darunter ein Ausländer. Uebrigens mußte das arme Land sich von den Franzosen aussaugen lassen und namentlich mit seinen berühmten Pferden die französische Cavallerie beritten machen.

Den Hauptangriff wollte Bonaparte auf England selbst machen. Die früher schon beabsichtigte Landung in England wurde im großartigsten Maaßstabe von ihm vorbereitet. Es war ihm damit ohne Zweifel Ernst und selbst wenn er die Ausführung ihrer Schwierigkeit wegen lange verschieben mußte, hatte er von seinen Rüstungen doch den Vortheil, die Engländer zu schrecken und vielleicht einen neuen Frieden von ihnen zu ertrotzen.

Der Mittelpunkt der französischen Rüstungen wurde ein großes Lager bei Boulogne. Man kann von hier aus über den Canal hinüber die Kreidefelsen des englischen Ufers sehen und in wenigen Stunden hinüberfahren. Zwei Landzungen, die der erste Consul befestigen ließ, beschützen hier eine schlammige Bucht, die er zu einem geräumigen Hafenbassin austiefen und ausweiten ließ. Strandbatterien und Kanonenboote hielten die Engländer ab, die mehrmal die Arbeiten zu stören versuchten. Der erste Consul selbst erfand ein Mittel, die englischen Schiffe aus einer Entfernung von 2300 Toisen zu beschießen, indem er Haubitzen nach Art der Mörser in einem Winkel von 45 Grad schwere Granaten auf sie schleudern ließ. Zugleich ließ er in allen französischen Häfen mit großen Kosten neue Linienschiffe und tausende von verschiedenartigen Landungsbooten bauen, auf denen er seine Armee der englischen Küste zuführen wollte. Die meisten dieser Boote wurden im Innern des Landes gezimmert und schon fertig oder wenigstens das Holz dazu auf den Flüssen in die Seehäfen gebracht. Sie bestanden aus großen Schaluppen für schweres Geschütz, aus Kanonenbooten für Feldgeschütz und aus s. g.

Penichen, langen Ruderbooten für die Ueberschiffung der Soldaten. Ihre Zahl sollte auf 2000 steigen. Die Kanonenboote erwiesen sich in kleinen Seegefechten mit den den Hafen von Boulogne fortwährend blokirenden großen Schiffen der Engländer als sehr praktisch, indem ihr tiefer abgegebenes Feuer die Schiffe besser traf, als sie selbst vom höher abgegebenen Feuer der Schiffe getroffen wurden. Die Hauptsache war aber, alle diese zahlreichen Fahrzeuge aus den einzelnen weit von einander abgelegenen Häfen Frankreichs in Boulogne zu vereinigen, was mit der größten Gefahr verbunden war, da alle diese Häfen von englischen Flotten versperrt waren. Man mußte die Zeit der Stürme abwarten, in der sich die Engländer von der Küste entfernten, oder Windstillen, in denen sie unbeweglich lagen. Man mußte sich so nahe als möglich am Ufer halten, um durch Strandbatterien geschützt zu werden. Erst im September und October gelangten etwa 1000 Fahrzeuge auf diese Weise glücklich nach Boulogne und gingen durch das Feuer der Engländer oder durch Stürme nur wenige verloren. Was aber mit den Booten gelang, gelang nicht mit den großen Schiffen, die es nicht wagen durften, die verschiedenen Häfen zu verlassen.

Der erste Consul begab sich selbst nach Boulogne, um die großen Arbeiten daselbst zu besichtigen, und dehnte diesen Ausflug zu einer Rundreise durch die Niederlande aus, wobei ihn seine Gemahlin und der Cardinal Caprara begleiteten, der letztere um den strengkatholischen Belgiern das innige Einverständniß der neuen Staatsgewalt mit der alten Kirche vor Augen zu stellen. Am Tage seiner Abreise von Paris, am 23. Juni, erließ er das berüchtigte Decret, welches die Einfuhr aller englischen Waaren verbot, jedoch nur sofern sie aus England oder dessen Colonien unmittelbar kämen. Das reiche England konnte diese Sperre eine Zeitlang aushalten, den größten Verlust dabei aber erlitt Holland. Nachdem es seine Flotte, seine Colonien verloren, war es nunmehr ganz vom Meere abgeschnitten und mußte noch dazu aus eigenen Mitteln ungeheure Rüstungen machen, um die von Boulogne zu unterstützen, und eine französische Armee im Lande ernähren, welche diese Rüstungen über-

wachte. Der majestätische Handel der alten Republik Holland, die mit ihrer Flagge alle Meere beherrscht hatte, war zu einem zwar immer noch einträglichen, aber geheimen, nächtlichen und verfolgten Schmuggelhandel herabgesunken.

Spanien machte damals einen schwachen Versuch, sich der französischen Vormundschaft zu entziehen, aber Bonaparte schlug ihn augenblicklich nieder. Er hatte Spanien die Insel Trinidad und Louisiana abgelockt, dann die erstere an England überlassen und das zweite den Nordamerikanern verkauft. Um Frankreichs willen waren spanische Flotten zerstört oder geraubt, die spanischen Häfen blokirt, der spanische Handel fast ruinirt worden. Nach dem Bruch des Friedens von Amiens mußte daher Spanien sehnlichst wünschen, mit England in Frieden zu bleiben und nicht wieder von Bonaparte in den Krieg fortgerissen zu werden. Godoy handelte in diesem Sinne und knüpfte Verbindungen mit England, Rußland und Oesterreich an. Aber Bonaparte ließ sogleich ein Heer an der spanischen Grenze bei Bayonne sammeln, schreckte den spanischen Günstling durch die furchtbarsten Drohungen und schrieb einen Brief an König Karl IV. selbst, worin er demselben die ganze Schmach, sich von einem solchen Günstling beherrschen zu lassen, enthüllte. Dadurch eingeschüchtert wußte Godoy mit Hülfe der Königin zwar so viel zu erreichen, daß der König jenen Brief gar nicht las, unterwarf sich aber allen Forderungen Bonapartes und blieb unter diesen Bedingungen am Staatsruder. Spanien verpflichtete sich am 15. October, dem ersten Consul alle Monate 6 Millionen Hülfsgelder gegen England zu schicken, so lange der Krieg dauern würde, und zugleich Portugal zu zwingen, daß es seinerseits zu demselben Zweck monatlich eine Million zahle. Die enormen Verluste Spaniens wurden noch vermehrt durch den französischen Speculanten Ouvrard, der dem König Karl IV. die nöthigen Summen zwar vorschoß, dafür aber das Monopol aller Lieferungen für die spanische Armee und Marine, das Tabaksmonopol, den Pacht der einträglichen Blei- und Quecksilberminen und endlich auch das Monopol des Handels in die spanischen Colonien verlangte und erhielt.

Der erste Consul gab sich damals nicht geringe Mühe, auch Preußen näher an sich zu ziehen, und ließ es desfalls nicht an großen Versprechungen fehlen. Wenn er nämlich in England landen wollte, mußte er den Rücken frei haben, und das konnte nicht sicherer geschehen, als durch eine enge Allianz mit Preußen. Allein Friedrich Wilhelm III. ließ sich zu nichts Bindendem bewegen und blieb in der bisher behaupteten Passivität zu Bonapartes nicht geringem Aerger. Mehr als je war dieser deshalb entschlossen, sich die kleinen deutschen Fürsten zu verpflichten und ihnen seinen Schutz gegen Oesterreich und Preußen zugleich anzubieten. Daher das auffallende Umsichgreifen dieser kleinen Potentaten schon im Spätherbst 1803. Obgleich im Reichsdeputationshauptschluß noch zu Anfang desselben Jahres die Rechte der Reichsritterschaft ausdrücklich verbürgt worden waren, so bemächtigten sich doch jetzt Bayern, Württemberg und beide Hessen aller in ihrem Bereich liegenden Besitzungen der Reichsritter und mediatisirten diese Herren eigenmächtig.

Während dies auf dem Festlande geschah, blieb England nicht unthätig, sich der ihm drohenden Gefahr zu erwehren. Es traf Vertheidigungsanstalten, befestigte seine Ufer, vermehrte seine Truppen und rief alle Engländer unter die Waffen. Aber diese ungeübten Leute hätten einer französischen Armee schwerlich viel Schwierigkeiten im Lande entgegensetzen können. Der Hauptschutz Englands war das Meer, seine Hauptwaffe die Flotte. Man wußte wohl, es gelte die Landung gar nicht zu Stande kommen zu lassen. Bonaparte unterhandelte mit den unzufriedenen Irländern, denen eben Pitt damals ihr Parlament, die letzte schwache Stütze ihrer Interessen, entrissen und durch die Union mit dem englischen vereinigt hatte. Bonaparte versprach ihnen, daß er einen Theil seines Heeres auf ihrer Insel landen lassen wolle, wenn sie selbst wenigstens 20,000 Mann aufbrächten. Auch ließ er durch verkleidete Offiziere heimlich die Meeresküsten an allen Ufergegenden sondiren, die zu einer Landung geeignet waren. Solche Umtriebe schienen die zu rechtfertigen, die ihm England entgegensetzte. Während Ludwig XVIII. mit dem Herzog und der Herzogin von Angoulême sich damals in Warschau aufhielt,

hatten sich der Graf von Artois und dessen jüngerer Sohn, der Herzog von Berry, nach England gewendet, um von hier aus auf die royalistische Partei in Frankreich einzuwirken. Bei ihnen befand sich auch das Haupt der geflüchteten Chouans, der energische Georges Cadoudal, dazu die Generale Dumouriez und Pichegru. Von diesen ging nun der Plan einer Restauration der Bourbons aus und wurde von England heimlich unterstützt. Der Hauptgedanke war, den ersten Consul aus der Welt zu schaffen und die daraus entstehende Verwirrung zu benutzen, um das Heer durch Pichegru und noch mehr durch Moreau, den man ins Interesse zog, das Volk durch die Chouans und noch mehr durch einen französischen Prinzen, der sich alsbald öffentlich zeigen sollte, für die Wiederherstellung des königlichen Throns zu gewinnen. England stellte den Verschworenen Geld und Schiffe und die Mitwirkung seiner diplomatischen Agenten zur Verfügung. Geheime Verbindungen wurden unterhalten durch die englischen Gesandten, Rumboldt in Hamburg, Taylor in Cassel, Spencer Smith in Stuttgart, Drake in München. Ludwig Heinrich, Herzog von Enghien, Enkel Condés, offenbar unter den Bourbonen der, welcher durch seine Jugend und Haltung populär zu werden am meisten geeignet war, nahm dicht an der französischen Grenze zu Ettenheim im Badischen seinen Wohnsitz, mit einer zärtlichen Neigung zur schönen Prinzessin von Rohan, einer Emigrirten, und mit der Jagd beschäftigt, scheinbar ganz harmlos. Vielleicht war er auch wirklich harmlos und sollte erst erfahren, welche Rolle ihm bestimmt sey; wenn die Zeit gekommen war. Darüber herrscht Dunkel.

Die Verschwörung konnte ihren Hauptzweck nur in Paris selbst erreichen. Dahin begaben sich Pichegru und Cadoudal mit einer Anzahl entschlossener Chouans und emigrirter Edelleute, nachdem sie auf englischen Schiffen bei Nacht am 21. August 1803 an dem Felsen von Biville gelandet und von vertrauten Schmugglern aufgenommen worden waren. Cadoudal trug eine Million in Wechseln bei sich. Verkleidet und von Gesinnungsgenossen versteckt brachten sie Monate in Paris zu, ohne erkannt zu werden. Pichegru, früher

von Moreau verrathen, übernahm es gleichwohl, ihn zu gewinnen, und schöpfte vielleicht gerade aus dessen früherem kleinlichen Benehmen die Hoffnung, seine Charakterschwäche ausbeuten zu können. Moreau ging auch auf die Anträge ein, verlangte aber in seinem langgenährten Neide, daß, wenn Bonaparte gestürzt werde, die Regierungsgewalt ihm, dem General Moreau, zu Theil werden solle und nicht den Bourbonen, wobei er vorgab, die Truppen würden wohl ihm, nie aber den Bourbonen gehorchen wollen. Bei dieser Erklärung blieb er auch, zur Verzweiflung Cadoudals. Moreau haßte den ersten Consul aufs tiefste und ließ es sich auch in unkluger und kleinlicher Weise merken, während der erste Consul ihn mit ausnehmender Rücksicht und Geduld auf eine wahrhaft großmüthige Weise behandelte. Er hatte von dieser Gesinnung schon im Kriege des Jahres 1800 eine glänzende Probe abgelegt, indem er Moreau die Hauptarmee ließ und selbst nur die schwache Reservearmee übernahm. Aber Moreau konnte ihm seine Größe nicht verzeihen, spielte den eifrigen Republikaner, tadelte, witzelte, trotzte, schlug es aus, den ersten Consul zu einer Heerschau zu begleiten, weil er nicht die zweite Stelle einnehmen wollte, und speiste während eines großen offiziellen Diners des ersten Consuls mit seinen Anhängern in einem benachbarten Gasthof, um dem Publikum seine Opposition recht augenfällig und skandalös zu machen. Bonaparte ignorirte ihn seitdem völlig, ohne ihm das geringste zu leide zu thun, und behauptete gerade dadurch am gewissesten seine moralische Ueberlegenheit.

Er hatte, als er lebenslänglicher Consul geworden war, der öffentlichen Meinung ein Opfer gebracht, indem er den unwürdigen und verhaßten Fouché aus dem Ministerium entfernte. Seitdem aber waren die Argusaugen der Polizei eingeschlafen. Nur Fouché selbst hatte die seinigen stets offen behalten und war durch seine geheimen Agenten auf die Spur einer neuen royalistischen Verschwörung gekommen. Das machte er nun geltend, um seine Unentbehrlichkeit für das Portefeuille der Polizei zu beweisen. Bonaparte stutzte und wurde unruhig. Es war ihm sehr einleuchtend, welches große Interesse England haben müsse, seiner gerade in diesem Zeitpunkt,

vor der Landung, durch eine Ueberraschung, durch einen Mord los zu werden. Er legte daher schweres Gewicht auf die Entdeckung. Er selbst schärfte seinen durchdringenden Blick, um mehr zu sehen, als andere. Er ließ sich die Listen aller Verhafteten bringen und sein Adlerauge fand in dieser Menge von Namen den rechten heraus. Querel, ein vormaliger Arzt der Vendéer, war kürzlich erst wieder als verdächtig verhaftet worden, nebst vier andern. Sollten sie nicht aus England gekommen seyn? Der Arzt, sagte Bonaparte, wird ohne Enthusiasmus und nur von Gewinnsucht geleitet seyn, er wird uns beichten. Sie wurden scharf und listig ausgefragt, zwei davon freigesprochen, zwei andere, die sich als fanatische Vendéer bekannten und nichts gestanden, erschossen; der fünfte aber, jener Arzt, ließ sich einschüchtern und bekannte, mit Cadoudal gelandet zu seyn in der Absicht, den ersten Consul zu ermorden. Auch bezeichnete derselbe eine Weinhandlung in Paris, wo die Verschworenen häufig zusammenkämen. Hier nun ergriff man noch Cadoudals jungen Diener, Picot, und einen älteren Offizier Bouvet de Logier, 8. Februar 1804. Der letztere wollte sich im Kerker hängen, kehrte aber ins Leben zurück und war durch den Vorfall so erschüttert, daß er „dem Schatten des Todes entflohen," sich zu offenem Geständniß anbot, denen fluchend, die ihn in dieses Unglück gestürzt hätten. Hierauf gestand auch Picot. Allein sie wollten nicht zugeben, daß sie gemeine Meuchelmörder seyen, sie legten daher großes Gewicht darauf, daß ein Prinz erwartet worden sey, der sich an ihre Spitze hätte stellen sollen, um in offenem Kampfe den ersten Consul anzugreifen. Sie beriefen sich auf die vornehmen Edelleute, die mit ihnen gekommen seyen, namentlich auf die Brüder Polignac, denen der Prinz habe nachkommen sollen.

Somit wurde die Aufmerksamkeit des ersten Consuls auf den Prinzen gespannt. Ueber Moreau war er ruhig, er ließ ihn verhaften, sagte aber, er verzeihe seiner Eitelkeit und Schwäche. Der Prinz allein schien ihm gefährlich. Sein Vertrauter Savary mußte sich heimlich mit Gensdarmen in der Nähe des Felsens von Biville verstecken und auf die Ankunft des vermeinten Prinzen lauern, wochen=

lang vergebens. Noch aber waren die Hauptverschworenen in Paris selbst versteckt. Man mußte ihrer um jeden Preis habhaft werden. Bonaparte ließ Paris absperren, wie es einst Danton während der Septembermorde gethan hatte, daß niemand heraus konnte, und setzte die Todesstrafe darauf, wenn jemand den Verschworenen, die man suche, Obdach gebe oder sie nicht anzeige. Die Angst vor dem ersten Consul war wirklich so groß, daß die meisten Verschworenen aus den Verstecken, in denen sie sich gehalten, ausgewiesen wurden und sich kaum für die höchsten Geldsummen auf einige Stunden einen neuen Schlupfwinkel erkaufen konnten. Pichegru wurde um den Preis von 100,000 Franken von einem Aufwärter verrathen, und Georges Cadoudal auf der Straße in einem Cabriolet erkannt und nach blutiger Gegenwehr verhaftet, nachdem er einen Polizeimann getödtet, einen andern schwer verwundet hatte. Auch die Brüder Armand und Jules von Polignac und der Herr von Rivière fielen der Polizei in die Hände. Sie alle behaupteten aber wie die zuerst Verhafteten, sie seyen keine Meuchelmörder, sondern nur treue Diener eines Prinzen, der mit gewaffneter Hand sein Recht auf den französischen Thron habe geltend machen wollen. Wer dieser Prinz sey, wußten sie selber nicht, da er erst hatte nachkommen sollen.

Savary kehrte endlich zurück und der erste Consul rathschlagte mit Talleyrand und Fouché, wo der Prinz wohl zu suchen sey? Man forschte nach dem Aufenthalt aller Glieder des Hauses Bourbon und fiel endlich auf den armen Herzog von Enghien. Ein vertrauter Agent wurde nach Ettenheim geschickt und berichtete, der Herzog sey häufig von dort abwesend und reise heimlich nach Straßburg, sey auch schon einmal in Paris selbst gewesen, sein nächster Vertrauter und Gesellschafter aber sey der General Dumouriez. Der Agent hörte nämlich den Namen Thumery, so hieß der unschuldige Adjutant des Prinzen, und verwechselte ihn mit dem berühmten General der Republik. Dieses Mißverständniß war es hauptsächlich, was dem Prinzen zum Verderben gereichte. Die Anwesenheit Dumouriez' in Verbindung mit dem Antheil, den Pichegru und Moreau an dem Complott genommen hatten, mußten den ersten Consul im

höchsten Grade frappiren. Das Gerücht von der heimlichen Reise des Prinzen nach Paris war falsch, wurde aber durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß der französische Gesandte in Wien meldete, der Graf Cobenzl habe im Namen des englischen Gesandten Stuart bei ihm angefragt, ob wohl der Herzog von Enghien einen Paß er- erhalten könne, um durch Frankreich zu seiner Familie nach England zurückzureisen.

Bonaparte war furchtbar aufgeregt. Er glaubte sein Leben, seine Macht ein für allemal gegen die royalistischen Complotte durch eine Gewaltthat schützen zu müssen, welche geeignet war, seinen Gegnern gehörigen Schrecken einzuflößen. „Ich will, sagte er, der Revolution ein blutiges Pfand geben und ihr den Kopf des Herzogs von Enghien zuwerfen; das Blut dieses Prinzen soll zwischen mir und dem Prätendenten (Ludwig XVIII.) stehen." Sein Mitconsul Cambacérès wollte ihn milder stimmen, aber Bonaparte fuhr ihn an: „seit wann geizen Sie denn so mit dem Blute der Bourbons?" Cambacérès hatte nämlich im Convent für den Tod des Königs gestimmt. Der Herzog von Enghien wurde in der Nacht des 15. März in Ettenheim ergriffen und zuerst nach Straßburg, bald darauf nach Paris geführt und im Schloß Vincennes vor ein Kriegsgericht gestellt, dem General Hulin präsidirte. Aber Savary war dabei und hatte bestimmten Befehl vom ersten Consul, rasch zu verfahren. Der Prinz behauptete in einer edeln und offenherzigen Vertheidigung, nichts von Dumouriez, auch nichts von einer Verschwörung in Paris zu wissen, noch die französische Grenze überschritten zu haben, nur das sey wahr, daß man ihm gerathen habe, am Rhein zu verweilen, da er vielleicht bald eine Rolle werde zu spielen haben. Durch dieses unvorsichtige Geständniß bestätigte er den Argwohn Bonapartes, auch wenn er selbst dabei unschuldig und nur das Opfer Anderer war. Er bat dringend, den ersten Consul persönlich sprechen zu dürfen. Man sagt, Staatsrath Real sey auch von dem letzteren beauftragt worden, nach Vincennes zu gehen, um klarer in der Sache zu sehen, habe jedoch seine Fahrt dahin verspätet, und Savary in übertriebenem Diensteifer zu schnell entschieden. Indeß ist nicht wahr-

scheinlich, daß ein Diener des mächtigen Gebieters in jenen Tagen gewagt haben würde, gegen seinen Willen weder zu langsam, noch zu rasch zu verfahren. In der Nacht des 20. März wurde der unglückliche Prinz, nachdem ihn das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hatte, im Festungsgraben von Vincennes erschossen und starb mit einer muthigen Ergebung ohne Klage. Bonaparte befand sich an diesem Abend in Malmaison und ließ viel Unruhe blicken. Unter anderem rief er einmal aus: „sie wollen die Revolution vernichten, aber ich werde sie vertheidigen, denn ich bin die Revolution, ich, und von heute an wird man darauf Acht haben, denn man weiß jetzt, wozu wir fähig sind."

Diese blutige That erreichte vollständig ihren Zweck, denn der erste Consul hatte fortan vor den Royalisten Ruhe*); aber sie war von einem unermeßlichen moralischen Nachtheil für ihn, indem sie den guten Glauben an seine Großmuth und Humanität zerstörte und seinen vielen Bewunderern das häßliche Bild eines Tyrannen zeigte. Die bittere und unversöhnliche Feindschaft der Engländer gegen ihn gewann dadurch eine Rechtfertigung, die sie auch sehr gut auszubeuten verstanden. Ein Schrei des Entsetzens und der Rache ging durch alle Länder, in denen Frankreichs Einfluß nicht stummes Dulden gebot. Der Kaiser von Rußland legte mit seinem ganzen Hofe Trauer an, aber Bonaparte ließ durch Talleyrand der russischen Gesandtschaft insinuiren: „was wohl Kaiser Paul gethan haben würde, wenn er erfahren hätte, die Verschworenen, die sein Leben bedrohten, hätten sich nur eine Stunde weit weg von der russischen Grenze befunden?" Der Kaiser von Rußland ließ beim deutschen Reichstag feierlich Protest einlegen gegen die Verletzung des badischen Gebietes, aber der badische Reichstagsgesandte selbst verlangte, daß

---

*) Er selbst hat später oft und aufs bestimmteste wiederholt, diese That sey das einzige Mittel gewesen, die Meuchelmörder abzuschrecken, daher haben Nothwehr und Staatsklugheit sie gerechtfertigt. Ja noch in seinem Testament auf St. Helena versicherte er, daß er unter ähnlichen Umständen jetzt noch ganz ebenso verfahren würde.

man über diese russische Note zur Tagesordnung übergehe, und der preußische Gesandte stimmte damit überein. Preußen wollte das Ereigniß, nachdem es einmal nicht mehr ungeschehen zu machen war, wenigstens nicht zur Ursache eines europäischen Krieges werden lassen. Bonaparte hatte am 21. April das Herzogthum Aremberg besetzen lassen, und drohte seine Armee in Hannover beträchtlich zu verstärken, wenn Russen die preußische Grenze beträten. Preußen hätte sich dann nothwendig entscheiden müssen, es wäre selbst Kriegsschauplatz geworden. Das wollte der friedliebende König um jeden Preis vermeiden und gab also wieder dem ersten Consul nach. Dadurch ließ sich Rußland um so mehr von weiteren Schritten abhalten, als auch Oesterreich es auf keinen Krieg ankommen lassen wollte.

Der große Verschwörungsprozeß in Paris nahm nun vollends seinen Verlauf. Pichegru wurde am 6. April in seinem Gefängniß erwürgt gefunden. Schon vor seiner Gefangennehmung hatte er sich erschießen wollen. Er hatte jedenfalls seinen alten Ruhm für immer verloren und nichts mehr zu erleben, als Schande, daher ist es wahrscheinlich, daß er sich selbst umgebracht hat. Man beschuldigte Bonaparte, er habe ihn heimlich durch vier Mameluken stranguliren lassen, wozu derselbe aber nicht das mindeste politische Motiv gehabt hätte. Auch in dieser Sache ist der Staatsrath Real genannt worden. Er soll Pichegru Gnade und die Versetzung nach Cayenne versprochen haben, wo er einer großen Colonisirung habe vorstehen sollen. Nachher aber sey Real nicht mehr zu Pichegru gekommen, und dieser habe sich aus Verzweiflung umgebracht. Bonaparte selbst hatte wohl mehr Recht, wenn er voraussetzte, Pichegru habe aus Scham und gekränktem Ehrgeiz seine Gnade ausgeschlagen. Jedenfalls würde Pichegru so gut Gnade gefunden haben, wie Moreau. Dieser vertheidigte sich männlich, edel, seines großen Ruhmes nicht unwürdig, konnte aber den Mackel, mit im Complott gewesen zu seyn, nicht von sich abwaschen und wurde zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Bonaparte entließ ihn frei nach Amerika und kaufte ihm sein Landgut um eine beträchtliche Summe ab, damit er nicht

unbemittelt ins Exil gehe. Auch die sämmtlichen royalistischen Edelleute, die im Complott gewesen, wurden geschont. Zwar hatte Armand von Polignac, Rivière, Bouvet de Logier, den General Lajolais und noch drei andere die Todesstrafe getroffen, aber Frau von Polignac und die vierzehnjährige Tochter Lajolais' fielen dem ersten Consul unter Thränen zu Füßen, Josephine bat für sie und Bonaparte sprach das Gnadenwort aus. Nur die plebejischen Verschworenen, Cadoudal mit 11 Gefährten wurden am 25. Juni hingerichtet. Er starb wie ein Held. Die Begünstigung des Adels war ohne Zweifel darauf berechnet, ihn von der Sache der Bourbonen abzuziehen.

Bonaparte schritt über die Leiche des Herzogs von Enghien hinweg zum Throne. Wenn ihr, schien er den Royalisten zu sagen, nun doch den Thron wieder aufrichten wollt, so will ich euch zeigen, wer allein würdig ist, denselben zu besteigen. Im Heer und Volk war die Monarchie längst vorbereitet. Wer einmal so mächtig und populär war, wie der erste Consul, konnte vor dem leeren Throne nicht still stehen. Der republikanische Rausch war längst verflogen, der terroristische Pöbel in die Winkel der Vorstädte zurückgetrieben; selbst die wahrsten und edelsten Freunde bürgerlicher Freiheit hatten sich aus Eckel an den jakobinischen Ausschweifungen zur Partei der Ordnung bekehrt oder trauerten in stummer Resignation. In den Vordergrund aber waren die Waffengefährten des ersten Consuls und die ehrgeizigen Schmeichler getreten, die jeder neuen Gewalt huldigen. Sie erfüllten Frankreich ausschließlich mit dem Gedanken der Größe und des Ruhms und mit der Bewunderung eines Einzigen, in dem die Nation allein noch wissen sollte, daß sie lebe. Sein überwältigendes Genie, der Zauber, der ihn von seinem ersten Eintritt in die Weltgeschichte an umkleidet hatte, rechtfertigten die allgemeine Huldigung, in die selbst offene Feinde aus Wahrheitsliebe einstimmten und die von den heimlichen durch niedrige Kriecherei absichtlich übertrieben wurde.

Alles wurde vorher abgekartet, jedem seine Rolle zugetheilt, wobei Fouché der eifrigste war. Der Senat übernahm es, den

ersten Consul, der gar nichts davon zu ahnen schien, auf den allgemeinen Wunsch des Volkes aufmerksam zu machen. Am 27. März schickte er eine besondere Deputation an ihn ab, die ihm sagen mußte: „der Glanz ist nichts ohne die Dauer. Großer Mann, vollenden Sie Ihr Werk. Sie gaben uns die Wohlthaten der Gegenwart, sichern Sie auch unsere Zukunft!“ Bonaparte antwortete erst am 23. April, als verstünde er den Senat nicht, und bat, derselbe möge seine Gedanken deutlicher aussprechen. Unterdeß war auch das Tribunat bearbeitet worden und stellte den bestimmten Antrag, den ersten Consul zum erblichen Kaiser zu machen. Alles stimmte zu, nur Carnot erhob sich und erklärte: „Ich bin weit entfernt, das dem ersten Consul gespendete Lob schmälern zu wollen, aber Ehre und Vernunft gebieten, daß der nationalen Dankbarkeit doch eine gewisse Grenze gezogen bleibe. Wenn ein Bürger die öffentliche Freiheit wiederhergestellt hat, kann man ihm doch nicht eben diese Freiheit selbst zum Opfer bringen wollen. Weil er das Vaterland gerettet hat, kann man es ihm doch nicht schenken, nicht zum erblichen Eigenthum überlassen wollen. Man konnte, was jetzt geschieht, lange voraussehen. Aber ist denn die Freiheit dem Menschen nur gezeigt worden wie eine Lockspeise, die er doch nie ergreifen und genießen kann? Nein, ich betrachte sie nicht als eine bloße Täuschung. Mein Herz sagt mir, die Freiheit ist möglich, und mit ihr kann man länger bestehen als mit der Tyrannei. Ich habe gegen die Lebenslänglichkeit des Consulats gestimmt, ich stimme auch gegen die Monarchie.“ Seitdem zog sich Carnot auch von allen Geschäften und ins Privatleben zurück, obgleich ihn Napoleon sehr achtungsvoll behandelte und ihn zu behalten wünschte. Der Senat adoptirte den Antrag des Tribunats, und nur Sièyes, Lanjuinais, Gregoire und Volney stimmten dagegen. Die neue Verfassung des Kaiserreichs war bereits am 18. Mai fertig und Cambacérès, der sich anfangs doch ein wenig gesträubt hatte, aber durch Liebkosungen und Gnaden gewonnen worden war, hielt die Anrede an den neuen Kaiser und proklamirte ihn vor dem Volke. Napoleon antwortete: „Alles, was zum Wohl des Vaterlandes beitragen kann, ist mit meinem Glück innig ver-

bunden. Ich nehme den Titel an, den Sie um des Ruhmes der Nation willen für angemessen halten. Ich unterwerfe das Gesetz über die Erblichkeit der Bestätigung des Volkes. Ich hoffe, daß Frankreich die Ehre, die es meiner Familie bewilligt, nie wird zu bereuen haben. Jedenfalls würde mein Geist nicht mehr auf meiner Nachkommenschaft ruhen, wenn sie je aufhören könnte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen." Diese Worte wurden mit dem lautesten Jubel aufgenommen. Das Volk, welches nicht mehr über die Kaiserwürde selbst, sondern nur noch über deren Erblichkeit abzustimmen hatte, erklärte sich dafür mit 3,521,675 Stimmen.

Der Kaiser erhielt eine Civilliste von 25 Millionen und die Paläste und Krondomainen des alten Königshauses. Seine Brüder wurden Prinzen und bekamen jeder jährlich eine Million. Der Kaiser behielt sich den unbedingtesten Alleinwillen in seinen Familienangelegenheiten vor und maß mit ungleichem Maaße. Die prinzliche Würde erhielt sein älterer Bruder Joseph, dessen Ehe mit der Tochter des reichen Kaufmann Clary anerkannt wurde. Der zweite Bruder Lucian, um drei Jahre jünger als Napoleon, wurde von der prinzlichen Würde ausgeschlossen und lebte im Exil zu Rom, weil er nach dem Tode seiner ersten Gattin (der Schwester des Gastwirths Boyer) erst 1803 die Wittwe des Bankier Jouberton geheirathet hatte und sich nicht von ihr trennen wollte, um eine vornehmere Verbindung einzugehen.*) Ueberhaupt wollte sich dieser Bruder, der eigenen Geist genug hatte, der Tyrannei Napoleons nicht unterwerfen.

Die jüngeren Geschwister, welche sämmtlich zu Prinzen und Prinzessinnen erhoben wurden, waren noch: Elise, mit dem Corsen Bacchiochi verheirathet; Ludwig, mit dem Napoleon seine Stieftochter

---

*) Als Napoleon ihm als eine Schmach vorwarf, seine Maitresse geheirathet zu haben, antwortete Lucian: „ich will doch lieber meine eigene Maitresse geheirathet haben, als die eines andern." Das bezog sich auf das Verhältniß, in welchem Josephine Beauharnais zu Barras gestanden haben soll, ehe Napoleon sich mit ihr verband.

Hortense vermählt hatte; Pauline, die Wittwe des General Leclerc, wiedervermählt mit dem reichen römischen Fürsten Borghese, berühmt durch ihre Schönheit und treue Anhänglichkeit an Napoleon, aber von sehr freien Sitten; Karoline, die Gemahlin Murats; Jerome, der in Nordamerika als Kaufmann gelebt und erst 1803 die Kaufmannstochter Elise Patterson geheirathet hatte, jetzt aber auf Napoleons Befehl zurückkehrte und sich von seiner Frau bürgerlich scheiden ließ. Das waren die Napoleoniden, deren Mutter Lätitia übrigens bei Lucian in Rom wohnte und sich, auch wenn sie nach Paris kam, nicht gerne den Launen des kaiserlichen Sohnes unterwarf.

Die nächsten an dem neuen Throne waren die Großwürdenträger, der Großwähler Prinz Joseph; der Erzkanzler Cambacérès; der Erzkämmerer Lebrun; der Connetable Prinz Ludwig; der Staatskanzler und Großadmiral, deren Stellen einstweilen vacant blieben. An die großen Staatsämter schlossen sich große Hofämter, der Großalmosenier Cardinal Fesch, der Großkammerherr Talleyrand, der Großjägermeister Berthier, der Großstallmeister Coulaincourt, der Großceremonienmeister Segur (von altem Adel, früher Gesandter am Hofe der Kaiserin Katharina), und der Großmarschall Duroc. — Das Heer lieferte gleichfalls seine Großwürdenträger in 16 Marschällen, wozu jedoch vorläufig nur 14 ernannt wurden: Jourdan, Berthier, Massena, Lannes, Ney, Augereau, Brune, Murat, Bessières, Moncey, Mortier, Soult, Davoust, Bernadotte. Auch die Kaiserin Josephine erhielt ihren Hofstaat, dem die geistreiche Frau von Larochefoucauld, wie Segur vom alten Adel, als erste Ehrendame vorstand. Der neue Kaiser bediente sich auch in niedern Hofstellen alter Diener des früheren königlichen Hofes, um das Ceremoniell schnell zu regeln, und hielt mit großer Eifersucht auf die strengste Etikette.

Die Senatoren empfingen reiche Dotationen, der Gehalt der Tribunen wurde auf 25,000 Fr. erhöht, dagegen das Gesuch, der Presse, der Wahlfreiheit, der Unverletzlichkeit der Gesetze und der Verantwortlichkeit der Minister einige Bürgschaften zu geben, in Gnaden abgeschlagen. Der Kaiser erklärte jede solche Bürgschaft für

eine Waffe der Opposition, die der Monarchie gefährlich werden müsse, sobald einmal ein schwacher Regent auf dem Thron sitze. Der Senat könne nie der Regierung gegenüber stehen, er habe keinen nationalen und repräsentativen Charakter, er sey nur ein mitregierender Theil der Regierung, deren Gewalt von oben ausgehe.

Die Vorgänge in Frankreich hatten zur nächsten Folge, daß in England der entschiedenste Feind des stolzen Kaisers der Franzosen, Pitt, der bisher im Hintergrunde gestanden, wieder ins Ministerium trat, 12. Mai 1804. Er machte zur Bedingung, über 60 Millionen geheime Ausgaben ohne Verantwortung verfügen zu dürfen. Die Landung der Franzosen in England wurde immer wahrscheinlicher. Pitt war darauf gefaßt und hatte 100,000 Mann Soldaten, 80,000 Milizen an den Küsten und ein Aufgebot von 400,000 Freiwilligen in Reserve; 500 englische Kriegsschiffe schwärmten im Canal und bewachten die französischen Ufer, vor allem das Lager von Boulogne.

Nachdem Kaiser Napoleon am 14. Juli in der Kirche der Invaliden zu Paris die erste große Austheilung der Ehrenlegionskreuze vorgenommen hatte, begab er sich im Juli nach Boulogne, um die Rüstungen daselbst zu beschleunigen. Man erwartete die Landung schon im August, allein dazu war noch keine Zeit; die französischen Flotten hatten immer noch nicht aus den blokirten Häfen auslaufen können und in Boulogne selbst waren nicht Kriegsschiffe genug vorhanden, um die Ueberfahrt zu decken. Statt eines wirklichen Kampfes erfolgte daher nur eine pomphafte Schaustellung. Am 16. August, dem Tage nach seinem Geburtstage, ließ sich Napoleon beim herrlichsten Wetter von der ganzen hier versammelten Armee von 100,000 Mann und einer unzählbaren aus der Nähe und Ferne herbeigeströmten Volksmenge huldigen. Sein Thron war auf einer Anhöhe aufgeschlagen, von wo man Land und Meer weit übersehen konnte. Auch hier wiederholte er die Austheilung der Legionskreuze, und Mann für Mann mußten die Tapfern an die Stufen des Thrones treten und das Kreuz aus des Kaisers eigener Hand empfangen. Die Begeisterung der Truppen erreichte den

höchsten Grad. Sie wurden aber nicht gegen den Feind geführt. Napoleon machte vielmehr, wie im vorigen Jahre, eine friedliche Rundreise, diesmal in die deutschen Rheinlande. Nicht ohne Absicht verweilte er in Aachen, ließ sich die Reliquien Karls des Großen zeigen, als dessen Nachfolger er erscheinen wollte, und suchte insbesondere die Geistlichkeit durch viele Geschenke für sich einzunehmen, denn es war ihm nicht unbekannt, wie gerade in diesen Gegenden der Katholicismus am tiefsten wurzelte. Zugleich besichtigte er die Festungen für den Fall eines neuen Continentalkrieges, vermehrte deren Werke, verbesserte den Straßenbau &c. Im September kam er nach Mainz und befahl sogleich, den geschleiften Brückenkopf Castel am rechten Rheinufer wiederherzustellen, ebenso Kehl, den Brückenkopf von Straßburg.

In Mainz empfing er die Besuche der kleineren deutschen Fürsten, die schon in ihm ihren Protector verehrten, während der deutsche Kaiser von ihnen verlassen wurde. Franz II. besorgte, das Reich werde bald ganz auseinander fallen und somit auch die deutsche Kaiserwürde aufhören; er nahm daher am 10. August neben dem Titel eines erwählten römischen noch den eines erblichen österreichischen Kaisers an, damit ihm jedenfalls der letztere bliebe. Preußen hegte gleichfalls Besorgnisse. Die schöne Königin Louise, der das ewige Nachgeben gegenüber einem so unersättlichen Forderer wie Napoleon unerträglich vorkam, gewann einigen Einfluß auf den König; Haugwitz, der unbedingt immer eine innige Allianz zwischen Frankreich und Preußen wollte, wurde entfernt und Hardenberg an die Spitze des Ministeriums gestellt. Allein dieses Mannes Halbheit war längst erprobt und konnte nur dazu dienen, das demoralisirende System der Zweideutigkeit auf Kosten der preußischen Ehre zu verlängern. Er schmeichelte sich wieder mit der Vermittlerrolle zwischen Frankreich und Rußland und erkannte sich hinreichend befriedigt, als Napoleon den am 25. October willkürlich in Hamburg verhafteten englischen Geschäftsträger Rumboldt auf preußische Requisition wieder frei ließ. — Schweden erkannte Napoleon als Kaiser nicht an. Rußland war seit dem Morde des Herzogs von Enghien

noch nicht versöhnt, berief seinen Gesandten von Oubril aus Paris ab und schickte auch den französischen, Herrn von Rayneval, aus Petersburg weg, ohne daß es jedoch zum Kriege gekommen wäre. — Spanien war eine der ersten Mächte, welche dem neuen Kaiser huldigten, weshalb Ludwig XVIII. dem König von Spanien den Orden des goldenen Vließes zurückschickte. Spanien wurde unmittelbar für seine Hingebung an Napoleon bestraft, denn am 3. September nahmen die Engländer vier spanische Gallionen weg, die Silber aus Amerika brachten, im Werth von 16 Millionen Piastern.

Napoleon maskirte mit seiner langen friedlichen Rundreise und mit der auf den Dezember anberaumten Krönungsfeier in Paris die Landungspläne, mit denen er blutigen Ernst machen wollte. Er mußte nothwendig die Zeit des Spätherbstes abwarten, in welcher die englischen Blokadegeschwader durch Stürme entfernt werden würden, bevor seine Flotten aus den verschiedenen Häfen Frankreichs auslaufen konnten. Admiral Villeneuve in Toulon und Missiessy in Rochefort sollten im October und November nach den Antillen segeln und einen Theil der englischen Flotte dahin locken; Admiral Gantheaume aber sollte von Brest aus im Dezember 18,000 Mann nach Irland führen und dann nach Boulogne eilen, wohin um diese Zeit auch Villeneuve und Missiessy würden zurückkommen können, um die Landungsflotte zu beschützen. Die Landung war also für die Neujahrszeit festgesetzt nach Beendigung der Krönungsfeste.

Napoleon bestimmte den 2. Dezember zum Tag seiner Krönung und wollte sich die Krone selbst aufs Haupt setzen, als der sie durch eigene Kraft erworben hatte. Allein er wollte zugleich, der greise Papst solle in der rauhen Winterszeit nach Paris kommen, um ihn zu salben. Pius VII. ließ ihn erinnern, sämmtliche Könige von Frankreich seyen nach alter Sitte in Rheims vom Erzbischof daselbst gesalbt und gekrönt worden, Karl der Große aber sey, um vom Papst gesalbt und gekrönt zu werden, nach Rom gekommen. Gleichwohl erbot sich der Papst, Napoleons Wunsch zu erfüllen,

nur unter der Bedingung, daß er ihn nicht blos salben, sondern auch krönen dürfe, und daß Napoleon die geraubten Legationen, Bologna und Ferrara, wieder mit dem Kirchenstaate vereinige. Denn so zieme es dem Nachfolger Karls des Großen, eines Fürsten, der den Kirchenstaat für ein Jahrtausend fest begründet hatte. Napoleon war so mächtig, daß er diesen Wunsch des Papstes wohl hätte befriedigen können. Aber er hatte sich schon zu sehr gewöhnt, alles, was er wollte, durchzusetzen. Da es ihn inzwischen in Verlegenheit gesetzt haben würde, wenn der schon angekündigte Papst nicht nach Paris gekommen wäre, und die Zeit drängte, so erlaubte Napoleon seinem Oheim, dem Cardinal Fesch, sich der List zu bedienen. Fesch sagte dem Papste zu, er solle den Kaiser nicht nur salben, sondern auch krönen, und ließ ihn merken, was die Legationen beträfe, so würde dieser Punkt in mündlicher Besprechung unter den Eindrücken allgemeiner Freude wohl befriedigend erledigt werden können. In dieser Hoffnung reiste nun der h. Vater ab, nicht ahnend, wie garstig er würde betrogen werden.

Seine Reise war ein fortwährender Triumphzug. Sie führte ihn über Parma, Piacenza, Turin, Lyon. Ueberall warteten ihm die französischen Truppen und Behörden auf. In Turin beugte sich der Muhamedaner Menou tief vor ihm. Noch viel mehr aber überraschte und entzückte den greisen Papst das Zuströmen unzähligen Volks in Frankreich selbst. Ueberall auf dem weiten Wege von der französischen Grenze an lag das von allen Seiten herbeiströmende Landvolk auf den Knien, um seinen Segen zu empfangen. Er glaubte zu träumen. So hatte er sich das Land der Jakobiner nicht vorgestellt. Napoleon hatte eine Jagd in der Gegend von Fontainebleau veranstaltet und richtete es so ein, daß er am 25. November dem Papst nur wie zufällig auf seiner Reise begegnete. Er stieg sogleich vom Pferde und Pius aus dem Wagen, und die etwas schmutzige Straße hinderte sie nicht, sich zu umarmen. Mittlerweile war ein kaiserlicher Wagen angefahren, in den beide einstiegen, der Papst zur rechten, wobei nur mißfällig bemerkt wurde, daß der Mameluk auf dem Bock saß. Der Kaiser überbot sich an Liebenswürdigkeit

gegen seinen Gast. Sie blieben in Fontainebleau, damit der Papst ausruhen könne, und fuhren am 29. zusammen nach Paris, wo dem Papst in den Tuilerien selbst Gemächer bereitet waren. Alle Behörden wurden ihm vorgestellt, wobei Fontanes in einer schönen Anrede sagte: „alle irreligiöse Gedanken sind unpolitische Gedanken, jeder Angriff auf das Christenthum ist ein Angriff auf die Gesellschaft."

Josephine nahte sich dem h. Vater mit der ganzen Demuth einer frommen Katholikin und beichtete ihm, sie sey mit ihrem Gemahl nur bürgerlich, aber noch nicht kirchlich getraut worden, was ihr Gewissen sehr beunruhige. Der Papst erklärte sogleich, die Trauung müsse noch vor der Krönung vollzogen werden. Napoleon war wüthend und ließ seinen ganzen Zorn an Josephinen aus, ja drohte ihr mit Scheidung, wobei seine Brüder eifrigst das Feuer schürten. Allein Josephinens Thränen bezwangen sein Herz, und er begriff wohl, daß ein öffentlicher Skandal hier nicht am Platze sey, ließ sich also noch in der Nacht des 1. Dezember mit ihr kirchlich trauen, welche Ceremonie sein Oheim Fesch verrichtete.

Der Krönungstag*) war hell, aber sehr kalt, das Volk in ungeheurer Menge herbeigeströmt und um die Tuilerien und die Kirche Notre Dame versammelt, in welch letzterer die Feier vor sich gehen sollte. Der Papst begab sich zuerst dahin, in einem Prachtwagen, voran ein Kreuzträger, der nach alter Sitte auf einem Esel ritt mit einer Ernsthaftigkeit, die den Parisern nicht erlaubte, ihre Mienen zum Lachen zu verziehen. Das kaiserliche Paar folgte fast über eine Stunde später in einem Glaswagen mit goldenen Rahmen, über dem eine Krone schwebte. Josephine zeigte noch verweinte Augen. In der Zerstreuung setzten sich beide auf den Rücksitz, und obgleich sie den Irrthum schnell wieder gut machten, sah man ihn doch als ein

*) Bignon bemerkt, am Tage vorher habe sich Napoleon lebhaft mit der Insel St. Helena beschäftigt, die er durch eine der kleinen Flottillen besetzen lassen wollte, welche er damals in die entfernteren Meere schickte, um die englische Flotte von Europa wegzulocken.

böses Omen an. Der Kaiser trug ein halbrömisches, vom Maler David erfundenes Costum. Sein mit goldenen Lorbeern bedeckter Kopf zeigte in der That die vollkommenste antike Schönheit und der togaartige weiße Mantel paßte gut dazu. Aber den Hals umgab ein steifer spanischer Spitzenkragen und das spanische Costume unter dem Mantel war zu auffallend der Theaterconvenienz entlehnt, um der hohen Würde des Mannes und der Kleinheit seiner Figur zu entsprechen. Man vermißte dabei den Ausdruck des Wahren, Volksthümlichen und Harmonischen. Das Gefolge, die Kirche selbst strahlte von Reichthum und Pracht. Napoleons Brüder hielten ihm den Mantel, seine Schwestern mußten trotz ihres innerlichen Widerstrebens Josephinen die Schleppe halten. Der Papst salbte den Kaiser auf Stirne, Arme und Hände und würde ihm die Krone, die er schon in den Händen hielt, aufs Haupt gesetzt haben, wenn Napoleon sie nicht ergriffen und sich selber aufgesetzt hätte. Hierauf setzte er der vor ihm knienden Josephine eine andere Krone auf mit einer Miene voll Huld und Liebe. Als das kaiserliche Paar die Kirche wieder verließ und das Gefolge nachströmte, blieb der Papst wie vergessen zurück. Unter den fremden Ehrengästen bemerkte man den Erzkanzler des deutschen Reichs und die Prinzen von Baden. Drei Tage nachher vertheilte der Kaiser auf dem Marsfelde die neuen goldenen Adler, die fortan seine tapfern Heere gleich den alten römischen Legionen tragen sollten.

Die großen Feste waren vorüber, aber die Ueberfahrt nach England ließ vergebens auf sich warten. Der allzu künstlich angelegte Plan der französischen Admirale war mißlungen. Villeneuve war zwar von Toulon ausgelaufen, aber aus Furcht vor den ihm überlegenen englischen Flotten wieder dahin zurückgekehrt. Er sollte nun im März den Versuch wiederholen. Auch kam ein neuer Plan zum Vorschein, 35,000 Franzosen nach Ostindien zu schicken, um die englische Herrschaft daselbst zu zerstören und zugleich die englische Flotte vom Mutterlande wegzulocken; allein er blieb unausgeführt.

Der arme Papst war den Winter über in Paris geblieben und

sehr geliebkost worden, hatte aber von Napoleon auch nicht das kleinste Zugeständniß erlangt. Am 4. April 1805 trat er seine Rückreise nach Rom an, abermals unter ungeheurem Zuströmen der Gläubigen, so daß er wenigstens den Trost mitnahm, die französische Nation in Wahrheit eben so kirchlich gefunden zu haben, als ihr Oberhaupt den Schein davon haben wollte. Gewiß hat den Papst diese Wahrnehmung gestärkt und gegen spätere Verfolgungen gefestigt.

Nur wenige Wochen nach dem Papst reiste auch der Kaiser nach Italien ab. Schon am 17. März hatte er sich von dem Vicepräsidenten der italienischen Republik, Melzi, und einer Deputation, die zu ihm nach Paris kam, die höchste monarchische Gewalt auch für Italien antragen lassen und dieselbe angenommen. Bald darauf wollte er sich in Mailand selbst als König von Italien huldigen lassen und reiste dahin ab. Unterwegs am 5. Mai hielt er ein großes Manoeuvre auf dem Schlachtfeld von Marengo, zog dann am 8. in Mailand ein und setzte sich am 26. in dem großen Dom daselbst die berühmte eiserne Krone der alten Lombardenkönige mit den herkömmlichen Worten auf: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet.“ Ob es die echte alte Krone oder eine nachgemachte war, die Wirkung blieb die nämliche. Der Krönung folgte Fest auf Fest in der schönsten Jahreszeit. Eine Menge fremder Gesandten hatte sich eingefunden, der preußische brachte dem Kaiser die Insignien des schwarzen Adlerordens, worauf der König von Schweden die seinigen desselben Ordens nach Berlin zurückschickte, weil er nichts mit „Herrn Bonaparte“ gemein haben wolle. Der spanische Gesandte brachte das goldene Vließ, der bayrische den Hubertus-, der portugiesische den Christorden &c. Napoleon ordnete das neue Reich und setzte zum Vicekönig desselben seinen Stiefsohn Eugen ein. Auch verkündete er zur Beruhigung der Mächte, Italien solle nur während seiner Lebzeiten mit Frankreich unter einem Haupt vereinigt bleiben, nachher ein unabhängiges Königreich bilden. Damals tauchte der Gedanke auf, Amalie, Tochter der Königin Karoline von Neapel (dieselbe, die nachher der

Herzog Ludwig Philipp von Orleans heirathete) mit Eugen zu vermählen, was aber der Stolz der Mutter verhinderte. Diese Dame*) sah mit Entsetzen, wie mächtig Napoleon wurde, regte aufs neue die Calabresen auf und suchte um russische und englische Hülfe nach, ließ sich aber durch Frankreichs Drohungen einschüchtern.

Am 4. Juni erschien in Mailand der unglückliche Doge Durazzo mit einer Deputation vor dem neuen König von Italien und flehte ihn um die Gnade an, er möchte nunmehr auch die ligurische Republik mit dem neuen italienischen Königreich verschmelzen. Man sah an der bleichen Bestürzung des Dogen, welche gezwungene Rolle er spielte. Napoleon erfüllte huldreich seinen Wunsch und begab sich am 30. selbst nach Genua, wo der Schmerz der alten Republikaner im Glanz der befohlenen Freudenfeste unbemerkt blieb. Eine Nachtfeier war hier von besonderer Pracht. Die ganze amphitheatralisch um den Hafen sich ausbreitende Stadt war erleuchtet und der Hafen selbst hatte sich in eine zweite schwimmende Stadt verwandelt, so voll war er von künstlichen Inseln und schwimmenden, hellerleuchteten Schiffen. In der Mitte erhob sich auf vielen Säulen ein Tempel des Neptun und umher tanzten auf den Wellen schwimmende Gärten, vier mit Bäumen und Springbrunnen reich geschmückte Inseln, aus denen bunte Kuppeln hervorragten, in denen sanfttönende Glocken hingen. Flammende Inschriften verhießen dem Kaiser Napoleon die einstige Herrschaft über das Meer, zu der über das Land, die er schon besaß. Eine Regata (Scheingefecht zur See) und eine Girandola vom Leuchtthurme aus (gleichzeitiges Auffsteigen von über tausend Raketen gleich dem Feuerauswurf eines Vulkans) gaben dem Feste noch mehr Leben. Die Witterung war die herrlichste und Napoleon wiegte sich in Glücksträumen. Aber die Herrschaft des Meeres, die

---

*) Im bittersten Schmerz sagte sie einmal zu dem französischen Gesandten Alquier, wie sehr sie Napoleon hasse, müsse sie ihn doch bewundern wegen der Größe seiner Thaten in einer Zeit, in der kein Friedrich der Große und keine Katharina II. mehr leben und nur noch Schwachköpfe auf Europas Thronen sitzen.

ihm hier wie in einem lachenden Bilde vorschwebte, blieb eine Fata Morgana, die er nie erreichen sollte. In Genua nahte ihm Cardinal Maury und trat mit ihm in gutes Vernehmen. Den Schluß seiner italienischen Verfügungen machte die Erhebung seines Schwagers Bacchiochi zum Fürsten von Lucca und Piombino. — In demselben Frühjahr wurde auch die batavische Republik der Monarchie näher geführt, indem Napoleon den ihm angenehmen bisherigen batavischen Gesandten in Paris, Schimmelpenninck, als Rathspensionarius mit fast monarchischer Gewalt bekleiden ließ.

Die schwerste Sorge für den Kaiser blieb immer England. Er hatte am 2. Januar abermals persönlich dem König Georg III. geschrieben, war aber als Kaiser eben so kalt abgefertigt worden, wie früher als erster Consul. Jeder Versuch, die Sehnen der englischen Kraft durch listige Verträge zu erschlaffen, mißlang ihm. Die Landung aber, mit der er schon seit zwei Jahren drohte und die ihn schon so viele Millionen gekostet hatte, setzte ihn je länger je mehr in die größte Verlegenheit. Sie auszuführen, schien unmöglich, da der Admiral Villeneuve zwar endlich nach den Antillen gesegelt war, auf dem Rückwege aber am 22. Juli am Cap Finisterre von der englischen Flotte unter Calder ereilt und nach kurzem Gefecht gezwungen worden war, im spanischen Hafen von Cadix einzulaufen, wo er jetzt blokirt lag. Napoleon war im höchsten Zorne über diese wiederholten Unglücksfälle. Und doch würde ihm die Ausführung seiner kühnsten Pläne leicht geworden seyn, wenn er nicht unbegreiflicherweise die Anträge des Nordamerikaners Fullon, der für ihn die ersten Dampfschiffe im Hafen von Boulogne bauen wollte, abgelehnt hätte. Mit der Anwendung dieser neuen Erfindung würde er die Welt ins höchste Erstaunen gesetzt und die englischen Flotten, die er so sehr fürchtete, vernichtet haben. Das Wunderbarste zu vollbringen lag ihm so nahe, aber eine Wolke flog über seine Augen. Indem er nun im August in Boulogne verweilte, die Hiobspost von Villeneuve erfuhr, sich mehr als je außer Stande befand, die Ueberfahrt seines Heeres zu bewerkstelligen, und mit seiner englischen Expedition vor aller Welt

lächerlich zu werden fürchtete, zeigte sich ihm ein erfreulicher Ausweg, denn er erhielt sichere Nachricht von einer neuen Coalition und konnte nun das Heer, das so lange müßig am Canal gestanden, neuen Siegen auf dem Festlande entgegenführen.

8

Geschichte Europas

(1789—1815).

Zweiter Band.

Geschichte Europas

vom

Beginne der französischen Revolution bis
zum Wiener Congreß

(1789—1815)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Zweite verbesserte Auflage.



Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Inhalt.

Dreizehntes Buch.

Untergang des deutschen Reichs.

Die Gründung des Napoleonischen Kaiserreichs bedeutete mehr als die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich. Nachdem Frankreich weit über seine alten Grenzen ausgedehnt und von einem Systeme abhängiger Staaten umgeben war, ließ der Kaisertitel und die enge Verbindung mit dem Papste keinen Zweifel mehr, daß Napoleon sein Reich noch immer mehr vergrößern, das bisher bestandene, aber allerdings morsch auseinanderfallende „römische Reich deutscher Nation" vollends zerstören und an dessen Stelle ein römisches Reich französischer Nation setzen werde. Derselbe Plan war schon von den französischen Königen verfolgt worden, indem sie, stets neidig auf die große Macht des deutschen Kaisers, einerseits alle Feinde desselben unterstützt, ihm immer neue Feinde geweckt und schon mehrmals bald mit Hülfe des Papstes, bald mit Hülfe der protestantischen Fürsten bei neuen Kaiserwahlen die heilige Krone auf ihr Haupt zu setzen, andrerseits sämmtliche romanischen Länder an die Familie Bourbon zu bringen getrachtet hatten, was ihnen auch mit Spanien und Neapel gelungen war. Seitdem war

die französische Bildung Meisterin in Europa geworden. Man muß zugeben, daß es nur noch eines so großen Mannes wie Napoleon bedurfte, um die so lange vor ihm schon vorbereitete französische Suprematie zu vollenden.

Schimpf und Nachtheil dieses Umschlages trafen viel weniger die deutschen Fürsten als die deutsche Nation. In ihr war noch kein Bewußtseyn des Schimpfes und Unglücks erwacht und wie in einem Zauberschlaf ließ sie sich fesseln und Glied für Glied abschneiden. Nur der Kaiser in seiner Hofburg zu Wien hatte böse Träume. Die Schatten der alten Kaiser schienen seinem Lager vorüber zu schweben und ihn anzuklagen, daß er im Unglück verzagend, Thuguts niedrigen Ränken nachgegeben und das ihm anvertraute heilige Reich selber als allgemeine Beute habe plündern helfen und daß er die Krone des heiligen Reichs Preis gebe um die kleinere Erbkrone von Oesterreich. Kaiser Franz II. besaß, ohne von Natur zu genialen Auffassungen der Dinge sich zu neigen, gleichwohl den Stolz seines Geschlechts und die Tragweite des Blickes, die man in der höchsten Stellung und durch die Traditionen alter Cabinette erwirbt. Es war der ruhmwürdigste Entschluß seines Lebens, daß er die Krone des römischen Reichs deutscher Nation nicht fahren lassen wollte, ohne eine letzte blutige Entscheidung. England und Rußland boten ihm ihre Hülfe an, aber Preußen nicht, die süddeutschen Fürsten nicht, und selbst in seiner eigenen Umgebung fehlte das Verständniß seines kaiserlichen Gedankens, dessen Ehre die Geschichte retten muß, indem sie die Blätter der tiefsten Schande Deutschlands aufschlägt.

Der Plan wurde im Sommer verabredet. Erzherzog Ferdinand sollte unter Macks Begleitung mit 80,000 Mann in Bayern und Schwaben, Erzherzog Johann mit 20,000 Mann in Tirol operiren, 60,000 Russen unter Kutusow und 40,000 unter Burhövden sollten später zu Ferdinand stoßen, 16,000 Russen unter Tolstoi nebst 15,000 Engländern und 12,000 Schweden von Schwedisch-Pommern aus vorgehen, und endlich hoffte man auch noch die ganze Kriegsmacht Preußens in Linie rücken zu sehen. Allein der Ungestüm, mit welchem Kaiser Alexander in den König von Preußen dringen

ließ, mißfiel diesem dermaßen, daß er ungewöhnlich heftig wurde und fest erklärte, wenn Russen die preußische Grenze beträten, würde er 80,000 Preußen aufbieten, sie hinauszuwerfen. — In Italien sollte Erzherzog Karl mit 100,000 Mann auftreten, und 12,000 Russen von Corfu, 6000 Engländer von Malta aus und die neapolitanische Macht ihn von Süden her unterstützen. Doch war der Erzherzog Karl selbst gegen den Krieg gestimmt, fürchtete abermals Unglück und wollte seinerseits nicht eher angreifen, bis ein Sieg in Deutschland erfochten wäre, um im wahrscheinlichen Fall einer Niederlage zur Hülfe näher bei der Hand zu bleiben.

Der größte Fehler, den die Coalition beging, war die Eile, mit der die Oesterreicher, ohne die Russen abzuwarten, in Deutschland allein vorrückten. Da der Abfall Bayerns drohte, schien es nöthig, sich dieses Landes zu versichern, und Mack*) bewegte sich rasch durch Bayern nach Schwaben, um eine feste Stellung bei Ulm zu nehmen. Es war aber auch seine Absicht, den Russen zuvorzukommen und die Franzosen allein zu schlagen, während Rußland selbst zögerte, Oesterreich nur vorschieben und immer tiefer mit Frankreich verwickeln wollte, um unterdeß im Orient freie Hand zu haben.

Napoleon, durch das Mißlingen seines englischen Landungsplanes in Verlegenheit gesetzt, ergriff mit feuriger Begierde die günstige Gelegenheit, sein prächtiges Heer, welches diesmal zum erstenmal offiziell „die große Armee" genannt wurde, aus dem langweiligen Lager von Boulogne herauszuführen (27. August 1805), und traf die genialsten Dispositionen, um seine Gegner wie bisher

*) Wir verließen Mack im Lager Championnets vor Neapel, in das er vor den Lazaroni geflüchtet war. Championnet gab ihn großmüthig frei, das Directorium aber ließ ihn nach Paris bringen und hier auf sein Ehrenwort frei leben. Der erste Consul versprach ihn auszuwechseln, hielt aber den Termin nicht ein; Mack glaubte sich danach seines Ehrenworts entbunden und floh heimlich nach Deutschland. Bonaparte lachte und schickte ihm seine Adjutanten, Diener und Effekten nach, als ob ihm geahnt hätte, wie nützlich ihm Mack noch einmal in Deutschland werden würde.

einzeln zu schlagen. Indem Mack zu weit vorausgegangen war, ohne die Russen abzuwarten, faßte Napoleon sogleich den Plan, sich zwischen beide zu werfen und Mack abzuschneiden. Das war zugleich der Weg, auf dem ihm die Bayern entgegenkamen. Schon am 24. August hatte er mit Bayern eine enge Allianz abgeschlossen, zum Leidwesen der Kurfürstin Karoline, einer der drei schönen Schwestern von Baden, Töchter des Erbprinzen Karl Ludwig, von denen die zweite, Louise, der Kaiser Alexander von Rußland, die dritte, Friederike Dorothee, der König Gustav IV. Adolph von Schweden, beide Feinde Napoleons, geheirathet hatte. Der Kurfürst Max Joseph und sein Liebling und Minister Montgelas zauderten nicht, sich ganz in die Arme Napoleons zu werfen, um dadurch Bayern eine Geltung in dem neuen Kaiserthum zu verschaffen, welche es im alten, zumal seit der Thugut'schen Bavarophagie, nicht mehr hatte. In der Nacht auf den 9. September verließ der Kurfürst München und zog sich mit seinen Truppen seitab nach Würzburg. Am folgenden Tage rückten die Oesterreicher in Bayern ein, gingen aber nicht weiter vor, als bis Ulm, während Bernadotte mit dem französischen Armeekorps, welches Hannover besetzt gehalten hatte, sich bei Würzburg mit den Bayern vereinigte. Daran hätte Mack die Richtung erkennen sollen, in der ihn der Feind umgehen wollte; allein er ließ sich durch den Scheinangriff täuschen, den Napoleon vom Schwarzwald her gegen ihn machte. Napoleon selbst ging am 1. October bei Straßburg über den Rhein, ohne auf einen Feind zu stoßen, denn der Kurfürst von Baden beeilte sich, wie längst verabredet war, sich unter seinen Schutz zu stellen. Der Kurfürst Friedrich von Württemberg nahm noch die Miene an, als wolle er sich Gewalt anthun lassen, und sperrte die Thore seiner Hauptstadt Stuttgart den Truppen Neys, empfing aber den Kaiser Napoleon in Ludwigsburg aufs artigste und schloß mit ihm schon am 5ten ein eben so enges Bündniß wie Bayern ab. Man kann nicht leugnen, daß Bayerns enger Anschluß an Frankreich durch die Gefahren, mit denen es so lange her beständig von Oesterreich bedroht gewesen war, und der Anschluß Württembergs und Badens durch ihre Ohn-

macht entschuldigt war. Was hätten diese schwachen Staaten ausrichten können, auch wenn sie ein patriotisches Opfer hätten bringen wollen? Nachdem Preußen schon längst und Bayern so eben das deutsche Reich verlassen hatten, blieb ihnen nichts übrig als sich dem Stärkern zu unterwerfen. Aber der Kurfürst von Württemberg beutete sein Bündniß mit Napoleon zur Unterdrückung der uralten ständischen Rechte seines Landes aus. Uebrigens stellte Bayern dem französischen Kaiser 22,000, Württemberg 10,000, Baden 4000 Mann. Dem Reichstag in Regensburg erklärte der französische Gesandte Bacher: „Napoleon komme nur, um Deutschlands Sicherheit und Unabhängigkeit gegen Oesterreich zu beschützen." Der Stadt Frankfurt am Main preßte Napoleon im Vorbeigehen wieder 4 Millionen ab.

Napoleon eilte sich mit Bernadotte zu vereinigen, ehe Mack etwas merkte. Indem er scheinbar direct auf Ulm losging, wich er auf einmal bei Heidenheim links ab und marschirte über Nördlingen nach Donauwörth, zu derselben Zeit, in welcher Bernadotte mit den Bayern das preußische Gebiet von Anspach verletzte und nach Ingolstadt zog. Schon am 6.—8. October gingen sämmtliche französische Armeecorps über die Donau und breiteten sich über Augsburg bis nach Memmingen aus, um Mack von allen Seiten zu umfassen. Ziemlich auf dieselbe Art hatte Napoleon fünf Jahre früher die Stellung von Melas in Italien umgangen und ihn im Rücken gefaßt. Mack hätte daher um so eher die Absicht seines großen Gegners errathen und sich noch vor der Ankunft desselben auf Bernadotte werfen, im ungünstigsten Fall auf die ihm langsam nachrückenden Russen zurückziehen können. Aber er merkte nichts und blieb wie verzaubert in seiner alten Stellung. General Kienmayer, der Macks Nachhut befehligte, stand in der Nähe von Donauwörth, war aber zu schwach, den Fluß zu vertheidigen. Ney ereilte den zu diesem Corps gehörigen General d'Aspre bei Günzburg und nahm ihn gefangen, am 9ten. Kienmayer ging vor der Uebermacht über München nach dem Inn zurück. Mack hatte von Ulm aus den General Auffenberg mit einem kleinen Corps entsendet, um die Verbindung mit Kienmayer zu unterhalten, aber kaum war Auffenberg am 8. bis

Vertingen vorgerückt, als er sich schon von Franzosen umzingelt und gefangen sah (wie früher bei Chur). Ein stärkeres österreichisches Corps brachte Neys Vortrapp unter Dupont schweren Verlust bei Günzburg bei, am 11., konnte aber die Umgehung nicht mehr hindern. Am 12. wurde General Spanger, der Memmingen besetzt hatte, von dem rasch dahin vorgerückten Soult gefangen und Jellachich, den Mack bis ins Vorarlberg vorgeschoben hatte, abgeschnitten. Am 13. October war die Einschließung Macks vollendet, der sich wenige Tage vorher noch sicher an den Bodensee und nach Tirol hätte zurückziehen können. Weil Napoleon 180,000 Mann auf dem Platz hatte, mußte Mack mit seiner viel geringeren Armee sich um jeden Preis eines Rückzugsweges versichern, um sich mit den Russen zu vereinigen, aber er versäumte alles, er war vollkommen perplex. Am 14. belehrte ihn ein furchtbarer Angriff Neys, der die Brücke in Elchingen erstürmte, wie nahe sein Verderben sey.

Erzherzog Ferdinand entband sich jetzt zu spät der Mack'schen Vormundschaft, ließ ihn, da er ihn nicht mit sich fortreißen konnte, im Stiche, und brach, um der Gefangennehmung zu entgehen, mit 24,000 Mann, worunter sich der Kern der Reiterei befand, in der Nacht des 14. aus dem Lager von Ulm auf, um sich im Rücken der Franzosen den Weg durch Franken nach Böhmen zu bahnen. Aber die Franzosen waren ihm überall auf den Fersen. Ein Theil seines Corps unter General Werneck mußte sich am 18. bei Trochtelfingen mit 8000 Mann ergeben. Murat mit dem Kern der französischen Reiterei jagte dem Erzherzog überall nach, der unterwegs alles Fußvolk verlor, aber einen Vorsprung behielt und mit noch mehreren tausend Pferden über Nürnberg glücklich nach Eger kam, wo er nicht weiter verfolgt wurde. Auch bei diesem Anlaß wurde die preußische Grenze wieder von den Franzosen verletzt.

Mack mit dem Rest seiner entmuthigten Truppen, jetzt nur noch 23,000 Mann, schloß am 17. October die berüchtigte Capitulation von Ulm, in welcher er sich mit seiner ganzen Armee kriegsgefangen erklärte, wenn er bis zum 25. nicht entsetzt würde. Nachdem ihm aber vordemonstrirt worden war, daß kein Entsatz

möglich sey, bequemte er sich, die Uebergabe schon am 20. Statt finden zu lassen. Napoleon empfing ihn freundlich*) und ließ, auf einer kleinen Anhöhe bei Ulm stehend, die ganze gefangene österreichische Armee an sich vorüberziehen, und je Paar und Paar mußten die Soldaten vortreten und ihre Gewehre zu seinen Füßen niederlegen, während die Fahnen, eine nach der andern, hinter Napoleons Rücken eine schöne kriegerische Decoration vollendeten. Die österreichischen Soldaten glotzten theils den berühmten Napoleon an, theils warfen sie unbekümmert um ihn ihre Gewehre mit Stolz und Unwillen zu Boden.

In Italien hatte Erzherzog Karl den Befehl, nichts Entscheidendes zu wagen, bis günstige Nachrichten aus Deutschland einträfen. Dadurch gewann Massena Zeit, die unter Gouvion St. Cyr in den Abruzzen stehenden Truppen aus Unteritalien an sich zu ziehen, nachdem der König von Neapel sich durch den Vertrag vom 21. September zur Neutralität verpflichtet hatte. Sobald nun die Ereignisse von Ulm in Italien bekannt wurden, griff Massena mit dem feurigsten Muthe den Erzherzog bei Caldiero an, erlitt aber in einem dreitägigen Kampfe vor den uneinnehmbaren Schanzen der Oesterreicher großen Verlust. Indessen zog sich der Erzherzog am 1. Nov. freiwillig zurück, um wo möglich noch Wien zu Hülfe zu kommen, ehe Napoleon dort anlangen könne. Massena aber blieb ihm auf den Fersen, während St. Cyr ihm den Rücken deckte. Zugleich schickte Napoleon ein bayrisches Corps unter Deroy nach Tirol, das aber im Strubpaß zurückgeworfen wurde, während das stärkere französische Corps unter Ney den Scharnitzpaß erstürmte und

---

*) Mack wurde zur Strafe für seine Kopflosigkeit auf Befehl seines Kaisers cassirt und verlor alle seine Würden, Titel und Orden, durfte aber in St. Pölten bei Wien ungekränkt sein kleines Feld bebauen und hatte hier immer viel Zuspruch von mitleidigen Offizieren und Soldaten, weil österreichische Gutmüthigkeit leicht alles vergißt. Nach Napoleons Sturz fand Mack auch die Gnade seines Herrn wieder und wurde in alle seine Würden wieder eingesetzt.

von hier aus ins Tiroler Innthal eindrang. Gleichzeitig rückte Augereau vom Bodensee aus nach Vorarlberg. Dem Andrang dieser feindlichen Massen entzog sich Erzherzog Johann ostwärts nach Kärnthen, um sich mit seinem Bruder Karl zu vereinigen. Dagegen wurden zwei zu weit zurückgebliebene österreichische Corps gefangen, das von Jellachich, welches bei Feldkirch zwischen Ney und Augereau eingeschlossen war, am 14. Nov., und das von Rohan, welches an der Brenta umherirrend in St. Cyrs Hände fiel, am 25. November.

Dies war der erste Act des unglücklichen Feldzugs von 1805. Ehe wir Napoleon auf seiner Siegesbahn noch weiter folgen, müssen wir den Blick rückwärts wenden auf einen gleichzeitigen Seesieg der Engländer, den größten, den sie überhaupt während der Dauer jener Kriege erfochten haben, und der gerade damals ein Ersatz des Glückes für die Schmach von Ulm war. Admiral Villeneuve nämlich wagte, durch die zornigen Befehle Napoleons dazu getrieben, den sichern Hafen zu verlassen. „Er ist wohl zu feig, um von Cadix auszulaufen," hatte Napoleon mit tiefster Verachtung gesagt und ihn nach Paris vor ein Kriegsgericht laden lassen. Ungern und mit sicherem Vorgefühl eines Unglücks lief die französische Flotte unter Villeneuve mit der spanischen unter Gravina vereinigt aus, 33 Linienschiffe, 5 Fregatten, 2 Briggs, und stieß am 21. Oct., zu derselben Zeit, als Mack in Ulm capituliren mußte, nahe am Cap Trafalgar auf die englische Flotte unter Nelson, die nur aus 27, aber zum Theil viel bessern Schiffen bestand. Die Seeschlacht, die nun begann, war eine der blutigsten, die je geschlagen worden sind. Nelson selbst wurde durch einen Schuß aus dem Mastkorb eines französischen Schiffes tödtlich verwundet und starb bald darauf, während Villeneuve gezwungen war, die Segel des Admiralschiffes zu streichen und sich gefangen zu geben. Ein französisches Schiff flog in die Luft, sechszehn französische und spanische Schiffe fielen in die Gewalt der Engländer, der Rest entkam unter Gravina nach Cadix. Sowohl die genommenen als die englischen Schiffe selbst waren fast alle entmastet und durch das fürchterliche Feuer aufs übelste zugerichtet, auch voller Todten und Verwundeten. In diesem Zustande wurden

sie in der Nacht von einem Meersturm überfallen, was die Verwirrung und den Jammer auf den höchsten Grad brachte. Die Mannschaft des französischen Admiralschiffs Bucentauro benutzte den Sturm, sich zu befreien, aber das herrliche Schiff scheiterte an der Küste. Das gleiche Loos erlitten fünf andere Schiffe, fünf wurden von den Engländern selbst verbrannt oder versenkt, zwei entkamen glücklich nach Cadix; von allen 16 eroberten Schiffen brachten die Engländer nur drei nach Gibraltar. Aber sie waren für immer der Sorge los geworden, die ihnen Napoleons Landungsplan verursacht hatte. Von nun an war die Unfähigkeit der französischen Marine entschieden und von der Landung nicht mehr die Rede. Vier französische Schiffe wurden noch nachträglich von den Engländern genommen, die übrigen, die sich nach Cadix retteten, blieben dort eingeschlossen und fielen später den Insurgenten in die Hände, kein einziges kam zurück. Der unglückliche Admiral Villeneuve wurde gemüthskrank und nahm sich das Leben.

Zu derselben Zeit gab sich die Coalition die größte Mühe, Preußen zur Theilnahme am Kampf gegen Napoleon zu bewegen. Friedrich Wilhelm III. war durch die Verletzung des anspachischen Gebiets empfindlich beleidigt und nahm zum erstenmal eine drohende Haltung gegen Napoleon ein, indem er den Russen jetzt plötzlich den Durchmarsch durch Schlesien erlaubte und seinerseits das bis auf 6000 Mann in der Festung Hameln von Franzosen verlassene Hannover besetzte. Doch geschah dies letztere hauptsächlich, um der verbündeten englisch-russisch-schwedischen Armee zuvorzukommen, die gleichfalls Hannover hatte besetzen sollen. Somit blieb Preußens Stellung immerhin zweideutig. Kaiser Alexander, der seinem Heere folgte, kam am 25. October unerwartet selbst nach Berlin. Er hatte schon früher im Jahre 1802 einmal eine freundnachbarliche Zusammenkunft mit dem preußischen Königspaar in Memel gehabt und bei der Königin eine viel muthigere Politik wahrgenommen, als beim König. Dieser letztere ließ sich zwar von Haugwitz nie so weit bringen, eine enge Allianz mit Frankreich einzugehen, theilte aber doch dessen Ansicht insoferne, als er eine beständige Neutralität zwischen

Frankreich und der Coalition für gewinnreich hielt. Die Königin dagegen sah mit geheimer Angst, wie Napoleons Macht mit jedem Jahre wuchs, wie er Preußen mit Verachtung zu behandeln anfing und wie nöthig es mithin sey, zur Coalition zu halten und die von Kaiser Alexander dargebotene Hand zu ergreifen.*) Auch Erzherzog Anton kam nach Berlin, um die Wünsche Oesterreichs mit denen Rußlands zu vereinigen, und Pitt ließ Preußen Holland anbieten, wenn es der Coalition beitrete. Am 3. November kam wirklich zu Potsdam ein Vertrag Preußens mit Rußland und Oesterreich zu Stande und in der Nacht darauf schloß der König bei Fackelschein im unterirdischen Gewölbe der Königsgruft zu Potsdam über dem Grabe Friedrichs des Großen ewige Freundschaft mit Alexander (eine Scene, die bald durch einen Kupferstich sehr populär wurde). Aber er ließ doch die Russen allein im Kampfe mit Napoleon sich verbluten und hielt seine eigenen Heere zurück. Haugwitz wurde in Napoleons Lager abgeschickt, um ihm mit dem Anschluß Preußens an die Coalition zu drohen, wenn der Zustand, wie er beim Frieden von Luneville gewesen, nicht hergestellt würde oder Napoleon überhaupt die preußische Vermittlung nicht annehme. Dieses Ultimatum hatte aber keinen andern Zweck, als den, aus der damaligen Weltlage für Preußen ohne dessen Anstrengungen leichten Kaufes neue Vortheile zu ziehen. Wie konnte es auch anders gemeint seyn, da Haugwitz, der eifrigste Vertheidiger der französischen Allianz, zum Unterhändler gewählt war. Ueberdies hatte Haugwitz die Weisung, keinesfalls vor dem 22. Dezember den Krieg an Frankreich zu erklären, weil der Herzog von Braunschweig vor diesem Termin mit der nöthigen Ausrüstung der Truppen nicht fertig werden zu können versicherte.**)

---

*) In diese Periode fällt eine kleine Schrift des Grafen Antraigues, welche Johannes Müller empfahl und verbreitete, „Uebersetzung eines Fragments aus Polybius," worin das verderbliche Zaudern des Königs von Preußen mit dem des Antiochus von Syrien verglichen wurde, der es versäumte, dem Hannibal gegen die Römer beizustehen.

**) Nach dessen Originalschreiben, noch jetzt im Archiv der Familie

Kutusow war mit seinen Russen bereits bis an die bayerische Grenze gekommen, als er das Unglück von Ulm vernahm. Viel zu schwach, es allein mit Napoleon aufzunehmen, sah er sich zum Rückmarsch nach Mähren gezwungen, wo er sich mit den nachrückenden Heertheilen Rußlands erst verstärken und mit Erzherzog Ferdinand, der in Böhmen schon wieder 18,000 Mann zusammengebracht hatte, in Verbindung setzen wollte. Kienmayer zog sich mit seinen Truppen gegen Wien zurück, ohne Hoffnung, diese Hauptstadt, gegen die Napoleon direct heranzog, beschützen zu können. Ein österreichisches Corps unter General Meerveldt wich nach Steyermark zurück, wurde aber am 7. Nov. von Davoust ereilt, gefangen oder versprengt. Napoleon marschirte so rasch, daß der von Würzburg herbeieilende bayrische Kurfürst ihn nicht mehr in München, sondern erst in Linz traf, um ihm seine Dankbarkeit bezeugen zu können. Der alte, durch eine Wunde einäugige, etwas fettleibige, aber bei den Russen sehr beliebte und eben so schlaue als tapfere Kutusow wollte zeigen, daß er nicht so kopflos sey wie Mack, und benutzte das Vordringen der Franzosen gegen Wien, um plötzlich in ihrem Rücken wieder bei Krems über die Donau zu gehen. Es gelang ihm auch, am 11. Nov. bei Dürrenstein die französische Division des Generals Gazon, bei der sich Marschall Mortier befand, in engem Terrain zu überfallen. Man kämpfte Tag und Nacht fort Mann an Mann, und Mortier, der lieber sterben als sich fangen lassen wollte, bedeckte sich in diesem Verzweiflungskampfe mit Ruhm. Dennoch wäre er verloren gewesen, wenn ihm nicht schon in der Nacht die Division Dupont zu Hülfe geeilt wäre. Kusutow setzte nach diesem Handstreich seinen Rückzug fort.

Wien war bereits vom kaiserlichen Hofe verlassen und Preis gegeben. Auf dem damaligen Standpunkt der Kriegswissenschaft

---

v. Haugwitz. Die Briefe des Herzogs von Braunschweig aus denselben Dezembertagen, welche Häuser II. 559 f. mittheilt, motiviren die Zögerung noch ferner durch die falsche Voraussetzung, Napolcon und Franz hätten bis zum 15. Dez. einen Waffenstillstand geschlossen.

glaubte man, je größer und volkreicher eine Stadt sey, desto weniger lasse sie sich vertheidigen, und Napoleon selbst lebte noch in dieser Verblendung, indem er nie daran dachte, weder Lyon noch Paris zu festen Plätzen zu machen. Die ungeheuren Hülfsquellen Wiens wurden also, anstatt sie zur Vertheidigung zu benutzen, dem Feinde ohne Schwertstreich Preis gegeben. Nur die hölzerne Brücke, welche jenseits Wien von Insel zu Insel den hier vielfach getheilten Donaustrom überspannte, war vom General Fürsten Karl Auersperg vertheidigt. Murat, der den französischen Vortrapp befehligte, erreichte Wien am 13. Nov., umging aber die Stadt und eilte, sich vor allen Dingen jener Brücke zu bemächtigen. Auersperg befahl jetzt erst, dieselbe anzuzünden, aber es war zu spät. Der französische Oberst Dode lief auf den österreichischen Artilleristen zu, der eben die Lunte anlegen wollte, fiel ihm in den Arm und erklärte ihm, es sey ja Waffenstillstand. Murat selbst, Lannes und seine Adjutanten liefen über die Brücke und wiederholten den österreichischen Offizieren, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sey. General Auersperg selbst kam herbei und wußte nicht, sollte er glauben oder nicht. Unterdeß kamen französische Grenadiere ihren tollkühnen Generalen nachgerückt, und nun gab Auersperg, der sie im rechten Augenblick alle hätte gefangen nehmen können, den Widerstand auf und zog ab. Murat behielt den freien Brückenübergang und besetzte Wien, wo ihm 200 schwere Geschütze, 100,000 Gewehre und unermeßliche Vorräthe in die Hände fielen. Napoleon selbst nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Palast zu Schönbrunn, dicht bei Wien.

Murat mußte sogleich weiter rücken, um Kutusow wo möglich zuvorzukommen und vor seiner Verbindung mit dem nachrückenden Buxhövden abzuschneiden. Dies gelang auch bei Hollabrunn, allein der verschlagene Kutusow spielte ihm hier den nämlichen Streich, den er wenige Tage vorher Auersperg gespielt hatte, schickte ihm den General, Grafen Winzingerode mit der Nachricht eines zu Schönbrunn zwischen den Kaisern Alexander und Napoleon abgeschlossenen Waffenstillstandes zu und bethörte ihn dadurch wirklich, während er blitzschnell seine Truppen wenden ließ und glücklich entkam. Als

Murat den Betrug inne wurde und den Russen wüthend nacheilte, hielt Bagration mit nur 6000 Mann ihn auf und deckte mit unerschütterlicher Tapferkeit den Rückzug seines Feldherrn, 16. November.

Drei Tage später vereinigte sich Kutusow mit Buxhövden zu Olmütz, wohin auch Kaiser Alexander von Berlin aus gekommen war, und hatte nunmehr etwa 84,000 Mann beisammen, worunter 16,000 Oesterreicher. Dagegen war es Napoleons raschen Manövern gelungen, den Erzherzog Ferdinand in Böhmen durch ein Corps unter Bernadotte an der Vereinigung mit den Russen zu hindern, und auch Erzherzog Karl, der sich am 19. Nov. zu Cilly mit Johann vereinigt hatte, aus den Gebirgen in die Ebenen von Ungarn gerückt war und sich dort durch ein Volksaufgebot verstärkte, war noch zu weit entfernt. Allein Kutusow behauptete eine feste, kaum angreifbare Stellung bei Olmütz, die nur durch Mangel an Lebensmitteln gefährdet war. Hätte man das Anlegen von Magazinen nicht auf unverantwortliche Weise versäumt, so würde die russische Armee hier den ganzen Winter über haben aushalten und Napoleon zur Verzweiflung bringen können; unterdeß wären die Erzherzoge Ferdinand, Karl und Johann, wären die russischen Verstärkungen unter General Essen eingetroffen. Nie war die Gelegenheit für Preußen günstiger, es durfte damals nur durch Franken marschiren, um Napoleon den Rückweg völlig abzuschneiden.

Aber gerade Preußen war es, was die Russen dahin brachte, den Vortheil ihrer Stellung aufzugeben. Kaiser Alexander wußte nur zu gut, daß Preußen sich erst entscheiden würde, wenn ein großer Schlag geschehen wäre. Napoleon hatte damals nur 65,000 Mann zu verwenden, eine Macht, mit der es die Russen wohl aufnehmen konnten. Also beschloß Alexander, wieder vorzurücken und seine Vereinigung mit dem Erzherzog Karl durch eine Schlacht zu erzwingen. Der Mangel an Lebensmitteln war noch nicht so dringend, um das Verlassen der festen Position bei Olmütz jetzt schon zu entschuldigen und wurde nachher absichtlich übertrieben, um den begangenen Fehler besser zu bemänteln. Man hat auch behauptet, Napoleon

habe den Kaiser Alexander durch Savary, den er mit versöhnenden Anträgen abschickte, zu der falschen Meinung verleiten lassen, die Franzosen sehen das Bedenkliche ihrer Lage ein und wollten eine Schlacht vermeiden.

Als Napoleon den Entschluß der Russen erfuhr und dieselben in der Nähe von Brünn heranrücken sah, war er entzückt, denn sie waren nun durch keine feste Stellung mehr geschützt und ihm an Zahl nur wenig überlegen, er zweifelte daher auch nicht, sie in offener Schlacht zu überwinden. Sie selbst waren es, die sich ihm auslieferten. Er glühte von Kampflust und übersprudelte von Uebermuth. Studieren Sie diese Gegend, rief er seinen Generalen zu, indem er das Feld von Austerlitz durchritt, hier werden wir uns schlagen! Am 1. Dezember fand sich Haugwitz bei ihm ein, wurde aber kurz abgewiesen, er solle nach der Schlacht wiederkommen. Der folgende Tag war der Jahrestag der Kaiserkrönung. Auch dieser Umstand erhöhte die Begeisterung im französischen Lager. Die Soldaten improvisirten eine Illumination, indem sie Strohfackeln auf ihr Bajonet steckten und in trunkener Lust ihr vive l'empereur! durch die Nacht brüllten, während im Lager der Coalition, zu dem das Gejauchze hinübertönte, tiefe Stille herrschte. Auch Kaiser Franz war herbeigekommen, um seinen Bundesgenossen Alexander zu begrüßen. Wegen dieser persönlichen Anwesenheit der drei christlichen Kaiser nannte Napoleon den bevorstehenden Kampf mit einer gewissen Eitelkeit die Dreikaiserschlacht.

Die Schlacht bei Austerlitz begann mit dem Tagesgrauen des 2. Dezember 1805. Kutusow wollte den rechten Flügel der Franzosen umgehen, und Napoleon, der von seinen Marschällen umgeben auf einer Anhöhe die Schlacht leitete, ließ ihn ruhig gewähren, denn die Russen geriethen auf dieser Seite in Sümpfe und Seen, so daß Napoleon nichts besseres wünschen konnte, als sie nach dieser Richtung hin sich bewegen zu hören. Er hörte nämlich in der Morgenstille ihren Marsch, den er noch nicht sehen konnte, weil Winternebel die ganze Gegend bedeckte. Endlich tauchte die Sonne blutroth aus dem Nebel auf, jene berühmte „Sonne von Austerlitz,“ von

der Napoleon als von seinem Glücksgestirne später so gerne zu reden pflegte. Die Russen hatten bereits durch ihren ersten Marsch die Schlacht verloren, Napoleon nahm die Höhen von Pratzen als den Schlüssel der Gegend und zersprengte die russische Linie. Kutusow wurde in den Backen verwundet, die einzelnen Führer suchten Stand zu halten und leisteten, wie auch Kienmayer mit den Oesterreichern, verzweifelte Gegenwehr, aber in so zerrütteter Aufstellung, daß sie zuletzt nothwendig nicht der französischen Tapferkeit, aber dem taktischen Genie Napoleons erliegen mußten. Nahe am Schloß von Austerlitz rollte der Donner der Kanonen über das Grab des Fürsten Kaunitz, der mit Frankreich im siebenjährigen Kriege gegen Preußen gekämpft hatte, während jetzt Oesterreich ohne Preußen Frankreich unterlag. Aber die todten Ohren des Fürsten Kaunitz unter der Erde konnten nicht tauber seyn, als die lebendigen des Grafen Haugwitz, der Oesterreichs Unglück hätte verhindern sollen und können. Die Verbündeten verloren in dieser blutigen Schlacht 27,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen nebst 80 Kanonen. Unter einigen brach das Eis der Seen ein. Man dichtete hinzu, französische Kanonenkugeln hätten das Eis zerschmettert und 20,000 Russen seyen auf diese Weise ertrunken. Napoleon selbst begünstigte diese Fabel, weil er es liebte, durch großartige Bilder die Einbildungskraft der Völker zu fesseln und zu schrecken.

Das schlimmste Ergebniß der Schlacht für die Russen war, daß sie ihre Rückzugslinie nach Polen verloren hatten und seitwärts gedrängt worden waren. Da es ihnen überdies an Lebensmitteln gebrach, so war Kaiser Alexander zum Frieden geneigt. Jedenfalls zu voreilig, es sey denn, daß er das Benehmen Preußens bestimmt vorausgesehen hätte. Nach einer kurzen und ziemlich kalten Unterredung mit Alexander, verlangte Kaiser Franz eine Zukammenkunft mit Napoleon, die bei der Mühle von Paliny Statt fand. Napoleon ging dem deutschen Kaiser entgegen und umarmte ihn. Ich bedaure, sagte er, Ew. Majestät in keiner bessern Wohnung empfangen zu können. Sie wissen, antwortete Franz, auch aus schlechten Quartieren großen Nutzen zu ziehen. Von Rußland verlassen und um so weniger

von Preußen etwas hoffend, nahm Franz die harten Friedensbedingungen an und erwirkte zugleich den freien Abzug der Russen. Er soll übrigens nach seiner Rückkehr von Napoleon gesagt haben: „nun ich ihn gesehen habe, mag ich ihn erst gar nicht mehr." Der förmliche Abschluß des Friedens wurde einer Conferenz zu Preßburg vorbehalten, in der Talleyrand das große Wort führte.

Ehe der Waffenstillstand bekannt werden konnte, fiel noch bei Iglau ein heißer Kampf vor zwischen dem Erzherzog Ferdinand und den Bayern unter Wrede, in welchem die Oesterreicher siegten, 5. Dez. Auch Erzherzog Karl war nahe gekommen, aber alle Schwerter senkten sich jetzt in die Scheide.

Am 7. Dezember erhielt Haugwitz endlich beim Sieger von Austerlitz eine Audienz. Geschützt durch seine Instructionen, die ihm vor dem 22. Dezember keine Kriegserklärung an Frankreich erlaubten, fand es Haugwitz nicht nur seiner bisherigen persönlichen Politik, sondern auch der Sachlage und dem Interesse seines Königs gemäß, von allen Drohungen zu abstrahiren, ein enges Bündniß mit Frankreich einzuleiten und als Preis dafür Hannover anzunehmen. Napoleon erwiderte seine Glückwünsche zwar spöttisch: „Ihre Complimente waren für Andere bestimmt;" nahm jedoch gerne das Bündniß mit Preußen an und verlangte nur, es solle auch ernst gemeint seyn. Die natürlichsten Interessen verbänden Preußen mit Frankreich gegenüber den andern Mächten, er habe deßhalb jederzeit die innigste Allianz beider Mächte erstrebt, und nur der König von Preußen habe die dargebotene Hand immer mißtrauisch abgelehnt. So könne es nicht bleiben, Preußen müsse sich entscheiden und ganz für oder ganz wider ihn seyn. Auch war Napoleon nicht gemeint, Hannover umsonst abzutreten; Preußen sollte dafür den Antheil an Cleve, der auf dem rechten Rheinufer lag, die Festung Wesel und das Herzogthum Neufchatel an Napoleon, Anspach und Bayreuth (gegen eine spätere Entschädigung) an Bayern abtreten. Diese Bedingungen nahm Haugwitz an und eilte damit nach Berlin, wo er alles in die größte Aufregung versetzte. Alte treue Provinzen sollten verschachert werden um neue, die man einem alten Freunde und Bundesgenossen raubte und deren

Besitz weder rechtlich noch sicher war. Und eine solche Handlungsweise sollte man sich von einem fremden Machthaber dictiren lassen wenige Wochen nachdem man mit seinen Freunden Verträge gegen ihn geschlossen hatte! War das dem Machtgefühl und der Waffenehre Preußens angemessen? Aber die Entrüstung kam zu spät. Man hatte früher zu handeln versäumt und entschied sich jetzt, die Annahme Hannovers denn doch einem unsichern Kampfe mit Napoleon vorzuziehen.

Zwischen Frankreich und Oesterreich wurde am 26. Dezember der Friede zu Preßburg abgeschlossen, in welchem Oesterreich 40 Millionen Kriegskosten bezahlte und das venetianische Gebiet an Frankreich, Tirol mit Vorarlberg und den Bisthümern Trient und Brixen nebst Passau an Bayern abtrat. Auch die armen italienischen Fürsten, die bisher in Deutschland entschädigt worden waren, verloren jetzt das Ihrige wieder. Der Großherzog von Toscana erhielt Würzburg und mußte Salzburg und Berchtesgaden an Oesterreich, dagegen Eichstädt an Bayern, der Herzog von Modena, der nichts dafür erhielt, Constanz und den Breisgau an Baden abtreten. Auch Würtemberg bekam mehrere Herrschaften. Die Nachfolge in Würzburg wurde überdies Bayern, dagegen die im Deutschmeisterthum Mergentheim Oesterreich zuerkannt. Somit erhielt Kaiser Franz für große Verluste nur schwache Entschädigungen, Talleyrand aber schmeichelte ihm mit der Moldau und Wallachei, wenn er sich mit Napoleon eng gegen Rußland verbinden wolle.

Das war das klägliche Ende des letzten vom deutschen Kaiser geführten Krieges, in welchem das deutsche Reich unterging. Napoleon hatte bewiesen, daß sein neues Reich stärker sey, als das alte. Er wollte ihm nun auch die legitime Weihe geben und seine Ebenbürtigkeit beweisen. Die schöne Prinzessin Auguste, Tochter des Kurfürsten von Bayern, war mit dem Erbprinzen Karl von Baden verlobt; aber auf Napoleons Befehl mußte sie ihre Hand seinem Stiefsohn Eugen, Vicekönig von Italien, und dagegen ihr badischer Bräutigam die seinige der Nichte Josephinens, Stephanie Tacher, reichen. Die Verlobung fand auf der Rückkehr Napoleons in Mün=

chen Statt, wohin auch die Kaiserin Josephine von Paris aus gekommen war. Das war die erste Vermischung des neuen Fürstenblutes mit dem alten, und Max Joseph empfing dafür zum Lohn außer den schon genannten großen Erwerbungen am 1. Januar 1806 auch noch den Königstitel. Ebenso der Kurfürst Friedrich von Württemberg in Aussicht auf die Verlobung seiner Tochter Katharina mit Napoleons jüngstem Bruder Jerome. Baden wurde Großherzogthum.

Dagegen wurde die unglückliche Königin von Neapel, die es gewagt hatte, die Hand ihrer Tochter dem Vicekönig Eugen zu verweigern, jetzt zur Strafe für diesen lächerlichen Hochmuth unwiderruflich vom Throne gestoßen. „Das Haus Bourbon hat in Neapel und Sicilien zu regieren aufgehört," lautete ein Decret Napoleons aus Schönbrunn schon am 27. Dezember. Von unsäglicher Unruhe gequält hatte die Königin den Vertrag vom 21. September alsbald wieder gebrochen und am 20. November die Russen von Corfu, die Engländer von Malta her, 18,000 Mann, bei Neapel landen lassen; jetzt zu spät und nur zu ihrem eigenen Verderben. Denn nach dem großen Siege in Mähren konnte Napoleon seine ganze Uebermacht auf Italien werfen. Die Russen und Engländer schifften sich daher eilig wieder ein und auch der königlichen Familie blieb nichts übrig, als eine abermalige Flucht nach Sicilien, 23. Januar 1806. Nur der Kronprinz Franz blieb in Calabrien zurück, um einen Aufstand zu organisiren. Aber Napoleons Bruder Joseph und Massena rückten mit 40,000 Franzosen rasch heran und bemächtigten sich der Stadt Neapel ohne Widerstand, 14. Februar; General Reynier eilte nach Calabrien, schlug den Kronprinzen am 9. März bei Campotenese und verjagte ihn nach Sicilien. Nur Gaëta behauptete sich unter dem tapfern Prinzen Ludwig von Hessen-Philippsthal, und in den Abruzzen führten die alten Räuberbanden den kleinen Krieg gegen die Franzosen fort.

In Neapel selbst aber empfing Joseph am 1. April das Decret seines Bruders, das ihn zum König von Neapel ernannte, und er richtete sofort seinen neuen Hof ein. Es kam ihm dabei zu Statten, daß er sich nicht blos auf die altparthenopeische Partei, sondern auch auf den Klerus stützen konnte, der in Napoleon den Wiederhersteller

der Kirche sah. Daraus erklärt sich, warum nicht nur Cardinal Maury, der schon in Genua mit Napoleon verkehrt hatte, sondern auch der schreckliche Cardinal Ruffo dem neuen König Joseph huldigten. Joseph gab sich alle Mühe, sich bei den Neapolitanern beliebt zu machen, und indem er die einfacheren französischen Verwaltungsformen und eine strengere Polizei einführte und dagegen die übertriebenen Vorrechte des alten Adels und viele unnütze Klöster aufhob, glaubte er der Nation Bürgschaften eines viel weiseren Regiments zu geben, als das vorige war. Aber er gewann dadurch nur die Aufgeklärten; das gemeine Volk, zumal in den Provinzen, fuhr fort, ihn und die Franzosen zu hassen. Auch neckten ihn die Engländer empfindlich. Schon am Tage seines Einzugs nahmen sie im Golf von Neapel selbst die Insel Capri weg, von wo aus sie ihm mit Fernröhren in die Fenster seines Schlosses sehn konnten. Am 1. Juli landeten 6000 Engländer unter Stuart in Calabrien und schlugen Reynier bei Meida am 4., während Massena noch vor Gaëta lag, zogen sich aber nachher wieder nach Sicilien zurück, welche große Insel sie für König Ferdinand IV. behaupteten. Gaëta fiel erst, nachdem der tapfere Commandant schwer verwundet worden war, am 18. Juli. Die Erbitterung der Einwohner gegen die Franzosen war immer noch unversöhnt, daher auch die Rache der Franzosen furchtbar. Massena wüthete unter dem Landvolk wie ein Teufel und ließ eine Menge Dörfer nebst den Städten Cassano, Laguenero, Lauria und Sicignano sammt ihren Einwohnern verbrennen und die gefangenen Insurgenten zu hunderten hinrichten. Auf der andern Seite gingen die Insurgentenchefs nicht besser mit den Franzosen um, die in ihre Hände fielen. Fra Diavolo wurde gefangen und hingerichtet.

In Oberitalien verlieh Napoleon seiner Schwester Pauline, Leclercs Wittwe, die den reichen römischen Fürsten Borghese geheirathet hatte, das Fürstenthum Guastalla und zerschlug das venetianische Gebiet in zwölf Herzogthümer, um damit seine Marschälle zu belehnen. Die wirkliche Uebertragung dieser großen Dotationen an die Marschälle erfolgte jedoch erst nach und nach. Soult wurde Herzog von Dalmatien, Bessières von Istrien, Duroc von Friaul, Victor von

Belluno, Moncey von Conegliano, Mortier von Treviso, Coulaincourt von Vicenza, Arrighi von Padua, Savary von Rovigo. Damals verlor auch die uralte Republik Ragusa am adriatischen Meer ihre Freiheit, um nicht lange darauf als Herzogthum an Marschall Marmont zu fallen *). Später erhielten noch französische Minister ähnliche Dotationen in Italien.

Rußland hatte sich bequemt, im Frieden mit Napoleon diesem die ionischen Inseln abzutreten, aber als der Termin verflossen war, glaubten die Russen in Cattaro den Platz ferner behaupten zu müssen, eifrig von den Einwohnern und von den benachbarten Montenegrinern unterstützt. Lauriston, der mit einem französischen Corps heranrückte, wurde in Ragusa eingeschlossen und mußte durch ein anderes Corps unter Molitor gerettet werden, der die wilden und grausamen Montenegriner endlich in ihre Berge zurückjagte, Cattaro jedoch nicht einnehmen konnte.

Das Glück begünstigte Napoleon in so hohem Grade, daß gerade jetzt, nachdem er eben das deutsche Reich in Stücke zerrissen und Rußland gedemüthigt hatte, auch sein gefährlichster Feind, der große Minister Pitt in England starb, 25. Jan. 1806. Das neue Ministerium wurde gemischt aus den strengsten Tories, die Pitt angehangen, und aus Wighs, Pitts Gegnern. Unter den erstern ragten Grenville und Windham, unter den letztern Fox hervor. Die Berufung des letztern ins Ministerium schien anzudeuten, man wolle Frieden mit Frankreich. Auch knüpfte Fox bald Unterhandlungen an.

---

*) Ragusa war bis dahin eine freie Republik gewesen, von der edeln und schönen Race der slavischen Illyrier (Morlaken) bewohnt. Diese Republikaner hatten die einzige neutrale Flagge auf dem adriatischen Meere geführt, wodurch ihre Fracht während der Kriege ungeheuer vermehrt und sie sehr reich geworden waren. Ein Grund mehr für Napoleon, sie durch Lauriston ihrer Freiheit berauben und ausplündern zu lassen. Das gleiche Schicksal erlitt damals die benachbarte kleine Republik Poglizza, an der Küste gegründet von vertriebenen Edelleuten aus Bosnien, zum Theil auch aus Ungarn, weshalb alle Einwohner daselbst den gräflichen Titel führten.

Ein Meuchelmörder hatte sich erboten, für englisches Geld Napoleon umzubringen. Fox wies ihn ab und gab Talleyrand Nachricht davon. Dieser antwortete sehr artig, und die Unterhandlungen wurden durch den in Frankreich gefangenen Lord Yarmouth fortgesetzt. Napoleon erbot sich, Hannover wieder herauszugeben, ohne Rücksicht auf Preußen, aber er bemerkte selbst sehr richtig, daß ein Handelsvertrag zwischen England und Frankreich immer die Hauptsache bleibe und wegen des Widerstreites der Interessen kaum zu ermöglichen sey. England wollte seinerseits der Verpflichtung gegen Rußland treu bleiben, um den Kaiser Alexander nicht zu beleidigen, und ohne ihn keinen Separatfrieden abschließen. So blieben diese geheimen Unterhandlungen mit England abermals ohne Ergebniß und zerschlugen sich ganz, als Fox schwer erkrankte und bald darauf dem großen Pitt ins Grab nachfolgte.

Trotz dieser Unterhandlungen hatte der Seekrieg fortgedauert. Napoleon gab seit der Niederlage von Trafalgar die großen Seeschlachten auf, ließ aber im Spätherbst 1805 kleine Flottillen auslaufen, um sich durch die englische Kriegsflotte durchzuschleichen, sich weit in entfernten Meeren zu zerstreuen und englische Handelsschiffe wegzunehmen, d. h. er ließ sich zu einem Seeräuberkrieg herab. Allein die beiden von Brest ausgelaufenen Flottillen unter Villaumez und Lesseignes wurden von den Engländern zerstört oder weggenommen, die erstere an der Küste von Nordamerika, die andere, nachdem sie eine vergebliche Landung auf St. Domingo gewagt hatte. Eine aus Rochefort unter Allemand abgesegelte Flottille kam glücklich wieder heim, eine andere wurde von den Engländern genommen. Ebenso zwei französische Flottillen, wovon die eine nach Afrika, die andere nach Grönland bestimmt war, um dort den englischen Handel zu stören. Ebenso eine von Civita Vecchia abgegangene Expedition. Am glücklichsten war der kühne Viceadmiral Linois im stillen Weltmeer, der eine Menge englische Kauffahrteischiffe wegnahm und die reiche Beute nach Isle de France schleppte, doch aber endlich vor dem englischen Admiral Warren nach so tapferer Gegenwehr die Flagge strich, daß dieser ihm sogleich ehrend seinen Degen zurückgab. Ein

Angriff der Engländer auf Buenos Ayres in Südamerika mißlang; sie nahmen zwar die reiche Stadt, wurden aber bald wieder von den Spaniern vertrieben, 21. August 1806.

Inzwischen organisirte Napoleon sein neues Reich und vermehrte es mit allem, was er vom alten deutschen Reiche weggerissen hatte. Er schien durch seine Brüder, Schwäger und Günstlinge nach und nach die alten Dynastien verdrängen zu wollen. Er selbst hatte den Thron der Bourbons in Frankreich inne, sein Bruder Joseph den von Neapel; seinem Stiefsohne Eugen war die Thronfolge in Italien gesichert; seinen Bruder Ludwig machte er am 6. Juni zum König von Holland und beseitigte damit die Ansprüche des vertriebenen Hauses Oranien. Die Holländer hatten bisher unter Schimmelpennincks Verwaltung unglaubliche Lasten für Frankreich tragen, ein französisches Heer unterhalten, die Rüstungen von Boulogne unterstützen und ungeheure Summen bezahlen müssen, seit 1800 jährlich 3 Procent des Einkommens, seit 1802 noch 1 Procent, weitere 2 Procent für 25 Jahre von den Einkünften und ½ von den Capitalien für 8 Jahre; dazu 1803 weitere 7 Procent von den Einkünften und 1804 noch 6 Procent von den Capitalien. Und bei jeder neuen Steuer hatte man gesagt: bringt sie dar, ihr erkauft dadurch wenigstens eure Selbständigkeit, widrigenfalls ihr Frankreich einverleibt würdet. Jetzt erfolgte diese Einverleibung doch; die Holländer wurden sogar gezwungen, sich den Bruder des Kaisers als König submissest selber zu erbitten. Ludwig aber war nicht unempfindlich gegen die Leiden der Holländer, und obgleich ihm sein Bruder einschärfte, sich stets nur als französischen Prinzen und als seinen Vasallen zu betrachten, so bemühte er sich doch alles Ernstes, die Interessen Hollands so viel möglich in Schutz zu nehmen.

Gleichzeitig schuf Napoleon noch mehr Vasallen, die zu ihm in dasselbe Verhältniß treten sollten, wie weiland die deutschen Reichsfürsten zu ihrem Kaiser. Sein Schwager Joachim Murat wurde Großherzog von Berg am Niederrhein, sein Günstling Berthier, der eine Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld heirathete, souverainer Fürst von Neufchatel, Napoleons Schwester, Pauline Borghese, wie

schon bemerkt, Herzogin von Guastalla; auch noch andere seiner Günstlinge erhielten Fürstenthümer in Italien, so wurde Talleyrand Fürst von Benevent; Bernadotte als Schwager Josephs (indem beider Frauen Schwestern waren) Fürst von Ponte Corvo.

Vorspiel eines größeren Ereignisses war die Ernennung des Kardinal Fesch zum Coadjutor des deutschen Reichserzkanzlers Kurfürsten Dalberg in Regensburg. Dieser Dalberg *), so wie auch die neuen Könige von Bayern und Württemberg konnten den Augenblick kaum erwarten, in welchem sie die Oberhoheit des alten deutschen mit der des neuen französischen Reichs vertauschen sollten. Sie warteten Napoleons Befehle nicht ab, sondern trugen selbst darauf an, er möge sie zu Gliedern seines großen Reiches machen. Diese Unterhandlungen wurden in Paris gepflogen, und ein Herr von Labesnadière war es, der unter Talleyrands Anleitung den abtrünnigen deutschen Reichsfürsten ihre neue Stellung im Reiche Napoleons anwies. Am 12. Juli 1806 erklärten der Reichserzkanzler Dalberg, die weiland deutschen Kurfürsten, jetzt Könige von Bayern und Württemberg, die Großherzoge von Baden und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Nassau, die Fürsten von Hohenzollern, Salm, Isenburg, Aremberg, Lichtenstein und von der Leyen, sie erkennen das deutsche Reich nicht mehr an und verbinden sich unter einander zu dem s. g. Rheinbunde unter dem Protectorate Napoleons. Am 1. August erklärte Napoleon selbst, er genehmige ihre Entschließung und erkenne auch seinerseits ein deutsches Reich nicht mehr an. Preußen konnte es

*) Kein Adelsgeschlecht war so tief mit den Ehren des alten deutschen Reichs zusammengewurzelt, als das seinige. Bei jeder Kaiserkrönung pflegte der neue Kaiser im Reichsornat auf dem Thron sitzend zu fragen: ist kein Dalberg da? worauf das vortretende Mitglied dieses Geschlechts vom Kaiser den Ritterschlag empfing. Ein Vetter des Reichserzkanzlers erhielt bald darauf von Napoleon die französische Herzogswürde. Doch blieben noch Dalberge als gute Deutsche übrig, vier derselben fochten 1813 mit gegen Napoleon und reclamirten gegen die Schmähungen, die man damals auf den Namen häufte. Allg. Zeitung 1813. Nr. 311.

nicht einfallen wollen, ein Reich noch zu retten, zu dessen Zerrüttuug es selbst am meisten beigetragen hatte. Oesterreich aber blutete noch aus offenen Wunden. Kaiser Franz II., der letzte deutsche Kaiser, unterwarf sich in einer würdevollen Erklärung vom 6. August der unabänderlichen Nothwendigkeit, legte den Titel eines deutschen Wahlkaisers ab und behielt nur noch den eines österreichischen Erbkaisers bei. Auch sprach er feierlich alle deutschen Reichsgenossen von den Eiden der Treue los, die sie bisheran dem Reiche geleistet hatten, womit das im Jahre 800 nach Christo von Karl dem Großen gegründete römische Reich deutscher Nation, nachdem es 1006 Jahre lang ruhmvoll bestanden hatte, sein Ende erreichte.

Einer der ersten, der von der Auflösung des deutschen Reichs Nutzen ziehen wollte, war der König von Dänemark, der schon am 6. Sept. Holstein seinem dänischen Reich einverleibte, ohne noch irgend eine Verpflichtung gegen den deutschen Gesammtkörper anzuerkennen. Am 26. Sept. trat auch der Kurfürst von Würzburg dem Rheinbunde bei.

Die deutsche Nation verhielt sich gleichgültig dabei, indem die einen nur ihren Particularinteressen, die andern unbekümmert um Politik nur ihrer Wissenschaft oder Liebhaberei lebten. Aber auch der Patriot mußte zugestehen, daß die Formen des alten Reichs längst morsch geworden waren und nicht länger dauern konnten. Nicht für das damals lebende Geschlecht, aber für die Manen der alten deutschen Kaiser, die so Ruhmvolles geleistet hatten, war es gewissermaßen eine Genugthuung, daß der Zerstörer des deutschen Reichs wenigstens ein eben so großer Mann war, wie dessen erster Stifter, und daß es erst eines Napoleons bedurfte, um das Werk Karls des Großen zu zertrümmern. Ein anderer noch gewichtigerer Trost für die Deutschen lag in ihrer Lethargie selbst. Sie waren nur durch die Zwietracht und Schwäche ihrer Fürsten, durch die Unbeholfenheit ihrer bisherigen Staatsmaschinen und durch den schlechten Geist der gebildeten Classen besiegt worden, aber das gemeine Volk bewahrte überall noch seine ursprüngliche Kraft, die unter günstigeren Umständen wieder geweckt werden konnte,

während Napoleons Reich zwar durch sein Genie und durch die Tapferkeit seiner Heere augenblicklich zu ungeheurer Macht gediehen war, aber der natürlichen Grundlagen und Bürgschaften der Dauer entbehrte.

Die Fürsten des Rheinbundes wurden von Napoleon viel abhängiger, als sie es vom deutschen Kaiser gewesen waren. Sie traten an ihn das Recht ab, Krieg und Frieden zu schließen, sie stellten ihm für alle seine Kriege vertragsmäßig 63,000 Mann, eine Ziffer, welche später weit überschritten wurde. Sie bildeten für sich eine Conföderation, deren Präsident Dalberg erhielt den Titel eines Fürst-Primas und residirte fortan in Frankfurt am Main, welcher Stadt Marschall Augerau kurz vorher die alte Freiheit genommen und 4 Millionen wegen angeblicher Schmuggelei mit englischen Waaren abgepreßt hatte. Nach Dalbergs Tode sollte Fesch seine Würde erben, also ein Napoleonide unmittelbar den Rheinbund leiten. Zum Lohn für ihre Unterwürfigkeit wurden alle Rheinbundsfürsten absolute Monarchen, alles ständische Wesen wurde vernichtet, eine neue Despotie eingeführt. Dadurch wurde besonders Württemberg hart getroffen, welches sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert einer sehr lebendigen und wirksamen Thätigkeit seiner Landstände erfreut hatte. Ferner erhielten die Rheinbundfürsten zum Lohn die Besitzungen aller noch nicht mediatisirten Reichsfürsten, Reichsgrafen und Reichsstädte im nächsten Bereich ihrer Grenzen. Von den ersteren hatten die meisten ihre Besitzungen in dem ehemaligen schwäbischen und fränkischen Kreise, und vor wenigen Jahrhunderten noch eben so mächtig und angesehen wie die Fürsten von Württemberg, Baden, Hessen, Nassau, wurden sie jetzt deren Unterthanen oder fielen an Bayern. So die alten Fürstenhäuser von Hohenlohe, Waldburg, Fürstenberg, Thurn und Taxis, Fugger, Oettingen, Löwenstein, Leiningen, Wittgenstein, Solms, Wied ꝛc. Nürnberg und Augsburg wurden Bayern einverleibt. Nur die Hansestädte waren noch durch ihre Lage geschützt.

Viele unter den mediatisirten Fürsten, Grafen und Rittern nahmen ihre Zuflucht nach Oesterreich und dienten unter den Fahnen

des alten Kaisers. Im Volke fanden sie weniger Sympathien, weil sie früher versäumt hatten, dieselben zu gewinnen. Dagegen wurde der Druck des neuen Despotismus in den Rheinbundstaaten schwer empfunden. Besonders in Württemberg von Seiten der protestantischen an ihre Landstände und in Bayern von Seite der katholischen an ihre alte Kirche gewöhnten Bevölkerung, gegen welche die neue Regierungsgewalt rücksichtslos einschritt. König Friedrich von Württemberg hatte noch kurz vorher als Gemahl einer englischen Prinzessin englische Subsidiengelder empfangen und war jetzt der eifrigste Anhänger Napoleons. Schon hatte er den Landschaftsagenten Batz, der damals noch beim deutschen Kaiser Schutz suchte, nebst dem Landschaftsconsulenten Groß und Landschaftssekretär Stockmaier verhaften lassen, auch eine Summe aus dem von der Landschaft gehüteten Kirchengut genommen. Am 30. Dez. 1805 hob er die Verfassung ganz auf*), schloß die Landschaft, raubte ihr die „geheime Truhe" und sämmtliches Kirchengut und begann ein absolutes Regiment, das noch in bitterem Andenken des Volkes lebt. Bei außerordentlicher Corpulenz besaß er die größte Lebhaftigkeit und war mit einem scharfen und klaren Verstande begabt, aber seine ungemessene Jagdliebe verleitete ihn, einen ungeheuren Wildstand auf Kosten der armen Bauern zu unterhalten und seinen Jagdjunkern und Jägern jede Willkür zu gestatten. Die Verpflichtungen, die er gegen Napoleon eingegangen hatte, zwangen ihn zu zahlreichen Steuern und Truppenaushebungen, und wenn er auch der Willkür seiner Bureaukratie zuweilen durch unnachsichtliche Strenge begegnete, gab er doch selber oft das Beispiel launenhafter Willkür. Es kam so weit, daß junge Leute aus den gebildeten Classen sich versteckten und auf der Straße vor seiner Nähe flohen, weil er, sobald ihm einer wegen seiner Gestalt gefiel oder aber aus irgend

---

*) Kurz vorher im October hatte der König mit Napoleon in Ludwigsburg verkehrt, und als er von den Hindernissen sprach, welche ihm die Landstände in den Weg legten, rief Napoleon: chassez les bougres! Das ließ sich der König nicht zweimal sagen.

einem andern Grunde mißfiel, ihn auf der Stelle als gemeinen Soldaten unterstecken ließ*). Auch glaubte er, es entspreche seiner Souverainetät, nichts Alterthümliches in den Institutionen des Landes und der Gemeinden mehr zu dulden, und schonungslos wurden gute alte Rechte und Sitten im Geist der modernen Bureaukratie und Aufklärung vernichtet.

In letzterer Beziehung ging König Max Joseph von Bayern noch viel weiter. Persönlich war dieser Fürst ungemein liebenswürdig, ein heiterer, wohlwollender Lebemann, der gern alles vergnügt um sich sah. Indem er selbst nur die Volksmundart redete, mischte er sich gern unter die Bauern, spaßte mit ihren Weibern und Mädchen und wurde der Liebling des Volkes. Bei jedem Unglücksfall half er so viel als möglich persönlich**). Aber uneingedenk der Eigenthümlichkeiten desselben Volkes und der uralten katholischen Politik des Hauses Wittelsbach gestattete er seinem Minister Montgelas***), das katholische Bayern und Tirol um und um zu kehren, hierin noch viel extremer, als dereinst Kaiser Joseph II. In Montgelas' Auge hatte die Kirche keinerlei Recht, alles sollte in der Willkür des Staates beruhen; der Glaube, an dem gerade das altbayerische und Tiroler Volk so eifrig hing, galt ihm nur

---

*) Einen Oberamts-Actuar, der ihm bei einer Reise durchs Land vorritt, und der ihm mißfiel, machte er augenblicklich zum Tambour. Als ihm in den neuerworbenen katholischen Landestheilen Geistliche fehlten, recrutirte er sich welche. Katholische junge Männer hatten die Wahl, als Soldaten unter die Regimenter gesteckt zu werden, oder sich zu Priestern weihen zu lassen. Ein Badergeselle wählte das letztere und wurde nachher ein geachteter Geistlicher.

**) Als in München einmal ein paar Häuser einstürzten, war er gleich zur Stelle, hörte unter dem Schutt etwas wimmern, ließ nachgraben und entdeckte einen armen verschütteten Knaben, den er sofort erziehen ließ, den nachher so berühmt gewordenen Fraunhofer.

***) Montgelas' Geschlecht stammte aus Savoyen, aber schon sein Vater war bayrischer General gewesen. Er selbst genoß das Vertrauen Maximilians, schon als dieser noch Pfalzgraf war, und wurde sogleich nach dessen Regierungsantritt bayrischer Minister.

als Aberglaube und mittelalterliche Finsterniß. Mit einem Fanatismus, der das Volk aufs tiefste innerlich empörte, ließ er nicht nur müßige Klöster aufheben, sondern auch die altehrwürdigen Stätten der Andacht, Kapellen, Stationen, Wegkreuze, Bildstöcke niederreißen und den Bauern, wenn sie um Schonung baten, hohnlachend ihre Dummheit vorhalten. Montgelas war es auch zuerst, der das Widersinnige ersann, Juden für ihre allerlei Dienste nicht blos mit dem Monopol der Lieferungen, sondern gar noch mit christlichen Ritterkreuzen und mit der Erhebung in den deutschen Freiherrnstand zu belohnen. „Ruder und Segel, sagt von Lang, waren in den Finanzen verloren und das an der jüdischen Küste gelandete Schiff einer völligen Plünderung Preis gegeben. Der Rest war käuflich. Der Angeklagte, wenn er ein Beamter, Adeliger oder reicher Jude war, kam jederzeit durch.“ Auf dem Lande herrschte der Landrichter wie der Profoß.

Die Illuminaten, einst in demselben Bayerlande verfolgt, waren jetzt Herr und Meister geworden und predigten auf allen Straßen die Berliner Aufklärung. Eine Menge protestantische Gelehrte und Schulmänner strömten nach und nach in Bayern ein, um diesen Neuerungen zu dienen und die alte Finsterniß zu vertreiben. Unter der Aegide Napoleons, der selbst die Kirche wiederhergestellt hatte, wurde in Bayern die Kirche auf das Minimum ihrer Bedeutung heruntergebracht und jetzt erst das Land alter katholischer Treue von der revolutionären Philosophie in Civiluniform erobert. Unter die alterthümlichen Vorurtheile, die damals vertilgt werden sollten, gehörten aber nicht blos die kirchlichen, auch die nationalen Sympathien. Montgelas ließ durch feile Historiker die alte Lüge auffrischen, die im spanischen Erbfolgekriege, als Bayern sich mit Frankreich zum erstenmal enger verband, aufgekommen war, die Lüge nämlich, die Bayern seyen keine Deutsche, sondern die Nachkommen der keltischen Bojer, also Gallier, also Stammverwandte der Franzosen. Der gelehrte Pallhausen war es, der diese Ansicht in einem eigenen Werke verfocht. Aber die bayrische Staatszeitung selbst, indem sie dem Lande verkündete, Napoleon habe es zu einem Königreich

erhoben, brauchte die Worte: „Hoch lebe Napoleon, der Wiederhersteller des bayrischen Königthums!" Damit sollte ausgedrückt werden, das keltische Reich der alten Bojer sey endlich vom Joche der Deutschen wieder frei geworden. Diese gelehrte Grille, vom Ministerium damals aus politischen Gründen begünstigt, blieb dem biedern deutschen Volk der Altbayern wie den Tirolern fremd und unbegreiflich.

Wie es übrigens mit der Selbständigkeit des bayrischen Königthums beschaffen war, ergab sich aus einem Act, den Napoleon mitten in Bayern vollzog, ohne den König zu fragen. Im Sommer 1806 war eine kleine anonyme Schrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung," erschienen, worin warme Vaterlandsliebe das Unglück der Zeiten beklagte. Napoleon wußte den politischen Schlaf der deutschen Nation zu gut zu würdigen, um nicht alles zu beseitigen, was geeignet schien, sie aus demselben aufzuwecken. Er befahl daher, den Verbreiter jener Schrift, den jungen Buchhändler Palm in Nürnberg, zu verhaften und nach Braunau zu schleppen. Hier mit Umgehung der bayrischen Landesgerichte vor ein französisches Kriegsgericht gestellt, weigerte Palm sich edelmüthig, den Verfasser jener Schrift zu nennen, und wurde am 25. August erschossen. Aber dieser Schuß wiederhallte in allen Gauen deutscher Zunge und schadete dem Weltbezwinger viel mehr als die Verbreitung jener Schrift. Die Meinung, die sich bisher darin gefallen hatte, in Napoleon den Sohn der Revolution und den Genius einer bessern Zukunft zu sehen, erkannte immer deutlicher in ihm die Züge eines Despoten und wandte sich mehr und mehr von ihm ab.

Paris aber, die neue Hauptstadt der Welt, feierte die Triumphe des großen Kaisers. Der Senat decretirte damals die prachtvolle Siegessäule von Austerlitz, die nach dem Muster der antiken Trajanssäule in Rom mit Schlachtbildern in Basrelief bedeckt und mit der Statue des Kaisers gekrönt werden sollte (jetzt insgemein nur die Säule von Vendome genannt, auf dem Vendomeplatze). Napoleon selbst aber griff, kaum vom Felde heimgekehrt, wieder aufs fruchtbarste in die Civilverwaltung seines Reiches ein und ordnete die

während seiner Abwesenheit schon wieder durch Intriganten gefährdeten Finanzen mit großer Energie und klarem Blicke. Ouvrard, ein speculativer Kopf von größter Frechheit, hatte die Gelder des Staates und der Bank für eine begünstigte Gesellschaft ausgebeutet, wurde jedoch unnachsichtlich mit allen seinen Complicen zum Ersatz gezwungen, zum Glück in einem Augenblick, wo noch nicht zu viel unrettbar verloren war. Daß solche Spitzbüberei sich selbst unter Napoleon hervorwagen durfte, beweist, wie unverwüstlich in Frankreich die Habgier ist. Man stahl unter dem alten Königthum, man stahl unter dem Convent und Directorium. Auch das Kaiserthum sollte seine Diebe haben. Nach glücklicher Erledigung dieses bösen Handels widmete sich der Kaiser der Civilprozeßordnung, dem Canal- und Straßenbau, der Verschönerung von Paris, dem Bau eines großen Triumphbogens nach altrömischem Muster, der Gründung der Pariser Universität und einer Menge anderer Arbeiten und Pläne, die alle zum Wohl Frankreichs und seiner eigenen Verherrlichung ausgeführt werden sollten. Seine Thätigkeit blieb im Frieden, wie im Kriege, bewundernswerth und beispiellos.

Mit dem Stolz und Siegesjubel in Paris contrastirte nichts so traurig als die unzufriedene und trüb aufgeregte Stimmung in Berlin. Hier regte sich das böse Gewissen. Man wagte nicht, Hannover geradezu in Besitz zu nehmen, sondern nahm es nur einstweilen „in Verwahrung." Diese Zweideutigkeit ärgerte Napoleon, der in Paris Haugwitz erklärte, der Schönbrunner Vertrag gelte nicht mehr, weil Preußen selbst sich nicht dazu bekenne. Nun mußte Haugwitz ihm die Anerkennung des Vertrags abbetteln, von der früher stipulirten Entschädigung für Anspach und Bayreuth abstehen und zugeben, daß alle preußische Häfen den Engländern verschlossen würden. Auch das ließ sich der König von Preußen gefallen. England aber war mit Recht erzürnt, daß Preußen Hannover behalten wollte, schlug jetzt los und fügte dem preußischen Seehandel unsäglichen Schaden zu. Da man nicht Zeit gehabt hatte, die Kaufleute vorher zu warnen, waren über zweihundert preußische Schiffe in See, die jetzt von den Engländern gecapert oder in englischen, wie auch in schwedischen

Häfen zurückgehalten wurden; denn König Gustav IV. Adolf ahmte den Zorn Englands nach. Außer diesen Verlusten erlitt der preußische Handelsstand nun auch alle Uebel der Sperrung, denn der Seehandel war gänzlich unterbrochen. Die Kaufleute erhoben jedoch kaum so laute Klagen, als die jungen Offiziere und an ihrer Spitze der feurige Prinz Louis von Preußen, Vetter des Königs. Sie glaubten es nicht ertragen zu können, daß Preußen in eine so zweideutige und gefährdete Stellung gekommen sey, während es über die sieggewohnte Armee Friedrichs des Großen in noch intactem Zustand verfügen könne. Sie gingen so weit, einmal bei Nacht dem Minister Haugwitz die Fenster einzuwerfen. Auch die muthige Königin theilte diese kriegerische Stimmung und die Täuschung der jungen Helden in Bezug auf die Schlagfertigkeit des Heeres. Nur ein älterer Offizier, von Berenhorst, und ein jüngerer, Heinrich von Bülow, hatten Zweifel geäußert, ob das preußische Heer jetzt noch leisten könne, was es unter Friedrich dem Großen geleistet. Ihre Schriften hatten manchen groben Mißbrauch und Schaden des preußischen Heerwesens aufgedeckt, aber man hatte sie nicht hören wollen. Bülow wurde als ein böswilliger Krittler verachtet, und seine treffliche Schrift über Kriegskunst im Allgemeinen, worin er Strategie und Tactik mit wahrhaft napoleonischem Geist behandelte, so wie die eben damals von ihm herausgegebene Schrift über den Feldzug von 1805, worin er alle darin begangenen Fehler aufdeckte, zogen ihm nur Verfolgung zu. Man ließ ihn von Aerzten untersuchen, ob er verrückt sey? und sperrte ihn ein, das letztere auf Requisition der Russen, deren Manoeuvre bei Austerlitz er zu rückhaltslos getadelt hatte.

Indessen hatte der König selbst eine geheime Furcht vor der Probe, die sein Heer zu bestehen haben würde, wenn es je mit Napoleon kämpfen müsse. Die Rheinfeldzüge waren nicht so glänzend gewesen, daß sie ihm eine untrügliche Zuversicht hätten geben können. Er klammerte sich mehr als je an die Friedenspolitik seines Haugwitz an. Hardenberg, der böse Dinge kommen sah, wollte sich für bessere Zeiten sparen und gab seine Entlassung ein, was ihm unver=

dienter Maaßen als Patriotismus ausgelegt wurde. Dieselben Leute, welche Haugwitz die Fenster einwarfen, brachten Hardenberg ein Lebehoch. Aber er gehörte den frivolen Kreisen aristokratischer Genußmenschen, wie der Prinz Louis, an, und bei viel Geschäftsgewandtheit und cavaliermäßigem Benehmen fehlte es ihm doch an jedem sittlichen Ernst. Mit Haugwitz stimmten die Diplomaten Lucchesini und Lombard, was aber noch wichtiger war, des Königs vertrautester Freund, der Adjutant von Köckeriz, und der alte General von Zastrow, als Orakel des Königs in Armeeangelegenheiten, überein. Der letztere, die Hauptstütze des Zopfsystems in der Armee, der Protector aller alten lahmen und blind gewordenen Generale und Commandanten, war ganz für Frankreich und gegen Oesterreich gestimmt.

Napoleon selbst schien mit Haugwitz einverstanden und schmeichelte Preußen, indem er dem König vorschlug, auch seinerseits den Kaisertitel anzunehmen und Protector eines norddeutschen Bundes zu werden. Es scheint jedoch, Napoleon habe seine Politik hinsichtlich Preußens deshalb nicht definitiv festgestellt, weil er von Preußen selbst niemals Festigkeit, sondern eine stets hin und herschwankende und unzuverlässige Politik erwartete. Sofern er sich überdies stark genug wußte, um allen Eventualitäten begegnen zu können*), ließ er es an der Rücksicht fehlen, die er gegen Preußen wahrscheinlich beobachtet haben würde, wenn er der Allianz mit dieser Macht sicher gewesen wäre. Er brach willkürlich den mit Haugwitz geschlossenen Vertrag, indem er für Anspach und Bayreuth keine Entschädigung mehr geben wollte. Auch kam die Festung Wesel, die an das Groß-

---

*) In wie geringer Achtung Preußen in Folge seines Zaudersystems stand, erhellt unter anderem aus einer Stelle der Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung,“ welche im Anfang des Jahrs 1806 und vor der Kriegserklärung Preußens an Frankreich gedruckt wurde. Hier heißt es S. 129: „Schon hat Napoleon sichs zum Sprüchwort gemacht: 200,000 Preußen sind eben so viele Vögel; 100,000 fange ich und 100,000 fliegen davon.“

herzogthum Berg hatte fallen sollen, unmittelbar in französische Hände. Murat als Großherzog von Berg riß überdem die drei preußischen Abteien Essen, Eltern und Verden eigenmächtig an sich. Mit eben so großer Frechheit bot Napoleon das dem Prinzen Wilhelm von Oranien zugetheilte Fulda dem Kurfürsten von Hessen an, wenn er dem Rheinbunde beitreten wolle, und verlangte, der Prinz von Oranien solle noch überdies wegen Weingarten württembergischer Unterthan werden. Des Prinzen Vater, der letzte Erbstatthalter, war eben in der Verbannung gestorben und der König von Preußen, dessen Tante des Prinzen Mutter war, nahm sich seiner vorzüglich an, wurde daher durch Napoleons Maaßregeln schwer beleidigt*). Endlich bot Napoleon, wie oben schon bemerkt ist, nicht nur Hannover, das er eben erst Preußen gegeben hatte, in geheimen Unterhandlungen schon wieder den Engländern an, sondern rieth auch wie dem Kurfürsten von Kassel, so andern Fürsten ab, in den norddeutschen Bund einzutreten, zu dessen Bildung er eben erst den König von Preußen eingeladen hatte.

Das blieb aber nicht verborgen. Im Anfang des August erhielt der König durch Luchesini, seinen Gesandten in Paris, die Gewißheit, daß Napoleon Hannover den Engländern angeboten habe. Diese Treulosigkeit erfüllte den König mit der tiefsten Entrüstung, und von diesem Augenblick an gab er der Kriegspartei Gehör und trat in neue Verbindungen mit Rußland, Schweden und England. Rußland hatte seinen Entschluß noch nicht gefaßt. Kaiser Alexander war sehr unzufrieden von Austerlitz heimgekehrt und verrieth seinen Groll durch die Gleichgültigkeit, mit der er Napoleons Beschwerden wegen Cattaro hinnahm, ohne seinen Russen Befehl zu ertheilen, diesen Platz zu verlassen. Da er gleichwohl weder auf das geschwächte Oesterreich, noch auf Preußen rechnen konnte, fuhr er fort, mit Napoleon zu unterhandeln, und am 20. Juli war von seinem Ge-

---

*) Bignon leugnet die ganze Sache ab und behauptet, man habe den König von Preußen in dieser hessischen Angelegenheit lediglich getäuscht, um ihn noch mehr in Hitze zu bringen.

sandten in Paris ein neuer Vertrag abgeschlossen worden. Allein gerade um diese Zeit erfuhr er, welche Wendung die Politik in Berlin genommen habe, versagte nun diesem Vertrag seine Ratification und bot Preußen seine Unterstützung an, wenn es die Schmach von Austerlitz mit dem Heere Friedrichs des Großen rächen wolle. Schweden stellte gleichfalls seine Feindseligkeiten gegen Preußen ein und auch England war augenblicklich bereit, das gute Einvernehmen mit Preußen herzustellen. Nur Oesterreich war noch zu tief gekränkt durch die Politik, welche Haugwitz vor und nach der Schlacht bei Austerlitz befolgt hatte, und von seinen Niederlagen zu geschwächt, um Preußen irgend einen Beistand zuzusagen.

Kaum war der männliche Entschluß des Königs, mit dem Schwert in der Hand von Napoleon Genugthuung zu fordern, in Berlin bekannt worden, als man sich dort in kriegerischer Lust berauschte. Aber man bemerkte, die Begeisterung gehe mehr vom Theater aus, wo Schiller'sche Verse von Gardeoffizieren beklatscht wurden, als von der Kirche, in der das Volk und Heer in Demuth vor Gott sich hätte zum ernsten und schweren Todeskampf gegen den alles bestrickenden Dämon der Zeit vorbereiten sollen. Hohle Worte, affectirte Prahlereien gingen hauptsächlich von solchen Rednern aus, in denen am wenigsten eine tiefe Ueberzeugung und Treue lebte. Der Schweizer Johannes Müller, als berühmter Geschichtschreiber vor kurzem nach Berlin gerufen, nachdem er schon sehr verschiedenen Herren und Parteien um Geld und Ruhm gedient hatte, ließ damals eine „Posaune des heiligen Krieges" drucken, worin er mit der Salbung eines Propheten die Völker zum Kriege gegen Napoleon aufrief und die Preußen an ihre Ehre mit einem Zornesfeuer mahnte, was rein erkünstelt war, denn derselbe Herold des Krieges nahm wenige Monate später bei Napoleon Dienste. Das aber war weder zufällig noch gleichgültig, daß die gefeiertsten Organe der damaligen Bildung und Aufklärung an den Regierungen, die ihnen so ungemessene Gunst zuwandten, zu Verräthern werden mußten. Die gottentfremdete hohle Aufgeblasenheit mußte auf diese Probe gestellt werden und ihre innere Lüge offenbaren. Für namenlose Leiden

und für die tiefste Herabwürdigung wurde dem Volke wenigstens die Genugthuung und der Trost, daß die Hoffahrt der Gebildeten beschämt und ihre innere Ehrlosigkeit entlarvt wurde. Das Unglück wurde zum Glück, indem es von den Täuschungen und Verlogenheiten der Cultur zur Achtung des natürlichen Volkssinnes und zur Erweckung der natürlichen Volkskraft zurückführte.

Vierzehntes Buch.

Preußens Schmach und Verkleinerung.

Der für die preußische Monarchie unvermeidliche Oberfeldherr war immer noch der alte Herzog Ferdinand von Braunschweig. Da derselbe, wie bald zu Tage kam, eine Scheu vor Napoleons überlegenem Genie hatte und sich vor einer Schlacht fürchtete, so begreift man um so weniger, warum er dennoch den Befehl übernahm und als hochbejahrter Mann nicht lieber abdankte. Man glaubte, er habe dem etwas jüngeren, aber nicht talentvolleren Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen die Ehre des Oberbefehls nicht überlassen wollen, und Eitelkeit und Neid hätten die heimliche Furcht in dem bereits etwas stumpfsinnig gewordenen Greise so lange unterdrückt, bis ihm der Ernst der Gefahr nahe rückte. Indessen erklärte sich das Verhalten des Herzogs aus Umständen, welche General von Müffling, damals dem Herzog von Weimar attachirt, in seinen Memoiren mitgetheilt hat. Herzog Ferdinand glaubte gar nicht, daß es zum Treffen kommen würde, Luchesini hatte ihn und sich selbst überredet, es werde bei einer bloßen Demonstration bleiben, und Napoleon werde eine Vermittlung dem

Kampfe vorziehen und gar nicht angreifen. Deshalb habe der preußische Oberfeldherr auch gar keinen Kriegsplan entworfen.

Der Herzog hätte aber doch die Möglichkeit annehmen sollen, daß ihn seine Voraussetzungen täuschen könnten. Etwas Kopfloseres als die Dispositionen dieses greisen Mannes kann man sich nicht denken. Der König ließ durch seinen Gesandten schon am 1. October in Paris den Krieg erklären, sofern Napoleon nicht sofort die Festung Wesel wieder herausgäbe und seine Truppen aus ganz Deutschland zurückzöge. Das war ein viel zu schneller Bruch. Preußen hätte zögern sollen, bis eine beträchtliche russische Streitmacht ihm zur Seite stand. An dieser Voreiligkeit war nun zwar der Herzog von Braunschweig nicht schuld, allein er that doch nichts, ihr vorzubeugen. Als einige Stimmen warnten und an Macks Schicksal erinnerten, waren es gerade die Prahler im Hauptquartier, welche entgegneten: zwischen Oesterreichern und Preußen sey ein großer Unterschied; jene hätten sich wohl allein schlagen lassen, das könne aber dem auserlesenen Heere Friedrichs des Großen niemals begegnen. Im Gegentheil erfordere es die Ehre, daß man nicht die Russen abwarte, sondern allein den Feind besiege. Aber in diesem kühnen Sinne wurde nur gesprochen, nicht gehandelt. Anstatt rasch vorzugehen und den Feind einzeln zu überfallen, ehe er sich vereinigt hatte, blieb das preußische Heer im Thüringer Walde stehen.

Auch wurde alles versäumt, was hätte dienen können, das deutsche Volk zum Kampfe zu begeistern. Man nahm die Miene an, als ob es sich lediglich um die preußische Ehre und nicht zugleich um eine deutsche Sache handle, und verscherzte dadurch die natürlichen Sympathien. Was lag den Sachsen, die gezwungen mitziehen mußten, an der preußischen Ehre? Aus demselben Grunde lehnte der Kurfürst von Kassel die Vereinigung seiner tapfern Hessen mit den Preußen ab und hoffte sich durch diese Halbheit Napoleons Schonung zu erkaufen.

Die preußische Offensivarmee, welche der Herzog von Braunschweig unmittelbar gegen Napoleon verwenden konnte, betrug nur 57,000 Preußen unter seinem eigenen, 23,000 Preußen und 19,400

Sachsen unter Hohenlohes Befehl, und 27,000 Preußen unter General Rüchel, also kaum 128,000 Mann. Doch wurden unter dem Herzog Eugen von Württemberg noch Reserven gesammelt und viel Volk lag in den zahlreichen preußischen Festungen. Der Geist in diesen Truppen war nicht zu loben. Die Sachsen grollten ihren preußischen Waffenbrüdern und beklagten sich mit Recht über die geringe Sorgfalt, die der Oberfeldherr zu ihrer Verpflegung anwandte. Im preußischen Heere selbst war kein Vertrauen zum Führer; nicht blos Hohenlohe, auch andere Generale glaubten viel besser commandiren zu können und hatten dessen kein Hehl. Die jüngeren Offiziere, besonders die von der Garde, die bisher Berliner Theaterluft geathmet, trugen zwar eine große Zuversicht zur Schau und triumphirten schon vor dem Kampfe, aber das Heer wimmelte auch noch von ältern verheiratheten, an häusliche Bequemlichkeiten gewöhnten und steif gewordenen Offizieren, die nur ungern und mit Sorgen ins Feld gingen. Im Allgemeinen herrschte kein Vertrauen zwischen Offizieren und Gemeinen. Von den ersteren bargen viele ihre Unfähigkeit hinter einem unerträglichen Stolze und brutalen Betragen. Sie beleidigten den Bürger, indem sie ihn ihren Adelshochmuth fühlen ließen und es für erlaubt erachteten, durch Schuldenmachen auf dessen Kosten zu leben, die Weiber und Töchter der Bürger zu verführen &c. Sie tyrannisirten den gemeinen Soldaten auf eine barbarische Weise mit dem Stock und glaubten ihre Würde nur durch ein barsches und zorniges Wesen ausdrücken zu müssen. Dem entsprach ihr Aeußeres. Unvermerkt hatten die dreifach aufgeschlagenen Hüte, wie sie noch unter Friedrich dem Großen getragen wurden, eine hohe halbmondartige Form und einen weit größeren Umfang angenommen und sich mit einem ungeheuren dicken und hohen Federbusch verunziert, welche Kopfbedeckung in Verbindung mit den hohen Glanzstiefeln etwas auffallend Renommistisches und Impertinentes hatte. Die Unteroffiziere und gemeinen Soldaten bestanden immer noch großentheils aus geworbenen Söldnern und Fremden und desertirten sehr häufig (im Winter von 1805—6 allein 3539 Ausländer

und 2173 Inländer, diese meist Polen und Münsterländer). Ihre Vermischung mit ausgehobenen Landeskindern gereichte ihnen insofern nicht zum Vortheil, als die Armeeverwaltung mit diesen noch weniger Umstände machte. Nahrung und Kleidung der Soldaten war höchst ärmlich. Man ließ sie förmlich darben, während die Offiziere ihren Ruhm in Schwelgerei und hohen Hazardspielen suchten. Die Uniformen des gemeinen Mannes bestanden aus dem schlechtesten Tuch und waren so knapp zugeschnitten, daß sie ihn in der freien Bewegung hinderten und vor Kälte nicht schützten, ja es waren zum Theil nur Scheinkleider, die Weste z. B. existirte nicht wirklich und wurde nur angedeutet durch einen an die Uniform unten angenähten gelben Lappen.

Das preußische Heer beschwerte sich mit einem ungeheuren Fuhrwerk. An das Bivouakiren noch nicht gewöhnt, wie lange es auch schon von Napoleons siegreichen Heeren geübt wurde, führte das preußische Heer immer noch die Last seiner Zelte mit sich. Die Generalität und das Offizierscorps konnte sich von den Bequemlichkeiten der Residenz nicht trennen und hatten lange Wagenzüge bei sich mit zahlreicher Dienerschaft und Gepäck aller Art. Sogar Hühnerwagen wurden für den Bedarf ihrer Tafeln mitgeführt. Bei all diesem Geschlepp aber fehlte dem gemeinen Soldaten das Brod.

Der Herzog von Braunschweig rückte mit dem Hauptheer, bei dem sich auch der König und die Königin befanden, in Thüringen ein und nahm eine Stellung bei Naumburg an der Saale. Der Fürst von Hohenlohe rückte mit dem Nebenheer in Sachsen ein und nahm eine Stellung bei Chemnitz, wo auch die sächsischen Truppen sich mit ihm vereinigten, erhielt aber gegen Ende September den Befehl, sich gleichfalls gegen Naumburg zu ziehen. Was der Oberfeldherr eigentlich wollte, ist nie sicher bekannt geworden, da er es für sich behielt und keinen seiner Untergenerale in seinen Plan einweihte. Er wollte nicht früher auf den Rhein losmarschiren, weil er zu schwach war. Er wollte den Feind aber auch nicht innerhalb der preußischen Grenzen bis zur Ankunft der Russen erwarten, damit es nicht den Anschein hätte, als sey Preußen zu schwach, um ohne Hülfe der Russen etwas zu unternehmen. Es blieb ihm daher in

der That nichts übrig, als unmittelbar vor den preußischen Grenzen eine Stellung zu wählen, in der er dem Feind die Stirne bot, derselbe mochte von Westen oder Süden herkommen. Daran aber dachte er nicht, daß er auch von Osten her umgangen werden konnte. Im Osten seiner Stellung dicht an der böhmischen Grenze, führte der Weg aus Bayern über das Fichtelgebirge an die obere Saale, und gerade diese östliche Straße wählte Napoleon, um auf derselben seine den Preußen weit überlegenen Streitkräfte in deren Flanke und Rücken zu führen und den Herzog von Braunschweig ganz auf die nämliche Weise rechts zu umgehen, wie er im Jahre vorher Mack bei Ulm links umgangen hatte.

Napoleon hatte gegen Ende des September eine auserlesene Armee von 200,000 Mann von verschiedenen Punkten seines großen Reiches aus bei Würzburg versammelt. Hier residirte der Kurfürst Erzherzog Ferdinand, der von Salzburg, früher von Toscana vertrieben, endlich des Wanderns satt geworden war, sich in Napoleons Allmacht ergeben und (obgleich Bruder des deutschen Kaisers) Mitglied des Rheinbundes geworden war. An seinem gastlichen Herde organisirte sich nun die furchtbare Streitmacht, die Napoleon gegen Preußen führte. Derselbe gab ihr die bezeichnete Richtung über Hof nach Saalfeld, während der preußische Oberfeldherr in dem Wahn, er werde auf der entgegengesetzten Seite angegriffen werden, sich noch vorher westwärts gegen Weimar zog und das Saalthal nur von einem schwachen Heertheil unter General Tauentzien besetzt hielt. Dieser wurde am 9. October von Bernadottes rasch und in großer Uebermacht vordringenden Truppen bei Schleiz zurückgeworfen, und am folgenden Tage erlitt Prinz Louis von Preußen bei Saalfeld das nämliche Schicksal. Dieser Prinz voll feurigen Muthes, aber ohne alle einem General geziemende Vorsicht, wollte der Uebermacht nicht weichen, stellte sich ihr in ungünstigem Terrain am Ufer des Flusses entgegen und wurde von französischen Reitern persönlich angegriffen. Ohne weder fliehen, noch sich ergeben zu wollen, bediente er sich seines Degens, empfing aber von dem seines Gegners (Quartiermeister Quindet, der ihn nicht kannte) einen tödtlichen

Stich in die Brust. Napoleon selbst hatte am 12. sein Hauptquartier in Gera und ließ von hier aus am folgenden Tage Naumburg, wo er reichliche von den Preußen aufgehäufte Vorräthe fand, durch Murat, und den wichtigen Saalpaß bei Kösen durch Davoust besetzen, beides im Rücken des preußischen Heeres, was dadurch bereits von Berlin abgeschnitten war. Und alle diese unermeßlichen Vortheile erlangte Napoleon fast ohne Opfer, denn er fand Naumburg und Kösen gar nicht einmal besetzt.

Im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig zu Weimar geschah unterdeß nichts, außer daß alles durcheinander redete, kritisirte, lamentirte, sich erzürnte und in unnützer Rathgeberei erschöpfte. Der Oberbefehlshaber blieb allen Einreden unzugänglich, verrieth aber eben so wenig, was er selbst für einen Plan habe, und schleppte so die kostbaren Tage in gänzlicher Unthätigkeit hin. Der König ehrte das Schweigen seines alten Generalissimus und hielt es für Weisheit, wie einst sein Vater in der Champagne sich gleichfalls, wenn auch mit lautem Unwillen, alles von demselben Mann hatte gefallen lassen. Die Königin war unruhiger, hoffte aber alles von dem Feuereifer und Ehrgeiz der Armee, der sie sich, von ihren Hofdamen umgeben, täglich zu Pferde zeigte. Aber der schnelle und unerwartete Tod des Prinzen Louis war für die kriegslustige Partei der jüngern Offiziere höchst niederschlagend. Ihnen wirkten überdies Haugwitz und Lucchesini entgegen, die sich nur im Lager befanden, um bis auf den letzten Augenblick den Krieg zu mißbilligen. Ebenso Feldmarschall Kalkreuth, damals anerkannt der tüchtigste und auch in der Armee beliebteste General, der ohne allen Rückhalt und so laut als möglich den Krieg mißbilligte und den Herzog von Braunschweig für durchaus unfähig erklärte, ihn zu leiten. Ebenso äußerte sich der feurige General Rüchel. Da nun auch der Fürst von Hohenlohe im eifersüchtigsten Zwiespalt mit dem Oberfeldherrn lebte, und der über achtzig Jahre alte Feldmarschall von Möllendorf auch noch herbeigerufen worden war, um mit seinem Rathen und Abrathen die allgemeine Confusion zu vermehren, alles bei offenen Thüren verhandelt wurde und keine der vielen Antipathien

sich einen Zügel anlegte, so glaubten auch die Subalternen sich berechtigt, ihre Kritik, ihre Hoffnungen und Sorgen laut werden zu lassen, und die ganze Armee raisonnirte, der Respect war überall verschwunden.

Das Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe befand sich am 11. October in Jena, nahe genug bei Kösen und Naumburg, um diese Orte zu schützen, aber der Fürst hatte keine Ahnung, daß Napoleon über Gera dahin vorrücken könne. Als die ersten Flüchtlinge von Saalfeld in Jena ankamen, bemächtigte sich der preußischen und sächsischen Regimenter ein panischer Schrecken, alles floh zu den Thoren der Stadt hinaus und es kostete Mühe, die Versprengten wieder zu sammeln. Dabei ergaben sich die gröbsten Unordnungen. Die Verpflegung der Truppen war versäumt worden. Da fielen preußische Plünderer über den sächsischen Train her; die Sachsen aber vergalten Gleiches mit Gleichem und plünderten das preußische Gepäck. Beide Truppengattungen schimpften und schlugen sich aufs erbittertste, während der siegreiche Feind schon nahe in ihrem Rücken stand, 12. October.

An diesem verhängnißvollen Tage schrieb Napoleon von Gera aus einen Brief an den König von Preußen, worin er ihm vor der Schlacht Frieden anbot und ihn noch einmal lebhaft an die Interessen erinnerte, welche Frankreich und Preußen gemeinsam seyen, weshalb eine innige Allianz zwischen beiden Mächten ungleich rathsamer wäre, als eine wechselseitige Zerfleischung. Er sagte, er gehe in diesen Krieg, obgleich ihm der Sieg gewiß sey, doch äußerst ungern, denn es sey ein „unpolitischer Krieg." Man darf nicht zweifeln, daß es Napoleon damit Ernst gewesen, denn seine Aeußerungen entsprachen dem, was er schon seit vielen Jahren stets gegen Preußen wiederholt hatte und was schon vor ihm unter dem Directorium seit dem Basler Frieden die französische Politik gewesen war. Aber Napoleon vergaß, daß, wenn es ihm mit der Allianz Ernst war, er Preußen niemals so beleidigend hätte herausfordern dürfen, wie er gethan hatte. Der Brief gelangte zum König erst während der Schlacht, als es schon zu spät war.

Am 13. October verließ der Fürst von Hohenlohe das Saalthal und nahm sein Hauptquartier in Kapellendorf, nur Tauentzien blieb auf der Höhe von Dornburg stehen, der noch wichtigere Landgrafenberg bei Jena aber, der höchste und die ganze Umgegend beherrschende Punkt, wurde von den Preußen unbeachtet gelassen. Napoleon, der mit so großer Vorsicht den Umweg über Gera eingeschlagen hatte, um nicht in die Schluchten des Saalthales von den die Höhen desselben beherrschenden Preußen niedergeschmettert zu werden, ließ auch jetzt nur vorsichtig durch Bernadotte Dornburg angreifen, eilte aber selbst, als er zu seinem freudigen Erstaunen hörte, Jena sey nur von einer kleinen Abtheilung der Tauentzien'schen Truppen besetzt, sogleich dahin, verjagte jene Truppen und ließ die ganze Nacht durch nicht ohne große Mühe Kanonen den steilen Landgrafenberg hinaufschleppen. Somit gaben die Preußen den größten Vortheil ihrer bisherigen Positionen auf und überließen denselben den Franzosen, was Napoleon zu der Aeußerung veranlaßte: les Prussiens sont encore plus stupides que les Autrichiens.

Trotz der Nähe wußte Hohenlohe nichts von dem, was in Jena vorging, und schlief ganz ruhig. Unterdeß hatte man in Weimar erfahren, daß die Franzosen bereits in Naumburg seyen, und der Herzog von Braunschweig hatte sogleich befohlen, jetzt keine Schlacht mehr anzunehmen, sondern schnell durch den Paß von Kösen zurückzugehen, um die Elbe zu gewinnen und Berlin zu decken. Man wußte noch nicht, daß Kösen schon verloren sey, aber auch in diesem Falle mußte man den Weg nach Magdeburg weiter links einschlagen. Jedenfalls blieb es beim allgemeinen Rückzugsbefehl, Hohenlohe sollte sich mit der Hauptarmee vereinigen, Rüchel aus Erfurt nachrücken. Das waren die Dispositionen des 13. October, aber sie konnten am 14. nicht mehr unbehindert ausgeführt werden, denn Napoleon war den Preußen schon zu nahe und überfiel sie in dem Augenblick, in dem sie den Rückzug begannen, und von einer Seite her, wo sie ihn nicht erwartet hatten. Denn sie glaubten, er sey ihnen schon voraus gezogen, um vor ihnen an der Elbe anzukommen.

Hohenlohe wurde in Kapellendorf aus seinem Schlafe am

14. October in der Frühe erst durch den Donner der Kanonen von Dornburg her geweckt. Bis er aufgestanden und angezogen war und sich hatte einpudern lassen, war die Höhe von Dornburg bereits von den Franzosen erobert und Tauentzien trotz tapferer Gegenwehr vertrieben. Jetzt erst erkannte Hohenlohe die Nähe und Größe der Gefahr, konnte sich aber des Schlüssels der Stellung nicht mehr bemächtigen, den er so leichtsinnig verloren hatte, nämlich des Landgrafenberges, von dem aus Napoleon unter dem dichten Schleier eines herbstlichen Morgennebels den Sieg organisirte. Den Abend zuvor hätte ein preußisches Bataillon hingereicht, diesen Berg gegen Napoleons ganze Armee wirksam zu vertheidigen. Die preußischen Wachen sahen in der Nacht die Fackeln, bei deren Schein das schwere Geschütz auf den Berg geschleppt wurde, und hörten den Holzschlag im Walde, das Rasseln der Räder, das Antreiben der Rosse, aber niemand rührte sich in Hohenlohes Lager, der Feldherr schlief. Jetzt traf er in aller Eile Anstalten zur Schlacht, die aber eine voraus verlorene war, zumal gegen eine so große Uebermacht. Die Preußen wurden auf allen Punkten überwältigt, ein sehr muthvoller Angriff ihrer schweren Reiterei durch die Quarrés unter Neys Anführung abgeschlagen, auch das Fußvolk, nachdem der alte General Grawert verwundet war, zersprengt, die Sachsen, die am Ausgang des engen Mühlthales die s. g. Schnecke, den höchsten Punkt auf dem Wege zwischen Jena und Weimar, besetzt hatten, gleichfalls geworfen und größtentheils gefangen. Nur General Zeschwitz mit der sächsischen Reiterei schlug sich durch. Rüchel kam mit den Seinigen zu spät, um die schon verlorene Schlacht herzustellen, eine Prellkugel warf ihn nieder.

An demselben Morgen wurde das Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig auf dem Wege von Weimar nach dem Paß von Kösen bei Auerstädt von einem andern, eben durch jenen Paß vorgedrungenen französischen Heere, welches den rechten Flügel Napoleons bildete und von Davoust und Bernadotte befehligt war, eben so glücklich überfallen. Ein Angriff der preußischen Reiterei unter General Blücher wurde zurückgeschlagen, zwei preußische Divisionen unter Wartensleben und Schmettau bestanden ein mörderisches Ge-

fecht bei Grossenhausen, erlagen aber zuletzt der Uebermacht. Prinz Wilhelm von Preußen, des Königs Bruder, unternahm einen neuen Cavallerieangriff, und der Prinz Wilhelm von Oranien, der im preußischen Heere Dienste genommen, ging mit dem Fußvolk wieder kräftig vor, aber auch sie erlagen und wurden in die Flucht der ersten Divisionen mit fortgerissen. Noch waren nicht alle Kräfte der Preußen erschöpft, aber es fehlte am Oberbefehl. Der unglückliche Herzog von Braunschweig war von einer Kugel getroffen worden, die ihm beide Augen zerschmetterte, und lag bewußtlos. Blücher wollte die Schlacht erneuern, aber Kalkreuth, dessen Heertheil noch nicht im Gefecht gewesen war, wollte die Armee lieber durch den Rückzug retten, mit der Hohenlohe'schen vereinigen, von deren Niederlage man noch keine Kenntniß hatte. Dafür entschied sich auch der König und hoffte, mit Hohenlohe und dem Herzog Eugen, der in Halle stand, vereinigt unter den Mauern von Magdeburg noch eine imposante Macht aufzustellen. In dieser Richtung zogen nun die Preußen eilig ab.

Bei Jena waren 10,000 Preußen und Sachsen todt oder verwundet, 18,000 gefangen worden, die Franzosen gaben ihren Verlust nur zu 6000 Mann an. Bei Auerstädt war der preußische Verlust verhältnißmäßig geringer, die Franzosen verloren 7000 Mann. Trotz der großen Uebermacht an Truppen und des überlegenen Feldherrngenies von Seiten Napoleons hatten sich die Preußen in elender Aufstellung und unter uneinigen, zum Theil unfähigen Führern tapfer genug geschlagen*). Ihr Unglück wurde erst auf dem Rückzuge durch die Verfolgung vollendet.

Napoleon benutzte den Sieg auf sehr geniale Art. Vor allem sammelte er in Jena die gefangenen sächsischen Offiziere, hielt eine freundliche Anrede an sie im Universitätsgebäude und ließ sie, wie

*) Zwei adelige Fahnenjunker von noch sehr zartem Alter irrten auf der Flucht am Ufer der Saale. Als sie sich von Franzosen verfolgt sahen, wollten sie ihre Fahnen nicht lassen, wickelten sich hinein und stürzten sich in den Fluß, in dem sie ertranken.

auch alle Unteroffiziere und Gemeinen, frei unter der Voraussetzung, sie seyen nur gezwungen worden, mit den Preußen auszuziehen, und ihr Kurfürst werde unverzüglich mit ihm Frieden schließen. Alle diese Offiziere jauchzten ihm zu und machten von seiner Erlaubniß Gebrauch. Hierauf eilte Napoleon nach Weimar und ließ von hier aus Erfurt durch Murat und Ney zur Uebergabe auffordern, die auch bereits am 16. October erfolgte. Dieser Platz hätte sich länger halten können, aber alles hatte den Kopf verloren. Ein Theil der bei Jena und Auerstädt Versprengten war in der allgemeinen Verwirrung, weil die Rückzugslinie nach Magdeburg erst spät vom König beschlossen wurde, nach Erfurt geflüchtet, unter ihnen der greise Möllendorf, der eine Wunde erhalten hatte, der schwer verwundete Grawert und der Prinz von Oranien. Auch der Herzog von Weimar befand sich mit einigen tausend Mann in der Nähe, indem er von Meiningen aus, wo er die Straße gegen Franken hatte beobachten sollen, zwar in Eilmärschen herbei-, aber nicht mehr zur Schlacht bei Jena zurecht gekommen war. Er forderte nun den Marschall Möllendorf, der in Erfurt den Oberbefehl übernommen, dringend auf, alle Versprengten zu ihm stoßen zu lassen, damit er diese als Verstärkungen dem König zuführen könne, aber der alte Marschall behielt in blinder Angst alle zurück, weil Murat schon ganz nahe stand, und brauchte sie nachher doch nicht zur Vertheidigung, sondern übergab sie gleich ohne Widerstand dem Feinde, zusammen 14,000 Mann mit 120 Kanonen. Der Herzog von Weimar zog sich nun, um nicht selbst der französischen Uebermacht zu erliegen, gegen den Harz zurück. Der preußische Lieutenant von Hellwig hatte die Kühnheit, mit nur 50 Husaren zurückzubleiben und in der Gegend von Eisenach dem großen Transport der Gefangenen aus Erfurt aufzulauern, und wirklich gelang es ihm bei Eichrode mit Hülfe der Gefangenen selbst die 5—600 Mann der Escorte zu zersprengen und 4000 Preußen zu befreien; diese aber, obgleich ihnen Göttingen zum Sammelplatz angewiesen wurde, wo der Herzog von Weimar sie aufnehmen wollte, liefen alle auseinander und ihrer Heimath zu.

Herzog Eugen von Württemberg stand noch in Halle und wußte nichts von den Vorgängen bei Jena. Er hatte zwar den

Kanonendonner gehört, da sich derselbe aber entfernte, glaubte er, die Franzosen seyen von den Preußen zurückgeschlagen worden. Aber schon am 17. October wurde er selbst von Bernadotte angegriffen. Der Ueberfall kam so schnell, daß er nicht einmal Zeit gehabt hatte, die Brücke über die Saale zu zerstören. Nach einem blutigen Straßengefecht in der Stadt selbst wurde er hinausgeworfen und bis über Dessau hinaus unabläßig verfolgt, so daß er 2500 Todte und Verwundete, 5000 Gefangene und 22 Kanonen verlor. Zwei preußische Bataillone, die ihn von Magdeburg aus hatten verstärken sollen, wurden bei Krollwitz von den Franzosen gefangen.

Wie diese beiden Nebencorps des Herzogs von Weimar und des Herzog Eugen, so war auch die flüchtige Hauptarmee sammt dem Reste des Hohenlohe'schen Corps westlich abgedrängt worden, während Napoleon mit seinen siegreichen Heertheilen die kürzeste Straße nach Berlin festhielt. Alle jene flüchtigen Corps konnten nunmehr nur auf weiten Umwegen nach dieser Hauptstadt gelangen. In den ersten Tagen des Rückzugs hofften sie noch auf den Herzog Eugen und auf eine große Vereinigung bei Magdeburg. Die Königin war noch zu rechter Zeit, wenn auch mit gebrochenem Herzen, nach Berlin vorausgeeilt. Der König blieb noch einige Tage bei der Armee. Zu Sömmerda traf er den Fürsten von Hohenlohe mit dem Rest seiner Leute und ernannte ihn zum Oberfeldherrn. Sie nahmen den Weg über Nordhausen. Die Reste des Auerstädter Heeres unter Kalkreuth folgten nach, Blücher zog mit der Reiterei voran. Als dieser nie den Muth verlierende General*) am 16. October bei Weißensee den

---

*) Gebhard Lebrecht von Blücher aus Mecklenburg war im siebenjährigen Kriege als junger Mensch von seinen Verwandten auf die Insel Rügen geschickt worden, um ihn der Versuchung, Soldat zu werden, zu entziehen. Da landeten schwedische Reiter, ihre Trompeten erweckten in dem feurigen Jüngling unwiderstehliche Kriegslust und sogleich ließ er sich als schwedischer Junker eintheilen, aber schon im ersten Gefecht 1760 nahmen ihn die rothen Husaren des preußischen Regiments von Belling gefangen. Nun trat er in dieses Regiment selber ein und wurde bald Lieutenant. Der Krieg ging 1763 zu Ende. Erst 1771 zog Blücher als

Weg durch eine französische Division unter General Klein versperrt fand, half er sich mit einer List, indem er versicherte*), es sey ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Klein ließ ihn durch, wurde aber dafür von seinem erzürnten Kaiser abgesetzt. Marschall Soult erreichte Kalkreuths Armee bei Greußen und fügte ihr in unablässiger Verfolgung am 16. und 17. schwere Verluste bei. Die Verwirrung und Zerrüttung unter den preußischen Truppen mehrte sich. Das Gedränge in Nordhausen war ungeheuer. Es fehlte an Lebensmitteln, die Soldaten zerstreuten sich auf die Felder, um Kartoffeln zu suchen, viele verliefen sich. Hohenlohe sammelte, so viel er konnte, und ging über den Harz nach Magdeburg. Die Sachsen, die unter Zeschwitz noch bei den Preußen geblieben waren, trennten sich von

---

Rittmeister wieder ins Feld nach Polen, das damals zum erstenmal getheilt werden sollte. In dem polnischen Dorfe, das ihm zum Quartier angewiesen war, wurden wiederholt einzelne seiner Husaren heimlich ermordet. Er hielt einen fanatischen Priester für den Urheber, befahl, denselben zu erschießen, ließ ihn aber mit der bloßen Todesangst davonkommen. Friedrich der Große jedoch, der die Polen geschont wissen wollte, nahm Blüchers Eigenmächtigkeit sehr übel, schickte ihn in Arrest und nöthigte ihn, seinen Abschied zu nehmen, den er mit dem Beisatz unterschrieb: „Blücher kann sich zum Teufel scheeren." Beim Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges 1778 beschwor Blücher den großen König in den rührendsten Briefen, die uns noch erhalten sind, um Wiederanstellung, aber der König gab ihm keine oder nur die gröbste Antwort. Bei des Königs Tode 1786 war daher, während das ganze Land tief trauerte, Blücher allein voller Jubel, denn Friedrich Wilhelm II. gab ihn seinem Regimente wieder und machte ihn sogar bald darauf zu dessen Chef. Als solcher zeichnete sich Blücher in den Rheinfeldzügen aufs rühmlichste aus, mußte aber seit dem Basler Frieden 1795 wieder bis 1806 auf Krieg und Schlachten warten und war schon über sechszig Jahre alt und schneeweiß, jedoch noch immer kräftig wie ein Jüngling.

*) Klein verlangte, Blücher solle sein Ehrenwort geben, daß wirklich ein Waffenstillstand abgeschlossen sey. Blücher verstand aber kein Französisch, und der Dollmetscher bejahte in seinem Namen, ohne daß Blücher davon Notiz nahm.

ihnen in Aschersleben und kehrten heim, am 17. Ihr König erklärte schon am 23. sein Bündniß mit Preußen für aufgehoben.

Die Trümmer der preußischen Armee gelangten zwar am 20. glücklich nach Magdeburg, von wo der König schon zwei Tage vorher nach Berlin geeilt war; aber der greise Commandant dieser Festung, General von Kleist, hatte nicht die mindeste Vorkehr getroffen. Obgleich er Vorräthe genug hatte, verweigerte er sie doch den Flüchtigen, weil er sie der Besatzung allein vorbehalten wollte. Alle Plätze und Straßen der Stadt waren überfüllt mit ineinandergefahrenen Wagen und Geschützen, daß niemand sich aus diesem Gedränge loswickeln konnte. Hohenlohe selbst fand bei Kleist kein Gehör. Unter diesen Umständen gab er den Plan, unter den Mauern der Festung ein Lager zu beziehen und wenigstens einen großen Theil der feindlichen Streitkräfte hier festzuhalten, wieder auf und entschloß sich, wie ermüdet und muthlos auch seine Truppen waren, dennoch zu weiterem Rückzug. Derselbe konnte ihn jetzt nicht mehr nach Berlin führen, das schon von den Franzosen besetzt seyn mußte. Er hoffte aber auf einem Umwege Stettin zu erreichen und zur Sicherung der preußischen Nordprovinzen noch vor Eintritt des strengen Winters mitzuwirken. Herzog Eugen verließ hier die Armee und begab sich auf seine Güter. Der Herzog von Weimar vereinigte sich mit Blücher, der den ganzen Artilleriepark der Armee zu leiten übernommen hatte, bei Wolfenbüttel und bestand am 26. gegen den nachfolgenden Soult ein Gefecht bei Altenzaun, übergab aber alsdann das Commando an den General Winning und kehrte auf des Königs ausdrückliche Anordnung, um die Interessen seines Landes nicht zu gefährden, nach Weimar zurück, nachdem er rühmlich seine Pflicht erfüllt. — General Schimmelpfenning, welcher die rechte Flanke der fliehenden Armee mit einigen tausend Mann Cavallerie deckte, wurde am 26. October bei Zehdenik von Murat überfallen und erlitt vielen Verlust, kam aber noch glücklich nach Stettin.

Hohenlohe selbst schleppte sich mit seiner todtmüden und verhungerten Armee mühsam bis Prenzlau. Die für ihn bestimmten Lebensmittel zu Templin waren von den Franzosen bereits wegge-

nommen worden. Am 28. forderte ihn Murat zur Uebergabe auf, indem er ihn versicherte, er sey von allen Seiten umringt und rettungslos verloren. Obgleich dies nun keineswegs der Fall war und sich Hohenlohe wohl noch hätte durchschlagen können, so war doch alle moralische Kraft bei ihm wie bei den Truppen gebrochen. Der Chef seines Generalstabes, Oberst von Massenbach, ritt wie ein Narr am Ufer des nahen Uckersees umher, um zu recognosciren, und konnte in der Consternation, in der er war, nicht herausbringen, ob er sich auf dem rechten oder linken Ufer befinde. Nur der General Hirschfeld und der Rittmeister von der Marwitz riethen zum Kampfe und erklärten die Behauptung Murats, daß die Armeecorps von Bernadotte, Soult und Lannes alle in der Nähe stünden, für eine Lüge, aber Massenbach sah in seiner Angst wirklich alle diese nicht vorhandenen Feinde und bestimmte den entmuthigten Fürsten, die schmähliche Capitulation zu unterzeichnen, in Folge deren 9000 Preußen ohne Schwertstreich gefangen wurden. Man bemerkte mißfällig, daß Hohenlohe nur für sich und die Offiziere freien Abzug des Gepäcks und Entlassung auf Ehrenwort ausbedungen, die Gemeinen aber lediglich der Willkür des Feindes überlassen hatte. Prinz August von Preußen, der nichts von dieser Capitulation wußte und in der Nähe mit seinem Grenadier-Bataillon marschirte, wurde von französischer Uebermacht überfallen und nach der tapfersten Gegenwehr, wobei er fast ertrunken wäre, gefangen. Einen Tag später, am 29., ergab sich der Oberst Hagen mit 4200 Mann bei Pasewalk an zwei französische Reiterregimenter, die viel schwächer waren, als er. Ebenso am 31. General Bila mit 1100 Mann und reichen aus Hannover geflüchteten Cassen. Auch der Rest des im Harz von Blücher so gut geschützten Artillerieparks ging bei Boldekow am 30. verloren; es waren jedoch nur noch 25 Geschütze, die übrigen waren schon unterwegs abhanden gekommen.

Von der ganzen preußischen Offensivarmee waren nunmehr nur noch die vereinigten beiden Corps von Blücher und von Winning (früher Herzog von Weimar) übrig. Blücher war einen Tagmarsch hinter Hohenlohe zurückgeblieben, wozu er ausdrücklich Erlaubniß hatte;

daher ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden durfte, er habe seinen Oberfeldherrn bei Prenzlau im Stich gelassen. Noch 21,000 Mann stark, wollte er eine Schlacht wagen, erkannte aber, die von allen Seiten gegen ihn aufgebotenen Feinde seyen ihm doch zu überlegen. Sein Plan war nun, so viele Heertheile der französischen Armee als möglich auf sich zu ziehen, um den preußischen Nordprovinzen Luft zu machen und zuletzt die Flucht nach Schweden oder England zu versuchen. Es blieb ihm aber kein großer Spielraum. Soult und Bernadotte verfolgten ihn unabläßig, schnitten ihn von der Elbe ab und zwangen ihn, sich nach Lübeck zu werfen. Der Senat dieser ehrwürdigen alten Hansestadt protestirte gegen die preußischen Gäste aus allen Kräften, aber Blücher war in Noth und nahm keine Rücksicht. Man hat ihm nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß er die schöne Stadt in einer ja doch nutzlosen Vertheidigung aufopferte. Aber es wäre ihm bei der Heftigkeit und dem Trotz seines Wesens unmöglich gewesen, ohne Schwertstreich zu capituliren, wie Hohenlohe. Er vertheidigte daher die Stadt gegen die französischen Angriffe, während schwedische Schiffe, die ihm zu Hülfe kommen wollten, in der Trave von den französischen Batterien theils verjagt, theils zur Ergebung gezwungen wurden, und andrerseits die Dänen unter General Ewald heranrückten, ihre Grenze zu beschützen. Nie war Blücher in einer größeren Noth gewesen; die Lübecker verwünschten ihn, ein übermächtiger Feind bombardirte die Stadt und stürmte die Thore, der einzige Rückzug auf der Trave war abgeschnitten, keine englische Flotte vorhanden, die ihn hätte aufnehmen können. Aber er wich nicht und kämpfte fort, bis die Franzosen massenweise in die Stadt eindrangen und unter schrecklichem Gemetzel eine Straße nach der andern ihm abzwangen. Schon aus der Stadt vertrieben, griff er sie noch einmal an, aber vergebens. Die Franzosen plünderten das reiche und völlig unschuldige Lübeck, als ob es mit Blücher einverstanden gewesen wäre. Dieser Schreckenstag war der 6. November. Am folgenden Tage sah sich Blücher ringsum eingeschlossen und ohne Lebensmittel, glaubte der Ehre genug gethan zu haben und ergab sich

mit den 8000 Mann, die ihm noch übrig und die fast gänzlich erschöpft waren.

Auf diese Weise hatte Napoleon durch die rasche und geschickte Benutzung des Sieges bei Jena die ganze preußische Armee von ihrem Rückzugswege abgedrängt und nach und nach in allen ihren Bestandtheilen vernichtet. Er selbst war von Weimar über Naumburg der Armee nachgereist und hatte nicht verfehlt, unterwegs sich das Schlachtfeld von Roßbach zeigen und die kleine Säule, die daselbst zum Andenken an den von Friedrich dem Großen über die Franzosen hier erfochtenen großen Sieg aufgerichtet war, wegnehmen und nach Paris bringen zu lassen. Da seine Armeecorps die Preußen überall westwärts geschoben und den Weg nach Berlin offen gehalten hatten, so stand ihm auch nicht ein Feind mehr entgegen. In Leipzig befahl er alle englische Waaren zu confisciren, und dieser Befehl wurde auch auf die Hansestädte und alle noch zu erobernden Handelsstädte ausgedehnt. Schon am 24. October rückte Davoust ohne Widerstand in Berlin ein und am gleichen Tage nahm Napoleon sein Hauptquartier in Potsdam. Die Festung Spandau, zwei Stunden von Berlin, ergab schon am 25. ohne Gegenwehr ihr feiger Commandant von Benckendorf. Aus Berlin war die königliche Familie bereits nach Königsberg abgereist, um sich dem Kaiser von Rußland in die Arme zu werfen. Ein preußischer Friedensvorschlag war von Napoleon nicht angenommen worden; die Bedingungen, die er selbst stellte, schienen dem König von Preußen zu hart, und so ließ man es auf den Entscheidungskampf mit Rußland ankommen. Da man in Berlin an die Möglichkeit einer Niederlage zu glauben, vorher für Schande gehalten hätte, waren auch keinerlei Sicherheitsmaaßregeln getroffen worden. Die Flucht des Hofes war so übereilt, daß Napoleon noch Kostbarkeiten, Cassen, wichtige Correspondenzen des Königs und der Königin und unermeßliche Armeevorräthe, unter andern 100,000 Gewehre erbeutete*). Am 28. hielt Napoleon seinen feierlichen Triumph-

*) Während so vieles, das man hätte mitnehmen sollen, vergessen wurde, vergaß man doch den unglücklichen Heinrich von Bülow nicht.

einzug in Berlin durch das Brandenburger Siegesthor in größter Galla.

Die Behörden in Berlin handelten eben so kopflos, wie die Generale im Felde. Minister von Schulenburg, dem in Abwesenheit des Königs die Leitung der Regierung anvertraut war, ließ das Unglück von Jena den Bürgern Berlins durch folgenden Maueranschlag verkündigen: „der König hat eine Schlacht verloren. Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht, ich bitte darum. Der König und seine Brüder leben noch." Mit Recht ist die Phrase „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht" wegen ihrer Albernheit sprichwörtlich geworden und geblieben. In derselben zitternden Angst wußte auch der Magistrat nicht, wie tief genug er sich ducken solle. Als der von Napoleon zum Gouverneur der Stadt ernannte General Hulin höflich die Ablieferung der Waffen anordnete, setzte der Berliner Magistrat aus eigener Weisheit hinzu: „bei Todesstrafe sollen alle Waffen abgeliefert werden." Hulin mußte selbst die Stadt beruhigen, so sey es von ihm nicht gemeint gewesen. Als dagegen Hulin die reichen und angesehenen Bürger aufforderte, eine Bürgerwache zu bilden, wußte man sich nicht darein zu finden, glaubte, es sey genug, wenn bezahltes Gesindel diene, und fand sich durch den Wachtdienst zum Schutz der Stadt nur genirt. Das war der öffentliche Geist der damaligen Gebildeten. Ein solches Beispiel konnte natürlich den Pöbel nicht bessern, unter dem es viele gab, die aus Schadenfreude alles, was etwa noch vom Staatseigenthum verborgen war, den Franzosen anzeigten. Als einmal dem General Hulin ein großer Holzvorrath denuncirt wurde, rief er entrüstet: „den soll euer König behalten, damit ihm das Holz nicht fehle, um die Verräther daran zu hängen."

Man schleppte ihn erst von Halle, wo er gefangen saß, nach Berlin, dann von hier nach Königsberg. Unterwegs erlitt er als angeblicher französischer Spion grobe Mißhandlungen vom Pöbel. In Königsberg lieferte man ihn unedelmüthig der russischen Rache aus, und auf dem Wege nach Riga wurde er von Kosacken dergestalt mißhandelt, daß er bald darauf in dieser Stadt den Geist aufgab. Niemals fand ein guter Patriot ein undankbareres Vaterland.

Seiner großen Erfolge froh, benahm sich Napoleon selber sehr gnädig und war in der besten Laune*). In Potsdam und Sanssouci huldigte er dem Andenken Friedrichs des Großen, dessen Zimmer er mit seinen Marschällen in großer Galla betrat, wobei er ehrfurchtsvoll den Hut abnahm. Den Degen Friedrichs fand er noch vor und nahm ihn mit. „Dieser Degen, schrieb er in seinem 19. Armeebulletin, ist mir mehr werth als 20 Millionen.“ Auch die Standuhr Friedrichs nahm er mit**). In Berlin besuchte er den Prinzen Heinrich, den alten hier zurückgebliebenen Bruder des großen Friedrich, und dessen Familie. Am jährlichen Gedächtnißtage des unsterblichen Königs befahl Napoleon, daß die übliche Festrede in der k. Akademie gehalten werde, aber Johannes Müller, derselbe, der in die Posaune des heiligen Krieges gestoßen und jeden Preußen für ehrlos erklärt hatte, der nicht gegen Napoleon zu den Waffen greife, war durch eine gnädige Audienz bei diesem so ganz umgewandelt, daß er alles Lob, das Friedrich dem Einzigen gelten sollte, auf Napoleon übertrug, zu dessen eifrigsten Dienern er hinfort zählte. — Der Fürst von Hatzfeld, Schwiegersohn des Minister Schulenburg, hatte dem Fürsten von Hohenlohe die Stärke der in Berlin eingerückten Armee gemeldet, der Brief war aufgefangen worden und der Fürst sollte füsilirt werden, aber seine schwangere Gemahlin warf sich Napoleon zu Füßen. Da sagte dieser am Kamin stehend: hier ist der Brief Ihres Gatten, werfen Sie ihn ins Feuer, so hab ich keine Beweise mehr gegen ihn. Napoleon verfehlte aber auch nicht, diesen großmüthigen Zug in seinem 22. Armeebulletin ausführlich zu erzählen, um die Herzen zu gewinnen.

Damit stand in schrecklichem Contrast, daß er dem preußischen Staat 150 Millionen Kriegssteuern auflegte und nicht nur vom

*) Er frug in Berlin: „nicht wahr, hier gibt es auch Jakobiner? es könnte mir Spaß machen, hier eine Republik zu stiften.“

**) Er hat sie noch bis St. Helena mitgenommen und sie hat ihm dort die Todesstunde geschlagen.

Brandenburger Thor den Siegeswagen der Victoria mit dem schönen Viergespann von Bronze, sondern auch aus den königlichen Sammlungen und Schlössern eine Menge Kunstschätze entführte. Dazu kamen noch Contributionen von einzelnen Städten; Berlin z. B. mußte 2,500,000 Thaler zahlen. Auch Sachsen und Thüringen mußten sich Napoleons Schonung mit Geld erkaufen, der Kurfürst von Sachsen 8 Millionen Thaler, der Herzog von Weimar 1/2 hergeben. Von Hannover, wo die preußischen Wappen sogleich abgerissen wurden, erpreßte Napoleon etwas über 9 Mill. Am 21. November erließ er aus Berlin das berüchtigte Decret, welches die Continentalsperre gegen England verfügte, d. h. die Confiscation aller englischen Waaren auf dem Festlande, die Gefangennehmung aller Engländer, die sich daselbst befänden oder zeigen würden, die Beschlagnahme aller Schiffe, die in einem englischen Hafen gewesen, auch neutraler Schiffe, das unbedingte Verbot jedes Handelsverkehrs, ja sogar jedes Briefverkehrs mit England, kurz die gänzliche Ausschließung alles Englischen. Zugleich erklärte er, was er auf dem Festlande erobere, nicht eher wieder herausgeben zu wollen, als bis England die ihm und seinen Bundesgenossen geraubten Colonien in den andern Welttheilen würde herausgegeben haben. Darin war zugleich die Drohung enthalten, daß er auf dem ganzen Festland keine unabhängige Macht dulden würde, die sich seinem System nicht unterwürfe. Er vergaß, daß er nicht blos den Handelsstand von ganz Europa ruinirte, sondern auch die gebildeten Classen, die bisher so viele Bewunderung und blinde Ergebenheit für ihn bewiesen, in ihren häuslichen Gewohnheiten aufs tiefste verletzte, indem er ihnen die Colonialwaaren vertheuerte. Doch darf auch nicht vergessen werden, wie viel sein System der französischen Industrie nutzte, denn Frankreich allein war durch den Raub der Nachbarländer immerwährend bereichert worden und besaß die zum Betrieb großer Fabriken und Manufacturen nöthigen Kapitalien, beherrschte daher mit seinen Erzeugnissen den Markt auf dem ganzen Continent.

Eine höchst auffallende, animirte und eigentlich brutale Stim-

mung legte Napoleon in Bezug auf die Königin Louise an den Tag, indem er vor aller Welt in seinen Armeebulletins Schmähungen auf sie häufte. Man konnte dieses unritterliche, gemeine Verfahren eines großen Mannes gegen eine unglückliche Frau nicht begreifen. In der That bediente er sich beinahe der Sprache, die einst Hebert gegen die Königin Marie Antoinette geführt hatte, und schien die Solidarität zwischen dem Terrorismus des Convents und dem des neuen Soldatenkaisers darzuthun*). Er dachte wohl an den „Frauencongreß in Pyrmont.“ Kurz vor dem Kriege nämlich im Juni und Juli hatte die Königin Louise das Bad Pyrmont besucht und hier mit der Herzogin von Weimar (Schwester des Kaisers Alexander), der Prinzessin von Coburg (Gemahlin des Großfürsten Constantin), der Kurprinzessin von Hessen rc. Unterhaltungen gepflogen, in denen von Napoleon übel gesprochen worden war. Das war ihm zu Ohren gekommen und er hielt den Einfluß der Frauen an den alten Höfen für keineswegs unbedeutend. Der Stolz der alten Dynastien und selbst des alten Adels in England, Oesterreich, Deutschland und Rußland ärgerte ihn um so mehr, als er ihnen ebenbürtig werden und durch Vermählungen seine Familie mit den ihrigen verschmelzen wollte. Der die Männer mit dem Schwert besiegte, wollte sich die Nadelstiche der Frauen nicht gefallen lassen. Zum Grafen Neale, dessen schöne Tochter in einem an die Marquise Luchesini geschriebenen, aber aufgefangenen Briefe große Kriegslust gegen Napoleon verrathen hatte, sagte er: „wohlan, mein Herr, Ihre Weiber haben den Krieg gewollt, das ist dabei herausgekommen.“ Und dem türkischen Gesandten rief er zu: „ihr da draußen thut recht, daß ihr eure Weiber einsperrt.“ Dies erklärt seinen Ingrimm gegen die Königin**).

---

*) Man nannte Napoleon einen Robespierre à cheval.

**) Im ersten Bulletin dieses Kriegs schrieb er: Die Königin befindet sich, als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregiments bei der Armee und schreibt unzählige Briefe, um die Gemüther aufzuregen. Man glaubt Armida zu sehen, wie sie in ihrer Verirrung den Feuerbrand

Während seines Aufenthalts in Berlin incorporirte Napoleon seinem Reich nicht nur Hannover, sondern auch die Staaten des neutral gebliebenen Kurfürsten von Hessen und des unglücklichen Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Im 27. Bulletin vom 7. Nov. datirt ergoß er Spott und Hohn über das hessische Kurhaus, rückte demselben vor, daß es früher seine eigenen Unterthanen den Engländern verkauft, daß es das Land stets tyrannisirt habe ꝛc., und erklärte es für unwürdig länger zu regieren. Marschall Mortier mußte Hessen besetzen. Das Volk machte eine schwache Demonstration zu Gunsten des Kurfürsten Wilhelm, aber der von den Bauern gewählte Anführer Mensing bewog sie, die Waffen wieder niederzulegen. Ein anderer Anführer, der Feldwebel Schuhmann, wurde zu Kassel erschossen (17. Jan. 1807). Der blindgeschossene

---

in ihren eigenen Palast schleudert. — Im 9. Bulletin schrieb er: sie hat das Kriegsfeuer angeblasen. Sie ist eine hübsche Frau, die aber wenig Geist hat. — Im 17.: man macht sich keinen Begriff, wie thätig die Fraction (der Königin) war, um den König wider seinen Willen zum Kriege fortzureißen. In allen Läden Berlins sieht man einen Kupferstich, darstellend den russischen Kaiser, neben ihm die Königin und gegenüber den König, der die Hand über dem Grabe Friedrichs des Großen emporhält. Die Königin selbst, die einen Shawl um sich geworfen hat, ungefähr wie die Londoner Kupferstiche die Lady Hamilton darstellen, legt die Hand aufs Herz und scheint den russischen Kaiser anzusehen. Man begreift nicht, wie der Berliner Polizei die Verbreitung einer so erbärmlichen Satire hat gefallen können. Uebrigens hat sich der Schatten des großen Friedrich bei dieser ärgerlichen Scene empören müssen, denn sein Geist, sein Genie, seine Wünsche gehörten der französischen Nation an, von der er sagte, wenn er ihr Herr wäre, dürfte keine Kanone in Europa vor seiner Erlaubniß abgefeuert werden. — Im 19. Bulletin: Im Gemach der Königin zu Potsdam fand man die Correspondenz des Königs mit dem Kaiser von Rußland und englische Memoiren, welche beweisen, daß man die mit Napoleon geschlossenen Verträge nicht achten solle. Diese Piecen beweisen, wie unglücklich die Fürsten sind, die Weibern einen Einfluß auf die Politik gestatten. Die Noten, Berichte und Staatsacten dufteten von Bisam und waren mit Toilettengegenständen untermengt.

Herzog von Braunschweig wurde in einer Sänfte zu Fuß, weil ihn ein Wagen zu sehr erschüttert hätte, vom Schlachtfeld bei Auerstädt in sein väterliches Schloß in Braunschweig getragen, aber Napoleon ließ ihn hier nicht einmal ruhig sterben, sondern zwang ihn weiter zu fliehen, bis er auf dänischem Gebiet zu Ottensen endlich den ersehnten Tod und ein ruhiges Grab fand. Napoleon antwortete dem braunschweigischen Hofmarschall, der um Schonung seines sterbenden Herrn bat: „sagen Sie dem General Braunschweig, daß ich in einem preußischen Offizier keinen Souverain anerkenne, und daß er das Erbe seiner Väter mit Recht verliert, er, der die Hauptstadt Paris hat zerstören wollen.“ Im 23. Bulletin sagte Napoleon in Bezug auf den Herzog: „Was kann Ehrwürdiges am Alter seyn, wenn es mit seinen Fehlern die Großsprecherei und die Unbesonnenheit der Jugend verbindet?“ Die größte Schmach aber fügte Napoleon dem preußischen Heere zu, indem er dem kleinen Fürsten Karl von Isenburg aus der Wetterau erlaubte, in Berlin selbst aus preußischen Deserteuren eine französisch-preußische Legion anzuwerben gegen Preußens König.

Mittlerweile wiederholte sich das klägliche Schauspiel der Capitulationen auf offenem Felde in der feigen Uebergabe fast aller preußischen Festungen. Hiebei ist zu erwägen, daß fast alle Commandanten alte schwache Leute waren, die ohne Verdienst nur durch Anciennität oder Gunst auf ihre Posten gekommen waren, daß es trotz der Festigkeit der Werke, des Reichthums an Geschützen und Vorräthen aller Art, an Vorbereitung für eine Belagerung fehlte, an die kein Mensch vorher gedacht hatte; daß viele unzuverlässige Truppen, namentlich Polen, in den Festungen lagen, und daß sich die Meinung verbreitet hatte, alles sey verloren und eine unnütze Vertheidigung mache nur das Uebel ärger und ruinire die Städte. Zuerst fiel Erfurt durch die Schwäche des alten Möllendorf und Spandau durch die Feigheit des Commandanten von Benckendorf, dessen größte Sorge war, daß sein Hühnerhof mit in das ihm reservirte mitzunehmende freie Eigenthum inbegriffen wurde. Am 29. Oct. übergab der feige General von Romberg ohne Gegenwehr die

so wichtige Festung Stettin, den Schlüssel zur Ostsee und zu den preußischen Nordprovinzen. Am 31. übergab General von Ingersleben das von Wasser umgebene, äußerst feste und fast uneinnehmbare Küstrin der ersten französischen Reiterei, die sich vor der Festung zeigte, ja er ging selbst zu ihnen hinaus, um zu capituliren. Noch wenige Tage vorher hatte der König ihn auf der Durchreise besucht und ihm den Platz dringend anempfohlen. Am 8. November capitulirte der alte Kleist in Magdeburg, obgleich er 22,000 Mann bei sich hatte, die Stadt außerordentlich fest und mit allem Nöthigen reichlich versehen war, Marschall Ney dagegen nur 10,000 Mann und nicht einmal Belagerungsgeschütz hatte. Keine Uebergabe war schmählicher als diese. Hier, wie überall, bedangen sich die Offiziere ihr Gepäck und Entlassung auf ihr Ehrenwort aus, und die Franzosen thaten alles, ihnen die Schande so bequem als möglich zu machen*). Man bemerkte auch nicht einen muthigen Offizier, der sich der Capitulation widersetzt hätte. Mit dieser Centralfestung des preußischen Westgebietes ging der letzte Anspruch des Königs auf die Provinzen jenseits der Elbe verloren. Am 21. November capitulirten die Generale von Lecocq und von Schöler in Hameln nach nur zu kurzer Vertheidigung (diese Festung wurde von den Franzosen geschleift), am 25. General von Uttenhofen in der Plassenburg bei Culmbach und General Graf Strachwitz in Nienburg.

Nachdem Napoleon mit Sachsen Frieden geschlossen, entsendete er einen Heertheil unter seinem Bruder Jerome und dem General Vandamme nach Schlesien. Auch hier waren die zahlreichen Festungen auf keine Belagerung versehen und von alten Schwachköpfen commandirt. Das schöne und reiche Land, Preußens Kornkammer, zählte zwei Millionen Einwohner und befand sich im

*) Der Platzcommandant von Trossel erhielt durch einen eigenen § der Capitulation die Zusicherung, daß er in seiner Amtswohnung in Magdeburg ferner ruhig wohnen und mit keinerlei Einquartierung beschwert werden sollte.

blühendsten Wohlstande, aber der alte Minister Graf Hoym, der es seit dreißig Jahren als Vicekönig regierte, hatte die Beamten und alle gebildeten Classen mit seiner weichlichen und lüderlichen Gesinnungslosigkeit, gleich einem Kotzebue'schen Theaterpapa angesteckt. Außer Berlin war der öffentliche Geist nirgends so heruntergekommen und trug die Aufklärung und Intelligenz, mit der man sich brüstete, so traurige Früchte, wie hier. Zwar ernannte der König schon am 21. October den Fürsten von Anhalt-Pleß zu seinem Generalbevollmächtigten, um die Vertheidigung Schlesiens zu leiten, und gab ihm seinen Adjutanten Graf Götzen mit, und General Lindner als Brigadier der schlesischen Festungen sollte diese letzteren in Stand setzen; aber Hoym wollte nichts von einem Aufgebot der zahlreichen jungen Mannschaft des Landes wissen und schickte sogar die schon ausgehobenen Rekruten wieder heim, und Lindner wies durch Rundschreiben vom 28. Oct. alle Festungscommandanten an, sich auf Belagerungen gefaßt zu machen, fügte aber hinzu: „wir sollen uns halten, d. h. nur dann die Festung übergeben, wenn wir sehen, daß man sich nicht länger, ohne unweise zu seyn, halten kann." Darauf berief sich nachher überall die Faulheit und Feigheit. Unterm 2. November schrieb der König nach Schlesien, die Festungen sollten sich aufs äußerste vertheidigen, und welcher Commandant es fehlen ließe, dem werde er den Kopf vor die Füße legen lassen. Aber Lindner ließ sich das nicht irre machen, sondern äußerte sich bei seiner Rundreise durch die Festungen mündlich gegen die Commandanten, alles sey verloren und sie sollten nur trachten, gute Capitulationen zu erhalten. Abgesehen von der verschiedenen Stärke der Festungen befahl er, daß alle ohne Ausnahme sich nur auf Vertheidigung der innern Werke beschränken und von vorn herein die Außenwerke Preis geben sollten, obgleich der Feind auch nicht ein einziges Belagerungsgeschütz mitbrachte. Hoym selbst verließ Breslau, um den vielen Fragen und Bestürmungen zu entrinnen und kutschirte im Lande herum, ohne sich länger der Regierung zu widmen. Ein edler junger Mann, Graf Pückler, wollte alle Jäger und rüstigen Männer des Landes zu besserem Schutz der

Festungen aufbieten, fand aber nirgends bei den Behörden Anklang und schoß sich aus Verzweiflung eine Kugel vor den Kopf, 13. November.

Jerome und Vandamme hatten kaum 23,000 Mann, die beiden bayrischen Divisionen Deroy und Wrede und die württembergische Division Seckendorf, ausschließlich Rheinbundstruppen. Sie legten sich zuerst vor Glogau, 7. November, und der Commandant von Reinhard übergab die Festung am 2. Dezember, obgleich er sich gegen Truppen, die nur Feldgeschütz hatten, viel länger hätte vertheidigen können. Erst das in Glogau gefundene schwere Geschütz mußte dem Feinde dienen, die übrigen Festungen des Landes regelmäßig zu belagern. Die Preußen in Schlesien wurden durch ihre eigenen Kanonen bezwungen. Da keine Feldtruppen, kein bewaffnetes Aufgebot, kein Freicorps einen Entsatzversuch machte oder den Feind nur neckte, konnte sich derselbe behaglich in der fetten und von Ueberfluß strotzenden Provinz ausbreiten und die Gelegenheit zum Plündern aufs bequemste benutzen. Vandamme selbst gab das Beispiel und pflegte in den adeligen Schlössern, die er zu seinem Hauptquartier wählte, das Silberzeug mitzunehmen. Auch Offiziere der Rheinbundstruppen blieben nicht ganz frei von Raubgelüsten*), und die Gemeinen, vor allen die Württemberger und unter diesen wieder die schwarzen Jäger machten sich den übelsten Ruf als Plünderer. Auch Grausamkeiten wurden an Wehrlosen verübt. Nie zeigte sich der Deutsche roher gegen den Deutschen, in den Glaubenskriegen ausgenommen. Nie fand Frankreich willigere Werkzeuge in Deutschland selbst zur Entehrung der Deutschen.

Schon am 6. Dezember legte sich Vandamme vor die schlesische Hauptstadt Breslau und begann sie mit dem Glogauer Geschütze

---

*) Wrede nahm aus dem Schlosse des Herzogs von Braunschweig-Oels das Silberzeug mit. Der Schloßverwalter ließ sich aber eine Quittung dafür geben und diese Quittung hielt später der preußische Minister Stein Wrede vor, der sofort den Werth des Mitgenommenen ersetzen mußte. Arndts Wandelungen und Wanderungen S. 218.

zu belagern. Hier commandirte General von Thiele und hier war auch Lindner als Generalinspector aller schlesischen Festungen. Gleich in den ersten Tagen wurden den Bürgern die Waffen genommen, damit sie nicht etwa Lust bekämen, ihre Stadt selbst zu vertheidigen. Die Kanonen donnerten zwar so laut von den Wällen, daß manche glaubten, es sey nur um Lärmmachen zu thun, da die Neigung zu einer wirksamen Abwehr des Feindes in dem Grade fehlte, daß Lindner nicht einmal einen Ausfall machte, als der Fürst Pleß endlich mit einem bewaffneten Aufgebot der Hauptstadt nahte und in der Nähe derselben ein rühmliches, wenn auch unglückliches Gefecht bestand, 30. Dezember. Nachdem die Stadt noch eine Zeitlang heftig bombardirt worden, aber noch kein Werk genommen, noch kein Mangel an Lebensmitteln eingetreten war, glaubten Lindner und Thiele, es sey für den Schein der Ehre genug gethan, und übergaben die reiche Stadt am 5. Jan. 1807. Die Truppen waren wüthend, verweigerten den Gehorsam, bezeigten den Offizieren die tiefste Verachtung, dachten aber nicht an weitere Vertheidigung, sondern rächten sich lediglich durch Zertrümmerung aller Fuhrwerke, durch Plünderung und Verkauf aller Magazine und durch das Zerschlagen ihrer Waffen. Doch fanden die Franzosen noch 250 Kanonen auf den Wällen, die kriegsgefangene Besatzung betrug nur 5400 Mann. Dem Regierungsbezirk Breslau legte der Feind eine Contribution von 18 Millionen Franken auf, die Festungswerke der Stadt aber ließ er schleifen.

Hierauf theilte Vandamme sein Heer und ließ mit einem Corps die Festung Brieg nehmen, die der Commandant Cornerut schon am 12. Jan. mit 1400 Man Besatzung übergab und die gleichfalls geschleift wurde, und mit dem andern das wichtige und sehr feste Schweidnitz belagern. Der Commandant von Haacke daselbst war der stupideste und zugleich brutalste Offizier der preußischen Armee, ein fürchterlicher Soldatenprügler, aber ohne Intelligenz, wie ohne Ehre, der die herrliche Festung nach einem nur dreitägigen Bombardement am 16. Februar mit 249 Kanonen, ungeheuren Vorräthen und 2000 Mann übergab und nur für sich und die Herren Offiziere günstige Bedingungen verlangte. Unterdeß war der Fürst Pleß von

einem feindlichen Corps unter Lefebvre verfolgt und am Paß Wartha geschlagen worden, 8. Febr., worauf er sich nach Oesterreich flüchtete. Nun blieben noch die Festungen Neiße, Cosel, Glatz und Silberberg zu belagern, womit auch begonnen wurde; doch trat eine Störung ein, sofern ein Theil der Bayern nach Polen geschickt, jedoch nachher durch Sachsen ersetzt wurde, die in diesem traurigen Kriege erst für, dann gegen die Preußen fechten mußten. Die gedachten vier letzten schlesischen Festungen hatten zufällig bessere Commandanten, und zugleich wirkte ein Geist kräftigerer Ermannung, der vom Kampf in den Nordprovinzen und von den Manifesten des Königs ausging, wohlthätig ein. Neiße, commandirt vom alten General Steensen, hielt eine dreimonatliche Belagerung aus und capitulirte erst am 16. Juni. Cosel, commandirt vom Oberst Neumann, belagert seit dem Januar, wehrte sich noch ruhmvoller und capitulirte erst nach dem Tode des Commandanten, am gleichen Tage wie Neiße. Glatz wurde durch Graf Götzen sehr tapfer und einsichtsvoll vertheidigt. Von hier aus geschahen auch glückliche Ausfälle, die jedoch nicht hinreichten, Neiße und Cosel zu entsetzen. Major Losthin überfiel mit einem Streifcorps die Bayern und Sachsen unter Lefebvre bei Kanth und schlug sie am 13. Mai, Lefebvre aber verstärkte sich mit Polen und schlug Losthin bei Freiburg, so daß er nur mit einem Rest der Seinen nach Glatz entkam. Nach einem unglücklichen Gefecht vor dieser Festung mußte sich Götzen selbst in diese zurückziehen und das Pulver ging ihm aus, so daß er die Stadt binnen vier Wochen zu übergeben versprach. Innerhalb dieser Zeit aber wurde Friede gemacht und Glatz blieb in den Händen der Preußen, ebenso die uneinnehmbare Felsenfeste Silberberg.

Wir kehren nun zum König zurück. Seinen mannhaften Entschluß, den Kampf fortzusetzen, unterstützten nur noch 18,000 Mann aus den Garnisonen in Pommern und Preußen unter General Lestocq und der Beistand Rußlands, dessen Armeen aber noch weit entfernt waren. Er mußte in ihre Nähe nach Königsberg flüchten. Wenn sich Magdeburg, wenn sich die schlesischen Festungen gehalten hätten, wenn der König von Schweden von Stralsund aus eine Demon=

stration im Rücken Napoleons gemacht, wenn die Hessen noch zu rechter Zeit sich zu ihm gezogen hätten, so würde ein großer Theil der Streitkräfte Napoleons diesseits der Oder in Anspruch genommen worden seyn, und zwischen der Oder und Weichsel hätten die Preußen sich verstärken, die Russen herankommen können. Aber die Festungen fielen, die Schweden waren unter ihren beiden Generalen Essen und Armfelt uneins und ein französisches Armeecorps unter Mortier reichte hin, ganz Norddeutschland für Napoleon zu hüten, während dieser selbst mit dem Gros seiner Armee an die Weichsel rückte, die Polen zum Aufstand rief und bis nach Ostpreußen vordrang. Friedrich Wilhelm III. war in einer dumpfen Verzweiflung. Haugwitz und Lucchesini, denen Zastrow, Köckeritz rc. zustimmten, riethen ihm immer noch, sich auf Gnade und Ungnade in Napoleons Arme zu werfen, und unterzeichneten sogar mit Talleyrand einen demüthigen Friedenscontrakt, den Napoleon unterschrieb und den Duroc am 22. Dezbr. dem König bringen mußte. In diesem Augenblick aber ermannte sich der König wieder (ohne Zweifel durch den Freiherrn von Stein, einen Nassauer, der im Preußischen Finanzministerium angestellt war, durch den Ostpreußen von Schön, auch durch Hardenberg auf bessere Gedanken gebracht), und verwarf den französischen Antrag. Er blieb aber nicht standhaft, sondern fiel immer wieder in die Angst, welche Haugwitz und dessen Partei ausbeutete.*) Das hatte die unangenehme Folge, daß ihm selbst die befreundeten Mächte nicht trauten, Rußland seine Hülfe verzögerte und England nicht einmal Subsidien geben wollte, aus der nicht unbegründeten Furcht, der König von Preußen könne am nächsten Tag sich doch noch auf ihre Kosten mit Napoleon verständigen. Doch geschah etwas für die preußische Armee. Schon am 1. Dezember erließ der König aus Ortelsberg ein energisches Decret, wonach alle Festungscomman-

---

*) Der damalige Minister von Schladen, ein warmer Patriot, dessen Tagebuch am klarsten in die Umgebungen des Königs hineinsehen läßt, klagt, daß Friedrich Wilhelm III. oft an einem Tage ganz entgegengesetzte Meinungen gehegt habe und zu gar keinem Entschlusse gekommen sey.

danten, Generale und Offiziere, welche capitulirt oder die Armee verlassen, sich feig benommen hatten, cassirt, jedoch nur Ingersleben zum Tode verurtheilt, der Tod des Erschießens aber unnachsichtlich allen angedroht wurde, die von nun an sich eben so schlecht, wie jene, benehmen würden. Schließlich aber verordnete der König, daß von nun an der Adel sein Vorrecht auf die Offiziersstellen verloren habe und daß der Bürgerliche, wenn er tapfer und fähig sey, zu so hohem Rang in der Armee aufsteigen könne, wie der Fürst. Dem entsprach die Anrede, die General Rüchel (von dem Prellschuß bei Jena bald geheilt und heimlich entkommen) an die Offiziere in Königsberg hielt: „im großen Federbusch steckts nicht, hier in der Brust, hier muß es sitzen."

Während Napoleon zuerst nach Polen ging, um dieses Land zu insurgiren und zugleich Schlesien im Auge zu behalten, blieb Pommern noch eine Zeitlang frei. Ein junger preußischer Lieutenant, Ferdinand von Schill, in Schlesien geboren, der bei Auerstädt verwundet worden, aber glücklich davongekommen war, sammelte hier in der Nähe der am Meere liegenden Festung Colberg einige von den vielen umherirrenden Soldaten der aufgelösten Regimenter und bildete ein kleines Freicorps, welches nach und nach anwuchs, so daß er, während Colberg sein Stützpunkt blieb, tief ins Land Streifzüge machen konnte und im Rücken der nach Polen vorgedrungenen Franzosen, Couriere, Transporte, Armeecassen und im Januar 1807 auch den Marschall Victor abfing, gegen den zur Freude aller preußischen Patrioten General Blücher ausgewechselt wurde. Zugleich versah er Colberg, dessen Belagerung bald vorauszusehen war, reichlich mit Vorräthen, zum Verdruß des Commandanten von Loucadou, der dies als unbefugte Einmischung in sein Amt betrachtete und den tapfern Schill sogar in Arrest setzte. Unterdeß war Blücher frei geworden, nach Königsberg gegangen und von dort mit 7000 Mann nach der Insel Rügen geschickt worden. Schill eilte nun ebenfalls mit etwa 1000 Mann dahin. Diese neu organisirten Truppen bildeten den Kern des neuen und verjüngten preußischen Heeres und nahmen auch bereits eine andere und zweckmäßigere Uniform an;

der Zopf, der große Hut, die engen kurzen Beinkleider und Gamaschen machten dem Tschako und den weiten langen Beinkleidern Platz. Aber sie kamen nicht mehr zum schlagen. Der König von Schweden, die deutsche Legion in England sollten zu ihnen stoßen, Magdeburg durch eine Verschwörung genommen werden und ganz Norddeutschland sich erheben. Aber die Schweden und Engländer zauderten, bis der große Kampf in Ostpreußen schon entschieden war.

Wir folgen dem Siegeslauf Napoleons. Die große Armee war ihm nach Polen vorangezogen. Er selbst verließ Berlin am 26. November 1806 und traf am folgenden Tage in Posen ein. Hier erwartete ihn bereits eine polnische Deputation, ihn als Retter zu begrüßen und von ihm die Wiederherstellung Polens zu erbitten. Kosciuszkos Name wurde mißbraucht, um einen angeblich von ihm verfaßten Aufruf an die Polen zu verbreiten, und der aus Italien bekannte Dombrowsky stellte sich an die Spitze der Insurrection, die in preußisch Polen ausbrach, sobald die Franzosen anrückten. Auch viele verbannte Polen kamen von allen Seiten herbei und wurden zunächst in Leipzig zu Regimentern organisirt. Die wenigen preußischen Truppen, die im polnischen Südpreußen gestanden, mußten sich zurückziehen und wurden zum Theil aufgehoben, die deutschen Beamten überall vertrieben. Zwei kleine Festungen, Lentschitz und Czenstochau, fielen schon am 16. und 19. November in die Hände der Insurgenten. Als eifrigsten Polenfreund benahm sich damals Napoleons Schwager Murat, in der Hoffnung, er werde König von Polen werden. Man sah ihn in einem polnischen Pelze und mit der polnischen Nationalmütze stolziren. Aber Napoleon dachte an nichts weniger als an seine Erhebung auf den alten Thron der Piasten und antwortete auch der polnischen Deputation nur ausweichend: „sie selbst müßten sich ihre Freiheit erkämpfen, alle dafür zusammenstehen; bis jetzt hätten sich noch zu wenige erklärt.“ Er bezweckte dadurch, daß sie ihre Rüstungen gegen die Russen verdoppelten, behielt sich aber die letzte Entscheidung über ihr Schicksal vor und war nicht gesonnen, sich durch eine Insurrection in Galizien die Oesterreicher in dem Augenblicke zu Feinden zu machen, in dem

sie in seinem Rücken standen. Er bot zwar Oesterreich an, ihm Galizien zu lassen und dafür Schlesien zu nehmen, aber Oesterreich lehnte es ab. Ueber die noch von den Russen besetzten polnischen Provinzen konnte Napoleon dermalen noch nicht verfügen, und wenn Kaiser Alexander sich zur Annahme der Politik seines Vaters, des Kaiser Paul, bewegen ließ und mit Frankreich eine engere Verbindung einging, so war dies ein Vortheil, dem er Polen gerne aufopferte.

Der Kaiser von Rußland hatte ein Heer von 60,000 Mann unter Bennigsen bereits bis Warschau vorgeschoben, ein zweites unter Burhövden rückte nach. Im Ganzen aber waren die Streitkräfte, die er gegen Napoleon aufwandte, nicht zahlreich genug, weil er gleichzeitig eine Armee gegen die Türkei schickte. Bennigsen war zu schwach, um dem ersten Stoß der großen Armee Napoleons Stand zu halten, zog sich daher von Warschau und von der Weichsel zurück, worauf auch Lestocq, der Thorn besetzt hatte, sich zu schwach erkannte und weiter zurück ging. Am 28. Nov. zog Murat unter lautem Jubel in Warschau ein, Ney besetzte Thorn am 6. Dezember. Napoleon kam am 19. selbst nach Warschau, benahm sich aber hier dem Enthusiasmus der Polen gegenüber eben so vorsichtig wie in Posen. Hier war es, wo Joseph Poniatowski, der schöne Neffe des letzten Königs, ihm die erste Huldigung brachte und fortan sein treuester Waffengefährte blieb, nicht zum Wohlgefallen Murats, der in ihm einen Nebenbuhler sah. Mittlerweile war der alte russische General Kamenski in Bennigsens Lager angekommen, vom Kaiser berufen, den Oberbefehl zu übernehmen, weil er unter Suwarow gedient hatte und bei den Truppen altbekannt und beliebt war. Dieser Greis übersprudelte von Feuer und war höchst erzürnt, daß Bennigsen zurückgezogen war. Sogleich mußte es wieder vorwärts gehen. Burhövden aber stand noch weit zurück, und die Reserve unter General Essen noch weiter. Napoleon hatte daher leichtes Spiel, die wider sein Vermuthen plötzlich Stand haltenden Russen anzufallen und zu schlagen. Dies geschah in einer Reihe von Gefechten, unter denen nur das von Pultusk sehr mörderisch und eine eigentliche Schlacht war, 26. Dezember. Am gleichen Tage

bestanden 6000 Preußen unter General Lestocq ein eben so blutiges Gefecht bei Soldan gegen Ney, und obgleich sie der Uebermacht zuletzt weichen mußten, so bewährten sie doch in einem viermaligen wüthenden Angriff mit dem Bajonet, welch besserer Geist sie erfüllte und von welchem Eifer sie glühten, die Schande von Jena zu rächen. Zum Glück wollte und konnte Napoleon seinen Sieg nicht weiter verfolgen, denn der gelinde Winter hatte ganz Polen in das was man hier „das fünfte Element" nennt, nämlich in Koth aufgelöst. Die Kanonen sanken bis an die Achse in aufgeweichte Erde. Auch war Bennigsen durch eine geschickte Wendung der nächsten Verfolgung entschlüpft. Der alte Kamenski war in völligen Wahnsinn gefallen und hatte noch während der Schlacht bei Pultusk das Commando niedergelegt. In der Meinung, die Russen würden weit zurückgehen und auch ihrerseits Winterquartiere beziehen, beschloß Napoleon, seinen sehr ermüdeten Truppen Ruhe zu gönnen. Wäre ihm die Jahreszeit günstiger gewesen, so hätte er bei einer energischen Verfolgung der Russen entscheidende Vortheile erlangt, denn zwischen Bennigsen und Buxhövden waltete die feindseligste Abneigung.

In Königsberg herrschte große Bestürzung, die Königin Louise verließ diese treue Stadt am 3. Januar 1807 mit weinenden Augen und zog sich bis nach Memel, die äußerste Grenzstadt Preußens im Norden, zurück, wohin ihr der König bald folgte. Bei Königsberg blieb Lestocq mit dem Rest der preußischen Armee, und in seinem Rücken waren noch drei preußische Festungen frei, Colberg, Graudenz und Danzig.

Inzwischen gestalteten sich die Dinge im russischen Lager besser. Buxhövden wurde zurückberufen und Bennigsen allein an die Spitze sämmtlicher Truppen gestellt, die er sofort vereinigte und mit denen er mitten im Winter die Ruhe Napoleons zu stören unternahm. Dieser hatte sichs bereits bequem gemacht und ließ seine große Armee reichlich verpflegen, wobei ihm die Juden wesentliche Dienste leisteten, indem sie trotz der Grenzsperre Massen von Vorräthen aus Oesterreich herüberschmuggelten. Nur der ungeduldige Ney hatte eigenmächtig einen Marsch nach Königsberg unternommen, wurde aber

von seinem erzürnten Kaiser zurückgerufen. Diese Bewegung maskirte zufällig die der Russen. Als Napoleon erfuhr, die Russen wären vorwärts gegangen, glaubte er, sie seyen nur durch Neys Marsch beunruhigt worden, und war weit entfernt anzunehmen, sie würden ihn überfallen wollen. Am 25. Januar wurde Bernadotte wirklich überfallen und mit großem Verlust zurückgeschlagen, bei Mohrungen. Unglücklicherweise hielt sich Bennigsen aber hier zu lange auf, anstatt rasch die andern Quartiere der Franzosen aufzuschlagen. Napoleon gewann dadurch Zeit, rief alle seine Truppen unter die Waffen und beschloß, die Russen unversehends zu überraschen und in ihre Flanke zu fallen. Der Offizier aber, der dem Marschall Bernadotte die darauf zielenden Befehle überbringen sollte, fiel den Russen am 1. Februar in die Hände, Bennigsen erkannte die Gefahr und zog sich noch schnell genug gegen Königsberg zurück. Die lebhafte Verfolgung von Seite Napoleons veranlaßte blutige aber nicht entscheidende Gefechte, in denen die 14,000 Preußen unter Lestocq, die sich mit Bennigsen vereinigt hatten, das meiste thaten, aber auch am meisten litten. Alle diese Rückzugskämpfe ereigneten sich zwischen Mohrungen und Preußisch-Eylau. An dem letzteren Orte hielt Bennigsen Stand und nahm eine Hauptschlacht an, um Königsberg zu retten, 8. Februar. Der milde Winter war unterdessen streng geworden, die seenreiche Gegend um Eylau fest gefroren und überschneit, es schneite noch unaufhörlich, aber die Armeen stürmten gegen einander, unbekümmert um Weg und Wetter. Der erste Angriff Augereaus auf den rechten Flügel der Russen wurde zurückgeschlagen, sein Armeecorps fast vernichtet. Napoleon hatte Mühe, mit dem Centrum der großen Armee die vordringenden Russen aufzuhalten. Erst Davoust, der zur rechten Zeit mit seinem Corps herbeigekommen, brachte den linken Flügel der Russen zum weichen, nun aber langte auch Lestocq mit den Preußen an, fiel Davoust in die Flanke und übte Wunder der Tapferkeit, so daß Davoust zurückgedrängt wurde. Die Schlacht neigte sich zu Gunsten der Russen und Preußen, als ihr die tiefe Winternacht ein Ende machte. Beide Feldherrn schrieben sich den Sieg zu, keiner von beiden war dazu

berechtigt. Allein es war schon ein merkwürdiger Wendepunkt im Kriegsleben Napoleons, daß er einmal eine Schlacht nicht gewonnen hatte. Bennigsen, der mit mehr Recht sich für den Sieger halten durfte, als Napoleon, war doch zu schwach, am nächsten Tage wieder anzugreifen, und zog sich zurück; aber auch Napoleon, der nur noch einige Tage stehen blieb, um durch Behauptung des Schlachtfeldes sich als Sieger zu geriren, wagte nicht den Feind zu verfolgen, sondern kehrte in die Winterquartiere zurück, so daß Bennigsen Eylau abermals besetzte. Das Schlachtfeld bot einen entsetzlichen Anblick dar, der Schnee war weit umher von Blut geröthet; nie war ein Kampf im Verhältniß zu den Streitkräften blutiger gewesen. Bennigsen hatte nur 58,000 Mann, Napoleon 70,000 commandirt, aber jeder Theil hatte wenigstens 25,000 an Todten und Verwundeten verloren. Das abgesonderte russische Corps unter General Essen wurde am 15. Februar bei Ostrolenka von Savary zurückgeworfen.

Nun trat eine lange Waffenruhe im offenen Felde ein, Königsberg blieb durch Bennigsen geschützt, die große Arme ruhte aus, Napoleon selbst ließ sich im Schlosse Finkenstein nieder und war in nicht geringer Sorge, Oesterreich könne ihm in den Rücken fallen. Der tapfere Widerstand der Alliirten bei Eylau wurde als ein Sieg über Napoleon angesehen und brachte die englische Diplomatie in lebhafte Bewegung. Napoleon konnte nicht wissen, daß dieselbe bald wieder erlahmen würde. Er sandte daher General Bertrand an den König von Preußen ab, ihm günstige Bedingungen zu stellen, wenn er einen Separatfrieden wünsche und sich von Rußland trennen wolle. Friedrich Wilhelm III. blieb aber Rußland treu und wollte es aufs äußerste ankommen lassen. Kaiser Alexander kam 1. April zu ihm nach Memel, wohin auch die Gesandten von England und Schweden sich verfügten, und am 26. April wurde zu Bartenstein ein neuer Vertrag geschlossen, welcher die russisch-preußische Allianz befestigte und dem auch England und Schweden zustimmten. England wollte die hannöversche Legion nach Norddeutschland schicken, König Gustav IV. Adolph sollte seine Schweden, mit Blüchers

Corps vereinigt, aus Stralsund herausführen. Man hoffte sogar Magdeburg durch eine Verschwörung im Innern der Festung zu nehmen und eine mögliche Diversion in Napoleons Rücken zu machen. Marschall Brune, der bei Schwerin ein Heer gesammelt hatte, um die Bewegungen in Stralsund zu beobachten, mußte einen Heertheil unter Mortier entlassen, um Holland gegen einen möglichen Angriff der Engländer zu decken. Aber er selbst wurde nicht angegriffen. Der phantastische König von Schweden bildete sich ein, den Sieg wohlfeiler erringen zu können, wenn er mit Brune unterhandelte, kam mit ihm am 4. Juni in Schlettow zusammen und suchte ihn von Napoleon abzuziehen, natürlich ohne Erfolg. Dann zog sich der Schwede zurück und that nichts. Auch die Engländer blieben aus, und Blücher allein konnte nicht vorgehen. Nun betrieb Napoleon eifrig den Zuzug von Verstärkungen seines Heeres und die Belagerung der in seinem Rücken liegenden noch nicht eroberten Festungen. Damals empfing er auch eine Gesandtschaft aus Persien.

Unter den preußischen Festungen war Colberg an der Mündung der Persante in die Ostsee liegend, von Sümpfen umgeben, sehr fest und von Schill reich versehen worden. Der alte Commandant Loucadou würde gleichwohl die Festung bald übergeben haben, wenn nicht ein einfacher Bürger, der Stadtälteste Nettelbeck, an der Spitze der tapfern Einwohner mit dem Degen an der Seite sich das Ansehen ertrotzt hätte, welches er brauchte, um die Stadt trotz der Erbärmlichkeit ihres militärischen Chefs zu vertheidigen. Er war fortan der wahre Commandant, stand täglich auf den Wällen, hatte die Augen überall und zeichnete sich, obgleich schon 70 Jahre alt, durch körperliche Kraft und Gewandtheit vor allen aus, indem er unter anderem einmal ganz allein einen von französischen Kugeln schon angezündeten Thurm durch kühnes Hinaufsteigen löschte. Am 29. April traf Oberst von Gneisenau, den der König an Loucadous Stelle zum Commandanten ernannt hatte, über Meer ein und leitete nun mit Nettelbeck vereint die Vertheidigung so wirksam fort, daß die Festung sich hielt, ungeachtet die Franzosen nach und nach alle Außenwerke nahmen und die Stadt mit Bomben über=

schütteten. — Eben so tapfer vertheidigte sich der alte Marschall Courbière in der Festung Graudenz. Als die Belagerer ihm andeuteten, ganz Preußen sey bereits erobert und es gebe eigentlich keinen König von Preußen mehr, für den er sich zu wehren habe, erwiederte er: wohlan, so bin ich König in Graudenz! — Weniger glücklich war Danzig. In dieser großen und festen Stadt an der Mündung der Weichsel commandirte Kalkreuth und vertheidigte sich den ganzen Winter und Frühling über mit feurigem Muthe. Als aber der die Stadt beherrschende Hagelsberg nach der tapfersten Gegenwehr vom Feinde erstürmt war, zwei Entsetzungsversuche durch die Russen unter Kamenski und Preußen unter Bülow (Friedrich Wilhelm, dem ältern Bruder des unglücklichen Heinrich) mißlungen waren und endlich auch die Munition ausging, war Kalkreuth gezwungen, am 26. Mai mit dem Marschall Lefebvre zu capituliren. Mit Recht war der Kaiser von Rußland heftig erzürnt über die Engländer und Schweden, die nicht das geringste leisteten, um das wichtige Danzig zu entsetzen. Aber er selbst hätte, und zwar zu seiner um so größeren Ehre, den Sieg allein entscheiden können, wenn er seine ganze Streitmacht gegen Napoleon vereinigt hätte, statt immer mit zu schwachen Heeren aufzutreten und andere in der Türkei zu beschäftigen.

Kaiser Alexander brauchte nach seiner Reise nach Memel, wo er das preußische Königspaar getröstet hatte, noch zwei Monate, bis er Bennigsen hinreichend verstärkt hatte, um denselben die Feindseligkeiten wieder eröffnen zu lassen. Unterdeß hatte sich Napoleon noch ausgiebiger verstärkt und erwartete den Feind mit bedeutender Uebermacht, denn er befehligte 160,000 Mann, indeß die Russen und Preußen nur 120,000 zusammengebracht hatten. Am 5. Juni begann Bennigsen den Kampf, indem er Ney bei Ankendorf überfiel und zurückwarf. Aber Napoleon trieb mit der Ueberlegenheit seiner Truppenzahl und seines Genies im Manövriren in der Schlacht bei Heilsberg am 10. die Russen und Preußen von einander weg, drängte Lestocq mit 20,000 Mann nach Königsberg hinein und ließ ihn durch Murat im Schach halten, worauf er selbst bei Friedland über Bennigsen herfiel, am 14. Es war der Jahres-

tag von Marengo. Mit übermüthigem Genie hielt der Siegesstolze die Entscheidung mit unbedeutendem Geplänkel hin, und brach erst am Abend plötzlich mit tiefen Kolonnen in das Centrum der überraschten Russen ein, die gänzlich geschlagen wurden und 18,000 Mann mit 80 Geschützen verloren. Nun konnte auch Lestocq Königsberg nicht mehr halten und eilte sich mit der geschlagenen Armee Bennigsens zu vereinigen, um nicht umzingelt und überwältigt zu werden. Die Franzosen zogen in Königsberg ein, konnten aber die vom Commandanten Hermann tapfer vertheidigte kleine Festung Pillau nicht bezwingen.

Bennigsen rieth seinem Kaiser, den Krieg fortzusetzen und nach Rußland zu spielen. In den unermeßlichen Weiten Rußlands werde Napoleon sich verirren und vom Winter überfallen werden. Jedenfalls werde er in eine Lage kommen, die ihn nöthigen werde, Rußland bessere Friedensbedingungen zu gewähren, als im gegenwärtigen Augenblick. Aber Alexander wollte es nicht aufs äußerste ankommen lassen und berechnete, wie gerne Napoleon Opfer bringen und von seinem Hochmuth nachlassen würde, um sich die russische Freundschaft und Allianz zu erkaufen. Kaiser Alexander trug also am 21. Juni auf einen Waffenstillstand an und kam drei Tage später, am Johannistage, mit Napoleon persönlich in Tilsit zusammen. Napoleon hatte auf dem Flusse Niemen, der für neutral erklärt wurde, ein großes Floß und auf demselben einen Salon errichten lassen, in dem er seinen kaiserlichen Gast empfing. Sie umarmten sich. Alexanders erste Worte waren: „ich hasse die Engländer ebenso, wie Sie," worauf Napoleon erwiderte: „dann ist der Friede so gut als geschlossen." Beide überboten sich, um einander so liebenswürdig als möglich zu schmeicheln, und es schien, als schlössen sie einen Bund der innigsten Freundschaft und Vertraulichkeit. Man hat lange geglaubt, Alexanders Eitelkeit und Charakterschwäche sey von dem geistig weit überlegenen Napoleon ausgebeutet worden, allein die Ueberlegenheit war vielmehr auf Alexanders Seite, der mit der Miene des Schülers und Bewunderers den vermeintlichen Meister äußerst geschickt übervortheilte. Noch nie hatte sich Napoleons Politik solche Blößen gegeben, als gerade in diesen ersten Besprechun-

gen mit Alexander. Ohne alle Voraussicht in die Zukunft bot er dem russischen Kaiser Machtvergrößerungen an, die mit der Absicht, ihn von der französischen Politik abhängig zu machen, geradezu im Widerspruche standen. Je größer er Rußland machte, um so weniger brauchte sich Rußland künftig um Napoleon zu bekümmern.

Auch der König von Preußen konnte nicht umhin, sich in Tilsit einzufinden, um von der Gnade der beiden neuen kaiserlichen Freunde zu erwarten, was ihm von Friedrichs des Großen Monarchie übrig bleiben sollte. Mit schwerem Herzen kam auch die Königin Louise von Memel herüber. Sie behauptete im tiefsten Unglück hohe Würde. Als im Gespräch mit Napoleon davon die Rede war, daß Preußen doch zu viel gewagt habe, indem es Frankreich den Krieg erklärte, sagte die Königin: „der Ruhm Friedrichs des Großen gestattete uns eine Täuschung über unsere wahre Stärke, wenn anders es eine Täuschung war.“ Napoleon wollte ihr alle Klagen, Vorwürfe und Bitten abschneiden und kam daher schnell mit Alexander überein. Als nun die Königin erfuhr, daß Napoleon alles Land bis an die Elbe und das polnische Preußen behalten und dem König nur den Rest lassen wollte, gerieth sie in unbeschreiblichen Kummer und ließ sich zu Andeutungen, welche rührenden Bitten gleich kamen, herab, die bei dem Manne, der sie in seinen Bulletins schon öffentlich mißhandelt hatte, keinen Erfolg haben konnten, aber um so mehr zum Mitleid für sie stimmen.*) Kaiser Alexander hatte Mühe, die

*) Napoleon selbst äußerte sich später auf St. Helena zweimal und zwar auf sehr verschiedene Weise über das Benehmen der Königin in Tilsit. Einmal erzählte er, dieser hohen Dame eine schöne Rose angeboten zu haben, die sie genommen, aber dabei gefragt habe: mit Magdeburg? worauf er schroff erwidert habe: geruhen Ew. Majestät sich zu erinnern, daß ich es bin, welcher anbietet, und Sie nur die Wahl haben, anzunehmen. Ein andermal erzählte er, was uns viel wahrscheinlicher erscheint, die Königin habe die Rose in der Hand gehabt, er habe sie darum gebeten und sie habe ein wenig gezögert, sie ihm aber dann doch gegeben mit den Worten: „Warum sollte ich sie Ihnen so geschwind hingeben, da Sie selbst in manchem so unerbittlich sind, was ich von Ihnen wünsche?“ Napoleon fügte hinzu: „Die Königin blieb trotz meiner

Königin zu bewegen, noch einmal an Napoleons Tafel zu erscheinen. Beim Abschied wallte ihr Herz auf und sie klagte, daß sie so ganz trostlos gehen müsse. Napoleon soll gesagt haben: „es ist die Wirkung meines bösen Sternes,“ und die Königin warf sich bitterlich weinend in den Wagen.

Es war aber wirklich ein böser Stern, unter dessen Einfluß Napoleon die preußische Monarchie zertrümmerte. Er selbst fühlte, es sey nicht klug, aber er folgte seinem Verhängniß. Marschall Lannes, sein treuester Diener und Freund, drückte ihm während des polnischen Feldzugs einmal seinen Schrecken über die weite Entfernung von Paris und über die vielen Menschenopfer aus und hielt es für unmöglich, daß die so weite Ausdehnung der französischen Macht von Dauer seyn könne. Es gab zwei Ansichten; nach der einen hätte Napoleon sich auf Frankreich beschränken, dessen Kräfte schonen und nicht in Eroberungen vergeuden, sondern im Frieden und Wohlstand vermehren sollen. Nach der andern hätte er zwar sein neues abendländisches Reich über alle Nachbarvölker ausdehnen, alsdann aber auch völlig neue Zustände gründen und die alten Dynastien, die doch nie und nimmer seine wahren Freunde werden konnten, ausrotten sollen, woran ihn nach seinen großen Siegen niemand hätte hindern können. Dies bedingte die völlige Zerschlagung Oesterreichs in ein ungarisches und ein böhmisches Königreich; die Wiederherstellung Polens, die Verbannung der preußischen Dynastie und ihren Ersatz durch seinen Bruder Jerome. Man wunderte sich, warum Napoleon Oesterreich bestehen ließ, dessen Haß sich durch immer erneuerten Krieg bewährt hatte, und Preußen, dessen Haß

Gewandtheit und aller meiner Mühe stets Herrin der Unterhaltung und mit so großer Schicklichkeit, daß es unmöglich war, darüber unwillig zu werden. Auch muß man sagen, daß ihre Aufgabe wichtig und die Zeit kurz und kostbar war.“ Diese wörtlichen Aeußerungen Napoleons gereichen der Königin zur Ehre und Rechtfertigung. Es ist schmählich, daß in deutschen Geschichtswerken immer noch eine gemeinere Auffassung jener Tilsiter Scenen vorkommen darf, nachdem Napoleon selbst der edeln Königin, die er so tief beleidigte, ein so schönes Zeugniß abgelegt hat.

weniger methodisch und langsam wirkend, desto glühender seyn mußte? Aber Napoleon dachte ohne Zweifel immer noch wie 1797, als er von Venedig sagte, er habe es nicht verschenkt, nur geliehen. Er gefiel sich in provisorischen Zuständen, er rechnete auf eine lange Lebensdauer und beständiges Schlachtenglück, ließ also vieles unvollendet, nur um es später wieder aufzunehmen und dann mit doppelt leichter Mühe durchzusetzen. Er war an das successive Vorschreiten, an das allmälige „Reifen der Birne" schon gewöhnt. Jeder Friede gebar ihm einen neuen Krieg, in dem er weiter greifen konnte. Er wußte wohl, daß man weder mächtige alte Dynastieen, noch auch große Völker mit einem Schlage überwältigt; er hatte daher das System angenommen, erstens die Dynastien nur nach und nach ihrer alten Erbstaaten zu berauben, bis er sie mit irgend einer neuen, ihnen bisher fremden Landstrecke entschädigen oder ganz wegjagen konnte; zweitens die Nationen als solche zu ignoriren, die politischen Grenzen willkürlich und unter stetem Wechsel mitten durch sie hindurchzuziehen, wo möglich jeder Provinz einen neuen und fremden Herrn zu geben, sie stets neu zu gruppiren und auf andere Weise mit den Nachbarn zu combiniren, um sie den alten nationalen Sympathien zu entfremden. In Italien gab er das erste Beispiel. Hier hatte Frankreich zunächst nur Savoyen erworben, aber mit jedem neuen Friedensschluß wurden die alten Dynastien Italiens weiter weggeschoben, anderwärts entschädigt oder geradezu entthront und dehnte sich die Grenze des französischen Kaiserreichs selbst auf Kosten des neuen italienischen Königreichs immer weiter aus, mußten immer mehr geborne Italiener französische Unterthanen werden. Ganz auf dieselbe Weise dehnte Napoleon sein Reich nun auch auf der deutschen Seite aus und wenn er provisorisch auch noch Preußen wie Oesterreich bestehen ließ, so konnte doch der erste neue europäische Krieg und ein neues Friedensarrangement ihren Bestand wieder in Frage stellen.

Der Friede zu Tilsit wurde von Napoleon am 7. Juli mit Rußland, am 9. mit Preußen abgeschlossen. Rußland trat dem Continentalsystem bei, sperrte seine Häfen dem englischen Handel,

räumte Cattaro und gestattete Napoleon mit Westeuropa vorzunehmen, was er wolle. Dafür erhielt es einen Theil des bisherigen preußischen Polen, den großen Bezirk von Bialystoc*), durfte mit Napoleons Zustimmung das schwedische Finnland**) erobern und wurde ihm auch auf eine Theilung der Türkei Hoffnung gemacht, mit andern Worten, der ganze Osten von Europa wurde dem Kaiser Alexander überlassen, der Westen dem Kaiser Napoleon. Die Herzoge von Oldenburg, Coburg und Mecklenburg wurden auf Rußlands Verwendung von Napoleon geschont und gleich den kleinern sächsischen Fürsten in Thüringen, den Fürsten von Schwarzburg, Anhalt, Lippe, Waldeck und Reuß, Mitglieder des Rheinbundes. Dagegen anerkannte Alexander Napoleons Bruder Jerome als König von Westphalen, dessen Reich aus Hessen-Kassel, Hannover, Braunschweig und allen preußischen Besitzungen bis zur Elbe formirt werden sollte; und den zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen als Großherzog von Warschau, dem das bisherige preußische Polen und der Cotbuser Kreis abgetreten wurde. — Preußen trat dem Continentalsystem bei, behielt nur, was es diesseits der Elbe besaß, und verlor auch alle seine polnischen Erwerbungen nebst Danzig, welches eine freie Stadt wurde, aber eine beträchtliche französische Besatzung behielt. Dagegen sollte Preußen für Hannover eine Entschädigung von 400,000 Seelen erhalten (ein leeres Versprechen). Die Festungen Glogau, Stettin und Cüstrin blieben von den Franzosen besetzt, Militärstraßen von Magdeburg aus nach Dresden, Warschau, Danzig mußten im preußischen Gebiet offen gehalten

---

*) Bignon drückt sich darüber mit folgenden Worten aus: „das Urtheil des Kaisers von Rußland war damals noch sehr wenig ausgebildet, wenn er glauben konnte, daß eine solche Art, Preußen in seinen Schutz zu nehmen, für den Beschützer ehrenvoll seyn könne."

**) In einem besondern geheimen Vertrage wurde bestimmt, Dänemark solle für Finnland mit den deutschen Hansestädten entschädigt werden, aber seine Flotte an Frankreich abtreten. Diesen geheimen Vertrag verschaffte sich England, indem es Talleyrand, der immer Geld brauchte, mit einer großen Summe bestach.

werden. Auch blieb einstweilen der größte Theil der französischen Armee in Preußen und mußte von Preußen ernährt werden, bis die Contributionen bezahlt seyn würden. Diese forderte Napoleon anfangs in einem Umfang von 180 Millionen Franken, wovon er später einen geringen Theil nachließ. Soferne Napoleon seit dem Herbst 1806 alle Cassen in Preußen geleert und alle Steuern in seinem eigenen Namen eingezogen hatte, war der König von Preußen nicht im Stande, die ungeheuren Contributionen zu bezahlen. Das lieh Napoleon den Vorwand, seine Truppen desto länger an der Weichsel stehen zu lassen, um Rußland zu bedrohen, wenn dessen Freundschaft nicht aufrichtig bleiben sollte. Bei alledem erklärte Napoleon im Friedenstractat, daß er „nur aus Achtung für den Kaiser Alexander die schon eroberten Provinzen an Preußen zurückgebe." Preußen selbst behandelte er mit tiefster Verachtung. Als man ihm sagte, er mache den König von Preußen so arm, daß derselbe gar keine Truppen mehr werde unterhalten können, antwortete er: Preußen braucht auch gar keine Truppen, es führt ja nicht mehr Krieg. Später erlaubte er Preußen eine Armee von 42,000 Mann, aber nicht mehr.

Als die französische Armee im Herbst 1806 gegen Preußen ausrückte, brachte ihr Generalzahlmeister nur 80,000 Franken in Gold mit über den Rhein. Die ganze Unterhaltung, Löhnung, ergänzte und vermehrte Ausrüstung der großen Armee wurde auf Kosten Norddeutschlands, insbesondere Preußens bestritten, und viele Millionen wurden noch dazu baar von Napoleon aus Deutschland mitgenommen oder ihm nachgeschickt, ungerechnet was die Generale und Soldaten für sich raubten. In dem Werke von Bassewitz (Kurmark Brandenburg II. 647 f.) sind actenmäßig 245,091,801 Thaler zusammengezählt, welche Preußen damals an Frankreich verlor, ungerechnet die Verluste in Polen, die noch zu 58 Millionen angeschlagen werden.

Fünfzehntes Buch.

Der Congreß zu Erfurt.

Wir wollen, ehe wir Napoleon in den Westen Europas zurückbegleiten, noch im Osten verweilen und die Folgen kennen lernen, welche der Friede von Tilsit und die daselbst eingeleitete enge Allianz zwischen Frankreich und Rußland für die Türkei und für Schweden hatten.

Rußland hegte, wie oben schon gezeigt wurde, die Absicht, während Napoleon mit Oesterreich und Preußen in Krieg verwickelt sey, ungestört über die Türkei herzufallen, und es hatte damit Eile, weil auch die Engländer sich damals in Aegypten festzusetzen suchten. Die christliche Bevölkerung der Türkei war durch russische Umtriebe vorbereitet. Schon längst hatten die griechischen Christen in der Türkei ihre Augen nach Rußland gewendet und erwarteten von dort ihre Erlösung. So waren denn auch die christlichen Hospodare der Moldau und Wallachei, Maruzzi und Ypsilanti, eifrige Freunde Rußlands, und das tapfere Volk der Serben im Aufstande gegen den Pascha von Belgrad. Sultan Selim III. setzte die beiden Hospodare ab, ließ sich aber durch die Drohungen des russischen Gesandten Italinski zur

Zurücknahme dieser Maaßregel bewegen. Allein obgleich die Hospodare wieder eingesetzt wurden, rückte die russische Armee unter Michelsen dennoch in diesen beiden Fürstenthümern vor und trachtete sich mit den Serben in Verbindung zu setzen, eifrig dazu angefeuert durch die Engländer, die beständig darauf drangen, Kaiser Alexander solle mit ihnen die Türkei theilen, ehe Napoleon von Italien aus tiefer auf dieselbe einwirken könne.

In Constantinopel befand sich damals Sebastiani, einer der kühnsten Generale Napoleons, als französischer Gesandter, der natürlicherweise noch eifriger als die Engländer selbst einen Krieg zwischen der Türkei und Rußland wünschen mußte, weil dadurch die russischen Streitkräfte getheilt wurden. Er stellte dem Sultan vor, daß England und Rußland das Verderben der Türkei beschlossen hätten, daß die letztere nur durch Napoleon gerettet werden könne, daß Napoleon eine Armee über Dalmatien den Türken zu Hülfe schicken wolle, daß aber dieselbe Armee nöthigenfalls auch gegen die Türkei marschiren würde, wenn dieselbe feig genug wäre, den Forderungen der Engländer und Russen nachzugeben. Diese kühne Sprache ermuthigte den Sultan, jene Forderungen zurückzuweisen. Sogleich verließ Italinski die Hauptstadt, eine englische Flotte aber unter Admiral Duckworth, die schon in der Nähe lauerte, lief durch die schlecht besetzten Dardanellen und legte sich dicht vor Constantinopel, 21. Febr. 1807. Die Damen im Serail, unmittelbar von den Kanonen der englischen Schiffe bedroht, erhoben ein Zetergeschrei, der Kapudan Pascha (Admiral) floh aufs Land und überließ seine Schiffe im Hafen den Engländern ohne Gegenwehr. Die russisch-englische Partei im Divan rührte sich und bewog den geängsteten Sultan, um die Zerstörung der schönen Stadt durch die englischen Kugeln zu verhindern, lieber nachzugeben und Sebastiani fortzuschicken. Aber Sebastiani ging nicht, sondern sagte: ich bin hier auf Napoleons Befehl und werde nur gehen, wenn er es mir befiehlt. Ueberdies, fügte er stolz und ruhig hinzu, sey die Angst der Türken lächerlich; Duckworth könne einige Häuser in Constantinopel zusammenschießen, werde sich aber leicht durch gutangelegte Strandbatterien vertreiben lassen und

sey ganz ungefährlich, da er keine Landungstruppen mit sich führe. Dadurch wieder ermuthigt, übertrug der Sultan dem tapfern Sebastiani selber die Vertheidigung der Stadt und dieser hatte schon in ein paar Tagen die ganze Küste so furchtbar armirt, daß Duckworth es vorzog, sich am 2. März ganz sachte zu entfernen. Aber Sebastiani hatte unterdeß auch für bessere Ausrüstung der Dardanellenschlösser gesorgt, so daß die englische Flotte, indem sie zwischen diesen Schlössern zurücksegeln mußte, nicht unbedeutenden Verlust erlitt*). Wenige Wochen später wurden die Engländer auch in Aegypten geschlagen. Hier begann der tapfere Albanese, vom Sultan zum Pascha bestellt, Mehemet Ali, das tief gesunkene Ansehen der Pforte wieder herzustellen und schlug die von General Frazer befehligten Engländer am 22. April bei Rosette dergestalt aufs Haupt, daß sie mit dem Verlust von 1500 Mann eiligst nach Alexandrien flohen, sich hier einschifften und Aegypten seinem Schicksal überließen.

Auch die Russen machten nicht eben glänzende Fortschritte in der Türkei, weil sie durch den Krieg in Preußen gelähmt waren. Sie begnügten sich, die beiden Donaufürstenthümer (Moldau und Wallachei) zu besetzen, die sie im Frieden zu behalten hofften, und erfochten am 1. Juli einen Seesieg bei Lemnos. Unterdeß blieben die christlichen Serben sich selbst überlassen, ohne von Rußland unterstützt zu werden. Sie hatten sich im Jahre 1806 unter dem tapfern Kara Georg**) erhoben, die Türken aus ihrem Lande gejagt und sich

---

*) Sebastiani empfing vom Sultan zum Lohne ein kostbar mit Gold ausgelegtes Schwert aus dem Zeughause von Constantinopel, welches nach der Volkssage von Constantin herstammte, wahrscheinlich von dem letzten christlichen Kaiser, nicht aber von dem ersten.

**) Georg Petrovitsch, eines Bauern Sohn, nahm schon seit 1787 an einem Aufstand gegen die Türken Theil und mußte damals nach Ungarn flüchten. An der Grenze schoß er seinen alten Vater todt, weil derselbe nicht mit auswandern wollte und Georg nicht dulden wollte, daß er Sklave der Türken würde. Er wurde österreichischer Soldat und brachte es bis zum Feldwebel, kehrte aber wieder um und lebte als Heiduk (Räuber), bis er wegen seines Heldenmuths an die Spitze seines Volks

einiger festen Plätze bemächtigt. Die benachbarten türkischen Paschas fielen ins Land, verheerten es und führten unter andern Georgs Mutter in die Sklaverei fort; aber er sammelte die Seinen wieder, fiel in Bosnien ein, befreite seine alte Mutter und stellte den Sieg so vollständig her, daß er am 10. Dezember die Hauptstadt des Landes, Belgrad, eroberte. Nur die Festung blieb noch in der Gewalt Soliman Paschas, capitulirte aber am 7. März 1807. Da offenbarte sich die ganze Verwilderung der Serben, die auf unnatürliche Weise Jahrhunderte lang von den christlichen Mächten der türkischen Willkür überlassen, gegen die Türken weder Treue hielten, noch von ihnen erwarteten. Soliman und seine Truppen wurden vor der Stadt von den Serben überfallen und niedergesäbelt, dann vollends in der Stadt alle erwachsene Türken gleichfalls umgebracht, die Kinder aber mit Gewalt getauft. Die Bewegungen der Russen erweckten damals die größten Hoffnungen bei den Serben und bei allen christlichen Unterthanen der Pforte in Bosnien, Montenegro und der Herzegowina; weil aber die Russen ausblieben, kühlte sich der Eifer ab und die Türken gewannen abermals die Oberhand. Erst als Churschid Pascha mit 30,000 Mann das unglückliche Serbien überfiel, entsandte Michelsen eine kleine Hülfe von 3000 Russen unter Oberst Orurk, die sich jedoch bald wieder entfernten. Churschid Pascha verstand sich indeß zu einem Provisorium, demzufolge die Serben auf der einen, die Türken auf der andern Seite die Drina nicht überschreiten sollten.

Die türkischen Angelegenheiten nahmen eine sehr bedenkliche Wendung, als Sebastianis Versprechungen unerfüllt blieben und die französische Armee, die aus Dalmatien kommen sollte, ausblieb. Man sah nun in Constantinopel, daß alle Zusagen Napoleons Lug und Trug gewesen. Nachdem er die Pforte zum Kampf gegen Rußland

---

gerufen wurde. Er trug gewöhnlich einen kurzen Pelz und eine schwarze Mütze, daher sein Name Kara oder Czerni-Georg (der schwarze Georg). Er lebte im Frieden immer noch als gemeiner Bauer, wenn er auch Herr des Landes war. Von seiner Strenge gibt Zeugniß, daß er seinen einzigen Bruder wegen Mißhandlung eines Mädchens hängen ließ.

gehetzt, ließ er sie jetzt im Stich. Der arme mißleitete Sultan wurde nun angeklagt, dies nicht vorhergesehen und einer falschen und verderblichen Politik Raum gegeben zu haben. Er hatte sich überdem durch seine Neuerungen bei der alttürkischen Partei verhaßt gemacht. Bedrängt von Rußland, Frankreich, England, übermächtigen Staaten, denen er nicht gewachsen war, hatte er begreiflicherweise erkennen müssen, daß nur durch großartige Reformen im Staat und Heerwesen, durch Abschaffung der zahllosen in der Verwaltung eingerissenen Mißbräuche dem tiefgesunkenen Halbmond wieder könne aufgeholfen werden. Insbesondere war das türkische Heerwesen veraltet und verderbt durch die Janitscharen, deren Corporation ungeheure Privilegien aufgehäuft hatte, um sie in träger Bequemlichkeit zu mißbrauchen. Um ein treues, beweglicheres, fester gestähltes Heer zu haben, hatte Sultan Selim III. den Nizam-Dschedid eingeführt, eine geworbene und auf europäische Art eingeübte Armee, Linientruppen, mit deren Hülfe er nach und nach die alte aristokratische Garde der Janitscharen los zu werden hoffte. Aber die Janitscharenpartei in Verbindung mit allen guten Muselmännern erhob sich jetzt, ihm wegen der unglücklichen Lage des Reichs die bittersten Vorwürfe zu machen: das käme dabei heraus, wenn man die alte Sitte und Treue verlasse und mit den Ungläubigen kokettire. Der Sultan hatte sich von Sebastiani das Großkreuz der Ehrenlegion umhängen lassen und denselben nebst seinem Gefolge in die Moschee mitgenommen, die Ungläubigen unzugänglich bleiben sollte. Das erregte die äußerste Erbitterung unter den Muselmännern und brachte die schon vorbereitete Verschwörung zum Ausbruch. Die Janitscharen bemächtigten sich des Serails und stürzten Selim, der seinen Neffen Mustapha IV. selbst auf den Thron führte und sich dann vergiften wollte, aber auf dringende Bitten und Versprechungen seines Nachfolgers hin diesen Vorsatz aufgab und im Innern des Serails in anständiger Haft blieb, 30. Mai.

Obgleich Napoleon in Tilsit dem Kaiser Alexander mit einer künftigen Theilung der Türkei schmeichelte, ja sich sogar in chimärische Pläne eines künftigen gemeinschaftlichen Zuges nach Indien mit ihm

vertiefte, verstand er doch mit vieler Feinheit die orientalischen Angelegenheiten einstweilen in der Schwebe zu halten, denn er selbst hatte genug zu thun, den Westen Europas so zu organisiren, wie es in seiner Absicht lag; der Kaiser von Rußland sollte sich daher auch einstweilen mit Finnland begnügen, einer ihm äußerst wohlgelegenen Erwerbung, für die er Napoleon nicht genug Dank wissen konnte. Die beiden Donaufürstenthümer blieben unter diesen Umständen von den Russen besetzt, Napoleon aber hütete sich wohl, deren definitive Besitznahme durch Rußland anzuerkennen: ja er wollte das linke Ufer der Weichsel nicht eher mit seinen Truppen räumen, bis auch die Russen die Fürstenthümer geräumt haben würden. Oder er verlangte Schlesien als Aequivalent. Er bediente sich im Herbst Savarys als Unterhändler in Petersburg, wie Sebastianis in Constantinopel, und diesen beiden geschickten Männern gelang es, beide Mächte einstweilen zur Waffenruhe zu bewegen. Die Türken, obgleich sie die russischen Truppen noch länger in den Donaufürstenthümern dulden mußten, waren doch froh, nicht mehr zu verlieren, und bei ihrer Erbitterung gegen die Engländer kostete es nicht einmal Mühe, sie zum Anschluß an das Continentalsystem und gänzlichem Ausschluß aller Engländer aus den türkischen Häfen zu bewegen.

Der noch im Kerker lebende Sultan Selim hatte zahlreiche Freunde, unter denen der Pascha von Ruschtschuk, Mustapha Beiraktar, an der Spitze der Nizam-Dschedid noch eine furchtbare Macht besaß. Dieser hielt sich eine Zeitlang ferne, um erst in Constantinopel selbst eine weitausgedehnte Verschwörung anzuzetteln, mit deren Hülfe er Selim wieder einsetzen wollte. Endlich war alles vorbereitet und am 28. Juli 1808 rückte Beiraktar mit 18,000 Mann in die Hauptstadt ein, umzingelte das Serail und drohte allem, was darin war, den Tod, wenn ihm Selim nicht ausgeliefert werde. Sultan Mustapha ließ aber den unglücklichen Selim stranguliren nnd seine Leiche vor die Mauern werfen. Beiraktar bezeigte ihr seine Ehrfurcht und schwur ihr blutige Rache. Das Serail wurde gestürmt und Mustapha ab-, statt seiner sein jüngerer Bruder Mahumed II. als Sultan eingesetzt, unter dem Beiraktar als Großvezier unumschränkt

zu regieren und die Reformen Selims wieder aufzunehmen begann. Allein indem er sein Heer durch zahlreiche Christen verstärkte, kränkte er die strengmuhamedanische Partei aufs tiefste. Die Janitscharen verschworen sich aufs neue und schon am 14. Nov. schritten sie zur That. Von allen Seiten zogen ihnen Kameraden und fanatisirte Muselmänner aus den nächsten Provinzen Asiens und Europas zu, und mit dem Grauen des Tages überfielen sie plötzlich die unvorbereiteten Seymens (Truppen des Nizam-Dschedid). Da sie deren neue große Caserne nicht erobern konnten, steckten sie dieselbe in Brand. Das Feuer griff um sich und wüthete bald durch die halbe Stadt. Auf allen Straßen aber mitten unter den brennenden und einstürzenden Häusern kämpften Janitscharen und Seymens aufs wüthendste, bis die ersteren die Oberhand gewannen und den tapfern Beiraktar mit dem Reste der Seinen im großen Serail einschlossen. Sobald er sich verloren sah, ließ er den früheren Sultan Mustapha und seine Mutter erdrosseln, erwartete die stürmenden Janitscharen an der Pulverkammer und sprengte sich mit mehreren hunderten seiner Feinde in die Luft. Die Seymens wurden fast alle niedergemacht. Da nun kein Nachkomme Osmans mehr übrig war, als Muhamed II., so beschlossen die Janitscharen, diesem als Sultan zu huldigen unter der Bedingung, daß er ihrem alten Systeme fortan treu bleibe.

Obgleich vielleicht keine Zeit zu einer Besitznahme Constantinopels durch die Russen geeigneter gewesen wäre, als die Periode jener Entthronungen, so wagte Kaiser Alexander doch nicht, eine Armee an den Bosporus zu schicken, weil Napoleon es nicht gebilligt und England aus allen Kräften sich dagegen gesetzt haben würde.

Der Friede von Tilsit war bei den russischen Großen nichts weniger als populär. Dieselbe Nationalpartei, welche die Freundschaft zwischen Kaiser Paul und dem ersten Consul mißbilligt hatte, tadelte auch wieder die zwischen Alexander und Napoleon, und aus denselben Gründen. Man haßte die Franzosen, von denen man im Felde geschlagen worden war; man haßte die Revolution, aus der Napoleon als Emporkömmling aufgetaucht war. Man war noch vom ganzen Stolze Suwarows durchdrungen, der entsprechend dem russischen Or-

denszeichen des h. Georg als ein christlicher Ritter und Retter den Drachen der Revolution hatte überwinden sollen, und man konnte es nicht verschmerzen, daß man mit seinem guten Willen und seiner Hingebung für den alten Glauben und für das alte Völkerrecht immer nur besiegt und gedemüthigt heimgeschickt wurde. Das war die Stimmung vieler alter Generale und der echten Bojaren. Zudem aber war die Sperrung des Meeres verderblich für den gesammten Landadel Rußlands, weil er seine Produkte nicht mehr an England absetzen konnte. Gleichwohl murrte man nicht und erkannte sehr richtig, daß die Erwerbung Finnlands wohl werth sey, eine Zeitlang das gegen Frankreich erbitterte Nationalgefühl zum Schweigen zu bringen. Erst wollte man Finnland haben, das man nur durch Napoleons Nachsicht und Freundschaft gewann; hatte man das einmal, dann brauchte man sich weniger Zwang anzuthun.

Bevor aber noch Rußland zu dieser Eroberung schreiten konnte, machten die Engländer eine furchtbare Diversion. Das Benehmen Englands konnte nach dem Frieden von Tilsit kein anderes seyn, als wie es nach der ersten Verständigung des Kaisers Paul mit Bonaparte gewesen war. Damals hatte Pitt den Sund forcirt und die dänische Flotte weggenommen, um sich die Ostsee offen zu halten und die Russen auf ihren finnischen Meerbusen zu beschränken. Ganz dasselbe that England jetzt wieder. Ueberhaupt änderte sich die in den letzten Jahren ziemlich erschlaffte englische Politik mit dem Ministerium selbst. Weder war Oesterreich 1805, noch Preußen 1806 und 1807 wirksam von England unterstützt worden. Endlich mußte das Ministerium Grenville weichen und im März 1807 traten Perceval, Castlereagh und Canning an die Spitze der Verwaltung, verspäteten aber auch jetzt noch die Hülfe, die sie Preußen hätten leisten sollen, denn erst am 17. Juni schlossen sie mit Schweden den Vertrag, demzufolge sie eine bedeutende Truppenmacht nach Stralsund schicken wollten, und wenige Tage darauf umarmten sich Napoleon und Alexander zu Tilsit. Die plötzliche Freundschaft dieser beiden mächtigsten Monarchen des Continents war geeignet, das neue englische Ministerium zur Thatkraft anzuspornen. Das ganze Festland

sollte ihm verschlossen werden, da galt es um so mehr, Herr aller Meere zu bleiben und den russischen Schiffen die Vereinigung mit den französischen durch den Sund abzuschneiden. Dänemark mußte unter diesen Umständen abermals das Opfer werden. Eine englische Flotte und Landungsarmee unter Lord Gambier sollte die noch in Stralsund zurückgebliebenen Engländer aufnehmen und sich dann vor Copenhagen legen.

Am 3. August fuhr Gambier ungehindert in den Sund, ließ die Truppen auf Rügen abholen, aber erst am 16. auf Seeland ans Ufer aussetzen, nachdem die dänische Regierung seine Anträge, entweder sich mit England zu alliiren, oder die dänische Flotte auszuliefern, abgewiesen hatte. Zu dem Henkeramt an den Dänen wurde damals leider auch die deutsche Legion, aus 10,000 Hannoveranern bestehend, mißbraucht. Die gesammte englische Macht betrug 27,000 Mann unter General Chatcart; auch Arthur Wellesley, siegreich aus Ostindien heimgekehrt, war dabei und erhielt die Bestimmung, das dänische Landvolk auf der großen Insel Seeland von der Hauptstadt Copenhagen zurückzuhalten, während diese zu Lande und von der Seeseite her belagert und furchtbar bombardirt wurde. Ueber 300 Häuser verbrannten. Die königlich dänische Familie war geflüchtet, nur der Kronprinz Friedrich war geblieben und wehrte sich an der Spitze der tief erbitterten Nation mit Heldenmuth, unterlag aber der Uebermacht und capitulirte am 7. Sept. Die Engländer bequemten sich wieder abzuziehen, aber die ganze dänische Flotte mußte ihnen ausgeliefert werden. Dänemark behielt in diesem großen Unglück eine unerschütterliche Haltung, wies jeden Allianzvertrag von Seiten der Engländer zurück und schloß am 20. Oct. ein enges Bündniß mit Napoleon. Die nächste Folge davon war, daß sich die Engländer der wenigen kleinen außereuropäischen Colonien Dänemarks bemächtigten, der Inseln St. Thomas, St. John, St. Croix, aber auch der damals dänischen Insel Helgoland, welche die Mündung der Elbe beherrscht und von wo aus seitdem der größte Schmuggelhandel mit englischen Waaren organisirt wurde. Die kleine Felseninsel wurde ein ungeheures Waaren-

lager. Damals starb der schwachsinnige alte König von Dänemark, Christian VII., am 13. März 1808. Ihm folgte sein Sohn Friedrich VI.

Während die englische Flotte vor Copenhagen lag, capitulirten die nach der Räumung von Stralsund (29. Juli) auf der Insel Rügen zurückgebliebenen Schweden und ergaben sich an den französischen Marschall Brune, 21. August. Der König von Schweden bewies abermals seine gänzliche Unfähigkeit, zu rechter Zeit sowohl sich zurückzuziehen als einzuschreiten. Es war eine sehr schlimme Vorbedeutung, daß Napoleon im Moniteur vom 31. Jan. 1808 ankündigen konnte, das auf der Flucht des Königs in Stralsund zurückgebliebene schwedische Königsscepter sey im Louvre zur Schau ausgestellt. Brune aber ließ die dänischen Inseln durch die Spanier unter Romano besetzen, um sie gegen die Angriffe der Engländer zu schützen. Diese Spanier hatte ihm der elende Godoy als Bundestruppen stellen müssen.

Kaiser Alexander gab den Winter über dem König von Schweden noch trügliche Versicherungen des Friedens, ließ aber plötzlich am 21. Februar 1808 ein Heer von 20,000 Mann unter Buxhövden in Finnland einbrechen, dem noch ein zweites von 40,000 Mann zur Reserve dienen sollte. Als Gustav IV. Adolph den Einfall, dem keine Kriegserklärung vorangegangen war, erfuhr, ließ er im Zorn den russischen Gesandten in Stockholm, Herrn von Alopäus verhaften, verfehlte aber, die wirksamen Rüstungen vorzukehren, die ihm das treue Finnland hätten erhalten können. Sein launenvoller Charakter hatte schon viele höhere Offiziere schwer beleidigt und von ihm abgewandt; das Ausland spendete Gold, und selbst der Verrath konnte sich mit der Maske des Patriotismus decken, indem man immer bestimmter die Meinung verbreitete, so lange dieser König regiere, sey für Schweden nichts mehr zu hoffen. So versagten ihm die Werkzeuge der Macht, die er nicht zu handhaben verstand. Das schwedische Heer, aufs ungeschickteste durch des Königs Befehle bald festgehalten, wo es nichts nützen konnte, bald unbedacht in die Gefahr geschickt und aufgeopfert, zählte zugleich

dem Thron gefährliche Oppositionsmänner und wirkliche Verräther. Unglücklicherweise erklärte auch Dänemark am 26. Februar den Krieg an Schweden, um sich dadurch Gunst und Schutz der russisch-französischen Allianz zu erkaufen. Nun konnte Gustav IV. Adolph nicht alle seine Truppen zum Schutze Finnlands verwenden und that es nicht einmal mit so vielen, als es möglich gewesen wäre, indem er den größten Theil seiner Truppen gegen die Dänen schickte. General Armfeldt mit 18,000 Mann mußte in Norwegen einfallen, wurde aber bald wieder nach Schweden zurückgedrängt; Feldmarschall Toll hütete die südliche Küste Schwedens mit 16,000 Mann, und 12,000 Engländer unter John Moore lagen zwei Monate lang an der Küste von Gothenburg, ohne das geringste zu unternehmen, während Finnland den Russen Preis gegeben war. Einige tausend Russen, die in Gothland landeten, wurden von Tolls Truppen gefangen, aber unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Schweden zu dienen, wieder entlassen, 14. Mai. Die Engländer aber thaten gar nichts und retteten trotz ihrer großen Seemacht nicht einmal die schwedische Flotte. Sollte das mit Absicht geschehen seyn, damit auch die schwedische Marine, wie alle andern vernichtet werde? Uebrigens benahm sich die schwedische Regierung auch höchst unklug gegen England und schickte z. B. 36,000 neue englische Flinten, die den tapfern Finnen gut gethan hätten, aus Nationaleitelkeit zurück, „sie seyen nicht so gut, wie die schwedischen."

Die schwedische s. g. Scheerenflotte, so genannt von den Scheeren oder Felsenzacken des Ufers, zwischen denen nur kleinere und eigenthümlich gebaute Schiffe sich leicht bewegen konnten, lag im Hafen der finnischen Hauptstadt Abo und der uneinnehmbaren Inselfeste Sweaborg. Die Orlogflotte, zum Kampf auf hoher See bestimmt und aus größeren Schiffen bestehend, hatte einige Seegefechte mit der russischen Flotte, erlitt aber mancherlei Noth, besonders durch Krankheiten der Mannschaft und kehrte nach Karlskrona zurück, wo sie nicht beunruhigt wurde. Dagegen ging die Scheerenflotte ganz verloren, die zu Abo mußte von den Schweden selbst verbrannt werden (40 Schiffe), weil sie noch ins Eis eingefroren

war, als die Russen schon heranrückten. Die zu Sweaborg (130 Schiffe) fiel mit der Festung selber den Russen durch Verrath in die Hände. Sweaborg ist eine Gruppe von sieben aus dem Meer hervorragenden stark befestigten Granitfelsen, die in der Mitte einen bequemen Hafen bilden. Nie hätte dieses nordische Gibraltar zur Uebergabe gezwungen werden können, am wenigsten, wenn eine englische Flotte zum Schutz nahe gewesen wäre. Aber kein Engländer ließ sich blicken, und der schwedische Commandant Cronstedt übergab die Feste am 8. April. Es war bekannt, wie sehr er das Geld liebe, und man nannte die große Summe, die er von Rußland empfangen habe. Er war aber auch von seinem König beleidigt und gekränkt worden durch eine plötzliche Ungnade und nahm nun heimtückische Rache*).

Der Landkrieg in Finnland zog sich sehr in die Länge. Das Land ist weit ausgedehnt, von zahllosen Seen, Sümpfen und Waldgebieten durchschnitten, wenig fruchtbar, fast wegelos. Es ist also nicht möglich, daß hier größere Heeresmassen auf einem Punkt sich concentriren können. Buxhövden theilte daher seine Russen in drei kleinere Corps. Anfangs fand er fast gar keinen Widerstand, denn der schwedische Gouverneur von Finnland, Graf Klingspor, saß ruhig in Stockholm, und es war nicht die geringste Vorsorge für einen Krieg getroffen worden. Von Alborfors, Kjeltis und Anjala, wo die drei russischen Heertheile eindrangen, mußten sich die wenigen schwedisch-finnischen Grenztruppen eilig zurückziehen und sich darauf beschränken, auf dem Rückzug alle Soldaten und freiwillig zu den Waffen greifenden Finnen an sich zu ziehen, um endlich hinreichend verstärkt, den Russen Stand halten zu können. Es war noch Winter und sehr kalt, das finnische Heer aber schützte sich mit Pelzen

---

*) Oberst Jönsson, in einem spätern Seegefecht tödtlich verwundet, und zwar aus einem zu Sweaborg von den Russen erbeuteten Schiffe, rief sterbend den Oberst Cronstedt vor Gottes Gericht, sich zu verantworten, wie es komme, daß ehrliche Schweden von schwedischen Kugeln fallen müßten.

und hatte einen Theil Skidläufer (auf Schneeschuhen) bei sich. Als diese Treuen nun durch Zulauf von allen Seiten im April etwa 12,000 Mann stark geworden waren und bei Uleaborg, hoch im Norden des Landes, eine Stellung nahmen, mußten sie zu ihrem tiefsten Schmerz die schmähliche Uebergabe Sweaborgs erfahren. Allein sie ließen sich nicht einschüchtern. Es wurde Frühjahr, die tapfern Bauern Finnlands fanden nach und nach aus den weiten Entfernungen ihrer Wohnungen den Weg zum Landesheere, und der Widerstand, der bei besserer Vorsorge der Regierung schon an den südlichen Grenzen Finnlands hätte beginnen können, begann nun erst an den nördlichen. General Adlerkreuz trat an des Heeres Spitze und nun folgten rasch Treffen auf Treffen, in denen die Finnen siegten, bei Pyhäjöki, Sikajocki und Revolax, 16., 18. und 27. April. In letzterem Gefecht wurde der russische General Bulatow mit 400 Mann gefangen. Am 12. Mai eroberten die Finnen in Savolax 32 Kanonen und die russischen Magazine. Durch diese Unfälle erbittert, befahl Buxhövden am 28. Mai von Abo aus die Tödtung aller Bauern und selbst ihrer Weiber und erwachsenen Kinder, bei denen Waffen gefunden würden, so wie die Zerstörung ihrer Wohnungen. Am populärsten unter den Vertheidigern Finnlands wurde der Oberst Sandels, der in kühnen Handstreichen den Russen den ganzen Sommer über großen Schaden zufügte. Dagegen wurde Oberst Bergenstralen, als er die Stadt Wasa wegnahm, dort von einer russischen Uebermacht umringt und gefangen, die unglückliche Stadt geplündert, 25. Juni. Man beschuldigte die Russen der größten Grausamkeit in diesem Feldzuge, weil der hartnäckige Widerstand der Bauern sie erbitterte. Inzwischen kämpften die Finnen muthig fort und siegten wieder bei Lappo am 14. Juli, bei Kauhajocki am 10. August, bei Alawo am 17., unterlagen aber bei Karstula am 21. und siegten zwar wieder bei Kuortane am 1. Sept., aber mit großem Verlust, und so auch wieder in dem blutigen Kampf bei Orawais am 14.

Erst im Herbst wurden von Schweden aus einige schwache Versuche gemacht, den tapfern Finnen Hülfe zu leisten. Oberst Boie

landete am 27. September mit 2000 Mann, wurde aber bei Wiais von den Russen mit Uebermacht angegriffen und mit Verlust auf seine Schiffe zurückgejagt. König Gustav Adolph empfing ihn auf Aland sehr zornig und degradirte das Leibregiment, das mitgekämpft hatte, zur Linie; da doch er allein Schuld war, daß die den Finnen zugesandte Hülfe nicht zahlreicher war. Durch solche Mißgriffe entfremdete er sich vollends das Herz der Soldaten. Mittlerweile kam die rauhe Jahreszeit wieder heran und Adlerkreuz schloß mit den Russen am 30. Nov. einen Waffenstillstand.

Den Winter über war man in Schweden in nicht geringer Sorge, die Russen möchten über die alandische Inselgruppe und über das gefrorne baltische Meer nach Stockholm, die Dänen über den gefrornen Sund nach Schonen kommen. Alles war entmuthigt, und nun brach der König auch noch mit England. Allerdings hatte England zu wenig für Schweden gethan, aber auch Schweden nichts für England. Der König wollte noch weitere Subsidien, und wurde so zornig, daß er gegen den englischen Geschäftsträger Merry den Degen zog, ja auf alle englischen Schiffe wollte Beschlag legen lassen, wovon man ihn nur mit größter Mühe abbrachte.

Nun riß aber den Schweden die Geduld. Das s. g. Westheer, das früher unter Armfeldt den mißlungenen Angriff auf Norwegen gemacht hatte, 8000 Mann stark, rückte unter General Adlersparre eigenmächtig gegen Stockholm. Der König, seiner eigenen Hauptstadt nicht mehr trauend, beschloß am 13. März 1809, als Adlersparre schon ganz in der Nähe war, zu fliehen und im Lager Tolls Schutz zu suchen. Allein man ließ ihn nicht mehr fort. Nachdem ihm die höchsten Hof- und Militärbeamten noch einmal dringend vorgestellt hatten, er möge bleiben, und er durchaus nicht wollte, trat Adlerkreuz auf ihn zu und forderte ihm im Namen der Nation den Degen ab. Der König fuhr zurück und schrie Verräther, zog den Degen und wollte den kühnen General niederstechen, wurde aber vom Hofmarschall Silversparre rückwärts festgehalten und nun sogleich entwaffnet und gefangen gesetzt. Ein kühner Fluchtversuch desselben mißlang, man brachte ihn nach dem festen Schloß Grips-

holm, wo er unter Geisterschauern (denn es sollten dort Gespenster umgehen und er selbst war ein Anhänger des von Jung Stilling neuerweckten Geisterglaubens) traurige Tage zubrachte.

Sein schon bejahrter Oheim Karl, Herzog von Südermannland, wurde zum Reichsverweser ausgerufen und begann schon am 15. März mit den Russen zu unterhandeln, auch Herr von Alopäus fand sich alsbald wieder ein, und General Gripenberg lieferte durch eine schändliche Capitulation in Torneo die letzten 4000 Finnen aus, die noch ihr Vaterland vertheidigten. Eben so devot begrüßte eine schwedische Botschaft den französischen Kaiser, und es schien als sollte Schweden sein bisheriges politisches System gänzlich ändern und von der englischen Allianz zur russisch-französischen übertreten. Die Angst vor weiteren Angriffen der Russen war wohl das Hauptmotiv. Man opferte Finnland, nur um Schweden selbst zu retten. Unter dieser Bedingung wurde in der That der Frieden geschlossen und mit Uebergehung des jungen schwedischen Kronprinzen der alte Reichsverweser unter dem Namen Karl XIII. als König anerkannt und gekrönt und ihm der Prinz Christian August von Holstein-Augustenburg zum Nachfolger bestimmt.

Somit hatte der Friede zu Tilsit und die russisch-französische Allianz zwei Nachbarfürsten ihren Thron gekostet, dem schwedischen, wie dem türkischen, und die schwächeren Staaten empfanden den Stoß, den das östliche Europa von Napoleon empfing, am schwersten. Gustav IV. Adolph verschwand vom Schauplatz. Er wurde später freigegeben und lebte unter dem Namen eines Oberst Gustavson in Deutschland und der Schweiz. Seine badische Gemahlin theilte seine Gefangenschaft in Gripsholm und übte alle Pflichten einer treuen Gattin; erst als sie die Meinung äußerte, es sey besser, daß sie ein entthrontes Geschlecht nicht weiter fortpflanzten, verließ er sie im Zorn und ließ sich scheiden. Sein Sohn nahm später den Titel Prinz von Wasa an und lebt noch in hohen Ehrenstellen bei Haus Oesterreich.

Preußen glich nach dem Frieden von Tilsit einem Schwerverwundeten, dem mehr als eines seiner Glieder abgeschlagen ist

und dem noch des Feindes Waffe selbst im Leibe steckt, so daß er sich nicht rühren noch aufrichten kann. Beträchtliche französische Armeen hielten noch das ganze Land und fast alle Festungen besetzt und sollten auch ferner bleiben und auf Kosten des Landes unterhalten werden, bis die ungeheure Contribution vollständig gezahlt seyn würde. Bis dahin sollten auch die zahlreichen preußischen Gefangenen nicht zurückkehren dürfen, und sie blieben wirklich noch zwei Jahre lang bis 1809 in Frankreich. Berlin und Potsdam waren die Residenzen französischer Marschälle und Hauptwaffenplätze für den Feind geworden; die königliche Familie konnte nicht daran denken, dahin zurückzukehren, und blieb in Memel, später in Königsberg. Der Feind verwaltete fort und fort das Land, zog alle Steuern ein und behielt sie für sich, raubte alle Cassen aus, selbst die Bank, die Wittwen- und Waisencassen, die Stiftungscassen der Kirchen und Schulen. So ganz ausgeplündert und fortwährend vom anwesenden Feinde ausgesogen konnte das Volk trotz seiner Ergebenheit für den unglücklichen König die Contribution nicht aufbringen. Der König schickte daher seinen Bruder, Prinz Wilhelm, nach Paris, um Napoleon zur Schonung zu bewegen, aber lange vergebens, bis erst die Verwicklungen mit Spanien den letztern veranlaßten, etwas gelindere Saiten aufzuziehen. Doch erreichte der Prinz nicht weiter, als daß die Contribution auf 140 Millionen herabgesetzt, dagegen aber alles Guthaben Preußens im Herzogthum Warschau im Betrag von 20 Millionen gestrichen wurde. Die sämmtlichen Beamten im vormaligen preußisch Polen wurden abgesetzt und ohne Entschädigung vertrieben, fielen daher jetzt dem sehr verkleinerten und verarmten Preußen doppelt zur Last (eine übrigens nicht ganz ungerechte Strafe für die frühere Mißhandlung Polens). Thiers hatte später ausgerechnet, daß Napoleon von der Schlacht bei Jena bis zum Herbst 1808 aus Preußen und den nächsten von ihm eroberten norddeutschen Gebieten nahezu 600 Mill. Franken gezogen habe, nämlich 296 Mill., die im Herbst 1808 schon verausgabt waren, 160 Mill., die er damals noch in der Casse hatte, und die 140 Mill., die Preußen noch nicht vollständig gezahlt hatte und

erst durch Anleihen decken mußte. Die Noth in Preußen wurde noch vermehrt durch den Umstand, daß alles schwere Silbergeld, die guten alten „harten Thaler" schon weggenommen waren oder noch hergegeben werden mußten, indeß alle schlechte kleine Münze aus den abgetretenen Provinzen in die alten zurückströmte. Darunter befand sich noch eine Menge des in der Noth des siebenjährigen Krieges von Friedrich dem Großen geschlagenen Geldes, dessen wahrer Werth viel geringer war als der Nennwerth. Die preußische Regierung sah sich durch das Zuströmen der Münze gezwungen, sie zu reduciren und endlich ganz aufzukaufen und einzuschmelzen. Die Engländer aber verfehlten nicht, auch noch von diesem äußersten Unglück Preußens Profit zu nehmen, und vermehrten die das Land ohnehin überschwemmende schlechte Münze noch durch die, welche sie in London prägen ließen und in Masse einschmuggelten.

Gleichwohl gedieh Preußen in dieser Unglückszeit zu seiner moralischen Wiedergeburt, womit schon im Winter 1806—1807 der Anfang gemacht worden war durch die energischen Decrete des Königs und durch das tapfere Verhalten der Truppen in Pommern und Preußen. Die Königin Louise hatte sich auf die würdigste Weise gefaßt und drückte ihre Gesinnung in den schönen Worten aus: „der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis. Unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen, dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhafteren Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth und wird sich nicht mit ihm verbinden. Diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Nach dem Tilsiter Frieden umgab sich Friedrich Wilhelm III. fast ausschließlich mit patriotischen und fähigen Männern. Das auswärtige Amt leitete anfangs Zastrow. Für das Heerwesen waren schon Lestocq und Blücher thätig gewesen; sobald es der Frieden erlaubte, wirkte Gerhard David von Scharnhorst als Kriegsminister

auf dasselbe in einer Weise ein, die allein im Stande war, die unendlich heruntergekommene Armee wiederherzustellen und mit einem neuen Geiste zu erfüllen. Scharnhorst war ein Hannoveraner, derselbe, der sich im Jahre 1794 bei der Belagerung von Menin ausgezeichnet hatte. Seit 1801 in preußischen Diensten war er im letzten Kriege mit Blücher in Lübeck gefangen worden. Obgleich ihm der Vertrag mit Napoleon verbot, das preußische Heer über 42,000 Mann zu vermehren, so erreichte er dennoch durch einjähriges Einexerciren der Rekruten, die er wieder entließ und im nächsten Jahre durch neue ersetzte, daß er in drei Jahren ein dreimal stärkeres Heer für den Nothfall bereit hatte. Zugleich ließ er in allen Werkstätten und mit so wenig Aufsehen als möglich den ungeheuren Verlust an Geschütz und Waffen aller Art ersetzen, Festungsgeschütz von Erz in Feldgeschütz umgießen und unvermerkt durch eisernes ersetzen ꝛc. Die entehrende Prügelstrafe wurde beim Heer abgeschafft, und alles gethan, im Soldatenherzen die wahre Ehre zu erwecken. Dazu bedurfte es keiner Nachhülfe, die Nation fühlte selbst, was ihr Noth thäte. Blüchers und Schills Bildnisse waren überall verbreitet, bis in die Hütten, und beurkundeten die Stimmung. Im Februar 1808 wurde ein Ehrenreinigungstribunal niedergesetzt, vor dem sich alle Offiziere der Armee in Betreff ihrer Gefangennehmung, Flucht oder der unter ihren Augen erfolgten Verluste zu rechtfertigen hatten. Dieses Gericht wirkte sehr heilsam und säuberte die Armee von vielem Unrath.

An die Spitze der Civilverwaltung trat Freiherr Karl von und zum Stein, ein Nassauer, aber schon länger im preußischen Finanzdienst. Dieser kräftige Charakter wirkte eigentlich mehr durch den patriotischen Geist, den er den Behörden einflößte, als durch Gesetze, denn sowohl die letzte Emancipation der Bauern vom Adel, als die Wiederherstellung einer verhältnißmäßigen Autonomie der Stadtgemeinden, die Stein bewirkte, vermochten die wahre alte Kraft und Sitte des Bauern- und Bürgerstandes doch nicht herzustellen, weil Bureaukratie, Schule, Aufklärung und Gewerbefreiheit aus beiden Ständen doch nur einen allgemeinen Volksmischmasch machten, in

welchem sich wenige Reiche von vielen Armen unterschieden und nothwendigerweise das Proletariat stufenweise überhand nehmen mußte. Die Bauern waren zum Theil nie leibeigen gewesen, sondern lebten frei nach deutschem Recht; auch die Leibeigenschaft der übrigen war längst aufgehoben, und nur noch dingliche Verpflichtungen bestanden zu Frohnen und Abgaben verschiedener Art, und die patrimoniale Gerichtsbarkeit. Steins Gesetze befreiten den Bauer vollends von diesen Ueberresten der Adelsgewalt, hinderten aber nicht, daß fortan Justizcommissäre, niedere Finanzbeamte und Juden den armen Bauer ausbeuteten. Eben so wenig war die neue Städteordnung ein Ersatz für das alte Gemeindewesen wohlhabender und sittenreiner Städte. Die Aufhebung des Zunftwesens, das man nur hätte reformiren sollen, die Einführung des Patentwesens und unbeschränkter Concurrenz, der Wegfall jeder sittlichen Controle, die einst im Innungswesen lag, zerstörten den Rest des guten alten Bürgerthums. Indem man aber dem Adel das Vorrecht auf großen Güterbesitz entzog, bemächtigten sich die Juden des Güterhandels. Das Gesetz, welches die Bauern emancipirte, war datirt vom 9. Oct. 1807, die Aufhebung der Zünfte vom 24. Oct. 1808, die Städteordnung vom 19. Nov. 1808.

Der bedenklichste Mißgriff war die am 16. Dezember 1808 vom König willkürlich verfügte Aufhebung sowohl des lutherischen Oberconsistoriums und sämmtlicher Provinzialconsistorien, als auch des reformirten Kirchendirectoriums, und Unterstellung der Kirchengewalt unter das Ministerium des Cultus, als eine Section desselben. Diese Maaßregel sollte die Union beider evangelischer Kirchen vorbereiten, womit sich der König schon lange trug.*) Sie fand

*) Schon 1798 schrieb der König: „ich verehre die Religion, aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens und der eigenen Ueberzeugung seyn muß. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten seyn.“ In demselben Jahre legte ihm auch schon sein Hofprediger Sack einen Unionsplan vor. Die lutherische und reformirte Kirche sollten in einem verworrenen halb Denk-, halb Gefühlsglauben verschmolzen werden.

auch keinen Widerspruch in der damaligen Zeit, weil die einzig noch Gläubigen unter den Gebildeten nur in dem Subjectivismus Schleiermachers befangen waren, der die Union begünstigte, die meisten aber gegen alle Glaubenssachen gleichgültig blieben.

Von einer religiösen Erhebung des Volks im Unglück war damals noch nichts zu spüren. Es bedurfte noch längerer Jahre der höchsten Noth und neuer noch furchtbarerer Schrecken des Kriegs, um zur Gottesfurcht zurückzuführen. Die gottentfremdete Schule selber aber begann jetzt Front zu machen gegen dasselbe Frankreich, von dem sie allein ihre Weisheit ursprünglich hergeholt hatte. Der nationale Instinct und natürliche Stolz war stärker, als die philosophische Consequenz. Der damalige Modephilosoph Fichte, der kaum noch das Prinzip der französischen Revolution gerechtfertigt hatte, weckte jetzt in seinen berühmten „Reden an die deutsche Nation" ein schönes und feuriges Gefühl für vaterländische Ehre, obgleich er als ein dem Leben durchaus fremder und nur in Abstractionen lebender Mann der Schule die Wiedergeburt der Nation nicht in der Erfrischung vorhandener uralter Keime, sondern in der künstlichen Anpflanzung einer ganz neuen Bildung suchte, sich ein ideales Volk construirte und es wieder wie Rousseau durch Erziehung schaffen wollte, daher der neuen Methode Pestalozzis das Wort redete, für welche damals auch die Königin Louise sich warm interessirte. —

Es fehlte auch nicht an schadenfrohen Schriften, in denen sich offene Freude über Preußens Unglück aussprach. Das meiste Aufsehen erregten die „vertrauten Briefe" des Kriegsraths von Cölln, in denen die begangenen Fehler schonungslos aufgedeckt waren, aber mit zu wenig Achtung vor dem Unglück. Damals schrieb auch, noch unter dem Schutz französischer Waffen, der Jude Saul Ascher in Berlin selbst und in Zschokkes Miszellen Schmähartikel gegen Preußen und pries an Napoleon, daß er allen Nationen als solchen ein Ende mache und dafür eine allgemeine staatliche Cultur einführe, in der es keinen Unterschied mehr gebe als den des Talents und der überlegenen Industrie. Das war der erste Anfang des

jüdischen Literatenthums, welches in dieser antideutschen Richtung später von Börne und Heine weiter ausgebildet wurde.

Oesterreich hegte vor der Freundschaft Napoleons und Alexanders nicht geringe Besorgnisse. Durch lange unglückliche Kriege geschwächt, was vermochte es gegen die beiden übermächtigen Nachbarn? Es mußte sich darein fügen, den Engländern seinen letzten Hafen in Triest zu sperren und sich dem Continentalsystem anzuschließen. Es machte sich aber auf neue schwere Kämpfe im voraus gefaßt und gründete unterm 9. Juni 1808 erstmals eine Landwehr, als Reserve für die Linie. Durch den Erzherzog Ferdinand in Würzburg unterhielt es eine freundliche Verbindung mit Napoleon, von beiden Seiten auf künftige Eventualitäten berechnet. Durch den neuen Minister Grafen Philipp von Stadion aber bereitete es neue Verständnisse mit den alten Napoleonsfeinden der Coalitionsstaaten und mit der patriotischen Partei in Preußen vor. Es fehlte fast nirgends an edeln und muthigen Staatsmännern, die den großen Kampf jetzt wieder aus dem Gesichtspunkt des Kaiser Paul und Suwarows anzusehen anfingen und eine Politik, wie sie früher Thugut, unlängst noch Haugwitz befolgt hatte, als schlechterdings verderblich erkannten. Aber diese Ehrenmänner waren jetzt durch Rußlands Allianz mit Napoleon ebenso gelähmt, wie früher durch die preußische Neutralität.

Im übrigen Deutschland war die größte Neuerung die weite Ausdehnung des Rheinbundes und die Schöpfung des neuen westphälischen Königreichs. Indem Napoleon von Tilsit nach Paris zurückkehrte, gab er unterwegs in Dresden, wo man ihn mit ungeheurem Jubel empfing, am 22. Juli 1807 dem neuen Großherzogthum Warschau seine Constitution. Der Kurfürst von Sachsen wurde zum König erhoben und mit dem neuen polnischen Reiche beschenkt, weil Napoleon einen Keil zwischen Preußen und Oesterreich hineinschieben wollte. Zugleich untersagte er dem neuen König von Sachsen, seine Tochter Auguste mit dem Kaiser von Oesterreich, der es wünschte, zu vermählen (Kaiser Franz war damals Wittwer). Die guten Sachsen erstarben vor Napoleon in Dank-

barkeit und schätzten sichs zur höchsten Ehre, Werkzeuge seiner Politik zu werden. Mit welchem Stolz hob sich damals die Brust des Sachsen, weil er sich nun dem Preußen gleich gestellt fühlte, wie der eben so stolze Bayer dem Oesterreicher! Napoleon verstand sich vortrefflich darauf, den Provinzialstolz in Deutschland auszubeuten und die bei der Ehre zu fassen, die er am meisten entehren wollte.

Mit Westphalen gelang ihm das nicht so gut wie mit Sachsen, Bayern und Württemberg. Das neugeschaffene Reich des König Jerome war von Anfang an unpopulär und blieb es, seine Unterthanen waren unzufrieden und schwierig und blieben es. Alle Posaunenstöße der erkauften Presse halfen nichts, niemand ließ sich überreden, daß es eine Ehre für die Norddeutschen sey, dem unfähigsten und lüderlichsten Napoleoniden zu gehorchen. Jerome nahm seine Residenz in Kassel und ließ die schöne Wilhelmshöhe in Napoleonshöhe umtaufen. Ein Theil des Adels gab sich dazu her, mit seiner Ehre die großen äußeren Vortheile der Stellung zu erkaufen, die der neue Herrscher gerne anbot. Napoleon gab seinem Bruder zwar fürs erste drei französische Staatsräthe mit, Jollivet, Simon, Beugnot und General Morio als Kriegsminister, befahl ihm aber, so viel möglich treuergebene Deutsche an sich zu ziehen, um das Volk nicht durch den Anblick von zu viel französischen Beamten aufzubringen. Zu gleichem Zweck hatte Napoleon schon in Berlin Johannes Müller als Werkzeug ausersehen*). Dieser von den Deutschen hochgefeierte Gelehrte wurde von Jerome als Minister Staatssecretär angenommen und gab sich nun eben so viel Mühe, den Deutschen die Napoleonische Herrschaft zu empfehlen, als er sie im Jahre vorher mit affectirter Entrüstung bekämpft hatte. Nachdem Jerome das Gaukelspiel einer westphälischen Ständeversammlung hatte aufführen lassen, wurden

---

*) Einer der eifrigsten Aufhetzer zum Kriege von 1806 hatte er Preußen ins Unglück stürzen helfen, verließ es dann und ließ sich von Napoleon anstellen. Er folgte demselben nach Frankreich und schrieb von da: „wie Ganymed nach dem Sitze der Götter, bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um einem Gotte zu dienen.“

deren Sitzungen mit einer Prachtrede Müllers geschlossen (22. August 1808), worin derselbe sagte: „der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache der europäischen Cultur. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich und setzte darüber seinen Bruder. Konnte er mehr thun? Glückliches Volk, Tage des Ruhmes eröffnen sich dir, wenn alter Redlichkeit Sohn, der Geist gemeinsamen Vaterlandes, nach diesem plötzlichen und hohen Schwunge in allen Gemüthern auf immer vorherrschend wird. Das Sonderbare haben die germanischen Völker, daß so oft in Gottes Rath beschlossen war, ihnen eine neue Art oder einen höheren Grad von Cultur beizubringen, so mußte ein Stoß von außen kommen" 2c. Schließlich rief er den Geist des verstorbenen Professor Häberle von Helmstädt, eines in jener Gegend besonders populären Geschichtschreibers an, wie sich derselbe freuen würde, könnte er die Wiedergeburt Deutschlands unter dem neuen Karl dem Großen noch mit ansehen. So sprach Müller am Thron jenes Jerome, der ihn selbst verspottete*), der Kassel mit einer unerhörten und öffentlichen Serailwirthschaft befleckte, die Hälfte der Domainen an Frankreich abtrat und 16,000 Landeskinder nach Spanien auf die Schlachtbank lieferte. Napoleon selbst nannte seinen schwachen Bruder nur Roi de coulisse und gab ihm in dem Grafen Reinhart, seinem Gesandten**), einen Wächter. Der Creole Le Camus, ein Jugendfreund Jeromes, spielte als Graf von Fürstenstein gleichfalls eine Rolle. Die Finanzen leitete Malchus, dessen unaufhörliche Forderungen an das Land neben der Conscription und der brutalen

---

*) v. Hormayr, Müllers größter Verehrer und sein Nachahmer im affectirten Styl, sagt von ihm aus, der ganze westphälische Hof habe Spott mit ihm getrieben und Müller sey unter der doppelten Verachtung seiner Gönner und des Vaterlandes krank und geistesschwach geworden. Er starb schon im nächsten Jahre.

**) Ein württembergischer Magister, der in der Revolution in Paris lebte und durch seine Talente emporstieg.

Polizei dem Volk die größte Noth machten. Doch mündete die Pumpe, die es aussaugte, unmittelbar in Paris. Napoleon wollte an Geld und Menschen so viel als möglich aus Westphalen ziehen, wie er denn diese seine neue Schöpfung, im Widerspruch mit Müllers Phrasen, nur als eine provisorische betrachtete, mit der er bald wieder Aenderungen vornehmen wollte. Magdeburg blieb ausschließlich französische Festung mit französischer Besatzung, aber auf westphälische Kosten verpflegt. Auf dem Wege nach Magdeburg, Glogau, Berlin, Danzig waren stets französische Truppen zu sehen. Hannover selbst blieb anfangs noch ausschließlich in Napoleons Hand und wurde erst 1810 mit Westphalen vereinigt.

Mit Sachsen, Westphalen, Mecklenburg und den sächsischen Fürstenthümern ernestinischer Linie in Thüringen traten noch zum Rheinbunde alle übrigen kleinen norddeutschen Fürsten von Anhalt, Lippe, Reuß, Schwarzburg, Waldeck. In den Hansestädten, die noch den Schein von Freiheit behielten, wurden alle englischen Waaren von Napoleon confiscirt. Wie Hannover, so blieb auch Erfurt mit seinem Gebiet einstweilen in unmittelbarem Besitz Napoleons. Auch Bayreuth gab er nicht eher an Bayern ab, bis ihm 15 Millionen dafür gezahlt wurden, und Regensburg nur gegen eine Dotation von 400,000 Franken. Dem Fürsten Primas gab er die Grafschaft Hanau, ließ sich aber dafür von ihm den Rheinzoll abtreten und jährlich 300,000 Franken zahlen. Desgleichen Fulda, wovon er vom Werth der Domainen eine halbe Million für sich behielt.

Mit Holland erlaubte sich Napoleon fortwährend die größte Willkür. Indem er das von Preußen abgetretene Ostfriesland seinem Bruder Louis schenkte, entriß er ihm dafür das südliche Holland mit dem wichtigen Hafen von Vliessingen, den er mit Frankreich vereinigte, 11. Nov. 1807. Holland hatte seinen Handel und seine Colonien gänzlich verloren, es half sich nur noch mit einem sehr einträglichen Schleichhandel, wozu seine Küsten und die Nähe Englands sich besonders eigneten. Napoleon war deshalb voller Zorn, Louis aber fuhr fort, den Holländern seine warme Theilnahme zu versichern und sich für ihr Interesse gegen das exclusiv französische

zu erklären. In der Rede, die er im April 1808 an die Bürger von Amsterdam hielt, als er in dem für ihn eingerichteten herrlichen alten Stadthause daselbst seine Residenz nahm, sprach er sich aufs edelste aus. „Ich fand ein Volk, seit zwanzig Jahren von Unglück niedergedrückt, ein Volk, dessen großer Charakter, von den Vätern geerbt, dahinschwand. Ich trat als ein Fremdling unter dieses Volk. Was hätte mich nicht alles zurückschrecken müssen, unter euch zu treten und bei euch zu bleiben? Ich that es nur, um euch zu helfen, so weit es mir selber möglich ist."

Daß alle Zeitungen im deutschen Frankreich, in der Schweiz, Holland und im Rheinbunde, sie mochten von den Regierungen selbst geleitet oder nur geduldet werden, die neuen Zustände priesen, Napoleon vergötterten und die schwachen Regungen deutschen Nationalstolzes, wo sie irgend zu Tage brachen, verhöhnten, versteht sich von selbst. Aber es drängte sich auch eine Menge von Gelehrten und Literaten zu den Vortheilen und Ehren, die ihnen aus der Vaterlandsvergessenheit erwuchsen. Gerade auf den Höhen des Geistes und der Bildung versündigte man sich hier schwer, während das gemeine Volk viel spröder an sich hielt und unter dem Doppeldruck der Fremdherrschaft und der neuen einheimischen Tyrannei tief seufzte. Denn auf dem gemeinen Mann lastete nicht nur der Feind mit Einquartierung und Kriegssteuern, sondern auch das Beamtenthum der kleinern Herrn, die von Napoleon zu absoluten Monarchen gemacht, sofern sie nur ihm jedes Opfer an Geld und Soldaten brachten, was er verlangte, ihrerseits ihr Volk mißhandeln durften, wie sie mochten. Einer der eifrigsten und unermüdlichsten Vergötterer Napoleons und Beschöniger aller Volksmißhandlungen im Rheinbunde war Zschokke in Aarau, derselbe, der sich 1798 als wüthender Jakobiner geberdet hatte, jetzt aber im Solde Montgelas' stand. Derselbe sagte bei der 500jährigen Jubelfeier Wilhelm Tells in der Schweiz, Napoleon habe erst vollendet, was mit Tell begonnen. Derselbe pries in einer Brochure allen Deutschen das Glück an, das ihrer warte, seitdem nach dem Frieden von Tilsit Napoleon und Alexander gemeinsam die Schicksale Deutschlands in die Hand genommen hätten.

Derselbe schrieb bald darauf höhnische Bücher gegen die Spanier, Tiroler und Preußen, als sie es wagten, gegen Napoleon die Waffen zu ergreifen. Aehnlichen Geistes bezeugte sich K. J. Schütz in einem eigenen Werke über Napoleon; Murhard im Moniteur Westphalien; Venturini, der in Napoleon eine Emanation des Weltgeistes, eine neue Menschwerdung Gottes zum Behufe der Welterlösung sah; Posselt in den europäischen Annalen, in denen die Deutschen unmündige Kinder genannt wurden, welche der französischen Schule, ja sogar der französischen Sprache, als einer viel gebildeteren, bedürften, und in denen sogar einmal vorgeschlagen wurde, eine der höchsten Bergwände der Alpen zu schleifen und in goldenen Riesenbuchstaben Napoleons Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschlands strahle; der Pfarrer und Dichter Kosegarten auf der Insel Rügen, der nach der Vertreibung der Schweden von dort Napoleon auf eine beispiellos schwülstige Art Weihrauch streute, und eine Menge anderer von minder erheblichem Rufe. Man hat aufgezeichnet, daß in einem Jahre sechzig Autoren in Frankreich ihre Werke Napoleon widmeten, in Deutschland neunzig.*)

Die ehrenvollste Ausnahme von der damaligen Regel machten

---

*) Görres legte Napoleon selbst Folgendes in den Mund: „Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durfte ich stellen und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Unter einander haben sie sich erwürgt und glaubten redlich ihre Pflicht zu thun. Aberglauben haben sie mit mir getrieben und als ich sie unter meinen Fuß zertrat, mit verhaßter Gutmüthigkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Kriegs gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen. Ihr müßig gelehrtes Volk hat alle seine hohlen Gespinnste in mich hineingetragen und bald als das ewige Schicksal, den Weltbeglücker, die sichtbar gewordene Idee mich aus Herzensgrund verehrt. Ihre feine Welt, die immer um französische Leichtigkeit gebuhlt, hat an dem Stachel meiner Rauheit so unermüdet ohne Unterlaß geleckt, bis sie ihr als die glatteste Artigkeit erschien. Nachdem ich sie hundertmal betrogen, haben sie mir immer ihr Köstlichstes in Verwahr gegeben.

Jean Paul (Friedrich Richter) in Bayreuth, der 1808 in einer Friedenspredigt an Deutschland schöne und warme Worte redete, ferner Ernst Moritz Arndt aus Schwedisch-Pommern (später erst in Preußen angesiedelt), der schon 1807 in seinem Buche: „Geist der Zeit," die freimüthigsten Hoffnungen äußerte und Napoleons Sturz voraussagte; der wie Arndt fast ruhelos umwandernde Seume, der einst mit den Hessen an die Engländer verkauft worden war, bei den Nordamerikanern aber, gegen die er fechten mußte, Vaterlandsliebe gelernt hatte und von Haß gegen die Verderber Deutschlands glühte, jedoch zu sehr in antiker Bildung befangen blieb. Klar ins Verderben der Zeit sah, obgleich wenig beachtet, Adam Müller, in dessen im Frühjahr 1809 ausgegebener kleiner Schrift: „von der Idee des Staats," hervorgehoben war, wie die moderne Lüderlichkeit und Empfindsamkeit mit der strengen alten Sitte, die heidnische Schule und Philosophie mit dem guten alten Glauben und der französische Geschmack mit der guten alten deutschen Natur im Widerspruche sey und wie Deutschland nicht vermöge, sich zu emancipiren, so lange es seine alten Nationaltugenden nicht wieder gewonnen habe. Er bezeichnete die ganze moderne Bildung als „Religion der Schlaffheit und Feigheit."

Ein bedeutsamer Umschwung erfolgte in der deutschen Philosophie, indem Schelling das bisher herrschende Fichte'sche System durch das naturphilosophische verdrängte und die Abstraction von ihrer äußersten Verirrung wieder zur Natur und zu Gott zurückführte. In der Beurtheilung der Geschichte verließ damals zuerst Friedrich Schlegel den rationalistischen und classischen Standpunkt und kehrte zum christlichen zurück.

Bei vielen Gelehrten und Dichtern erwachte damals eine warme Begeisterung für die deutsche Vorzeit. Der Frankfurter Clemens Brentano in Gemeinschaft mit dem preußischen Freiherrn Achim von Arnim sammelte Volkslieder. Die liebevollste Vertiefung in die alte

---

Nachdem ich ihnen Teufel und Gift gewesen, haben sie in ihrer Einfalt sogar liebenswürdig mich gefunden." Rhein. Merkur 1814. Nr. 54.

nationale und christlich-mittelalterliche Poesie, die seit drei bis vier Jahrhunderten durch die classische verdrängt und in Vergessenheit gerathen war, muß auch als die eigentliche Seele der s. g. romantischen Dichterschule betrachtet werden, welche gerade damals aufblühte. Ihr begabtestes Haupt war Ludwig Tieck in Berlin, ihre größte Wirksamkeit aber entfaltete sie in einem Verein geistreicher Männer in Heidelberg, dem außer Arnim und Brentano hauptsächlich Joseph Görres von Coblenz vorstand, derselbe, den wir schon in den Revolutionsjahren des Erzbisthum Trier kennen lernten und der später am tiefsten in die nationale und kirchliche Wiedergeburt Deutschlands eingreifen sollte. Diesem Bunde stand in Heidelberg selbst Johann Heinrich Voß als Vorkämpfer der classischen Schule entgegen, und beide bekämpften sich in Prosa und Versen, die Romantiker lachend, der Classiker zorngrimmig.

Das waren die ersten Regungen des wiedererwachten deutschen Volksbewußtseyns, die erste lebendige Erinnerung an die Herrlichkeit der deutschen Vorzeit, die erste echt volksthümliche Reaction gegen die fremde Bildung, die schon seit Jahrhunderten auf uns lastete, das erste muthwillige Abschneiden des classischen Zopfes, die erste geniale Opposition gegen das herkömmliche Philisterthum. Insbesondere aber trat hier ein sehr beachtenswerther Gegensatz gegen die wohlmeinende Schule hervor, welche auf Deutschland die Ideen Rousseaus anwenden und nach den Vorschriften Fichtes und Pestalozzis eine abstracte deutsche Nation durch philosophische Erziehung erst künstlich machen wollte, als ob nicht überall ein goldner Grund im angebornen Volksgemüth, im historisch Gewordenen und in der Kirche schon vorhanden gewesen wäre.

Was Frankreich selbst betrifft, so lag es nach Napoleons siegreicher Rückkehr und als er einen ganzen Wald von eroberten preußischen Fahnen vor den erstaunten Parisern entfalten ließ, gleichsam nur noch anbetend zu seinen Füßen. Den Großen, den Unerreichbaren, Unüberwindlichen würdig zu preisen, fehlten schon die Worte. „Napoleon, sagte Seguier als Präsident des Appellationsgerichts, steht jenseits der menschlichen Geschichte, er gehört der Heroenzeit

an, er überragt die Bewunderung selbst, nur die Liebe kann sich zu ihm aufranken." Napoleon selbst wollte dem Andenken seiner neuen Siege wieder ein großartiges Bauwerk in Paris widmen. Wie er nach dem Siege bei Austerlitz die prachtvolle Säule von Vendome hatte aufrichten lassen, so befahl er nach der Schlacht bei Jena die alte Magdalenenkirche abzubrechen und an ihre Stelle einen Tempel des Ruhms im griechischen Styl zu bauen, eine Art Walhalla für alle seine berühmten Waffengefährten.

Um den Glanz zu vermehren, der seinen Thron umstrahlte, und die Diener und Werkzeuge seines Ruhmes zu belohnen, ergänzte Napoleon die bisher nur kleine Zahl der zu Fürsten erhobenen Marschälle und Minister und gründete einen neuen Adel in verschiedenen Abstufungen. Das Decret dazu war schon am 18. August 1806 erlassen worden, erhielt aber seine Vollziehung erst am 1. März 1807. Alle Großwürdenträger wurden als solche zu Fürsten (Prinzen) erhoben, die erstgebornen Söhne derselben, auch Marschälle und Minister zu Herzogen, die nachgebornen Söhne derselben und sämmtliche Minister, Senatoren, Staatsräthe zu Grafen, die Präsidenten, die Maires von 37 guten Städten und andere verdiente oder begünstigte Männer zu Baronen. Sie erhielten alle sehr bedeutende Dotationen. Napoleon sagte zu den Marschällen, sie sollten sich künftig des Raubens in den eroberten Ländern enthalten, er selbst wolle ihnen mehr schenken, als sie rauben könnten. Doch erhielten nur wenige neue Fürsten die Souverainetät, oder wenigstens die Dotationen in den Ländern wirklich, nach denen sie benannt wurden, wie Murat als Großherzog von Berg, Berthier als Fürst von Neufchatel, Talleyrand als Fürst von Benevent, Bernadotte als Fürst von Pontecorvo, und die zwölf im Venetianischen dotirten Marschälle, wozu sich jetzt noch der Erzkanzler Cambacérès als Fürst von Parma und der Erzschatzmeister Lebrun als Fürst von Piacenza gesellten. Die meisten Marschälle erhielten die Namen von den Orten, an welche sich ihr kriegerischer Ruhm knüpfte; auch gab er ihnen meist Güter außerhalb Frankreich aus der Masse der eroberten Länder, worin zugleich die Aufforderung für sie lag, noch ferner für die Erhaltung dieser Länder zu kämpfen.

Lefebvre wurde Herzog von Danzig, Massena von Rivoli, Davoust von Auerstädt, Lannes von Montebello, Ney von Elchingen, Kellermann von Valmy. Lannes bekam von Napoleon eine Dotation von 328,000 Franken Renten und eine Million baar dazu, Davoust 410,000 Fr. Einkünfte ꝛc. Auch die Geringern wurden bedacht; nach dem preußischen Feldzug vertheilte Napoleon 6 Millionen an die Offiziere, 12 an die Unteroffiziere und Gemeinen. Unter den neuen Grafen erschien auch Sièyes, derselbe, der durch seine Schrift über den dritten Stand früher die Abschaffung des alten Adels veranlaßt hatte. Unter den Baronen erblickte man jenen gräßlichen Jakobiner David, der früher Marats Tod gemalt und jetzt eben Napoleons Krönung in einem großen Prachtbilde dargestellt hatte. Napoleon selbst sagte einmal: die Demokratie hat mir gedient, meinen Thron aufzurichten, die Aristokratie sollte mir dienen, denselben zu erhalten.

Damals schaffte Napoleon auch vollends den Tribunat ab, welcher, obgleich schon seiner Tribune beraubt und auf 50 Mitglieder beschränkt, ihm doch immer noch eine Opposition zu ermöglichen schien. Er wollte gar keinen Widerspruch mehr aufkommen lassen. Die meisten Mitglieder wurden übrigens im Senat untergesteckt oder zu Präfecturen verwandt.

Viele Noth hatte Napoleon mit einem seiner brauchbarsten Werkzeuge. Talleyrand, nicht zufrieden mit dem Fürstenthum Benevent, wollte durchaus nicht mehr Minister bleiben, sondern Großwürdenträger werden. Napoleon machte ihn zum Vice-Großwähler und gleichzeitig Berthier zum Vice-Connetable, wogegen Champagny das auswärtige Ministerium übernahm. Napoleon war aber darüber sehr ärgerlich und verzieh es Talleyrand nicht, ihn zu etwas, was er selbst nicht wollte, gezwungen zu haben. Talleyrand fiel in Ungnade, allein der schlaue Hofmann wußte sich die volle Gunst seines Herrn wieder zu erwerben, indem er seine Pläne auf Spanien unterstützte und dadurch seinem geheimsten Ehrgeiz schmeichelte.

Alles in Frankreich gehorchte dem damals Allmächtigen mit einer Hingebung, die von der Mehrheit aufrichtig gemeint war, weil

die Franzosen in ihrem großen Kaiser sich selbst geehrt fühlten, mit dem Bewußtseyn der „großen Nation“ ihre Ueberlegenheit allen Nachbarn gegenüber geltend machten und nicht nur ihren berechtigten Nationalstolz und dazu ihre Eitelkeit befriedigt sahen, sondern sich auch materiellen Wohlstandes und Verbesserungen aller Art erfreuten. Selbst das Continentalsystem war für Frankreich minder drückend, als für die Nachbarstaaten, denn Napoleon brachte aus den besiegten und eroberten Ländern ungeheure Geldsummen nach Frankreich und gab damit der Industrie den großartigsten Aufschwung, die dann wieder ihren Markt in dem unterworfenen Europa fand. Die Armen wurden durch die mannigfaltigsten und nützlichsten Bauten beschäftigt, die in immer größerem Maaßstabe ausgeführt wurden, besonders der Bau von Straßen, Canälen, Brücken, Schlössern, Trocknung von Sümpfen, Erweiterung der Häfen und Schiffswerften, Errichtung von öffentlichen Gebäuden für die verschiedensten Zweige der Civil- und Militärverwaltung, Hospitäler, Schulen, Verschönerung der Städte, insbesondere der Hauptstadt, Errichtung von Denkmälern des Ruhms 2c. Noch heute erhalten diese staunenswürdigen Werke das Andenken ihres unsterblichen Urhebers. Eben so musterhaft war die innere Ordnung des großen Reichs, die Verwaltung und Justiz. Um diese Zeit wurden alle neuen von Napoleon veranlaßten und durch die geschicktesten Fachmänner ausgeführten Gesetze im Code Napoléon vereinigt, den auch Italien, Holland und mehrere Rheinbundstaaten annahmen. Die große Einfachheit und Klarheit dieses Coder und noch mehr das darin durchgeführte Prinzip der Gleichheit aller vor dem Gesetz gereichten ihm zur verdienten Empfehlung, wie er denn auch in den gegebenen Verhältnissen immer das Praktische und bei dem damaligen Bildungsstande das Natürliche festhielt.

Auch im Schulwesen drang Napoleon auf das Einfache, Klare, Praktische, und verwarf aufs entschiedenste die unklare und unnütze Vielwisserei, die sich gerade damals in die deutschen Schulen bis in die Volksschule hinab einzumischen anfing. Nur der Universität und den höheren Unterrichtsanstalten für Spezialfächer behielt er umfassende und gründliche Studien vor, für die niedern und Mittel-

schulen ließ er nur das Nothwendige in präciser Kürze gelten. Seine Soldaten, seine Arbeiter sollten wenig, aber das Wenige gut und ganz wissen. Die von ihm in Paris neugegründete Universität und das „Institut," welches er an die Stelle der alten Akademie setzte, wurden von ihm verschwenderisch ausgestattet. Ebenso die wissenschaftlichen Sammlungen aller Art. Unter den Gelehrten standen ihm die Mathematiker und Naturforscher am nächsten und erfreuten sich seiner hohen Gunst. Von den Philosophen und philosophirenden Bearbeitern der Erfahrungswissenschaften wollte er nichts wissen und nannte sie verächtlich Ideologen, ein Name, mit dem er die deutschen Gelehrten fast insgesammt abfertigte. Die Geschichtschreibung konnte unter ihm nicht blühen, weil sie zu wenig wahr seyn durfte. Auch die Dichtkunst des damaligen Frankreich war von geringem Belang und blieb weit hinter der Poesie der Wirklichkeit zurück. Napoleon und seine Thaten fanden auch nicht einen einzigen ihrer würdigen Sänger, der kriegerische Trotz der Nation spiegelte sich damals noch in keiner echt volksthümlichen Chanson, wie erst viel später in denen von Beranger.

Für die bildenden Künste wurde Paris ein Centralpunkt, wie ihn die Welt vielleicht nie wieder finden wird. Schon unter dem Convent und Directorium waren die herrlichsten Kunstwerke aus den Niederlanden, Italien und Deutschland als Beute nach Paris geschleppt, seitdem aber noch von Napoleon theils durch neuen Raub, theils durch Kauf ansehnlich vermehrt und im Musée Napoléon aufs vortheilhafteste ausgestellt worden. Inzwischen wirkte der Anblick so vieler alter Meisterwerke noch nicht belebend auf die französischen Künstler ein, die vielmehr, wie die Dichter, noch in einer ziemlich oberflächlichen und conventionellen classischen Manier verharrten.

In Bezug auf England dauerte das Continentalsystem in seiner ganzen Strenge fort. Die Engländer übten Repressalien und verordneten am 18. Nov. 1807, jedes neutrale Schiff, welches Waaren nach Frankreich oder einem andern Punkt der im Continentalsystem begriffenen Staaten bringen wolle, müsse zuvor in einem englischen Hafen anlegen, sich visitiren und gegen eine Abgabe

legitimiren lassen. Man bemerkte, daß die stolzen Nordamerikaner sich diesem scheinbar für ihre Flagge demüthigenden Gesetz gerne unterwarfen, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, unter ihrer neutralen Flagge einen sehr einträglichen Handel mit englischen Waaren zu treiben. Die Engländer selbst aber verfälschten oft ihre Certificate und zogen die nordamerikanische Flagge auf, um unter dem Schutz derselben ihre Waaren selbst in continentale Häfen zu bringen. Napoleon empfing das englische Decret, als er gerade in Mailand verweilte, und wurde dadurch sehr erbittert. Er erwiderte es durch das Mailänder Decret vom 17. Dezember, worin er alle neutralen Schiffe für entnationalisirt und confiscirt erklärte, welche sich jenem englischen Gebot unterwerfen würden.

Napoleon war zu einsichtsvoll, um nicht die Unnatur des Continentalsystems einzusehen. Er legte durch die ungeheure Vertheuerung der Colonialwaaren, von denen manche sogar nicht mehr zu bekommen waren, den daran gewöhnten Bevölkerungen einen zu unleidlichen Zwang auf, als daß er sich nicht dadurch den bittersten Haß hätte zuziehen sollen. Aber er hielt diesen Zustand deswegen nicht für unerträglich, weil er ihn nur als einen provisorischen auffaßte, und selbst die größte Strenge und Uebertreibung des Systems, zu der er rasch fortschritt, hatte nur den Zweck, die Beseitigung des Uebels zu beschleunigen, denn er hoffte dadurch die Engländer schneller zum Nachgeben zu zwingen. Die Engländer aber übertrafen ihn an Hartnäckigkeit und suchten ihm sein eigenes System unerträglich zu machen, damit er davon abstehe und ihnen nachgebe. Unter anderm hemmten sie durch die strengsten Verbote die Ausfuhr der Chinarinde gänzlich, und wie eifrig Napoleon auch die Chemiker anspornte, ein Surrogat dafür herzustellen, so gelang es doch nicht, dieses unentbehrliche Arzneimittel zu ersetzen. Was der Minister des Innern unterm 24. Dez. 1807 den Handelskammern sagte, klang fast à la Robespierre: „es wäre zu wünschen, daß die unglücklichen Gewohnheiten und Liebhabereien für Stoffe, die nur aus fremden Ländern gezogen werden können, eingeschränkt würden und daß die Consumenten sich mit den einheimischen Producten begnügten. Unsere Armeen haben durch ihre

Entbehrungen im Felde ein großes Beispiel gegeben; da es die Nationalehre gilt, wird auch das Volk die seinigen ertragen." Wie Herkules die hunderthalsige Hydra besiegte, so hieß es, haue Napoleon dem englischen Polypen alle Arme ab, mit denen er das Festland zu umstricken trachte. In der That trug Napoleon nicht allein die Schuld, der rücksichtslose Egoismus der Engländer darf dabei nicht vergessen werden. Mit Recht verglich ein dänischer Dichter in einer Schilderung des Copenhagener Brandes die blaue Flagge Englands mit der schamlosen und immer nach Beute lechzenden Doppelzunge der Schlange.

Etwas anders wie das Continentalsystem ist das Benehmen Napoleons gegen den Papst aufzufassen. Da der Vortheil für Napoleon, Herr in Rom zu seyn und die Häfen von Ancona und Civita vecchia den Engländern zu verschließen, offenbar viel kleiner war, als der Nachtheil, mit dem Papst in Feindschaft zu gerathen und dadurch die Sympathien aller gläubigen Katholiken von sich abzuwenden, so darf man nicht in der strengen Consequenz des Continentalsystems die Ursachen suchen, aus denen Napoleon den Knechtungsversuch am Papste machte. Der Grund lag vielmehr in den Consequenzen der römischen Kaiseridee, deren Verwirklichung Napoleon immer näher rückte, und vielleicht in der Erwägung, wie beneidens- und nachahmungswürdig Kaiser Alexander sey, sofern er nicht nur den Staat, sondern auch die Kirche seines weiten Reichs beherrschte. Später hat Napoleon selbst geäußert, er habe den Papst nach Paris versetzen, aber trotzdem dessen kirchliches Ansehen verstärken wollen, um dadurch Herr aller Katholiken auf dem Continent zu werden und directen Einfluß auf die katholische Opposition in England zu gewinnen. Eine solche Identificirung des katholischen Kirchengebiets mit seinem weltlichen Reiche entsprach auch der Idee, die er sich von einem neuen römischen Reich gebildet hatte. Dem stand nun aber das uralte Herkommen und die Grundidee der abendländischen Kirche entgegen, die dem Staate neben-, nicht untergeordnet ist. Seine bisherigen Erfolge aber hatten Napoleon überzeugt, ihm sey alles möglich. Wo irgend ein Charakter ihm noch widerstand, plagte ihn eine

dämonische Lust, denselben wie die andern zu zerreiben und alles um sich her zu demoralisiren. Weil er die Menschen verachtete, wollte er nicht leiden, daß noch irgend einer übrig bleibe, den er achten müsse.

Schon im zwölften Buch ist gezeigt worden, wie der arme alte Papst Pius VII. vom Cardinal Fesch durch Unwahrheiten nach Paris gelockt, wie er dort nur zu Napoleons Zwecken benutzt und mit wenig Achtung behandelt wurde und von allem, was er durch Napoleons Huld zu erreichen hoffte, nichts erlangt hatte. Er sollte nun sogar noch von dem verlieren, was er besaß. Weit entfernt, ihm die Legationen Ferrara und Bologna zurückzugeben, ließ Napoleon neuerdings auch noch Ancona besetzen, 6. Nov. 1805. Sodann dehnte Napoleon das französische Concordat auf Italien aus und entzog dadurch dem Papst sein herkömmliches Ansehen über die italienischen Bischöfe. Ferner verlangte er während der Kriege von 1805 und 1806, der Papst solle keinen Engländer und keinen Russen in seinen Staaten dulden. Zum erstenmal schrieb er dem Papst: „Ew. Heiligkeit sind Souverän in Rom, ich bin aber Kaiser dort und alle meine Feinde müssen die Ihrigen seyn.“ (Brief vom 13. Febr. 1806.) Er erklärte sich demnach zum weltlichen Lehnsherrn des Papstes. Pius erwiderte: „es gibt keinen Kaiser in Rom, es gibt nur einen römischen Kaiser, und dieser Titel gehört nur dem deutschen Kaiser.“ Diese häkliche Correspondenz hat vielleicht dazu beigetragen, die Errichtung des Rheinbundes und Vernichtung des deutschen Kaisertitels zu beschleunigen. Um gleichwohl Napoleon nicht zu erzürnen, bat der Papst die Engländer und Russen, seine Staaten zu verlassen. Napoleon aber ließ sich nicht beschwichtigen und befahl nun auch Civita vecchia zu besetzen, im März. Auch brach er die bisher persönlich geführte Correspondenz mit dem Papst ab, ließ nur noch durch Talleyrand (den abgefallenen Bischof und Spötter alles Heiligen) mit ihm unterhandeln und ihm sagen, wenn er sich nicht füge, werde ihn Napoleon überhaupt als weltlichen Souverän nicht mehr anerkennen und den ganzen Kirchenstaat mit Frankreich vereinigen. Ueber den Besitz der Fürstenthümer Benevent und Ponte Corvo war alter Streit zwischen Rom und Neapel, Napoleon entschied den Streit jetzt

unversehens, indem er das eine Fürstenthum an Talleyrand, das andere an Bernadotte verschenkte. Weiter ließ Napoleon den Papst durch den berüchtigten Alquier, französischen Gesandten in Neapel, und durch den Vicekönig Eugen bedrohen, wenn er nicht folgende Forderungen bewillige: Krieg gegen England, Aufhebung aller Klöster in Italien, Creirung von 30 französischen Cardinälen, damit die Franzosen das Uebergewicht über die Italiener bekämen, Anerkennung des französischen Concordats für Italien, canonische Aufhebung der Ehe Jeromes mit der Miß Patterson und Anerkennung seiner Ehe mit der Prinzessin Katharine von Württemberg*). Der letztern Forderung würde der Papst ohne Zweifel genügt haben, wenn er nicht vorgezogen hätte, von nun an alles zu verweigern, weil er doch niemals mehr hoffen konnte, den unersättlichen Forderer zu befriedigen, der ihn zugleich mit Drohungen, Grobheiten und wirklichen Beraubungen so sehr mißhandelte, daß auch einem minder Hochgestellten, wie viel mehr nicht dem Haupt der Kirche gebührte, sich in stolze Passivität zurückzuziehen. Napoleon ließ nun die Legationen Urbino, Macarata und Ancona, endlich am 2. Februar 1808 unter General Miollis Rom selbst besetzen. Obgleich der Papst schon einmal, als man ihn beschuldigte, er lasse sich vom Cardinal Consalvi leiten, mit Entrüstung versichert hatte, er bedürfe keines Rathes, um seine Pflicht als Oberhaupt der Kirche zu erfüllen, mußte dennoch Miollis alle Cardinäle, von denen er glaubte, sie seyen nicht napoleonisch gesinnt, gewaltsam aus Rom entfernen. Auch ließ er die wenigen Truppen des Papstes Napoleon den Eid der Treue schwören und die Offiziere, die sich weigerten, verhaften. Doch wurde die Person des Papstes

*) Ihr Vater, König Friedrich, unterhandelte im October 1807 mit dem Cardinal della Genga (nachmaligem Papst Leo XII.), der zu diesem Behufe nach Stuttgart gekommen war, über ein Concordat, als der Cardinal plötzlich seine Zusage zurücknahm und der König öffentlich erklärte, „er sehe alle Unterhandlungen mit Rom für abgebrochen an und werde dieselben nie mehr anknüpfen, sondern seinen katholischen Unterthanen selbst als König und Vater Vorsehung thun."

damals noch nicht angetastet. Er durfte in seinem Palaste einsam mit wenigen Getreuen seufzen, während Miollis Rom und den Kirchenstaat auf Napoleons Rechnung verwaltete.

Ein ähnliches Schicksal wie den Kirchenstaat traf auch Hetrurien. Die Königin Wittwe Marie Louise, die hier für ihren unmündigen Sohn regierte, wurde beschuldigt, Livorno dem englischen Handel geöffnet und heimlich mit dem Papst und der Königin Karoline in Sizilien intriguirt zu haben. Derselbe Miollis, der bald darauf Rom besetzte, nahm schon am 30. August 1807 von Toscana Besitz. Aus Rücksicht für Spanien aber ließ Napoleon die arme Königin nicht ohne Entschädigung, sondern versprach ihr einen Theil von Portugal zum erblichen Besitz für ihren Sohn.

Napoleon selbst kam im November 1807 nach Mailand, von wo aus er das schon erwähnte Decret gegen England schleuderte, und nach Venedig, wo man ihm prächtige Feste gab. Unterwegs in Mantua sprach er seinen Bruder Lucian, den er von Rom hatte rufen lassen, und versuchte abermals, ihn zu einer Scheidung von seiner bürgerlichen Frau zu bewegen, die unerläßliche Bedingung, ohne die er ihn nicht zum kaiserlichen Prinzen machen konnte. Aber Lucian weigerte sich und soll bei diesem Anlaß seinen Bruder gewarnt haben, seine Eroberungen nicht immer mehr ins Ungeheure auszudehnen, weil doch das Kriegsglück einmal wechseln könne. Napoleon führte ihn ans Fenster, zeigte zum Taghimmel hinauf und frug ihn: siehst du dort den Stern? Lucian sah nichts, aber Napoleon sagte: ich sehe ihn, und so lange ich ihn sehe, verläßt mich das Glück nicht. Lucian zog sich die Ungnade seines mächtigen Bruders in dem Grade zu, daß er drei Jahre später lieber Italien ganz verließ und sich nach Amerika einschiffte. Die Engländer fingen ihn unterwegs auf und brachten ihn nach London, wo er mit Achtung aufgenommen wurde. Er blieb in England und sah als glücklicher Familienvater in philosophischer Ruhe den Ereignissen auf dem Festlande zu. — Damals machte Napoleon auch den Mailänder Melzi, der ihm zuerst an der Brücke von Lodi die Schlüssel von Mailand überbracht und bisher stets sein Werkzeug geblieben war, zum Herzog von Lodi.

Im Frühjahr 1808 widmete sich Napoleon den spanischen Angelegenheiten. Die glänzenden Siege, die er über Oesterreich und Preußen erfochten, und das Bündniß, welches er mit Rußland geschlossen hatte, setzten ihn in den Stand, eine Armee nach Portugal zu schicken, um dieses Land dem Continentalsystem zu unterwerfen und die Engländer von hier auszuschließen. Aber die Erbärmlichkeit des spanischen Hofes verleitete ihn, noch weiter zu gehen und an eine Eroberung der ganzen pyrenäischen Halbinsel zu denken. Wir behalten uns die zusammenhängende Darstellung der Ereignisse in Spanien für das folgende Buch vor. Sie gestalteten sich im Verlauf des Sommers auf eine für Napoleon viel ungünstigere Weise, als er selbst erwartet hatte. Seine Truppen erlitten Niederlagen und die ganze spanische Nation stand wider ihn auf. Er durfte sich nie besiegen lassen. Wurde eines seiner Unternehmen rückgängig, so war der Glaube an seine Unfehlbarkeit dahin und das Gebäude seiner Größe erschüttert. Er beschloß daher, die Fehler seiner Generale wieder gut zu machen, an der Spitze einer ungeheuren Armee selbst nach Spanien zu gehen und seinen Willen in gewohnter Weise durchzusetzen. Allein er konnte das nicht wagen, ohne sich vorher den Rücken gedeckt zu haben durch eine neue noch engere Befestigung seines Bündnisses mit Kaiser Alexander, dem er dafür natürlicherweise ein Opfer anbieten mußte. Er hatte früher erklärt, seine Heere sollten die Weichselufer nicht eher verlassen, bis sich die Russen aus jenen Donaufürstenthümern zurückgezogen haben würden. Jetzt stand er von dieser Bedingung ab und erlangte dadurch zugleich, seine sieggewohnten Truppen aus Preußen hinweg und nach Spanien ziehen zu können. Preußen selbst, so wie Oesterreich schienen ihm zu sehr geschwächt, um während seiner Abwesenheit in Spanien etwas gegen ihn unternehmen zu können, und wurden überdies durch die russische Macht im Zaum gehalten.

Kaiser Alexander ging auf diese Combination gerne ein, denn er hatte nur dabei zu gewinnen und konnte, wie er bereits Finnland erworben, so jetzt auch noch einen Theil der Türkei an sich reißen. Napoleon aber begnügte sich in dieser Beziehung nicht mit geheimen

Unterhandlungen, sondern wollte, daß die Welt durch das imposante Schauspiel einer Zusammenkunft der beiden mächtigsten Herrn des Festlandes von der Innigkeit ihrer Allianz überzeugt, jede Hoffnung seiner heimlichen Feinde vereitelt, die Treue seiner Vasallen befestigt und ganz Europa mit Furcht erfüllt werde. Er lud daher den Kaiser Alexander und auch die Rheinbundfürsten zu einem Congreß in Erfurt ein.

Man kann sich denken, mit welcher Sorge Preußen und Oesterreich diesem Congreß zusahen! Am meisten in Gefahr war Preußen. Minister Stein hatte am 25. August, als er von der Tafel kam und ungewöhnlich aufgeregt war, einen Brief an den Fürsten Wittgenstein geschrieben und darin der Erbitterung gegen Napoleon erwähnt, die täglich in Deutschland zunehme und die man nähren müsse. Dieses unvorsichtige Schreiben fiel in Napoleons Hände, der es am 8. Sept. im Moniteur veröffentlichen ließ mit dem Zusatz: „Man muß den König von Preußen bedauern, daß er so ungeschickte und verkehrte Minister hat.“ Doch war Napoleon nicht in der Lage, sich mit Preußen ernstlich überwerfen zu wollen, da er genug mit Spanien zu thun hatte. Er ließ sich also durch den Prinzen Wilhelm, der noch in Paris war und auch mit nach Erfurt kam, beruhigen und Stein wurde erst einige Zeit nachher entfernt. — Oesterreich schickte den General Vincent nach Erfurt, um die beiden Kaiser zu becomplimentiren und etwas von ihren Planen zu erforschen. Die Begegnung aber, die man ihm widerfahren ließ, war bei aller äußerer Höflichkeit eine moralische Mißhandlung. Ihn zurückzusetzen, ihn zu isoliren schien hier alles verschworen zu seyn. Bignon machte spöttisch darauf aufmerksam, daß jetzt in der Mitte des deutschen Reichs zwei fremde Kaiser zusammenkämen, um über das Schicksal der Welt zu entscheiden, während der deutsche Kaiser grollend und ohnmächtig in einer Ecke sitze.

Kaiser Alexander kam mit seinem Bruder, dem Großfürsten Constantin, am 24. Sept. nach Weimar, verweilte hier einige Tage bei seinen Verwandten und fuhr am 27. nach Erfurt. Kaiser Napoleon war am gleichen Tage daselbst angekommen und ritt seinem

erhabenen Gast entgegen. Als sie sich begegneten, eilten sie, einander zu umarmen, Alexander stieg zu Pferde und ritt, als Gast zur Rechten Napoleons, mit ihm durch die Garden in das festlich geschmückte Erfurt. Die übrigen hohen Gäste waren der König von Sachsen, der zuerst gekommen war, die Könige von Bayern, Württemberg, Westphalen, der Fürst Primas, die Großherzoge von Baden, Darmstadt, die Herzoge von Mecklenburg, Oldenburg, Weimar, Gotha rc. Die Stadt war erleuchtet, wobei man an der Freimaurerloge die fast satirische Inschrift las: à Napoleon l'unique — nec decipitur, nec decipit unquam.

Sie paßte wenigstens vortrefflich zu den täglichen Gesprächen der beiden Kaiser und ihrer vertrauten Minister, unter denen Talleyrand von der einen, der alte Romanzoff von der andern Seite hervorragte. Die Kaiser selbst affectirten eine stürmische Zärtlichkeit für einander und überhäuften sich mit Schmeicheleien, ja sie schienen unzertrennlich, wie Brüder vom Frühstück bis zur späten Nacht. Allein weil Napoleon den Kaiser Alexander damals brauchte, so war auch die diplomatische Ueberlegenheit bei dem letztern. Alexander wollte nicht nur die Moldau und Wallachei gewiß haben, sondern sich auch die Enthaltung von weiteren Eroberungen in der Türkei erst abbitten und mit Versprechungen abkaufen lassen, wozu er sich des alten hitzigen Ministers Romanzoff bediente; wogegen Talleyrand alle erdenklichen Winkelzüge brauchte, um Rußland zu überzeugen, es sey jetzt noch nicht Zeit, der Türkei den Garaus zu machen; das könne auch Rußland nicht ohne den Beistand Frankreichs, weil Oesterreich und England alles wagen würden, die Türkei zu retten; Rußland möge also warten, bis Napoleon mit Spanien fertig sey. In der That hatte Oesterreich den Orient aufmerksam beobachtet, und Napoleon sich veranlaßt gesehen, einmal zu drohen, wenn das Wiener Cabinet seine geheimen Verbindungen mit Serbien fortsetze. Alexander ließ sich nun auch bewegen, einstweilen nur die Moldau und Wallachei zu verlangen, und nahm die Miene an, als ob er damit dem russischen Nationalstolz und seinem starren alten Minister ein großes Opfer bringe.

In den diplomatischen Verhandlungen, die dem Erfurter Con-

greß vorausgingen, hatte Napoleon, so lange er dem russischen Kaiser die beiden Donaufürstenthümer noch nicht unbedingt überlassen wollte, Schlesien dafür verlangt oder Böhmen. Aber weder auf das eine noch auf das andere war Alexander eingegangen. Jetzt aber, als er die Zusicherung der Donaufürstenthümer hatte, opferte er Preußen wenigstens insoferne auf, als er auf die Bedingung des Tilsiter Friedens Verzicht leistete, derzufolge Preußen für Hannover noch eine Entschädigung von 400,000 Seelen hätte erhalten sollen. Preußen in seiner Schwäche mußte sich dieses neue Unrecht schweigend gefallen lassen. Napoleon trieb nur Hohn mit Preußen. Indem er seine Truppen ohnedieß aus Preußen hinweg nach Spanien ziehen mußte, ließ er sich dieses Wegziehen doch erst abkaufen. Preußen sollte ihm 10,000 Mann Hülfstruppen stellen und auf die von Scharnhorst betriebene Landwehr verzichten. Vergebens wandte sich der König um Hülfe an Rußland und sah sich endlich am 29. September genöthigt, den Vertrag zu ratificiren durch seinen Erfurter Gesandten Grafen Goltz, hinter dem Rücken aller seiner Minister. Jetzt erst wurde Stein entlassen, Gneisenau und Grolmann dankten ab.

Napoleon hatte noch ein zweites Anliegen in Erfurt. Kurz vorher hatte der König von Bayern bei ihm angefragt, ob er es wohl erlauben würde, daß sein Sohn, Kronprinz Ludwig, um die Hand der schönen Großfürstin Katharina, einer Schwester des Kaiser Alexander werbe; aber Napoleon hatte seine Unzufriedenheit damit bezeugt. Man glaubte, er fürchte nur den Einfluß Rußlands in Bayern. Allein er hatte einen viel triftigeren Grund, indem er jene Großfürstin selbst zur Gemahlin zu erhalten wünschte. Nichts schien ihm sicherer, den Kaiser Alexander an sich zu fesseln. Jedenfalls wollte er mit seiner revolutionären Vergangenheit brechen, sich von Josephinen scheiden lassen und durch Verheirathung mit einer Prinzessin aus einer der ältesten und mächtigsten Dynastien seine eigene Dynastie legitimiren. Er ließ seine Gedanken dem Kaiser Alexander vorsichtig bekannt machen, dieser aber erklärte, obgleich er Selbstherrscher aller Reußen sey, könne er doch über die Hand seiner Schwester nicht verfügen, das stehe allein seiner Mutter zu. Diese

württembergische Marie aber war längst bekannt als eine der stolzesten Verächterinnen des corsischen Emporkömmlings.

Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß die Zusammenkunft in Erfurt keineswegs ein so inniges Verhältniß zwischen den beiden Kaisern bedingte, als die Welt sich einbildete, daß sie vielmehr von den beiden Paciscenten selbst nur als eine Verständigung über ein kurzes, beiden Theilen nützliches Provisorium angesehen wurde, hinter dem aber eine argwöhnische Gesinnung verborgen lag*) — Beide Kaiser machten auch einen gemeinsamen Friedensantrag an England, berechnet auf den Schein der Friedensliebe. Es war keinem Theil Ernst. England wollte einen allgemeinen Friedenscongreß beschicken, wenn auch die spanischen Insurgenten zugelassen würden. Das wollte Napoleon um keinen Preis dulden, und so zerschlug sich die Sache.

Inzwischen beschäftigte man die Erfurter Gäste mit nichtigem Zeitvertreib. Die Pariser Schauspieler, unter denen Talma vorleuchtete, führten classische Stücke von Corneille und Racine vor einem „Parterre von Königen“ auf. Bei den Worten im Oedipus „die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter,“ ergriff Alexander Napoleons Hand und drückte sie mit affectirter Innigkeit an sich. Die Rheinbundkönige ließen es am offiziellen Beifall nicht fehlen, empfanden es aber heimlich gar übel, daß sie sich mit den neuen französischen Prinzen, Herzogen und Marschällen fast auf eine Linie gestellt sahen und mit ihnen vermischt sich im Gefolge ihres großen Lehensherrn verloren.**) Als

---

*) Napoleon äußerte später, Kaiser Alexander sey allen übrigen europäischen Monarchen in Geist, Anmuth, Kenntnissen und in der Gabe, die Menschen zu bezaubern, weit überlegen gewesen. Aber man habe gegen ihn auf der Hut seyn müssen, denn er sey nicht aufrichtig, sondern ein echter Grieche gewesen. Nach Las Cases.

**) König Friedrich von Württemberg, der Napoleon eifriger diente als jeder andere, behauptete ihm gegenüber doch persönlich die Würde seines Ranges. Als Napoleon einmal in Erfurt mit dem Hut auf dem Kopf unter die Könige und Fürsten trat, die ihn mit entblößtem Kopfe

einmal einer von ihnen ins Theater trat und die Wache aus Versehen vor ihm die Honneurs wie vor dem Kaiser machte, rief der wachthabende Offizier ganz laut: „laßt doch, es ist ja nur ein König.“ Napoleon selbst that sich etwas darauf zu gut, die versammelten Fürsten daran zu erinnern, daß er einmal nur ein armer Lieutenant gewesen sey. Der Fürst Primas erwähnte bei der Tafel der goldenen Bulle und versetzte sie (so unwissend war der weiland deutsche Reichserzkanzler über deutsche Geschichte) ins Jahr 1409. Napoleon corrigirte ihn sogleich und nannte die richtige Jahreszahl 1356. Als man nun sein vieles Wissen bewunderte, erzählte er, daß er als Secondelieutenant in Valence fleißig Geschichte studirt habe. — Die Herrschaften machten auch kleine Ausflüge, so nach dem Schlachtfeld von Jena, um dort eine Hasenjagd abzuhalten (mit wenig Rücksicht auf den Prinzen Wilhelm, der am Tage vorher abreiste), und nach Weimar, wo sich Napoleon unter andern auch Göthe und Wieland vorstellen ließ.*) Die beiden Kaiser trennten sich erst am 14. October.

---

erwarteten, setzte sich Friedrich geschwind auch seinen Hut auf, mit solcher Hast, daß der Puder umherflog.

*) Der hochbejahrte Wieland mußte so lange vor dem sitzenden Kaiser stehen, bis er es nicht mehr aushielt und selbst bat, sich entfernen zu dürfen. Das Gespräch Napoleons mit Göthe gab Anlaß zu der Hoffnung, dieser werde jenem eine größere Achtung vor der deutschen Sprache und Literatur beibringen. Aber es fiel Napoleon nicht ein, auch nur zur Abwechslung einmal ein Göthe'sches oder überhaupt ein deutsches Stück aufführen zu lassen, wogegen die Zeitungen nicht verfehlten, zu berichten, mit welcher Befriedigung und Bewunderung Göthe die französischen Schauspiele habe aufführen sehen. Man konnte also höchstens vermuthen, Napoleon habe beabsichtigt, dem deutschen Dichter einen besseren Geschmack, d. h. den französischen beizubringen.

Sechszehntes Buch.

Volkserhebung in Spanien.

Spanien hatte nur während der Schreckenszeit seine Pyrenäen-grenze gegen die wilden Heere des Convents gehütet, aber schon mit dem Directorium Frieden gemacht und seit 1795 dreizehn Jahre nach einander dem Willen Frankreichs sich in allen Stücken mit einer Hingebung und Aufopferung gefügt, welche von Seiten Napoleons die zarteste Schonung und Dankbarkeit verdient hätte. Als der all-vermögende Friedensfürst während des preußischen Krieges einen schwachen Versuch machte, sich der Abhängigkeit von Napoleon zu entziehen, genügte eine einfache Drohung des letztern, ihn zur Devotion zurückzuführen. Spanien hatte das Continentalsystem angenommen und erbot sich, auch Portugal dazu anzuhalten. Es hatte Frankreich seine Flotten, ungeheure Geldsummen, endlich auch seine Heere zu jedem beliebigen Gebrauch geliehen und war zu immer neuen Leistungen bereit. Napoleon konnte gerade durch die in Spanien bestehende Regierung das Land bequemer ausbeuten, als wenn er es unmittelbar beherrscht hätte. Die gewöhnlichste Klugheit gebot ihm daher, den innern Frieden desselben auf keine Weise zu

stören. Die schweren Opfer, die es ihm gebracht, hatten doch nirgends im spanischen Volk Unzufriedenheit erweckt. In treuer Ergebenheit gegen die regierende Familie hatte es nie gemurrt und sich alles gefallen lassen.

Napoleon aber hatte sich einmal die Idee eines neuen abendländischen Kaiserthums eingeprägt, in welchem er zunächst alle romanischen Völker unter seinem Scepter vereinigen wollte. Mit Italien war es ihm bereits geglückt und er glaubte Eile nöthig zu haben, sich auf gleiche Weise Spanien zu unterwerfen, ehe die Freundschaft, die er mit Kaiser Alexander in Tilsit geschlossen hatte, wieder erkaltete. Mit dem spanischen Königshause durfte er hoffen, bald fertig zu werden, denn es lieferte sich ihm selber aus und war nichts besseres werth, als eine Krone zu verlieren, deren es nicht würdig war. Die bisherige Geduld des Volkes aber ließ Napoleon erwarten, daß es seinem Plane sogar noch weniger Hindernisse in den Weg legen würde, als das italienische.

Portugal mußte den Vorwand leihen. Schon lange schmeichelte Napoleon dem König von Spanien mit der Erwerbung Portugals, welches Land, mit englischen Factoreien bedeckt und durchaus vom englischen Handel abhängig, bisher nur durch große Geldopfer den Frieden von Napoleon erkauft hatte, nunmehr aber unwiderruflich dem Continentalsystem einverleibt werden sollte. Godoy ließ ein Heer ausrüsten, welches Portugal erobern sollte, aber während des preußischen Krieges vielmehr eine feindliche Haltung gegen Frankreich annahm. Napoleon, in Preußen Sieger, bestrafte Godoy durch die Forderung, derselbe sollte ihm eben jenes spanische Heer abtreten, und in der Angst gehorchte Godoy und 15,000 tapfere Spanier mußten unter dem Befehl des Marquis de la Romana durch Frankreich nach Deutschland ziehen, um unter dem Marschall Bernadotte die Ostseeufer und die dänischen Inseln gegen die Engländer schützen zu helfen. Der Plan gegen Portugal wurde sofort definitiv durch den Vertrag von Fontainebleau am 27. October 1807 geregelt, geheim abgeschlossen zwischen Duroc und Godoy's Agenten Izquierdo. Eine französische Armee sollte mit einer spanischen vereinigt Portugal

erobern, dieses Land sodann getheilt werden, der Norden als Königreich Lusitanien der vertriebenen Königin von Hetrurien, der Süden als Königreich Algarvien dem Friedensfürsten zufallen; die Mitte mit der Hauptstadt Lissabon aber bis zum Frieden sequestrirt, d. h. von den Franzosen besetzt werden. Ein französisches Heer auf der pyrenäischen Halbinsel zu unterhalten, war für Napoleon die Hauptsache, weil er dadurch auch Spanien beherrschte. Uebrigens schickte Napoleon nach Portugal die abschreckende Forderung einer Contribution von 100 Millionen voraus.

Die alte Königin Marie von Portugal war wahnsinnig, für sie regierte ihr Sohn Juan VI., der selbst zuweilen geistesabwesend war. Aranja, sein Minister, war mit dem englischen Botschafter Lord Strangford und dem gleichfalls anwesenden Sidney Smith einverstanden, das Klügste sey, alle Reichthümer der englischen Kaufleute sofort auf die Schiffe zu flüchten und die königliche Familie selbst nach Brasilien überzuführen, wo sie in Ruhe und Behagen fortregieren könnte, bis die Verhältnisse in Europa sich wieder besser gestaltet haben würden. Als aber Junot an der Spitze von 28,000 Franzosen über die Pyrenäen ging und gegen Portugal vorrückte, war man in Lissabon so schlecht mit Nachrichten versehen, daß man fast von ihm überrascht worden wäre. Junot litt unterwegs große Noth, weil es seinen Truppen an Lebensmitteln fehlte, das Wetter abscheulich und die Wege fast ungangbar waren. Seine Leute mußten plündern, um nicht Hungers zu sterben, und an 5000 kamen durch Krankheiten oder unter den Dolchen des erbitterten Volkes um. Doch drang er unaufhaltsam vorwärts und erschien am 19. Nov. in Abrantes. Obgleich er nun hier erst 1500 Mann seines Vortrapps hatte und eine portugiesische Armee von 25,000 Mann in der Nähe stand, so war doch damals der Schrecken, den die Ankunft einer französischen Armee verbreitete, so groß, daß die portugiesischen Truppen Befehl erhielten, keinen Widerstand zu leisten, und der Hof in Lissabon über Hals und Kopf die längst beschlossene Einschiffung nach Brasilien betrieb. Eine englische Flotte war zu ihrem Schutz bereit. Im Ganzen entflohen 15,000 Personen mit uner-

meßlichen Schätzen. Auch die wahnsinnig aus ihrer Sänfte in die fremde Welt hinausstarrende alte Königin wurde mitgeschleppt. Als am 29. die letzten Segel am Horizont verschwanden, blitzten schon von den nächsten Höhen der Hauptstadt die Bajonette der Franzosen, und am folgenden Tage hielt Junot seinen Einzug in die ausgeleerte Stadt, während sie von einem Erdbeben erschüttert wurde, ein für die Franzosen unheimliches Omen. Vor allen Dingen ließ er nun zusammenrauben, was sich von englischen Waaren noch vorfand oder was er dafür gelten ließ, und trieb in der Stadt eine Contribution von 2 Mill. Cruzaden ein. Vom ganzen Lande aber forderte er die 100 Mill. nach Napoleons Decret. Gemäß der lakonischen Ordre Napoleons, „das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren," ließ Junot auch alle Wappen und Farben abreißen und die französischen dafür aufpflanzen. Die portugiesische Armee wurde bis auf einen kleinen Rest aufgelöst. Niemand leistete Widerstand, auch die Provinzen unterwarfen sich. Sobald Napoleon erfuhr, alles sey gelungen, erhob er Junot zum Herzog von Abrantes.

Somit hatte ein französisches Heer festen Fuß auf der pyrenäischen Halbinsel, ein zweites stand an den Pyrenäen, die weiteren Plane Napoleons zu unterstützen. Derselbe gedachte sich des feigen Godoy noch ferner zu bedienen, um durch ihn die königliche Familie von Spanien zu Grunde zu richten. Godoy hatte es damals auf den Kronprinzen Ferdinand, Prinzen von Asturien, abgesehen, den er gleich dessen Vater von sich abhängig machen oder verderben wollte. Die Königin selber, Ferdinands Mutter, war damit einverstanden, denn sie hing an ihrem alten Liebhaber unverbrüchlich, und die Sünde, in der sie noch in hohen Jahren lebte (denn Godoy wurde ihr als Kuppler noch unentbehrlicher, als er es früher als ausschließlicher Buhler gewesen war), hatte das natürlichste Gefühl in ihrem Herzen erstickt. Der bloße Anblick des rechtmäßigen Sohnes war ein steter Vorwurf für sie und sie haßte ihn. Ferdinand hatte in früher Jugend die Prinzessin Marie Antoinette Therese, Tochter der Königin Karoline von Neapel, geheirathet; aber die regierende Königin Louise von Spanien und jene Königin

Neapel konnten sich nie leiden und der Haß ging auf die Tochter der letztern über. Das junge kronprinzliche Ehepaar bildete fortan eine feindliche Gruppe gegenüber der Königin Mutter und Godoy und trachtete natürlicherweise, den Günstling zu stürzen. Godoy erkannte das Gefährliche dieser Lage und wußte Rath. Die junge Kronprinzessin starb plötzlich unter verdächtigen Umständen. Bald darauf sollte Ferdinand Godoy's Schwägerin, Maria Luisa, heirathen, allein er weigerte sich standhaft und sollte nun ganz vom Thron ausgeschlossen werden. Seine eigene Mutter gab zu verstehen, er sey nicht legitim geboren.

In der That durfte Ferdinand das äußerste gewärtigen, glaubte sich daher in seiner Noth an den französischen Gesandten wenden zu müssen. Das war damals Herr v. Beauharnais, ein Schwager Josephinens, der aus Liebe zu seinen Verwandten dem spanischen Kronprinzen das Portrait seiner reizenden Nichte, Fräulein Tacher de la Pagerie, zeigte und ihn bewog, sich um die Hand derselben heimlich bei Napoleon zu bewerben und diesen überhaupt um seinen Schutz anzuflehen, in einem Briefe vom 11. Oct. 1807. Beauharnais glaubte seine Sache geschickt gemacht zu haben, wurde aber von Napoleon sehr ungnädig angelassen. Allerdings hatte Napoleon einen Augenblick geschwankt, ob er nicht den jungen Ferdinand durch eine französische Heirath sich verpflichten sollte, aber eine ihm so ferne stehende Verwandte, wie jene Tacher, schien ihm nicht anhänglich genug an seine Person*). Wie leicht konnte Ferdinand, von den Engländern und von den Spaniern selbst dazu gedrängt, Frankreichs Feind werden! Beruhte doch seine große Popularität in Spanien zum Theil in der Erwartung des Volkes, er werde sich nicht so

---

*) Er dachte an eine Tochter Lucians, die er nach Paris hatte kommen lassen, ersah aber aus ihren Briefen, die er heimlich auffangen ließ, daß sie ganz im Geist ihres Vaters gegen ihn eingenommen war und die naivsten Dinge über die ganze Familie aussagte, abstrahirte daher von ihr. Bei diesem Anlaß machte er sich das Vergnügen, seine Brüder und Schwestern zu versammeln und sich an ihrer Verlegenheit beim Vorlesen der Briefe zu weiden.

sklavisch der französischen Politik hingeben, wie der verhaßte Godoy. Es war also für Napoleon räthlicher, diesen Ferdinand der Thronfolge zu berauben. Fest dazu entschlossen, gab er dem Prinzen auf seinen Brief keine Antwort und unterstützte vielmehr die Politik Godoys. Die schöne Tacher wurde, zum Hohn für Ferdinand, alsbald dem kleinen deutschen Fürsten von Ahremberg verheirathet, von dem sie sich aber bald wieder scheiden ließ.

Das heimliche Treiben Ferdinands blieb Godoy nicht verborgen, man witterte oder fingirte eine Verschwörung, man ängstigte und erzürnte den alten König damit, und brachte es dahin, daß dieser selber seinen Sohn zu verhaften befahl und seine Papiere untersuchen ließ, 22. Oct. Das Concept des Briefes an Napoleon wurde aufgefunden, desgleichen ein Plan zu den Maaßregeln, die Ferdinand zu ergreifen haben würde, wenn sein Vater sterben sollte, dabei Entwürfe zu königlichen Decreten im Namen Ferdinands. Diese Papiere, die blos des Prinzen Noth und Hoffnungen verriethen, wurden als Beweise der angeblichen Verschwörung gegen den Thron und sogar gegen das Leben Karls IV. angesehen und von Godoy so schonungslos benutzt, daß er sogar den alten König bewog, das Verbrechen des Sohnes öffentlich vor ganz Spanien bekannnt zu machen. Godoy hoffte den Prinzen dadurch so zu compromittiren, daß er des Thrones verlustig erklärt werden müsse, was auch sehr nach dem Wunsch Napoleons gewesen wäre. Allein Godoy besann sich wieder. Das Volk faßte die Sache anders auf und bezeigte dem Prinzen große Theilnahme. Wurde der Prinz vom Thron ausgeschlossen, so war ein Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit zu besorgen. Der Friedensfürst zog es daher vor, dem Prinzen Gnade widerfahren zu lassen, aber nur unter der Bedingung, daß er sich öffentlich schuldig bekenne und demüthig um Verzeihung bitte. Dem so herabgewürdigten Thronfolger hoffte er dadurch zunächst die Sympathien des Volkes zu entziehen. Ferdinand leistete die Abbitte wirklich am 5. Nov. und wurde wieder frei.

Napoleon sah ungern diesen Rückzug Godoys und die wachsende Popularität Ferdinands. Er glaubte daher, die gegenwärtige Schwäche

der spanischen Regierung rasch benutzen zu sollen, um sich den nördlichen Theil Spaniens bis zum Ebro abtreten zu lassen, wogegen Spanien ganz Portugal behalten sollte. So willkürlich vernichtete er den kaum abgeschlossenen Vertrag von Fontainebleau. Wenn er den Plan durchsetzte, war er stark genug, vom Ebro aus das übrige Spanien im Zaum zu halten, sey es unter Karl, sey es unter Ferdinand. Er unterstützte seinen Vorschlag durch eine gehörige Truppenmacht. Schon am 22. November ging Dupont mit 24,000 Mann, am 9. Jan. 1808 Moncey mit 28,000 Mann über die Bidassoa. Ihnen folgten 12,000 Mann unter Duhesme über Perpignan am 3. Febr. Diese Truppen bemächtigten sich mitten im Frieden durch plötzlichen Ueberfall der spanischen Grenzfestungen Figuera und San Sebastian, und der großen Städte Pampeluna und Barcelona. Im März rückten abermals 35,000 Mann unter Marschall Bessières in Spanien ein, die sämmtlichen Heertheile aber wurden unter den Oberbefehl Murats gestellt, der sich langsam Madrid näherte. Das spanische Volk sah diese Fremden nicht ungerne, denn in seiner gutmüthigen Verblendung wähnte es, die Franzosen kämen, um dem verhaßten Regiment des Friedensfürsten ein Ende zu machen und den Prinzen Ferdinand zu beschützen. Von dem Plan auf das Ebrogebiet wußte es nichts, das war noch Cabinetsgeheimniß. Sonst würden die tapfern Catalonier und Aragonier sich gleich anfangs widersetzt haben.

Der Friedensfürst hegte die doppelte Furcht beim Vorrücken der Franzosen, entweder werde Napoleon ihn aufopfern oder werde das Volk, sobald der Theilungsvorschlag bekannt werde, sich gegen ihn erheben. Er verabredete daher mit der Königin eine Flucht nach dem spanischen Amerika, Mexiko oder Peru, ähnlich der Flucht der portugiesischen Königsfamilie nach Brasilien. Dadurch barg er seine Schätze und konnte jenseits des atlantischen Meeres bequemer fortregieren als diesseits. Die Königin war einverstanden; den König überredete man nur, um seine Selbständigkeit zu bewahren, seine Residenz einstweilen nach Sevilla zu verlegen und das spanische Heer aus Portugal an sich zu ziehen. Der Hof begab sich im März

nach Aranjuez, von wo aus die Flucht unbemerkter erfolgen konnte. Dennoch wurde das viele Packen bemerkt und erregte Unruhe. Als nun in der Nacht auf den 17. März auch die Garden von Madrid nach Aranjuez kamen, um den abreisenden Hof zu begleiten, brach der langgenährte Argwohn des Volks in offenen Tumult aus. Alles schrie, Godoy habe Spanien an Napoleon verkauft und wolle die königliche Familie und die Schätze nur entführen, um das Land den Franzosen zu überliefern. Eine ungeheure Volksmenge war zusammengeströmt, die Garden selbst theilten die feindliche Stimmung gegen Godoy, der sich im Schlafrock auf einem Dachboden unter Binsenmatten versteckte und hier 36 Stunden lang Todesschweiß schwitzte, während Tausende ihn mordbegierig suchten. Auch der König und die Königin befanden sich in einer verzweiflungsvollen Lage. Karl IV. brachte vergebens seinen alten Günstling zum Opfer und erklärte seine Absetzung, das Volk und die Truppen wurden nicht eher ruhig, bis sie sich des Opfers bemächtigt hatten. Am 19. Morgens wurde Godoy in seinem Versteck gefunden und wäre in Stücke zerrissen worden, wenn nicht die Königin den König bewogen hätte, alles für seine Rettung hinzugeben. Also bot der Vater dem Sohne die Krone an, wenn er Godoy das Leben erhalte. Ferdinand eilte in die Caserne, wohin die Soldaten mit Mühe den schon vom Volk mißhandelten und blutenden Friedensfürsten gerettet hatten, und rief ihm zu: „ich schenke dir das Leben.“ Godoy hatte den Muth zu fragen, ob er schon König sey? „Noch nicht, sagte Ferdinand, aber bald werde ich es seyn.“ Er war es auch schon am 20., indem sein Vater feierlich abdankte.

Inzwischen hatte Murat kein ganz richtiges Verständniß dieser Vorgänge oder wollte es nicht haben, denn er ließ sich durch Ehrgeiz verblenden, selbst nach der spanischen Krone zu trachten. Die polnische war ihm entgangen, an der Spitze von mehr als 100,000 Franzosen glaubte er sich die spanische wohl erobern zu können. Seine Gemahlin Karoline konnte es nicht verschmerzen, bloß eine Großherzogin zu heißen, sie wollte durchaus königlichen Purpur tragen. Das erklärt die Hast, mit welcher Murat vorging und in

Madrid selbst einrückte, 23. März. Er hatte jedoch das Mißgeschick, schon am andern Tage den Triumpheinzug Ferdinands VII. mit ansehen zu müssen. Ihn und sein Heer hatten die Madrider zwar ohne Widerstand, aber auch ohne irgend eine Freudenbezeugung einziehen sehen, ihren jungen König aber empfingen sie mit einem Jubel, der nicht enden wollte. Diese Popularität seines Nebenbuhlers kam Murat äußerst ungelegen, allein die alte Königin schrieb an ihn einen Brief, worin sie um seinen Schutz bat und sich bitter über ihren Sohn beklagte. Das benutzte er sogleich, eine unabhängige Stellung zwischen den beiden spanischen Parteien einzunehmen und dadurch beide im Schach zu halten. Er nahm das alte Königspaar, er nahm sogar Godoy in Schutz und behandelte Ferdinand zwar sehr ehrfurchtsvoll, erkannte ihn aber noch nicht offiziell als König an, bis Napoleon darüber einen Beschluß gefaßt haben würde.

Napoleon hatte von dem Fluchtversuch nach Amerika gehört, aber sogleich der kleinen französischen Flotte unter Admiral Rosily im Hafen von Cadix Befehl ertheilt, sich der königlichen Familie zu bemächtigen, wenn sie zur See ginge. Fürchtete er, die Spanier möchten den Kronprinzen Ferdinand zurückbehalten, und er dann allein mit diesem zu thun haben, wenn die Eltern geflohen seyen? wollte er die spanische Krone lieber durch Unterhandlungen mit einem Schein des Rechts erwerben, als sie der fliehenden Familie rauben? Seine Vorsicht war überflüssig. Die Flucht über Meer erfolgte nicht. Sobald er die Ereignisse von Aranjuez erfuhr, billigte er Murats Benehmen und trachtete den Sohn durch den Vater, diesen durch jenen zu verderben.

Ferdinand VII. kannte die wahre Gesinnung Napoleons nicht, bildete sich ein, derselbe habe seine früheren Anträge nur aus Rücksicht für seinen Vater nicht beantwortet, glaubte jetzt, da diese Rücksicht weggefallen und er selbst König war, sie erneuern zu müssen, und bat abermals um Napoleons Anerkennung und um die Hand einer französischen Prinzessin. Auch zweifelte er nicht, Napoleon werde auf seine Wünsche eingehen, um sich dadurch der dauernden

Freundschaft und Allianz mit Spanien zu versichern. Andrerseits lag die alte Königin und ihre Tochter, die Königin von Hetrurien, die auch nach Madrid gekommen war, Napoleon dringend an, die Abdankung Karls IV. zu widerrufen und diesen wiederherzustellen. Nichts konnte Napoleon erwünschter kommen, als dieser Zwiespalt in der spanischen Königsfamilie. Er verlangte, Karl IV. solle eine förmliche Protestation gegen seine Abdankung, als sey dieselbe nur erzwungen gewesen, aufsetzen, und ließ dieselbe rückwärts datiren, als ob sie schon am 21. März verfaßt worden wäre. Dadurch wurde die Nichtanerkennung Ferdinands VII. von Seite Napoleons motivirt. Vor allem aber kam es darauf an, den jungen König von seinem Volk zu entfernen, weil es für ihn begeistert war und seine Wiederabsetzung nicht geduldet haben würde, wenn er in Spanien geblieben wäre. Napoleon schickte daher denjenigen seiner Vertrauten, dessen er sich gewöhnlich bediente, wenn ein ungeheurer Frevel im Werke war, den General Savary (der auch den Herzog von Enghien expedirt hatte) nach Madrid, um als sein unmittelbarer Gesandter bei Ferdinand VII. alles wieder gut zu machen, was Murat scheinbar hatte fehlen lassen. Murat hatte den jungen König nie als solchen anerkannt, das that aber jetzt Savary und versicherte ihn, Napoleon sey bereit, auf alle seine Wünsche einzugehen; es sey jedoch nothwendig, daß ein so wichtiges Arrangement mündlich besprochen werde; der Kaiser, sein Herr, sey bereits auf dem Wege nach Spanien, einzig in der Absicht, mit ihm (Ferdinand) zu unterhandeln, Se. Majestät, König Ferdinand möchten daher geruhen, ihm entgegenzureisen. Durch diese Sirenenstimme ließ Ferdinand sich wirklich verlocken, von Madrid abzureisen, setzte jedoch vorher noch eine Junta als Regentschaft ein, der sein Oheim Don Antonio vorstand und zu welcher die Minister gehörten. Ferdinands jüngerer Bruder Don Carlos*) reiste voraus, Ferdinand selbst folgte mit den Herzogen San Carlos und Infantado, dem Minister Cevallos und

*) Derselbe, von dem dreißig Jahre später die Partei der Carlisten ihren Namen empfing.

mit seinem ehemaligen Lehrer und Vertrauten Escoiquiz, der bei ihm so viel galt, wie Godoy bei seinem Vater, aber eben so unfähig war. Auch Savary fuhr mit, der Vittoria als den Ort bezeichnet hatte, wo sie dem Kaiser Napoleon begegnen würden. Sie kamen am 14. April hier an, aber ohne Napoleon zu finden, der erst am folgenden Tage in Bayonne angelangt war. Savary reiste ihm allein entgegen, während Ferdinand in Vittoria blieb, meldete ihm alles, was bisher geschehen war, und kam am 18. nach Vittoria zurück mit einem Briefe Napoleons in einem ziemlich hohen hofmeisternden Ton, worin aber auch große Huld und die Zusage einer engen Familienverbindung ausgedrückt war. Einige Freunde warnten Ferdinand, keinen Schritt weiter vorwärts zu thun, Urquijo sagte alles voraus, was kommen würde, und kehrte für seine Person um. Auch das Volk war in großer Unruhe und schnitt die Stränge des königlichen Wagens entzwei. Aber Ferdinand wußte, daß sein Vater und die Königin sich gleichfalls nach Bayonne begeben wollten, und fürchtete, wenn er wegbliebe, würden sie Napoleon so gegen ihn stimmen, daß es ihn den Thron kosten könne. Er entschloß sich also zur Weiterreise. Jedenfalls wäre er dazu gezwungen worden, denn Savary hatte in und um Vittoria französische Truppen in hinreichender Zahl aufstellen lassen. Karl IV. und die alte Königin baten, als sie von der Reise ihres Sohnes nach Bayonne hörten, Murat dringend, sie eben dahin reisen zu lassen, und sie wurden nicht nur augenblicklich dahin escortirt, sondern auch Godoy, ohne daß sie es noch wußten, ihnen vorausgeschickt.

Ohne Zweifel lag etwas unendlich Lockendes für Napoleon im Benehmen der spanischen Bourbons. Sie selbst waren es, die sich ihm auslieferten. Ihre eigene, zur Schau getragene Unfähigkeit und Unwürdigkeit war es, die ihn zu berechtigen schien, nach ihrer Krone zu greifen, um sie auf ein würdigeres Haupt zu setzen. Sein Genie nahm wohlgefällig den Beistand des Zufalls an, ohne daß er geahnt hätte, wie tückisch ihn gerade in diesen Stunden das böse Schicksal beschlich. Die Sünden und Erbärmlichkeiten der Bour-

bons entschuldigten das Unrecht nicht, das er an ihnen beging. Das Glück, das er dem spanischen Volke versprach, entschuldigte ihn nicht, denn wenn es auch keine bloße Vorspiegelung gewesen wäre, so hätte er nicht das Recht gehabt, ein Volk zu beglücken, das ihn nichts anging und das gar nicht von ihm beglückt seyn wollte. Indem er sich den Spaniern aufdrängte, gerieth er, ohne es vorausgesehen zu haben, in eine Lage, die ihm in immer steigendem Grade Gefahren und Verluste brachte, ohne daß er sich wieder aus ihr hätte herausziehen können. Zwar gelang es ihm leicht, die ganze spanische Königsfamilie zu Bayonne wie arme Vögel an einer Leimruthe zu fangen, allein er merkte nicht, daß er selbst dabei in einem Sumpf und unter Dornen versank, die ihn nicht mehr losließen.

Als am 20. April*) Napoleon gemeldet wurde, Ferdinand sey so eben angelangt, rief er unwillkürlich aus: „er ist gekommen? nein, es ist nicht möglich!“ Er stattete ihm einen Besuch ab und behandelte ihn sehr höflich, ließ ihn aber noch an demselben Tage nach der Tafel durch Savary wissen, was seiner warte. Savary, der hier die Rolle des moralischen Henkers spielte, schämte sich nicht, dem jungen König, den er mit so süßen Versprechungen hergelockt, jetzt zu sagen, Napoleon habe unwiderruflich beschlossen, daß die Bourbons zu regieren aufgehört haben. Das alte Königspaar traf erst am 30. in Bayonne ein und wurde von Napoleon mit größter Auszeichnung empfangen. Als bei der ersten Mittagstafel Karl IV. fast jammernd frug, wo denn Godoy sey? ließ Napoleon lächelnd denselben hereinrufen, der nun von den beiden Alten mit Liebkosungen fast erdrückt wurde. Der alte König, außer sich vor Vergnügen, erzählte Napoleon bei der Tafel selber, was bisher seine Lebensweise gewesen sey, in der Frühe Messe hören, dann auf die

---

*) An diesem verhängnißvollen Tage wurde von der Königin Hortense in Holland Louis Napoleon geboren, der jetzige Kaiser Napoleon III. Wie viel Lehre war in diesem Tage für den enthalten, dem er das Leben gab!

Jagd gehen, essen und wieder auf die Jagd gehen und am Ende geschwind alles unterschreiben, was Godoy gewollt. Heftig erzürnt über seine Absetzung und noch mehr gereizt durch die Königin und Godoy, wollte der König an seinem Sohne Rache nehmen und ihn wieder entthronen, selber aber die Regierung nicht wieder antreten. In Madrid würde er nur Sorgen und Aerger gehabt haben und nie wieder populär geworden seyn. Das galt in noch höherem Grade von der Königin und Godoy. Sie waren also einverstanden, unter Napoleons Schutz und im Besitz ihrer geretteten Schätze im Auslande zu leben und die spanische Krone ohne alle Rücksicht auf die alte Ehre des bourbonischen Namens und ohne ein elterliches Mitgefühl für die enterbten Kinder an Napoleon zu überlassen. Die Königin, die den unnatürlichsten Haß gegen ihren Sohn zur Schau trug und mit unerträglicher Geschwätzigkeit jedem die Beweise davon aufdrang, während sie in einem für ihre Jahre lächerlichen Putz den Friedensfürsten in Gegenwart Anderer liebkoste, rief zuweilen selbst auf Napoleons eiserner Stirne die Röthe der Scham hervor.

Mittlerweile hatte Murat in Madrid immer mehr den Herrn gespielt, unter anderem sich den Degen ausliefern lassen, den Franz I. in der Schlacht bei Pavia verloren hatte (der Spanier köstlichste Kriegsbeute), und sich ohne weiteres in den Präsidentenstuhl der obersten Regierungsjunta gesetzt. Er hatte gemessenen Befehl von Napoleon, sämmtliche Infanten des königlichen Hauses nach Bayonne zu schaffen, damit kein Prätendent übrig bleibe. Also wurden die beiden noch übrigen königlichen Kinder, die Königin von Hetrurien und der Infant Don Francisco nebst ihrem Oheim Don Antonio in Wagen gepackt, am 12. Mai. Bei diesem Anblick aber gerieth das Volk von Madrid, das sich bis dahin ruhig verhalten, in eine Wuth bis zum Wahnsinn und fiel ohne Vorbereitung und fast waffenlos über die Franzosen her. Man sah Männer, die sich mitten unter die französischen Truppen stürzten und alles vor sich niederschlugen, bis sie selbst todt hingestreckt wurden. Aus allen Fenstern wurde geschossen und geworfen. Die so lange mißbrauchte Geduld

der Spanier hatte ihr Ende erreicht. Durch die ungeheuerste Treulosigkeit, die je ein Volk an einem andern ausgeübt, aus der Ruhe endlich aufgeschreckt, entbrannte die stolze Nation in furchtbarem und unversöhnlichem Zorn. Aber die überlegene Waffenmacht Murats behauptete nach langem mörderischem Straßenkampf, in dem 200 Franzosen und 1200 Spanier umgekommen seyn sollen, die Oberhand. Es befanden sich zwar auch spanische Truppen in der Stadt, die aber aus Gehorsam gegen die Junta keinen Theil am Kampfe nahmen und von denen nur die Artillerie, als sie selbst angegriffen wurde, einige tödtliche Salven auf die Franzosen gab. Die Infanten mußten nach Bayonne reisen. Die Ruhe kehrte zurück, aber Murat ließ noch in den nächsten Tagen alle, die mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren, zum abschreckenden Beispiel hinrichten. Er that es ungerne, sein Herz war von Kummer zerrissen, indem er ein Volk zerfleischen mußte, dessen König er so gerne geworden wäre. Napoleon hatte ihn mit harten Worten wissen lassen, daß von seiner Erhebung auf den spanischen Thron nicht die Rede seyn könne. Napoleons Bruder Ludwig in Holland war dafür ausersehen, lehnte aber ab, und nun wurde Joseph in Neapel schleunig nach Bayonne berufen. Murat erkrankte, mehr aus Verdruß als in Folge des Climas, und kehrte bald darauf nach Frankreich zurück. Napoleon richtete ihn jedoch wieder auf, indem er ihm endlich eine Königskrone gab, nämlich die, welche sein Bruder Joseph in Neapel zurücklassen mußte.

Sobald die blutigen Madrider Ereignisse in Bayonne bekannt wurden, benutzte sie Napoleon, um die Schuld davon Ferdinand aufzubürden. Der alte König Karl ließ seinen Sohn kommen und überhäufte ihn mit Schmähungen, ja er hob den Stock gegen ihn auf. Auch die Mutter ging wie eine Furie auf ihn los. Ferdinand sollte augenblicklich der spanischen Krone entsagen, oder gewärtigen, daß man ihn als Rebellen bestrafen werde. Da diese Drohungen durch die Haltung Napoleons unterstützt waren, unterzeichnete Ferdinand am 6. Mai seine Thronentsagung. Unterdeß hatte Karl IV. bereits alle seine Rechte auf Spanien an Napoleons Bruder Joseph

abgetreten und Ferdinand wurde genöthigt, am 10. Mai auch noch als Prinz von Asturien Verzicht auf sein spanisches Erbrecht zu leisten. Das Gleiche mußten alle Infanten thun. Man ging so weit, Ferdinand mit dem Tode zu drohen, wenn er sich nicht füge. Allein er hatte schon am 5. eine andere Acte heimlich unterzeichnet, die ihm alle seine Rechte für die Zukunft sicherte. In der Regierungsjunta zu Madrid hatte nämlich der edle Marineminister Gil y Lemus, ein Spanier von altem Schrot und Korn, hinter Murats Rücken bei seinen Collegen auf die Nothwendigkeit hingewiesen, sich von König Ferdinand VII. auch für den Fall seiner Gefangennehmung und Entsetzung umfassende Vollmachten zu erbitten, und ein Vertrauter, Perez de Castro, war heimlich nach Bayonne gekommen, dem Ferdinand auch wirklich noch zu rechter Zeit am 5. die Vollmacht ausstellte, nach welcher die Junta in seiner Abwesenheit alle Souverainetätsrechte ausüben sollte. Schon am 11. mußte Ferdinand mit seinen Brüdern Bayonne verlassen. Aus Feigheit, die er für Klugheit hielt, schrieb er eigenhändig an Joseph eine Beglückwünschung. Er wurde in das Schloß Valencay abgeführt, wo er in anständiger Gefangenschaft auf Kosten Talleyrands lebte, dem das Schloß gehörte. Napoleon übte damit eine kleine Bosheit an Talleyrand, der ursprünglich zu dem Raub an Spanien gerathen hatte, öffentlich aber die Maaßregel tadelte. Das alte Königspaar und Godoy begaben sich nach Compiègne, später nach Marseille, endlich nach Rom. Die arme Königin von Hetrurien bekam nichts, sondern wurde grausam in ein römisches Kloster gesteckt, weil Napoleon die ihr ausbedungenen 400,000 Franken nicht zahlen mochte.

Escoiquiz sagte bei seinem Abschied Napoleon voraus, daß sich das ganze spanische Volk gegen ihn in Waffen erheben würde, und daß er besser gethan haben würde, wenn er Ferdinand VII. anerkannt hätte: „Sie haben sich jetzt eine herkulische Arbeit aufgebürdet, während Ihnen ein Kinderspiel in die Hand gegeben war."

Joseph Napoleon, bisheriger König von Neapel, Napoleons ältester Bruder, war gleich dem jüngsten Jerome ihm am ergebensten, ungleich Lucian und Ludwig, die immer ihren eigenen

Willen behielten. Von Charakter weich und mild schien Joseph besonders geeignet, die Spanier zu versöhnen. Gleichwohl waren viele der Meinung, der feurige, tapfere, schöne Murat würde der Nation besser gefallen haben. Ohne Zweifel hätten die Spanier den einen eben so unversöhnlich bekämpft, wie den andern. Napoleon selbst aber wollte ein so wichtiges Land keinem Ehrgeizigen anvertrauen, sondern nur einem unterwürfigen und treuen Bruder. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß er diese Creirungen neuer Könige nur als provisorisch betrachtete und im Sinne hatte, zuletzt ganz Europa in seiner Universalmonarchie zu vereinigen. Joseph kam am 7. Juni nach Bayonne und eröffnete hier bereits am 15. die Cortes oder spanischen Reichsstände, um mit ihnen die neue Verfassung zu verabschieden. Eine schlecht ersonnene Comödie, die sich Napoleon hätte ersparen können, weil sie seiner unwürdig war und ihres Eindrucks auf die Spanier nothwendig verfehlen mußte. Die Junta in Madrid war unter französischen Bajonnetten gezwungen worden, sich Joseph als König zu „erbitten.“ Eben so gewaltthätig hatte man einige Deputirte zusammengezwungen, die man nach Bayonne schickte, um die Cortes darzustellen. Nur einige feile Menschen hatten sich dazu hergegeben, einige andere waren ihrer Furcht und dem äußern Zwange gefolgt. Viele, die hätten kommen sollen, waren lieber geflüchtet. Es kamen von 150 Bestellten nur 91 zusammen. Der Herzog von Infantado machte die Honneurs und hatte, indem er Joseph beglückwünschte, doch die Kühnheit, den hier versammelten Cortes die Zustimmung der Nation vorbehalten zu wollen, was Napoleon in heftigen Zorn versetzte und sogleich zurückgenommen werden mußte. Die den Spaniern von Napoleon octroyirte, scheinbar von ihren Deputirten in Bayonne frei berathene Verfassung sollte der bisher in dicker mittelalterlicher Finsterniß befangenen spanischen Nation das Licht der Aufklärung und alle die Wohlthaten der Civilisation bringen, die sie bisher entbehrt hatte, Abschaffung der ohnehin eingeschlafenen Inquisition, der Feudalrechte, der Klöster, Einführung der Bureaukratie, der französischen Gesetze, Verbesserung der Schulen ꝛc. Napoleon that sich etwas darauf zu Gute, der Reformator

Spaniens zu seyn. Er sprach den Dank der Spanier selbst und die Zustimmung aller gebildeten Völker an. Damit schien ihm das ungeheure Unrecht, das er beging, hinreichend gesühnt oder wenigstens maskirt. In seiner Proklamation hieß es wörtlich: „Spanier, nach einer langen Agonie eilte eure Nation dem Untergange zu. Ich sah euer Unglück, ich will ihm abhelfen. Ich will ein ewiges Recht auf die Liebe und Dankbarkeit eurer Nachkommen erwerben. Eure Monarchie ist alt, man muß sie erneuern." Die spanische Nation aber frug ihn dagegen, was sie ihn angehe? wer ihn beauftragt habe, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen? In ihrem Namen antwortete Palafox, der berühmte Vertheidiger Saragossas, am 18. Juni dem ersten Brief, in dem ihn ein französischer General zur Unterwerfung aufforderte: „Sie geben sich eine sehr überflüssige Mühe, wenn Sie die Ruhe in einem Lande herstellen wollen, welches sie nie verloren hat. Die Flamme aber, die erst durch Ihre Ungerechtigkeit angefacht in der Entrüstung des spanischen Volks entbrannte, werden Sie nicht löschen."

Nicht ohne Absicht bereiste Napoleon auf dem Rückweg von Bayonne die westlichen Provinzen Frankreichs, um sich hier als ein Vater des Volks und segensreicher Friedensfürst zu zeigen, hauptsächlich auch um in der bigotten Vendée so populär zu erscheinen, als er es in Spanien zu werden wünschte. Ueberall streute er mit verschwenderischen Händen Wohlthaten aus, verfügte die Austrocknung von Sümpfen, die Urbarmachung von Oeden, Anlegung von Brücken, Straßen 2c. In der Vendée stieg er oft aus, um sich mit dem Landvolk zu unterhalten und sich für die Wiederherstellung der alten Kirche danken zu lassen.

Joseph reiste unter dem Schutz der französischen Armee in seine neue Hauptstadt. Der Aufruhr war schon ringsum entbrannt und überall empfing den neuen König tiefes Schweigen und Grollen. Aber überall wurden die rohen Volkshaufen der Spanier von den disciplinirten Truppen der Franzosen geschlagen, und so gelangte Joseph ohne Unfall am 20. Juli nach Madrid, wo ihn Savary als Murats Nachfolger empfing. Die Einwohner, seit ihrer ersten Nie-

derlage resignirt, verhielten sich stumm, nur die französischen Soldaten riefen ihr Lebehoch. Joseph war voll Kummer und drückte ihn täglich seinem Bruder in Briefen aus. Napoleon aber versprach ihm ausreichende Hülfe und empfahl ihm, heiter und voll Zuversicht zu seyn. Demgemäß bildete sich Joseph aus dem bereits ergebenen oder eingeschüchterten Adel ein Ministerium und einen Hofstaat, ließ sich unter Beibehaltung aller herkömmlichen Formen zum König ausrufen*) und große Freudenfeste veranstalten, unter anderm ein Stiergefecht, das Nationalschauspiel, welches die Spanier am meisten lieben, aber der Platz blieb leer, das Volk kehrte dem neuen Thron den Rücken zu. Joseph wollte versöhnen, während Savary Strenge für unerläßlich hielt. Beide verstanden sich schlecht. Allein sie wirthschafteten nicht lange mit einander, der furchtbare Aufstand des gesammten spanischen Volkes zwang sie schon nach zwölf Tagen, die Hauptstadt wieder zu verlassen, 1. August.

Seit Junots erstem Einmarsch waren 127,000 Franzosen über die Pyrenäen gegangen und auf diese waren schon im Mai und Juni eine Anzahl kleiner Heertheile nachgefolgt, die Napoleon schnell aus den Depots im südlichen Frankreich hatte aufbrechen lassen, sobald er von den vielen Aufständen in Spanien hörte. Im Allgemeinen hatte er disponirt, daß Duponts Armeecorps von Madrid nach dem Süden vorrücken sollte, um sich mit der französischen Flotte von Cadix und mit Junot in Lissabon in Verbindung zu setzen, während das Armeecorps von Moncey sich östlich gegen Valencia bewegen, das kleinere Corps von Duhesme Barcelona und Catalonien festhalten, das stärkste Corps unter Bessières aber den Nordwesten Spaniens einnehmen und sich gleichfalls mit Junot in Verbindung

*) Herolde in Wappenröcken ritten durch die Straße mit dem alten Rufe: Castilier, Castilier, Castilier, hört, hört, hört, für den König unsern Herrn, den Gott bewahre, Don Joseph Napoleon! Auch nahm Joseph in seinem Titel alle alten Namen auf, deren sich die Bourbons und älteren Habsburger bedient hatten und nannte sich demnach unter andern auch Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund und Brabant, Graf von Habsburg, Flandern und Tirol.

setzen sollte. Diesen zahlreichen, sieggewohnten und von trefflichen Generalen angeführten Heeren stand kein einziges spanisches gegenüber. Die spanische Armee war durch Godoy gänzlich vernachlässigt und auf ein Minimum herabgebracht worden. Ihre eine Hälfte, 14,000 Mann unter Romana, stand unter Napoleons Fahnen viele hundert Meilen von Spanien fern an den Ufern der Ostsee. Die andere Hälfte, 16,000 Mann unter Castannos, die mit Junot nach Portugal gegangen war, zog sich jetzt nach Cadix tief in den Süden zurück. Die wenigen in Madrid zurückgebliebenen Regimenter vermochten nichts und die Soldaten desertirten größtentheils, um sich mit dem insurgirten Volk einzeln zu vereinigen. Drei Schweizerregimenter in spanischem Solde befanden sich zu Granada und an der Ostküste Spaniens, ohne recht zu wissen, was sie thun sollten, da Joseph vom Volk nicht als König anerkannt wurde und eine andere Centralregierung noch nicht existirte. Die französischen Armeecorps bekamen also zunächst nur mit Bürgern und Bauern zu thun, die sich so gut als möglich bewaffneten, aber vom Kriege nichts verstanden, undisciplinirt und gegen ihre Anführer selbst mißtrauisch waren, sobald diese mehr der Klugheit als der blinden Wuth folgten. Dennoch unterlagen die Franzosen.

Das spanische Volk war das adeligste in Europa. Selbst der gemeinste Bauer hatte hier den Stolz eines freien Gothen und die ganze Ritterlichkeit der alten Zeit bewahrt. Zugleich war es das frömmste Volk in Europa, unberührt geblieben vom Gift der französischen Philosophie und Sittenlosigkeit. Das Volk hatte die Corruption des Hofes in Madrid nicht getheilt, ja in den entlegenen Provinzen kaum davon erfahren. Jede Provinz hatte ihre Eigenthümlichkeit und Verfassung bewahrt. Das von Gebirgen durchschnittene weite Land hatte nur wenige Heerstraßen, Reisende und Waaren wurden auf Maulthieren fortgeschafft. Auch Zeitungen waren noch sehr selten. Die Geistlichkeit theilte den adeligen und frommen Sinn des Volkes und war durchaus hochgeachtet. Ebenso die Beamten und Richter, die in geringer Zahl nach alten Gesetzen volksthümlich walteten. Im Volke lebte ein tiefer Rechtssinn und

ein feines Gefühl für das Schickliche, was sich auch in dem allgemeinen Haß gegen Godoy kund gegeben hatte, während die alte Treue gegen das Königshaus, die unbedingte Loyalität der Unterthanen, jeden Ausbruch des Unwillens in Bezug auf die Königin und den König zurückhielt, so daß selbst nach deren Flucht und treulosem Benehmen in Bayonne die Ehrfurcht gegen die königlichen Personen durch keine Schmähschrift verletzt wurde.

Die französischen Soldaten mißkannten die Tugenden des spanischen Volkes. Sie glaubten überall nur Trägheit, Mangel an Bildung und Aufklärung, und dummen Aberglauben wahrzunehmen. Sie spotteten der Frömmigkeit und plünderten die Kirchen um so lieber, als dieselben sehr reich waren. Sobald aber das bisher ruhige Volk zu den Waffen gegriffen hatte, konnten die Franzosen kaum begreifen, wie je ein Bauer es wagen mochte, sich mit ihnen zu messen, und ihr Soldatenstolz feuerte sie nicht nur zur größten Tapferkeit an, sondern neigte sich auch zur Grausamkeit. Im Beginn des Krieges behandelten selbst die französischen Generale die spanischen Insurgenten nur als Räuber, bis die furchtbaren Repressalien, welche die Spanier gebrauchten, sie zwangen, den gefangenen Bauern dieselbe Rücksicht angedeihen zu lassen, wie gefangenen Soldaten.

Das Volk erhob sich überall und ohne Verabredung, sobald es durch den Straßenkampf in Madrid und durch die Ereignisse in Bayonne von der unerhörten Verrätherei und Willkür Napoleons überzeugt worden war *). Jede Provinz handelte aus eigener Macht

*) Erst viel später hat Napoleon selbst zugestanden, wie sehr er sich in Bayonne verfehlt habe. „Dieser unglückliche Krieg hat meinen Untergang bereitet, er hat meine Macht zertheilt, meine Verlegenheiten vervielfältigt, das Vertrauen in meine Redlichkeit erschüttert. Ich wollte sie glücklich machen, ich stellte ihre Mißbräuche ab, ich gab ihnen eine freie Verfassung. Ich erwartete ihre Segenswünsche, aber sie verschmähten das Interesse und hielten sich nur an die Beschimpfung. Alles griff zu den Waffen. Die Spanier in Masse betrugen sich wie ein Mann von Ehre. Darüber ist nichts zu sagen, außer etwa, daß sie für ihren Heldenmuth schlecht belohnt worden sind. — Sie hätten ein besseres Schicksal verdient." Las Cases.

und bildete eine revolutionäre Junta, ohne sich von einer andern abhängig machen zu wollen. Ueberall war es die Masse des Volks, von der die Bewegung ausging und der die höhern Stände folgten. Wer vom Adel oder Beamtenstand irgend verdächtig war, ein Freund der Franzosen oder auch nur lau gesinnt zu seyn, fiel alsbald der Volkswuth zum Opfer, die auch manchen edeln Mann ereilte, wenn er nur Vorsicht empfahl und im besten Willen die schlimmen Folgen der Unbesonnenheit voraussagte. Einheit des Widerstandes und ein Plan waren bei dieser Stimmung etwas Unmögliches. Die Volkskraft blieb getheilt und lähmte sich selbst. Die französischen Heere hatten den Vortheil, mit Uebermacht die vereinzelten Aufstände nach einander besiegen zu können. Aber sie siegten nur, wo sie standen. Von allen Seiten schwoll der Aufstand immer wieder gegen sie an, hemmte ihre Verbindungen und vernichtete jeden kleinen Heertheil, der sich vom großen absonderte.

Der Tag, an welchem fast ganz Spanien sich erhob, war der Himmelfahrtstag, 26. Mai 1808. Theils wurde um diese Zeit erst in den entlegenen Provinzen der ganze Umfang des Verraths bekannt, theils wählte das Volk absichtlich diesen Tag aus Gründen der Frömmigkeit zur allgemeinen Schilderhebung, wenn diese auch schon ein Paar Tage früher vorbereitet war. In Oviedo, wo die Provinzialstände des Königreichs Asturien zufällig beisammen waren, wählten sie schon am 24. Mai eine Junta im Namen Ferdinands VII., beschloßen ein Heer von 18,000 Mann aufzustellen, erklärten Napoleon den Krieg und schickten zwei edle Männer über Meer nach London, wo sie mit Ueberraschung und Freude aufgenommen wurden und das Versprechen baldiger und reicher Hülfe empfingen. Zu Corunna, der Hauptstadt des Königreichs Galicien, zu Santander, in Catalonien erfolgte die feierliche Erhebung am Himmelfahrtstage. Auch hier bildeten sich Junten, wurde der Krieg erklärt und eifrig gerüstet. Diese von der Nordküste Spaniens ausgehende erste Bewegung wurde im Königreich Altcastilien aufgehalten. In Logronno am obern Ebro wurde das aufgestandene Volk am 6. Juni durch die Franzosen unter General Verdier auseinandergesprengt.

Auch aus Segovia mußten die Insurgenten vor den überlegenen Streitkräften der Franzosen fliehen. Im Königreich Leon zügelte daher der alte strenge Gouverneur de la Cuesta die Wuth des Volks und mahnte zu Vorsicht. Diese Zurückhaltung hatte, weil sie den Haß von den Franzosen auf die Verdächtigen im Innern lenkte, mehrere grausame Ermordungen zu Valladolid und an andern Orten zur Folge. Auch Filangieri, Generalcapitän von Asturien, ein Neapolitaner, wurde auf der Flucht erschlagen, ebenso Cevallos, Director der Militärschule in Segovia. De la Cuesta selbst aber mußte wider Willen den Oberbefehl über die Insurgenten übernehmen und sie gegen den Feind führen. Als er das Volk in Valladolid ermahnte, sich nicht so blind der überlegenen Macht Bessières' entgegenzuwerfen, richtete man ihm gegenüber einen Galgen auf, um ihn daran zu hängen, wenn er nicht dem Volke gehorche. Er ging nun vorwärts, aber schon sein Vortrapp erlitt bei Torquemada durch General Lasalle am 6. Juni, und er selbst bei Cabezon durch den mit Merles Division verstärkten Lasalle am 12. eine Niederlage, worauf die Franzosen Valladolid wegnahmen. Merle drang bis nach Santander vor. Cuesta verstärkte sich mit den Aufgeboten von Asturien und Galicien unter dem General Blake (einem längst in Spanien naturalisirten Engländer) und wollte wieder vorrücken, als er von Bessières selbst bei Rio seco angegriffen wurde. Cuesta und Blake hatten 22,000 Mann, aber rohe Haufen und waren selbst mit einander nicht einig. Deshalb konnte Bessières mit nur 12,000 Mann guter Truppen sie besiegen und ihnen 4000 Mann vernichten, 14. Juli. Ohne diesen Sieg hätte sich Joseph gar nicht bis nach Madrid gewagt.

Die zweite Gruppe des Kampfes hatte zum Mittelpunkt Saragossa, die Hauptstadt des Königreichs Aragonien. Auch hier hatte sich das Volk voll Begeisterung schon am 24. Mai erhoben und den Marquis von Lazan mit einigen tausend Mann gegen Tudela vorgeschickt, um die Franzosen unter Lefebvre-Desnouettes anzugreifen und dessen Uebergang über den Ebro zu hindern. Aber die Franzosen forcirten die Brücke und ihre Reiterei wüthete unter den fliehen-

den Insurgenten, 13. Juni. Am 14. wurde Lazans Bruder Joseph Palafox ebenso bei Alagon zurückgeschlagen. Am 15. erschien Lefebvre vor Saragossa selbst. Diese Stadt zählte ungefähr 50,000 Einwohner und lag in einem länglichen Viereck am rechten Ufer des Ebro, auf der Landseite nur durch eine 12 Fuß hohe Stadtmauer und durch die Kanonen eines nahen Bergschlosses schwach beschützt. Allein die Einwohner empfingen den ersten Anlauf der Franzosen mit einem solchen Kugelregen aus allen Fenstern und von allen Dächern, daß Lefebvre lieber wieder zurückging. So bewährte sich, was schon hundert Jahre vorher Colmenar gesagt hatte: „Saragossa ist schutzlos, aber der Muth seiner Bevölkerung ersetzt die Wälle.“ Während Palafox Streitkräfte sammelte, um den Feind von außen anzugreifen und von Saragossa wegzulenken, wurde Lazan Gouverneur in der Stadt selbst, in welcher am 26. alle Einwohner einen feierlichen Eid schwuren, sich bis auf den Tod zu vertheidigen. Unterdeß hatte sich Lefebvre durch Verdier verstärkt, der schweres Geschütz herbeiführte und die Stadt bombardirte. Zugleich sprang innerhalb derselben ein großes Pulvermagazin in die Luft, allein man ließ sich doch nicht schrecken. Die tapfern Bürger, von vielen Bauern der Umgegend unterstützt, hatten die Klöster der Stadt in Castelle verwandelt, die Straßen abgegraben und Gänge durch die Häuser gebrochen, bedrohte Oeffnungen mit Erdsäcken gefüllt oder vermauert, an den besten Punkten furchtbare Batterien errichtet, und glühten vor Kampflust. Als am 1. Juli die am weitesten vorliegende Batterie von den Franzosen so nachdrücklich beschossen wurde, daß alle ihre Vertheidiger fielen oder flohen, wollte Agostina, ein junges Mädchen, nicht leiden, daß sich die Franzosen des in der Batterie zurückgebliebenen Geschützes bemächtigten, eilte dahin und feuerte eine noch geladene Kanone gegen sie ab. Da schämten sich die Männer, eilten ihr nach und behaupteten die Batterie. An demselben heißen Tage kam Joseph Palafox heimlich in die Stadt zurück und übernahm das Commando. Dieser Jüngling von 28 Jahren war mit Recht der Liebling der Aragonier. Obgleich ein Neffe des Lombarden Melzi, den Napoleon zum Herzog von Lodi erhoben,

glühte er als Spanier von Haß gegen Napoleon. Das Schloß auf dem Berge Torrero vor der Stadt war bereits von den Franzosen erobert. Mit unerhörter Anstrengung drangen sie allmälig bis zum Kloster Santa Engracia vor. Tag und Nacht wüthete der Kampf von beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung, als plötzlich am 13. August Lefebvre und der verwundete Verdier Befehl erhielten, die Belagerung aufzugehen und sich zurückzuziehen. Sie hatten vor Saragossas Mauern 3000 Mann verloren. Von den Einwohnern der Stadt waren 2000 geblieben, denen Palafox am 25. eine große ernste Todtenfeier halten ließ.

Dem concentrischen Kampf um Saragossa entsprach ein excentrischer von Barcelona aus: die dritte Gruppe dieses Krieges, im Königreich Catalonien. In der Hauptstadt Barcelona hatte sich schon gleich anfangs ein französisches Heer unter Duhesme festgesetzt und hielt den Zorn des Volkes nieder, aber in der gebirgigen Provinz stand überall das durch seine zähe Tapferkeit schon längst berühmte Volk der Catalanen auf (Nachkommen der alten Gothen und Alanen), denen auch von den balearischen Inseln viele eifrige Patrioten zu Hülfe kamen. Duhesme sendete beträchtliche Truppentheile aus, um die empörten Orte zu unterwerfen, wurde aber überall zurückgewiesen. Unter dem Namen der Somatenes bildete das Landvolk hier schon längst eine eigenthümliche Miliz (ähnlich den Tiroler Schützen), die sich fast in jedem Kampfe den Franzosen überlegen bewies und dieselben schon im Anfang Juni von Manresa und Tarragona zurückschlug, 6. und 9. Juni. Duhesme schickte ein stärkeres Corps unter Chabran gegen Manresa aus, den Schimpf zu rächen, aber auch dieser wurde nach Barcelona zurückgejagt, am 14. Hierauf zog Duhesme selbst mit dem größern Theil seines Heeres aus, brachte den Bauern von Valles eine blutige Niederlage bei, ließ Mataro am 17. plündern und die scheußlichsten Grausamkeiten an den Einwohnern üben, und hoffte die kleine Festung Girona zu überraschen, wurde aber am 20. von da zurückgeschlagen, während Chabran mit 3500 Mann von den Somatenes bei Granollers besiegt und aller seiner Kanonen beraubt wurde.

Die vierte Gruppe des großen Nationalkampfes begreift die mißlungene Expedition des Marschalls Moncey nach Valencia in sich. Derselbe setzte sich schon am 4. Juni von Madrid aus in Bewegung, blieb aber in Cuença, um Chabran abzuwarten, der von Barcelona aus über Tarragona und Tortosa zu ihm stoßen sollte, jedoch von den Catalanen zurückgeworfen wurde. Endlich entschloß sich Moncey, allein vorwärts zu gehen, und drang am 23. durch den Engpaß Las Cabreras, den ihm die Insurgenten verlegten und wo er großen Verlust erlitt. Dennoch gelangte er bis unter die Mauern des schönen Valencia in der fruchtbarsten Gegend, deren Frieden er nie hätte stören sollen. In dieser blühenden Seestadt war die Fahne des Aufruhrs am 23. Mai erhoben worden. Calvo, ein Canonicus aus Madrid, hatte sich auf kurze Zeit der Herrschaft bemächtigt und alle in Valencia wohnenden Franzosen, 330 an der Zahl, am 5. Juni ermorden lassen. Auch ein Mitglied der Junta, das Haupt des Adels, Miguel de Saavedra, Baron von Albalas, wurde umgebracht. Allein der Franziskanermönch Rico stellte die Ordnung wieder her und ließ Calvo hinrichten. Die Junta dämpfte die Anarchie mit schrecklicher Strenge und ließ über 200 Bösewichter hängen, welche die Ehre Valencias durch den Mord Wehrloser und durch Raub befleckt hatten. In dieser Stimmung fand Moncey die Stadt und wurde, als er sie am 28. Juni im ersten Anlauf zu nehmen hoffte, mit einem so fürchterlichen Feuer empfangen, daß er mit Verlust von 2000 Mann augenblicklich wieder abzog und sich glücklich schätzte, den abgematteten Rest seiner Truppen durch die Gebirgspässe zurückzubringen. Mittlerweile hatte sich Cuença empört, war aber durch ein von Savary aus Madrid entsendetes Corps erobert und geplündert worden, wobei die Franzosen sich unerhörte Schandthaten erlaubten.

Die fünfte Gruppe des Volkskrieges hatte ihren weiten Spielraum im südlichen Spanien. Dahin war General Dupont aufgebrochen mit der Aussicht, sich hier den Marschallstab zu verdienen. Schon am 26. April kam er nach Toledo und unterdrückte hier einen Volksaufstand, den ersten in ganz Spanien, noch vor dem in Madrid,

einen ganzen Monat vor dem verhängnißvollen Himmelfahrtstage. Allein er ging damals noch nicht weiter vor, weil die Unterhandlungen in Bayonne noch schwebten. Daher konnten die südlichen Königreiche Andalusien, Murcia, Granada und Estremadura sich erheben, bevor er sie störte. Die größte Stadt des südlichen Spanien ist das herrliche Sevilla. Hier begann die Erhebung am Himmelfahrtstage und bildete sich eine Junta, die gleich anfangs sich als Centraljunta für ganz Spanien proclamirte, aber nur von den nächsten Nachbarn im Süden als solche anerkannt wurde. In Cadix fiel der Generalcapitän von Andalusien, Setano, als Opfer der Volkswuth, weil er ein Freund der Franzosen war. Dagegen ließ der Gouverneur von Cadix, Morla, der die Junta von Sevilla anerkannte, die französische Flotte unter Rosily, die durch widrige Winde am Auslaufen gehindert war, einschließen und bombardiren, so daß sie am 14. Juni die Flagge zu streichen gezwungen war, 5 Linienschiffe und eine Fregatte mit 4000 Mann. Auch die im Lager von St. Roch vereinigte spanische Armee unter Castannos unterwarf sich der Junta von Sevilla, und Theodor von Reding, der mit drei Schweizerregimentern in Granada und Murcia stand, beschloß sich mit ihm zu vereinigen, während zwei andere Schweizerregimenter im Heere Duponts inbegriffen gleichfalls Lust bezeigten, zu ihren Landsleuten überzugehen. In Granada wurde Don Pedro Truxillo, ein Anhänger des Friedensfürsten, in Malaga der französische Consul nebst mehreren andern Personen von Rang ermordet. Auch in Murcia stand das Volk auf. Desgleichen in Estremadura, wo der Gouverneur von Badajoz, Graf de la Torre, vom Volk erschlagen wurde.

Dupont war im Anfang Juni durch die Mancha und Sierra Morena vorgerückt und erfuhr erst am 5. zu Andujar den allgemeinen Aufstand des Südens. Er eilte, sich der reichen Stadt Cordova zu bemächtigen. Aber schon am 7. stieß er an der Brücke von Alcolea auf ein durch Augustin von Echavarri schnell zusammengerafftes Volksheer, welches ihm den Uebergang über den Guadalquivir verwehrte. An Geschütz und Reiterei weit überlegen, zerschmetterte

er die ungeordneten Bauernhaufen und drang mit den Fliehenden noch an demselben Tage in die Straßen von Cordova ein, die das Volk zwar aufs verzweifeltste, aber nicht so wirksam zu vertheidigen wußte, wie in Saragossa und Valencia. Das fürchterliche Gemetzel in der Stadt endete mit allgemeiner Plünderung. Die französischen Soldaten gehorchten keinem Befehl mehr, betranken sich und übten viehische Greuel. Das Landvolk wurde dadurch in ungeheure Wuth versetzt und mordete in Duponts Rücken zu Montoro 200 Franzosen aufs grausamste. Einige sollen zur Rache für die Kirchenschändungen in Cordova gekreuzigt worden seyn. Auch General René, der den Bauern in die Hände fiel, wurde ermordet. Dupont blieb bis zum 17. in Cordova, wagte aber nicht nach Sevilla vorzugehen, sondern fürchtete von Castannos und Reding abgeschnitten zu werden und zog sich mit schwerem Herzen zurück. Die reiche Stadt Valdegamas, die in seinem Rücken aufgestanden war, wurde von General Belair zur Rache geplündert und zum Theil verbrannt, abermals unter unmenschlichen Greueln.

Sobald Savary in Madrid von dem Aufruhr im Süden hörte, sandte er General Wedel mit 7000 Mann in die Sierra Morena, um Dupont zu unterstützen, der nun wieder Stand hielt, zu Andujar. Allein es scheint, Dupont hatte ein wenig den Kopf verloren und schwankte zwischen der doppelten Furcht, durch seinen Rückzug den Marschallstab zu verscherzen und durch sein Dableiben sich einer Niederlage auszusetzen. Seine Dispositionen wurden unsicher. Unterdeß vereinigten sich Castannos und Reding und hielten am 11. Juli zu Porcua einen Kriegsrath, worin sie beschlossen, ihre gesammte Macht, die sie auf 28,000 Mann gebracht hatten, zu theilen und Dupont durch Ueberflügelung von den Engpässen der Sierra Morena abzuschneiden. Am 16. erzwang Reding den Uebergang über den Guadalquivir bei Mengibar und schlug die Franzosen unter Gobert zurück, der hier den Tod fand. Am 18. kam Reding nach Baylen, welches Wedel vorher besetzt, aber schon wieder verlassen hatte, um den Feind da aufzusuchen, wo er nicht war. Während nun Wedel blind umherirrte, zog sich Dupont von Andujar nach Baylen zurück,

um sich hier mit ihm zu vereinigen und sich der Engpässe zu versichern, stieß nun aber zu seinem Schrecken auf Reding. Die französischen Soldaten waren vom Marsch und von der unerträglichen Hitze des Tages erschöpft. Sie verschmachteten vor Durst, denn selbst die Bäche waren ausgetrocknet. In dieser verzweiflungsvollen Lage mußten sie 9 Stunden lang gegen Reding kämpfen, der ihnen keine Ruhe ließ, bis er sie ganz überwältigt hatte. Aber erst nachdem 3000 Franzosen getödtet oder verwundet, andere 3000 vor Mattigkeit wie todt umgesunken waren und die Waffen weggeworfen hatten, 1600 Schweizer von den beiden Regimentern Preux und Reding*), die unter Dupont fochten, zu ihren Landsleuten im spanischen Heere übergegangen waren, entschloß sich Dupont mit dem Reste sich gefangen zu geben. Erst als die Capitulation schon im Gange war, langte de la Prena mit der Vorhut des großen Heeres von Castannos an, welches hinter Dupont hergezogen war, doch ist es wahrscheinlich, daß die Kanonenschüsse, mit denen Prena seine Ankunft signalisirte, Dupont von der Größe seiner Gefahr unterrichtet hatten, und daß er die Capitulation mit Reding beschleunigte, um bessere Bedingungen zu erhalten. Castannos selbst erschien, sein ganzes Heer folgte und alles Landvolk in der Runde strömte herbei, das wundervolle Schauspiel einer gefangenen französischen Armee mit anzusehen. Aber Castannos war fest entschlossen, sich mit Dupont allein nicht genügen zu lassen, auch Wedel sollte sich ergeben. Dupont hatte diesem sagen lassen, er möge so schnell als möglich fliehen. Als aber Castannos schwur, Duponts ganze Armee über die Klinge springen zu lassen, mußte derselbe an Wedel den Befehl schicken, sich zu ergeben. Wedel weigerte sich anfangs, gab aber zuletzt nach, um eine noch schlimmere Katastrophe Duponts zu verhüten, und weil auch seine Truppen gänzlich erschöpft waren. So kam die berühmte Capitulation von Baylen am 21. Juli zu Stande, wonach 9400 Franzosen, denn so viele waren noch übrig, die Waffen streckten.

---

*) Zwei Vettern desselben Schwyzer Geschlechts Reding standen sich hier gegenüber.

Nur die Division Barbou, die zuerst gänzlich umzingelt worden war, sollte kriegsgefangen bleiben, die übrigen aber über Meer nach Frankreich zurückgeschickt werden, auch ihr Gepäck behalten. Als sie aber in Sevilla anlangten, erkannte die Junta eine so günstige Capitulation nicht an und erklärte alle für kriegsgefangen. Auch das Gepäck wurde zu Lebrija geplündert, weil das Volk durch die Ritzen eines Mantelsacks einen in Cordova gestohlenen Kirchenkelch entdeckte und begreiflicherweise nicht dulden wollte, daß die heiligen Gefäße von den Räubern mitgenommen würden. Diese Wuth des Volkes ist sehr entschuldbar, während die Handlungsweise der Junta von Sevilla die spanische Ehre befleckte. Morla sagte: wie sollten wir denen Treue halten, die sich jede Untreue gegen uns erlaubt, die durch den schändlichsten Verrath unser Land in so tiefes Elend gestürzt haben? Aber er hätte vielmehr sagen sollen: ihr Treulosen, lernt von uns die Treue!

Eben so unheilvoll für Napoleon war der Ausgang des Kampfes in der sechsten Gruppe dieses transpyrenäischen Krieges. Noch stand nämlich Junot mit ungeschwächter Heeresmacht in Lissabon, aber Portugal verharrte nicht mehr in der frühern Ruhe, sondern ahmte den tapfern Spaniern nach. In Oporto commandirte der französische General Quesnel ein noch von Godoy ihm anvertrautes Corps von 10,000 Spaniern, die aus Galicien gekommen waren, um Junot zu unterstützen. Sobald sie von der Erhebung ihrer Landsleute hörten und Befehle von der ersten Junta in Galicien empfingen, nahmen sie Quesnel und alle ihn begleitenden Franzosen gefangen, stellten den General Belesta an ihre Spitze und kehrten nach Galicien heim, am 6. Juni. Unmittelbar darauf am 11. Juni stand das Volk in Oporto auf und bildete eine Junta im Namen des vertriebenen Königs, an deren Spitze der Bischof de Castro trat. Auch Evora erhob sich. Eine unter General Loison von Lissabon ausgeschickte französische Division schlug die Insurgenten von Evora zurück, litt aber sehr an der Hitze. Nach Oporto wagte Junot keine Diversion zu machen. Nun war gerade damals Sir Arthur Wellesley aus England nach Corunna geschickt worden, um den ersten Aufforderun-

gen der Junten von Asturien und Galicien zu genügen, und brachte ein Heer, Waffen und Geld mit. Als er aber am 20. in Corunna anlangte, glaubte man, er werde hier weniger nützen können als in Oporto. Wellesley segelte also dahin und wurde mit stürmischer Freude empfangen, 1. August. Er hatte erst 14 bis 15,000 Mann beisammen, nur Infanterie und Artillerie, doch sollten ihm 11,000 Mann unter Moore, die bisher in Schweden gestanden, und als Oberbefehlshaber der Gouverneur von Gibraltar, General Dalrymple, nachfolgen. Wellesley aber legte den größten Werth darauf, einen Sieg allein zu erfechten, bevor Moore und Dalrymple einträfen, und ging daher rasch auf Lissabon los. Junot schickte ihm den General Delaborde entgegen, der nach einem heftigen Gefecht bei Zumbugiero zurückwich, 16. August. Nun brach Junot selbst auf, und unfern von Madrid kam es bei Vimeiro zu einer Hauptschlacht, in welcher Junot trotz seiner bedeutenden Uebermacht die feste Stellung der Engländer nicht erstürmen konnte, durch ihr Feuer beträchtlichen Verlust erlitt und zum Rückzug gezwungen wurde, am 18. Dieses Unglück versetzte ihn in die nämliche Verzweiflung, in der Murat und Dupont sich befunden hatten, denn Junot hatte sich nichts Geringeres geträumt, als die Krone von Portugal auf sein Haupt zu setzen. Jetzt, von den Engländern besiegt, denen bald Verstärkungen zukommen sollten, und vom Aufruhr des Volks umringt, mußte er sich schmerzlich darein ergeben, zu capituliren. Dalrymple war inzwischen angekommen und schloß die Capitulation mit Junot zu Cintra am 30. Die Franzosen erhielten freien Abzug zur See nach Frankreich mit allem ihrem Gepäck. Der russische Admiral Siniawin, der sich mit 10 Schiffen (aus den ionischen Inseln zurückkehrend) im Hafen von Lissabon befand, capitulirte gleichfalls, wie man glaubte auf geheimen Befehl seines Kaisers, der Napoleons Zwecken nicht dienen, sondern nur ihn zu seinen eigenen Zwecken benutzen wollte. Der russische Gesandte in Madrid, Strogonow, hielt geheime Einverständnisse mit den Insurgenten. Dalrymple erndtete übrigens in England schlechten Dank für seine Capitulation. Man fand sie viel zu günstig für Junot, der sich auf

Gnade und Ungnade hätte ergeben müssen, wie Dupont. Der Nationalunwille, der Dalrymple traf, diente Wellesleys Ruhm zur Folie. Dalrymple hatte den Franzosen sogar erlaubt, alle ihre Beute mitzunehmen, wogegen Wellesley und die Portugiesen vergeblich protestirten.

In dem nämlichen Monat August entkam, wie durch ein Wunder, die spanische Armee unter Romana aus der Ostsee und kehrte jubelnd nach Spanien zurück, um mit ihren Landsleuten vereinigt gegen die Franzosen zu fechten. Diese merkwürdige Begebenheit kann man als die siebente und letzte Gruppe des spanischen Krieges betrachten. Bernadotte, der in Schwedisch-Pommern commandirte, hatte unvorsichtig jenes spanische Corps auf die dänischen Inseln Langeland und Fünen hinübergeschickt, wo es in nahe Berührung mit englischen Schiffen kommen konnte. Hier erfuhr es, was unterdeß in Spanien vorgegangen war, und glühte vor Sehnsucht nach dem Vaterlande. Welchen Schmerz mußten diese tapfern Spanier empfinden, daß sie ferne von der Heimath demselben Napoleon dienten, der ihr Volk so tief gekränkt und so grausam mißhandelt hatte! Sie wußten noch lange nicht alles, da landete Lobo, von Andalusien über England hergesendet, in einem Fischerkahne an der Insel Langeland und lud Romana ein, sich durch die bereit gehaltene englische Flotte unter Keats entführen und nach Spanien bringen zu lassen. Alles war entzückt darüber und einig, nur der General Kindelan, der nächste im Rang unter Romana, entfernte sich als Verräther, um Bernadotte Nachricht zu geben. Die Gefahr war dringend. Romana bemächtigte sich am 9. August auf Fünen der Stadt Nyborg, um hier die englischen Schiffe zu erwarten. Das Regiment Zamora, das weit entfernt gelegen hatte, marschirte 21 Stunden ununterbrochen, um nicht zu spät nach Nyborg zu kommen. Auch vom jütischen Festland aus Aarhus kam ein Regiment auf Kähnen an. Die Soldaten alle knieten um eine aufgepflanzte Fahne und schwuren dem Vaterlande Treue bis in den Tod, fest entschlossen, sich aufs äußerste zu vertheidigen, wenn sie von Bernadotte angegriffen würden, ehe Keats mit den Schiffen käme. Aber die Schiffe kamen zu rechter

Zeit, und schon am 13. August ging Romana mit 9038 Spaniern unter Segel. Leider mußten 5160 andere zurückbleiben, die auf dem Festlande waren und nicht schnell genug hatten benachrichtigt werden können oder schon von den Franzosen entwaffnet waren. Ohne Kindelans Verrath wären sehr wahrscheinlich alle entkommen.

Die Unglücksfälle der Franzosen in Spanien hatten zur nächsten Folge, daß König Joseph sich in Madrid nicht halten konnte. Die Schreckensnachricht von Baylen kam am 29. Juli in dieser Hauptstadt an, und schon am 1. August zog sich Joseph mit seinem ganzen Hofe nach Burgos zurück, unter den Schutz der Armee von Bessières, der bei Rio Seco gesiegt hatte. Dahin begab sich auch Savary, und Moncey mit dem Rest seiner Truppen folgte ihm nach. Nur Duhesme blieb noch in Barcelona eingeschlossen. Ein Aufruhr in Bilbao, der aus Freude über die Niederlage der Franzosen erfolgte, wurde am 16. August blutig gedämpft.

Als Napoleon die Niederlage Duponts erfuhr, soll er in einen unbeschreiblichen Zorn ausgebrochen seyn. Der verwöhnte Sohn des Glücks konnte Unglück noch nicht ertragen und geberdete sich gegen das große Schicksal wie ein unartiges Kind, dem man den Willen nicht mehr thut. Seine Umgebung staunte über die ungewöhnliche Decontenancirung und Verzweiflung in seinem ganzen Wesen. Allein sein Ahnungsvermögen war tiefer als das ihrige. Sein schneller Blick erkannte die unermeßliche Folgenreihe, die sein erstes Unglück nach sich ziehen mußte. Doch war er bald wieder gefaßt und traf seine Maaßregeln. Das Unglück Junots machte daher keinen Eindruck mehr bei ihm. Dupont allein erfuhr seine ganze Ungnade, an ihm rächte er seinen ersten Schmerz; Junot behielt alle seine Würden und sein Commando, während Dupont nach seiner Rückkehr ins Gefängniß wandern mußte.

Vor dem großen Verrath in Bayonne war Napoleon stark genug, Rußland noch Gesetze vorzuschreiben und dessen Umsichgreifen im Orient Einhalt zu thun. Nachher war er nicht mehr stark genug, sondern gezwungen, zu Erfurt die Freundschaft Rußlands zu erkaufen. Zu den Erfurter Verhandlungen wurde Napoleon durch Reding und

Wellesley gezwungen, es war keine freie That mehr, und sie war ihm daher weder lieb noch günstig. Sie ließ einen tiefen Aerger gegen Rußland in ihm zurück, dem er gegen seinen Willen hatte schmeicheln müssen.

Das Opfer, welches er Rußland brachte, war aber noch gering im Vergleich mit den ungeheuren Anstrengungen, zu denen ihn die Unterwerfung Spaniens nöthigte, Anstrengungen, von denen er wohl wußte, wie sehr sie sein Reich erschöpfen mußten. Sein Ruhm und selbst sein Thron stand auf dem Spiel, wenn er sich für besiegt erklärte und Spanien den Engländern überließ. Davon konnte entfernt nicht die Rede seyn, er mußte also um jeden Preis in Spanien Herr werden. Da 127,000 Mann unter berühmten Generalen nicht ausgereicht hatten, brauchte er viel mehr. Aber er brauchte eben so viele Truppen, um Deutschland, und eben so viele, um Italien und Frankreich selbst zu überwachen. Er sah sich daher zum erstenmal gezwungen, bei der Rekrutirung über die natürliche Grenze hinauszugehen und außer der Conscription des laufenden Jahres nicht nur zurückzugreifen in die früheren Conscriptionen und noch Jünglinge, die seit Jahren schon frei zu seyn glaubten, sondern auch schon einen Theil derer vom Jahr 1810 einzuberufen. Das hatte den doppelten Nachtheil, daß er zu junge und unreife Soldaten erhielt, und daß die Bevölkerungen über die Wegführung so vieler Söhne zur sichern Schlachtbank zu klagen anfingen. Da er nach Spanien nicht lauter Rekruten schicken konnte, sondern hier mehr als irgendwo sichere alte Soldaten brauchte, zog er 100,000 Mann aus Preußen und Deutschland zurück und befahl den Polen und Rheinbundstaaten, ihm zahlreiche Contingente gleichfalls für Spanien zu stellen. Nur Bayern und Württemberg durften ihre Truppen im Lande behalten, als Wache gegen Oesterreich.

Nachdem er zu Erfurt sich durch diplomatische Kunst den Rücken gedeckt und mit Ausnahme der in den Festungen zurückbleibenden Besatzungen auch Preußen von der Last der französischen Einquartierung befreit hatte, theilte er die große Armee, die er persönlich nach Spanien führen wollte, in acht Armeecorps ein, die mitgerechnet,

die sich noch in Spanien befanden. Man schätzte die Gesammtzahl zu 250,000 Mann, die sich jedoch durch Nachsendungen beträchtlich vermehrte. Die französischen Truppen, welche Preußen verlassen hatten, und die Rheinbundtruppen und Polen wurden auf ihrem weiten Weg durch Frankreich nach Spanien auf Napoleons ausdrücklichen Befehl in den größern Städten festlich empfangen und bewirthet. Man schmückte sie, fütterte sie mit Leckerbissen, musicirte ihnen und ließ sie tanzen wie man Opferthiere putzt. Man gab ihnen gleichsam die Henkermahlzeit. Nichts bezeichnet so deutlich, wie tief Napoleon die Menschen verachtete. Damals befahl er auch dem Minister des Innern, Lieder für die Soldaten anfertigen zu lassen. Begeisternder Gesang kam nicht mehr von selbst, er mußte befohlen und erkauft werden. Den alten Soldaten aber, die sich nicht leicht täuschen ließen, imponirte er durch seine Freimüthigkeit. Er sagte ihnen: „Soldaten, ich brauche euch! Die scheußliche Anwesenheit des Leoparden (im englischen Wappen) besudelt Spanien, euer Adler jage ihn bis zu den Säulen des Herkules. Ihr seyd die neuen Römer, ihr siegtet am Euphrat (?) und am Tajo. Siegt abermals, was ihr für meinen Ruhm thun werdet, wird ewig in meinem Herzen leben.“ An alle Corps, die er musterte, hielt er begeisternde Anreden im Styl von Boulogne*). Aber man bemerkte, daß sein Heer früher weniger Aufmunterung bedurfte und doch alles geleistet hatte.

Die Spanier waren froh und stolz, den Feind bis an die nördlichen Grenzen ihres Landes zurückgedrängt zu haben, versahen sich aber eines neuen und noch gewaltthätigern Angriffs und neigten sich mehr als bisher zu gemeinsamen Maaßregeln. Da sie wieder im Besitz der Hauptstadt waren, wählten sie am 25. Sept. zu Aranjuez eine neue Centraljunta, größtentheils aus Mitgliedern der einzelnen Provinzialjunten zusammengesetzt, an Zahl anfangs 24, später 35. Der achtzigjährige Graf von Florida-Blanca wurde ihr Präsident,

*) Ein deutscher Augenzeuge beschreibt, wie Napoleon gegen die Armee seine Arme ausgestreckt habe. „Es war Jupiter, der seine Rechte durch die Unendlichkeit ausstreckt und bei sich selber schwört.“

aber damals schon trat eine jugendliche Opposition auf, deren Wortführer Jovellanos war, der erste Keim zu dem später in den Cortes hervortretenden Gegensatz. Die Alten wollten nur die Rechte König Ferdinands VII. wahren und in Verfassung und Verwaltung nichts ändern, die Jungen aber wollten Neuerungen einführen.

England wurde freudig bewegt durch die Ereignisse in Spanien und erkannte sehr richtig, daß Napoleon sich selber hier eine unheilbare Wunde geschlagen habe. Allein England ließ sich von keinem Enthusiasmus hinreißen, es berechnete und strengte sich nicht übermäßig an. Es lag ihm zunächst nur daran, den unermeßlichen Vortheil auszubeuten, den es durch den ihm jetzt geöffneten freien Handelsverkehr mit den spanischen Häfen in ganz Mittel- und Südamerika erlangt hatte. Die spanischen Colonien hatten sich nämlich einmüthig für das Mutterland gegen Napoleon erklärt und daher die Engländer als Bundesgenossen anerkannt. Der freie Handel war für die Colonien vortheilhaft, während sie früher, so lange England ihre reichen Schiffe wegnahm, Noth gelitten. Die Engländer verfehlten nicht, sie unter der Hand zu bearbeiten und sie in dem Gedanken zu bestärken, jetzt sey der Augenblick gekommen, in welchem sie sich gleich den nordamerikanischen Freistaaten für unabhängig erklären könnten. Diese auf die wohlfeilste Art den größten Vortheil bringende Politik in Bezug auf Mittel- und Südamerika lag den Engländern nun mehr am Herzen, als große Opfer in Spanien selbst aufzuwenden, um Napoleon zu bekämpfen.

Nur im königlichen Hause regte sich das alte Blut der Welfen und wollte der Krämerpolitik eine heroische entgegensetzen. Aber vergebens. Dalrymple hatte wegen seiner ungeschickten Capitulation das Commando verloren. Der Herzog von York, Sohn des Königs, wünschte als Held und Befreier in Spanien auftreten zu können, aber er hatte sich in seinen früheren Feldzügen nicht fähig erwiesen und immer Unglück gehabt. Man mißtraute auch seiner Herrschsucht. Ein königlicher Prinz an der Spitze eines Heeres, wenn siegreich, hätte die Freiheit Altenglands gefährden können. Ueberhaupt war die Macht nicht bei dem wahnsinnigen, alten und blinden König,

noch bei seiner Familie, sondern bei der Aristokratie. Der Wahnsinn des Königs hing mit einer tiefen Sehnsucht nach seinem deutschen Heimathlande Hannover zusammen, der er oft schmerzliche Worte lieh. Die Lords, die er einmal im Oberhause als Schnepfen, Wildgänse und anderes Gevögel anredete, scheinen ihm sehr zuwider gewesen zu seyn. Der älteste Sohn des Königs, Georg, Prinz von Wales, hatte damals auch nichts zu sagen und wurde erst 1811 mit einem sehr beschränkten Regentschaftsrecht ausgestattet. Die Lords ganz allein regierten. York erhielt nicht nur kein Commando, sondern wurde auch auf alle Art verhöhnt. Man rieth, Yorks Ernennung zum Obergeneral in Spanien nur als Kriegslist zu benutzen, denn wenn Napoleon hören würde, er habe es mit York zu thun, werde er viel weniger Truppen schicken. Wellesley war noch zu jung, man wählte also den General Moore zum ersten Befehlshaber, dessen 11,000 Mann unterdeß in Corunna gelandet waren und sich mit den Truppen in Portugal vereinigen sollten.

Auch Romana kam glücklich im Norden Spaniens an und vereinigte sich mit Blake. Castannos rieth zur Vorsicht, er sah voraus, daß Napoleon mit ungeheuren Streitmassen auftreten würde, zog daher einen ausweichenden Vertheidigungskrieg, der den Feind ermüde, zerstreue und in Einzelkämpfen erschöpfe, den Feldschlachten vor, die man verlieren würde. Palafox aber und die meisten andern Generale theilten den blinden Muth der Nation und hielten den Rückzug für eine Schande. Napoleon konnte nichts gelegener kommen, als die zu weit vorgeschobenen Heertheile der Spanier einzeln zu zermalmen.

Er fand, als er an den Pyrenäen ankam, eine Menge Unordnungen im Heerwesen, die ihn heftig erzürnten. Er hatte ausdrücklich befohlen, für gute Ueberröcke, Schuhe und Maulthiere zu sorgen, welche seine Soldaten in dem unwegsamen Spanien am nöthigsten hatten; aber man war seinem Befehl nicht nachgekommen und hatte große Summen für minder wichtige Anschaffungen verschwendet. Es war das erstemal, daß die Werkzeuge seines Willens zu erschlaffen schienen, die Räder seiner großen Maschine nicht mehr rasch und regelmäßig liefen. Wie vieles verstimmte ihn damals! Der unnatür-

liche Zwang, den er sich in Erfurt hatte anthun müssen, um Alexander zu schmeicheln; die Unpopularität der neuen Truppenaushebungen; die sichere Aussicht auf unermeßliche Sorgen und Opfer, die ihn der spanische Krieg noch kosten würde. Er hatte indeß so große Streitkräfte zusammengebracht, daß er hoffen durfte, den Spaniern schreckliche Schläge zu versetzen und den Ruhm seiner Waffen vollständig herzustellen. Er befahl seinen Marschällen, sich von den kriegslustigen spanischen Heeren überflügeln zu lassen, um sie desto gewisser abschneiden und vernichten zu können. Der unverständige Eifer der Marschälle vereitelte diesen klugen Plan, indem sie in der Nähe des Feindes nicht mehr an sich zu halten wußten. Indeß war der Erfolg der nämliche, denn auf allen Punkten stoben die spanischen Heere vor der Uebermacht und glänzenden Taktik der französischen Marschälle auseinander. Schon am 26. October warf Marschall Ney Castannos' Vorhut von Logronno zurück, vom 30. Oct. bis 7. Nov. schlugen Lefebvre und Victor auf dem rechten Flügel das Nordheer unter Blake und Romana in wiederholten Gefechten bei Valmaseda zurück und brachten ihnen am 11. und 12. eine schwere Niederlage bei Espinosa bei. Bessières im Centrum schlug am 10. den spanischen General Belveder, der zu Castonnos' Hauptheer gehörte, bei Gamonal und drang mit den Fliehenden noch am gleichen Tage in Burgos ein. Alle Einwohner flohen, dem Gemetzel folgte Plünderung. Am 22. fiel Marschall Lannes auf dem linken Flügel mit überlegener Macht bei Tudela über Castannos und Palafox her und erfocht einen glänzenden Sieg. Die spanischen Heere waren durch diese wenigen, aber gewaltigen Schläge so zerrüttet, daß sie Madrid nicht mehr retten konnten.

Napoleon selbst ging am 8. Nov. über die Bidassoa, den Grenzfluß im Westen der Pyrenäen, und traf am gleichen Tage schon bei seinem Bruder Joseph in Vittoria ein. Am 10. kam er noch mitten in den Tumult von Burgos. Hier blieb er einige Tage, um den nachrückenden Armeecorps ihre Richtungen anzuweisen, die besiegten Feinde verfolgen und das englische Heer unter Moore recognosciren und wo möglich abschneiden zu lassen. Dann brach er auf, ließ am

29. den Paß von Somosierra stürmen, wobei die Polen unter Krasinski Wunder der Tapferkeit verrichteten, und zog gegen Madrid, wo er am 2. Dez. als dem Jahrestage seiner Krönung eintreffen wollte. Aber die Madrider hatten keine Lust, ihn schon an diesem Tage einzulassen, zu seinem großen Verdruß, weil er abergläubig an der Tagwählerei hing und die Hauptstadt, in der sein Bruder friedlich residiren sollte, doch nicht mit Sturm einnehmen wollte. Die Stadt wimmelte von fanatischem Landvolk, welches sich nicht ergeben wollte, überall Verrath witterte und deshalb auch den alten General Parales ermordete. Erst als Napoleon die Stadt von verschiedenen Seiten angriff und den Vertheidigern einen Begriff von der Ueberzeugungskraft seiner Kanonen beibrachte, gelang es dem Commandanten Morla (demselben, der die Capitulation von Baylen gebrochen hatte), die Wüthenden zu besserer Einsicht zu bringen. Morla ging selbst zu Napoleon hinaus, um sich nur noch ein Paar Tage Zeit zu erbitten, binnen deren er die Leute vollends beruhigen wollte. Aber Napoleon warf ihm in zürnenden Worten sein früheres Benehmen gegen Dupont vor und ließ ihm nur noch Frist bis zum andern Tage. In der Nacht nun gelang es, die Vertheidiger Madrids zum Abmarsch zu bewegen, damit die Stadt nicht zu Grunde gerichtet würde. Am 4. zogen die Franzosen ein, ohne Rache zu nehmen, wie im Frieden. Napoleon selbst kam nicht in die Stadt, sondern blieb auf einem Landhause, erließ aber sogleich eine Proclamation und drei Decrete. In der erstern sagte er dem spanischen Volke: „ihr verdientet harte Bestrafung, aber ich werde Gnade üben. Ich will selbst loben, was Hochherziges in euern Anstrengungen gegen mich gelegen seyn mag. Aber ihr müßt einsehen, in welcher Täuschung ihr befangen waret. Versagt euer Ohr den giftigen Zuflüsterungen Englands und vertraut euch mir, der ich den Willen und die Macht habe, euch glücklich, euch groß zu machen." Von den drei Decreten hob das eine die Inquisition, das andere zwei Drittel aller spanischen Klöster auf und verlieh das dritte eine allgemeine Amnestie, von der nur zehn Personen, die eifrigsten Mitglieder der Junta, ausgeschlossen blieben.

Charakteristisch erscheint die Umsicht, mit der Napoleon mitten

unter wichtigern Geschäften den Nutzen nicht vergaß, den die französische Industrie aus Spanien schöpfen konnte. Er ließ ungeheure Massen der berühmten feinen Wolle Spaniens, die er in Burgos, Santander rc. aufgehäuft fand, im Werth von 50 Millionen, nach Frankreich schaffen und hoffte bald doppelt so viel nachzuschicken. Die entflohenen Besitzer sollten, wenn sie zurückkämen und beweisen könnten, daß die Wolle nicht den Engländern gehöre, entschädigt werden. Napoleon ließ dabei den Lyonern sagen, sie sollten diese Wolle kaufen, verarbeiten und auf die deutschen Märkte schicken, um sich dort reichlich bezahlt zu machen.

Erst am 22. Dez. hielt Joseph seinen feierlichen Einzug in Madrid, nachdem Napoleon veranstaltet hatte, daß man um seine Zurückkunft bitte. Dem entsprach auch am folgenden Tage der Eid, den ihm 28,700 Bürger von Madrid leisteten, die man durch Drohungen und Versprechungen dazu bewogen hatte. Das alles wurde dem Lande und Europa laut verkündet, um zu beweisen, welchen festen Boden die neue Regierung gewonnen habe. Dennoch gelang es nicht, ein Heer von Spaniern in Josephs Solde zu errichten. Napoleon befahl, alle Ausländer, die seit längerer Zeit in Spanien dienten, in ein Regiment royal-étranger zu sammeln und ein anderes aus reinen Spaniern zu bilden, aber die letztern gaben sich nicht dazu her, und Joseph bekam wohl ein Gefolge von spanischen Höflingen und Beamten, aber nicht von spanischen Helden.

In den geschlagenen spanischen Heertheilen herrschte unbeschreibliche Verwirrung. Die Uneinigkeit der Generale, die Wuth und Unbotmäßigkeit des Volks vergrößerten noch die Uebel der Niederlagen. General San Juan wollte Madrid retten, kam aber zu spät und wurde von seinen eigenen Soldaten zu Talavera ermordet. Ein anderer General von Castannos' Heer, Grimarest, wurde am 8. Dezember bei Santa Cruz de la Zorga von den Franzosen unter Montbrun geschlagen. In Ciudad Real, Malagon und Bajadoz wurden abermals alle Anhänger Godoys ermordet. Das Unglück führte fast überall die Anarchie zurück. Die Centraljunta floh nach Sevilla. Castannos legte sein Commando nieder.

Napoleon richtete sein Hauptaugenmerk auf Moore, der von Lissabon ausgerückt war und sich mit den zu Corunna gelandeten Truppen unter Baird in der Gegend von Leon, jetzt 25,000 Mann stark, vereinigte. Unter ihnen befand sich die tapfere hannöversche Legion. Auch Romana mit noch 8000 Mann stieß zu ihm. Im Begriff über den Marschall Soult herzufallen*), der ihn mit nur 18,000 Mann beobachtete, erfuhr Moore, daß Napoleon bereits selbst mit den Marschällen Ney und Bessières käme, um ihm den Rückzugsweg zum Meere abzuschneiden, durfte sich nun keine Stunde mehr mit Soult aufhalten und begann augenblicklich den Rückzug nach Corunna am h. Weihnachtsabend. Napoleon kam erst am Neujahrstage 1809 mit 70,000 Mann in Astorga an, war sehr ärgerlich, daß Moore ihm entschlüpft sey, und überließ Soult und Ney dessen weitere Verfolgung. — Moore litt auf seinem Rückzug große Noth, denn es fehlte seinem Heer an Lebensmitleln, die Soldaten mußten wegnehmen, was sie fanden. Soult strengte alle Kräfte an, ihn noch zu erreichen, aber seine Vorhut wurde am 29. bei Benavente, wo General Lefebvre-Desnouettes in Gefangenschaft fiel, und am 3. Jan. auf den Höhen von Cazabetos von ihm zurückgeschlagen. Am 5. ruhte Moore bei Lugu aus, ehe Soult mit seiner Hauptmacht herankommen konnte, benutzte aber die nächste Nacht, weiter zu ziehen, indem er seine Wachtfeuer brennen ließ, als ob er noch da wäre. Am 11. kam er glücklich nach Corunna und betrieb die Einschiffung auf der bereit gehaltenen englischen Flotte. Ehe er aber damit fertig

---

*) Beamish in s. Geschichte der deutschen Legion erzählt Theil I. S. 166, in einem damaligen Vorpostengefecht hätten die hannöverschen Husaren unter Major Linsingen in der Wonne, endlich nach so langem Harren einmal an die Franzosen zu gerathen, mit solcher Furie eingehauen, daß „Arme abgehauen, mehreren feindlichen Reitern die Köpfe bis auf den Nacken gespalten wurden" ꝛc. Die Legion that während dieses und der folgenden Feldzüge in Spanien Wunder der Tapferkeit und wurde von den Engländern sehr hoch gehalten. Ihre berühmtesten Anführer waren die Generale und Obersten von Alten, Linsingen, Arentschild, Langwerth, von der Decken, Hinüber, Ompteda ꝛc.

war, kam Soult vor der Stadt an und eröffnete ein fürchterliches Feuer. Moore schlug ihn auch diesmal mit größter Tapferkeit zurück und erlebte noch, tödtlich von einer Kugel getroffen, seinen Sieg, am 12. Auch Baird verlor einen Arm. Die Franzosen waren nicht mehr im Stande, die vollständige Einschiffung der Engländer zu hindern. Romana hatte sich nach Asturien gewandt. Soult besetzte Corunna und Ferrol.

Napoleon selbst kehrte nicht nach Madrid zurück, sondern ließ seinen Bruder Joseph nach Valladolid kommen, wo er von ihm Abschied nahm, denn seine Rückkehr nach Frankreich war dringend nöthig geworden durch die schlimmen Nachrichten, die er aus Wien und Paris erhalten hatte. Oesterreich nämlich drohte mit einem neuen Kriege, in der Hoffnung, Napoleon werde in Spanien zu tief verwickelt und nicht im Stande seyn, ihm hinreichende Streitkräfte entgegenzuwerfen. In Paris selbst aber war, wenn auch nur geheim, eine ihm sehr ungünstige Stimmung eingetreten, indem überall die Furcht aufgetaucht war, er werde durch seine unersättliche Kriegslust das Land erschöpfen und in großes Unglück stürzen. Je besser er wußte, wie sehr diese Besorgniß begründet sey, um so unerträglicher war es ihm, den Glauben an seine Unfehlbarkeit und die stolze Zuversicht auf sein Glück erschüttert zu sehen. Wenn er in hellem Zorn nach Spanien gekommen war, wüthend über die Nichtvollziehung seiner klaren Befehle, so verließ er es jetzt mit noch viel böserer Galle. Ein Theil seiner alten Garde, den er in Spanien zurückließ, hatte zu murren gewagt. Diese Kerntruppen wollten ihm viel lieber nach Deutschland folgen oder in Paris auf ihren Lorbeern ruhen, als sich in Spanien von Strapazen aufreiben oder in einem ruhmlosen Kriege mit empörten Bauern niederschießen lassen. Wenn seine besten alten Truppen so dachten, welches schlimme Beispiel für die jungen Conscribirten und für die Rheinbundtruppen! Napoleon gerieth daher in unbeschreiblichen Zorn, ließ jene Bataillone der Garde in Valladolid unter Gewehr treten und schritt an ihren Reihen vorüber mit tödtlichen Blicken. Endlich riß er Einem das Gewehr aus der Hand, zog ihn aus der Reihe heraus, donnerte ihn an: „Elender, du ver-

dienst, daß ich dich niederschießen lasse!" schleuderte ihn wieder zurück und sagte zu den andern: „ich weiß, ihr wollt nach Paris zurück zu euern Weibern, aber wartet, ich will euch noch achtzig Jahre unter den Waffen festhalten."

Nach Napoleons Abreise blieb Joseph in Madrid, unter dem Schutz zahlreicher französischer Truppen. Als Majorgeneral hatte er sich den alten Marschall Jourdan ausgebeten, der ihn schon nach Neapel begleitet hatte, aber nicht viel Autorität über die jüngern Marschälle besaß. Da diese letzteren sich nach verschiedenen Richtungen ausbreiteten, um die einzelnen Provinzen Spaniens zu bezwingen, konnte jeder so ziemlich selbständig handeln. Trotz der zerschmetternden Schläge, die Napoleon gegen die Heere der Spanier und Engländer geführt hatte, und trotz der Unterwerfung Madrids blieb das Volk in den Provinzen ungebeugt und wehrte sich mit unglaublichem Muthe. Wir müssen diese höchst verwickelten Kämpfe wieder in locale Gruppen abtheilen, um den Ueberblick nicht zu verlieren.

Im Rücken der Hauptstadt bildete Saragossa noch immer den Hauptherd des Widerstandes. Dahin hatte sich Palafox nach der Niederlage von Tudela zurückgezogen und war auf die hartnäckigste Vertheidigung gefaßt, indem er schon vorher die Stadt viel stärker als vorher befestigt hatte. Napoleon aber legte gerade auf die Eroberung Saragossas den größten Werth, weil der Stolz der Spanier hauptsächlich an diesem Namen hing. Er wandte also zwei ganze Armeecorps unter Moncey und Mortier dazu an, welche 35,000 Mann stark schon am 20. Dezember vor Saragossa eintrafen. Ihr erster Anlauf wurde kräftig zurückgetrieben, es mußte daher langsam eine förmliche Belagerung eingeleitet werden. Zu Neujahr 1809 übernahm Junot den Oberbefehl und ließ vom 10. an die Stadt so heftig bombardiren, daß die Einwohner nicht mehr in den Häusern bleiben konnten, sondern in die Keller flüchten mußten, wo die dumpfe Luft bald Krankheiten erzeugte. Aber auch die Belagerer hatten viele Plagen auszustehen, indem ringsum die Bauern sich erhoben, ihre Zufuhren wegfingen und selbst bei Alcanniz einen

Massenangriff aushielten, wobei die Franzosen 400 Mann verloren. Am 22. Jan. erschien Lannes, dem Junot das Commando abtrat. Junot zeigte nicht Eifer genug und schien von seinem Lissaboner Unfall etwas gedrückt zu seyn. Lannes dagegen war eiuer der feurigsten Schüler Napoleons, ihm grenzenlos ergeben, und bei sanfter und gefälliger Miene doch furchtbar und unbarmherzig im Kriege, daher man ihn den Ajax der Armee nannte. Von nun an erreichte der tägliche Kampf um die Stadt den höchsten Grad der Erbitterung. Unaufhörlich wechselten Angriffe und Ausfälle unter fortdauerndem Donner der Geschütze. Lannes konnte trotz seiner Uebermacht nicht in die Stadt dringen, bis er zu Minen die Zuflucht nahm; aber Palafox ließ Gegenminen legen, und der Kampf wüthete über und unter der Erde rings um die Stadt. Nach und nach drangen die Franzosen vor und zerstörten ein Kloster, ein Haus nach dem andern, während sich im nächsten die Spanier immer noch aufs verzweifeltste wehrten. Tagelang wurde um ein einziges Haus gekämpft. Unter den Einwohnern in den Kellern aber nahm die Seuche so überhand, daß täglich 3—500 Menschen starben, deren Leichen die Luft verpesteten. Lannes glaubte, die Noth würde die Vertheidiger mürbe gemacht haben, und schickte einen Parlamentär, aber Palafox gab ihm keine Antwort und führte ihn nur in die schwarz ausgeschlagene Kirche, in der die Einwohner ihr eigenes Seelenamt hörten. Endlich fiel auch der größte Theil der streitbaren Mannschaft im Kampf oder erlag der Seuche, es waren nur noch 4000 Mann unter den Waffen, und am 19. Februar wurde Palafox selber todkrank. Damals waren aber auch die Franzosen dermaßen durch den Tod gelichtet und ermüdet, daß Lannes das ganze Feuer seines Muthes bedurfte, sie immer aufs neue in den Tod zu führen, der sie unter den Trümmern der Straßen erwartete. Seine Ausdauer siegte endlich, denn während Palafox besinnungslos darniederlag, capitulirte der für ihn befehligende Pedro Ric am 20. Februar. Aber die Capitulation, die den Einwohnern Sicherheit zugesagt, wurde in dem Augenblick gebrochen, in welchem die wuthentbrannten Franzosen sich in die Stadt ergoßen. Alles, was

noch übrig war, wurde geplündert; viele Gefangene wurden ermordet. Den unglücklichen Palafox schleppte man gefangen nach Frankreich, wo er sich von seiner Krankheit erholte und bis 1814 in Vincennes fest saß. Napoleon verbarg ihn im Dunkel des Kerkers und hätte viel darum gegeben, auch seinen Ruhm vergessen zu machen. Saragossa hatte den Franzosen diesmal 8000 Mann gekostet, von den Einwohnern waren beinahe 54,000 umgekommen, die meisten durch die Seuche.

Im Rücken von Madrid und sogar dicht an der französischen Grenze war auch noch Catalonien ungebeugt geblieben. Ein französisches Armeecorps unter Gouvion St. Cyr sollte diese Provinz unterwerfen und Duhesme in Barcelona frei machen. Schon am 7. Nov. begann er die Belagerung der kleinen Festung Rosas, deren Commandant Odaly sich ritterlich wehrte, und erst am 5. Dez. zur Capitulation gezwungen wurde. Ein kleines spanisches Heer unter Vives, dem sich Theodor Reding untergeordnet hatte, suchte St. Cyr bei Llinas aufzuhalten, erlitt aber eine Niederlage, 16. Dez. So gelang es St. Cyr, sich in Barcelona mit Duhesme zu vereinigen. Am 21. machte Vives noch einen Angriff, wurde aber nochmals zurückgeschlagen. Die Spanier selbst wollten ihn umbringen und er entkam mit Noth. Reding übernahm für ihn den Oberbefehl und behauptete sich zu Tortosa, wo er sich mit Freiwilligen aus dem Süden verstärkte. Auch der Marquis de Lazan kam von Girona, wo er sich bisher behauptet, mit 6—7000 Mann zu ihm, und weil Saragossa damals sich noch hielt, wollten sie eine Schlacht wagen, um im Falle des Sieges dieser Stadt zu Hülfe zu kommen. Aber St. Cyr war wachsam und vereitelte Redings Hoffnung durch einen Sieg über denselben bei Valls, unfern von Tarragona, 25. Febr. Dennoch unterwarf sich Catalonien keineswegs, sondern die Somatenes und die s. g. Miquelets (bewaffnete Freiwillige) thaten den Franzosen überall Abbruch, indem sie Banden bildeten und im Rücken des Feindes schwärmten. Dieser kleine Krieg rieb die Kräfte der Franzosen einzeln auf, zwang sie, immer in großen Corps beisammen zu bleiben, erschwerte ihre Verbindung und ärgerte

und entmuthigte sie unbeschreiblich. Der Soldat war in keinem Quartier, auf keiner vereinzelten Sendung seines Lebens sicher und konnte sich nirgends gehörig erholen oder mit den Einwohnern befreunden.

Auf dem Wege zwischen Madrid und Valencia in der früher schon grausam ausgeplünderten Stadt Cuença hatten sich Trümmer der geschlagenen spanischen Heere unter Venegas gesammelt, gegen welche ein französisches Armeecorps unter Marschall Victor marschirte, bei dem sich auch eine Division Rheinbundtruppen befand*). In der blutigen Schlacht bei Ucles unterlagen am 13. Jan. die Spanier der Uebermacht, hier aber übten die Franzosen noch ärgere Greuel als je zuvor. Die unglückliche Stadt Ucles wurde geplündert, eine Anzahl von 69 Edelleuten aus der Mancha, Priester und angesehene Bürger grausam ermordet, 300 Frauen und Jungfrauen entkleidet, wie Schafe eingepfercht und geschändet, alle Mönche, die den Siegern in die Hände fielen, wie Pferde angeschirrt und als Lastthiere gebraucht, um die Beute fortzuschleppen. Das spanische Landvolk rächte sich durch die grausamste Ermordung der gefangenen Franzosen und Deutschen. Die letztern, die bisher noch keinen Theil genommen an den Schändlichkeiten der Franzosen, wurden nun auch erbittert, und als sie im Februar das tapfer vertheidigte Städtchen Arenas einnahmen, begann zuerst die deutsche Reiterei, jenes Beispiel der Greuel nachzuahmen**). Mittlerweile war auch ein Armeecorps unter Sebastiani in Estremadura eingerückt, dem es gelang, ein spanisches Heer unter Carlaojal bei Mudela zu schlagen und sich sodann mit Victor zu vereinigen, um ein neues von Cuesta aufgebrachtes spanisches Heer zu überwältigen. Das geschah bei

*) Darunter auch der badische Hauptmann Rigel, der diesen Feldzug treu und ausführlich beschrieben hat.

**) Die Frevel der Franzosen in Ucles hat Rocca, die in Arenas Rigel beschrieben. Der letztere sagt: „Wie sie da standen, diese uniformirten Buben, mit teuflischer Freude auf den weinrothen Gesichtern, ungerührt vom Geheul der Unglücklichen!"

Medellin, 28. März. Die Spanier selbst gestanden ein, in dieser mörderischen Schlacht 10,000 Todte und Verwundete verloren zu haben. Das Schlachtfeld bot einen schauderhaften Anblick dar, indem die heiße Sonne des Südens die Leichen schnell in Verwesung übergehen machte und die verwundeten Spanier, welche die Sieger liegen ließen, hülflos verschmachteten. Aus Mitleid schossen die Deutschen manchen von ihnen todt*). Victor und Sebastiani sollten nach Portugal vordringen, um sich hier mit Soult zu vereinigen, der von Norden her in dieses Land eingedrungen war, aber sie wurden zum Rückzug gezwungen durch Umstände, die wir sogleich erfahren werden.

Nach der Einnahme Corunnas in Galicien hatte sich Ney gegen Romana in Asturien, Soult aber nach Portugal gewendet. Ney blieb in den labyrinthischen Gebirgen jener Gegend gleichsam stecken und vermochte trotz seines Kriegsgenies den gewandten und hier einheimischen Gegnern nichts anzuhaben. Von allen Seiten standen die Bauern auf und bildeten s. g. Guerillas (Banden), die den Franzosen keine Ruhe ließen. So im nördlichen Asturien die Bande unter Quiroga, im südlichen eine andere unter Ballesteros, der am 6. Febr. einen kleinen Sieg erfocht. Als Ney endlich am 19. Mai bis nach der asturischen Hauptstadt Oviedo vordrang, ließ er diese Stadt drei Tage lang plündern. Im Königreich Leon, südlich von Asturien, trat ein gewisser Portier, zubenannt Marquesito, weil man ihn für einen Verwandten Romanas hielt, als glücklicher Guerillaführer auf und nahm zu Aquilar de Campo 400 Franzosen gefangen. Ein vierter, Echavarri, wurde in den Gebirgen von Biscaja gefangen und zu Bilbao hingerichtet, im März. In der Gegend von Segovia machte sich ein fünfter, Martin Diez, unter dem Namen Empecinado damals zuerst berühmt.

---

*) Dem einen hatten die Ameisen schon die Augen halb verzehrt. Ein anderer, dem die Hände abgehauen waren, hatte beide Hände aus Hunger aufgegessen. Zahllose Raubvögel bedeckten das Leichenfeld und lauerten auf die noch Lebenden.

Ebenso ein sechster, der Pfarrer von Villoviado, Geronimo Merino. An diese Namen knüpfte sich nach und nach hoher Ruhm, zum Beweise, wie wirksam der Guerillakrieg war, der den Franzosen ungleich mehr Schaden that, als der Widerstand, den sie in großen Schlachten fanden. Die Guerillas erschienen unversehens und verschwanden wieder. Die Nüchternheit, Gewandtheit und zähe Ausdauer des spanischen Landmanns machte ihm möglich, bei der schmalsten Kost die längsten Märsche zu machen und jede Strapaze zu ertragen. Auch die von Soult in Galicien zurückgelassenen französischen Besatzungen hatten viel mit den Volksaufständen zu schaffen, die von Romana organisirt wurden. Soult hatte Vigo besetzen lassen, das aber von den Spaniern unter Murillo am 28. März wieder genommen wurde. Er hatte den General Maucune nach St. Jacob geschickt, der aber am 23. Mai von den Spaniern unter Carrera bei Estrella geschlagen wurde.

Marschall Soult selber war schon am 10. März mit 21,000 Mann in Portugal eingerückt. Ein kleines portugiesisches Heer unter Freyre zog sich vor ihm zurück. In Braga aber wurde dieser General vom Volk gezwungen, Stand zu halten, obgleich er zu schwach war, um der Uebermacht widerstehen zu können. Als er dies erklärte, wurde er ermordet, der Baron von Ebben aber, der ihn ersetzte, bei Carvatho geschlagen und darauf Braga von den Franzosen eingenommen, am 20. Soult rückte sodann unaufhaltsam vor Oporto, eine offene Stadt, die keiner langen Vertheidigung fähig war. Der Bischof, der bisher das Volk geleitet hatte, machte sich heimlich davon, das Volk aber wehrte sich in blinder Wuth. Fechtend drangen die Franzosen in die Stadt und richteten auf das über die Schiffbrücke fliehende Volk ein grausames Kartätschenfeuer, welches 3—4000 Menschen tödtete. In der Kathedrale vertheidigten sich 200 Portugiesen, die keinen Pardon annehmen wollten, bis alle gefallen waren. Die Stadt wurde geplündert, am 29. Nun sollte Soult unverzüglich gegen Lissabon vorrücken, zauderte aber, weil er erst Nachrichten von Victor und Sebastiani abwarten wollte, die aus Estremadura kommend sich mit ihm vor Lissabon vereinigen

sollten. Allein hielt er sich noch für zu schwach und war durch die Aufstände in seinem Rücken beunruhigt.

In Lissabon hatte unterdeß seit Junots Vertreibung eine Junta im Namen des Königs Johann regiert und der englische Lord Beresford die portugiesischen Truppen fleißig eingeübt, die unter General Silveira bereits 20,000 Mann stark waren. Gleichwohl würden sie vielleicht der Uebermacht und dem Genie Soults unterlegen seyn, wenn dieser Marschall nicht so lange unthätig in Oporto verweilt hätte. Am 22. April landete Arthur Wellesley mit 20,000 Engländern in Lissabon und war nun, mit Silveira vereinigt, dem französischen Marschall weit überlegen, der daher schleunig seinen Rückzug antrat. Aus demselben Grunde zogen sich auch Victor und Sebastiani zurück.

Indem Wellesley zum erstenmal unabhängig als Obergeneral auf der pyrenäischen Halbinsel auftrat, begann eine neue Periode des wundervollen Krieges in Spanien. Wir brechen daher die Erzählung hier ab, um sie später wieder aufzunehmen.

Siebenzehntes Buch.

Oesterreichs letzte Erhebung und Niederlage, 1809.

Man hat den kaiserlichen Geist in der Wiener Burg niemals genügend anerkannt. Der letzte deutsche Kaiser, wenn auch lange durch Thugut irre geführt, durch Unglück gebeugt und von denen, die er zu Werkzeugen wählte, im hergebrachten verknöcherten Hofkriegsrathssystem schlecht bedient, fand doch im Gefühl seiner angebornen Würde und der auf ihm ruhenden majestätischen Tradition eines tausendjährigen Reiches den Muth und die Kraft, immer und immer wieder die Doppeladler auf seinen Fahnen zu entfalten, und in hundert Schlachten besiegt, zum hundertunderstenmal wieder gerüstet auf dem Kampfplatz dazustehen, zäh, unermüdet. Und zwar in ganz Deutschland er allein, ehe noch das gemeine Volk in gleicher Treue und Tapferkeit sich erhob, und lange bevor die gebildeten Classen als Nachzügler des Patriotismus sich endlich auch besannen. Die Geschichtschreiber haben durchgängig einem erst unter dem neuen Minister Grafen Stadion sich bildenden geheimen Bunde von englischen Emissären, verfolgten Preußen, vertriebenen deutschen Reichsfürsten und Grafen 2c. den Aufschwung in Oesterreich im Jahre 1809

zugeschrieben und den Kaiser dabei als einen Strohmann gedacht. Aber was hätte jene gegen Napoleon verschworene Aristokratie vermocht, wenn Kaiser Franz nicht gewesen wäre? Und wie sehr tritt ihre löbliche, aber späte Wirksamkeit in den Schatten, wenn man erwägt, daß Kaiser Franz in ganz gleichem Sinne schon seit seinem Regierungsantritt gehandelt und sich immerwährend mit Frankreich im Kampfe befunden hatte.

Der Gedanke des Krieges von 1809 ging ganz einfach vom Kaiser aus und war nur die Consequenz des bisherigen Systems. Diesmal aber kam ihm zu Statten, daß Napoleon tief verwickelt war in Spanien, also wahrscheinlich nicht Streitkräfte genug in Deutschland würde verwenden können. Auch war zu hoffen und wollte man dahin zu wirken suchen, daß sich im deutschen Volke ein eben solcher Geist entzünde, wie im spanischen. Diese natürlichen Gründe und der lebhafte Zuspruch Englands bewogen den Kaiser Franz, mit allen Kräften, welche der österreichischen Monarchie noch übrig geblieben waren, den Krieg wieder anzufangen. Zwar hatte Kaiser Alexander zu Erfurt versprochen, er wolle Oesterreich und Preußen in Napoleons Abwesenheit hüten, aber Kaiser Franz wußte wohl, daß sich die Russen allein nicht in Unkosten setzen würden, um ihn zu bekämpfen. Ein wechselseitiges Zerfleischen der Russen und Oesterreicher zu Gunsten Napoleons war gegen die Politik nicht nur Oesterreichs, sondern auch Rußlands. Alexander blieb daher zwar im Bunde mit Napoleon und bekämpfte die Oesterreicher, aber ohne Energie. Nur insofern schadete er Oesterreich sehr, als er Preußen verhinderte, sich damals schon an Oesterreich anzuschließen. Wenigstens entschuldigte sich Friedrich Wilhelm III. gegen Franz mit den Verpflichtungen, die er gegen Alexander eingegangen sey.

Die oben bezeichnete aristokratische Flüchtlingspartei genoß damals nur den Schutz des Kaisers und war nicht im Stande, auf seine Handlungsweise einen bestimmenden Einfluß zu üben. In der einzigen Beziehung, in der sie ihm hätte wirksame Kräfte leihen können, erwies sie sich ohnmächtig, sofern sie nämlich weder Rußland noch Preußen, noch die Bevölkerungen des Rheinbundes zum Kampfe

gegen Napoleon bewegen konnte. An der Spitze jener Partei stand der vertriebene Kurfürst Wilhelm von Hessen und der vertriebene Herzog Wilhelm von Braunschweig (Sohn des bei Auerstädt gefallenen Fürsten), welcher sich in sein schlesisches Minorat Oels zurückgezogen hatte, jetzt aber nach Böhmen ging, um unter Oesterreichs Schutz Truppen zu werben, mit denen er sein Heimathland wiedererobern wollte. Ferner der Graf von Wittgenstein, vormaliger preußischer Gesandter in Kassel, derselbe, an den Stein den verdächtigen Brief geschrieben hatte; der aus Preußen verbannte Minister Stein selbst, der sich nach Prag zurückgezogen, nachdem ihn Napoleon durch ein am 16. Dez. 1808 von Madrid aus erlassenes Decret als le nommé Stein in die Acht erklärt und Confiscation seiner Güter verfügt hatte; die altpatriotischen hannöverschen Grafen Münster und Wallmoden; der gleichfalls hannöversche, in Wien lebende Graf von Hardenberg, ein in der Gesellschaft lächerlicher und verspotteter Sonderling, der unter dieser Maske die geheime Verbindung zwischen Oesterreich und England leitete und nicht zu verwechseln ist mit dem preußischen Minister. In England selbst gab es Männer, die es sich zur eigensten Aufgabe machten, Napoleon gleichsam persönlich zu bekämpfen und darin noch viel weiter zu gehen, als die englische Regierung. Sie wurden hauptsächlich gebraucht, um Kriege oder Empörungen gegen Napoleon auf dem Festland einzuleiten. Wie früher Sidney Smith, so jetzt Lord Stewart und der unermüdliche Robert Wilson. Auch in Rußland gab es eine ansehnliche Partei, welche das Bündniß Alexanders mit Napoleon, wie vortheilhaft es auch den russischen Interessen auf kurze Zeit war, doch bald aufgelöst wünschte, um Rußland wieder in die Reihen der Coalition eintreten zu sehen. Der Corse Pozzo di Borgo, schon von seiner Geburtsinsel her ein Neider und Todfeind der Bonaparte, war als Diplomat in die Dienste des Kaiser Alexander gekommen und brannte vor Begierde, Napoleon zu stürzen. Ihm schlossen sich auch viele echte Russen im Geiste Suwarows an. Wie in England und Rußland, so hegte auch in Oesterreich die stolze Aristokratie Widerwillen gegen die Emporkömmlinge des revo-

lionären Kaiserreichs im Westen. Endlich bezeugten ganz besonders die Frauen des Hofes und des hohen Adels in sämmtlichen Reichen des Westens und Ostens (Schweden und Polen ausgenommen) eine tiefe Abneigung gegen das neufranzösische Ritterthum, und ihr Stolz beschämte die Männer, die sich so oft von Napoleon hatten schlagen lassen. In Petersburg wie in Wien waren die Damen gleichsam in einer stillschweigenden Verschwörung gegen Napoleon, was hauptsächlich sein rohes Benehmen gegen die Königin von Preußen verschuldet hatte.

Das Beispiel des spanischen Volks erweckte natürlicherweise bei den Engländern den Wunsch, die Deutschen möchten mit eben so viel Feuer gegen Napoleon aufstehen, und der Kampf möchte sich zur Energie eines Volkskrieges steigern. Dem entsprach einigermaßen die Errichtung der Landwehr und der patriotische Muth, mit dem die Unterthanen des Kaiser Franz zu den Fahnen eilten. Allein gerade in dem österreichischen Völkergemenge war es überall nur die treue Hingebung an das Kaiserhaus, welche die Ungarn, Böhmen und Croaten, wie die deutschen Oesterreicher zum Kampf anspornte. Die große Masse der nicht österreichischen Deutschen betheiligte sich nicht dabei, und den Proclamationen, die man damals zum erstenmal ausstreute, um die deutsche Nation an ihre verlorene Ehre zu erinnern und die Unterthanen der Rheinbundfürsten zum Aufstand zu bewegen, fehlte sowohl der rechte Geist, der sie hätte dictiren sollen, als das Ohr bei denen, welche sie zu hören bekamen. Der Kaiser Franz selber enthielt sich, irgend eine jener Proclamationen zu unterzeichnen, wohl fühlend, daß die Rheinbundfürsten auf die Treue ihrer Unterthanen eben so gut rechnen konnten, wie er auf die der seinigen. Die Proclamationen waren daher auch ursprünglich nur auf das von einem neuen und fremden Könige beherrschte Westphalen und auf die unzufriedenen Bevölkerungen im nordwestlichen Deutschland berechnet, wie denn auch das große österreichische Heer aus Böhmen durch die Mitte Deutschlands dahin vorgehen sollte. Gelang dieser Plan, so konnte man auch nachträglich auf die Hülfe Preußens rechnen. Als man aber davon absehen mußte und die österreichischen

Heere sich gezwungen sahen, im südlichen Deutschland zu bleiben und gegen Bayern vorzurücken, erschienen jene Proclamationen freilich übel angebracht. Denn unter allen deutschen Stämmen war der bayrische von jeher seinen Fürsten treu, welcher Politik sie auch folgen mochten, und haßte von jeher die Oesterreicher.

Kaiser Franz brachte seine Heere trotz der Schmälerung seines Ländergebiets in einer Stärke auf, wie nie zuvor. Nachdem er lange vorher heimlich hatte rüsten lassen, standen 176,000 Mann unter Erzherzog Karl an der deutschen, 35,000 Mann unter Erzherzog Ferdinand an der polnischen und 80,000 Mann unter Erzherzog Johann (den drei Brüdern des Kaisers) an der italienischen Grenze. Von außen dagegen hatte Oesterreich keine Hülfe zu erwarten, außer wenn es gelang, Norddeutschland zu insurgiren, zu welchem Zweck die Engländer durch eine Landung in Holland die Hand reichen wollten.

Napoleon sah das Gewitter aufsteigen, hatte bestimmte Nachrichten, daß es im Frühjahr 1809 losbrechen werde, und eilte daher schon im Januar aus Spanien zurück. In Frankreich selbst zeigten sich unter dem äußern Gehorsam, der ihm sklavisch geleistet wurde, doch Symptome einer geheimen Opposition. Das gemeine Volk trauerte um die ungeheure Menge von jungen Leuten, die es dem unersättlichen Eroberer zu seinen Schlachten liefern mußte. Auch die Mißhandlung des Papstes hatte bei den frommen Landbevölkerungen angestoßen und die Priester erbittert. Die gebildeten Classen, die Kaufleute sahen den Frieden mehr als jemals in die Ferne gerückt und wußten zu beurtheilen, in welchem Umfang die Nationalkraft Frankreichs von dem endlosen Kriege verschlungen werden müßte. Die Fonds waren tief gesunken, trotz aller künstlichen Anstrengungen Napoleons, sie zu heben. Unter die Großen des Reichs kam eine ungewöhnliche Bewegung. Talleyrand und Fouché, bisher Feinde, näherten sich, um sich zu verabreden, was geschehen sollte, wenn Napoleon im Kriege umkäme, eine Möglichkeit, die in Spanien sehr nahe lag, wo der Fanatismus leicht eine Mörderhand gegen ihn bewaffnen konnte. Auch die Marschälle waren in einer unruhigen Stimmung. Sie glaubten ihr Verdienst zurückgesetzt, indem Napoleon seinen

unbedeutenden Brüdern allein die höchsten Ehren ertheilte. Selbst Murat, obgleich als Napoleons Schwager König geworden, bezeigte sich doch mit der neapolitanischen Krone nicht zufrieden, weil er die spanische mehr zu verdienen glaubte, als Joseph. Auch Bernadotte blieb Napoleons heimlicher Feind; Macdonald und Brune bewahrten, wenn sie auch Napoleon nie untreu wurden, doch eine republikanische Würde. Welche Hoffnungen man aber bereits auf die Mißstimmung in der Armee setzte, bewies die Verschwörung des republikanischen Generals Mallet, der früher unter Moreau gedient hatte und beseitigt worden war, mit dem ehemaligen republikanischen Minister Servan und einigen andern, Lahorie, Guidal &c. Diese Menschen wollten aussprengen, Napoleon sey in Spanien umgekommen, und die Republik proclamiren, an deren Spitze sie Moreau aus Amerika berufen wollten, für den einstweilen General Lecourbe den Oberbefehl über die Armee erhalten sollte. Sie hielten für möglich, daß bei der damaligen Stimmung ein solcher Streich gelingen könne. Man kam aber noch vor der Ausführung dahinter und warf sie ins Gefängniß.

Napoleon erfuhr das alles noch in Valladolid, mäßigte sich aber und nahm nach seiner Rückkehr nach Paris keine auffallende Rache. Nur daß der gesetzgebende Körper, indem er der Kaiserin zu Napoleons Siegen in Spanien Glück wünschte, sich „die Körperschaft, welche die Nation vertrete" genannt hatte, rügte der Kaiser im Moniteur mit harten Worten: Es sey chimärisch, ja sogar verbrecherisch, die Nation vertreten zu wollen, die der Kaiser allein vertrete. Auch ließ er seinen Zorn an dem Grafen Metternich, dem österreichischen Gesandten in Paris, vor dem ganzen Hofe aus. Aber der drohende österreichische Krieg kam ihm insofern gelegen, als er hoffen durfte, durch große Siege auf dieser Seite sein volles Ansehn wieder zu gewinnen. Der Gehorsam und die Treue der Pariser hing von nichts ab, als von seinem Schlachtenglück. Er ignorirte daher, was während seiner Abwesenheit vorgegangen war, und ließ seinen Unwillen einzig gegen Talleyrand aus, weil er diesen für am meisten gefährlich hielt. Talleyrand hatte die Miene ange=

nommen, als habe er von Anfang an den spanischen Krieg mißbilligt. Napoleon war darüber um so ärgerlicher, als es gerade Talleyrand gewesen war, der ihn zu den Bayonner Treulosigkeiten verführt hatte. In der zornigsten Aufwallung warf ihm Napoleon seine Doppelzüngigkeit vor, überhäufte ihn in Gegenwart aller Großen des Reichs mit Schmähungen und nahm ihm den Großkammerherrnschlüssel ab. Talleyrand aber erschien schon am andern Tage wieder bei einem Hoffeste und beugte sich vor Napoleon so tief, daß dieser ihn wenigstens nicht weiter verfolgte, noch aus Paris verbannte. Fouché blieb ungekränkt. Napoleon wußte wohl, diese Creatur würde ihm treu bleiben, wenn es das Glück selbst bliebe.

Dieses Glück nun forderte er mit dem ganzen Feuer seines Genies heraus, indem er gegen Oesterreich zu Felde zog. Wenn er sich aller seiner deutschen Feldzüge erinnerte, so konnte er kaum an neuen Siegen zweifeln. Diese Erfahrung war ihm ein großer Trost. Er sagte damals: man sollte glauben, Wien läge nicht an der Donau, sondern am Lethe, dem Strom der Vergessenheit, weil sie dort nicht mehr zu wissen scheinen, wie oft sie von den Franzosen besiegt worden sind. Nie war er in die Gefahr mit stolzerer Zuversicht gegangen. Wie in seinem ersten italienischen Feldzuge war jeder Zoll an ihm ein Held, und weit entfernt, seine heitere Stirne von irgend einer Sorge umwölken zu lassen, wollte er sich jetzt erst so übermüthig als möglich und gleichsam wollüstig im Sieg und Ruhm baden. Mit der Schande der Deutschen wollte er reichlich die Opfer ersetzen, die ihm die Ehre der Spanier abgetrotzt hatte.

Auch fand er damals wirklich den größten Theil der deutschen Nation noch in der Gewohnheit seiner Allgewalt, ihm gehorsam und unterwürfig, nicht fähig, sich zum Gedanken des gemeinsamen Vaterlandes und der alten Ehre des Reichs zu erheben, immer noch in der Stimmung, in der Heinrich von Bülow sie verlassen hatte, indem er im tiefsten Schmerze von seinen Landsleuten sagte: „sie betteln um Schande.“ Mit einziger Ausnahme von Tirol und Hessen stand der ganze Rheinbund wie ein Mann zu Napoleon und entwickelte in seinem Dienst einen Eifer und eine Kraft, wie niemals vorher, als

gälte es die gerechteste Sache, für die man nicht etwa aus Zwang, sondern mit feuriger Begeisterung streiten müsse. Der König von Sachsen rief seine Truppen „im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung" zum Kampf gegen Oesterreich auf. In allen öffentlichen Blättern wurde Spott und Hohn auf Oesterreich gehäuft, seine Erhebung als Wahnsinn, sein Muth als strafbare Thorheit, seine Ansprache an die Deutschen als Jokobinismus bezeichnet. Eine deutsche Nation wurde gar nicht mehr anerkannt, das deutsche Reich war schon in der schwärzesten Nacht der Vergessenheit untergegangen, nur die neue Schöpfung Napoleons galt als zu Recht bestehend und für ewige Dauer fest begründet. Napoleon selbst hatte auf die Zumuthung Oesterreichs, den Frieden durch Räumung des deutschen Gebiets und durch Aufopferung Westphalens zu erkaufen, im Uebermuth eines falschen Propheten geantwortet: „das Königreich Westphalen stehe auf festern Füßen und werde länger dauern als das Haus Oesterreich." Indem er den Krieg schon im April beginnen mußte, bevor er noch französische Truppen genug beisammen hatte, mußte er vorzüglich auf die Mitwirkung der Rheinbundtruppen rechnen. Natürlicherweise versäumte er auch nicht, den Rheinbundfürsten neue Erwerbungen zu versprechen. Den König von Bayern wollte er so mächtig machen, daß er künftig allein im Stande seyn sollte, Oesterreich zu widerstehen.

Man hat dem Erzherzog Karl, welcher den Krieg überhaupt nicht billigte und Unglück vorhersagte, den Vorwurf gemacht, er sey viel zu langsam gewesen und hätte sich mit seiner Uebermacht viel früher zwischen die noch zerstreuten Heertheile des Rheinbundes und der im nördlichen Deutschland stehenden Franzosen werfen sollen, ehe noch Napoleon kommen und sie vereinigen konnte. Gewiß ist, daß Berthier, den Napoleon vorausgeschickt und mit dem Oberbefehl betraut hatte, schon im Anfang des April 188,000 Mann in Bayern beisammen hatte, wodurch er den Erzherzog Karl nöthigte, seinen früheren Plan aufzugeben, Böhmen zu verlassen und sich gegen Regensburg zu ziehen. Aber auch jetzt noch hätte der Erzherzog den Feind überwältigen können, weil Berthier den Fehler beging, seine

Armeecorps, 32,000 Bayern unter dem französischen Marschall Lefebvre, 13,000 Württemberger unter dem französischen General Vandamme, 5000 Sachsen unter dem französischen General Rouyer, 37,000 Franzosen, Badener und Darmstädter unter dem Marschall Massena, 65,000 Franzosen unter Davoust, 24,000 unter Oudinot, 12,000 unter Bessières, weit auseinander zu legen, so daß sie leicht hätten durchbrochen und einzeln aufgerieben werden können. Napoleon war außer sich, als er bei seiner Ankunft diese schlechten Dispositionen inne wurde, konnte sie aber verbessern, da der Erzherzog nichts gethan hatte, das grobe Versehen Berthiers zu benutzen. Im Gegentheil legte der Erzherzog seine Armeecorps in dem Augenblick auseinander, in welchem Napoleon die seinigen zu einem mächtigen Offensivstoß concentrirte. Zwei österreichische Armeecorps waren in dieser kritischen Zeit unnützerweise in Böhmen geblieben, ein drittes unter General Hiller war bei Landshut, zu weit links vom Erzherzog. Die übrigen unter dem Erzherzog selbst standen ebenfalls zu zerstreut vor Regensburg zwischen Egloffstein und Pfaffenhofen.

Am 19. April hatte Napoleon die concentrische Bewegung beginnen lassen, und während er am 20. den Erzherzog durch Davoust beschäftigte, stellte er sich selbst an die Spitze der Bayern und Württemberger, um den linken Flügel des Erzherzogs bei Abensberg von diesem ab- und auf Hiller zu drängen, so daß er die ganze österreichische Armee nach zwei Seiten auseinanderwerfen und sich selbst den Weg nach Wien öffnen konnte. In die Mitte der Rheinbundtruppen eintretend, hielt er persönlich eine feurige Rede an die Bayern, eine andere an die Württemberger. Jenen rief er zu: „ich bin allein unter euch, kein Franzose ist mit mir. Ich komme nicht als Kaiser von Frankreich, nur als euer Bundeshaupt, ihr allein sollt die Oesterreicher schlagen.“ Und den Württembergern: „ich bin allein in eurer Mitte, kein Franzose ist um mich, das ist eine Ehre für euch ohne Beispiel.“ Gleichwohl gesellten sich zwei französische Divisionen zu ihnen unter dem Befehl des eben aus Spanien angekommenen Marschall Lannes. Der Stoß auf Abensberg gelang vollkommen, der linke Flügel des Erzherzog Karl, commandirt vom Erzherzog

Ludwig, wurde gegen Landshut getrieben, wo er sich mit Hiller vereinigte, aber am 21. von Lannes, dem Massena zur Unterstützung nachkam, furchtbar angegriffen wurde. Nach langer blutiger Gegenwehr erstürmte Lannes die Isarbrücke und drang in die Stadt, in welcher fortgekämpft wurde. Als aber auch Massena ankam, mußte Hiller mit einem Verlust von 8000 Mann und 25 Kanonen entweichen. Unterdeß war Napoleon selbst mit einem Theil der Truppen, die bei Abensberg gefochten, zu Davoust geeilt, dem auch Lannes und Massena zuziehen mußten, indem nur Bessières gegen Hiller stehen blieb. Der Erzherzog, der vom Schicksal seines linken Flügels und Hillers nichts wußte, ging erst am 22. gegen Davoust vor, wurde nun aber von demselben bei Eckmühl aufgehalten und von der Uebermacht der von allen Seiten zu Davoust stoßenden französischen Corps mit Verlust von 7000 Mann und 16 Kanonen zurückgeschlagen. Napoleon verfuhr hier ganz so, wie in seinem ersten italienischen Feldzug, indem er blitzschnell mit denselben Truppen erst die eine, dann die andere getrennte Hälfte seiner Gegner schlug. Davoust erhielt zum Lohne für seine tüchtige Unterstützung des großen Manövers den Titel eines Herzogs von Eckmühl. Napoleon selbst aber nannte diese combinirten Schlachten von Abensberg und Eckmühl den Silberblick seines Kriegsgenies. Er glaubte sich hier selbst übertroffen zu haben.

Am folgenden Tage hielt der Erzherzog noch Regensburg, aber nur um seinen Rückzug zu decken. Beim Angriff auf die Stadt bekam Napoleon eine leichte Schußwunde an den Fuß, die ihn so wenig belästigte, daß er am 24. eine große Heerschau halten konnte, bei welcher er eine Menge Kreuze der Ehrenlegion, Titel und Dotationen, besonders an die Rheinbundtruppen austheilte. Der bayrische General Wrede wurde zum Grafen erhoben mit einer Dotation von jährlich 30,000 Franken.

Erzherzog Karl*) zog sich gegen Böhmen zurück und stand bei

*) v. Hormayr sagt in s. Anemonen I. 286, man habe dem Erzherzog statt des genialen Meyer, der den Kriegsplan entworfen, den

Cham mit noch 78,000 Mann, Napoleon aber schlug den offenen Weg nach Wien ein. Hiller, dem auch Erzherzog Ludwig sein Corps übergeben hatte, hoffte sich mit dem Hauptheer in Böhmen vereinigen und zugleich den Franzosen den Uebergang über die Donau bei Linz wehren zu können, wurde aber am 20. von Davoust zurückgeworfen und nahm eine sehr feste Stellung auf der Wiener Straße bei Ebersberg, wo er am 3. Mai von Massena angegriffen und nach einem äußerst blutigen Gefecht mitten in der brennenden Stadt abermals vertrieben wurde. Die Franzosen verloren hier sehr viel Menschen und drei Adler. Hiller zog sich nach Wien zurück, wohin auch der Erzherzog Karl seine Richtung nahm. Aber nach dem damaligen System dachte man nicht daran, die Hauptstadt zu befestigen und wirksam zu vertheidigen. Die kaiserliche Familie entfloh nach Ungarn. Napoleon erschien am 10. Mai vor Wien und nahm sein Hauptquartier in dem Lustschloß Schönbrunn nahe bei der Stadt. Erzherzog Maximilian versuchte mit 25,000 Mann Wien so lange zu halten, bis Erzherzog Karl zur Befreiung herannahen würde. Aber Napoleon ließ Bomben in die Stadt werfen und erzwang die Uebergabe am 12. Er hielt sich jedoch nicht in der Stadt auf, wo ihn nur düstere Mienen empfingen, sondern eilte an die Ufer der Donau, um über den breiten Strom, da wo er sich theilt und Inseln bildet, Brücken schlageu zu lassen, noch ehe der Erzherzog Karl ihn dabei überraschen könne. Ein erster Versuch bei Nußdorf mißglückte, ein zweiter bei Kaiser-Ebersdorf gelang, aber die Brücke, die zur großen und bewaldeten Insel Lobau hinüberführte, wurde erst am 19. gangbar. Unterdeß war Erzherzog Karl am 16. angelangt und hatte das gegenüberliegende linke Ufer der Donau besetzt, hinderte aber die Franzosen nicht, von der Insel Lobau ihre Brücken zu diesem Ufer hinüber zu schlagen, denn sein Plan war, sie erst herüber kommen zu lassen, und dann, bevor sie sich noch ganz entwickeln konnten, in die Donau zurückzuwerfen.

---

unfähigen Prochaska im Generalstab aufgedrungen, der Erzherzog sey am 25. krank gewesen und habe von nichts gewußt, was um ihn vorging.

Sobald Napoleon am 21. Mai mit einem Theil seiner Armee über die Brücke gegangen war und das linke Donauufer zwischen den Dörfern Aspern und Eßling betreten hatte, wurde er vom Erzherzog in einer engen Stellung angegriffen. Die Schlacht entbrannte mit größter Wuth von beiden Seiten. Massena setzte sich in Aspern, Lannes in Eßling fest, welche beide Dörfer abwechselnd verloren und wieder gewonnen wurden. Als Lannes im Begriff war, überwältigt zu werden, ließ Napoleon zwölf Kürassierregimenter, den Kern seiner Reiterei, in geschlossener Masse auf die Oesterreicher losstürzen. Die so berühmte österreichische Reiterei hielt den Stoß nicht aus und wich zurück, aber das Fußvolk stand wie eine Mauer, vom Erzherzog Karl in Person befehligt, und empfing die Reiter auf vierzig Schritt mit so sicherem und mörderischem Feuer, daß die Kürassiere mit ihren Pferden zu tausenden übereinanderstürzten und die siegreich vordringenden Oesterreicher hier 3000 Kürasse erbeuteten. Die Nacht trennte die Kämpfer, aber Aspern war im Besitz der Oesterreicher. Erzherzog Karl ließ in der Dunkelheit unterhalb der Brücken zu diesem Zweck schon bereit gehaltene Kähne und Flöße schwer mit Steinen beladen, auf dem ohnehin angeschwollenen Strom gegen die Brücken treiben, um Napoleon den Rückzug abzuschneiden, und wirklich wurden die beiden Brücken, die von der Insel Lobau nach Wien führten, zertrümmert, nur die von der Insel nach Aspern führende Brücke hielt sich. Napoleon begann mit frühem Morgen den verzweifelten Kampf von neuem; aber alle seine Anstrengungen fruchteten nichts, er wurde abermals zurückgeworfen. Seinen letzten furchtbarsten Angriff vereitelte der Erzherzog, indem er sich zu Fuß unter seine Grenadiere stellte, selber die Fahne ergriff und ihren Muth aufs höchste entflammte. Da wich endlich Napoleon und suchte nur noch den Rückzug über die Brücke nach der Insel Lobau durch Lannes zu decken. Aber diesem tapfern Marschall zerschmetterte eine Kanonenkugel beide Kniee. Da übernahm General Mouton die Nachhut und sicherte den gefährlichen Rückzug über die Brücke so ausdauernd muthvoll, daß ihm Napoleon dafür den Ehrennamen eines Grafen von der Lobau ertheilte. Massena erhielt den Titel

eines Fürsten von Eßling. Das Schlachtfeld gewährte an beiden Tagen einen grausenvollen Anblick. Die Verwundeten, die sich noch auf den Beinen halten konnten, schleppten sich zur Donau, eben so die verwundeten Pferde, und bedeckten die langen Ufer des Flusses, um den heißen Durst zu stillen, den Wunden immer hervorrufen.

Das war die erste offene Feldschlacht, in welcher Napoleon total geschlagen worden war. Er befand sich mit seiner Armee, welche 20,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatte, in einer sehr kläglichen Lage auf der Insel Lobau, von vorn bedroht vom siegreichen Feinde, von hinten ohne Brücken, gänzlich abgeschnitten, aber auch wieder durch die Donau wie durch einen Wallgraben gegen den Erzherzog beschützt, während er Zeit behielt, die zerstörten Brücken nach Wien wiederherzustellen. Napoleon besuchte den sterbenden Marschall Lannes, der sich heiß an ihn klammerte und ihn nicht lassen wollte. Wie schrecklich kam diesen jungen Helden das Sterben an! Laut rief er aus, der Arzt müsse gehangen werden, der einen Marschall nicht heilen könne. Napoleon hatte Mühe, sich von ihm loszureißen, und Lannes rief noch sterbend seinen Namen an, keinen andern Gott kennend, als seinen großen Kaiser. Im Gefolge Napoleons befand sich damals auch der Russe Czernitschef, Adjutant des Kaisers Alexander, der das ganze Unglück mit ansah und wohl seine eigenen Gedanken dabei gehabt haben mag. Inzwischen wurden die Brücken hergestellt und Napoleon nahm seine Residenz wieder in Schönbrunn, um Verstärkungen an sich zu ziehen und die Schmach von Aspern furchtbar zu rächen.

Mittlerweile hatte der Kampf auch in Italien und Polen begonnen. Erzherzog Johann drang aus Kärnthen gegen den Vicekönig Eugen vor und schlug ihn am 16. April bei Sacile, mußte jedoch seinen Vortheil bald wieder aufgeben, als er von dem Unglück seines Bruders bei Regensburg hörte, und am 1. Mai seinen Rückzug antreten, um Wien zu Hülfe zu eilen. Nun folgte ihm aber Eugen mit 30,000, Macdonald mit 26,000 Mann auf seinen beiden Rückzugsstraßen nach Klagenfurt und Laibach, und er hatte große

Verluste. Macdonald nahm am 22. Mai bei Laibach ein österreichisches Corps gefangen. Eugen stürmte den Paß bei Tarvis und schlug Jellachich, der dem Erzherzog Johann von Salzburg aus die Hand bieten wollte, bei St. Michel, 25. Mai. Nun wurde Johann nach Ungarn hineingedrängt, verstärkte seine sehr zerrüttete Armee mit noch ungeübten Ungarn, die eben ausgehoben worden waren, wieder auf 30,000 Mann, wurde aber von Eugen, der ihm mit Uebermacht rasch nachrückte, am 13. Juni bei Raab geschlagen und kam mit kaum noch 15,000 Mann in Preßburg an, als Napoleon und Karl einander noch, durch die Donau getrennt, gegenüberstanden. Napoleon schickte ihm sogleich Truppen entgegen und ließ ihn beobachten, um seine Vereinigung mit Karl zu verhindern. Unterdeß hatte auch Marmont ein österreichisches Corps aus Friaul vertrieben. Am 15. Mai erließ Napoleon einen merkwürdigen Aufruf an die Ungarn, worin er ihnen anbot, sie von Oesterreich unabhängig zu machen. Sie sollten sich frei erklären, sich eine neue Verfassung geben, einen neuen König wählen &c. Aber sie achteten nicht darauf, sondern blieben dem Kaiser getreu.

Nicht glücklicher war Erzherzog Ferdinand in Polen. Zwar nahm derselbe am 23. April Warschau mit Capitulation, weil Fürst Poniatowski ihm nur 15,000 Mann entgegenzustellen hatte, berannte dann Thorn, nahm Zandomirz am 18. Mai, erstürmte Zamosk am 20. und rückte in Lemberg ein am 23.; aber als Dombrowski überall das Volk in die Waffen rief, gab der Erzherzog Warschau auf, 2. Juni. Jetzt erst rückten auch Russen ein und besetzten Krakau, aber nicht, um die Oesterreicher zu bekämpfen, sondern um den Aufstand der Polen zu dämpfen, welche Galizien zur Freiheit aufriefen und als Gesammtnation handeln wollten, was Rußland so wenig dulden konnte als Oesterreich.

Napoleon hatte an Truppen alles an sich gezogen, was irgend aus Frankreich nachgerückt oder in den Rheinbundstaaten noch aufzutreiben war, namentlich die italienische Armee Eugens, und sich bis auf 180,000 Mann mit 600 Kanonen verstärkt, während der Erzherzog Karl auf der andern Donauseite nur 137,000 Mann mit

450 Kanonen zusammenbringen konnte. Man hat gefragt, warum Karl nach dem Siege bei Aspern nicht rasch auf Napoleon drückte, ihm vielmehr Zeit ließ, sich zu verstärken. Er soll aber Befehl gehabt haben, seine Armee nicht aufs Spiel zu setzen, weil man auf Preußen nur nach einer gewonnenen, aber nicht mehr nach einer verlorenen Schlacht Karls hoffen konnte. Erst im Anfang des Juli begann Napoleon selbst den Kampf wieder. Napoleon täuschte den Erzherzog über den Punkt, wo er seine neuen Brücken schlagen und übergehen wollte. Durch ein gewaltiges Kanonenfeuer bei Aspern festgehalten, merkte der Erzherzog, dessen Truppen 60 Stunden lang unter Gewehr standen, nicht, daß Napoleon unterdeß viel weiter unten in der Richtung nach Groß-Enzersdorf sechs Brücken zugleich schlagen ließ, auf denen er während eines heftigen Gewitters in der Nacht zum 4. Juli überging und alsbald zum Angriff vorschritt. Allein obgleich Erzherzog Johann noch immer nicht von Preßburg eingetroffen war und ein Flügel der Oesterreicher, an den er sich anschließen sollte, sehr gefährdet war, schlug Erzherzog Karl dennoch, als er bei Deutsch-Wagram noch am Abend des 4. heftig angegriffen wurde, die Franzosen auf allen Punkten zurück und ging am 5. selbst zum Angriff über, um Napoleon von seinen Brücken abzuschneiden. Aber er dehnte seine Stellung zu weit aus, und Johann kam nicht an, ihm beizustehen. Napoleon bediente sich daher seiner großen Uebermacht und setzte ihm mit seinem Geschütz aufs furchtbarste zu; dennoch hielten die tapfern Oesterreicher unverrückt den Stoß aus, den die Franzosen auf ihr Centrum machten, und erst Nachmittags, als der Kampf in der ganzen Front nur noch ein wechselseitiges Kanoniren war, zog sich der Erzherzog freiwillig und in größter Ordnung gegen Znaim zurück. Wenige Stunden später erschien endlich Johann, aber nur mit 12,000 Mann, mit denen er sogleich wieder umkehrte.*) Diese Schlacht war sehr blutig, jeder Theil verlor 30,000

---

*) Karl warf seinem Bruder vor, derselbe habe ihm den Sieg nicht gegönnt, sondern für sich allein Lorbeern erndten wollen. Johann bemerkte dagegen, sein Ausbleiben sey für Karl erwünscht gewesen, weil

Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die hohen Kornfelder des Marchfeldes, kurz vor der Erndte zerstampft und zertreten, lagen voller Leichen und Verwundeten, die von den mitleidigen Wienern in langen Karawanenzügen nach der Stadt gebracht wurden. Napoleon theilte wieder reiche Gnaden aus und ernannte Berthier zum Fürsten von Wagram, den von ihm bisher zurückgesetzten Macdonald, auch Oudinot und Marmont zu Marschällen; Bernadotte aber wurde wegen eigenmächtigen übertriebenen Lobens der Sachsen, die er in der Schlacht commandirt hatte, und deren Thaten Napoleon selbst nicht so lobenswerth fand, scharf getadelt und reiste erzürnt nach Paris zurück.

Da um diese Zeit die Russen sich näherten und von Preußen keine Hülfe zu hoffen stand, bot Oesterreich einen Waffenstillstand an, welcher auch zu Znaim geschlossen wurde, am 12. Ueber den förmlichen Frieden wurde zu Wien unterhandelt. Napoleon blieb inzwischen in Schönbrunn, wo er auch viele andere Geschäfte erledigte und insbesondere der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende machte, was später genauer erörtert werden soll. Eine seiner damaligen Maaßregeln war auch die Stiftung des Ordens der drei goldenen Vließe nach einem Decret vom 15. August. Sein Uebermuth ertrug es nicht mehr, daß der anerkannt vornehmste unter allen Orden, der des goldenen Vließes, ein deutscher und spanischer seyn solle, und er eignete denselben nunmehr Frankreich an, indem er dem deutschen und spanischen Vließ das französische überordnete. Zur Dotation des Ordens wurden die reichen Quecksilberwerke von Idria bestimmt; aber der Orden kam nie zur Ausführung, Napoleon ließ den Gedanken wieder fallen. Das merkwürdigste Ereigniß während Napoleons Aufenthalt in Schönbrunn war der Mordversuch, womit am 13. October Friedrich Staps, ein Predigersohn aus Naumburg an der Saale, ihn bedrohte. Dieser achtzehnjährige Jüngling suchte

---

ihm dieser nun die Schuld der verlorenen Schlacht habe aufbürden können. Das Recht scheint mehr auf Karls Seite gewesen zu seyn, der immer gerade und ehrlich blieb, indeß Johann nur zu schlau war.

seiner Person nahe zu kommen, wurde aber von General Rapp bemerkt und festgenommen. Man fand eine Waffe bei ihm und er bekannte freimüthig, er habe Napoleon als den Verderber des deutschen Vaterlandes ermorden wollen. Da er eben so freimüthig äußerte, er werde, wenn er frei gelassen würde, sein Vorhaben dennoch auszuführen trachten, ließ ihn Napoleon ohne weiteres erschießen. Schon am folgenden Tage, dem Jahrestage der Jenaer Schlacht, unterzeichnete Napoleon den Frieden von Wien, in welchem Oesterreich seine südlichen Provinzen Krain, Triest, Croatien und Dalmatien unter dem neuen Namen der „illyrischen Provinzen" an Italien, Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel an Bayern, einen Theil Galiziens an Polen, den andern an Rußland abtreten, 85 Mill. Franken Contribution zahlen, seine Armee auf 150,000 Mann herabsetzen und den Minister Stadion entlassen mußte, für den Graf Clemens Wenzel von Metternich eintrat. Außerdem ließ Napoleon die Festungswerke von Wien, Brünn, Grätz und Raab schleifen und alle Urkunden, die sich auf Venedig und die Niederlande bezogen, desgleichen die kostbarsten orientalischen Handschriften aus dem Archiv und der Bibliothek in Wien wegnehmen. Am 16. October verließ er Schönbrunn und kehrte triumphirend nach Paris zurück.

Ueber diesen Feldzug hat Napoleon später Folgendes geäußert: „Ich siegte nur unter immer neu aufsteigenden Gefahren. Hätte ich bei Austerlitz nicht gesiegt, wäre Preußen über mich hergefallen. Hätte ich bei Jena nicht gesiegt, Oesterreich. Hätte ich bei Wagram nicht gesiegt, ein Sieg, der noch nicht zu den entscheidenden gehörte, so mußte ich den Abfall Rußlands und den Aufstand Preußens erwarten. Nach Wagram hätte ich Oesterreich zerstückeln, die drei Kronen Oesterreich, Ungarn und Böhmen von einander trennen sollen, und ein Prinz des Hauses lud mich mehrmals dazu ein, ihm eine davon zu übertragen &c." Ueber die Haltung Rußlands während des Krieges war Napoleon tief erbittert. Er mußte Rußland einen neuen Ländererwerb zugestehen, und doch hatte es ihm eigentlich nicht geholfen. Allein er war selbst schuld, weil er 1807 die Wiederher-

stellung Polens nicht genehmigt und insofern der russischen Politik in die Hände gearbeitet hatte.

An den großen Krieg, dessen Verlauf an der Donau so eben geschildert worden ist, reihten sich in den Gebirgen von Tirol und in den weiten Ebenen von Norddeutschland kleinere, aber sehr blutige Kämpfe an, in denen, wenn sie auch nichts entschieden, doch ein Geist und eine Kraft hervortraten, die eine nahe Wiedergeburt der deutschen Nation ahnen ließen. Unabhängig von den Regierungen erhob sich auf eigene Gefahr im obern Deutschland das fromme Bauernvolk, und bildeten sich im niedern kühne und fanatische Freischaaren. Napoleon konnte daran erkennen, daß er nicht nur den Fürsten Deutschlands die Kronen verschoben, sondern auch der Nation ins Herz gegriffen hatte, und daß sie die Geduld zu verlieren anfing, wenn immerhin auch ihr phlegmatisches Blut viel langsamer und schwerer in Bewegung zu bringen war, als das spanische.

In Tirol hatte sich auf eine fast wunderbare Weise seit Jahrhunderten die alte freie volksthümliche Verfassung, die alte Kirche, Sitte, Tracht und Kraft erhalten. Ein Stück Mittelalter lag hier wie eine Insel mitten im weiten Meere der modernen Cultur und Aufklärung. Mit landesväterlicher Weisheit hatte das Haus Habsburg niemals an diesem treuen Tirol gerüttelt, nichts darin verändert. Erst Joseph II. beirrte das Land mit seinen Neuerungen, aber sie floßen wie der Schaum einer kurzen Ueberfluthung vom unerschütterlichen Felsen wieder ab. Die Bauern waren hier von uralter Zeit her frei und lebten mit dem nicht zahlreichen Adel, wie mit den Welt- und Klostergeistlichen in einem herkömmlichen, patriarchalischen und im höchsten Grade zutraulichen Verhältniß. Alle Stände redeten sich in diesem Lande mit Du an. Das ganze Volk war eine einzige innig verbundene Familie. Es hatte seine eigene Verfassung, in der auch der Bauernstand vertreten war und in allen Landesangelegenheiten mitsprach. Es war frei wie von den mehr oder weniger modernen Gesetzen in den übrigen kaiserlichen Erbstaaten, so auch von der Recrutirung. Es stellte dem Kaiser nur freiwillig Schützenregimenter in der Landestracht, was dem Volk von Tirol stets eine

Freude war, weil jeder Bauer von Jugend auf im Schießen mit dem Stutzen trefflich eingeübt war und mit heldenmäßiger Körpergröße und Kraft auch den kriegerischen Stolz bewahrte, der einst alle deutschen Volksstämme ausgezeichnet hatte, bevor die Cultur, der Luxus, die Schule und das moderne Staatssystem sie entwaffneten und entnervten.

Sobald Tirol im Preßburger Frieden durch einen Federstrich Napoleons von Oesterreich abgerissen und Bayern zugetheilt worden war, hätte man glauben sollen, Bayern würde alles anwenden, um diese neue herrliche Erwerbung durch Bande der Liebe und des Interesses an sich zu fesseln. Auch fehlte es nicht an natürlichen Sympathien, denn Altbayern war eben so streng katholisch wie Tirol, und indem sie aneinander grenzten, hatte das Gebirge Wein und Vieh der Ebene, diese jenem Korn und städtische Fabrikate zum Austausch darzubieten. Die Regierung in Bayern war aber damals gegen ihren eigenen Vortheil verblendet durch den Fanatismus für das moderne Princip der Aufklärung und bis zur Trunkenheit übermüthig durch den Souveränetätsschwindel, dem die neuen Rheinbundkönige, im Vertrauen auf Napoleons Allmacht, fast alle verfallen sind. Der gute König Max Joseph von Bayern, persönlich der mildeste und liebenswürdigste Fürst, der durch sein leutseliges Verkehren mit dem gemeinen Mann sich in Bayern selbst eine seltene Popularität erworben hatte, ließ gleichwohl seinem Minister Montgelas freie Hand, die treuen und frommen Tiroler bis aufs Blut zu quälen und zur Verzweiflung zu bringen. Unter allen deutschen Staatsmännern damaliger Zeit war keiner so durch und durch Todfeind der Kirche und aller alten volksthümlichen Verfassungen, Gewohnheiten und Rechte, wie Montgelas. In der Partei der Illuminaten aufgewachsen und durch die Gunst seines Herrn mit einer Macht ausgestattet, die sich alles erlauben zu dürfen glaubte, ging Montgelas auf gänzliche Ausrottung des s. g. altkatholischen Aberglaubens, d. h. der Kirche selbst aus. Soweit die Kirche den Gehorsam und Glauben des Volks in Anspruch nahm, sollte der Staat, soweit sie die Jugend und den Unterricht in Anspruch nahm, sollte

die Staatsschule an ihre Stelle treten. Indem er alle Klöster und Klosterschulen aufhob, alles Kirchengut einzog, die Rechte der Bischöfe mit Füßen trat, die Bischöfe selbst einkerkerte und verbannte, die Kirchen plünderte, die zahlreichen Stätten der Volksandacht niederreißen, die heiligen Gegenstände kindlicher Verehrung an Juden verkaufen, den Volksglauben geflissentlich durch die Staatsdiener selbst verhöhnen ließ, machte er andrerseits großartige Schulpläne, um durch Anstellung von Philosophen und Religionsspöttern auf den bayrischen Universitäten und Gymnasien, durch Errichtung von Schullehrerseminarien und Organisirung eines ausdrücklich der Kirche feindlichen Volksunterrichts ein ganz neues aufgeklärtes Volk heranzubilden. Damit hing denn auch die Vernichtung aller alten Landesgesetze und Rechte zusammen. Trotz der ausdrücklichen Zusicherung im Besitzergreifungspatente wurde die alte Tiroler Verfassung doch aufgehoben. Zwar erhielt ganz Bayern das Schattenbild einer neuen Verfassung, aber keine Provinz, keine Stadt, keine Corporation wäre damals im Stande gewesen, sich auch nur einem der bureaukratischen Decrete zu widersetzen, durch welche Montgelas über sämmtliche Unterthanen und ihr Vermögen mehr als napoleonisch verfügte. Napoleon bewährte in seinem Benehmen gegen die Schweiz, daß er mehr Takt und Verstand in der Behandlung eines alterthümlichen Bergvolkes besaß, als Montgelas, der die Tiroler behandelte, wie es Napoleon selbst nie gethan haben würde.

Tirol verlor seinen alten ehrenvollen Namen und wurde in Südbayern umgetauft. Es verlor seine alte Verfassung und empfing mit den bayrischen Gesetzen zugleich eine hungrige und übermüthige Schaar bayrischer Beamten, die sich vor allem auf die reiche Beute der Kirchen stürzten und dem achtbarsten unter allen deutschen Völkerstämmen mit unerhörter Verachtung begegneten. Montgelas ließ nicht nur alles Kirchengut confisciren, sondern verbot auch den Bischöfen jeden Verkehr mit Rom und entzog ihnen wie die Besetzung der Pfründen, so den Unterricht des jungen Klerus. Als Fürstbischof Emanuel von Trient und Fürstbischof Karl Rudolph von Chur dagegen Verwahrung einlegten, wurden sie von Staatswegen für abge=

setzt erklärt, gefangen genommen und über die Grenze transportirt, 24. Oct. 1807. Dasselbe Loos theilten drei Priester, zwei andere wurden eingekerkert. Die übrigen beugten sich mit trauerndem Gemüthe. Auch das Volk, so sehr es ihm zu Herzen ging, blieb ruhig, obgleich die bayrischen Executoren es durch die fabelhafteste Insolenz herausforderten. Der königliche Commissär von Hofstetten redete die Geistlichen, die er hatte versammeln lassen, laut mit „Schurken" an. Unter dem Schutz und Beifall der Beamten trieben die Juden in Innsbruck den schändlichsten Unfug mit den heiligen Gegenständen, die sie aus den geplünderten Kirchen, namentlich aus dem reichen Stifte Wilten erschachert hatten. Einer dieser Juden ertheilte, indem er mit einer großen Monstranz durch die Straßen ging, den Vorübergehenden spottweise den Segen und sein Weib bediente sich eines andern heiligen Kirchengefässes zu noch größerer Unehre. Hofstetten selbst hing einem Juden ein Meßgewand um und prügelte ihn dann zu allgemeinem Gelächter durch. Derselbe pflegte in den Kirchen, indem er sie ausleerte, Tabak zu rauchen, die Abendmahlskelche auf eine schandbare Weise zu entweihen und die Geistlichen auf jede erdenkliche Art zu kränken. So empfing er einst, zwischen zwei Buhldirnen sitzend, den Guardian von Meran, um sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Und doch waren es später Mönche, die ihn vor der Volkswuth schützten und sein elendes Leben retteten.

Neben der Verspottung des Heiligen, dem Ausrauben der Kirchen, dem Niederreißen der Kapellen und Wegkreuze, an die sich fromme und zum Theil geschichtliche Erinnerungen knüpften, der Mißhandlung der hochverehrten Geistlichkeit war es hauptsächlich die ungewohnte Recrutirung und das neue Steuer- und Abgabensystem, was die Tiroler tief erbitterte. Ihre Söhne sollten sie dahingeben, um dem Feind des Vaterlandes zu dienen, ihre Armuth sollten sie brandschatzen lassen, um den Feind zu bereichern. Endlich war ihnen das bureaukratische Verfahren und die Polizei, das Einmischen fremder Schreiber und Schnüffler in ihr altes einfaches Gemeinde- und sogar in ihr Hauswesen tödtlich verhaßt. Wie sehnten sie sich nach der milden Herrschaft Oesterreichs, nach dem alten Kaiser zurück! Welcher

furchtbare Ingrimm schwoll in ihrer stolzen Brust gegen den neuen Kaiser, von dem alles Böse dieser Zeit herkam!

Sie hielten aber geduldig aus, indem sie mit dem Instinct und Takt, der einem starken und in der Gesinnung einigen Volk naturgemäß ist, nicht in vereinzelten Excessen ihre Kraft vergeudeten, sondern an sich hielten, um zu rechter Zeit alle gemeinsam loszuschlagen. Diese Geduld und das Geheimniß, welches sie bewahrten, obgleich viele tausende von ihnen wußten, was geschehen würde, gereicht dem Volksstamm zu einer ganz besondern Ehre und ist mehr als alles andere ein Beweis, daß die Spannkraft seines Geistes noch nicht erschlafft und angerostet war durch die moderne Bildung, denn welches modern zugeschulte Volk hätte unter diesen Umständen so einmüthig *schweigen* können?

Im Dezember 1808 erhielt der Kaffeewirth Nessing in Botzen, mit welchem Erzherzog Johann in geheimer Verbindung geblieben war, die sichere Nachricht aus Wien, daß Oesterreich im nächsten Frühjahr Frankreich den Krieg erklären würde, und trat sofort mit vertrauten Männern zusammen, um die Rolle vorzubereiten, welche Tirol in diesem Kriege spielen sollte. Um sich genau dessen zu versichern, was Oesterreich selbst zu thun geneigt wäre, und die Volkserhebung in Tirol mit den Operationen der österreichischen Heere in Einklang zu bringen, reiste Nessing am 16. Januar 1809 mit *Andreas* Hofer, Wirth von St. Leonhard in Passeyr, der sich als Schützenhauptmann schon 1796 im Kampf gegen Joubert hervorgethan hatte, und Peter Hueber, Wirth von Bruneсken, ohne Aufsehen auf geheimen Wegen nach Wien. Hier wurde alles verabredet und bei der Heimkehr der Aufstand insgeheim organisirt. Schon im Februar widersetzte sich in einigen Thälern die junge Mannschaft, die zu Recruten ausgehoben werden sollte, und mehrere bayrische Soldaten fanden dabei ihren Tod, doch wurde das Geheimniß der allgemeinen Volkserhebung durch niemand verrathen. Erst wenn das österreichische Armeecorps unter dem Marquis von Chasteler auf Tiroler Boden erscheinen würde, wollte man losbrechen.

Die Vorhut Chastelers rückte am 9. April ins obere Pusterthal

und kam bis Lienz, und schon an demselben Tage schlug das Landvolk im untern Pusterthale, angeführt von Peter Kemnater, Wirth in Schaps, die vorgeschobenen Posten der Bayern, welche die Brücke von Lorenzen bei Brunecken abbrechen wollten, zurück. Am folgenden Tage zogen 3600 Franzosen unter General Bisson, die von Mantua kamen und zur großen Armee Napoleons stoßen sollten, durch die Brixener Klausen im engen Felsenthale der Eisack, wurden aber vom bewaffneten Landvolk mit solchem Ungestüm angegriffen, daß sie eilends durch Brixen ihren Weg nach Deutschland fortsetzten. General Lemoine, der mit einem kleineren Corps Bisson nachfolgte, floh nach Italien zurück. Vergebens suchte der bayrische Oberst Wreden, der in Brixen commandirte, Bisson bei sich zu behalten, wagte dann am 11. allein noch einmal einen Kampf mit den Bauern bei dem Dorf Aicha, sah sich aber bald gezwungen, gleichfalls zu fliehen und Bisson nachzueilen. Gegen alles Erwarten blieb Chasteler aus und ließ die Tiroler Bauern den Kampf allein ausfechten. Unterdeß war in der Nacht Andreas Hofer mit den Bauern von Passeyr über den Berg Jauffen gestiegen und griff am 11. zwei Compagnien Bayern unter Major Speicher an, die in Sterzing auf der Höhe des Brenner Wacht hielten. Unter dem Schutze von zwei großen Heuwagen, welche zwei junge Mädchen lenkten, drangen die Passeyrer vor und nahmen alle Bayern gefangen, zogen sich aber wieder zurück, als Bisson und Wreden erschienen, die ihnen zu stark waren. Die gefangenen Bayern befanden sich ganz in der Nähe in einem kleinen Schlosse, aber niemand verrieth das Vorgefallene. Bisson und Wreden übernachteten in Sterzing und ahnten nichts.

An demselben Tage sammelten sich ungeheure Volksmassen im obern und untern Innthal. Schon am 10. gaben kleine Bretter mit rothen Fähnchen, die den Inn hinunterschwammen, das Zeichen. Die Oberinnthaler führte Teimer, ein Vintschgauer, der aber schon lange als Tabakshändler in Klagenfurt lebte. Die Unterinnthaler führte der Wirth Joseph Straub von Hall und Joseph Speckbacher, ein gemeiner Bauer, der als kühner Wildschütz berühmt war. Alle diese Haufen drangen gegen Innsbruck vor, wo General

Kinkel mit einem bayrischen Infanterieregiment und einigen hundert Mann Reiterei lag, und warfen dessen Vorposten schon am 11. unter mörderischem Feuer zurück. Am 12. stürmten sie die Stadt. Während General Kinkel schon mit Teimer unterhandelte, ritt der tapfere Oberst Dittfurth, obgleich von zwei Kugeln getroffen, immer noch durch die Straßen, die Soldaten anfeuernd, sich von gemeinen Bauern nicht überwinden zu lassen, aber noch zwei Kugeln streckten ihn zu Boden. Kinkel capitulirte und alle seine Soldaten wurden gefangen, nicht ein Mann entkam. Als nun am 13. früh Bisson und Wreden von Sterzing kommend gleichfalls vor Innsbruck erschienen, das Vorgefallene hörten und sich plötzlich von allen Seiten umringt sahen, blieb auch ihnen nach kurzem Kampfe nichts übrig, als sich zu ergeben. Sie wollten als Soldaten die Waffen nur vor Soldaten niederlegen, da aber Chasteler immer noch nicht da war, sah sich Teimer genöthigt, eine alte Uniform anzuziehen, gab sich für einen österreichischen Major aus und unterzeichnete die Capitulation. Somit hatten die entschlossenen Bauern binnen zwei Tagen 8000 Bayern und Franzosen mit mehr als 100 Offizieren und zwei Generalen gefangen genommen. Man brachte sie nach Salzburg, die Bayern von Männern, die Franzosen aber, zur Demüthigung ihres Uebermuths, von Weibern geführt. Zwei Zillerthalerinnen zogen mit den eroberten französischen Adlern voran. General Bisson wäre zu Hall (weil man ihn fälschlich beschuldigte, er habe einen Tiroler lebendig braten lassen) vom Volk ermordet worden, wenn ihn Straub nicht gerettet hätte. Sonst fielen nirgends rohe Excesse vor*). Selbst die verhaßtesten Beamten wurden geschont oder heimlich auf die Seite gebracht, Hofstetten z. B. von Mönchen gerettet.

*) Selbst dem jüdischen Bösewicht, der die Kirchengefäße in Innsbruck geschändet hatte, wurde nur das Haus demolirt, sein Leben geschont. Ein Bauer eignete sich eine schwere eiserne Thüre dieses Hauses zu und trug sie vierzehn Stunden weit heim; als ihm aber sein Pfarrer vorstellte, es sey unehrenhaft, den Juden zu berauben, trug er dieselbe Last den weiten Weg gutmüthig wieder zurück.

Chasteler und der vom Kaiser Franz für Tirol ernannte Civilintendant, der bekannte Geschichtschreiber und Archivar, Freiherr von Hormayr (in Tirol geboren) kamen erst am 15. gemächlich in Innsbruck an. Der letztere breitete schwülstige Proclamationen aus und fing in der bureaukratischen Manier zu regieren an, was weder Bauern noch Bürgern gefiel, um so weniger, als er besondern Eifer bewies, Geld einzutreiben und nicht einmal alles quittirte. Chasteler verließ Innsbruck wieder, um ein von Italien her unter Baraguay d'Hilliers eingedrungenes französisches Corps von Botzen und Trident zurückzutreiben, wobei ihm die Tiroler unter Hofer wesentliche Dienste leisteten. Man wirft Chasteler vor, am 24. April bei Volano etwa 1000 Mann in einem unnützen und ungleichen Kampf aufgeopfert zu haben. Die Franzosen zogen sich am 26. zurück, weil sie vom Erzherzog Johann damals im Rücken bedroht waren. — Napoleon konnte bei den erbärmlichen Maaßregeln Chastelers ziemlich sicher seyn, verfehlte jedoch nicht, nach seinem großen Siege bei Regensburg den Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, mit dem bayrischen Armeecorps ins Tirol zu schicken, um die Empörung daselbst niederzuschlagen. Auch erklärte er den Marquis von Chasteler für einen Räuberhauptmann und außer dem Gesetz. Kaiser Franz erwiderte darauf mit Stolz, er werde, wenn Chasteler nicht als k. k. General geachtet werden wollte, an gefangenen französischen Generalen Repressalien üben*). Gleichwohl verlor Chasteler vollends den Kopf, traf die schlechtesten Vertheidigungsanstalten und ermüdete seine Truppen durch unnützes Hin- und Hermarschiren.

Lefebvre jagte am 29. April die Oesterreicher unter Jellachich vorerst aus Salzburg hinaus und drang von hier aus durch den berühmten Paß Strub in Tirol ein. Dieser Paß hätte sich leicht vertheidigen lassen, aber Chasteler hatte nicht dafür gesorgt, und die frommen Tiroler selbst hatten den Paß am Himmelfahrtstage früh

*) Später erwies die französische Gesandtschaft in Wien dem Herrn von Chasteler alle Ehre, gleichsam zum Dank dafür, daß er in Tirol alles gethan hatte, was Napoleon nur wünschen konnte.

verlassen, um zur Kirche zu gehen. Diesen Zeitpunkt benutzten nun die Bayern, um in den nur von wenigen Schützen besetzten Paß einzudringen, wobei sie doch noch viel Verlust erlitten, 11. Mai. Am folgenden Tage wollte Chasteler das Versäumte einbringen und hielt den an Zahl weit überlegenen Bayern im untern Innthal bei Wörgl in einer ganz offenen Gegend Stand, nachdem er die festesten Gebirgspositionen zu vertheidigen versäumt hatte. Seine Leute schlugen sich brav, erlagen aber der Uebermacht und verloren alle ihre Kanonen. Als er auf der Flucht einen Augenblick in Hall ausruhte, machte ihm das Volk nur zu gerechte Vorwürfe. Die Bayern aber rückten den Fliehenden im weit offenen fruchtbaren Thale nach und nahmen mit Brand und Mord wegen Kinkels Gefangennehmung furchtbare Rache am Landvolk. Fast alle Häuser unterwegs wurden in Asche gelegt, eine Menge Bauern an den Bäumen aufgehängt, andern die Hände auf den Kopf genagelt, manchen Frauen der Leib aufgehauen, Kinder niedergemetzelt ꝛc. Am meisten litt der reiche Flecken Schwatz, der ganz niederbrannte und wo über hundert Weiber und Mädchen entkleidet, entehrt und dann fortgejagt wurden. Da Chasteler über den Brenner floh, gab auch das Volk die offene und schwer zu vertheidigende Hauptstadt Innsbruck auf, die am 19. Mai capitulirte. Der wichtige Paß der Scharnitz, der im Norden Innsbrucks nach München und Augsburg führt, wurde gleichfalls aufgegeben, und ein bayrisches Corps unter Graf Arco vereinigte sich von dieser Seite her mit Lefebvre.

Chasteler fuhr immer noch umher, wie die Maus in der Falle. Erst sollte er durch Kärnthen nach Wien ziehen; weil er aber nicht mehr durch konnte, gab ihm Erzherzog Johann den Befehl, zu bleiben und Tirol aufs äußerste zu vertheidigen. Er that aber nichts mehr. Nur General Leiningen mit einem Theil der Oesterreicher half dem wackern Hofer Südtirol vertheidigen. Aber auch er wurde zurückberufen. Am 19. Mai erließ Hofer einen offenen Brief, worin er alles Tiroler Volk in die Waffen rief, „weil die Truppen retirirten." Am 21. verließ Chasteler heimlich die Armee, und Graf Buol übernahm für ihn das Commando, that aber auch nichts und

blieb müßig zwischen dem Pusterthal und Brenner im unzugänglichsten Kern des Gebirgslandes stehen. Hormayr nahm einen Paß nach der Schweiz für den Nothfall und verschlupfte sich in Nauders, einem Winkel des Vintschgaues dicht an der Schweizer Grenze.

Dem Aufruf Hofers waren inzwischen die Bauern von allen Seiten gefolgt, und ohne sich um die unthätigen und jeden Augenblick zum Abzug bereiten österreichischen Truppen zu kümmern, griff er allein die Feinde an und trachtete, sie wieder aus der Hauptstadt hinauszuwerfen. Dabei kam ihm zu Statten, daß Napoleon nach seinem Unglück bei Aspern eiligst den Herzog von Danzig mit dem größten Theil der Bayern wieder abrufen mußte und nur eine bayrische Division unter General Deroy in Innsbruck stehen ließ. Gegen diesen brach nun, wie früher gegen Kinkel, der allgemeine Landsturm los. Damals trat unter den Führern zum erstenmal der Kapuziner Haspinger, der s. g. Rothbart, mit ungemeiner Kühnheit hervor. Deroy hatte, um nicht wie Kinkel überfallen zu werden, den Berg Isel besetzt, von welchem Innsbruck beherrscht wird, und seine Soldaten, die kurz vorher bei Abensberg über die Oesterreicher gesiegt hatten, waren voll Muth. Der erste unentschiedene Angriff erfolgte am 25. Mai. Die Tiroler waren noch nicht stark genug, sie erwarteten erst die von Hofer aufgerufenen Oberinnthaler, denn Teimer hatte nicht mitgewirkt. Hofer war so zornig über die Unthätigkeit der Oesterreicher, daß er Buol und Hormayr verhaften lassen wollte. Am 29. rückte das Aufgebot vom Oberinnthal ein, und nun begann ein furchtbarer Kampf am Berg Isel, der den Bayern nach der einen Schätzung 3000, nach einer andern nur 1100 Mann kostete und Deroy zwang, sich unter dem Schutz der nächsten Nacht so leise als möglich zurückzuziehen. Erst um 4 Uhr Morgens bemerkten es die Bauern und drangen in Innsbruck ein, er hatte aber schon einen Vorsprung und entkam glücklich durchs untere Innthal, dessen Männer alle zum Berg Isel gezogen waren. — An dem nämlichen 29. Mai eroberten andere Schaaren des Tiroler Landvolks unter Joseph Marbacher den Paß der Scharnitz und schlugen die Vorarlberger Bauern ein französisch-bayrisch-württembergisches Corps von 1500 Mann bei

Hohenems zurück, so daß an diesem Tage ganz Tirol von Feinden frei wurde. Die Württemberger waren auf ganz unnütze Weise durch Streifzüge, welche Teimer im Anfang des Mai gegen Kempten und Memmingen hin unternommen, gereizt worden. Hofer schalt ihn deshalb tüchtig aus. Nicht solchen kleinen Streifparthien, sondern dem General Buol, der 13,000 Mann hatte, kam es zu, mit einer ausgewählten Streitmasse von Tirolern eine große Diversion gegen München oder Salzburg in Napoleons Rücken zu machen und einen Theil seiner Truppen von Wagram abzuziehen. Aber Buol rührte sich nicht.

Hofer blieb nicht lange in Innsbruck, sondern ging nach dem Süden Tirols, um hier Streitigkeiten unter den Volksanführern zu schlichten und überall die Ordnung herzustellen. Dagegen kam Hormayr jetzt wieder aus seinem Versteck hervor, maßte sich die vom Landvolk allein errungene Ehre an und gab sich ein neues Ansehen durch kaiserliche Briefe und Siegesberichte von Aspern. Kaiser Franz schrieb damals, er werde nie einen Frieden mit dem Feinde eingehen, in dem nicht Tirols Wiedervereinigung mit Oesterreich verbürgt würde, mahnte das Volk zur Ausdauer und befahl Buol ausdrücklich, Tirol standhaft zu behaupten. Jetzt erst wurde von Buol ein großer Ausfall nach Kärnthen beschlossen, aber nicht ausgeführt, ein kleinerer von Teimer nach Schwaben und über den Bodensee nach Constanz führte zu nichts, ebenso ein kecker Versuch Speckbachers, die kleine noch in bayrischen Händen befindliche Tiroler Grenzfeste Kufstein zu überrumpeln.

Unterdeß geschah der große Schlag bei Wagram und wurde der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, in dessen 4. Artikel die Räumung Tirols von Seiten der Oesterreicher zugestanden wurde, ohne daß den Tirolern irgend eine Amnestie oder Bürgschaft ihrer Zukunft gewährt worden wäre. Buol erhielt wirklich Befehl, abzuziehen. Erzherzog Johann aber schrieb ihm, er möge sich entweder vom Volk gewaltsam zurückhalten lassen oder wenigstens vor seinem Abzug alles entbehrliche Kriegsmaterial den Tirolern zurücklassen. Buol eilte jedoch hinauszukommen und ließ den Tirolern nichts zu-

rück, ja er lieferte sogar die Gefangenen und eroberten Kanonen nebst der kleinen Feste Sachsenburg dem aus Italien ins Pusterthal vorrückenden französischen General Rusca aus. Hormayr raffte noch Kassengelder, gezwungene Anleihen 2c. zusammen, so viel er konnte, quittirte nicht einmal alles und machte sich davon. Auch Teimer verschwand. Das Benehmen Oesterreichs scheint unerklärlich; der Brief des Erzherzog Johann läßt vermuthen, daß er von der festen Haltung Tirols noch irgend einen Vortheil für die erst begonnenen Friedensunterhandlungen gehofft habe. Allein so fest auch diese Haltung blieb, hat dennoch Oesterreich beim endlichen Frieden so wenig, als beim vorläufigen Waffenstillstand, die Tiroler berücksichtigt. Am 2. August waren alle Oesterreicher aus dem Lande abgezogen. Dagegen war schon am 27. Juli, von Napoleon entsendet, Lefebvre, Herzog von Danzig, mit 30,000 Franzosen, Bayern und Sachsen von Salzburg ausmarschirt, um Tirol zu unterwerfen und sprengte aus, er käme mit 50,000 Mann, um mehr Schrecken zu verbreiten. Unter diesen Umständen schien allerdings jeder weitere Widerstand der Tiroler unnütz und nur ihnen selbst verderblich. Sie wären auch ohne Zweifel ruhig geblieben und hätten sich entwaffnen lassen, wenn man sie nur einigermaßen durch eine Amnestie und gütliche Zusicherungen von Seiten Bayerns getröstet hätte. Da sie sich aber auf Gnade und Ungnade einem französischen Marschall überliefern sollten, da sie an die früheren Greuel in Schwatz zurückdachten und das Schlimmste voraussahen, so befanden sie sich in einer unbeschreiblichen Noth und Verwirrung. Als der Feind heranrückte, wehrten sie sich nicht, flohen aber ins Innere des Landes, so daß der Marschall alle Dörfer menschenleer fand. Er zog durchs untere Innthal. Die voranmarschirenden Sachsen konnten sich der Thränen nicht enthalten, als sie die Ruinen von Schwatz erblickten, und gewiß that es ihnen im Herzen wehe, die Avantgarde in diesem ungerechten und unmenschlichen Kriege seyn zu müssen. Auch General Beaumont, der mit 10,000 Mann über die Scharnitz kam, fand keinen Widerstand und entehrte sich, indem er Seefeld in Brand stecken ließ. Schon am 30. Juli zog der Marschall triumphirend in Innsbruck ein.

Jetzt erst faßte Andreas Hofer den heldenmüthigen Entschluß, die Berge seiner Heimath abermals zu vertheidigen. Nachdem er schon einige Tage vorher, noch unter den Augen der abziehenden Oesterreicher, feierlich im Namen des Landes gegen den Einmarsch des französischen Marschalls protestirt hatte, als gegen eine „Verletzung des Waffenstillstands,“ rief er am 2. August durch Eilboten das ganze Land unter die Waffen. Alles ging von ihm allein aus *). Das Volk aber zog ihm in Masse zu, und mit Hülfe der ihm gehorsamen und treuen Unterbefehlshaber sah er sich bald in den Stand gesetzt, dem schon weit vorgedrungenen Feinde auf allen Punkten ein fürchterliches Halt zu gebieten. Der Marschall hatte die Division Rouyer über den verlassenen Brenner geschickt und Sterzing besetzen lassen. Sie sollten über Brixen nach Botzen auf der Hauptstraße nach Italien vordringen und sich mit General Rusca vereinigen, der von dorther eindrang. Aber Hofer hatte im Stillen die Berge besetzt und an den engsten Stellen des Weges, den die voranmarschirenden Sachsen passiren mußten, oben auf den Felsen dicke Lärchenstämme floßartig verbunden und mit Steinen beschwert bereit legen lassen, um sie durch Weiber und Kinder auf den Feind herabwälzen zu lassen, während die Männer aus ihren Stutzen ein tödtliches Feuer auf ihn eröffnen sollten. Am 4. Aug. betraten die unglücklichen Sachsen in der Schwüle des Mittags das im tiefsten Schweigen ruhende Thal der Eisack zwischen Mauls und Mittenwalde, als plötzlich die Steinlawine oben herabbrauste und unter ungeheurem Krachen Mann und Roß und Kanonen begrub und zum Theil über den Fluß hinüberschleuderte. General Rouyer mit dem Hintertheil der Colonne floh nach Sterzing zurück, zwei sächsische Bataillons aber, welche die Spitze gebildet hatten, blieben

*) Die Wirthe Peter Mayr und Kemnater nebst dem Kapuziner Haspinger hielten nicht, wie oft gesagt worden ist, eine Verabredung ohne Hofer, sondern wurden durch Hofer einberufen. Auch Speckbacher, der schon den Oesterreichern nachzog, wurde nur durch Hofer, dem er begegnete, zurückgehalten.

abgeschnitten in Oberau und mußten sich, etwa noch 700 Mann zählend, unter Oberst Henning dem hier die Bauern commandirenden Peter Gruber gefangen geben.

Als der Marschall in Innsbruck von diesem Unglück erfuhr, schickte er mehr Truppen über den Brenner und kam selbst nach Sterzing, erzürnt über die Sachsen, daß sie sich von gemeinen Bauern hätten schlagen lassen. Da auch auf ihn unterwegs geschossen worden war, ließ er zum schreckenden Exempel das schöne Dorf Rieth in Brand stecken. Aber er selbst wollte sich doch nicht eher auf den gefährlichen Weg nach Brixen wagen, bis er die Bauern erst im Rücken würde gefaßt haben. Er rechnete desfalls nicht nur auf ein Vorrücken Ruscas, sondern schickte auch ein Corps unter Oberst Bourscheidt durchs Oberinnthal, um durch den Paß von Finstermünz ins Vintschgau und nach Meran und Botzen vorzudringen. Aber Bourscheidt wurde bei Prutz von den Bauern mit solchem Ungestüm angegriffen, daß er lieber sein Vorhaben aufgab, am 8. August. Er fand jedoch den Rückweg nicht mehr frei. Mitten in der Nacht gerieth sein Vortrapp an der Pontlatzer Brücke unter die Felsen, auf denen die wachsamen Weiber Baumstämme und Steine aufgehäuft hatten, und wurde davon plötzlich in der tiefsten Dunkelheit überschüttet, und Mann und Roß und Kanonen unter Steinen begraben oder in den Inn gestürzt. Die unversehrte Spitze der Colonne, die weiter nach Innsbruck floh, gerieth noch in mehrere solche Steinstürze und wurde von den Bauern gefangen. Der hintere Theil der Colonne mit Oberst Bourscheidt selbst, dem durch den Sturz bei Pontlatz der Weg versperrt worden war, irrte rathlos umher, wurde auf allen Seiten von den Bauern beschossen und mit 800 Mann gleichfalls gefangen. Ein bayrisches Bataillon, welches in Imbst geblieben war, wurde auch von dort mit großem Verlust nach Innsbruck zurückgejagt.

Der Marschall blieb unterdeß in Sterzing, wo er, obgleich von allen Seiten durch die Tiroler geneckt und beschossen, trügerische Unterhandlungen anknüpfte und die Unterhändler als Geißeln festhielt, immer auf gute Nachrichten von Rusca und Bourscheidt

wartend. Als er aber von jenem gar nichts und von diesem nur Unglück erfuhr, wollte er sich trotz seiner großen Truppenmacht nicht in die „Sachsenklemme“ wagen, mit welchem Namen man den Engpaß bei Mittenwalde belegt hatte, und kehrte den gefährlichen Bergen lieber den Rücken. Am 11. August begann er seine Flucht über den Brenner, von dem Gejauchze und dem mörderischen Schießen der Tiroler verfolgt. Für sein eigenes Leben bangend, hing er einen gemeinen Soldatenmantel um, und versteckte sich zu Fuß laufend zwischen Reitern. Die Bayern selbst verhehlten ihr Vergnügen nicht, als sie den stolzen Marschall von Frankreich fliehen sahen. General Deroy schrieb damals an seine Frau: „Lefebvre kommt zurück, ohne in seinem Unternehmen auf Brixen reussirt zu haben, worüber ich, unter uns gesagt, ganz und gar nicht verdrießlich bin, damit diesen Herrn einleuchtend werden möge, was Tirol sey.“ In der Nacht brach ein fürchterliches Gewitter aus, was die Verwirrung vermehrte. Der Marschall hatte alle Truppen, die nicht von den Tirolern getödtet oder gefangen waren, in Innsbruck vereinigt, aber es gebrach an Lebensmitteln, und am nächsten Morgen drohte von allen Seiten der Tiroler Landsturm, dessen Wachtfeuer auf allen Höhen brannten. Da brach der Marschall in Wuth aus, fluchte dem Lande und gestand, es sey hier noch schlimmer als in Spanien. Allein die Wachtfeuer waren nur eine List. Hofer hatte sie nur anzünden lassen, um seine Schwäche zu verbergen, denn noch waren lange nicht genug Tiroler beisammen, um die große Streitmacht des Marschalls im offenen Thale mit Erfolg angreifen zu können. Das ermuthigte den Marschall wieder, er ruhte am 12. und griff am 13. die Tiroler auf dem Berg Isel an. Jetzt aber hatten sich diese schon in hinreichender Zahl gesammelt und waren unter Hofers Oberleitung trefflich geführt vom Kapuziner, von Speckbacher ꝛc. Nach langem blutigen Kampfe blieben die Bauern auf allen Punkten Meister der Höhen und warfen den Feind in die Ebene hinunter. In der folgenden Nacht strömte der Regen, und diese natürliche Unterbrechung der Streitlust benutzend zog der Marschall mit allen seinen Truppen davon. Graf Arco, der

ihm folgte, fiel durch eine Tiroler Kugel am Ufer des Inn*). — Unterdeß war auch der grausame General Rusca mit einer französischen Colonne im Pusterthal bis Lienz vorgerückt und hatte bereits über 200 Bauernhöfe und mehrere Kirchen in Brand gesteckt, als ihm Einhalt gethan wurde. Hauger, ein Freiburger Student, der früher den Zug nach Constanz mitgemacht, kam mit mehreren Versprengten ins Pusterthal, sah die Bauern um ein Crucifix knien, riß dieses mit gewaltiger Kraft heraus, trug es als Fahne voran und schlug die plündernden Feinde, tapfer unterstützt von einem Aufgebot der Bauern unter Steger, der aus Zorn über die Mordbrennerei Ruscas diesen zu braten gedroht hatte, wie die Italiener Scorpionen zu thun pflegen (in einem Feuerkreis). Unter beständigen Gefechten vom 6.—11. August wurde Rusca aus dem Lande gejagt. Ein anderes französisches Corps unter General Peyri, das von Verona her durchs Etschthal kam, kehrte alsbald wieder um. Auch die Scharnitz wurde den Bayern wieder entrissen.

Ganz Tirol war befreit. Hofer ließ sich in Innsbruck als provisorischer Regent des Landes nieder und hielt, ohne im geringsten aus seiner einfachen Bäuerlichkeit herauszutreten, eine strenge und musterhafte Ordnung, als „Obercommandant in Tirol" von allen untergeordneten Volksführern ohne Eifersucht anerkannt, vom Volk unsäglich verehrt und geliebt. Er schützte die Gefangenen, duldete keine Anarchie, that salomonische Rechtssprüche, schlichtete jede Streitigkeit unter den Seinigen mit väterlicher Weisheit, regelte die Finanzen einfach und ehrlich, ließ Geld schlagen, hielt streng auf gute Sitten**) und gab allen seinen Regierungshandlungen eine höhere

---

*) Vor hundert Jahren war einer seiner Vorfahren im großen Tirolerkriege, in welchem die Franzosen unter Ludwig XIV. und die Bayern auf ganz ähnliche Art aus dem Lande hinausgeworfen wurden, an einer andern Stelle des Ufers gefallen, aber die Fluth hatte das ihm errichtete Kreuz fortgerissen und es war an der Stelle wiederaufgerichtet worden, wo jetzt der Enkel fiel.

**) Unter anderm verbot er den Damen in Innsbruck die unschickliche

Weihe durch die volksthümliche Andacht. Das Volk, das so tapfer gestritten, beugte seine Knie in täglichen Gebeten um ferneren göttlichen Schutz. Hofer unterschied sich nicht von seinem Volk durch außerordentliche Talente, aber er vereinigte alle guten Eigenschaften desselben in einer seltenen Harmonie in sich. Weder der fanatische und sich gern überstürzende Kapuziner, noch der verwegene Speckbacher (ein vormals berüchtigter Wilderer), noch der schon vornehm gewordene Teimer vermochten so großes Ansehen im Volk zu erwerben und zu erhalten, wie der fromme Hausvater Hofer, dem in dieser Beziehung auch die Wirthe Straub, Kemnater und Mayr am nächsten standen. Hofer hieß der Sandwirth, weil sein Hof am Ufersande des Flüßchens Passeyr lag. Die Franzosen machten daraus sanvir, die Italiener aber nannten ihn **barbone** wegen seines ehrwürdigen Bartes, den er nach Landessitte trug und der ihm zu der malerischen Tracht seines Thales bei seiner herkulischen Gestalt sehr wohl stand. Unzählige Abbildungen von ihm wurden damals schon in Deutschland verbreitet und er genoß einen unermeßlichen Ruhm *).

Obgleich er lieber gesehen hätte, seine Tiroler wären innerhalb ihrer Grenzen geblieben, gab er doch dem Kapuziner nach, als dieser vorstellte, welchen Vortheil der Kaiser bei den Friedensunterhandlungen daraus ziehen könne, wenn nicht nur Tirol, sondern das ganze weite Alpenland für ihn in Waffen stünde. Haspinger unternahm also im September einen Zug ins Salzburgische, erstürmte den Luegpaß, schlug die Bayern überall zurück und besetzte Berchtesgaden und Hallein, aber es war ihm nicht möglich, dieselbe Begeisterung, die in Tirol herrschte, nach Steiermark und Kärnthen zu verpflanzen. Die große Bewegung gerieth hier ins Stocken.

Modetracht damaliger Zeit, die „das Brust- und Armfleisch" zu wenig bedeckt ließ.

*) Den erst später Hormayr zu verkleinern versucht hat. Alles was Hormayr über den Tiroler Krieg geschrieben hat, ist durch gekränkte Eitelkeit und böses Gewissen verfälscht.

Speckbacher, der dem Kapuziner gefolgt war, ließ sich bei Melek, unfern von Reichenhall, überfallen und entkam mit 100 Mann nur durch die unerhörteste Tapferkeit*). Eben so wenig glücklich war Eisenstecken, Hofers Adjutant, vor Trident. In das deutsche Tirol aber wagte sich damals noch kein Feind.

Erst am 15. October erschien Herr von Roschmann als österreichischer Commissär in Sterzing bei Hofer, mit der Meldung, der Frieden sey noch nicht geschlossen und Tirol solle einstweilen fortfahren, sich im Namen des Kaisers zu vertheidigen, bis ein Courier das weitere bringe. Unterdeß kam von Bayern her die Nachricht, der Friede sey schon am 14. geschlossen worden. Der ersehnte österreichische Courier kam aber erst am 29. mit einem Brief des Erzherzog Johann an, worin dieser schrieb, der Frieden sey geschlossen, Tirol falle wieder an Bayern, jedoch sey den Einwohnern volle Amnestie zugesichert, wenn sie die Waffen niederlegten. Das möchten sie nun auch thun, denn es bliebe nichts besseres übrig. Wie schwer es nun auch dem wackern Hofer ankam, so folgte er doch diesem Rathe und befahl Einstellung aller Feindseligkeiten und Auflösung aller Wehrmannschaften. Er selbst aber schrieb dem Kaiser noch einen dringenden Brief in Bezug auf die ranzionirten Soldaten und nicht gebornen Tiroler, welche sich unter seinen Leuten befanden, und in Bezug auf die contrahirten Anleihen. Ueber diese beiden wichtigen Punkte enthielt der Wiener Frieden und die Anweisung des Erzherzogs lediglich nichts. Hofer aber glaubte sich in seinem Gewissen verpflichtet, sie zu erledigen. Er blieb ohne Antwort.

Am 1. November rückten die Bayern unter Wrede in Innsbruck ein und vertrieben die Haufen, die der wüthende Kapuziner auf dem Berg Isel, gegen Hofers Willen, zum Kampf versammelt hatte. Lebhafteren Widerstand fanden die Generale Rusca und Peyri, die vom Süden kamen, indem ein Tollkopf, von Kolb, der auch früher

---

*) Hier verlor er seinen kleinen Sohn Anderl, der ihn überall im Kampfe begleitete. Der König von Bayern ließ den schönen Knaben zu sich rufen und in München anständig erziehen.

schon die Bauern durch die unsinnigsten Siegesnachrichten bethört hatte, abermals denselben einen allgemeinen Aufstand in der Schweiz vorlog, um sie zum Kampf anzufeuern. Der Kapuziner aber erkannte, daß alles vergebens sey, wenn Hofer nicht wieder an der Spitze stehe, begab sich daher mit einem Haufen anderer Wahnsinniger zu ihm nach St. Leonhard und bethörte ihn wirklich, einen neuen Aufruf an das Volk ergehen zu lassen. Hofer that es ohne Glauben an einen Erfolg, nur weil er einen ruhmvollen Untergang der Gefangenschaft vorzog und weil er nicht fliehen wollte. Er und Tirol waren eins, er konnte den Gedanken nicht fassen, lebend oder todt je von seinem Vaterland getrennt zu werden. Was die Welt Thorheit nannte, war bei ihm ein tiefes und heiliges Gefühl. Alle Bauern der Nachbarschaft standen zu ihm und trieben vom 14.—16. Nov. den General Rusca mit Verlust von 600 Mann aus Meran zurück, bis wohin er schon vorgedrungen war. Ein anderes französisches Corps unter General Barbou, der von Sterzing gekommen war, wurde bei Walten am 18.—22. nach einem Verlust von 400 Mann zur Capitulation gezwungen. Erst dem edeln und menschenfreundlichen General Baraguay d'Hilliers, der von Brixen herkam, gelang es, das Volk zu besänftigen und zur Ruhe zu bringen. Nur Kolb kämpfte noch im Pusterthal fort und am 6. Dezember fiel das letzte Gefecht in Lienz vor, in derselben Gegend, wo der Kampf im Frühjahr zuerst begonnen hatte. Auch dort liefen die Bauern endlich auseinander. General Broussier, weniger human als Baraguay, ließ im Pusterthal eine Anzahl Gefangener hängen und erschießen.

Hofer soll heimlich vom Vicekönig Eugen durch einen Priester versichert worden seyn, er werde amnestirt werden; aber er soll den Boten abgewiesen haben. Gewiß ist, daß er sich zuerst bei einem Freunde und als er sich bei diesem nicht mehr sicher glaubte, in einer elenden Sennhütte am Oetzthaler Firner verbarg, wo er die kältesten Wintermonate tief im Schnee zubrachte, in einziger Gesellschaft des ihm treu ergebenen Studenten Sweth, bis auch sein Weib und sein jüngerer Sohn Johann zu ihm hinaufflohen. Weil aber 1500

Gulden auf seinen Kopf gesetzt waren, verrieth ihn ein gewisser Raffl, der zufällig an seine Hütte kam und ihn erkannte. In der Nacht des 27. Jan. 1810 zog ein ganzes Bataillon Franzosen auf den Berg und nahm ihn unter grausamen Mißhandlungen gefangen. Man riß ihm den Bart aus, schlug ihn blutig und schleppte ihn, hart gebunden, bei strenger Kälte aus Tirol hinaus und in die Festung Mantua. Als Napoleon die Meldung davon erhielt, befahl er durch den Telegraphen, den Gefangenen binnen 24 Stunden erschießen zu lassen. Hofer schrieb noch einen rührenden Brief an seine Frau und ging festen Muthes zum Tode. Alle in Mantua gefangenen Tiroler lagen bei seinem letzten Gang auf den Knien und beteten für seine Seele. Er ließ sich die Augen nicht verbinden und commandirte selbst Feuer. So starb der Held von Tirol, am 20. Februar. Sein Leichnam ist später von frommen Tiroler Schützen ausgegraben und in der heimischen Erde bestattet worden. Seine Kinder erhielten von Oesterreich die adelige Würde.

Desselben Todes starb eben so muthig Peter Mayr in Botzen. Fast gleichzeitig mit Hofer in seinem Versteck entdeckt und gefangen erklärte er, als Baraguay d'Hilliers ihm nahe legte, sich durch eine falsche Aussage zu retten: „ich will mein Leben durch keine Lüge erhalten," und wurde am 29. Februar erschossen. Die andern Führer entkamen, Speckbacher aber erst nach den schrecklichsten Leiden und Gefahren. In einer Höhle auf dem Gemshaken versteckt, wurde er von einer Lawine fortgerissen und verrenkte ein Bein, kroch aber auf den Händen bis zu einem Freunde, der ihn nach Rinn in Speckbachers eigene Wohnung brachte, wo aber Bayern im Quartier lagen. Um nicht verrathen zu werden, mußte der Unglückliche im Mist des Stalles bis an den Hals eingegraben werden und brachte so viele Wochen zu, ohne daß sein eigenes Weib etwas davon wußte. Nur ein treuer Knecht pflegte ihn, bis es Frühling wurde und er weiter nach Oesterreich fliehen konnte. — Im Uebrigen nahm Bayern keine unedle Rache und behandelte von nun an die Tiroler vorsichtiger. Napoleon aber riß durch ein Decret vom 28. Mai 1810 ganz

Südtirol vom nördlichen ab und vereinigte es mit dem Königreich Italien, um die Gesammtkraft Tirols dadurch zu schwächen.

Während dieser heißen Kämpfe im südlichen Deutschland blieb auch das nördliche nichts weniger als ruhig. Ueberall begann der Haß gegen die französische Herrschaft sich zu regen. Der ursprünglich großartig angelegte Plan, Norddeutschland zu insurgiren und dadurch Preußen mit in den Krieg fortzureißen, war durch die unerklärbare Langsamkeit des Erzherzog Karl vereitelt worden. Sobald dieser bei Regensburg gefaßt und auf Wien zurückgeworfen worden war, mußten alle Erhebungsversuche im Norden, die er nachdrücklich hätte unterstützen sollen, sofort scheitern. Den Anfang machte der preußische Hauptmann von Katte, indem er am Ostersonntag bei Stendal einen Haufen Freiwilliger sammelte und Magdeburg überrumpeln wollte, jedoch nicht genug Anhang fand und nach Böhmen flüchten mußte, wo er zum Herzog von Braunschweig stieß. Sodann erhoben sich am 21. April die hessischen Bauern in der Gegend von Wolfhagen. Oberst von Dörnberg, den Jerome entsandte, sie auseinanderzujagen, war gerade das Haupt der hessischen Verschwörung, wurde aber in dem Augenblick, in welchem er Jerome selbst gefangen zu nehmen hoffte, durch einen falschen Freund verrathen und von den Truppen in Kassel im Stich gelassen. Zu den Bauern flüchtend führte er diese gegen die Hauptstadt, wurde aber am 24. geschlagen und rettete sich nun ebenfalls nach Böhmen zum Braunschweiger. Oberstlieutenant von Emmerich, der in Oberhessen noch einen Aufstandsversuch wagte, wurde gefangen und hingerichtet. — Der s. g. Deutschmeister oder Hochmeister des deutschen Ritterordens, der zu Mergentheim residirte, war der österreichische Erzherzog Anton. Da nun Napoleon Oesterreich bekriegte, so schenkte er auch ohne weiteres das schöne Mergentheim mit seinem Gebiet dem König von Württemberg, und dieser verschob aus besonderer Laune die Huldigung der neuen Unterthanen bis zum 13. Juni, als dem Namenstage des sehr populären Deutschmeisters. Die Mergentheimer entbrannten darüber in Zorn und setzten sich gegen die württembergischen Beamten zur Wehr, wurden aber durch zahlreiche Truppen und durch den

Scharfrichter, der mitkam, gebändigt. Sieben Personen wurden hingerichtet, eine große Anzahl der Aufrührer aber in Ketten zur Arbeit bei den neuen Anlagen am königlichen Schloß in Stuttgart verwendet. — Ein österreichischer General Radywoyowitsch drang mit 6000 Mann ins Bayreuthische ein und ließ hier die preußischen Adler wiederaufrichten, ohne Zweifel um die Preußen zur Theilnahme am Kriege zu reizen, zog sich aber bald wieder zurück.

Der König von Preußen besuchte mit seiner Gemahlin zu Anfang des Jahres den Kaiser Alexander in Petersburg und kehrte nachher nur wieder nach Königsberg zurück. Alexander empfing sie aufs artigste und begleitete sie bis an die Grenze seines Reichs zurück, legte aber begreiflicherweise dem König den moralischen Zwang auf, im bevorstehenden Kriege Oesterreich nicht zu helfen. Scharnhorst hätte gern die 80,000 Preußen, die er bisher wenigstens einexercirt hatte, Oesterreich zu Hülfe geschickt. Sein Bruder Wilhelm fiel bei Wagram, ihn selbst warf der Kummer um das Vaterland damals aufs Krankenbett. Blücher in seiner Heftigkeit beschwor den König, loszuschlagen und Oesterreich zu helfen und „die ganze deutsche Nation aufzurufen", aber vergebens. Doch hatte in Berlin das Ministerium noch nicht Autorität genug, um jede Theilnahme an dem Krieg in Oesterreich verhindern zu können, wie ängstlich es auch jeden feindlichen Schritt gegen Napoleon vermeiden wollte. Major von Schill, derselbe, der so ruhmvoll im Jahr 1807 Pommern vertheidigt hatte und jetzt als Chef eines Husarenregiments in Berlin stand, konnte es nicht übers Herz bringen, müßig zuzusehen, während Oesterreich für die deutsche Sache kämpfte, rückte daher am 28. April eigenmächtig mit seinem Regiment von Berlin aus; auch andere kleine Truppenabtheilungen und viele Freiwillige schlossen sich ihm an, und er hatte nichts Geringeres im Sinne, als das ganze nordwestliche Deutschland zu insurgiren und den König von Westphalen zu vertreiben. Er rückte vor Wittenberg, dessen schwache Besatzung ihm aber den Eingang verwehrte. Dann plünderte er das Schloß des französisch gesinnten Fürsten von Anhalt in Köthen, zerbrach die westphälischen Wappen in Halle, rückte

vor Magdeburg, nahm der ausfallenden französischen Besatzung bei Dodendorf 200 Mann gefangen, zog sich aber, da der hessische Aufstand mißlungen war und Jerome beträchtliche Streitkräfte unter General Albeynac gegen ihn aussandte, nach Mecklenburg zurück, um das Meer zu erreichen und nach England zu entkommen. Denn auch Holländer unter General Gratien und Dänen unter General Ewald zogen gegen ihn heran. Die Mecklenburger, die sich ihm ebenfalls entgegenstellten, schlug er am 25. bei Dammgarten und kam glücklich nach Stralsund, fand aber hier keine Schiffe. Obgleich er in der Eile die Stadt besser zu befestigen bemüht war, drangen die Holländer und Dänen dennoch am 31. in die Stadt ein, in deren Straßen der Kampf fortwüthete, bis der edle Schill, nachdem er dem holländischen General Carterel mit einem Säbelhieb den Kopf gespalten, selbst von mehreren Schüssen und Hieben getroffen todt vom Pferde sank. Sein Corps hatte in Stralsund noch 700 Reiter und 1300 Fußgänger gezählt, welche der Uebermacht erlagen und größtentheils fielen. Nur 16 Offiziere und 170 Reiter entkamen, angeführt von Lieutenant von Brunnow; die 360 Gefangenen wurden auf Napoleons ausdrücklichen Befehl als Räuber behandelt, in Ketten gelegt und auf die Galeeren nach Toulon gebracht. Aber schon unterwegs wurden zum abschreckenden Beispiel 12 Offiziere in Wesel, 14 Unteroffiziere und Gemeine in Braunschweig erschossen. Alle starben muthvoll, stehend mit unverbundenen Augen. Unter den Offizieren richtete sich Albert von Wedell nach der ersten Salve noch einmal auf und rief: „könnt ihr nicht besser zielen, Grenadiere? Hier sitzt das preußische Herz.“ Von denen, die nach Toulon gelangten, kamen die meisten unter der harten Arbeit und Mißhandlung um, der Rest wurde im Jahre 1812 zur Arbeit auf die hyerischen Inseln geschickt, hier etwas besser behandelt und im Jahre 1814 noch 120 von ihnen befreit. Ein Lieutenant Katt, der zwei Jahre zu Metz gefangen saß, wurde von sächsischen Offizieren, die vom spanischen Feldzug zurückkehrten, listig befreit und mitgenommen. Schill selbst fand in einem ruhmvollen Tode und in dem großen Andenken, welches er den Preußen

hinterließ, den Trost, den er sich selbst in seinem Kernwort zugesprochen hatte: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.“ Die Holländer begingen die Niederträchtigkeit, seiner Leiche den Kopf abzuschneiden, denselben in Spiritus unter Glas zu setzen und im Naturalienkabinet der Universität Leyden aufzubewahren, wo er unter Krokodillen und Sägefischen, ausgestopften Vögeln und Mißgeburten bis zum Jahre 1836 jedermann gezeigt wurde. Jetzt ruht er bei seinen Waffengefährten in dem Denkmal, welches denselben zu Wesel gesetzt worden ist. Der König von Preußen erließ von Königsberg aus ein strenges Edict gegen Schill und die Seinigen, um sich vor Napoleons Rache zu sichern.

Herzog Wilhelm von Braunschweig, Sohn des bei Jena tödlich verwundeten Ferdinand, wurde mit Blücher in Lübeck gefangen, aber ausgewechselt, hatte durch Napoleon sein Herzogthum verloren, behielt aber noch von seinem Oheim das Herzogthum Oels in Schlesien, welches er sofort verpfändete, um von dem Gelde Truppen zu werben, mit denen er gegen Napoleon fechten wollte. Er hatte, wenn auch unter Oesterreichs Schutz, doch als unabhängiger deutscher Reichsfürst in Böhmen ein s. g. Corps der Rache angeworben, nur 2000 Mann. Diese Truppen hießen beim Volk die Schwarzen, weil sie einfache schwarze Waffenröcke mit blauem Kragen und schwarze Helme mit einem weißen Todtenkopfe trugen. Unter ihnen waren viele geflüchtete Braunschweiger und andere Freiwillige, die gleich den Anhängern Schills von Patriotismus und Franzosenhaß erglühten. Der edle Herzog selbst trug den ganzen Stolz des uralten welfischen Geschlechts in sich und bei tiefer Trauer um den tragischen Tod seines Vaters eine eben so tiefe Verachtung gegen die lüderliche und heillose Wirthschaft im deutschen Vaterlande, die so ungeheures Unglück verschuldet hatte. In seinem bärtigen und finstern Gesicht malte sich der unversöhnliche Zorn seiner ritterlichen Seele. Er sprach wenig und lachte nie, aber die Seinen liebten ihn und waren alle bereit, ihm in den Tod zu folgen. Im Anfang des Krieges stand er unter dem österreichischen Feldmarschall Kienmayer, welcher von Böhmen aus nach Sachsen vor-

rückte, aber durch den Rückzug des Erzherzog Karl genöthigt war, sich nicht weit von Böhmen zu entfernen, und daher nur kleine Gefechte lieferte, theils gegen den sächsischen General Thielmann, den der nach Frankfurt am Main geflüchtete König von Sachsen mit einigen Truppen zurückgelassen hatte, theils gegen die Franzosen, die unter Junot von Bayreuth her seinem Vordringen ein Ziel setzten. Der Herzog von Braunschweig bestand ein paar kleine Gefechte mit Thielmann bei Zittau, mit Junots Truppen bei Berneck, und stand zuletzt in Zwickau, als der Waffenstillstand von Znaym geschlossen wurde. Da fürchtete er, wenn er auch durch Oesterreich vor Napoleons Rache geschützt würde, doch entwaffnet und auf lange Zeit jeder Gelegenheit beraubt zu werden, gegen Napoleon zu kämpfen. Er zog es daher vor, sich von Oesterreich zu trennen und als freier deutscher Fürst auf eigene Hand den Kampf fortzusetzen, um entweder ruhmwürdig zu fallen oder sich nach England durchzuschlagen. Er versammelte die Seinen und stellte jedem frei, zurückzubleiben oder ihm zu folgen. Nur sehr wenige blieben zurück, 700 Reiter und 1200 Mann zu Fuß mit 6 Kanonen gaben ihm das waffenbrüderliche Geleit. Am 25. Juli zog er durch Leipzig, dann über Halle nach Halberstadt. Hier schlug er in einem Nachgefecht die Westphalen, die ihm unter General Meyronnet den Weg versperren wollten *) und kam am 31. nach seiner Vaterstadt Braunschweig. Aber schon am folgenden Tage rückte General Rewbel mit 5—6000 Mann gegen ihn an, er mußte daher schleunig aufbrechen, schlug den überlegenen Feind bei Oelpern zurück und entging auch dem General Gratien, der, von Wolfenbüttel kommend, ihn zu erreichen hoffte. Zum Glück waren schon englische Schiffe in Elsfleth für ihn bereit und er konnte sich hier am 7. Aug. mit seinen Tapfern unbehindert einschiffen. Sein wunderbarer Zug mitten durch das

---

*) Nachdem er vergebens in einem Aufruf an die Westphalen gesagt hatte: „Deutsche, wollt ihr gegen Deutsche fechten und mit eurem Blut eben jene Franzosen beschützen, die eure Eltern, Weiber und Töchter mißhandeln und von eurem Hab und Gut schwelgen?“

vom Feinde beherrschte Deutschland hatte etwas so Geisterhaftes und Tieftragisches, daß selbst die Versuche der Rheinbundzeitungen, seiner zu spotten, in unwillkürlichem Respect verstummten. Vorbedeutend trug er die Fahne des Todes durch das Land, dessen ungeheure Geschicke sich bald in letztem, furchtbarstem Morden der Völker auf demselben deutschen Boden erfüllen sollten. Einstweilen trat seine schwarze Schaar in englische Dienste und schiffte sich nach Spanien ein, um hier mit der hannöverschen Legion vereint den blutigsten Kampf gegen die Franzosen fortzusetzen.

Die große Expedition, durch welche von Seiten Englands die Erhebung des nördlichen Deutschland hatte unterstützt werden sollen, kam viel zu spät. Erst am 29.—31. Juli landeten 40,000 Engländer unter Lord Chatam (Pitts älterem Bruder) auf der zum holländischen Seeland gehörigen Insel Walchern, auf welcher der wichtige Hafen Vließingen liegt. Wenn man diese Streitmacht drei Monate früher in Elsfleth oder Hamburg hätte landen lassen, so würde sie entweder eine allgemeine Erhebung unter Schill und dem Herzog von Braunschweig ermöglicht oder wenigstens Napoleon gezwungen haben, sein Heer an der Donau zu schwächen und einen großen Theil seiner Truppen im Norden zu verwenden. Jetzt konnten die 40,000 Engländer nichts mehr erzielen, außer einige Zerstörungen an der Küste des Festlandes. Man muß annehmen, daß sie nichts weiter wollten. Die Engherzigkeit ihrer Handelspolitik hatte Chatams Armee keine andere Bestimmung gegeben, als den Hafen von Vließingen und wo möglich auch den von Antwerpen zu zerstören. Nur das erste gelang. Vließingen hielt sich unter General Monnet achtzehn Tage lang gegen das mörderische Feuer der Engländer, ehe es capitulirte. Die Stadt, ihre Befestigungen und Hafenbauten wurden zerstört, was von Schiffen vorhanden war, entführt. Antwerpen aber war so gut gedeckt, daß die Engländer sich nicht nahe wagten. Fouché hatte eigenmächtig von Paris aus den als Republikaner verdächtigen General Brune abgeschickt, um die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu ordnen, während Napoleon noch in Schönbrunn verweilte. Dieser mißbilligte die Ernennung und be-

stimmte Bernadotte zum Oberbefehlshaber an der Schelde. Chatam blieb auf Walchern und machte erst am 18. August eine Fahrt in die Schelde und gegen Antwerpen, aber nur beobachtend, denn er kehrte sogleich wieder um. Die auf Walchern zusammengedrängten und müßigen Engländer erlagen örtlichen Fiebern und schmolzen zusammen. Im Anfang des September zog Chatam mit dem Rest ab, nur in Vließingen blieb eine Besatzung, die aber auch bald davonfuhr. So endete das kostspielige Unternehmen aufs ärmlichste. Man klagte damals sehr über die Mißbräuche der Verwaltung in England. Im Januar 1809 mußte der Herzog von York, Bruder des Königs, wegen ungeheurer Schulden und scandalöser Lüderlichkeit in Untersuchung gezogen worden. Auch Lord Castlereagh wurde angeklagt, das Staatswohl dem Eigennutz hintangesetzt zu haben, trotzte aber und verwundete Lord Canning im Duell, weil dieser sein Vergehen nicht hatte ableugnen wollen. Selbst Wellesley wurde wegen Erpressungen in Indien, und der Großzahlmeister Trotter nebst Dundas (dem Freunde Pitts und Burkes) der ärgsten langjährigen Betrügereien angeklagt. Die Verbrechen wurden erwiesen und blieben doch straflos, weil die Aristokratie im Ministerium und Parlament fest zusammenhielt.

Im November legten sich englische Schiffe vor Triest und warfen in diese, kaum erst von Oesterreich abgetretene Stadt congrevische Raketen (eine damals neue Erfindung), um so das Unglück der unschuldigen Einwohner zu vermehren. Als es noch Zeit gewesen wäre, durch eine Expedition ins adriatische Meer den Oesterreichern zu helfen, war weit und breit kein englisches Segel zu erblicken. Dasselbe England aber unterhandelte gleichzeitig mit Oesterreich um geheime Unterstützung der Spanier. Napoleon hatte vom Wiener Cabinet die Entfernung aller ihm verdächtigen Flüchtlinge, so wie die Entlassung der zahlreichen Offiziere verlangt, die in den Niederlanden, im Rheinbund, in Italien geboren waren, aber bisher in der österreichischen Armee gedient hatten. England suchte nun diese Kräfte für Spanien zu gewinnen. Lord Bathurst kam deshalb nach Wien, war aber so unvorsichtig, in der Wintermitte durch

Preußen (anstatt über Constantinopel) zurückzureisen. Savary, der in Norddeutschland für Napoleon die Polizei leitete, kam ihm auf die Spur und ließ ihn auf der Straße von Berlin nach Hamburg im Reisewagen abfangen und in einem märkischen See ersäufen. Er war spurlos verschwunden, erst später entdeckte man die Art seines Todes.

Achtzehntes Buch.

Der König von Rom.

Der große Sieg in Deutschland hatte Napoleons Macht mehr als je befestigt. Der fortgesetzte Kampf in Spanien war ihm dadurch erleichtert, die Intriguen in Frankreich waren niedergeschlagen, die Treue der Vasallen gesichert, der Glauben an seine Unüberwindlichkeit, der allgemeine Schrecken vor ihm erneuert worden. Was ihm vielleicht am meisten schmeichelte, war, daß er jetzt nicht mehr in dem Grade von Rußlands trügerischer Freundschaft abhing, als im Jahre vorher. Aus eigener Kraft durch Waffengewalt Herr des Westens geworden, brauchte er nicht mehr so ängstlich und listig um ein Lächeln auf der Stirne des Kaiser Alexander zu buhlen.

Bei seiner Rückkehr nach Paris lag ihm alles zu Füßen, die Behörden wetteiferten in kriechenden Schmeicheleien. Auch diesmal zeichnete sich wieder vor allen Fontanes als Sprecher des corps législatif durch den Schwulst seiner Reden aus, indem er für das Kaiserreich wurde, was Barrère einst für den Convent gewesen war. Napoleon antwortete auf die Glückwünsche in einem erhabenen Styl. „Frankreich wächst unter dem Hasse seiner Feinde, wie

Herkules wird es durch seine Kämpfe nur immer stärker und energischer. Meine Adler flogen von Lissabon nach Wien. Gewohnt an die Hingebung der Franzosen muß ich in diesem Feldzug insbesondere auch die meiner deutschen Truppen anerkennen. Frankreichs Genius führte die Engländer in die verpesteten Sümpfe von Walchern. Nachdem ich die illyrischen Provinzen erwarb, grenzt mein Reich jetzt an die Türkei, deren Schicksal in meiner Hand liegt. Ich bin nicht eifersüchtig auf die Erwerbungen, welche Rußland durch das Bündniß mit mir zu Theil geworden sind, und ich beklage Schweden, welches durch das Bündniß mit England so schwere Verluste erlitten hat. Dieses Beispiel beweist den Fürsten, daß jede Verbindung mit England zum Verderben führt. Spanien ist noch übrig, aber wenn ich an den Pyrenäen erscheine, wird der Leoparde zum Ozean flüchten. Der Triumph meiner Waffen wird der Triumph des Genius des Guten über den Genius des Bösen seyn. Mit der Hülfe Gottes und der standhaften Liebe meiner Völker werde ich alles überwältigen, was sich meinen großen Entwürfen entgegenstellen könnte. Ich wünsche noch dreißig Jahre zu leben, um dieses große Reich zu befestigen."

Was Napoleon unter diesen großen Entwürfen eigentlich verstand, ergibt sich nur zum Theil aus dem, was er wirklich gethan hat, weil er gehindert wurde, sein letztes Ziel zu erreichen. Er selbst hat später einmal zu St. Helena gesagt, er habe keinen ganz festen Plan gehabt, sondern immer nur aus den Umständen so viel Vortheil gezogen als möglich. Gewiß ist, daß er zunächst das Reich Karls des Großen erneuern wollte, mit dem er sich auch bei jeder Gelegenheit zu vergleichen liebte, und daß in diesem Reiche die romanischen Nationen ein Ganzes bilden sollten. Allein die Nothwendigkeit, Deutschland von sich abhängig zu machen, und die Leichtigkeit, mit der ihm das bisher geglückt war, so wie die Sympathien, welche die Polen für ihn hegten, scheinen ihn verlockt zu haben, die Grenzen seines Reichs unbestimmt zu lassen und nach Umständen immer weiter vorzurücken. Sofern sich die Engländer als Alleinherrn des Meeres betrachteten, ging Napoleon offenbar darauf aus, sich so weit immer möglich zum Herrn des Festlandes

zu machen. Hier zog ihm nur noch Rußland eine Schranke, welche niederzureißen ihn sein bisheriges Siegesglück um so mehr verlocken mußte, als ihn die Concessionen, mit denen er bisher Rußlands Allianz erkauft hatte, genirten und heimlich beschämten. Was er aber zu thun im Sinne hatte, wenn er endlich auch Rußland hätte unterwerfen können, bleibt im Dunkel. Am wahrscheinlichsten ist, daß er auch alsdann noch keine Ruhe gefunden und seinem Reich noch keine festen Grenzen gesteckt haben würde, denn der Orient hätte ihm ein neues unabsehbares Feld der Thätigkeit geöffnet. Doch muß erwähnt werden, daß Napoleon in seinen Gesprächen auf St. Helena einmal geäußert hat, unter seine vielerlei Pläne habe auch der gehört, jede europäische Nation, die bisher in verschiedenen Staaten zerstückelt gewesen, wieder zu einem Ganzen zu vereinigen, so die Italiener, Deutschen, Polen, und der Nachwelt entgegenzugehen als der Kaiser des Festlandes mit einem Gefolge von selbständigen Völkern. Dies erscheint in der That als eine Perspective, würdig dessen, der ein neuer Karl der Große seyn wollte. Doch ist ihm der Gedanke vielleicht erst auf St. Helena gekommen; zur Zeit seiner Macht hat er sich wenigstens immer bemüht, außerhalb Frankreich das Nationalgefühl als solches zu unterdrücken, eine ganze Nation künstlich zu zerschneiden und zwei bis drei eben so künstlich zusammenzuflicken. Diese Mischungen nahm er auch bei seiner Armee vor, ja er ließ nicht einmal gerne mehr ein Regiment beisammen, sondern vertheilte die Bataillone desselben zu den verschiedensten Armeecorps vom Guadalquivir bis zur Weichsel. Er würde demnach wohl in den dreißig Jahren, die er sich noch wünschte, eher eine allgemeine Völkernivellirung, wie im altrömischen Reiche, als eine Scheidung der Völkergefolge unter ihren Herzogen, wie im germanischen Reiche des Mittelalters, durchzuführen versucht haben.

Von besonderem Belang erscheint in dieser Periode der Napoleonischen Herrschaft die Gleichgültigkeit, mit der er die kirchliche Autorität auf die Seite warf, und die Wichtigkeit, die er dagegen dem Princip der Legitimität beilegte, indem er unter den ältesten und vornehmsten Dynastien Europas eine Gemahlin suchte. Der

Sturz und die Einkerkerung des Papstes stand im Zusammenhange mit der Scheidung Napoleons von Josephinen und mit seiner Bewerbung um eine österreichische Prinzessin. Denn schon bei der Verkündigung der neuen Ehe bestimmte er dem künftigen Sprößling derselben den Namen „König von Rom" und gab ihm, was er dem Papst genommen hatte. Darin lag unverkennbar der Gedanke ausgesprochen, daß er für die Dynastie, die er gründete, keiner geistlichen Weihe bedürfe. Nachdem er die Kirche nur benutzt hatte, um ihr Ansehen auf sich überzutragen, ging er daran, auch den alten Dynastien gleichsam ihr geheiligtes Blut auszusaugen, um es in seine jüngere überzuleiten. Er ließ damals die stolzen Worte fallen: „bald wird meine Dynastie die älteste in Europa seyn."

Die Maaßregeln gegen den Papst traf er unmittelbar nach seinem ersten Sieg in Oesterreich. Aber schon einige Monate vorher hatte er sein neues System im Schooße des Staatsraths in Paris angekündigt. „Wir haben, sprach er, tausende von Priestern, die durch ihren Fanatismus und ihre Unwissenheit gefährlich sind. Man muß für sie aufgeklärtere Nachfolger vorbereiten, indem man sie in Specialschulen erzieht, die unter der Aufsicht des Staates stehen." Er nahm damit den Unterricht der künftigen Geistlichkeit von Staatswegen in Anspruch. Es fiel ihm damals sogar ein, im Staatsrath zu bemerken, der Staat verdamme einen Menschen zum Tode, die Kirche aber ertheile dem nämlichen Menschen die Absolution und verheiße ihm das Paradies. Ein Widerspruch der Gewalten, welcher nicht länger könne geduldet werden. Damit war ein mehr als cäsaropapistisches Princip ausgedrückt. Die Kirchengewalt wurde hier der Staatsgewalt nicht mehr verbunden, sondern gänzlich von ihr verschlungen. Ein Staatsstreich gegen das Oberhaupt der Kirche war nach solchen Vorgängen in Bälde zu erwarten. Man warnte den alten Papst und gab ihm Gelegenheit, über Civita Vecchia auf einem englischen Schiffe heimlich zu entfliehen. Er weigerte sich aber und wollte sein Schicksal erfüllen. Zur Fastenzeit 1809 befahl General Miollis in Rom, den Carneval zu feiern. Der Papst verbot es, denn es sey zum Beten Zeit und nicht zu toller Lust. Als der

General dennoch Anstalten traf, gehorchte das Volk dem Papste und der Corso blieb leer. Pius VII. war seit lange auf das Aeußerste gefaßt. Sein letztes Wort an Napoleon war eines alten Propheten würdig: „Um der Barmherzigkeit unseres Gottes willen, der die Sonne über unsern Häuptern aufgehen läßt, mahnen, beschwören, bitten wir dich, Kaiser und König Napoleon, deinen Sinn zu ändern. Erinnere dich, daß Gott ein König aller Könige ist, daß menschliche Größe vor ihm kein Ansehen hat, daß er sich bald und in furchtbarer Gestalt zeigen wird, um über die Mächtigen zu richten."

Napoleon verachtete die Stimme des ohnmächtigen Priesters. Am 17. Mai erließ er von Schönbrunn aus das berühmte Decret, in welchem er sagt: „In Erwägung, daß Karl der Große, Kaiser der Franzosen und unser erhabener Vorgänger, als er den Bischöfen von Rom mehrere Grafschaften schenkte, dies nur unter dem Titel als Lehen und zum Wohl seiner Staaten that, und daß Rom durch diese Schenkung nicht aufhörte, einen Theil seines Reichs zu bilden; in Erwägung ferner, daß seitdem diese Mischung der geistlichen und weltlichen Macht ein Quell von Zwistigkeiten war 2c.; in Erwägnng endlich, daß die Sicherheit der Armeen, die Ruhe unserer Völker, die Würde unseres Reichs sich mit weltlichen Ansprüchen des Papstes nicht vereinigen lassen, beschließen wir: die Staaten des Papstes sind mit dem französischen Reiche vereinigt." General Miollis vollzog das Decret am 9. Juni. Am folgenden Tage aber erließ der Papst eine Protestation, verwahrte im Namen Gottes und der Kirche alle alten Rechte des apostolischen Stuhles und that den Kaiser Napoleon feierlich in den Bann. In diesen Tagen versuchte eine englische Flotte, die unter Lord Stuart die Inseln Procida und Ischia vor Neapel genommen hatte, an den römischen Ufern eine Landung, um den Papst zu retten; aber Miollis ließ die Küste gut besetzen und um einem Aufstand des römischen Volks vorzubeugen, den Papst plötzlich in der Nacht des 5. Juli (des Schlachttages von Wagram) im Quirinal von Soldaten überfallen. Er war angekleidet und frug mit Würde: „warum stört ihr die Ruhe dieses heiligen Aufenthaltes, und was wollt ihr?" Die

Soldaten wichen einen Augenblick zurück und entblößten das Haupt, aber ein gewisser Radet befahl ihnen, rasch ein Ende zu machen, riß den Cardinal Pacca, den einzigen, der beim Papste war, von seiner Seite und ließ den Papst selbst, der nur sein Crucifix und ein Brevier mitnehmen durfte, in einen käfigartig verschlossenen Wagen steigen und im Galopp davonführen. Von Station zu Station übernahmen ihn Gensdarmen und brachten ihn, ohne daß er einen Augenblick aussteigen oder ausruhen durfte, in reißender Schnelligkeit unerkannt durch Toscana und Piemont, bis er einmal frug, ob Napoleon ihn lebend oder todt haben wolle? Als man ihm erwiderte: „lebend," bemerkte er, dann müsse man einmal halten, sonst sterbe er. Man gönnte ihm nun eine kurze Ruhe, schleppte ihn dann aber bis Grenoble. Hier kam Ordre, er solle zu Savona gefangen gesetzt werden, und nun mußte er denselben Weg wieder zurücklegen.

Endlich kam er halbtodt in Savona an, wo er sich jedoch wieder erholte und aufs standhafteste alle ferneren Leiden ertrug. Napoleon umgab ihn hier mit den schlauesten Unterhändlern, die ihm bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen Zugeständnisse ablocken sollten. Er wollte ihn in alle seine Ehren wieder einsetzen und reich dotiren unter der Bedingung, daß er seinen Sitz in Paris nehme. Pius aber wies alles von sich. Napoleon ließ sämmtliche Cardinäle, die er nicht schon hatte gefangen setzen lassen oder die nicht entflohen waren, 28 an der Zahl, nach Paris kommen und jeden mit 30,000 Franken dotiren. Sie sollten hier auf den Papst warten und Napoleon setzte aus ihnen einstweilen einen hohen Kirchenrath zusammen, an dessen Spitze er den geschmeidigen Cardinal Maury stellte. Da aber Maury aus Napoleons Hand das Erzbisthum von Paris angenommen hatte, ohne des Papstes Einwilligung, protestirte Pius gegen ihn. Napoleon gerieth nun in Zorn und ließ dem unglücklichen Papst alle Schreibmaterialien nehmen und jeden Verkehr mit ihm bei strengster Strafe verbieten. Am 17. Februar 1810 ließ er durch einen Senatsbeschluß die vier Hauptgrundsätze der vormaligen gallicanischen Kirche verkünden, worin nicht nur die welt=

liche Gewalt des Papstes bestritten, sondern auch in Glaubenssachen jedes seiner Gebote von der Zustimmung der Concilien abhängig erklärt wurde.*) Am 21. April desselben Jahres sagte Napoleon dem gesetzgebenden Körper: „Ich habe das Erbgut der Cäsaren und Karls des Großen mit dem französischen Reiche vereinigt. Die Geschichte veranlaßte, die Politik rieth, das Genie beschloß es. Dadurch sind nun die nur zu lange getrennt gewesenen Theile des occidentalischen Reichs wieder vereinigt."

In Rom selbst unterwarf sich das Volk stumm der eisernen Nothwendigkeit. Eine feile Deputation, worunter sich auch ein Cardinal befand, wurde auf Miollis' Betrieb nach Paris geschickt, um Napoleon zu danken. Ihr Sprecher, der Duca Braschi, überbot sich in schwülstigen Erinnerungen an die altrömische Kaiserzeit: „auf dem Capitol grünt wieder der Lorbeer, den Nerva im Tempel des Jupiter pflanzte. Ihr Adler, gleich dem des Trajan, wird Rom vor den Germanen, Parthern und Daciern schirmen" 2c. Napoleon versprach Rom eine neue Größe zu geben. Bei der Einsetzung der neuen Behörden sah man eine große Inschrift: „Roma resurge!" Der Maler Oppiani malte Napoleon als Jupiter mit dem Adler, in einer Hand die Weltkugel. Es gab indeß noch viele Römer, namentlich Priester, die sich weigerten, Napoleon den Eid der Treue zu leisten. Man zählte darunter 13 Bischöfe, die in französische oder piemontesische Kerker geschleppt wurden, welches Loos auch der edle Freund des Papstes, Cardinal Pacca, unter grausamen Plackereien erduldete. Dasselbe geschah einer Menge Pfarrern, so daß die meisten Kirchen im Kirchenstaat verwaisten. Zugleich wurden alle Klöster aufgehoben und Mönche und Nonnen verjagt, 15. Juni 1810. Reichlich dagegen begabte Napoleon die Künstleracademie von San Luca und suchte Rom in der Wiederbelebung seiner heidnischen

*) Schon früher soll Napoleon einmal zu Zabaris gesagt haben: das Concordat, welches ich mit Rom abgeschlossen habe, ist nur eine Vaccine der Religion. Noch fünfzig Jahre und wir brauchen in Frankreich gar keine Religion mehr.

Bilder das verlorne christliche Mittelalter zu ersetzen. Auch den Geist des Protestantismus rief er damals gegen das Papstthum auf. In derselben Audienz, die er am 4. Februar 1810 waadtländischen und römischen Deputationen absichtlich zugleich ertheilte, verhieß er den ersteren Schutz ihres reformirten Glaubens und sagte dabei ausdrücklich, „welches Geschrei auch der Fanatismus und die Unwissenheit erheben möge, ich werde die Eingriffe der Gregore, Juliuse, Bonifaze niemals dulden. Die Katholiken selbst habe ich unter die Aegide der gallicanischen Kirche gestellt, um nicht die Ehre und Unabhängigkeit meines Reichs den absurdesten Ansprüchen zu opfern." Um endlich seine Verachtung gegen den päpstlichen Stuhl auf die eclatanteste Weise an den Tag zu legen, ernannte er Fouché zu seinem Statthalter in Rom, welche Ehre dieser selbst aber ablehnte.

Damals tauchte aus tiefstem Dunkel der Vergessenheit der Name der Jesuiten wieder auf. Pius VII. hatte schon im Anfang des Jahrhunderts den aufgehobenen Orden wiederaufleben lassen, aber nur in Rußland und Neapel, wovon die übrige Welt so wenig merkte, daß man nirgends davon redete. Der erste Gedanke der Wiedereinführung des berühmten Ordens ging von Kaiser Paul I. aus. Dieser fromme und wohlwollende Regent, der Kosciuszko aus dem Kerker führte, wollte die Polen, die seinem Reiche einverleibt und Katholiken waren, in ihrer Nationalität und Kirche schonen und versöhnen, erblickte in den Jesuiten das geistig regsamste Princip der katholischen Kirche, lud daher in einem Schreiben vom 11. August 1800 den Papst ein, wenigstens für das russische Polen den Orden herzustellen. Dem entsprach Pius und ernannte durch ein Breve vom 7. März 1801 den Priester Franziscus Karnu zum Vorsteher der Congregation. Drei Jahre später stellte König Ferdinand IV. von Neapel ein ganz ähnliches Gesuch für seine Staaten und erhielt dieselbe Erlaubniß durch ein Breve vom 30. Juli 1804. Hier aber war es der deutsche Pater Gabriel Gruber, welcher der neuen Ordensprovinz vorstand. Mit der legitimen Herrschaft des Königs Ferdinand verschwand auch der Orden, aber nur äußerlich. Insgeheim gewann er vielmehr gerade unter der französischen Occupation weitere Verbreitung

durch ganz Italien. Im Jahr 1810 wurde von Napoleons Polizei eine jesuitische Verschwörung entdeckt, die zu Lugo und Belluno ihren Hauptsitz, aber sehr viele Verzweigungen hatte. Dreißig Verdächtige wurden am 1. Juni verhaftet und zu Bologna eingekerkert. Sie nannten sich in Rom, wo sie 1809 entstanden, Fedisten (Glaubensmänner), in Bologna Guelfen (wie die päpstliche Partei im Mittelalter), auch Adelphen (Brüder).

Wie Napoleon sein Verhältniß zur Kirche fortan verstanden wissen wollte, erhellt am besten aus dem Katechismus, den er in allen Schulen seines Reichs zur Geltung brachte, und worin vorkommt: „Unsern Kaiser Napoleon ehren und ihm dienen, heißt Gott selber ehren und dienen, denn er ist derjenige, den der Herr erweckt hat 2c. Diejenigen, die ihre Pflicht gegen den Kaiser Napoleon nicht erfüllen, würden sich auflehnen gegen den Willen Gottes und die ewige Verdammniß auf sich ziehen.“ Im Uebrigen wollte er vor dem Volke selbst als sehr gläubig gelten und begünstigte die altkatholischen Gebräuche. So ließ er unter anderm die berühmteste Reliquie von Trier, den ungenähten Rock Christi, welcher während der Revolution nach Augsburg geflüchtet worden war, von dort im Jahr 1810 unter großem Pomp wieder zurückbringen und vor dem Volk ausstellen, wozu sich 250,000 Wallfahrer einfanden.

Nach seiner Rückkehr aus Oesterreich nahm Napoleon den Namen Mittler (médiateur) der Schweiz, neben dem eines Kaisers der Franzosen, Königs von Italien und Protectors des Rheinbundes, unter seine offiziellen Titel auf und ernannte seine Minister zu Herzogen. Regnier, Minister der Justiz, wurde Herzog von Massa-Carrara; Champagny, Minister des Auswärtigen, Herzog von Cadore; Gaudin, Minister der Finanzen, Herzog von Gaëta; Fouché, Minister der Polizei, Herzog von Otranto; Maret, Staatssecretär, Herzog von Bassano; Clarke, Minister des Kriegs, Herzog von Feltre. Diese Civildiener genoßen also dieselbe Ehre, wie seine vornehmsten Marschälle. Napoleons Stellung war schon so erhaben, daß seine nächsten Diener keinen geringern Rang mehr haben durften, als den der Herzoge.

Nun zögerte Napoleon auch nicht länger mehr, sich von Josephinen, der er sein erstes Glück verdankt hatte, zu scheiden und mit einer „Tochter der Cäsaren“ zu vermählen. Das war der damals beliebte Ausdruck. Ob unter den Cäsaren die russischen Czaaren oder die deutschen Kaiser gemeint seyen, war noch ungewiß. Napoleon selbst zog anfangs jene diesen vor und ließ sich durch die ausweichende Antwort in Erfurt noch nicht irre machen. Kaiser Alexander vermählte seine Schwester Katharina, auf die es Napoleon zuerst abgesehen hatte, mit dem Erbprinzen Georg von Oldenburg am 3. August 1809. Napoleon warf nun sein Auge auf ihre jüngere Schwester Anna, die aber erst fünfzehn Jahre zählte. Alexander erklärte sich geneigt, schob aber wieder die Abneigung der Mutter vor. Napoleon wartete nun die entscheidende letzte Antwort von St. Petersburg nicht ab, sondern wandte sich mit einer Werbung nach Wien. Bignon berichtet, Napoleon habe keine abschlägige Antwort aus St. Petersburg bekommen, vielmehr hätten diese Angelegenheiten so gestanden, „wie der übermäßigste Stolz sie nur wünschen konnte,“ Napoleon sey aber freiwillig zurückgetreten, weil die Jugend der Prinzessin die Vollziehung der Ehe um drei Jahre verzögert haben würde. Man muß fragen, warum Napoleon, dem Anna's Alter bekannt war, gleichwohl um sie in Petersburg hatte werben lassen? Er entschied sich nun für die Erzherzogin Marie Louise, Tochter des Kaiser Franz. Die Scheidung von Josephinen erfolgte am 16. Dez. 1809. Sie kostete Josephinen manche Ohnmacht und unzählige Thränen. Die kirchlichen Hindernisse der Scheidung wurden dadurch beseitigt, daß man geltend machte, Cardinal Fesch habe, als er in der Nacht vor der Krönung Napoleon mit Josephinen traute, die üblichen Zeugen vergessen, wodurch diese Ehe ihre Gültigkeit von selbst verlöre. Josephine zog sich mit einer jährlichen Rente von 2 Millionen nach Malmaison zurück. Ihr Sohn Eugen ergab sich voll Demuth in den Willen des Kaisers, dem er und die Seinen ja alles zu verdanken hätten.

Kaiser Franz empfing die Werbung Napoleons mit schwerem Herzen. Sollte er dem schlimmsten seiner Feinde, der ihm seit mehr

als zehn Jahren auf unerhörte Weise plagte, der ihm die deutsche Kaiserkrone und einen großen Theil seiner Erblande geraubt und Oesterreich unter die Mächte zweiten Ranges herabgedrückt hatte, nun auch die Tochter hingeben? Allein die Politik gebot ihm, das Opfer zu bringen. Durch diese Vermählung wurde jedenfalls das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland gelockert und Oesterreich konnte wieder zu Athem kommen, sey es, daß Napoleon es aus eigenem Interesse wieder vergrößerte, sey es, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Rußland der österreichischen Politik neue glückliche Chancen darböte. Kaiser Franz nahm daher die Werbung an. Die Art, wie Napoleon sie offiziell vollziehen ließ, verrieth wenig Zartheit. Er wählte nämlich zum außerordentlichen Großbotschafter Berthier, den er eben erst zum Fürsten von Wagram ernannt hatte, ein Name, der dem Wiener Hofe nur schmerzliche Gefühle wecken konnte, und er lud durch ein höfliches Schreiben seinen berühmtesten österreichischen Gegner, den Erzherzog Karl ein, bei der Vermählung durch Procuration in Wien seine, des abwesenden Bräutigams, Stelle zu vertreten, was auch der Erzherzog nicht wohl abschlagen konnte und am 11. März 1810 vollzog.

Marie Louise war achtzehn Jahre alt, in der Blüthe der Schönheit, groß und blond. Sie erfüllte ihre Bestimmung mit graziöser Unbefangenheit. Nachdem sie von der kaiserlichen Familie feierlich Abschied genommen, wurde sie bereits an der bayrischen Grenze zu Braunau von der Königin Karoline von Neapel, Napoleons Schwester, und den für ihren Dienst bestimmten französischen Hofdamen empfangen, 16. März. Auf dem ganzen Gebiete des Rheinbundes und in Frankreich selbst wetteiferte alles, ihr unterwegs zu huldigen. Napoleon hatte ein Programm ihres Empfanges am kaiserlichen Hofe entwerfen lassen, worin unter anderem vorkam, die junge Braut solle vor ihrem mächtigen Bräutigam niederknien. Allein das war nur auf die Menge berechnet, die sich im französischen Stolze berauschen sollte. Napoleon selbst war es, der das Programm umging. Er fuhr seiner schönen jungen Braut unvermuthet bis jenseits Soissons entgegen, traf sie im Dorfe Courcelles

beim Wechseln der Pferde, stieg ohne weiteres zu ihr in den Wagen und übernachtete nachher mit ihr in Compiegne. Ihre Civilehe wurde am 1. April zu St. Cloud vollzogen. Am folgenden Tage hielt das hohe Paar seinen feierlichen Einzug in Paris und vollzog hier erst die kirchliche Trauung, wobei die Schleppe der Kaiserin von den drei Schwestern Napoleons und von seiner Stieftochter Hortense getragen wurde. Die Feier hatte durch Anwesenheit der nach Paris geschleppten Cardinäle erhöht werden sollen, aber sechszehn derselben, unter denen Consalvi hervorragte, weigerten sich, weil sie die Scheidung von Josephinen und die Gültigkeit der neuen Ehe nicht anerkannten. Sie wurden zur Strafe in Festungen eingesperrt oder in entlegene Provinzen verbannt. — In den schönen Tagen des Mai unternahm Napoleon mit seiner Gemahlin eine Rundreise durch die Niederlande und insbesondere zu den großen Hafenbauten, die er in Antwerpen vornehmen ließ. Ueberall empfing sie der freiwillige Jubel der Franzosen, der bestellte der Niederländer. Auch alle Vasallen des großen Kaiserreichs wetteiferten in Glückwünschen. Napoleon wurde überall nur noch „der Große" genannt. In Marie Louisen affectirte man den Friedensengel des durch Napoleon wiedergebornen Europa zu sehen, obgleich kein Mensch dem Frieden traute. Die Huldigungen, die der erste Consul nach dem Frieden von Amiens empfangen, waren einfacher aber viel aufrichtiger gewesen.

Unter den Freudenfesten lauerte heimlicher Groll und schlimme Besorgniß. Die Kundigen sahen einen Bruch mit Rußland voraus. Die Republikaner waren tief erzürnt über die Tochter der Cäsaren. Sie hatten sich Napoleon nur als den Sohn und Erben der illegitimen Revolution gefallen lassen. Auch den monarchisch gesinnten Franzosen erschien die neue Heirath nur als eine Concession, die Frankreich dem Ausland mache, keineswegs als ein Gewinn. Man erinnerte an die traurigen Folgen der österreichischen Heirath im vorigen Jahrhundert, an die Unpopularität Marie Antoinettens. Nach der Rückkehr des kaiserlichen Paares von der niederländischen Reise gab Fürst Karl von Schwarzenberg, damals österreichi-

scher Gesandter in Paris, im Namen seines Herrn dem hohen Paar ein prachtvolles Fest, am 1. Juli. Der große Saal, den er zu diesem Zwecke hatte erbauen und aufs reichste drappiren lassen, vereinigte alle Personen des Hofes und Gäste von Rang in sich, eine Gesellschaft, wie man sie so glänzend und so überreich bedeckt mit Diamanten noch nie beisammen gesehen hatte. Nicht nur einige Damen, sondern auch der russische Gesandte Fürst Kurakin, trugen allein den Werth von Millionen in Schmuck an sich. In einem Nebensaal wurde ein Ballet aufgeführt, wobei alle Tänzer und Tänzerinnen die verschiedenen Nationaltrachten des österreichischen Kaiserstaats trugen. Im Hauptsaal befänden sich die 1200 vornehmen Gäste, deren jüngerer Theil gleichfalls tanzte. Da entzündete sich die aus Gaze und Mousseline bestehende Drappirung des ungeheuren Saals an einer Wachskerze, und im Augenblick verbreitete sich das Feuer, durch den leichten Stoff genährt, über die ganze Decke. Die 73 Kronleuchter an derselben stürzten auf die Gäste herab, die zahllosen Spiegel an den Wänden zersprangen von der Hitze mit dem Knall von Pistolenschüssen. Die Balletgesellschaft stürzte, einen Ausweg suchend, in den ohnehin schon überfüllten Hauptsaal. Die Fliehenden wurden gehemmt durch Mütter, die eben noch ihren tanzenden Töchtern zusahen und dieselben jetzt in Todesangst suchten. Napoleon führte Marie Louise gleich anfangs glücklich hinaus. Bald aber wurde das Gedränge am Ausweg so groß, daß der Fußboden einbrach und viele Personen in die Souterains hinabstürzten. Viele Damen konnten ihre leichten Ballkleider nicht mehr vor dem Feuer retten und mußten die schon brennenden abreißen, so daß manche nur halbnackt oder verbrannt davonkamen. Mehrere fanden den Tod oder wurden so schwer verletzt, daß sie bald darauf starben, so die Generalinnen Durosnel und Toussant, die russische Dame Labenski. Auch die Fürstin von der Leien war dem Tode nahe. Der sehr corpulente Fürst Kurakin fiel und man trat auf ihm herum, man zog ihn halbtodt und vielfach verletzt und verbrannt heraus. Die schon gerettete Schwägerin des Gastgebers, Fürstin Pauline von Schwarzenberg, geb. Herzogin von

Ahremberg, stürzte noch einmal in den brennenden Saal zurück, um ihre vermißte Tochter Pauline zu suchen, und kehrte nicht wieder. Man erkannte ihre halbverbrannte Leiche nur an ihrem Schmuck wieder *). Nicht minder zärtlich hatte ihre Tochter sie überall gesucht, sich dabei verbrannt und starb der Mutter in kurzem nach. Mitten in diesem Jammer wurde das kostbare Silberservice bis auf das letzte Stück gestohlen und den vornehmen Gästen durch diebische Hände der Schmuck abgerissen. Um die zur Erde gefallenen Brillanten zu suchen, befahl Napoleon, sämmtliche Asche der großen Brandstätte durchsieben zu lassen, so hoch wurde der Werth derselben angeschlagen.

Alle Welt und Napoleon selbst erkannte in diesem schrecklichen Ereigniß ein böses Omen. Man dachte an ein ähnliches Unglück, das sich bei der Vermählung Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette zugetragen hatte. Später in seinen Gesprächen auf St. Helena äußerte Napoleon: „meine zweite Heirath hat mich zu Grunde gerichtet. Im Vertrauen auf Oesterreich wagte ich den Kampf mit Rußland. Ich stellte meinen Fuß auf Blumen und merkte den Abgrund darunter nicht.“ Dieser Phrase vom mit Blumen geschmückten Abgrund hat er sich mehr als einmal in Bezug auf seine Verbindung mit Oesterreich bedient.

Die Nacht des 1. Juli warf jedoch nur einen kurzen Schatten auf die höchste Glanzperiode Napoleons. Er verfolgte sein Ziel mit festem Blick. Nie hat er dem, was er seinen „Stern“ zu nennen liebte, mehr vertraut, als damals. Schon vor seiner Vermählung, am 17. Februar, hatte er ein Decret erlassen, in welchem er sich aus seiner noch bevorstehenden Ehe bereits einen Sohn förmlich decretirte und demselben den Titel eines **König von Rom** bestimmte. In demselben Decret wiederholte er, um jedermann den Ideenzusammenhang klar zu machen, daß der Papst keine weltliche Gewalt mehr, weder in Rom noch sonst wo auszuüben habe, daß er dem Kaiser

---

*) Sie war die Mutter des berühmten Ministers in der Krisis von 1849—1852.

den Eid der Treue schwören und mit einer Dotation von 2 Millionen einen Palast in Paris beziehen solle, jedoch nicht gehindert sey, abwechselnd auch in andern Städten und selbst in Rom zu residiren. Das letztere nur unter der Voraussetzung, wie bald darauf die Einrichtung eines Kaiserpalastes in Rom bewies, daß auch der Kaiser seine Residenz in Rom, wie in Paris habe. — Nach den Begriffen des Mittelalters setzte der römische König als Sohn einen römischen Kaiser als Vater voraus, das war der uralte Gebrauch im deutschen Reiche. Es ist daher wahrscheinlich, daß Napoleon später den Titel eines römischen Kaisers anzunehmen sich vorbehalten hat, der auch dem Begriff eines Oberlehnsherrn in Europa am meisten entsprochen haben würde, den unterworfenen Deutschen und Italienern geläufiger und auch den Spaniern jedenfalls erträglicher gewesen wäre, als der eines Kaisers der Franzosen. Sofern er in jenem Decret auch bestimmte, die künftigen Kaiser sollten vom Papst zuerst in Paris und dann noch einmal wiederum vom Papst in Rom gekrönt werden, scheint er daran gedacht zu haben, die feierliche Krönung in Rom auch noch einmal an sich selbst vollziehen zu lassen, wenn die Zeit dazu gekommen seyn würde. Ohne Zweifel eröffnete er sich dadurch eine Perspective neuer Größe.

Die Natur selbst schien seinem Willen unterthan, indem Marie Louise den so zuversichtlich von ihm angekündigten König von Rom wirklich am 20. März 1811 zur Welt gebar. Es war eine schwere Geburt, der Arzt Dubois fing an den Kopf zu verlieren. Napoleon aber befahl ihm, die Kaiserin nicht anders zu behandeln, als wäre sie eine gemeine Handwerkersfrau. Als die Frage entstund, wenn eins das Opfer werden müsse, Mutter oder Kind, welches gerettet werden solle? antwortete Napoleon: „die Mutter, denn das ist ihr natürliches Recht.“ Inzwischen blieben Mutter und Kind gesund. Zwei und zwanzig Kanonenschüsse hatten den Parisern eine Prinzessin, hundert und einer einen Prinzen ankündigen sollen. Als nun der drei und zwanzigste Schuß erdröhnte, lief alles auf die Straßen und der Jubel war allgemein. Madame Blanchard, eine damals sehr beliebte Luftschifferin, hatte schon ihren Ballon und gedruckte

Zettel mit der Nachricht von der Geburt des Königs von Rom bereit, schwang sich hoch in die Lüfte und streute die Zettel ringsum ins Land aus. — Die Geburt des Königs von Rom, der in der Taufe die Namen Napoleon Franz Joseph Karl erhielt, wurde in allen von Napoleon abhängigen Reichen noch viel feierlicher begangen, als die Vermählung. In allen Städten gab man Feste, ertönten Toaste uud Gesänge, voll der niedrigsten Schmeichelei. Von allen Seiten strömten Gesandtschaften und Deputationen nach Paris, um Napoleon den Großen der Anbetung aller Nationen zu versichern. Eines der glänzendsten Tauffeste war das in Rom selbst, wo dem jungen König zu Ehren die Peterskirche und Engelsburg, das Capitol, die ganze Stadt und ihre majestätischen Ruinen erleuchtet wurden. Auf dem Quirinal, welcher päpstliche Palast künftig der kaiserliche werden sollte, wurde das Kreuz abgebrochen und statt dessen ein kolossaler Adler aufgesetzt. Statt des verbannten Papstes, der verbannten Cardinäle und Bischöfe, des ganzen vertriebenen Klerus, der einst die Hauptstadt der katholischen Welt geziert, feierte jetzt der Oberrabiner das Fest der Einsetzung eines jüdischen Oberconsistoriums in Rom am 1. August, wobei er ausrief: „Cyrus erschien, die Weisheit und das Flammenschwert des allmächtigen Gottes machten ihn zum mächtigsten Monarchen der Erde, das auserwählte Volk Israel wurde befreit. Ein Größerer als Cyrus ist in unsern Tagen aufgestanden, der Mächtige, Unüberwindliche, der Wiederhersteller des Tempels.“

Inzwischen saß der rechtmäßige Oberhirte Roms immer noch in seinem Kerker zu Savona, aller Freunde beraubt, nur von lauernden Feinden, arglistigen Schergen der Gewalt, spöttischen Schönrednern und schlangenartigen Verführern umgeben, wie der h. Antonius von Dämonen. Da keine Härte, keine Beraubung der gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens, keine Drohung, keine trügliche Versprechung seine Standhaftigkeit brechen konnte, glaubte ihn Napoleon endlich durch ein Concil beugen oder entbehrlich machen zu können. Er ließ dasselbe in Paris am 17. Juni 1811 eröffnen, eine Versammlung von 104 französischen, italienischen und deutschen Erz-

bischöfen und Bischöfen unter dem Vorsitz seines Oheims Fesch und unter der Leitung des Cardinal Maury, den er sich ganz angeeignet hatte. Es sollte über die Gültigkeit der von Napoleon in den letzten Jahren ernannten, vom Papst aber nicht bestätigten Bischöfe entscheiden, wenn der Papst sich nicht fügen würde. Das Concil aber wagte nicht, im Angesicht der dem päpstlichen Märtyrer ergebenen katholischen Bevölkerungen so weit vorzuschreiten und sich über ihn zu erheben. Der deutsche Weihbischof von Münster, Domprobst von Minden, Freiherr Maximilian Droste zu Vischering, hatte den Muth, Napoleon vor allem um Freilassung des Papstes anzugehen, wobei ihn Cardinal Spina und der Bischof von Chambery gleich furchtlos unterstützten. Das Concil beschloß nichts weiter, als eine Deputation an den h. Vater zu senden, um eine gütliche Vermittlung zu versuchen. Napoleon war höchlich darüber erzürnt, ließ die drei verwegenen Bischöfe seine ganze Ungnade empfinden, das Concil selbst aber wieder auflösen, am 10. Juli. Doch ging er auf den Vermittlungsvorschlag desselben ein und sandte eine ansehnliche Deputation von Bischöfen nach Savona, um den Papst durch demüthige Bitten und um des Friedens willen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Das war der gefährlichste Sturm, den Napoleons Arglist auf das Herz des bekümmerten Papstes machen ließ, der nun wirklich wenigstens insoweit nachgab, als er, um die Ruhe der Bevölkerungen nicht zu stören, die Napoleonischen Bischöfe anerkannte, am 21. Sept. Im Uebrigen aber behielt er sich das Investiturrecht für alle Zukunft, den Besitz des Kirchenstaats 2c. vor und fuhr fort, sich aufs entschiedenste zu weigern, die Stellung einzunehmen, die ihm Napoleon angewiesen hatte. Da befahl Napoleon, ihn nach Fontainebleau in die Nähe von Paris zu bringen, wo er anständiger gehalten wurde, als in Savona, und scheinbar seine Residenz in der Nähe der kaiserlichen hatte. Das hatte den Anschein einer Begünstigung, war aber in der That für den Papst nur eine größere Demüthigung.

War in dieser Beziehung die brutale Gewaltthätigkeit durch List, Trug und Schein maskirt, so trat sie dagegen mit kolossaler

Frechheit in der weiteren Ausdehnung des Continentalsystems zu Tage. Napoleon hatte vor dem Unnatürlichsten keine Scheu mehr; je überspannter vielmehr die Dinge waren, je ungeheuerlicher und fabelhafter, um so mehr schienen sie sein wahres Element zu seyn. Er decretirte zuerst von Trianon aus am 5. August 1810, alle Colonialwaaren sollten mit 50 Procent verzollt werden, auch wenn sie nicht aus englischen Häfen kämen, und sodann von Fontainebleau aus am 19. Oct., alle Waaren, von denen sich nachweisen lasse, daß sie in England fabricirt seyen, sollten unnachsichtlich verbrannt werden. Dadurch hoffte er dem heimlichen Verkehr mit England den Todesstoß zu versetzen und dagegen der französischen Industrie den weitesten Markt auf dem Festland zu eröffnen. Bei schweren Strafen mußten nun wirklich die ungeheuren Zollsätze eingezahlt und die englischen Fabrikate, zu Scheiterhaufen aufgeschichtet, in allen Städten des französischen Reichs, Italiens, der Schweiz, des Rheinbundes und sogar Preußens öffentlich verbrannt werden. Zwar konnte keine Strenge hindern, daß nicht großer Unterschleif dabei vorkam. In vielen Städten wurden nur alte schlechte Ladenhüter verbrannt und die gute Waare bei Seite gebracht. Da indeß der gesammte Handelsstand so sehr bedrückt war, fielen nach und nach auch die solidesten Häuser, namentlich in den Seeplätzen, während nur in den Gebirgsgegenden einige Fabriken aufblühten. Seit dem Jahre 1810 folgten sich die Bankerotte reihenweise, insonderheit an den Ufern der Nord- und Ostsee*). Die gegen den Handel geübte Tyrannei in Verbindung mit den Lasten und schlimmen Folgen des Krieges brachte die von Napoleon beherrschten Länder, das begünstigte Frankreich allein ausgenommen, um allen Wohlstand, und lehrte die gebildeten Classen eine Menge schmerzliche Entbehrungen

---

*) Auch aus Leipzig schrieb die Allg. Zeitung 1810 Nr. 342: „Man sieht keine Frachtfuhren, keine Commissionsgüter, kein munteres Getreibe auf den sonst so lebhaften Landstraßen oder Plätzen der Stadt. Die größten Comptoirs sind wie ausgestorben. Alle Ausfuhr ins Ausland ist gesperrt und der Verkehr im Innern stockt."

fühlen. Eine nicht ungerechte Strafe für die, in deren Augen Napoleon so lange als ein neuer Welttheiland gegolten, und die ihm Weihrauch gestreut hatten. Die Egoisten, die dazu gelacht hatten, als Napoleon die heilige Krone des deutschen Reichs zerbrach, und die über die ohnmächtigen Patrioten, wie den Herzog von Braunschweig, Schill und Hofer, Spott ergossen hatten, fingen jetzt selber an, dem allmächtigen Napoleon zu grollen, blos weil er ihnen Zucker, Kaffee und Tabak vertheuerte.

Um den Schleichhandel wirksamer zu hindern und überhaupt sein unmittelbares Reich weiter auszudehnen, verfügte Napoleon am 9. Juli 1810 die Entthronung seines Bruders Louis und die Vereinigung Hollands mit Frankreich. Louis hatte sich bisher der Holländer aufs ehrlichste angenommen, das Continentalsystem gemildert, dem Schleichhandel nachgesehen, nur um ihren Wohlstand nicht vollends ganz untergehen zu lassen. Aber Napoleon wollte das nicht länger dulden. Nachdem er Louis vergeblich daran erinnert, daß er nur seine Creatur, nur ein französischer Prinz und daher verpflichtet sey, Hollands Interesse unbedingt dem französischen aufzuopfern, erklärte er ihn ohne weiteres für abgesetzt*) und vereinigte Holland mit Frankreich „als eine Anschwemmung französischer Flüsse.“ Louis sagte den Holländern rührende Abschiedsworte und bedauerte sie, nachdem sie so große Opfer gebracht hätten, seinen unersättlichen Bruder doch noch nicht befriedigt zu haben. Schmerzlich rief er aus, sie hätten wenigstens die Vorwürfe nicht verdient, die ihnen der mache, der sie selbst allein verdiene. Er entsagte übrigens nur zu Gunsten seines ältesten Sohnes und begab sich in die Bäder von Töplitz, später nach Grätz in Steiermark, wo er unter dem Schutz Oesterreichs den verhaßten Bruder mied. Napoleon ließ die holländische Küste mit Franzosen besetzen und dem Schleichhandel nachdrücklich steuern, verlangte übrigens aber, die Holländer sollten sich glücklich schätzen und ihm danken, daß er sie der Ehre gewürdigt habe, Fran-

*) Nebenbei spottete Napoleon, daß er in Holland Marschälle ernannt habe, was freilich eine sehr eitle Schwäche war.

zosen zu werden. Er übte solchen Hohn an ihnen, daß er ihnen zurief: ihr meint Opfer gebracht zu haben, aber ihr seyd immer noch reicher, als die Franzosen. Er muthete den Kaufherrn von Amsterdam und den Viehzüchtern des Marschlandes, nachdem er sie ausgeplündert hatte, zu, sich in der Hungerleiderei der Champagne und der Landes zu spiegeln. Holland wurde in zwei Departements getheilt, welche zwei belgische Renegaten (de Celles und Nassart) als Präfecten tyrannisch regierten, und wo überdies ein unerträglicher Polizeidruck von Nationalfranzosen geübt wurde, der 1811 zu Amsterdam und Lüttich, 1812 zu Leyden und Aachen und in Ostfriesland blutige Aufstände veranlaßte. Leyden war 1809 durch ein Schiff, welches mit 800 Centnern Pulver mitten in der Stadt explodirte, halb zerstört worden. Trotz alles Jammers, den Holland damals erlitt, war der von den Holländern selbst vergötterte Dichter Bilderdyk der servilste Speichellecker Napoleons*).

Was Ludwig Napoleon, den ältesten Sohn des abgesetzten König Louis betrifft, so erkannte Napoleon dessen Thronrecht auf Holland nicht an, machte ihn aber zum Großherzog von Cleve und Berg (statt Murats, der Neapel erhalten hatte) und ließ ihn nach Paris kommen. Obgleich das Kind erst sechs Jahre alt war, redete er es an: „Komm, mein Sohn, ich werde dein Vater seyn, du wirst nichts dabei verlieren. Das Betragen deines Vaters betrübt mein Herz, es läßt sich nur durch Krankheit erklären. Wenn du groß bist, wirst du seine Schuld und die deinige bezahlen. Vergiß nie, daß deine erste Pflicht gegen mich ist, deine zweite gegen Frankreich; alle andern Pflichten, selbst die gegen andere Völker, die ich dir anvertrauen werde, kommen erst nach diesen." Dieser königliche Knabe lebte nur bis zum Jahre 1831 und ist nicht zu verwechseln mit seinem jüngeren Bruder Karl Ludwig Napoleon, der, obgleich schon 1808 geboren, doch erst am 4. Nov. 1810 von Napoleon und Marie Louise feierlich

---

*) Dieser Holländer hegte zugleich einen wüthenden und ganz unvernünftigen Haß gegen alles Deutsche.

aus der Taufe gehoben wurde und gegenwärtig als Kaiser Napoleon III. Frankreich regiert.

Es genügte damals Napoleon noch nicht an Holland. Am 10. Dezember 1810 vereinigte er auch die ganze Nordküste Deutschlands bis zur Ostsee hin mit Frankreich, das Herzogthum Oldenburg, das Fürstenthum Ahremberg, die drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, einen Theil Westphalens, einen Theil des eben erst an Jerome abgetretenen Hannover mit Osnabrück, Verden, Lüneburg, das ganze Mündungsgebiet der Ems, Weser, Elbe und Trave. Man macht sich diesen Abschnitt von Deutschland am deutlichsten, wenn man auf der Landkarte eine Linie von Düsseldorf bis nach Schwerin in Mecklenburg zieht. Alle die tapfern jene Küsten bewohnenden Friesen und Niedersachsen, Kerndeutsche gleich den Tirolern, sollten nun auf einmal Franzosen werden.

Um dieselbe Zeit vereinigte Napoleon das Wallis mit Frankreich als Departement des Simplon, 12. Nov.

Trotz dieser Erwerbungen und der bei jeder Gelegenheit von Napoleon selbst und dem Echo aller seiner Behörden wiederholten Versicherungen, Frankreich sey niemals glücklicher und in größerem Wohlstand gewesen, machte sich doch eine heimliche Abspannung des imperialistischen Enthusiasmus und ein Mißbehagen der natürlichen Menschen an der Unnatürlichkeit der Zustände bemerklich. Am auffallendsten erscheinen die damals in allen Zeitungen oft wiederholten strengen Verordnungen gegen die Refractäre, junge Leute, die nicht nur in den deutschen Niederlanden, sondern auch in Frankreich selbst in immer größerer Ausdehnung Versuche machten, sich der Conscription zu entziehen. Man sah damals schon die Straßen bedeckt mit Recruten, die nur in Fesseln und Daumschrauben durch Gensdarmen zu ihrer Pflicht gebracht werden konnten. Das kriegerische Feuer war also schon nicht mehr vorhanden. Man fing an, der leidigen Kriege satt zu werden. Namentlich scheint der Kampf in Spanien einen nachtheiligen Einfluß auf die Kriegslust der französischen Bevölkerungen geübt zu haben. Man sah dort nur ein fruchtloses Consumiren von Menschen, und legte Napoleon die ruchlosen Worte in

den Mund: „ich habe alle Tage tausend Mann zu verzehren.“ Man rechnete aus, daß er in Frankreich von 1806 bis 1810 über die Hälfte aller waffenfähigen Jünglinge überhaupt ausgehoben habe. Er recrutirte sogar Knaben für die Marine und für die Kriegsschulen. Durch ein Decret vom 8. März 1811 sicherte er die Mehrheit aller Civilstellen ausgedienten und invaliden Soldaten. Dem großen Invalidenhaus in Paris gab er eine weitere Ausdehnung und sorgte auch durch mehrfache Anstalten und Decrete für die Wittwen und Waisen der Soldaten. Das alles aber gab dem Lande immer mehr nur das Ansehn einer ungeheuren Caserne, und das ganze Volk wollte sich doch nicht ewig einem solchen Zwang unterwerfen und die Kinder nur zeugen für die Schlachtfelder und Invalidenhäuser.

Auch die schon seit 1804 beliebten droits réunis, eine summarische Vereinigung aller indirecten Steuern, wirkten immer drückender und waren um so verhaßter, als die Handelssperre eine Menge gewohnter Luxusartikel und selbst nothwendiger Lebensbedürfnisse fehlen ließ, für die man früher gerne eine Abgabe bezahlt hatte. Auch die Strenge der Polizei fiel nicht nur den alten Republikanern und den ehemals privilegirten Ständen, sondern auch dem harmlosen Bürger und Landmann lästig, der sich die im französischen Nationalcharakter liegende ungenirte Fröhlichkeit nicht gerne verkümmern oder belauern ließ. Napoleon duldete aber nicht den Schatten einer Opposition, und wer raisonnirte, wurde augenblicklich eingesteckt. Am 5. Febr. 1810 decretirte Napoleon eine strenge Censur. Die Zahl der Druckereien wurde beschränkt, keine gestattet außer auf besondere polizeiliche Erlaubniß und gegen einen eidlichen Revers. In jedem Departement durfte nur ein einziges Blatt erscheinen. Fremde Bücher wurden mit 50 Procent verzollt. Am 3. März desselben Jahres decretirte Napoleon acht neue große Staatsgefängnisse, um die Widerspenstigen aller Art darin einzusperren, namentlich solche, „die vor Gericht zu stellen unpassend wäre, denen man aber auch die Freiheit nicht lassen könne.“

In den nächsten Umgebungen und in der Familie Napoleons selbst bemerkte man verdächtige Störungen. Talleyrand und Fouché

zogen sich zurück, aber nicht in der Art, als ob sie vom Kaiser als unedle und verwerfliche Werkzeuge weggeworfen worden wären, sondern weil er sich vor ihren Intriguen fürchtete. Der erstere erkannte in Napoleons Glückstrunkenheit den Hochmuth vor dem Falle, wollte aber mit seinen Bemerkungen nicht länger lästig werden und die weitern Entwicklungen abwarten. Fouché wurde nach Aix verbannt, und Savary erhielt das Ministerium der Polizei, die jetzt nicht mehr so listig, aber desto gewaltthätiger verfuhr. — Die Scheidung von Josephinen hatte das bisherige gute Einvernehmen der kaiserlichen Familie wesentlich gestört. Wie schon viel früher Lucian, so zog jetzt Louis sich von Napoleon zurück. Jener lebte in England, dieser in Oesterreich. Auch Joseph in Spanien war immer unzufrieden, weil Napoleon ihn wenig gelten ließ, Spanien durch seine Marschälle regierte und sogar einen Theil von Spanien mit Frankreich vereinigen wollte. Ebenso grollte Murat in Neapel. Die Marschälle und Generale, die bisher am ergebensten gewesen, sahen mit Unwillen, daß seit der österreichischen Heirath immer mehr Herren und Damen vom alten emigrirten Adel an den Hof gezogen wurden. Diese Mißstimmungen äußerten sich aber nur heimlich und änderten nichts an dem allgemeinen Gehorsam.

Murat, oder wie er jetzt genannt wurde, Joachim I., König beider Sicilien, hatte sich in Madrid krank geärgert und war für die Erhebung auf den Thron von Neapel wenig dankbar, weil er auf die Krone von Polen oder von Spanien gerechnet hatte, die seinem Ehrgeiz ein viel weiteres Feld dargeboten hätte. Er sah sich in dem erbärmlichen Neapel wie auf einem verlornen Posten. Sein Groll und Undank bewies aber nur, wie sehr Napoleon Recht gehabt, ihm keine wichtigere Krone anzuvertrauen. Murat, der nichts als ein Geschöpf Napoleons war, träumte sich von ihm unabhängig werden zu können. Was Louis aus Gewissenhaftigkeit gegen die armen Holländer, Joseph aus Scham vor den Spaniern wollte, dazu trieb Murat nur kecker Trotz und Eitelkeit. Aber sie alle hätten bedenken sollen, wer sie groß gemacht hatte! Keiner von ihnen durfte einen Thron annehmen, oder sie mußten, indem sie ihn annahmen, Napo-

leon unverbrüchlich treu und gehorsam bleiben. Es war sein Recht, sie als Diener zu behandeln. Er entließ sie nicht aus dem französischen Unterthanenverbande, indem er sie auf fremde Throne setzte. Sie blieben französische Prinzen und Großwürdenträger. Er duldete nicht, daß ihnen ein Franzose den Eid der Treue schwur, wenn er auch in ihre Dienste trat. Er eignete sich Domainen, Antheil an den Einkünften und große Dotationen in den Ländern zu, die er ihnen schenkte. Nur aus Gefälligkeit erließ er Joachim die Hälfte der Million, die ihm Joseph jährlich hatte zahlen müssen, so lange er Neapel besaß. Am meisten aber fühlte Murat sich dadurch gekränkt, daß Napoleon, wie auch Rußland, statt eines Gesandten nur einen Geschäftsträger in Neapel hielten, und daß Napoleon ihm nicht erlaubte, ohne seine Zustimmung an seine alten Freunde in Frankreich neapolitanische Orden auszutheilen. Als Murat einmal zu decretiren wagte, die in seinem Dienste stehenden Franzosen sollten als Neapolitaner naturalisirt und seine Unterthanen werden, demüthigte ihn Napoleon tief, indem er ihn zwang, das Decret zurückzunehmen, die Festung Gaëta mit Franzosen besetzen ließ und ihn augenblicklich abzusetzen drohte, wenn er noch einmal ungehorsam wäre.

Dennoch brach das gute Naturell Murats immer wieder durch solche elende Eitelkeiten durch. Kaum war er am 25. September 1808 mit seiner Gemahlin Karoline in seiner neuen Hauptstadt Neapel eingezogen, als er auch schon einen kühnen Ueberfall der von den Engländern besetzten, dicht vor Neapel liegenden Felseninsel Capri vorbereitete und noch mitten unter den Freudenfesten, die seine Ankunft feierten, in der Nacht des 4. Oct. durch General Lamarque ausführen ließ. Wie fest immer und von zahlreichen Engländern die Insel besetzt war, ließ sich der mehr zu einem Kerkerwächter als Festungscommandanten geeignete Gouverneur Sir Hudson Lowe dennoch überraschen. Die Franzosen kletterten im Dunkeln unbemerkt die steilen Felsenwände hinauf und eroberten sogleich den untern Theil der Insel; der obere, wohin sich Lowe zurückgezogen, ergab sich erst am 17. Ferner entwickelte Murat große Energie in der Unterdrückung der Räuberbanden, auf die er durch das ganze Land förm=

lich Jagd machen ließ. Allein es war niemals möglich, in den südlichsten Gebirgen Italiens den Geist des Widerstandes gegen Frankreich zu überwinden.

Damals entstand in Calabrien die berüchtigte geheime Verbindung der Carbonari (Kohlenbrenner). Es waren theils Flüchtlinge, die in dem unzugänglichsten Gebirge bei Köhlern Schutz suchten, theils solche Köhler selbst. Ein gewisser Capobianco *) stand an ihrer Spitze und gab ihnen eine Organisation gleich dem Bunde der Illuminaten und Maurer. Von den letztern entlehnten sie das Symbol des todten Meisters. Sie versammelten sich um einen blutenden Leichnam, welcher Christum darstellen sollte, und schwuren denselben zu rächen an seinen Mördern, und unter diesen verstanden sie die Könige, Ferdinand IV. nicht minder wie Joachim. Ihre Verbindung hatte demnach den Charakter einer christlichen Republik. Sie verglichen den Heiland auch mit einem Lamm, welches von den Wölfen (den Königen) erwürgt sey. Ihre Verstecke (was bei den Maurern die Loge) hießen Baracken (Hütten), ihre Versammlungen Märkte (Kohlenverkäufe). Da Murat viel gefährlicher als Ferdinand IV. war, ließen sich die Carbonari durch den Prinzen von Moliterno dahin bringen, die Partei Ferdinands zu unterstützen, wogegen ihnen dieser versprach, wenn er wiederhergestellt würde, den Neapolitanern eine freie Verfassung zu geben. Die Engländer unterstützten diese Umtriebe aus allen Kräften.

Wie Ferdinand auf Sicilien unter dem Schutz englischer Truppen auf die Wiedergewinnung Neapels dachte, so Murat seinerseits auf die Eroberung Siciliens. Er sammelte eine beträchtliche Truppenmacht zwischen Scilla und Reggio **), Sicilien gegenüber, aber der

---

*) Weißhaupt. So hieß auch der Stifter des deutschen Illuminatenbundes.

**) Vier Hannoveraner, die gezwungen unter den Franzosen zu Reggio dienten, wagten es von hier zu ihren Landsleuten in Messina hinüberzuschwimmen. Drei ertranken im Strudel der Charybdis, doch einer kam glücklich hinüber. v. Martens Italien I. 290.

Landungsversuch daselbst wurde abgeschlagen, im October 1809. Hierauf begann ein merkwürdiges Intriguenspiel. Auf Anstiften der Engländer berief Ferdinand in Sicilien ein Parlament ein, 1810. Auf demselben ließen sich die Barone einige Einschränkungen ihrer Feudalrechte zum Besten des Volks gefallen, um ihrerseits desto größere Macht über die Krone zu erlangen. Der englische Gouverneur der Insel, Lord Bentink, unterstützte diese constitutionelle Partei, die daher bald so mächtig wurde, daß Ferdinand in große Noth kam und seine Gemahlin, die alte Königin Karoline, in geheime Correspondenz mit Napoleon trat, um bei ihrem schlimmsten Feinde den Schutz zu suchen, den ihr die Freunde versagten. Die Spannung zwischen der königlichen Familie und Bentink wurde so groß, daß der letztere seinerseits ins geheim mit Murat unterhandelte und denselben als constitutionellen König anzuerkennen bereit war, wenn er von Napoleon abfiele. Die Unterhandlung zerschlug sich nur, weil die Engländer zu viel forderten, wurde jedoch später wieder aufgenommen. Das freisinnige Parlament in Palermo unter englischem Einfluß hing wahrscheinlich auch mit den Carbonari in Calabrien zusammen, wenigstens äußerte es die größte Erbitterung gegen das königliche Haus und erzwang nicht nur die Absetzung des Minister d'Ascoli, der an die Stelle des verstorbenen Acton getreten war, sondern auch die einstweilige Thronentsagung Ferdinands IV., für welchen der erst zwei Jahre alte Prinz Don Francisco unter Vormundschaft des Parlaments und Bentinks regieren sollte, am 16. Januar 1812. Deutschland hat zu bedauern, daß ein Theil der tapfern hannöverschen Legion damals in Sicilien stand und die Bestimmung hatte, Englands treuloser Politik daselbst zu dienen, während der größere Theil der Legion unsterblichen Ruhm auf den Schlachtfeldern in Spanien erfocht. Das Parlament trieb unter dem Einfluß der Engländer denselben Unsinn, der früher in der parthenopeischen Republik geblüht hatte, und machte sich durch seine schwindelnden Neuerungen bei dem streng-katholischen und loyal gebliebenen Volk eben so verhaßt. In den letzten Tagen des März 1813 kam daher der König plötzlich aus seinem Verbannungsort Castelvetrana nach Palermo zurück, und das

Volk erhob sich in Masse gegen die Engländer. Aber Bentink hatte den Vortheil geschlossener Truppenmassen und überlegener Artillerie; zugleich drohte die englische Flotte, Palermo zusammenzuschießen. Die eingebornen sicilianischen Truppen waren von ihm zuvor auf schlaue Weise entfernt und nach Spanien geschickt worden. Da gab der arme König wieder nach, und die Königin erhielt, als die Anstifterin der ganzen Bewegung, von Lord Bentink gemessenen Befehl, das Land zu verlassen. Sie reiste wirklich im April ab, wurde durch widrige Winde bis nach Constantinopel verschlagen und kam endlich nach Wien*), wo sie bald darauf im Kummer gestorben ist. In dem Briefe, welchen sie dem Lord Bentink zurückließ, drückt sie ihren gerechten Schmerz in lauten Klagen aus nicht nur darüber, daß sie von ihren angeblichen Beschützern nur ärger mißhandelt werde, als es ihr je von Frankreich widerfahren sey, sondern auch darüber, daß sich England anmaße, unter dem seit Jahrhunderten frommen und treuen Volk der Sicilianer Neuerungen einzuführen, die für dasselbe nicht passen und durch die es nur ins Verderben stürzen müsse. In der That ist die Revolution, gegen welche sich Süditalien so ehrlich und heroisch gewehrt hat, nachdem sie von den Franzosen nicht gewaltsam durchgesetzt werden konnte, von den Engländern dem unglücklichen Lande künstlich eingeimpft worden, weil sich die regierende Familie nicht gehorsam genug gegen die englischen Befehle zeigte.

Unter den indirect von Napoleon beherrschten Ländern befand sich die Schweiz, nachdem sie die frühern Leiden überwunden, in einem weniger unerträglichen Zustande, als manche Nachbarn. Die Leitung der Geschäfte kam hier an ehrenhafte und vorsichtige Männer, unter denen Reinhard als Landammann hervorragte. Napoleon mischte

---

*) Man erinnerte sich hier noch an ihre Kindheit, wie sie mit ihrer unglücklichen Schwester Marie Antoinette kleine Schäferspiele aufgeführt hatte, die vom damals vergötterten Metastasio eigens für die kaiserlichen Kinder gedichtet und von Hasse in Musik gesetzt worden waren. Was mußte ihr altes gequältes, ausgebranntes Herz bei diesen Erinnerungen empfinden!

sich nicht in die innern Angelegenheiten der Schweiz, und man gab ihm auch keinen Vorwand dazu. Der Parteigeist hatte sich beruhigt. Man hielt nur noch das Nützliche fest. In jener Zeit begann die berühmte Austrocknung des Linthhales. Wenn einige verderbte Menschen aus den gebildeten Classen auch von der Schweiz aus mit eckelhafter Affectation dem großen Napoleon Weihrauch streuten und absichtlich hervorhoben, daß sie dies „als Republikaner" thäten; wenn auch namentlich Zschokke jede Missethat Napoleons wie in Spanien, so in Tirol mit unermüdlicher Feder beschönigte, so drückten sie doch keineswegs die Gesinnung der Mehrheit in der Eidgenossenschaft aus. Als eine sehr eigenthümliche Erscheinung muß das Auftreten Hallers, eines Berner Patriciers, betrachtet werden, der im Jahre 1811 in einer zu Winterthur herausgegebenen Schrift: „politische Religion," zum erstenmal wieder das Staatsrecht auf eine christliche Grundlage zurückzuführen versuchte. Indeß schien es, Napoleon beneide den Schweizern ihr Glück. Wie er gegen alle härter wurde, so auch gegen sie. Auch bei ihnen ließ er alle englischen Waaren verbrennen, die Presse unterdrücken, jedes Wort belauern. Den guten Reinhard fuhr er in Paris wüthend an, weil Syler in der Tagsatzung eine leise Opposition gewagt hatte. Die Schweiz mußte nach Spanien und 1812 nach Rußland viel mehr Truppen stellen als bisher.

Im Rheinbunde war während jener Periode der wichtigste Vorgang die Erhebung des Fürsten Primas, Carl von Dalberg, zum Großherzog von Frankfurt und die Vermehrung seines Gebiets mit Fulda, welches dem Oranier genommen worden war, und mit der Grafschaft Hanau. Zugleich decretirte Napoleon, am 1. März 1810, nicht mehr Cardinal Fesch solle geistlicher, sondern vielmehr der italienische Vicekönig Eugen weltlicher Nachfolger Dalbergs werden. Das war wieder nur eines der vielen Provisorien, die Napoleon als Uebergänge zu größeren Entwicklungen beliebte. Wahrscheinlich sollte das jetzt in Eugens Familie erbliche Großherzogthum Frankfurt nur den Kern eines größeren deutschen Reiches bilden. Man bemerkte ein systematisches Vorrücken der französischen Prinzen gegen Osten. Schon hatte Jerome in Norddeutschland Platz genommen.

Nun sollte Eugen ihm in Mitteldeutschland nachrücken. Schon waren die oranischen, hessischen, welfischen, oldenburgischen Familien vertrieben. Wer bürgte den übrigen dauernde Sicherheit? Würde sich Napoleon wohl bedacht haben, wenn er länger die Welt beherrscht hätte, eines schönen Tages zu Gunsten Eugens Franken von Bayern abzuschneiden, die thüringen'schen Fürsten zu mediatisiren rc.? Bedeutsam ist in dieser Beziehung, daß Napoleon sich immer noch den Besitz von Erfurt ausschließlich vorbehielt.

In Baden starb der vielgeehrte alte Großherzog Karl Friedrich am 10. Juni 1811, und folgte ihm sein mit der Prinzessin Stephanie vermählter Sohn Karl, dessen Kinder auffallend rasch hintereinander starben.*) Württemberg bekam nach dem österreichischen Kriege außer Mergentheim auch noch die Stadt Ulm, die bisher Bayern inne gehabt hatte, wogegen Bayern die Stadt Regensburg erhielt. König Friedrich von Württemberg zwang die mediatisirten Reichsgrafen und Reichsfürsten seines Gebiets, jährlich mindestens drei Monate lang in Stuttgart zu wohnen, und confiscirte die Güter derer, die 1809 in Oesterreich gedient hatten, was aber nach der Verheirathung Napoleons mit Marie Louise aufhörte. — In Westphalen trieb Jerome die alte üble Wirthschaft fort. Napoleon mußte ihm aufs ernstlichste drohen, wenn er von seiner tollen Verschwendung nicht lasse. Die Vormundschaft des französischen Gesandten war Jerome eben so unerträglich, wie den andern gekrönten Napoleoniden; doch blieb er dem großen Bruder immer treu.

Im ganzen Gebiet des Rheinbundes durften sich begreiflicher Weise nur Stimmen vernehmen lassen, die Napoleon unbedingt bewunderten und alle seine Handlungen, auch die härtesten und für

---

*) Man vermuthete eine verbrecherische Absicht, die legitime Thronfolge zu verhindern, und brachte damit die Geschichte des unglücklichen Kaspar Hauser in Verbindung, der von frühester Kindheit in einem unterirdischen Gemach eingeschlossen, als Jüngling noch vollkommen kindisch 1828 plötzlich in den Straßen von Nürnberg gefunden und 1831 eben so geheimnißvoll im Hofgarten zu Anspach ermordet wurde.

das deutsche Gefühl kränkendsten beschönigten. Dabei betheiligten sich nicht blos die bezahlten Zeitungsschreiber, sondern auch eine nicht geringe Anzahl Professoren an den Rheinbunduniversitäten und eine beträchtliche Mehrheit von Angestellten. Diese Menschen ohne Vaterland und ohne Glauben ließen sich ihre Besoldungen aus der Hand von Franzosen so gerne gefallen, als ob sie von Deutschen gekommen wären, hielten sich durch die Gunst der Fremden für geadelt, und wegen der fremden Bildung, die sie sich aneigneten, für etwas besseres als ihre Landsleute. Auch unter den Offizieren un Soldaten des Rheinbundes bemerkte man eine charakteristische Nacheiferung des französischen Feuers und nicht minder des französischen Uebermuths, verbunden mit einer ungerechten Verachtung der Oesterreicher und Preußen. Endlich war die Aufklärung im gesammten s. g. gebildeten Publikum mit Napoleon im Bunde, zumal seitdem er so viel Hohn und Spott über den armen Papst ausgegossen hatte. Ueberall war es das gemeine Volk, was den Stolz und die Trauer der Nationalität in keuscher Seele bewahrte, während die gebildeten Classen sich jeder Art von Entehrung mit Selbstgefälligkeit Preis gaben. Man darf nur die frommen Tiroler und ihren todesmuthigen Hofer mit den akademischen Cirkeln jener Zeit in München, oder den ästhetischen in Weimar vergleichen. Der große Göthe gab, während die Tiroler ihr Herzblut vergossen, seine frivolen Wahlverwandtschaften (eine sentimentale Schutzschrift für den Ehebruch) heraus.

Außer den Tirolern blieben die Friesen und Niedersachsen am sprödesten gegen das Franzosenthum. Zwar versicherte Napoleon die Deputirten von Münster: „Sie waren ohne Vaterland; die Vorsehung, welche wollte, daß ich Karls des Großen Thron wiederherstellen sollte, hat Sie der Natur gemäß dem Schooß des Reichs wieder einverleibt," und schwur der Präfect der Roerdepartements: „Cäsarn fürchteten wir, Karln dem Großen gehorchten wir, Napoleon den Großen beten wir an." Allein solche Kundgebungen waren sehr wenig nach dem Geschmack des biedern Volks, dem sich in dieser Beziehung auch der tiefgekränkte Handelsstand anschloß. Napoleon

ließ alle Verordnungen und Regierungszeitungen zugleich in deutscher und französischer Sprache drucken, auch der westphälische Moniteur erschien halb französisch. Keine leise Spur einer patriotischen oder unabhängigen Gesinnung wurde weder in Schrift noch Rede geduldet, und wenn sie vorkam, streng bestraft. Durch ein Decret von 1810 verbot Napoleon die Einfuhr deutscher Bücher in den deutschen Theil seines Reichs, wenn sie nicht vorher von seiner Polizei erlaubt war. Dieses Verbot umging der berühmte Buchhändler Perthes in Hamburg, indem er die Unwissenheit der französischen Beamten zu täuschen wußte. Doch mißkannte niemand Napoleons Absicht, nach und nach die französische Sprache an die Stelle der deutschen zu setzen. Literarische Spione in Frankreichs Solde überwachten die ganze deutsche Literatur. Ein unbedeutender, jedoch mißliebiger Aufsatz des Hofrath Becker in Gotha wurde augenblicklich mit des Verfassers Deportation nach Frankreich bestraft. Der Freiherr von Aretin in München donnerte in der oberdeutschen Zeitung 1810 „gegen die Prediger der Deutschheit, Missethäter und Hochverräther, die den Boden des Rheinbunds besudeln."

Oesterreich hielt sich nach wie vor vom unmittelbaren Einflusse Napoleons frei, litt aber desto mehr an den Folgen seiner letzten vergeblichen Anstrengungen im Kampf wider ihn. Die frühern Rüstungen, der lange Aufenthalt des Feindes und seine Contributionen im Lande hatten den Kaiserstaat dermaßen erschöpft, daß der Finanzminister Graf Wallis am 15. März 1811 die aufgelaufene Staatsschuldenmasse von 1060 Millionen Bankozettel auf 212 Mill. Einlösungsscheine reduciren mußte, mithin die Staatsgläubiger nur den fünften Theil ihres Guthabens erhielten. Wie sehr dies aber auch zum Ruin unzähliger Familien gereichte, so widmete doch das Volk in dieser Unglückszeit dem Kaiserhause die unverbrüchlichste Treue. Der Patriotismus der Oesterreicher war nicht ruhmredig, aber unter allen Umständen verläßig, zäh und aushaltend. Napoleon ließ es an Versuchen nicht fehlen, seinen Schwiegervater zu umgarnen und zu einem willigen Werkzeuge seiner Politik zu erniedrigen, allein Kaiser Franz wußte sich immer klug und würdig

zurückzuziehen. Im Pariser Mercure de France vom 4. Aug. 1810 ließ Napoleon seinen hellen Zorn aus über den Grafen Stadion, doch nicht so gebieterisch, wie früher über den preußischen Minister Stein, und ohne Oesterreich zu schrecken, denn der neue Minister, Graf Metternich, war nur vorsichtiger und schlauer als Stadion, aber nicht weniger feindlich gegen Napoleon gesinnt. Die Verheirathung Marie Louisens machte das Verhältniß zwischen den Tuilerien und der Wiener Burg nicht intimer. So oft Napoleon einen Vortheil daraus ziehen wollte und Opfer von seinem Schwiegervater verlangte, erinnerte ihn dieser an seine bisherigen schweren Verluste, und verlangte Gegenopfer, die Napoleon zu bringen keine Lust hatte. Zwischen russischen und österreichischen Großen bestand ein sehr enger Verkehr fort. Napoleon gab sich alle Mühe, Oesterreich gegen Rußland zu erhitzen, und hätte nicht ungerne gesehen, wenn dasselbe schon im Jahre 1811 einen Krieg mit Rußland angefangen hätte. Die Russen nahmen damals Belgrad ein und setzten sich in Serbien fest. Napoleon schrieb Brief über Brief, man sollte das in Wien nicht dulden. Aber Rußland hatte dem Wiener Cabinet insgeheim die bündigsten Versicherungen gegeben, daß es Serbien wieder verlassen würde, und Kaiser Franz nahm die hitzigen Anträge Napoleons kaltblütig auf, indem er sich mit der Erschöpfung seiner Staaten entschuldigte. Sofern Oesterreich wirklich sehr geschwächt war und um jeden Preis wieder zu erstarken wünschen mußte, beging Napoleon einen bedeutenden Fehler, sich zu geizig gegen Kaiser Franz zu verhalten, anstatt ihm freigebig große Anerbietungen zu machen. Man kann nicht umhin, zu vermuthen, er habe sich für eine spätere Zeit die Auflösung der österreichischen, wie der preußischen Monarchie vorbehalten und deshalb sie zwar einstweilen noch benutzen, aber nicht mehr erstarken lassen wollen.

Preußen erlebte damals die Zeit der schweren Buße. Der König verweilte so lange in Königsberg, bis in Folge des Erfurter Congresses die französischen Truppencorps, welche bis dahin immer noch in Preußen stehen geblieben waren, nach Spanien abzogen und Berlin endlich frei wurde. Erst am 23. Dezember 1809 kehrte er

mit der Königin und seinen Kindern wieder in sein väterliches Schloß an der Spree zurück, von den Einwohnern mit inniger Freude begrüßt. Er brachte keinen Premierminister mit, denn Stein hatte schon 1808 vor Napoleons Machtgebot flüchtig werden müssen. Er konnte auch nicht wagen, sich einem neuen Minister anzuvertrauen, der Napoleons Verdacht abermals auf sich ziehen würde. Seine Lage war in dieser Beziehung höchst peinlich, denn Napoleon besaß, so lange er mit Kaiser Alexander noch alliirt blieb, alle Mittel, Preußen zu chikaniren und für jede ihm mißliebige Handlungsweise zu bestrafen. Der König hielt es daher zuletzt für das Sicherste, sich bei Napoleon selbst Rathes zu erholen, und dieser lenkte seine Wahl auf Hardenberg, der schon 1808 an Napoleon geschrieben, sein Benehmen gerechtfertigt, sich bei ihm insinuirt und fortdauernd mit Duroc in Verbindung gestanden hatte (nach Bignon). So wurde Hardenberg denn auch vom König am 6. Juni 1810 als Staatskanzler an die Spitze der preußischen Regierung gestellt. Der Stifter des Basler Friedens, ein Mann von bewährter Biegsamkeit, schien Napoleon genehmer, als jeder andere. Hardenberg aber hatte zunächst kein anderes System, als alle Schwierigkeiten zwischen Frankreich und Preußen auszugleichen, dem König in dieser Beziehung Ruhe zu verschaffen, und zuletzt durch eine engere Allianz mit Frankreich dem so sehr geschwächten preußischen Staate irgend eine Entschädigung oder Vergrößerung zu ermöglichen. Im übrigen trachtete er sich die von Stein errungenen Lorbeern auf eine wohlfeile Weise anzueignen, indem er im Zerstören alter volksthümlicher Institutionen fortfuhr und im Nivelliren der ständischen Gliederungen, in der Plünderung der letzten vorhandenen Klöster, in der ausschließlichsten Durchführung der bureaukratischen Verwaltung, verbunden mit allseitigster Aufklärung, Bildung, Pflege der Universitäten und Schulen, die wahren Mittel einer Wiedergeburt des preußischen Volkes und Staates erkannte. Er wollte damit eigentlich nichts anderes, als Preußen die politischen Vortheile der Revolution und des Kaiserreichs in Frankreich aneignen. Er wollte einen sehr conservativen Zweck mit revolutionären Mitteln erzielen. Wenn

gleichwohl damals das preußische Volk im Unglück moralisch erstarkte, geschah es nicht durch, sondern trotz Hardenberg. Das System Scharnhorsts, der unter Hardenberg aus dem Kriegsministerium treten mußte, aber unter der Hand noch immer thätig blieb, der geistvolle Generalstab, das Ehrgefühl der Armee, der Gefährten Blüchers und Schills, der glühende Zorn des mannhaften Volkes bis zum letzten Bauer hinunter, das war es, was die Preußen stählte, nicht das Administriren und Schulmeistern.

Den verbissenen Groll des vom höchsten Kriegerruhme in Niederlagen und Schmach hinabgestürzten Volkes vermehrte die unglaubliche Armuth und äußere Noth. Die alten Provinzen Preußens, die einzigen, die es behalten, sind, Schlesien ausgenommen, von der Natur nicht überreich gesegnet und waren damals vom Feinde gründlich ausgesogen. Aller Handel stockte. Nun sollten die ungeheuern Kriegssteuern an Frankreich bezahlt, sollte der Staat, die Armee erhalten, sollten die verlorenen Geschütze und Waffen aller Art ersetzt werden. Eine mühsam contrahirte holländische Anleihe belief sich nur auf 32 Mill. Gulden. Das übrige mußte durch Abgaben beschafft werden, die bald alles Maaß überstiegen, durch Grund-, Consumtions-, Luxus-, Gewerbe-, Einkommensteuern, indirecte Abgaben der mannigfachsten Art und Ausdehnung, Stempelgebühren, Ablieferung des dritten Theils von allem vorhandenen Golde, des sechsten von allem Silber ꝛc. Einige Aushülfe bot der Verkauf von Domainen und der reichen Klöster in Schlesien, welche Friedrich der Große mit Vorliebe geschont hatte. Aber man verschleuderte die werthvollsten Güter um Spottpreise. Wenn mit der ungeheuersten Anstrengung aller Stände, bei immer zunehmenden Bankerotten und Verarmungen der Haushaltungen endlich die Ratenzahlungen an Frankreich voll waren, so ließ Napoleon voll Uebermuth und Arglist neue Schwierigkeiten machen, neue Forderungen aufstellen und die Verträge nicht einhalten. Die französischen Besatzungen in den preußischen Festungen Glogau, Cüstrin und Stettin wurden, gegen die Verträge, um mehr als das Doppelte vermehrt und mußten vom Lande ernährt werden. Auch die französischen Etappenstraßen

durch die preußische Monarchie wurden in verschiedenen Richtungen nach Polen und Danzig hin vermehrt.

Im Sommer 1810 besuchte die Königin Louise mit ihrem Gemahl ihre Eltern im Lustschloß Hohen-Zieritz bei Strelitz, erkrankte am 30. Juni, so daß der König allein nach Berlin zurückreisen mußte, und wurde bald so leidend, daß man den König schleunigst wieder zu ihr rufen mußte. Von den schlimmsten Ahnungen erfüllt und im tiefen Gefühl des massenhaften Unglücks, das über ihn hereingebrochen, rief er aus: „sie würde am Leben bleiben, wenn sie nicht mir gehörte; nur weil sie mein ist, muß sie sterben.“ Sie vollendete am 19. Juli. Ihr Tod versetzte das ganze Land in Trauer. In allen Gemeinden bis zum fernsten Winkel der Monarchie ertönte ihr Grabgeläute. Mit ihr schien der letzte Glücksstern am preußischen Himmel untergegangen zu seyn. Wer hätte nicht vermuthen sollen, daß der Gram an ihrem jungen Leben gezehrt habe! Man sah Napoleon als die entfernte Ursache ihres Todes an und haßte ihn um so unversöhnlicher. Oesterreich hatte ihm die höchste und schönste seiner Frauen ausliefern müssen ins Ehebette, Preußen die seinige ins Grab. Es ist durchaus nicht zu verkennen, daß damals ein ritterliches Gefühl durch das ganze preußische Volk ging, einst den Tod der edeln Königin zu rächen. Sie selbst hinterließ die schönen Worte: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Daseyn, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben.“

Die patriotische Partei in Preußen, die im Geiste Schills und des Herzogs von Braunschweig fortzuwirken entschlossen war, konnte sich nur sehr geheim regen und bildete den s. g. Tugendbund, dessen Mitglieder in der Armee, unter den Beamten und dem Adel zerstreut waren. Napoleon kam bald dahinter, und der König beeilte sich, die Theilnahme an dem Bunde zu untersagen. Es war auch

keine solche leitende Gesellschaft nöthig, denn die Bevölkerung war nur eines Sinnes im Haß gegen das französische Joch und in der Lust, es abzuschütteln. Dagegen war die Wirksamkeit des Bundes sehr wichtig in seinen Beziehungen zu Rußland. Nicht wenige preußische Offiziere traten als Mitglieder des Bundes nach und nach in russische Dienste, und hauptsächlich in den russischen Generalstab, und verbanden sich hier mit der Partei der entschiedensten Franzosenfeinde. Die öffentlichen Blätter der damaligen Zeit, die unter französischem Einfluß standen, bezeichneten den vertriebenen Kurfürsten von Hessen als den Stifter des Tugendbundes.

Von Seiten der Regierung geschah besonders viel für die Bildung. Man concentrirte dieselbe in den neuen Universitäten zu Berlin und Breslau, durch die man die in dem westphälisch gewordenen Halle und die eingehende in Frankfurt an der Oder ersetzte. Man begann die Pestalozzi'sche Methode auf die preußischen Schulen einzuimpfen, wobei zumal Delbrück, Erzieher des Kronprinzen, thätig war. Das waren die ersten Keime zu dem weitausgedehnten Systeme der Schullehrerseminarien und des Volksunterrichts, welches in der langen Friedenszeit nach den großen Kriegen sich ausbildete. Man wollte unbekümmert um Natur und Herkommen eine ganz neue Menschheit durch Erziehung künstlich ausbrüten. Eine merkwürdige Erscheinung war damals Friedrich Ludwig Jahn. Jeder Zoll an ihm war ein Brandenburger Bauer, derb, drastisch, ehrlich, treu, tapfer, zornmuthig. Er wollte eigentlich nichts, als die deutsche Jugend zu bärenhafter Kraft heranziehen, damit sie dereinst die Franzosen todt schlagen könne. Aber indem er in Berlin der Schöpfer der Turnkunst wurde, und dieselbe in der Erziehung einführte, verband er damit die wunderlichsten Vorstellungen eines abstracten, willkürlich als Ideal aufgestellten Volksthums, welches in Wahrheit nur ein Zerrbild und unbegreiflich engherzig im Vergleich mit der wirklichen Fülle deutscher Natur und deutschen Lebens war.

Von der Abschwächung des kirchlichen Lebens in Preußen zeugte das gänzliche Ausbleiben eines religiösen Aufschwungs in so schrecklicher Nothzeit. Ein seichter Rationalismus beherrschte alles. Der

Schule allein überließ man, was die Kirche nicht mehr vermochte. Unfähig, das Kirchliche in seiner Tiefe zu begreifen, faßte die moderne Bildung nur den Gedanken auf, das kirchlich Getrennte äußerlich zusammenzuflicken, weil es doch vortheilhaft schien, wenn das ganze Volk in dieser Beziehung nur eine imposante Masse bildete. So ging damals schon vom Hofprediger Sack in Berlin der erste Vorschlag zu einer Union zwischen der reformirten und lutherischen Kirche aus.

Der Brandenburger Landadel allein erkannte mit sicherem Blicke damals die Gefahren, die aus den vielen Neuerungen hervorgehen würden. Die Stände des Lebuser Kreises in der Kurmark protestirten unter Leitung des Grafen Finkenstein und des Herrn von der Marwitz gegen das System des Staatskanzlers, warfen ihm vor, er umgebe sich mit jungen Theoretikern, anstatt mit alten Praktikern, erlaube sich, mit dem Volk, unbekümmert um dessen Natur, wahre Bedürfnisse und alte Rechte, willkürlich zu experimentiren, und werde den Staat nicht neu erbauen, wohl aber innerlich verderben, im Juni 1811. Die beiden kühnen Sprecher wurden auf die Festung gesteckt, bald aber wieder entlassen. Von der Marwitz hatte im Jahre 1807 wie Schill ein Freicorps errichtet, dem König all sein Vermögen geopfert und wurde später noch General. Unter denen, die gegen die unbesonnenen Reformen auftraten, befand sich auch der tapfere General York.*)

Die Männer des Tugendbundes waren im Vortheil jeder geheimen Opposition, die Recht, Moral und Popularität auf ihrer Seite hat; aber in einer viel schlimmeren Lage befand sich die Regierung, auf der äußerlich alle Verantwortlichkeit lastete, und das

*) In einem noch erhaltenen Schreiben beklagt er die Zerstörung der patriarchalischen Verhältnisse auf dem Lande, die Güterzerstückelung und den Güterschacher und ebenso die Vernichtung des sittlichen Bürgerthums durch das Patentwesen, die Gewerbefreiheit für Pfuscher und Verfälscher, die Heirathserlaubniß für unbärtige Lehrjungen und die gesetzliche Schöpfung des modernen Proletariats.

muß Hardenberg in Bezug auf seine diplomatische Hinneigung zu Frankreich entschuldigen. Napoleon hatte den Gedanken, Preußen zu vernichten, nie aufgegeben. Er hatte Preußen im Tilsiter Frieden nur aus Rücksicht für Kaiser Alexander geschont. Wenn er nun mit Alexander brach, wer schützte Friedrich Wilhelm? Von der Noth, in welcher Preußen sich befand, als die im Norden aufsteigenden Gewitterwolken einen neuen europäischen Krieg und mithin auch, wie immer, neue Gebietsveränderungen drohten, macht man sich einen anschaulichen Begriff, wenn man weiß, was der König seinem Gesandten in Paris unterm 14. Mai 1811 geschrieben hat: „Sehr oft habe ich in St. Petersburg zu einem unbegränzteren Beitritt zum Continentalsystem angerathen und erneuere diesen nämlichen Rath nochmals in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser Alexander, wovon ich Ihnen eine Abschrift beilege, um sie zur Kenntniß Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen zu bringen. Dem System Frankreichs unwandelbar getreu, schmeichle ich mir in dieser Hinsicht Proben abgelegt zu haben. Wenn es möglich wäre, daß der Kaiser Napoleon über meinen ernstlichen Willen, zu dem großen Zweck, den er sich vorgesetzt, mitzuwirken, noch einige Zweifel übrig bleiben könnten, so rc." Nach dieser Einleitung befiehlt er seinem Gesandten, Frankreich eine Offensiv- und Defensivallianz vorzuschlagen, dabei aber dringend zu bitten, daß Napoleon auf die weitere Contributionszahlung von Seite Preußens verzichte oder sie wenigstens aufschiebe, und daß er eine Vermehrung des preußischen Heeres zugebe. Wir werden sehen, wie lange Preußen auf die Erfüllung dieser kläglichen Wünsche warten mußte.

Neue wichtige Veränderungen trugen sich damals in Schweden zu. Nach der Absetzung des Königs Gustav IV. Adolph hatte sein alter Oheim als Karl XIII. den Thron bestiegen, war aber kinderlos. Der Haß gegen Gustav Adolph ließ nicht zu, daß man dessen Kindern die rechtmäßige Thronfolge bewahrt hätte. Man mußte also an eine Adoption denken. Nachdem Karl XIII. auf Finnland verzichtet und dadurch von Kaiser Alexander den Frieden erkauft und auch mit Dänemark Frieden gemacht hatte, nahm er unter Zu-

stimmung der schwedischen Stände einen Prinzen des zugleich in Rußland und Dänemark, so wie bisher in Schweden regierenden Oldenburgischen Hauses, den Herzog Christian von Holstein-Augustenburg, an Sohnesstatt und zum Thronfolger an, 28. August 1809. Auch Napoleon war damit einverstanden und räumte Schwedisch-Pommern, 24. Febr. 1810. Aber der Prinz war als Däne dem schwedischen Adel nicht genehm. Als er am 23. Mai ein Husarenregiment musterte, stürzte er mit dem Pferde und starb unmittelbar darauf. Man argwöhnte, er sey durch einen politischen Mord hingerafft worden. Als er in Stockholm unter großem Pomp zu Grabe getragen wurde, am 20. Juni, begann das Volk furchtbar aufzubrausen gegen die angeblichen Mörder, riß den Reichsmarschall Grafen Axel Fersen (den nämlichen, der die königliche Familie von Frankreich bei der Flucht nach Varennes unterstützt hatte) aus dem Wagen und ermordete ihn, trotz aller Bemühungen, ihn zu retten, unter den schrecklichsten Verwünschungen. Seine Schwester, die Gräfin Piper, mußte flüchten, um nicht ein gleiches Schicksal zu leiden; das Haus des Grafen von Ugglas wurde gestürmt, mehrere Soldaten verloren im Kampf mit dem wüthenden Volk ihr Leben. Auf des Prinzen Sarg setzte man die einfache und rührende Inschrift: „er erwartete in Schweden einen Thron und fand ein Grab."

Ein jüngerer Bruder des Prinzen hatte wenig Aussicht, da es dem älteren so übel ergangen war, an seine Stelle gewählt zu werden. Dagegen gab es eine Unitarierpartei, die bei diesem Anlaß die Vereinigung der drei nordischen Kronen von Schweden, Dänemark und Norwegen auf einem Haupt durchzusetzen wünschte und desfalls den König Friedrich VI. von Dänemark vorschlug. Napoleon ging lebhaft auf diesen Gedanken ein, um Rußland ein stärkeres Gegengewicht im Norden zu geben, aber die Schweden wollten nichts davon wissen. Gegen den Dänen bestand nun hier einmal eine unüberwindliche Abneigung. Gleichwohl wünschten die Schweden an Napoleon einen Halt und Schutz zu gewinnen gegen Rußland, um früher oder später vielleicht durch ihn Finnland wiederzugewinnen. Einige fielen auf den Gedanken, die schwedische Krone

einem Napoleoniden zu geben. Nun hatte sich Bernadotte, als Gouverneur in Schwedisch-Pommern, durch die Güte, mit der er die gefangenen Schweden behandelte, besonders bei ihnen beliebt gemacht. Er war aus Bearn im südlichen Frankreich gebürtig, Sohn eines Advocaten, durch seine Verheirathung mit Eugenie Clary (Schwester der Marie Julie, der Gemahlin des König Joseph von Spanien) mit Napoleon selbst verschwägert, als Prinz von Pontecorvo einer der ersten Marschälle des Reichs, als Großmeister des Freimaurerordens in Frankreich eine sehr angesehene Person von einem unermeßlichen geheimen Anhange. Zuerst war es der schwedische Graf Mörner, welcher bei Bernadotte, den er schon von früher her kannte, eine Anfrage machte. Sodann ein Kaufmann, der in Schweden selbst seine Standesgenossen bearbeitete, um Bernadotte populär zu machen. Die Freimaurerlogen betheiligten sich wesentlich dabei, wie sie denn überhaupt vor und nach der schwedischen Revolution eine große Rolle gespielt haben. Man nahm an, Bernadotte stehe bei Napoleon in hoher Gunst (was nicht der Fall war), Napoleon werde Schweden groß machen, Bernadotte bringe ein beträchtliches Privatvermögen mit und werde den tiefgesunkenen Finanzen Schwedens alsbald aufhelfen. Man rühmte seine Feldherrngaben, seine Staatsklugheit und Besonnenheit 2c. Man sah es sogar als eine günstige Vorbedeutung an, daß sein ältester schon im Jahre 1799 geborner Sohn mit dem schwedischen Namen Oscar getauft worden war 2c.*) Kurz, der so vielfach bearbeitete und eingenommene schwedische Reichstag wählte am 21. August 1811 wirklich Bernadotte zum Kronprinzen-Thronfolger in Schweden unter der Bedingung, daß er lutherisch werde und die Verfassung beschwöre.

Er machte nicht viele Umstände, eine so seltene Gabe des Glücks anzunehmen. Napoleon ertheilte ihm die Erlaubniß dazu, kannte

---

*) Napoleon spottete darüber und sagte, er habe, als jenes Kind getauft wurde, gerade viel im Ossian gelesen, der sein Lieblingsdichter war, und so sey er darauf verfallen, als Hauptpathe dem Kinde jenen Namen zu geben.

ihn aber zu gut, um auf seine Anhänglichkeit zu rechnen. Ein dunkles Gerücht sagt aus, daß, wenn Napoleon im Kriege, in der Schlacht bei Aspern oder durch den Mörder in Schönbrunn oder in Spanien umgekommen wäre, alsdann durch Fouché's Intriguen Bernadotte zum Kaiser in Frankreich würde ausgerufen worden seyn. Napoleon wurde ihn nicht ungerne los, gab ihm noch eine Million mit und verlangte von ihm nur das Versprechen, er solle niemals gegen Frankreich die Waffen führen. Bernadotte weigerte sich, Napoleon aber entließ ihn mit den kalten Worten: nun wohlan, so gehen Sie, unsere Geschicke mögen sich erfüllen! Bernadotte, der den neuen Namen Karl Johann annahm, hielt am 2. Nov. seinen feierlichen Einzug in Stockholm und benahm sich überall so würdevoll als klug. Den alten König gewann er durch kindliche Demuth, das Heer durch seinen Ruhm und durch sein martialisches Wesen, den Adel durch die Bürgschaft, die er demselben gegen die Rache Gustav Adolphs gewährte, und selbst den Handelsstand durch die Art, wie er England behandelte. Schweden mußte sich formell allerdings dem Continentalsystem anschließen, da Rußland selbst noch daran festhielt; aber Bernadotte gestattete den Schleichhandel in großer Ausdehnung. Wenn Napoleon ihm Vorwürfe machte, verlangte er dagegen Norwegen, was jedoch Napoleon um keinen Preis seinem treuen dänischen Verbündeten entreißen wollte. Nun schmollte Bernadotte und gab Napoleon zu verstehen, er werde diejenige Politik unterstützen, bei der er am meisten Vortheil habe, sey es nun die französische oder eine Frankreich feindliche Politik. Damals gab sich Oesterreich viele Mühe um Bernadotte. Kaiser Franz ließ ihm vorstellen, sie hätten beide nur einerlei Interesse, ihre Unabhängigkeit in der Mitte zwischen dem französischen und russischen Koloß zu behaupten. Aber Rußland selbst und England knüpften Verständnisse mit dem Hofe von Stockholm an, die so weit gingen, daß Napoleon, als der Bruch mit Rußland nahe bevorstand, bereits im Januar 1812 plötzlich Stralsund und Schwedisch-Pommern wieder besetzen ließ.

In England hielt die stolze Aristokratie der Lords, in beiden

Häusern des Parlaments vorherrschend und im Besitz aller Aemter, ihr bisheriges System aufs schroffste fest. Englands Handelsinteresse litt nicht, daß es sich Napoleons Alleinherrschaft auf dem Festlande hätte gefallen lassen können; der fortdauernde Kriegszustand gewährte England überdies den Vortheil, alle Marinen der festländischen Mächte zerstören, alle Colonien derselben erobern, und seine Industrieproducte nach jenen Colonien hin absetzen zu können. Diese dauernden Vortheile wogen die nur zeitweisen Einbußen im unmittelbaren Handel mit dem europäischen Festland reichlich auf. Zudem schmeichelte es dem englischen Stolze, Napoleon zu trotzen, während das ganze übrige Europa sich vor ihm demüthigte.

Die Aristokratie in England war seit der Thronbesteigung der Welfen der Monarchie stets überlegen gewesen. Die Kurfürsten von Hannover konnten den Thron nur in Ruhe und mit allem äußeren Glanze inne haben, indem sie die Lords gewähren ließen. Georg III. wurde blind und endlich irrsinnig. Sein Wahnsinn brach 1810 aus, als er das Parlament in feierlicher Sitzung anredete: Mylords, Gentlemen and Peacocks (Pfauen)! Die Anlage zum stillen Wahnsinn lag längst in ihm. Der Tod seiner jüngsten geliebten Tochter Amalie, der Aerger über die Emancipation der Katholiken, die Gewissensbisse über den Verlust der nordamerikanischen Colonien, und was man immer als besondern Grund angegeben hat, scheinen nur mitgewirkt zu haben, die Krankheit zu steigern. Man mußte den König in einen Thurm zu Windsor einsperren, wo er sich, da er auch blind wurde, mit Harfenspiel unterhielt. Wer ihn sah, mit seinem langgewachsenen Barte, die Harfe spielend, verglich ihn mit König Lear. Sein ganzes Zimmer war gepolstert oder mit Kork ausgeschlagen, damit er sich durch Fallen nicht verletze, weil er oft heftig auffuhr. — Für ihn hatte sein Sohn Georg, Prinz von Wales, erst 1811 nach langen Debatten die Regentschaft erhalten, und nur unter großen Einschränkungen, welche die Lüderlichkeit und der sehr zweideutige Charakter dieses Prinzen nur zu sehr rechtfertigten. Was für ein Regent, der damit anfing, seine eigene Gemahlin wegen skandalösen Lebenswandels öffentlich vor die Gerichte zu

ziehen! Im Jahr 1806 hatte man ihn noch davon abgebracht, aber im Winter von 1812 auf 1813 brachte er die Klage wirklich vor die Gerichte. Die öffentliche Meinung machte der Lordsregierung diese Profanirung der Monarchie zum Vorwurf, und obgleich jedermann von der Schuld der Prinzessin überzeugt war, fehlte es nicht an sehr energischen Demonstrationen zu ihren Gunsten. Ueberall, wo sie erschien, bedeckte man sie mit Beifall und Anerkennung und brandmarkte ihre Ankläger mit Schande. Ein wunderbarer Instinct vermochte die englische Nation in dem Augenblick, in welchem der monarchische Factor des Staats durch den aristokratischen allzutief erniedrigt wurde, dem letzteren durch den demokratischen ein stärkeres Gegengewicht zu geben. Die Whigs (gemäßigte und bürgerfreundliche Aristokraten) erhielten gegenüber den Tories (die schroffen Aristokraten) eine erhebliche Unterstützung an den demokratischen Reformers, die unter Sir Francis Burdetts Leitung damals mit großem Nachdruck eine Reform des Parlaments, d. h. Einschränkung der aristokratischen Gewalten, forderten. Die Ermordung des Minister Perceval am 11. Mai 1812 hatte indeß kein politisches Motiv, indem ihn nur ein heruntergekommener Mensch aus Privatleidenschaft erschoß, weil er von ihm keine Hülfe erhielt. Am 12. Juni 1812 trat ein neues Ministerium hervor, an dessen Spitze die Lords Liverpool, Castlereagh und Bathurst standen, Männer, welche fest entschlossen waren, das System Pitts festzuhalten und Napoleon auf Leben und Tod zu bekämpfen, und zwar um so mehr, als sie im äußern Kriege einen Canal erkannten, durch den die innern Leidenschaften abgeleitet würden, einen Dämpfer für die Reformpartei.

Im Südwesten Europas hatte in Folge des Erfurter Congresses im Jahr 1809 der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aufs neue angefangen. Napoleon hatte dem russischen Kaiser die Moldau und Wallachei bewilligt, und ein russisches Heer unter Kamenski, Bagration, später unter Kutusow sollte diese Länder in Besitz nehmen. Die Russen gingen am 27. Juli 1809 über die Donau, hielten sich aber sehr lange bei der Belagerung der Festungen auf und wurden dabei durch den Großvezier Jussuff Pascha mehrmals nachdrücklich

gestört, zuerst am 22. Oct. vor Silistria, welche Stadt sich erst am 23. Juni 1810 ergab, dann wieder vor Rustschuk, wo sie am 5. Juli 1811 vom Großvezier geschlagen und sogar zum Rückzug über die Donau genöthigt wurden. Die geringe Energie, mit welcher die Russen hier auftraten, erklärt sich wohl aus der veränderten Politik in St. Petersburg. Kaiser Alexander sah den Bruch mit Frankreich voraus und wollte sich nicht im Kampf mit der Türkei erschöpfen. Der Großvezier ging am 8. Sept. 1811 bei Slobodse über die Donau, aber so unvorsichtig, daß er in den Hinterhalt der Russen gerieth, umringt und am 26. Oct. total geschlagen wurde. Mit Noth brachte er die Hälfte seiner Leute zurück. Den Winter über wurde unterhandelt und am 28. Mai 1813 der Friede zu Bukarest geschlossen, in welchem der Fluß Pruth als Grenze zwischen dem russischen und türkischen Reich festgestellt, die Moldau und Wallachei in der Gewalt der Türken gelassen und nur ein kleiner Theil der Moldau mit den Festungen Choczim und Bender nebst Bessarabien an Rußland abgetreten wurde. Fürst Morusi wurde von den strengen Türken beschuldigt, bei diesem Friedensschluß zu Gunsten Rußlands intriguirt zu haben, und am 8. Nov. auf Befehl des Sultans in Stücke gehauen.

In Serbien hatte sich Kara Georg auf Rußlands Seite gestellt und dem Churschid Pascha von Bosnien den Durchzug verweigert, obgleich ihn die hohe Pforte als Fürsten von Serbien anerkennen wollte, wenn er von Rußland abfiele. Nach der Niederlage des Großveziers trat Churschid Pascha an dessen Stelle und nahm nun durch einen Einfall ins Land im Jahre 1813 Rache. Vergebens wehrte sich eine Handvoll Serbier in der Schanze von Raweny siebenzehn Tage lang. Die Uebermacht der Türken und die Abwesenheit der russischen Hülfe machte das Volk muthlos, das große serbische Lager von Schabang löste sich auf, Kara Georg selbst entfloh mit mehreren Häuptern nach Oesterreich, wo man sie in Festungen aufbewahrte. Trotz der Amnestie wurden 150 edle Serben vor den Thoren von Belgrad enthauptet, 37 andere gespießt, 29. Oct. 1813. Milosch Obrenowitsch, ein junger Häuptling, der sich unterwarf,

wurde von der Pforte als Knes (Fürst) anerkannt, aber auch er verbarg nur listig seinen Patriotismus unter der Maske des Türkenfreundes. Am Palmsonntag 1815 erhob er die Fahne des Aufruhrs. Die Serbier wurden nun zwar nochmals unterworfen, erhoben sich aber immer wieder.

Unter den türkischen Paschas, die während der damaligen Zerrüttungen des Reichs Energie bewiesen, ragte vor allen Mehemet Ali in Kairo hervor. Es ist schon berichtet, wie er die Engländer aus Aegypten verjagte. Nachdem er das Land von außen gesichert, stellte er auf eine schreckliche Weise die türkische Herrschaft im Innern her. Da sich die Mameluken, als bisherige Herren des Landes, dem Pascha widerspenstig bezeugten, und er seine Streitkräfte in offenem Kampf mit ihnen um so weniger opfern wollte, als er einen großen Feldzug gegen die arabischen Wechabiten zu unternehmen im Begriff war, bediente er sich einer grausamen List, um sie mit einemmale auszurotten. Indem er am 1. März 1811 in Kairo feierliche Paraden und Ceremonienbesuche aus Anlaß seines baldigen Abmarsches nach Arabien veranstaltete, erschienen auf seine Einladung auch 500 Mameluken mit 25 Beys in voller Galla. Kaum aber waren sie in den weiten Hof der Citadelle, in welcher der Pascha residirte, hineingeritten, als er die Thore hinter ihnen absperren und von allen Seiten aus den Fenstern und Corridoren des Schlosses durch die Arnauten, die seine Leibwache bildeten, Feuer auf sie geben ließ. Die schönen Reiter jagten im Schloßhof wild umher, einen Kampf mit dem treulosen Feinde oder Ausgang suchend, fanden ringsum nur Mauern und festverschlossene Thore und blieben, ohne sich wehren zu können, alle todt auf dem Platze. Die Mamelukenherrschaft hatte damit ihr Ende erreicht, denn das Corps war schon früher durch die Kämpfe mit den Franzosen stark gelichtet worden. Mehemet Ali hatte aus einem Fenster dem Gemetzel im Schloßhof behaglich zugesehen.

Die Wechabiten, gegen die er nunmehr wirklich zu Felde zog, waren eine fanatische Sekte. Wahaby nannten sie sich nach ihrem Stifter Abd el Wahab, welcher den unter den türkischen

Sultanen immer tiefer gesunkenen Muhamedanismus reformiren, zu seiner ursprünglichen Reinheit und Energie zurückführen, daher aber auch das arabische Volk wieder über das türkische erheben wollte. Auch fand sich in seinem Enkel Saud zu Anfang des Jahrhunderts ein kühner wechabitischer Feldherr, der mit dem Schwert in der Hand, ähnlich dem Propheten, die neue Lehre ausbreitete, die es besonders auf Vereinfachung des Glaubens, wie des Lebens, abgesehen hatte, daher den Tempelprunk, die Gräberpracht, den Heiligencultus ꝛc., sowie auch den weltlichen Luxus verdammte und zerstörte. Bald war die h. Kaaba zu Mekka selbst im Besitz der Wechabiten, schlossen sich die meisten arabischen Stämme ihnen an, machten sie Streifzüge nach Syrien, bedrohten Persien und selbst die englische Herrschaft in Vorderindien, so daß die Engländer Flotten gegen sie entsandten, und wurden somit auch gefährliche Nachbarn Aegyptens. Aber diese großartige Bewegung gerieth ins Stocken. Es schien, der muhamedanische Orient sey keiner moralischen Wiedergeburt mehr fähig. Nur die aller Cultur fremd gebliebenen Beduinen liebten die Neuerung, allen schon an die Genüsse des Reichthums und städtischen Lebens Gewöhnten fiel sie lästig. Mehemet Ali hatte daher die Sympathien aller fetten und besitzenden Classen für sich, als er gegen die magern Tugendhelden in der arabischen Wüste zu Felde zog. Es gelang ihm, sie zurückzutreiben und im Beginn des Jahres 1813 Mekka zu erobern; doch hat er die Sekte nicht ganz ausrotten können. Andrerseits hat er selbst damals zwar die Schlüssel von Mekka ehrerbietig dem Sultan in Constantinopel übersandt, sich aber doch nach und nach von demselben unabhängig zu machen gewußt.

Neunzehntes Buch.

Wellington in Spanien.

Während dieser Vorgänge im Norden und Osten wüthete der Volkskrieg in Spanien ununterbrochen fort. Wir haben ihn bis ins Frühjahr 1809 verfolgt, um welche Zeit er in einen neuen Wendepunkt trat. Von nun an nämlich leitete der englische General Wellesley den großen Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel, während der kleine Krieg von den Spaniern durch schwächere Heerestheile und durch unzählige Guerillas auf allen Punkten fortgeführt wurde.

Wellesley war zu rechter Zeit gekommen, um Portugal zu retten, denn Soult stand schon in Oporto und bedrohte Lissabon. Er hatte sogar eine ziemlich nahe Aussicht, selber König von Portugal zu werden. Die ansehnliche Handelsstadt Oporto bewahrte den Stolz und unabhängigen Geist der einst so berühmten und mächtigen portugiesischen Marine und hatte sehr ungerne gesehen, wie die Engländer nach und nach fast alles Handels in Portugal sich allein bemächtigt hatten. Die gebildeten Kaufleute der Hafenstadt theilten die nationalen und religiösen Antipathien des Landvolks nicht und befanden sich längst unter dem Einfluß französischer

Mode und Literatur. Sie bildeten um Soult einen Hof, küßten ihm gleich den alten Königen die Hand, warben unter den benachbarten Städten und trugen ihm förmlich die Krone an, wenigstens auf so lange, bis Napoleon sich in letzter Instanz darüber entschieden haben würde. Das erregte aber solches Mißfallen unter den französischen Offizieren, daß sie Soult kaum mehr gehorchen wollten und ihn, wenn er Ernst hätte machen wollen, unfehlbar festgenommen und seines Oberbefehls entsetzt hätten. Von der Demoralisation in Soults Armee macht man sich einen Begriff, wenn man erfährt, daß der französische Capitän Argenton heimlich zu Wellesley ging und demselben vorschlug, Soults Königswahl zu unterstützen. Alsdann nämlich würde die französische Armee ihn absetzen, die Republik proclamiren, die übrigen französischen Truppen in Spanien aufsammeln und nach Frankreich zurückkehren, um Napoleon selbst zu stürzen. Soult kam dahinter, ließ Argenton verhaften, entsagte allen ehrgeizigen Gedanken, als einem gefährlichen Unsinn, und führte die zerrüttete Armee so schnell als möglich aus dem Bereiche Wellesleys, der am 30. April 1809 mit 20,000 Engländern und 20,000 Portugiesen gegen ihn aufgebrochen war. Sofern Soult kaum noch Herr seiner Truppen war und auf eine Diversion, welche Marschall Victor im Rücken der Engländer von Estremadura her machen sollte, nicht mehr rechnen konnte, zog er sich schleunigst und auf den schlechtesten Gebirgswegen in nördlichster Richtung über Montalegre zurück, wobei er sogar sein Geschütz und Gepäck, um schneller fort zu kommen, selber zu zerstören und liegen zu lassen befahl. So entkam er am 23. Mai nach Lugo in Galicien, nahe der nordwestlichen Spitze von Spanien. Wenn er östlich gegangen wäre, würde Wellesley ihn gefaßt haben. Dieser stand nun von seiner Verfolgung ab und wandte sich im Juni südwärts nach Estremadura, um Victor von hier zu vertreiben. Victor hatte nach dem Siege bei Medellin übel im Lande gehaust und namentlich Alcantara grausam geplündert. Er würde diesmal unterlegen seyn, wenn sich die Spanier unter Cuesta schneller mit Wellesley vereinigt und kräftiger mit ihm zusammengewirkt hätten. Aber die spanischen

Generale waren eifersüchtig auf den Engländer und bildeten sich immer noch ein, auch ohne englische Hülfe mit den Franzosen fertig werden zu können. Cuestas Zögern verschuldete, daß Victor glücklich davonkam und sich auf die französische Hauptarmee zurückziehen konnte, die unter König Joseph selbst und seinem Adjutanten Marschall Jourdan nebst Sebastiani heranrückte, um die Engländer anzugreifen. Diese mit Victor vereinigte Macht betrug 50,000 Mann, fast eben soviel die 19,000 Mann Wellesleys mit den endlich ihm zuziehenden 34,000 Mann Cuestas (die Portugiesen waren in ihrem Lande geblieben). Beide Heere näherten sich, und am 27. und 28. Juli kam es zu einer blutigen Schlacht bei Talavera de la Reina, in welcher Wellesley hauptsächlich durch die treffliche Benutzung von schon angefangenen Verschanzungen, Dämmen, Lehmgruben und Gräben, und durch deren standhafte Vertheidigung gegen die wüthend anstürmenden Franzosen einen glänzenden Sieg erfocht. Auch die hannöversche Legion focht hier wieder mit, und ihre Artillerie unter Major Hartmann trug wesentlich zum Siege bei. Die Franzosen verloren 7400 Mann und 17 Kanonen. Wellesley wurde zum Lord Wellington erhoben, ein Name, an dem unsterblicher Ruhm haften sollte.

Er konnte jedoch den schönen Sieg nicht benutzen, weil die Spanier sich hartnäckig weigerten, seinen Rathschlägen zu folgen, ja seinen Truppen nur den Lebensunterhalt zu gewähren. Der Widerwille gegen die englischen Bundesgenossen ging so weit, daß man die Vorräthe vor ihnen versteckte. Die Zahl der Engländer selbst war zu schwach. Man bemerkte, wie viel größere Erfolge England errungen haben würde, wenn es die Armee, die es in den Sümpfen von Walchern verschmachten ließ, damals nach Spanien entsendet hätte. Napoleon selbst spottete darüber. Als nun auch Soult auf Umwegen wieder heranrückte, um die geschlagene französische Armee zu verstärken, sah sich Wellington zum Rückzug nach Portugal genöthigt. Soult athmete Zorn und Rache, verwüstete unterwegs die Stadt Plasencia mit Brand und Mord und ließ hier unter andern den 85jährigen Bischof von Coria, Alvarez de Castro, wegen seines

Franzosenhasses und wegen des Einflusses, den er auf das Volk geübt, erschießen. Joseph selbst, der sich mit dem geschlagenen Hauptheer nach der Hauptstadt zurückzog, entschädigte sich durch einen Sieg über das von Venegas befehligte abgesondert in der Mancha stehende spanische Heer am 11. August bei Almonacid, wo die Spanier 4000 Mann verloren.

Nach Madrid zurückgekehrt, erließ König Joseph eine Anzahl strenger Decrete, in der zweiten Hälfte des August. Wahrscheinlich auf Befehl Napoleons, der um diese Zeit den entscheidenden Sieg bei Wagram erfochten hatte und Spanien nicht mehr schonen zu müssen glaubte. Joseph hob am 18. August alle Klöster auf und confiscirte deren Eigenthum; er confiscirte die Güter aller Abwesenden, die sich ihm nicht unterworfen hatten; er erkannte keinen Adel in Spanien mehr an, diejenigen Edelleute ausgenommen, die persönlich bei ihm die Anerkennung nachsuchen würden. Er hob alle Orden auf, die seinigen ausgenommen. Er entzog allen Beamten ihre Besoldungen, wenn sie nicht neu und unter Bezeugung ihrer Devotion bei ihm erst darum einkämen. Endlich confiscirte er alles im Privatbesitz befindliche Silber und legte den Reichen eine starke Zwangsanleihe auf. Da jedoch die französischen Armeen nicht überall in Spanien herrschten, und da die Marschälle und Generale auf eigene Rechnung raubten, ohne sich um Joseph zu bekümmern, so blieb dieser arme König trotz seiner Decrete fast immer ohne Geld, und Napoleon mußte ihn monatlich mit 2 Millionen unterstützen, damit er nur den Truppen ihren Sold auszahlen konnte.

Im Herbst versuchten die spanischen Generale ihr Heil ohne Wellington in unbesonnener Eifersucht. Zwar siegte ihr Herzog del Parqua am 5. October über den französischen General Marchand bei Tamames; als aber die Centraljunta in Areizaga einen Obergeneral aufstellte, der unbekümmert um Wellington (welcher vergebens warnte) Madrid einnehmen sollte und der wirklich über 50,000 Mann zusammenbrachte, erlitt derselbe am 11. November durch die vereinigten Marschälle Soult und Victor bei Ocanna eine schreckliche Niederlage, in welcher die Spanier 4—5000 Todte und Ver-

wundete, 13,000 Gefangene und 40 Kanonen verloren. Del Parqua erfocht noch einen kleinen Sieg über Marchand bei Medina del Campo am 23., wurde aber von Kellermann in einer Schlacht bei Alba des Tormes am 28. geschlagen.

Im Laufe des Jahres 1809 entbrannten auch im Norden Spaniens heiße Kämpfe. Nachdem Lannes nach Deutschland abberufen worden war, bemühte sich Suchet, die Eroberung Aragoniens zu vollenden, fand aber in den kleinen Städten und Festen und in den Guerillas hartnäckige Feinde. Einen größern spanischen Heertheil führte zuerst Blake gegen ihn und schlug ihn am 23. Mai bei Fornoles, wobei Suchet selbst verwundet wurde; als aber Blake Saragossa nehmen wollte, wurde er zweimal geschlagen. Eine ungeheure Menge Einzelkämpfe führten das ganze Jahr hindurch die Guerillas aus, indem sie kleinere französische Corps in den Garnisonen überfielen oder unterwegs abschnitten, Convois und Couriere abfingen 2c. In Aragonien war der verwegenste Guerillaführer Villacampa, der seine Schaar bis auf 4000 Mann brachte; in Navarra Renovales, der in Saragossa gefangen, auf dem Transport nach Frankreich entwischte, Cuevillas, der im November 1000 Franzosen schlug, und der jüngere Mina (Franz Xaver). Im Königreich Leon war die ansehnlichste Guerilla die unter Juan Sanchez, der seine ermordeten Eltern und Schwester rächen wollte; im Gebiete von Toledo und bei Cuença streifte die Guerilla des schrecklichen Empecinado (des Pechmanns) bis nahe an Madrid. In der Mancha die Bande des Francisqueta.

In Catalonien concentrirte sich alles Interesse in der Belagerung von Girona. Die Franzosen unter St. Cyr wollten diese Festung um jeden Preis erobern. Sie wurde das zweite Saragossa. Der tapfere Commandant Alvarez schlug alle Stürme siegreich ab, obgleich St. Cyr 30,000 Mann (darunter 14,000 Westphalen, Würzburger und andere Deutsche) vor den Mauern Gironas vereinigte. Bei einem Sturm am 4. Juli kamen 2000 Deutsche um, die man immer voranschob, beim Sturm auf das Fort Monjuich am 3. Aug. 3000. Ein Offizier, der ein anderes Fort vertheidigte, frug Alvarez,

wohin er sich zuletzt, wenn er sich nicht mehr halten könne, zurückziehen sollte? Auf den Kirchhof, antwortete Alvarez. Sogar die Weiber in der Stadt hatten sich bewaffnet und bildeten s. g. Compagnien der h. Barbara. Am 1. Sept. brachte der spanische General Conde mit großer Kühnheit einen ansehnlichen Convoi mit Lebensmitteln und eine Verstärkung von 3000 Mann in die Festung. Unterdeß trat St. Cyr ab und Marschall Augereau an seine Stelle, der bei einem fürchterlichen Sturm am 19. Sept. abermals 2000 Todte und Verwundete verlor, aber einen neuen Convoi, den Blake in die Festung bringen wollte, abfing. Wie in Saragossa, so brachen auch in Girona unter den zusammengedrängten, in Kellern vergrabenen und an Lebensmitteln immer mehr Mangel leidenden Einwohnern Seuchen aus, und die tapfere Besatzung schmolz zusehends. Alvarez fiel am 4. Dez. in Bewußtlosigkeit. Für ihn trat Bolivar ein, der mit dem Rest der Einwohner am 11. capitulirte. Wie groß der Verlust der Belagerer gewesen, erhellt daraus, daß von 8000 Westphalen unter General Morio nur noch ein einziges Bataillon übrig war. Der halbtodte Alvarez wurde gefangen fortgeschleppt und bald darauf sein Leichnam zu Figueras ausgestellt, so blau im Gesicht, daß die Spanier glaubten, er sey erdrosselt worden.

Durch seine Siege in Deutschland hatte Napoleon freie Hand bekommen und konnte wieder beträchtliche Heeresmassen nach Spanien werfen. Sein Plan für das Jahr 1810 ging dahin, einmal die Engländer aus Portugal hinauszujagen, sodann Sevilla und Cadix zu erobern, weil hier die Centraljunta und bald darauf die Cortes den Heerd der spanischen Insurrection bildeten. Er ging jedoch diesmal nicht selber nach Spanien, um die ganze spanische Angelegenheit fortan nur als eine Nebensache zu bezeichnen, zu deren Erledigung untergeordnete Generale hinreichten. Das sagte seinem Stolze zu und gereichte den Engländern zur Demüthigung. Seine Zuversicht ging so weit, daß er am 8. Februar 1808 Catalonien, Aragonien, Biscaja und Navarra in *französische Militärgouvernements* eintheilte. Damit sollte die Losreißung des nördlichen Spanien

vom Ebro an und seine Einverleibung mit Frankreich beginnen. Dadurch machte er aber jede Aussöhnung der Spanier vollends unmöglich. Joseph fühlte das tief und unterhandelte mit der Centraljunta in Sevilla, in der Hoffnung, daß eine freiwillige Unterwerfung der Insurgenten Napoleon zufriedenstellen und die Integrität Spaniens erhalten würde. Das war natürlicherweise falsch gerechnet, denn weder die Spanier, noch Napoleon gaben nach.

Am 2. Dez. 1809, seinem Krönungstage, versammelte Napoleon seine Vasallenkönige in Paris und kündigte ihnen an, daß er den englischen Leoparden vom spanischen Festlande vertreiben und den Segen seines Systems über die pyrenäische Halbinsel verbreiten werde. „Der Triumph meiner Waffen wird der des guten Genius über den bösen seyn."

Die Gesammtmacht, mit der Napoleon im Jahre 1810 Spaniens Unterwerfung vollenden wollte, betrug 300,000 Mann, wovon die Hauptmasse unter Soult mit dem König Joseph, Sebastiani, Mortier, Desolles 2c. den ganzen Süden erobern, ein zweites großes Heer unter Massena Wellington vertreiben, ein drittes unter Suchet das noch unbesiegte Valencia einnehmen, und kleinere Armeecorps unterdeß die mittleren und nördlichen Provinzen besetzt halten sollten.

Wir folgen zunächst Soult und dem König Joseph. Desolles brach am 20. Jan. durch den Paß del Rey. Sevilla, welches keine hinreichende Armee zu seinem Schutz besaß, gerieth in außerordentliche Bestürzung. Die Junta der Stadt empörte sich am 24. gegen die Centraljunta und nahm die oberste Regierungsgewalt selber in die Hand, unter dem Präsidium Saavedras. Aber keine Begeisterung half etwas, und die kriegerische Stimmung schlug bald ins Gegentheil um. Die Franzosen waren schon zu nahe und zu mächtig, und am 1. Februar rückte Marschall Victor ohne Widerstand ein. König Joseph gab sich alle Mühe, die Herzen zu gewinnen, und seine Freundlichkeit wurde erwiedert. Man lieferte ihm hier sogar die Fahnen aus, die bei Baylen erobert worden waren. Aber das Betragen der Einwohner Sevillas fand keinen Beifall im übrigen Spanien. Man tadelte den Leichtsinn der noch mehr oder weniger

von den Moriskos stammenden Andalusier, welcher dem strengen castilianischen und catalonischen Character nicht entsprach. Joseph verweilte einige Zeit in dem schönen Sevilla, träumte hier zum erstenmal von den Spaniern anerkannt worden zu seyn und kehrte im Mai nach Madrid zurück. Unterdeß breitete sich das Hauptheer im Süden aus. Sebastiani siegte am 27. Jan. über Freyre bei Alcala la Real und zog am folgenden Tage in Granada ein, wo das bei Baylen zu den Spaniern übergetretene Regiment Reding nunmehr wieder zu den Franzosen übertrat. Von da zog Sebastiani nach dem reichen Malaga und drang hier mit den Vertheidigern zugleich im heftigen Kampfe ein, am 5. Februar. Die Stadt wurde geplündert, viele Mönche wurden ermordet. Sebastiani hielt seine Hände nicht rein von Raub. — Auf dem rechten Flügel machte Mortier einen vergeblichen Versuch auf Badajoz. Soult aber mit dem Centrum zog vor Cadix.

Die berühmte See- und Handelsstadt Cadix begann damals die Augen von ganz Europa auf sich zu ziehen. Auf der äußersten Spitze der Insel Leon gelegen ist sie von der Landseite her fast uneinnehmbar. Die Engländer hatten daher nicht übel Lust, sie unter der Maske von Beschützern sich anzueignen und zu einem zweiten Gibraltar zu machen. Aber die Spanier waren auf ihrer Hut. Schon im Frühjahr 1809, als General Mackenzie mit 4000 Engländern hier landen wollte, ließ man sie nicht ein. Im Herbst desselben Jahres kam Wellesley, der Bruder des Generals, als englischer Gesandter nach Cadix und warf mit englischem Hochmuth, als ihn das Volk mit Jubel empfing, Gold unter dasselbe. Aber ein Schuhmacher trat hervor und sagte ihm: „Wir erweisen Ihnen so viel Ehre nicht aus Eigennutz, sondern einzig um die Freundschaft Ihrer Nation gegen die unsrige zu erwiedern." — Als die Franzosen gegen Sevilla heranrückten, floh die Centraljunta nach Cadix. In dieser Junta war schon im Frühjahr 1809 nach des alten strengen Florida-Blanca Tode, hauptsächlich durch Calvo de Rozas ein Geist der politischen Neuerungen aufgetaucht. Man wollte die alten Cortes einberufen, um mittelst derselben allgemeine

politische Reformen durchzusetzen. Vergebens hatten die praktischen und älteren Männer sich dagegen gestemmt und immer behauptet, in so großer Nothzeit komme es lediglich darauf an, sich gegen den Feind zu vertheidigen und so lange als möglich der Kirche ihr heiliges Ansehen und den Staat dem rechtmäßigen Könige zu erhalten. Eine jüngere Partei glaubte nicht sobald an die Rückkehr des Königs, wollte Spanien auf eigene Rechnung regieren, barg unter den constitutionellen Sympathien halbrepublikanische Gelüste und befand sich bereits im Banne der modernen Bildung und Aufklärung. Viele dieser jungen Männer hatten französische Bücher gelesen und waren mit der antikirchlichen Philosophie und Politik vertraut worden. Viele kamen aus den Colonien oder hatten mit den Colonisten enge Verbindungen, und namentlich von dort ging die Neigung aus, sich von den Verpflichtungen loszusagen, die man dem abwesenden König schuldig war. Die Colonien wollten die gute Gelegenheit benutzen, sich unabhängig zu machen. Es verstand sich von selbst, daß die Engländer hier dieselbe treulose Politik übten, wie in Sicilien. Sie schmeichelten den Colonien mit Unabhängigkeit, um den Alleinhandel mit denselben an sich zu reißen, und rühmten den constitutionellen Eifer der Altspanier, um mittelst der Cortes zu herrschen. Diese wurden wirklich am 1. März 1810 ausgeschrieben. Unterdeß bildete sich in Cadix eine neue Centraljunta unter Romanas Einfluß, an deren Spitze Don Pedro de Quevedo y Quintano, Bischof von Orense, trat; die aber an der Localjunta der Stadt Cadix eine Nebenbuhlerin erhielt, wie früher an der Stadtjunta von Sevilla. Jetzt erst wurde den Engländern gestattet, 5000 Mann zu landen, welche durch 8000 Mann Milizen und durch 15,000 spanische Soldaten unter Albuquerque vor der Stadt hinlänglich im Schach gehalten wurden, wenn sie etwa einen Usurpationsversuch hätten machen wollen.

Soult rückte nun gegen dieses starke Bollwerk der spanischen Freiheit mit großer Uebermacht heran, konnte aber nicht über das Meer zur Insel Leon hinüber. Er errichtete Strandbatterien, aus denen er am 6. März, als die englischen und spanischen Schiffe von

einem Sturm gepeitscht wurden, grausam mit glühenden Kugeln auf die schwankenden und zum Theil scheiternden Schiffe schießen ließ. Bei einem spätern Sturm am 15. Mai befreiten sich 700 auf einem spanischen Schiff gefangen gehaltene Franzosen, indem sie das Schiff scheitern ließen. Die Spanier nahmen dafür eine grimmige Rache, indem sie die noch übrigen Gefangenen, 7000 an der Zahl, auf die kleine balearische Insel Cabrera brachten, wo sie größtentheils auf Sand und Stein in der Sonne liegend, ohne Obdach und Nahrung verschmachteten. Unterdeß wurde Soult von Guerillas umschwärmt, besonders von Montellano aus. Als er diesen Flecken endlich in Brand stecken ließ, wollte der tapfere Alcalde (Schultheiß) den Ort nicht verlassen und rief, als ihn die Seinen mit Gewalt fortrissen, immer noch aus: „ich bin Alcalde von Montellano und hier ist mein Posten.“ Dieselbe moralische Gebundenheit an den Boden, die wir auch bei Hofer in Tirol wahrgenommen. Im Juni landete Lacy, ein in Spanien geborner Irländer, bei Algeziras und beunruhigte das französische Lager vor Cadix. Soult gerieth über diese Neckereien in solchen Zorn, daß er alle Gefangenen ermorden ließ, was ihm aber die Spanier vergalten. — Auch die beiden Flügel der großen französischen Südarmee wurden beständig beunruhigt, der rechte von Romana und Ballesteros, die von Badajoz und Estremadura aus operirten, der linke von Blake und von den in Murcia gelandeten Engländern und Sicilianern. Doch erfocht Sebastiani noch einen Sieg bei Baza, am 3. November.

Während dieser kriegerischen Ereignisse blieb die Insel Leon hinter ihren Verschanzungen vollkommen sicher und wurde der Schauplatz großer politischer Intriguen. Trotz aller Abwehr der besonnenen Männer kamen die Cortes dennoch zu Stande und wurden auf der Insel Leon (nicht in der Stadt Cadix selbst) am 24. Sept. eröffnet. Es fanden sich nur hundert Deputirte ein, darunter ein Drittheil, die einstweilen in Cadix ernannt und nur Stellvertreter derjenigen Deputirten waren, die später aus den Provinzen eintreffen sollten. Hermida wurde erster Präsident, Perez de Castro Secretär. Die Centraljunta sah diese neue Behörde ungerne neben sich auftauchen

und besorgte Schlimmes von ihren Neuerungen, die nur störend in den heiligen Nationalkampf eingreifen würden. Kaum hatten die Cortes ihre ersten Sitzungen gehalten, so erschien ganz unerwartet am 30. Sept. der Herzog von Orleans vor ihren Schranken. Das war jener Ludwig Philipp Egalité, weiland Herzog von Chartres, der mit Dumouriez emigrirt war und eine Zeitlang in der Schweiz als Lehrer verborgen gelebt hatte. Derselbe war unterdessen nach Amerika geflüchtet*), hatte sich zuletzt nach Sicilien an den Hof der alten Königin Karoline gewendet und war schon einmal im Jahre 1808 mit ihrem Sohn, dem Prinzen Leopold, in Gibraltar erschienen, um den Versuch zu machen, ob die Spanier nicht diesen Prinzen, als einen Bourbon, zu ihrem Regenten annehmen wollten, was aber sogleich abgeschlagen wurde. Man hatte jedoch damals dem Herzog von Orleans erlaubt, seinen Degen der spanischen Sache zu widmen. Nachdem er sich hierauf in Sicilien am 2. Nov. 1809 mit Leopolds Schwester Maria Amalie vermählt hatte, ging er auf kurze Zeit nach Catalonien, dessen stolze Einwohner ihn als Fremden abwiesen, und kam nun auf einmal zu den Cortes, um von ihnen ein Commando zu verlangen. Aber man wollte hier eben so wenig einen Fremden, hielt ihn für ehrgeizig und schickte ihn wieder fort.

Nun begann in den Cortes der unheilvolle Kampf der politischen Parteien, der so wenig zur Lage eines Landes paßte, dessen größten Theil der Feind besetzt hielt, während nur im kleinsten Theile noch der Todeskampf um die Unabhängigkeit geführt wurde. Die erste Handlung der Mehrheit war, den Cortes in Abwesenheit des Königs die volle Souverainetät beizulegen und daher den Huldigungseid von der Regentschaftsjunta zu verlangen. Der alte ehrwürdige

---

*) Aus der Schweiz, wo er unter dem Namen Chabaud Latour gelebt hatte, ging er nach Hamburg, machte eine Fußreise durch Schweden und Norwegen bis zum Nordcap (1795), erhielt dann vom Directorium seine jüngern Brüder ausgeliefert und zog sich mit ihnen nach Amerika zurück, wo er auch viel umherreiste Erst 1800 kam er wieder nach England, seine beiden Brüder starben, er selbst ging nach Palermo.

Bischof von Orense verweigerte den Eid, da er nur die Souverainetät des Königs anerkenne. Allein er wurde genöthigt, sammt allen Mitgliedern der Centraljunta abzutreten und die Cortes setzten eine neue, gänzlich von ihnen abhängige Regentschaft von nur drei Mitgliedern ein, nämlich den General Blake, den Rittmeister Ciscar und den Schiffscapitän Agar. Die Wahl des letztern war bedeutungsvoll, weil er aus den Colonien kam und das ganze mittel- und südamerikanische Spanien vertreten sollte. Die Neigung dieser überseeischen Lande, sich unabhängig vom König zu machen, sollte die gleiche Neigung bei den Altspaniern unterstützen. In diesem Sinne wurden am 9. Februar 1811 durch die Cortes alle bisherigen Vorrechte des Mutterlandes gegenüber von den Colonien aufgehoben und die amerikanischen Spanier vollständig emancipirt, nur daß sie, mit den Altspaniern eine Masse bildend, noch von den Cortes und der neuen Regentschaft abhängig bleiben sollten.

Die junge Partei, welche die Mehrheit an sich riß, nannte sich die der Liberales und gab ihren Gegnern den verächtlichen Namen der Serviles, weil dieselben Thron und Altar mit knechtischer Treue gegen die Neuerungen vertheidigten. Diese beide Namen haben die Reise um die Welt gemacht. Das Auftreten der liberalen Partei in Spanien ist sehr merkwürdig. Sie bezweckte nichts anderes, als was die erste Nationalversammlung in Paris im Jahre 1789 bezweckt hatte. Ihr Character war ein revolutionärer, unter der constitutionellen Form sogar ein versteckt republikanischer, und nicht minder der alten Kirche feindlich. Die Liberalen befanden sich unter dem Einfluß der modernen Philosophie, durch französische Lecture verführt und durch die Zuflüsterungen der Engländer aufgemuntert. Die amerikanischen Spanier nahmen sich noch ihre republikanischen Nachbarn in den vereinigten Staaten von Nordamerika zum Vorbilde und dachten schon damals daran, sich vom Mutterlande loszureißen und unabhängige Republiken zu bilden. Den Anfang machte die Stadt Caracas in der Provinz Venezuela am 19. April 1810, ihr folgte Buenos Ayres am 13. Mai, Neu-Granada am 22. Juli, indem sie Junten errichteten, die zwar noch Ferdinand VII. als

König dem Namen nach anerkannten, sich aber für eben so selbständig erklärten, als die Regentschaft in Cadix.

An der Spitze der Liberalen stand Augustin Arguelles, der größte Redner der Cortes, der das unheilvolle Talent besaß, über die Charactertiefe des frommen und altritterlichen Volkes durch die glänzende Oberflächlichkeit schöner Phrasen zu täuschen; Fernando Navarro, ein in Paris und auf Reisen gebildeter Anhänger der Aufklärung, der im Glauben und in der Sitte der Spanier nur die Finsterniß des Mittelalters haßte und sie durch das Licht der heidnischen Schulbildung erhellen wollte; Munnoz Torrero, ein Priester, der sich zum fanatischen Vertheidiger aller s. g. Volksrechte und Menschenrechte aufwarf und in der Sprache des Convents alles als Tyrannei bezeichnete, was irgend die Freiheit einschränkt; der gelehrte Villenueva, der Geograph Antillon ꝛc. Lauter Talente und Männer der Schule, Redner, Theoretiker, Professoren, die sich durch ihre Bildung bereits dem Volk entfremdet und aus dem Taumelkelch ausländischer Philosophie getrunken hatten. Nichts bezeichnet sie besser, als daß sie schon in den ersten Tagen ihrer Sitzungen im October 1810 in langen Debatten von der Preßfreiheit handelten, als ob sie das Palladium der Nation sey, in einer Zeit, in welcher Soult vor den Thoren von Cadix, Massena vor den Thoren von Lissabon, Suchet vor Valencia stand, fast alle Städte im Innern Spaniens französische Besatzung hatten und König Joseph ruhig in Madrid saß. Die Servilen hatten wohl sehr Recht, wenn sie jene Debatten und die Cortes überhaupt verwünschten, da es der Helden bedurfte, die sich schlugen, nicht der Professoren und Literaten, die revolutionäre Bücher schreiben wollten. Die Preßfreiheit wurde am 15. Nov. decretirt, nachdem die Berathung darüber sich durch Wochen hingeschleppt hatte. Am 1. Dez. wurde der erste Streich gegen die alte Kirche geführt (mit deren Mißbräuchen man anfing, der man aber insgeheim ans Leben wollte), indem man alle geistlichen Sinecuren abschaffte. Arguelles zog einen verrückten Mönch aus seinem Verließ, behauptete, derselbe sey ein unschuldiges Opfer des mönchischen Fanatismus, und suchte dadurch allgemeinen Haß gegen die Klöster

überhaupt anzuregen. Am 25. Dez. beschlossen die Cortes, Spanien eine neue Constitution zu geben, zu welchem Zweck eine Commission niedergesetzt wurde. Vergebens protestirten die Servilen, zu einem so umfassenden Werke sey jetzt keine Zeit, indem das ganze Land noch voller Feinde sey, und überhaupt könne man unabhängig vom König keine neue Verfassung machen. Sie wurden überstimmt. Man darf hiebei nicht außer Acht lassen, daß es ein großer Vortheil für die Liberalen war, durch Soults Armee auf der Insel Leon gleichsam eingesperrt zu seyn. Hier in ihrem Winkel, unter einer durch den Handel und durch beständige Anwesenheit von Fremden abgeschliffenen Bevölkerung und unter der Protection der Engländer konnten sie reden und decretiren, was sie wollten. Würden sie dasselbe in Madrid gethan haben zu einer Zeit, in welcher ganz Spanien vom Feinde frei gewesen wäre, so würde das spanische Volk sich energisch gegen ihre Neuerungen aufgelehnt haben. Am 24. Februar 1811 siedelten die Cortes nach Cadix selbst über.

Wir wenden uns zur zweiten Hauptgruppe des großen Kampfes von 1810, nämlich zu dem Feldzug, welchen Massena gegen Wellington unternahm. Auf Massenas rechtem Flügel eroberte Junot am 22. April die feste Stadt Astorga im Königreich Leon, Ney am 10. Juli die Festung Ciudad Rodrigo und nach einem vergeblichen Entsetzungsversuch der Engländer unter Crawford am 27. August auch Almeida. Diese Städte hatten Wellingtons feste Stellung in der Sierra de Busaco bisher gedeckt, und Massena hatte es nicht gewagt, ihn anzugreifen, allen Vorwürfen über seine Langsamkeit trotzend. Erst nachdem jene Festungen gefallen waren, versuchte Massena einen Angriff, den aber Wellington am 27. Sept. aufs glänzendste abschlug. Wieder war es das System fester Stellungen und uneinnehmbarer Redouten, wodurch Wellington den Ungestüm der französischen Heere brach. Massena hatte 72,000 Mann auserlesene Truppen und konnte doch der viel kleinern Macht der Engländer nichts anhaben, weil sie sich zu gut postirt hatten. Erst im Beginn des October, als Massena Anstalt traf, die Stellung Wellingtons zu umgehen, zog sich dieser freiwillig vor Lissabon zurück in

die vorher schon von ihm kunstreich angelegten festen Linien von Torres-Vedras. Hier brachte ihm der tapfere und kluge Romana ein kleines Hülfsheer aus Spanien zu, nachdem es sich bei Xeres de los Caballeros am 15. Sept. durch die ihm auflauernden Franzosen mit ziemlichem Verlust noch glücklich durchgeschlagen hatte. Leider starb dieser treffliche spanische General an einer Krankheit am 23. Januar 1811.

Massena folgte Wellington nach Portugal in der Meinung, derselbe werde auf seine Schiffe flüchten, und lagerte sich dicht vor seiner Aufstellung, fand sie aber noch viel uneinnehmbarer als die frühere in der Sierra. Sie war theils durch schroffe Abgründe, theils durch eine dreifache Reihe von Verschanzungen mit fast 400 schweren Geschützen gedeckt und hatte hinter sich das Meer mit der englischen Flotte, durch welche sie mit allem Nöthigen versorgt wurde. Massena dagegen fand in dem Lande ringsumher, nachdem es von den Engländern systematisch ausgeleert und verheert worden war, keine Lebensmittel; der Transport derselben auf den schlechten Gebirgswegen aus Spanien und unter ringsum schwärmenden Guerillas war äußerst schwierig. Seinen Soldaten blieb daher nichts übrig, als so weithin als möglich Streifzüge zu unternehmen, um durch Plünderung noch nicht ausgesogener Ortschaften die nächsten Bedürfnisse zu befriedigen. Man jagte die fliehenden Einwohner wie das Wild*) und marterte die Gefangenen, damit sie versteckte Vorräthe verriethen. Dennoch fristeten die Soldaten bei der kargsten und zufälligsten Nahrung kaum das Leben. Hunger und die Ausdünstung der vielen unbegrabenen Leichen erzeugten Seuchen, die eine Menge Menschen hinrafften. Massena machte in der Verzweiflung am 20. November einen Angriff auf die Linien der Engländer, wurde jedoch zurückgeschlagen. Seine Lage war schrecklich, fast alle Zufuhren wurden ihm abgefangen, die

*) Oberst Schepeler erzählt die gräßlichsten Einzelheiten. An mehreren Orten wurden die geschändeten Weiber zuletzt im Kreise herum gehängt, auch in den ausgemordeten Dörfern den Leichen die Köpfe abgeschnitten und auf Pfähle gesteckt.

Gebirgswege vollends durch gesprengte Felsen versperrt. In Monaten kam kein einziger Courier mehr durch, und Massena wußte nicht, was in Spanien und Frankreich vorging. Erst im Januar 1811 brach General Drouet mit 15,000 Franzosen sich von Spanien aus Bahn, um Nachrichten von Massena einzuziehen, und stieß glücklich zu ihm, vermehrte aber nur das Elend, da der Menschen in Massenas Lager jetzt wieder viel mehr waren und der Lebensmittel immer weniger wurden. Dennoch hielt Massena mit unerhörter Zähigkeit noch ein Paar Monate aus und übte unterdeß eine grausame Rache an den Portugiesen, indem er auf viele Meilen in der Runde alle Olivenwälder niederhauen ließ, die bekanntlich lange Jahre bedürfen, ehe sie tragbar werden. Endlich am 3. März entschloß er sich zum Rückzug, den die Flammen der brennenden Dörfer bezeichneten. Wellington folgte ihm vorsichtig nach und suchte ihn zu flankiren, was an dem Flüßchen Ceira bei Foz de Arouce gelang, wo die Franzosen in einem blutigen Rückzugsgefecht 4000 Mann verloren, 15. März*). Die Verwilderung in der fliehenden französischen Armee erreichte nun den höchsten Grad. Die verhungerten und zur ärgsten Wuth gereizten Soldaten in ihren zerrissenen Kleidern und langen Bärten glichen nur noch Räubern, wie sie denn auch alles auf ihrem Wege schonungslos zerstörten. Das portugiesische Landvolk umschwärmte die Fliehenden und übte schreckliche Rache. Kein Leben wurde mehr geschont. Die Franzosen mußten viel Geschütz, Gepäck ꝛc. zurücklassen, wenn es in Sümpfen stecken blieb, oder die müden Thiere nicht mehr ziehen wollten. Dann zerschlugen sie erst alles und schnitten den Thieren die Sehnen an den Füßen ab. Endlich kamen sie nach Almeida, wo Ney, der den Nachtrapp geführt und die ganze Armee gerettet hatte, in heftiger Erbitterung gegen Massena von der Armee sich trennte, am 23. Nach einem nichts entscheidenden Gefecht bei Fuentes

---

*) Zwanzig Maulthiere, mit den Schätzen Junots beladen, fielen den hannöverschen Husaren in die Hände. Sie fanden darunter große Kostbarkeiten, die aus Kirchen und selbst aus Privathäusern geraubt waren.

de Omorro am 3. Mai verließ Massena sein bis auf 45,000 Mann geschmolzenes Heer am 9., und an seine Stelle trat Marmont. Wellington ließ einstweilen Almeida belagern.

Der rechte Flügel der Südarmee unter Soult machte nur eine schwache Demonstration zu Gunsten Massenas, indem General Gazan die Spanier unter Ballesteros am 25. Jan. bei Villanuova schlug und am 10. März Badajoz von Soult eingenommen wurde. Unterdeß blieb Victor vor Cadix, suchte sich der ihn umringenden Spanier zu erwehren, erlitt aber eine Niederlage bei Chiclana und wurde in seine Linien zurückgeworfen, 4. März. Man bemerkte, daß unter den französischen Heerführern wenig Uebereinstimmung herrschte. Soult hätte Massena viel früher und energischer unterstützen sollen, ließ ihn aber aus Schadenfreude in seiner Noth stecken. Soult bekümmerte sich eben so wenig um König Joseph und machte sichs zu einem Hauptgeschäft, ungeheure Schätze zusammenzuraffen, darunter die herrlichsten spanischen Gemälde. Jeder Ort, wo sich Guerillas hatten blicken lassen, wurde von Soult mit unerhörter Brandschatzung belegt. Nicht besser trieb es Sebastiani, der, anstatt Victor zu unterstützen, das bisher noch unversehrte Königreich Murcia ausplünderte, wo noch viel zu holen war. Hier wurde Sebastiani krank, was ihn zur Rückkehr nach Frankreich nöthigte.

Um Badajoz wiederzunehmen, schickte Wellington einen englischen Heertheil unter Lord Beresford und die Spanier unter Castannos ab, allein obgleich diese in der Schlacht bei Albufera den zum Entsatz heranrückenden Soult am 16. Mai 1811 besiegten, gingen sie doch wieder zurück, und Wellington zog es vor, zuerst Ciudad Rodrigo zu erobern. Hier suchte ihn Marmont zu hindern, wurde aber von ihm am 25. Sept. in einem Gefecht zurückgeschlagen, in welchem sich der Erbprinz von Oranien auszeichnete. Am 7. Oct. wurde der französische General Girard mit seiner Division in einem Gefecht bei Merida fast ganz aufgerieben, und Ciudad Rodrigo am 19. Jan. 1812 von Wellington eingenommen, dem jetzt die Cortes den Titel Herzog von Ciudad Rodrigo verliehen. Nun erst wandte sich dieser Feldherr wieder gegen Badajoz. Soult hatte sich unterdeß der Spa=

nier erwehrt, die unter Ballesteros ihn umschwärmten, suchte jetzt Badajoz wieder zu entsetzen, kam aber zu spät, indem diese Festung schon am 6. April 1812 in die Hände der Engländer fiel, die sich nicht enthielten, die unglückliche Stadt unter allen Gräueln zu plündern. Die englischen Soldaten waren, wie noch heute, geworbenes Volk, die weniger durch das Princip der Ehre, als durch die strengste Disciplin, guten Sold und gute Kost zusammengehalten wurden. Wenn sie eine Stadt mit Sturm nahmen, hielten sie am alten Kriegsrecht der Plünderung fest, und die Generale mußten sie gewähren lassen. Walter Scott, der in seinem Leben Napoleons über diese üble Gewohnheit seiner tapfern Landsleute spricht, vergleicht den englischen Soldaten mit der englischen Dogge, die für ihre Treue und unbändige Tapferkeit auch reichlich Fleisch haben müsse.

Um diese Zeit begann Napoleon den großen Krieg mit Rußland und schwächte seine Armee in Spanien. Das bewog Wellington, wieder kühner aufzutreten. Er rückte daher gegen Marmont vor, traf ihn bei Salamanca und lieferte ihm hier bei den s. g. Arapilen, zwei Hügeln, eine blutige Entscheidungsschlacht. Marmont verlängerte seinen linken Flügel zu weit, Wellington benutzte das, rollte ihn auf und brachte ihm eine schreckliche Niederlage bei, 22. Juli. Marmont verlor in dieser Schlacht einen Arm. Die Franzosen, von denen 7000 todt oder verwundet das Schlachtfeld bedeckten, wurden auf der Flucht vom ringsum aufgestandenen Landvolk verfolgt, welches die grausamste Rache übte. Durch dieses Unglück Marmonts wurde nun auch Soult veranlaßt, den Süden zu verlassen, um nicht abgeschnitten zu werden. Am 24. August hob er die Belagerung von Cadix auf und zog sich mit seinem ungeheuren Raube, den er auf dem Rückwege noch immer vermehrte, gegen Valencia.

Die dritte französische Armee des Jahres 1810 war unter Suchet beauftragt, endlich das schöne Valencia einzunehmen, welches so lange her widerstanden hatte. Am 5. März erschien Suchet vor dieser Stadt, fand sie aber fest, zum Widerstand entschlossen, und wurde selbst von hintenher durch Guerillas dergestalt bedrängt, daß er schon am 11. wieder abzog und nach Saragossa zurückkehrte.

Unterwegs nahm er den jüngeren Mina gefangen, an dessen Stelle von nun an dessen Oheim Espoz y Mina als Guerillaführer eintrat und noch viel größeren Ruhm erlangte, als der Neffe. Im April begann Suchet die Belagerung von Lerida, eine kleine Stadt, die sich so entschlossen wie Girona vertheidigte, obgleich die französischen Bomben unter der dichtgedrängten Bevölkerung gräßliche Verheerungen anrichteten. O'Donnel wollte sie entsetzen, wurde aber am 23. April von Suchet geschlagen. Lerida fiel am 13. Mai. Im Juni wandte sich der unermüdliche Suchet gegen Tortosa, von wo aus O'Donnel heftige Ausfälle machte. Von Valencia aus wurde Bassecourt mit einem spanischen Heer der Stadt zu Hülfe gesandt, aber von Suchet bei Vennaroz geschlagen, 26. Nov. So tapfer sich nun auch Tortosa vertheidigte, fiel es endlich doch am 1. Jan. 1811. Hierauf rückte Suchet vor die feste Stadt Tarragona, die er nach langem heißem Kampfe, und nachdem sie die Engländer von der Seeseite, Campoverde und San Juan von der Landseite her vergebens zu entsetzen versucht hatten, mit Sturm eroberte, 29. Juni. Die Stadt wurde geplündert und gerieth in Brand. Dem blutigen Tage folgte die gräßlichste Nacht. Mitten im Morden, Schänden, Rauben der trunkenen Soldaten brannten die Gassen und wurden Sieger und Besiegte von den hart am Ufer liegenden englischen Schiffen aus mit einem Hagel von Kugeln überschüttet. Der Morgen enthüllte 6000 Leichen, Männer, Weiber und Kinder. Jetzt erst drang Suchet wieder ins Königreich Valencia ein, fuhr aber in der systematischen Eroberung der festen Plätze fort und legte sich vor Murviedro (Muri veteres, das berühmte alte Saguntum). Die mehrfachen Versuche der Spanier, ihn zu vertreiben, wurden stets von ihm abgeschlagen. So unterlag schon am 9. Aug. O'Donnel bei Zujar, am 2. Oct. Blake bei Segorbe. Nachdem Blake noch in einer letzten Schlacht bei Puche, in welcher Suchet verwundet wurde, am 25. Oct. besiegt worden war, konnte sich Murviedro nicht länger halten und ergab sich am folgenden Tage. Nun endlich zog Suchet vor Valencia, schlug die Spanier noch einmal bei Albufera, am 28. Dez., und nahm das schöne Valencia, da es Blake nicht mehr zu schützen wußte, am 9. Jan. 1812

mit Capitulation. Napoleon belohnte ihn durch die Marschallswürde und durch den Titel Herzog von Albufera. Suchet war von Haus aus nur der Sohn eines armen Seidenarbeiters. Die Ausdauer, mit der er kämpfte, war eben so außerordentlich, als der zähe Widerstand der Spanier.

Suchet blieb immer in einer gewissen Verbindung mit der französischen Armee in Catalonien, sofern diese ihm den Rücken decken mußte. Ihre Anführer wechselten beständig. Im Beginn des Jahres 1810 hatte Augereau die Hut des gefährlichen Gebirgslandes übernommen. Damals waren die Spanier über die vereinzelten französischen Corps Meister geworden, O'Donnel hatte einen kleinen Sieg bei Moja erfochten, 15. Jan. Campoverde einen andern bei Santa Perpetua über Duhesme am 20. Dagegen tadelte man, daß Blake sich so pedantisch bemühte, die Somatenes in Linientruppen umzuwandeln. Sie taugten viel besser, im Guerillakriege, als in der Linie zu fechten. Augereau hatte 30,000 Mann und den Befehl, Energie zu zeigen. Er zeigte dieselbe, indem er die empörten Catalanen aufs grausamste behandelte, alle Gefangenen hängen ließ und die Landstraßen, wo er hinkam, mit Galgen anfüllte. Man bemerkte, daß die deutschen Rheinbundtruppen in seinem Heer menschlich fühlten und von einem tiefen Heimweh ergriffen waren, die Italiener dagegen sich durch wahren Kannibalismus zu steigern suchten. Ihr ästhetischer Sinn entartete so weit, daß sie aus den Leichen, welche sie zurückließen, kunstreiche Figuren zusammensetzten, sich aus Knochen Sessel, aus Hirnschalen Trinkgefäße zubereiteten ꝛc. Natürlicherweise rächten sich die Catalanen durch nicht mindere Grausamkeit an den Franzosen. Am 19. Februar mußte O'Donnel bei Vich vor Augereau zurückweichen. Inzwischen fielen keine großen Kämpfe vor, weil damals alles Interesse sich um Tortosa drehte. Augereau wurde abberufen, und der edle Macdonald trat an seine Stelle, der die Catalanen mit Güte behandelte, aber ohne sie zu versöhnen. Er konnte nur mit größter Mühe die nöthigen Convois nach Barcelona hineinbringen, um die französische Besatzung daselbst mit Lebensmitteln zu versehen; auf allen Seiten schwärmten die bewaffneten Banden so

verwegen als jemals. Am 14. September nahm O'Donnel den General Schwarz mit 1200 Mann bei Bisbal gefangen. Glück und Unglück wechselten. Am 19. März 1811 wurde Campoverde in der Nähe von Barcelona geschlagen, am 20. März wurde die Stadt Manresa von den Franzosen niedergebrannt, im Mai dagegen nahmen die Spanier Figueiras durch Ueberfall. Im Juli drangen die Franzosen in den Montserrat ein. Dieses durch seine spitzen Felsenzacken und zahllosen Klöster und Einsiedeleien berühmte Gebirge in der Nähe von Barcelona war ein trefflicher Schlupfwinkel für die Catalanen. Jetzt endlich setzten die Franzosen dessen systematische Eroberung durch, wobei viele arme Mönche umkamen. Der Baron Eroles, einer der kühnsten Guerillaführer, war es, der den Berg vertheidigte. Im October wurde Macdonald abberufen.

Die unzählbare Menge Guerillakämpfe, die in andern Provinzen vorfielen, überall, wo Franzosen hinkamen, können hier nicht verzeichnet werden. Es genüge zu bemerken, daß durch sie viel mehr Franzosen in kleinen Abtheilungen aufgerieben wurden, als massenhaft in Schlachten und bei Belagerungen. Jede Provinz hatte einen, oft mehrere berühmte Guerillaführer, die in verwegenen Streichen wetteiferten. Den größten Ruhm errang der ältere Mina, bald in Aragonien, bald in Castilien, hauptsächlich aber in Navarra thätig, und unermüdlich im Abfangen reicher französischer Convois, indem er die Straße zwischen Frankreich und Spanien beherrschte. Der kühnste im Kampf war er zugleich ritterlich und menschlich, sandte die gefangenen Damen ungekränkt zurück und führte eine Sprache wie ein Don aus Calderons Schauspielen. In Catalonien war und blieb Eroles der thätigste Guerillero. In Biscaja und Galicien der unerschrockene Marquesito (Polier), der nach Neys Rückzug die Franzosen unter Bonnet in Oviedo unaufhörlich beunruhigte, und in Verbindung mit vielen andern Guerillas die französische Nordarmee, die von Bessières, später von Dorsenne befehligt wurde, niemals zu Athem kommen ließ, so daß die ganze Nordküste Spaniens bis Galicien zwar von den Franzosen besetzt, aber eben so wenig unterworfen werden konnte, wie Catalonien. In Neu-Castilien bis unter die

Thore von Madrid machte Empecinado die verwegensten Streifzüge und fing alles ab, was aus der Hauptstadt kam, wie Mina alles, was von der Grenze kam. In Alt-Castilien führte der Pfarrer Merino die Guerillas an, der unter andern einmal 110 französische Gefangene erschießen ließ, um vier Mitglieder der Junta von Burgos zu rächen, die von den Franzosen waren erschossen worden. An diese Namen knüpfen sich noch viele andere eben so oder fast eben so berühmte. Spanien glänzte von Talenten des Guerillakriegs. Häufig vereinigten sich mehrere Guerillas oder schlossen sich an Linienregimenter an und wagten größere Unternehmungen, Ueberfälle, Gefangennehmung von Besatzungen oder auf dem Marsch befindlichen Truppentheilen rc., wie es Zufall und Gelegenheit ergaben. Zuweilen stockten die Unternehmungen eine Zeitlang, weil ein Hauptanführer verwundet worden war und begannen nach seiner Herstellung mit neuem Feuer, z. B. in Navarra nach einem langen Darniederliegen Minas. Diese kleinen Kämpfe verursachten den Franzosen im Ganzen ungeheuren Menschenverlust. Beträchtliche Armeecorps verloren ohne große Schlachten und Belagerungen nur durch die Guerillas und Strapazen in einem Jahr ein Drittel ihrer Mannschaft. In den Spitälern Madrids allein starben vom 1. Jan. 1809 bis 1. Juli 1810 etwas über 24,000 Franzosen und wurden 8000 als invalid entlassen. In drei Sommermonaten 1811 kehrten 34,000 kranke und verwundete Franzosen über die Pyrenäen zurück.

Die ungeheure Anspannung in diesem Kriege schlug in Abspannung um. Tapferkeit war mehr Sache des Erhaltungstriebes, als der militärischen Ehre geworden. Die letztere begann sehr zu wanken. Nicht nur deutsche Rheinbundtruppen gingen abwechselnd zu den Spaniern und dann wieder zu den Franzosen über, wenn sie dadurch das Leben retten oder bequemere Quartiere bekommen konnten, sondern auch Nationalfranzosen erkauften sich eine bessere Behandlung, indem sie sich in spanische Regimenter einreihen ließen. Napoleon wollte aus den Gefangenen von Baylen, die unter den Spaniern dienten nnd wieder zu den Franzosen desertirten, ein eigenes Regiment bilden. Das Rauben aber erreichte die äußerste Schamlosigkeit.

Französische Generale stahlen nicht nur alles, was sie fanden, sondern hielten es auch auf offenem Markte feil, sofern es sich nicht zum Wegschleppen über die Pyrenäen eignete. Man sah die Generale d'Armagnac, La Houssaye und Blondeau zu Madrid selbst solche Auctionen veranstalten. König Joseph vermochte diese Brutalitäten der französischen Generale so wenig zu hindern, wie die Keckheiten Empecinados und der die Hauptstadt umschwärmenden Guerillas. Eines Morgens (am 31. Oct. 1810) fand man vor einem der Thore Madrids eine Menge Franzosen, josephinische Beamte und Anhänger der fremden Regierung an Bäumen aufgehängt. Als Joseph einmal einen hübschen Knaben, den Sohn eines seiner Höflinge, im Scherze frug, was er mit seinem kleinen Säbel thun wolle, erwiderte das Kind „Franzosen tödten."

Joseph befand sich in einer jämmerlichen Verlegenheit. Die französischen Marschälle kümmerten sich nicht um ihn, der ganze Norden Spaniens vom Ebro an wurde von ihnen im Namen Napoleons verwaltet, Catalonien war schon in vier französische Departements eingetheilt. Joseph fühlte sich so unsicher, daß er seiner Gemahlin und seinen Kindern nie erlaubt hat, nach Madrid zu kommen. Als die französischen Streitkräfte in Spanien durch den Krieg und durch die Zurückziehung vieler Regimenter, die nach Rußland marschiren mußten, geschwächt wurden, glaubte Joseph dem spanischen Volk durch das Versprechen entgegenkommen zu müssen, er werde die Cortes einberufen, was man aber nur als einen Beweis seiner Noth ansah und belachte. Er suchte daher insgeheim mit den Cortes in Cadix Verständnisse anzuknüpfen, aber eben so vergebens. Nun wollte er ganz die Krone niederlegen und reiste im Mai nach Paris, Napoleon bewog ihn indeß, umzukehren, und machte ihm einige Concessionen. Nachdem Marmont bei den Arapilen niedergeschmettert worden war, konnte Joseph sich in Madrid nicht behaupten und verließ daher seine Residenz am 11. August, mit seinem ganzen Hofe und Anhang, der sich vor der Rache der Guerillas flüchtete. Er nahm seinen Weg nach Valencia zu Suchet, wohin auch Soult vom Süden aus sich zurückgezogen hatte. Schon am gleichen Tage rückte

Empecinado in Madrid ein, und bald darauf auch Wellington. Die Ordnung wurde nicht gestört. Espanna erhielt den Oberbefehl in der Stadt. Wellington blieb nur bis zum 1. September in Madrid und wandte sich dann gegen Burgos, um erst den ganzen Westen Spaniens zu säubern. Hier aber fand er unerwartete Hindernisse. Die Franzosen unter Dubreton hielten sich musterhaft in der Citadelle von Burgos und schlugen am 18. Oct. einen wüthenden Sturm der Engländer ab.

Mittlerweile hatte Suchet in Valencia sich festgesessen und königlich eingerichtet. Noch am 21. Sept. war er in einem bedeutenden Gefecht mit O'Donnel bei Castalla Sieger geblieben. Am 2. Oct. flüchtete Joseph zu ihm und wurde sein Heer beträchtlich verstärkt durch Soult, der vom Süden kam. Sie unternahmen indessen nichts weiter, als daß sie sich Madrids wieder bemächtigten, wo Joseph am 2. November einzog und den Winter über wieder residirte, in bekümmerter Erwartung des kommenden Jahres. Soult und Suchet waren stark genug, mit den Trümmern von Marmonts Heer vereinigt, über Wellington herzufallen, dieser aber zog es nach seinem Unglück bei Burgos vor, ihnen auszuweichen, und kehrte zu seinen Winterquartieren in Portugal zurück. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er eine entscheidende Schlacht auch deshalb lieber verschob, weil er erst die Katastrophe in Rußland abwarten wollte, die sehr wesentlich auf die Schicksale Spaniens zurückwirken mußte.

Während dieser Kriegsvorfälle setzten die Cortes in Cadix ihr Werk mit großem Eifer fort. Wie von England, so wurden sie auch, als Napoleon mit Rußland in Krieg gerieth, vom Kaiser Alexander förmlich anerkannt (2. Sept. 1812). Allein sie hatten keineswegs die allgemeine Volksstimme für sich. Ihre Neuerungen stießen viel zu sehr gegen den spanischen Charakter an. Weil sie nur in dem fernen Cadix in einer schon von fremder Bildung überschwemmten Handelsstadt ihr Wesen trieben, gaben die übrigen Provinzen nicht einmal gehörig Acht darauf. Doch fehlte es nicht an einer sehr heftigen Opposition, die ihnen Unglück weissagte und sie

von ihrer falschen Bahn abzubringen suchte. Von Zeit zu Zeit mußten die Cortes daher auch etwas thun, wodurch sie die Volksmassen wieder gewannen oder wenigstens den Schein annahmen, als entfernten sie sich nicht von dem alten kirchlichen Boden. Daraus erklärt sich der wunderliche Cortesbeschluß vom 27. Juni 1812, durch welchen neben dem h. Jacob von Compostella auch noch die h. Therese als Schutzpatronin Spaniens proclamirt wurde. Daß die liberale Partei dem einfältigen Volke nur Sand in die Augen streuen wollte, geht aus einer Menge noch anderartiger Beschlüsse hervor, die ernstlich auf Untergrabung der Kirche hinzweckten. Am 23. August 1811 wurde ein künftiges Nationalconcil angekündigt, welches alle zeitgemäßen Reformen in der Kirche vornehmen sollte. Was man aber unter diesen Reformen verstand, darüber ließ die liberale Partei keinen Zweifel. Sie gründete in Cadix und von hier aus in so vielen Städten des Reichs, als möglich, Freimaurerlogen mit der illuminatistischen Tendenz, welche Christen, Juden und Heiden in eine weltbürgerliche Masse zusammenwerfend, ausdrücklich jeden Anspruch oder Vorzug des Christenthums zurückwies. Sie befliß sich ferner, durch Uebersetzungen die Grundideen der französischen Revolutionsphilosophie, der Encyklopädisten, Freigeister, der Schule Rousseaus und Voltaires in Spanien zu verbreiten. Gallardo, Bibliothekar der Cortes, schrieb ein „kritisch-burleskes Wörterbuch," worin er alle Dogmen der Kirche lächerlich machte. Rousseaus **contrat social** und **Emile** wurden übersetzt und dringend empfohlen als die Evangelien des philosophischen Jahrhunderts, die an die Stelle der christlichen treten sollten. Spottschriften auf den Klerus, „der entkleidete Mönch," „der Teufel als Prediger," bildeten den Uebergang zu der obscönen Presse, die jetzt Spanien, wie früher Frankreich, zu überschwemmen begann. Französische Buchhändler gründeten darauf großartige Geschäfte, ließen die berüchtigtsten Bücher dieser Art, an denen die französische Literatur so reich ist, ins Spanische übersetzen und mit den frechsten Illustrationen versehen und versendeten sie massenweise nach Spanien, hauptsächlich aber nach den spanischen Colonien in Amerika. Das wurde als ein Recht

und Triumph der Bildung und zugleich als ein Haupthebel angesehen, mittelst dessen man die alte Kirche aus ihren festen Angeln heben wollte. Nichts kam dieser Partei so gelegen, als daß in Spanien noch immer, wenigstens dem Namen nach, die Inquisition bestand, deren frühere Grausamkeit man der Religion überhaupt als solcher aufbürdete. Doch datirt sich der Cortesbeschluß, der die Inquisition für immer abschaffte, erst vom 22. Jan. 1813. Ihm folgte am 18. Febr. ein Beschluß, nach welchem die vom König Joseph bereits aufgehobenen oder vom Feinde zerstörten Klöster nicht mehr aufgebaut, überhaupt in ganz Spanien kein neues Kloster mehr errichtet, und die, welche weniger als 12 Mönche oder Nonnen zählten, sofort aufgehoben seyn sollten.

Eben so feindlich wie die Kirche wurde auch die ständische und provinzielle Gliederung von den Cortes behandelt. Wenn sie auch nicht so rasch verfahren durften, wie die französische Nationalversammlung von 1789, so gingen sie doch von demselben Grundsatz der Freiheit und Gleichheit aus und hoben nach einander alle Feudalverhältnisse (6. August 1811), alle Zünfte, alle Privilegien und Besonderheiten der Communen und Provinzen auf, decretirten Gütertheilung, allgemeine Gewerbefreiheit, Gleichförmigkeit in den klimatisch, sprachlich, geschichtlich ꝛc. so unendlich verschiedenen Provinzen, eine neue Eintheilung der Bezirke blos nach der Kopfzahl, gänzliche Modernisirung des uralten trefflichen Gemeindewesens ꝛc. Kurz sie wollten das vielgestaltige Leben des spanischen Volkes, in dem es sich seit Jahrhunderten so frei und bequem als eigenthümlich bewegte, ebenso wie seine ehrwürdige alte Kirche vernichten. Während das spanische Volk in jener alten herrlichen Lebensfülle und naturwüchsigen Stammeigenheit allein die Kraft schöpfte, mit der es Napoleons Armeen so bewundernswürdig widerstand, erniedrigten sich die Cortes zu Affen der weiland französischen Nationalversammlung und des Convents.

Auch die königlichen Domainen tasteten sie an, und nicht blos aus finanzieller Noth. Es freute sie, die Güter des Königs als Nationalgüter zu veräußern. Die Constitution, die am 18. März

1812 angenommen wurde, konnte unter diesen Umständen nur ein Nachbild der französischen von 1791 seyn und war mithin eben so wenig auf das spanische Volk berechnet, als sie dem Könige gefallen konnte, wenn derselbe je restaurirt wurde. England, welches im Anfang die liberale Partei unterstützt hatte, wandte seine Gunst nach und nach viel mehr der servilen Partei zu, um den Uebertreibungen der ungestümen Neuerer vorzubeugen. Es fehlte damals unter den Servilen nicht an erleuchteten Männern, die mit dem klarsten Bewußtseyn und der größten Schärfe sowohl in Reden als Druckschriften den Liberalen entgegentraten und ihnen das Unvereinbare ihrer von Frankreich gebrachten vagen Theorien mit dem ureigenen und viel edleren Geist und Wesen des spanischen Volkes, seiner Kirche, seiner reichgegliederten Stände und Corporationen, seiner Ritterlichkeit und poetischen Natur nachwiesen. Von dieser Art war die Schrift Espanna vindicada en sus classes (Spanien, gerechtfertigt in seinen Ständen). Aber diese schönen Denkmäler des spanischen Geistes sind vergessen worden. Die gute Sache des Volkes wurde später vermengt mit der schlechten eines treulosen Königs und dadurch entweiht, während die Liberalen durch die Verfolgung, die sie litten, einen Heiligenschein empfingen, den ihre eitle Thorheit nicht verdient hatte.

Die spanische Regentschaft wurde ganz von den Cortes abhängig und mit Verachtung behandelt. Am 21. Januar 1812 stellte man den unbedeutenden Herzog von Infantado an ihre Spitze. Sie bestand damals aus fünf Mitgliedern. Am 8. April 1813 wurde sie auf drei Mitglieder herabgesetzt. Noch viel weniger wurden die Cortes durch irgend einen geheimen Einfluß des gefangenen Königs, in dessen Namen sie regierten, gestört. Ferdinand VII. lebte zu Valencay, ohne sich um Spanien zu bekümmern, nur in steter Angst, Napoleon bei guter Laune zu erhalten. Er ging in seiner Feigheit so weit, in einem Schreiben vom 9. August 1809 Napoleon zu seinem Siege über die Spanier Glück zu wünschen. Im Jahr 1810 schlich sich ein gewisser Colli bei ihm ein, der ihm in geheimem Auftrage des englischen Ministeriums Mittel und Wege zur Flucht an=

gab. Ferdinand aber denuncirte ihn sogleich der französischen Polizei und flehte bei dieser Gelegenhet Napoleon wieder demüthig um eine Prinzessin aus seinem Hause an.

Die spanischen Colonien in Amerika schritten in der Bewegung fort, die sie unaufhaltsam zur Unabhängigkeit trieb. Große Colonien haben stets ein natürliches Interesse, sich der Bevormundung des Mutterlandes zu entziehen. Die spanischen hatten längst ein lockendes Beispiel an den vormals englischen, jetzt unabhängigen Vereinigten Staaten von Nordamerika. England förderte auf alle Weise, denn je freier die Colonien waren, desto sicherer konnte es dieselben mit seinem Handel beherrschen. Die in der Handelsstadt Cadix etablirten Cortes empfingen fast mehr Einfluß von den Colonien herüber, als sie auf dieselben üben konnten, und sofern sie Freiheit und Gleichheit aller Spanier decretirten, konnten sie auch die überseeischen Spanier nicht mehr als Heloten der europäischen gelten lassen. Und doch hielten sie noch an der Einheit mit dem europäischen Spanien fest. König Joseph dagegen erklärte am 22. März 1810 das spanische Amerika für frei, und Napoleon befahl seinem Gesandten in Nordamerika, die Revolution in den spanischen Colonien zu begünstigen, weil er die Unmöglichkeit einsah, sie für Joseph in Besitz zu nehmen, während sie seine Bundesgenossen werden mußten, so lange die ihm feindlichen Cortes ihre Unabhängigkeit nicht anerkannten.

Zwanzigstes Buch.

Der russische Winter 1812.

Im Herbst des Jahres 1811 zeigte sich am nächtlichen Himmel ein Komet von einer so ungeheuren Größe, wie seit Jahrhunderten keiner mehr gesehen worden war. Nach einem uralten Aberglauben bedeutet ein solches Zeichen am Himmel großen und schrecklichen Umsturz der Dinge auf Erden. Obgleich nun die Aufklärung und die Naturwissenschaft den Zusammenhang eines astronomischen Phänomens mit der Weltgeschichte unmöglich konnten gelten lassen, wurden dennoch die damals so schwer bedrängten Völker von dem Zeichen am Himmel tief ergriffen, und die Furcht gab dem alten Aberglauben alle seine Macht zurück. Jener Komet hatte nicht geringen Antheil an der höhern, wir möchten sagen poetischeren Stimmung der Zeitgenossen, die so viele Wunder sahen. Die Revolution und Napoleon hatten die Menschen aus einer allzu bequemen und philisterhaften Ruhe und Altklugheit furchtbar herausgerissen, und die „alte romantische Welt“ trat wieder in ihr Recht.

Auch wurde damals wirklich die größte und letzte Entscheidung in Europa vorbereitet. Die trügerische Freundschaft der beiden vor-

herrschenden Continentalmächte nahm ein Ende, zwischen Napoleon und Kaiser Alexander kam es zum Bruch.

Napoleon hegte schon längst einen stillen Groll gegen Alexander, weil er demselben hatte schmeicheln und große Vortheile bewilligen müssen und sich dagegen von ihm nicht ganz mit der Achtung behandelt sah, die er von ihm fordern zu dürfen glaubte. Denn wie freigebig auch Alexander mit Artigkeiten gewesen war, hatte er ihm doch die Hand seiner Schwester entzogen und durch den Stolz der Geburt den Stolz des Emporkömmlings herausgefordert. Ueberdies war Napoleon durch seinen letzten Sieg über Oesterreich stark genug geworden, um Rußlands Freundschaft nicht mehr zu bedürfen, dessen Feindschaft nicht mehr zu fürchten. Wenn er sich erinnerte, wie gut er in den großen Schlachten bei Austerlitz und Friedland mit den russischen Feldherrn fertig geworden war, so konnte er kaum zweifeln, er würde sie auch ferner schlagen. Gelang ihm aber die Unterwerfung Alexanders, so hatte er nicht nur für seinen Ruhm das Höchste erreicht, sondern er konnte auch Europa dergestalt ordnen, wie es in seinem letzten Plane lag.

Alexander hatte keine so offensive Stellung gegen Napoleon, wollte ihn nicht zum Kriege reizen oder selber angreifen, hielt es aber wie seiner eigenen Würde, so dem Interesse seines Reichs angemessen, von dem Augenblick an, in welchem er durch die Tilsiter und Erfurter Verabredungen erreicht hatte, was für ihn von so großem Vortheil gewesen war, eine Verlängerung seiner Verbindlichkeiten gegen Napoleon, namentlich in Bezug auf das für Rußlands Handel so lästige Continentalsystem nicht einzugehen und die russische Politik vor jedem ferneren Einfluß Napoleons abzuschließen. Wurde Napoleon dadurch zu einem Kriege veranlaßt, so fiel auch auf Napoleon allein alle Verantwortlichkeit. Alexander vertraute, wie auf seine gerechte Sache, so auf den festen Muth seiner Heere und seines Volks, und hauptsächlich auch auf die Unermeßlichkeit seines Reiches, welches ein äußerer Feind nicht leicht angreifen und noch viel schwerer behaupten kann. Inzwischen unterhielt er geheime Einverständnisse mit allen Feinden Napoleons, Oesterreich, England, Schweden,

Spanien, und ließ jeden Schritt Napoleons überwachen, wobei ihm sein Adjutant, der General Czernitscheff, der in Paris ein Don Juanleben führte und viel reiste, große Dienste leistete. Doch gab er sich den Feinden Napoleons nicht hin, sondern lauerte immer noch, ob Napoleon ihm nicht doch noch Concessionen machen würde, worüber sich Graf Münster, der für England unterhandelte, bitter beschwerte.

Die Feindseligkeiten wurden von Napoleon eröffnet. Nachdem er die österreichische Heirath eingegangen war und fast ganz Spanien wiedererobert hatte, erklärte er am 20. Juli 1810, die Türkei in Schutz nehmen zu wollen, wenn Rußland sich nicht mit der Donaugrenze begnüge und eine einzige Festung auf dem rechten Ufer besetzt halte. Sodann vereinigte er, wie oben schon berichtet worden ist, am 10. Dez. den Nordwesten Deutschlands mit seinem Reich, und unter dieser neuen Acquisition befand sich auch das Herzogthum Oldenburg, dessen regierender Fürst Peter somit ohne Weiteres entthront und ohne Aussicht auf irgend eine Entschädigung gelassen war. Der Herzog war aber Vater des Erbprinzen Georg, welcher kurz vorher mit Alexanders Schwester Katharina vermählt worden war, derselben, um deren Hand Napoleon vergeblich geworben hatte. Die Vertreibung des Vaters war offenbar eine Rache am Sohn und eine schwere Beleidigung der russischen Kaiserfamilie. Alexander ließ mit einer Entgegnung nicht auf sich warten. Durch eine Ukase vom 31. Dez. (19. alten Styls) gestattete er die Einfuhr englischer Waaren, zunächst nur unter nichtenglischer Flagge, und verbot dagegen eine Anzahl Erzeugnisse der französischen Industrie. Das war Schlag auf Schlag. Hierauf begann ein lebhafter Notenwechsel, in welchem jeder Theil sich über den andern beklagte, ohne daß man sich noch die Freundschaft völlig aufgekündigt hätte. Napoleon bot für Oldenburg das noch zu erweiternde Gebiet von Erfurt zum Ersatz, aber Alexander fand darin kein Aequivalent für das alte Stammland des oldenburgischen Hauses. Wenn aber Napoleon auch noch viel mehr geboten hätte, würde Alexander es nicht angenommen haben, weil er nicht gesonnen war, seine Ukase zurückzunehmen. Na=

poleon schrieb ihm einen äußerst durchdachten Brief, worin er ihm vorhielt, wie viel er für ihn gethan und aufgeopfert habe, wie es der französischen Politik angemessen gewesen wäre, Finnland den Schweden, die Donaufürstenthümer der Türkei zu erhalten und Polen wiederherzustellen, und wie er alles das unterlassen habe, einzig um Alexanders Freundschaft zu erkaufen. Alexander möge nun bedenken, was er wage, wenn er diese Freundschaft aufkündige, die er, Napoleon, ihm noch einmal anbiete. Allein Alexanders Entschluß war gefaßt. Er wollte sich durch das Continentalsystem nicht mehr binden lassen und gab auf den warmen Brief nicht einmal eine kalte, sondern gar keine Antwort. Napoleon ging sofort einen Schritt weiter. Als ihm am 24. März 1811 unter andern Deputationen auch die des Generalconseils des Handels und der Manufacturen zur Geburt des Königs von Rom Glück wünschte, antwortete er in einer feierlichen Rede, worin er sagte: „wenn mir Kaiser Alexander zu Tilsit nicht versprochen hätte, den Handel mit England aufzugeben, so würde ich nach Wilna und noch weiter gegangen seyn; wenn ich nur Erbkönig des alten Frankreich wäre, so würde ich England auf den Knieen um Frieden bitten müssen, da ich aber der Erbe Karls des Großen (nach einer andern Lesart: Kaiser des Festlandes) bin, so muß man sich einen andern Begriff von meiner Macht bilden." Alexander antwortete hierauf nicht direct, sandte aber an alle europäischen Höfe eine feierliche Protestation gegen die Einverleibung des Herzogthum Oldenburg in das französische Reich.

Eine friedlichere Wendung schien dieser diplomatische Kampf zu nehmen, als Napoleon seinen Gesandten in Petersburg, den Marschall Coulaincourt, Herzog von Vicenza, von da zurückberief und im Mai den General Lauriston hinschickte. Diesem insinuirte nämlich Alexander, die Erhaltung des Friedens und der bisherigen Allianz zwischen Rußland und Frankreich wäre möglich, wenn Napoleon an Alexander das Großherzogthum Warschau abtreten würde. Napoleon wies dieses Ansinnen zurück, freute sich aber darüber insofern, als er es gegenüber von Oesterreich und Preußen geltend

machen konnte, welchen beiden Mächten eine Vergrößerung Rußlands in Polen sehr bedenklich erscheinen mußte, und die mithin in dieser Angelegenheit nur auf die Seite Frankreichs treten konnten. Ja er hoffte, selbst England gegen die Anmaßungen Rußlands aufzubringen. Er ließ damals England den Frieden nebst Portugal als Pfand anbieten. Aber Lord Castlereagh, der die Geschäfte leitete, behandelte den Antrag als eine Falle und stellte Forderungen, auf die Frankreich nicht eingehen konnte. Napoleon war nun auf Oesterreich und Preußen allein angewiesen. Dem letztern Staat traute er nicht recht. Auch hatte er Preußen nur um Alexanders willen bestehen lassen, und sobald er mit Alexander zerfiel, hörte auch seine Rücksicht für Preußen auf. Sein Bruder Jerome war mit Kassel nicht zufrieden und wünschte sich Berlin zur Residenz. Napoleon selbst gedachte ohne Zweifel künftig noch mehr Theile von Deutschland unmittelbar mit Frankreich zu vereinigen, oder wenigstens den für Eugen bestimmten Erbtheil des Fürsten Primas viel weiter auszudehnen, was ein Vorschieben Jeromes gegen die Oder und Weichsel nothwendig machte. Jedenfalls war er eine Zeitlang geneigt, Preußen aufzuopfern, und dagegen Oesterreich zu vergrößern, dem er Schlesien anbot. Der Wiener Hof wies inzwischen dieses Geschenk zurück, worauf Napoleon seine Gesinnung gegen Preußen änderte und seinen Entschluß faßte. Am 15. August 1811, seinem Geburtstage, als sämmtliche Gesandten ihm Glück wünschten, fuhr er den russischen Gesandten heftig an und sagte ihm laut: „Ihr Kaiser betrügt mich" *).

Nach einer solchen Sprache war an die Erhaltung des Friedens nicht mehr zu denken. Jerome warnte seinen Bruder vor dem

---

*) Indem Napoleon hinzufügte: „Er verführt mir meine eigenen Leute," geschah es aus schlauer Berechnung. Er spielte nämlich darauf an, daß Coulaincourt, sein Gesandter in Petersburg, die besondere Gnade des russischen Kaisers genoß, und indem er sich stellte, als ob er darüber böse wäre, bezweckte er nur, denselben Coulaincourt zu spätern Unterhandlungen mit Alexander zu benutzen.

Kriege in einem merkwürdigen Schreiben vom 5. Dezember 1811, worin er ihm vorhersagte, wenn er in Rußland einen Unfall erlebe, werde sich in seinem Rücken ganz Deutschland erheben. Napoleon verlachte die Warnung, sie trug aber wohl dazu bei, daß er jetzt Preußen in sein Interesse zog. Er hoffte, durch Preußen, wenn er es begünstige, seinen Rücken zu decken.

Wir haben im achtzehnten Buch die Noth bezeichnet, in welcher sich das Berliner Cabinet befand. Aus der langen bangen Ungewißheit, in der es fast ein Jahr lang schwebte, wurde es erst herausgerissen, als Napoleon den ihm schon im Mai 1811 gemachten Allianzantrag endlich am 24. Februar 1812 annahm. Doch erhielt Preußen in diesem neuen Vertrage nur einen Aufschub seiner noch rückständigen Zahlungen, und Napoleon versprach, seine Besatzungen in den preußischen Festungen künftig auf eigene Rechnung verpflegen zu lassen. Die Hauptsache für Hardenberg war, daß durch diesen Tractat wenigstens die westphälischen Pläne vereitelt wurden und die Existenz der preußischen Monarchie gefristet war, denn wenn Napoleon mit Oesterreichs Zustimmung den preußischen Staat damals hätte vernichten wollen, so würde Kaiser Alexander nicht im Stande gewesen seyn, es zu hindern. Noch weniger hätte die kleine preußische Armee auszurichten vermocht. Dennoch war den preußischen Patrioten der offene Bund mit Napoleon unerträglich. Blücher, Boien, Clausewitz und 300 andere der besten Offiziere nahmen ihren Abschied. Clausewitz ging nach Petersburg, wo bereits General Phull, der noch 1807 im preußischen Generalstabe gedient hatte, jetzt in russischen Diensten stand und Alexanders Vertrauter geworden war, und wohin auch Stein sich zurückgezogen hatte.

Der dreizehnte Artikel des geheimen Vertrages bestimmte, daß Preußen „im Fall eines glücklichen Ausgangs des russischen Krieges eine Entschädigung an Gebiet“ erhalten sollte, und Napoleon hat später (indem er im April 1813 alle die preußische Allianz betreffenden Actenstücke im Moniteur abdrucken ließ und mit Anmerkungen begleitete) ausdrücklich Kurland und Livland als die Länder bezeichnet, auf welche damals Preußen Anspruch gemacht

habe. Damit hängt zusammen, daß die preußischen Hülfstruppen, die zur großen Armee Napoleons stießen, gerade gegen Livland verwendet wurden.

Der Allianztractat führte unmittelbar den Krieg herbei. Alexander ließ durch seinen Gesandten Fürsten Kurakin in Paris ein Ultimatum einreichen, welches die unbedingte Neutralität Preußens hergestellt verlangte. Als Napoleon nicht antwortete, reiste Kurakin ab, und der Krieg, auf den sich beide Theile schon lange vorbereitet hatten, konnte nun nicht länger ausbleiben.

Die Kriegsmacht Napoleons stand damals auf ihrer Höhe. Sie zählte nach den öffentlichen Listen 14 Marschälle, 10 Inspectoren und Generalobersten, 165 Divisionsgenerale, 324 Brigadegenerale, 158 Infanterieregimenter (worunter 28 leichte), 84 Cavallerieregimenter (worunter 38 leichte), 15 Artillerieregimenter, 27 Bataillons vom Train. Der Kopfzahl nach betrug die Armee angeblich an Fußvolk 716,000, an Reiterei und an Artillerie je 57,000, dazu die Garde noch besonders 38,000 Mann, ungerechnet die Reserve von hundert Cohorten Nationalgarde zu fast 100,000 Mann berechnet, die Gensdarmerie, die Marinesoldaten. Diese Truppen waren nun freilich sehr vertheilt, eine große Menge davon nahm der spanische Krieg und die Bewachung des Reichs, insonderheit der Küsten gegen einen möglichen Angriff der Engländer, in Anspruch. Aber Napoleon war im Stande, die Offensivarmee, die er gegen Rußland führte, beträchtlich zu verstärken durch deutsche Rheinbundtruppen, Schweizer, Italiener, zurückgehaltene Spanier und Portugiesen. Bayern allein mußte ihm 30,000 Mann unter Wrede, Württemberg 16,000 Mann unter dem Kronprinzen Wilhelm stellen. Napoleon verlangte von ihnen so viel, weil sie allein keine Truppen nach Spanien geliefert hatten. Von den Polen durfte er eine allgemeine Insurrection erwarten. Preußen mußte ihm seine Festungen, Vorräthe und Fuhrwerke zu Gebote stellen, sogar in Spandau, der Citadelle von Berlin, französische Besatzung einnehmen und ein Hülfscorps von 30,000 Mann unter General Grawert (den bald York ablöste) zuführen. Auch Kaiser Franz konnte sich dem mäch-

tigen Impulse des kaiserlichen Schwiegersohnes in Paris nicht entziehen und wollte es nicht, denn er hegte die Hoffnung, wenn Napoleon siege, eine reiche Entschädigung zu erhalten, wenn er aber besiegt würde, sich die Allianz mit Rußland um einen noch kostbareren Preis abkaufen zu lassen. Durch Vertrag vom 14. März wurden 40,000 Oesterreicher unter dem Fürsten Karl von Schwarzenberg, bisherigen Gesandten in Paris, Napoleons Fahnen zugeführt. In dem österreichischen Vertrage bestimmte ein geheimer Artikel, daß Oesterreich, wenn es in Folge einer möglichen Wiederherstellung Polens Galizien verlieren würde, dagegen die illyrischen Provinzen zurückerhalten sollte.

Die Streitkräfte Rußlands waren um vieles geringer, als die Napoleons. Man schätzte sie im Beginne des Jahres 1812 zu 386,000 Mann Fußvolk und 70,000 Mann Reiterei, allein soviel standen nur auf dem Papier, weil die Generale immer mehr Truppen angaben und sich aus den Cassen den Sold für mehr bezahlen ließen, als vorhanden waren. Da jedoch der Krieg in Rußland selbst spielen sollte, so konnte Alexander überall auf schnelle Ergänzung seines Heeres rechnen. Ein großer Vortheil für ihn war das gute Einvernehmen, in welches er mit Bernadotte in Schweden getreten war. Dieser einsichtsvolle Mann sah so klar wie Talleyrand und Fouché und war in der Lage, seine Meinung äußern zu dürfen. Napoleons Macht war in seinen Augen unnatürlich und hatte die schwindelnde Höhe erreicht, von wo sie früher oder später herabsinken mußte. Nun wollte er lieber zu denen gehören, die sich dereinst in die große Hinterlassenschaft Napoleons theilen würden, als zu seinen Mitschuldigen, die mit ihm stürzen würden. Zudem behandelte ihn Napoleon brutal, wollte französische Douaniers in Gothenburg, eine Menge schwedische Matrosen für seine Brester Flotte haben &c., wogegen Kaiser Alexander durch den schlauen Czernitscheff Bernadotte schmeichelte. Dieser schloß sich, ohne sich durch den Uebermuth täuschen zu lassen, mit welchem Napoleon eine ungeheure Heeresmacht nach Rußland führte, jetzt eng an den gefährdeten Kaiser Alexander an, durch Vertrag vom 24. März.

Rußland war nun in seiner rechten Flanke gedeckt, und Napoleon durfte wohl bereuen, daß er früher den Wünschen der Schweden nicht willfähriger entgegengekommen war. Hätte er den Schweden einen andern König gegeben und Finnland versprochen, würden sie auf seiner Seite gestanden seyn. Seine Politik hatte den Norden Europas in einem Augenblick vernachläßigt, der so günstig für ihn niemals wiederkam. Er hatte dort alles zu sehr dem Zufall überlassen. Natürlicherweise schloß sich auch England jetzt fest an Rußland an. Das förmliche Bündniß wurde jedoch erst am 18. Juli abgeschlossen.

Von nicht minder großem Werth für Alexander war sein Frieden mit der Türkei, wodurch er auch in seiner linken Flanke frei wurde. Der Abschluß erfolgte zu Bukarest am 28. Mai unter Umständen, die bereits am Schlusse des achtzehnten Buchs näher erörtert worden sind. Napoleon gab sich alle mögliche Mühe, die hohe Pforte von diesem Frieden abzuhalten, und versprach ihr sogar die Zurückgabe der Krim; aber der Sultan erinnerte sich, auf welche treulose Weise Napoleon im Jahre 1807 die Türkei im Stich gelassen habe, nachdem er sich mit Alexander versöhnt hatte, besorgte eine Wiederholung dieser Politik und ließ sich durch nichts vom Halten am Frieden mit Rußland abbringen.

Bevor Napoleon zu Felde zog, traf er noch einige Maaßregeln, die ihm im Rückblick auf früher gemachte Erfahrungen nothwendig schienen. In Paris wie auf allen wichtigen Punkten des Reichs blieben hinreichende Streitkräfte unter zuverläßigen Männern zurück, um über die Sicherheit zu wachen. Doch konnte Napoleon nicht genügende Streitkräfte in Spanien hinterlassen. Hier offenbarte sich das Mißverhältniß seiner Mittel zur Größe und Menge seiner Unternehmungen. Er mußte viele gute Regimenter aus Spanien wegziehen, insbesondere Polen, die er in Rußland als Wegweiser und Dolmetscher brauchte. Er berechnete indeß, daß es ihm leicht seyn würde, wenn er nur erst in Rußland gesiegt habe, die unterdeß in Spanien unvermeidlich gewordenen Verluste rasch wieder zu ersetzen.

Die wenigste Vorsicht beobachtete Napoleon in Bezug auf die Zeit, in der er seinen Feldzug begann. Obgleich er schon längst die Besatzung von Danzig verstärkt und beträchtliche Truppenmassen allmälig vorgeschoben hatte, berechnete er die Ueberschreitung der russischen Grenze doch erst auf Ende Juni. Das war für einen Feldzug im rauheren nordischen Clima und im unermeßlich weiten Raum des russischen Reichs ein viel zu später Termin. Man hatte dort hunderte von Meilen zu marschiren, um eine der Hauptstädte zu erreichen. Wenn auch die Russen wenig Widerstand leisten sollten, war vorauszusehen, das französische Heer würde vom Winter überfallen werden. Allein Napoleon hoffte rasch solche Siege zu erfechten, daß Alexander noch vor Eintritt des Winters um Frieden bitten würde. Zudem fürchtete er den Winter nicht. Schon zweimal, 1805 und 1807, hatte er den Russen mitten im Winter Schlachten geliefert, das letztemal an den Grenzen Lithauens. Hatte er damals den Winter gut ausgehalten, warum sollte er im Jahre 1812 nicht eben so glücklich seyn?

Am 9. Mai reiste Napoleon aus Paris ab, um sich zur großen Armee zu begeben, die unterdeß schon in starken Märschen staffelförmig über Elbe, Oder und Weichsel rückte. Die Kaiserin Marie Louise begleitete ihn. Zum erstenmal zog er aus wie zu Friedensbesuchen und Festen, nicht wie zu einem Kampf, der das Schicksal der Welt entscheiden sollte. Ueberall auf seinem Wege empfingen ihn Triumphbögen und siegverkündende Inschriften, die ihm als eine Ironie des tückischen Glücks hätten vorkommen sollen, da sie schicklicherweise bis zu seiner Rückkehr hätten aufgespart werden müssen. So strahlte ihm in Würzburg die Inschrift Victori perpetuo wie neckisch entgegen. Die Kaiserin und ihre Damen begleiteten ihn nur bis Dresden, wo er am 16. ankam und sich kurze Zeit aufhielt, um die deutschen Fürsten um sich zu versammeln und durch Huld und Versprechungen in ihrer Treue zu befestigen. Dahin kam zunächst die kaiserliche Familie aus Wien, mit welcher Marie Louise in die böhmischen Bäder gehen und von da nach Paris zurückkehren sollte. Der König von Preußen wurde nicht erwartet, weil Napoleon

anfangs im Sinne gehabt hatte, über Berlin zu gehen, wo man sich bereits zu seinem Empfange vorbereitete. Als er aber seine Route abänderte, eilte der König von Preußen, ihn noch in Dresden zu begrüßen und ihm den damals eben zum Jüngling herangereiften Kronprinzen (nachherigen Fr. Wilh. IV.) vorzustellen. Man bemerkte, daß Napoleon hier durch Zuvorkommenheit gegen Preußen die frühere Härte zu versöhnen suchte. Dagegen wurde das innigere Familienverhältniß zwischen Napoleon und dem Wiener Hofe durch eine geheime Eifersucht der Damen gestört. Marie Louise schien ganz Französin geworden zu seyn und überstrahlte ihre junge Stiefmutter Louise von Este, Tochter des Herzogs von Modena, mit der Pracht ihrer Brillanten. Die Rheinbundfürsten, die alle, größtentheils ebenfalls mit ihren Damen, gekommen waren, wetteiferten in Ergebenheit gegen den neuen Lehnsherrn. Auch das mit anzusehen, muß den alten deutschen Kaiser tief geschmerzt haben. Nur einer der Rheinbundfürsten und zwar der mächtigste, bis dahin eifrigste, war auffallenderweise ausgeblieben, König Max von Bayern. Sah er sich wohl als ein künftiges Opfer des neuen französisch-österreichischen Bundes an? Am dankbar ergebensten gegen Napoleon bewies sich der König von Sachsen, der in seinen Huldigungen alles Maaß des guten Geschmacks (an dem es sonst Dresden nicht fehlt) überbot und unter anderm einmal vor seinem erhabenen Gast im Theater eine ungeheure Sonne in Brillantfeuer strahlen ließ mit der transparenten Inschrift: di lui men grande e men chiaro il sole (die Sonne selbst ist weniger groß und scheint weniger hell, als Er). Doch überreichte bald darauf auch Deutschlands gefeiertster Dichter, der weimarische Geheimerath Göthe, der Kaiserin Marie Louise ein Huldigungsgedicht von nicht besserem Geschmack*).

---

*) In Karlsbad. Göthe sagt darin in Bezug auf das Glück der Welt, welches durch Napoleons eigenes Glück begründet und befestigt werde:

Ein Jeder fühlt sein Herz gesichert schlagen,
Und staunet nur, denn alles ist vollbracht!
Was Tausende verwirrten, löst der Eine.

Napoleon verließ Dresden am 29. und reiste über Bunzlau, Glogau, Thorn und Danzig. In Königsberg nahm er am 12. Juni auf dem königlichen Schlosse ein Diner ein, und die Ironie des Zufalls, die ihn auf dieser ganzen Reise begleitete, verschaffte den preußischen Generalen Bülow und Ziethen die Ehre, hier an der Tafel neben ihm zu sitzen und den zum erstenmal zwischen sich zu haben, dem sie einst an seinem letzten Schlachttage das kaiserliche Diadem vom Haupte reißen sollten. Zwei Tage nachher hielt er eine große Heerschau auf dem Schlachtfelde von Friedland, am 14. Juni, dem Jahrestage dieser Schlacht. Darin schien ihm eine gute Verheißung zu liegen. Er wollte im Siege da fortfahren, wo er bei Friedland aufgehört hatte. Am 22. erließ er an die nun versammelte Armee, mit welcher er in Rußland einfallen wollte, einen Tagesbefehl voll Uebermuth, worin er sich als Herr des Schicksals geberdete, jener geheimnißvollen und furchtbaren Macht, der niemand gebietet. „Soldaten, so lautete seine Rede, Rußland bricht seine Schwüre. Ein unvermeidliches Fatum wirft es dahin. Des Schicksalls Wille muß erfüllt werden. Vorwärts denn über den Niemen (Rußlands Grenzfluß). Der zweite polnische Krieg wird für unsere Waffen glorreich wie der erste seyn, und der ihm folgende Frieden wird Rußlands Einfluß in Europa ein Ziel setzen."

Am 24. Juni überschritt die französische Armee den Niemen und betrat das russische Reich. Das ungeheure Centrum der großen Armee unter Napoleons eigener Führung setzte bei Kowno (Kauen) über und bestand aus dem ersten Armeecorps von 72,000 Mann unter Marschall Davoust, dem dritten von 39,000 unter Ney, dem vierten von 45,000 unter dem Vicekönig Eugen, den 47,000 Mann Garden unter Mortier, der Reservecavallerie, 32,000 Mann stark, unter König Joachim von Neapel, zusammen 235,000 Mann. Der

---

Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersiehts im hellsten Geisteslicht.
Das Kleinliche ist alles weggenommen,
Neu steht das Reich gesichert, wie gegründet 2c.

linke Flügel bestand aus zwei Theilen, auf dem äußersten linken sollte das bei Tilsit über den Niemen gegangene zehnte Armeecorps unter Macdonald operiren, 30,000 Mann stark. Es waren der Mehrheit nach die Preußen, von denen jedoch ein Drittheil in den Festungen zurückgeblieben war, so daß Macdonald neben 20,000 Preußen noch 10,000 Franzosen commandirte. Zwischen Macdonald und Napoleon in der Mitte sollte das zweite Armeecorps von 37,000 Mann unter Oudinot und das sechste von 25,000 Mann unter St. Cyr abgesondert operiren, gleichsam als linkes Centrum. Den äußersten rechten Flügel bildeten dagegen 34,000 Oesterreicher unter Schwarzenberg, der bei Drohiczyn über den Bug ging, und zwischen ihm und Napoleon entwickelte sich abgesondert als rechtes Centrum das fünfte Armeecorps von 36,000 Polen unter Poniatowski, das siebente von 17,000 Sachsen unter Reynier, das achte von 17,000 Mann unter Vandamme, welche sämmtlich unter den Oberbefehl des König Jerome gestellt wurden und bei Grodno über den Niemen gingen. Demnach betrug die ganze Offensivmacht, welche Napoleon im Juni nach Rußland führte, 439,000 Mann. Es rückten ihr jedoch unabläßig Verstärkungen nach, den ganzen Sommer, Herbst und Winter über, Marschall Victor mit 33,000 Mann, die Divisionen Durutte und Loison von 21,000, einzelne Ergänzungsmannschaften der Regimenter 80,000 Mann, dazu Trainmannschaften der ungeheuren Zufuhren 37,000 Mann, so daß die Gesammtzahl der menschlichen Individuen, die damals dem goldenen Adler Napoleons ins Innere des russischen Reichs folgten, 610,000 Mann betrug (nach den mühsamen und genauen Berechnungen von Chambray, dem auch Clausewitz folgt). Sie führten im Ganzen 1372 schwere Geschütze mit sich, eine Artillerie, wie sie noch niemals im Felde erschienen war. Die Zahl der Fuhrwerke aber war gar nicht zu berechnen, weil bei der weiten Ausdehnung und zum Theil geringen Fruchtbarkeit des russischen Reichs so große und gedrängt marschirende Armeen nothwendig ihren Lebensbedarf selber mit sich führen mußten, und überdies die höheren Offiziere, um sich die Winterquartiere in Rußland bequemer zu machen, auch eine Menge von

unnützem Luxus nachschleppten. Die große Armee glich unter diesen Umständen nicht mehr dem Heere Alexanders, sondern vielmehr dem des Darius. Man deutete es Napoleon an und sah darin ein Zeichen allmälig im Heere eingetretener Verweichlichung. Aber Napoleon duldete die Luxuswagen und das überflüssige Gepäck, weil er im Verlauf des Feldzuges von diesen Privatpferden und Wagen im Nothfall für die Armee einen ganz nützlichen Gebrauch machen konnte. Es schien ihm, als könne man in ein ödes weites Land nicht genug Material einschleppen. Dort war alles zu brauchen.

Der Kaiser von Rußland verließ St. Petersburg am 18. April, um sich zu seiner Armee an der westlichen Grenze zu begeben, ohne allen Pomp, von wenigen Adjutanten begleitet. Unmittelbar ehe er in den Reisewagen stieg, verrichtete er aber kniend seine Andacht in der Kasan'schen Kathedralkirche, wo der Metropolit von Nowogrod das Gebet hielt und unzähliges Volk um den Kaiser auf den Knien lag. Am 26. April kam Alexander nach Wilna, der Hauptstadt Lithauens, wo er zunächst sein Hauptquartier aufschlug. Seine Armee zählte nur 180,000 Mann, war also um mehr als die Hälfte schwächer als die französische. Das Gros der russischen Armee stand unter dem Kriegsminister Barklay de Tolly (dem Sohn eines livländischen Pfarrers), 90,000 Mann stark am Niemen; ein zweites Corps von 50,000 Mann unter Bagration im südlichen Lithauen, ein drittes von 30,000 unter Tormasow in Volhynien; bei allen diesen verschiedenen Corps waren dann noch 10,000 Kosaken vertheilt. Indessen wurden weiter rückwärts an der Düna und am Dniepr noch 30,000 Rekruten eingeübt, erwartete man vom Süden her die Ankunft der russischen Armee, die gegen die Türken gefochten hatte, und wurde auch im Norden ein kleines finnisches Corps unter Steinheil gerüstet. Endlich konnte man auf den Zuzug von bewaffneten Bauern im Innern Rußlands rechnen, sobald Napoleon tiefer eindrang. Die anfangs an der Grenze noch schwache russische Armee mußte nach und nach im Zurückgehen sich verstärken, während die anfangs starke französische Armee im Vorgehen sich nur schwächen konnte.

Damit war der Plan des Krieges vorgezeichnet. Die Russen mochten sich schon an den Grenzen schlagen oder nicht, sie mußten zurückweichen, weil sie nicht stark genug waren, den Stoß der französischen Uebermacht auszuhalten. So wie sie zurückwichen, mußten sie natürlicherweise alle vorhandenen Vorräthe zerstören, das Land ausleeren und dem nachrückenden Feinde nichts übrig lassen. Je tiefer er nun in das öde Land eindrang, je mehr er durch Entbehrungen litt, je gewisser ihn der fürchterliche Winter überfallen mußte, um so sicherer konnte die russische Armee, ihrerseits immer neu sich verstärkend, ihn im russischen Schnee ersticken oder ihm den Rückweg abschneiden, wenigstens äußerst erschweren. Schon im Mai wurden in Mailand Briefe des italienischen Staatsraths und Kammerherrn Fragnani aus St. Petersburg gedruckt, die im letzten Winter geschrieben waren, und worin es unter anderem hieß, angesehene Russen hätten ihm gesagt: „zum Rückzug gewungen, werden wir das Land hinter uns verheeren und zur Wüste machen. Unsere Kosaken verheeren binnen acht Tagen fünzig Meilen in die Runde. Indeß vergeht die zum Kriegführen günstige Jahreszeit schnell, und wenn der Schnee kommt, wird jede militärische Unternehmung unmöglich. Unsere an die Kälte mehr gewohnten Menschen und Pferde werden dann munter bleiben, der Feind aber wird den Frost nicht aushalten." Die geistreichen Männer im preußischen Generalstab aus Scharnhorsts Schule waren ganz derselben Ansicht und ließen durch den von Paris nach St. Petersburg abreisenden Fürsten Lieven dringend empfehlen, daß die russische Armee sich absichtlich und freiwillig zurückziehen möge, um Napoleon auf einer so unnatürlich als möglich verlängerten Operationslinie von seinen Hülfsquellen weit hinweg zu locken und dann mit Hülfe des Winters zu verderben, wie einst Darius den Skythen, Karl XII. bei Pultawa unterlegen seyen.

Nun hatte zwar General Phull, der aus dem preußischen Generalstab in den russischen übergetreten war und das vollste Vertrauen des Kaiser Alexander genoß, einen andern Plan vorgeschrieben. Barklay nämlich sollte sich in einem großen verschanzten Lager bei Drissa an der Düna zu halten suchen, bis Bagration dem

Feind in den Rücken fallen könne. Allein dieser Plan konnte nicht ausgeführt werden, weil das Lager nicht haltbar genug und Bagration zu einer entscheidenden Operation im Rücken der Franzosen viel zu schwach war. Sobald sich Alexander davon überzeugt hatte, gab er Phulls Plan auf und befahl den Rückzug ohne Schlacht. In diesem Systeme, den Feind immer weiter zu locken, während man sich selbst keiner Niederlage aussetzte und seine Kräfte sparte, hätte die russische Armee verharren sollen; allein es war nicht möglich, den Soldaten und dem Volke die Genialität eines solchen Systems begreiflich zu machen. Der gemeine Mann bildete sich ein, man flöhe aus Zagheit, und beschuldigte die vielen in der Armee dienenden Nichtrussen des Verraths, so daß es unumgänglich nöthig wurde, wo sich irgend eine vortheilhafte Gelegenheit dazu fand, den französischen Waffen Stand zu halten und einen blutigen Kampf zu wagen. Somit geschah von russischer Seite in diesem Feldzuge, so lange die Franzosen vorrückten, eigentlich alles unfreiwillig. Der kluge Rückzug gleich im Beginn des Feldzugs war gegen die erste Absicht, und die Russen wurden nur durch Napoleons Uebermacht dazu genöthigt. Im Verlauf des Rückzugs, als der Kaiser Alexander und Phull nach St. Petersburg gegangen waren und Barklay freie Hand behielt, hätte dieser Feldherr gerne jede Schlacht vermieden, aber er wurde durch das Murren der Russen zum Schlagen gezwungen. Und doch, wie sehr alles im Widerspruch mit der Absicht geschah, gedieh doch alles der russischen Sache zum Vortheil.

Napoleons Uebergang über den Niemen war vom herrlichsten Wetter begünstigt. Die Sonne beglänzte mit wunderbarem Schein die hunderttausende von Bajonetten und Helmen und die spiegelblanken Kanonen, die sich aus den nahen Wäldern hervor zu den Brücken drängten. Die ganze Armee war in Parade, festlich geschmückt, in feierlicherer Stimmung als sie je in früheren Feldzügen die feindlichen Grenzen beschritten hatte, denn Napoleon hatte die Einbildungskraft seines Heeres mit großen Bildern erfüllt, und man traute seinem Ehrgeiz hier wieder wie in Aegypten das Fabelhafteste zu. Man glaubte nach Asien zu ziehen. Diesen poetischen Erwar-

tungen entsprach nun aber auf der Gegenseite nichts. Barklay hatte alle seine Truppen zurückgezogen, die Franzosen fanden ein wenig bebautes, von Wald durchschnittenes, einförmig ebenes Land, so langweilig als möglich. Einige Tage später fiel unerquicklich kaltes Regenwetter ein, und bei der Eile, mit der Napoleons Ungeduld die Truppen vorwärts trieb, blieben die Proviantwagen zurück. Die Pferde mußten mit grünem nassem Futter vorlieb nehmen, die Menschen in den weitauseinander liegenden und armen Dörfern plündern. Schon früher auf dem preußischen Gebiet war bitter geklagt worden von den vorwärts getriebenen Soldaten über Mangel an Verpflegung, und von den Bauern über Plünderung. Die Schuld lag an der Eile des Marsches. Napoleon hatte reichlich für Vorräthe gesorgt, die Magazine überfüllen und unzähliges Fuhrwerk herbeischaffen lassen. Aber die Brod- und Mehlwagen, die Viehheerden 2c. konnten den raschen Colonnen nicht folgen, mit denen Napoleon den vor ihm fliehenden Barklay zu erreichen und aufs Haupt zu schlagen trachtete. Er stellte sich zwar über die Unordnungen und Plünderungen sehr zornig, aber er bestrafte sie nicht ernstlich. Er wußte wohl, um diesen Uebeln zu steuern, müsse er langsam marschiren lassen, aber schnell an den Feind zu kommen und Siege zu erfechten, war ihm mehr werth, als Menschen und Pferde zu schonen, deren er ja genug hatte.

Am 29. Juni zog er in Wilna ein, ohne einen Feind gesehen zu haben. Hier nun bestürmte ihn die männliche und weibliche Blüthe des polnischen Adels, die Wiederherstellung Polens zu decretiren. Niemand zweifelte, daß er es thun werde. Es schien so nahe zu liegen, Rußland durch ein neuerstarktes Polen zu schwächen. Napoleons eigenes Interesse schien es zu fordern, abgesehen von der Dankbarkeit, die er den Polen für ihre Frankreich so lange geleisteten Dienste schuldig war, und von den Versprechungen, die er ihnen in früheren Zeiten gemacht hatte. In Tilsit hatte ihn nur die Rücksicht auf Rußland zurückgehalten; diese Rücksicht war jetzt weggefallen, und ganz Polen erwartete nun von ihm das große Wort der Erlösung. Der König von Sachsen besorgte nur, Polen könne ihm bei diesem Anlaß entschlüpfen, begünstigte daher die Bewegung und suchte sie

für sich auszubeuten. „In Erwägung der Zeitumstände, welche der Nation eine erhabene Bestimmung prophezeien ꝛc.," befahl er schon am 6. Mai eine polnische Centralregierung provisorisch in Warschau zu organisiren. Sodann schrieb er am 9. Juni einen polnischen Reichstag nach Warschau aus, der am 26. wirklich unter Leitung des Fürsten Adam Czartoryski zusammentrat und schon am 29. eine Adresse an den König von Sachsen als Großherzog von Warschau erließ, er möge genehmigen, daß Polen wieder den Titel eines Königreichs annehme. Zugleich insinuirte man ihm, er möge den Fürsten Poniatowski zum Vicekönig ernennen. Eine große Adresse lithauischer (bisher Rußland unterthäniger) Edelleute verlangte vom Reichstag die Wiedervereinigung Lithauens mit Polen (des geharnischten Reiters mit dem weißen Adler im altpolnischen Wappen). Ganz unerwartet aber dämpfte Napoleon diesen Enthusiasmus, indem er zu Wilna den polnischen Deputirten erklärte, er habe dem Kaiser von Oesterreich die Integrität seiner Staaten garantirt, und mithin könne keine Rede davon seyn, Galizien aus dem Verbande des österreichischen Kaiserstaats herauszureißen, um es mit dem wiederhergestellten Polen zu vereinigen. Die Wiederherstellung auch des übrigen Polen stehe noch in Frage, denn erst müßte sie durch die einmüthigen und äußersten Anstrengungen der bisher russischen Polen von diesen anerkannt und ermöglicht werden. Er ermahnte daher, sich keinen voreiligen Hoffnungen hinzugeben, aber alles zu thun, was erforderlich sey, um den Anspruch zu rechtfertigen und späterhin geltend zu machen. Er bezweckte damit zweierlei, einmal den Eifer der Polen unmittelbar im Kriege mit Rußland auszubeuten, sodann freie Hand zu behalten. Die Rücksicht auf Oesterreich war nur ein Vorwand, er hatte in seinem geheimen Vertrage mit Oesterreich die Abtretung Galiziens allerdings schon für einen gewissen Fall vorausbedungen, was er aber klüglich den Polen verschwieg. Sein Hintergedanke war, sich mit Kaiser Alexander, nachdem er ihn durch Niederlagen gehörig würde mürbe gemacht haben, wieder zu versöhnen und in noch größere Abhängigkeit von sich zu versetzen wie früher. Die Dienste, die ihm alsdann Rußland leisten konnte, wogen schwerer bei ihm, als die

Dienste Polens, auf die er rechnen konnte, auch wenn er keinen Preis dafür bewilligte. Fain, welcher Napoleon in diesem Feldzug als sein Secretär begleitete, erklärt alles, indem er bemerkt, Napoleon habe damals zu einem seiner Minister gesagt: „Die Polen sind nicht die Ursache des Kriegs, sie dürfen auch kein Hinderniß des Friedens seyn, aber sie können uns ein Mittel für den Krieg werden." Aber das Mittel wurde nicht gehörig benutzt; Polen war voll kriegslustiger Menschen, aber zu den Rüstungen fehlte Geld, und das wollte ihnen Napoleon nicht vorstrecken. Ein großes polnisches Nationalheer würde ihm die wichtigsten Dienste haben leisten können.*)

Die altpolnischen Provinzen, die sich am längsten, schon seit vierzig Jahren, in russischer Gewalt befanden und zum Theil schon graecisirt waren (denn die Kaiserin Katharina II. hatte in einem einzigen Jahre an zweihundert katholische Kirchen in griechische umwandeln lassen), theilten die Sympathien von Warschau und Wilna nicht; die Lithauer selbst aber erfuhren in so schrecklichem Grade die Uebel des Truppendurchmarsches, daß sie zu Rüstungen nur wenig Muße und Muth übrig behielten. Während die jungen französischen Offiziere beim Durchmarsch vom Anblick der reizenden Damen an den Fenstern von Wilna entzückt und bezaubert wurden, war von ritterlicher Galanterie beim Durchzug durch die Dörfer keine Spur zu sehen, vielmehr übten die hungernden und raubgierigen Soldaten auf den abgelegenen und unbeschützten Schlössern des lithauischen Adels alle die Greuel, an die sie in Spanien gewohnt waren. Roman Soltyk, einer der feurigsten Patrioten Polens, der im Hauptquartier Napoleons als Adjutant und Dolmetscher diente, erzählt selbst, wie die französischen Marodeurs Schlösser geplündert und in Asche gelegt, die vornehmsten Herrn mißhandelt, die Damen geschändet, zur Flucht in die Wälder genöthigt und dem entsetzlichsten Elend Preis gegeben hätten, und wie dieser Jammer wegen der weiten Ausdehnung der

---

*) Von allen Truppentheilen Napoleons, die später aus Moskau zurückkehrten, hatten die Polen allein ihre Kanonen erhalten, weil sie und ihre Pferde die Winterkälte am besten ertrugen.

durchziehenden Heere sich über das ganze Land ausgebreitet habe. Das war die nothwendige Folge der großen Eile Napoleons. Billig aber muß man fragen, ob er nicht besser gethan haben würde, langsam vorzurücken, nach einem ganz andern System zu verfahren, sich im Jahre 1812 mit der Besitznahme und geordneten Organisation Lithauens und Volhyniens zu begnügen, die Polen, anstatt sie zu ruiniren, vielmehr zu schonen und ihre Stärke zu verdoppeln, und dann erst 1813 die Eroberung Rußlands bequem fortzusetzen? Er erschöpfte Polen dermaßen, daß es ihm auch im Fall seines Rückzugs keine Stütze mehr bieten konnte. Die Russen handelten viel verständiger, indem sie ihrerseits Lithauen schonten und auf ihrem Rückzug hier die Zerstörung der Dörfer und Städte noch nicht begannen. Es mußte später dem Kaiser Alexander zum Vortheil gereichen, wenn die russisch gewordenen Polen sich gestehen mußten, die Verheerung ihres Landes sey nicht von den Russen, sondern nur von den Franzosen ausgegangen. Napoleons Verfahren gegen die Polen war nicht ein kluges und großmüthiges Sammeln und Aufrichten, sondern ein rohes Niederreiten der hülfeflehenden Freunde.

Da Barklay so wenig im Lager von Drissa, wie in Wilna, Stand hielt, sondern sich auf Witebsk zurückzog, folgte ihm Napoleon wie der blutgierige Jäger dem vorsichtigen Wilde nach, entsandte aber außer der Armee Jeromes auch noch ein starkes Corps von Davoust, um Bagration abzufangen, der ihm jedoch zu Davousts großem Aerger durch die Ungeschicklichkeit Jeromes in der Gegend von Minsk entschlüpfte und nach einem kurzen Rückzugsgefecht gegen Davoust bei Mohilew am 23. Juli glücklich über den Dniepr kam. Napoleon stellte nun Jerome unter Davousts Oberbefehl, was jener so übel nahm, daß er das Commando ganz niederlegte und grollend nach Westphalen zurückkehrte. Auch der Kronprinz von Württemberg, welcher erkrankt war und überdies von Napoleon harte Reden hatte anhören müssen, kehrte zurück und überließ den Befehl über die Württemberger dem General Scheler. Napoleon war allein selber Schuld daran, wenn die Württemberger gleich allen andern Truppen durch Selbsthülfe in den Dörfern sich die kargen Lebens-

mittel verschafften, denn er sorgte nicht für die Verpflegung. Man macht sich einen Begriff von den Leiden der Truppen, wenn man erfährt, daß von den 16,000 Württembergern, die ins Feld gegangen waren, in Witebsk nur noch 4500 übrig waren, alle andern waren auf dem ununterbrochenen Eilmarsch vor Erschöpfung, Hitze, Hunger und Durst verschmachtet oder krank und elend zurückgeblieben. Ein ähnliches Verhältniß fand bei allen Armeecorps Statt. Ein Drittel der Armee, die am Niemen ausmarschirt war, blieb zwischen hier und Witebsk liegen, ohne einen Feind gesehen zu haben. Die Soldaten hatten kein Brod, nicht einmal immer Mehl, das sie zu einem Brei kochten, und mußten oft vom unreifen Getreide leben. Zudem sind Rußlands weite Ebenen trocken, die wenigen Bäche und Pfützen waren von der Sonne ausgetrocknet oder von den Russen verschlammt. Es fehlte also auch häufig tagelang an Wasser.

Erst vor Witebsk schien Barklay eine Schlacht annehmen zu wollen. Napoleons Vortrapp unter Murat hatte bedeutende Rückzugsgefechte mit dem russischen Nachtrapp unter Ostermann und Pahlen bei Ostrowno zu bestehen, am 25. bis 27. Juli, aber die gehoffte Schlacht blieb aus, Barklay zog sich auf Smolensk zurück, um sich hier mit Bagration zu vereinigen. Napoleon verweilte nun in Witebsk bis zum 8. August, um seine Truppen inzwischen verschnaufen zu lassen und eine Menge Nachzügler an sich zu ziehen. Hier stießen auch die Truppen Jeromes und Davousts wieder zu ihm. Da Napoleon am Niemen im Centrum 235,000 und Jerome im rechten Centrum 70,000 Mann gehabt hatte, jetzt aber alle diese wieder vereinigten Corps nur noch 185,000 Mann zählten, war mehr als ein Drittel der Armee unterwegs verloren gegangen, und doch hatte man erst ein Paar Gefechte geliefert. Witebsk liegt noch innerhalb des alten Polen, erst bei Smolensk beginnt das alte Rußland. Witebsk liegt an der Düna, hat daher eine unmittelbare Wasserverbindung mit Riga, wohin der linke Flügel des französischen Heeres unter Macdonald vorgeschoben worden war, und mit Polozk, wohin das linke Centrum unter Oudinot und St. Cyr gerückt war. Von Witebsk aus konnte Napoleon auch dem rechten Flügel unter

Schwarzenberg in Volhynien noch die Hand reichen, und wenn er sich nicht schon so sehr erschöpft hätte, würde er das frühere rechte Centrum, welches er an sich gezogen hatte, jetzt unter Davoust wieder haben entsenden können, um in Verbindung mit Schwarzenberg den von Süden her aus der Türkei vorrückenden Russen wirksam entgegenzutreten. Seine Stellung war alsdann abgerundet, er hütete das alte Polen, machte nach allen Seiten gegen die viel schwächeren russischen Heere Front und konnte sie an sich kommen lassen. Er würde sie auf allen Punkten geschlagen und geschwächt haben. Wenn er hier gewartet hätte, würde er die so sehr von ihm ersehnten Schlachten viel früher und mit gewisserem Erfolge haben liefern können und entweder noch vor dem Winter Alexander zum Frieden bewogen oder mit ungeschwächter Heereskraft überwintert und im nächsten Frühling und Sommer den Frieden in Moskau und St. Petersburg erobert haben. Allein er hatte schon einen großen Theil seines herrlichen Heeres durch Uebereilung eingebüßt und Polen viel mehr zerrüttet als organisirt. Das Verhängniß riß ihn immer weiter ins Verderben. Nach Fains Zeugniß (welches viel unbefangener ist, als das gehässige und erlogene von Segur und das beschönigende von Gourgaud) sagte Napoleon den Marschällen, die ihm damals Vorstellungen machten, eine Ueberwinterung in so weit auseinanderliegenden Cantonirungen in einem Bogen von Riga über Polozk, Witebsk, Minsk und Volhynien sey unthunlich, setze jedes einzelne Winterlager dem Angriff feindlicher Uebermacht aus und gewähre den in seinem Rücken sich wahrscheinlich anspinnenden Intriguen in Deutschland und Frankreich allzu langen und freien Spielraum. Man hätte ihm nun entgegnen können, unter diesen Umständen sey es besser, die Winterquartiere etwas mehr zu concentriren und daher etwas weiter zurückzuverlegen. Aber Napoleon erklärte, eine einzige große Schlacht werde alles ausgleichen, und diese müsse man aufsuchen. Schon zweimal hatte er in Hauptschlachten, 1805 bei Austerlitz und 1807 bei Friedland, die Russen überwunden, und jedesmal hatte Kaiser Alexander unmittelbar darauf um Frieden gebeten. Napoleon zweifelte nicht, dasselbe würde sich zum drittenmal

wiederholen, und er dürfe nur in einer Hauptschlacht siegen oder Moskau einnehmen, so werde Alexander in der ersten Bestürzung gleich wieder um Frieden bitten. Zog ihn Barklay nun auch immer tiefer ins Innere Rußlands hinein, und mußte die französische Armee auf ihrem Marsche noch immer mehr Verluste leiden, so glaubte Napoleon doch immer noch Streitkräfte genug beisammen zu behalten, um eine Hauptschlacht gewinnen zu können. Darum trieb er seine ermüdeten, aber treuen und gleich ihm schlachtbegierigen Truppen unaufhaltsam vorwärts.

In Smolensk war Bagration zu Barklay gestoßen und hatte sich zwar freiwillig dem Oberbefehl desselben unterworfen, verlangte aber als Schüler Suwarows noch eine Schlacht, indem er nach der Vereinigung beider russischer Heere stark genug zu seyn glaubte, um das Feld halten zu können. Barklay, der für einen Fremden angesehen wurde, weil er als Livländer mehr Deutscher als Russe war, glaubte dem wilden Drängen nachgeben zu müssen, um jeden Verdacht der Feigheit oder des Verraths von sich abzuweisen, traf aber solche Anstalten, daß er, wenn Bagration erst das Unthunliche eines Entscheidungskampfes nach einem ersten Versuch begriffen haben würde, die Armee mit möglichst wenig Verlust retten konnte. Zugleich nahm er darauf Bedacht, in Smolensk den Anfang mit dem skythischen System zu machen, welches er im ganzen Altrußland durchführen wollte, nämlich die Städte und Dörfer zu verbrennen, die Einwohner fortzutreiben, alles zu zerstören und dem Feinde nur eine Wüste übrig zu lassen. Eine russische Division unter Newerowskoi, die bei Krasnoi den Weg nach dem nahen Smolensk sperrte, wurde am 15. August (an Napoleons Geburtstage) von Murat zurückgeworfen, und am folgenden Tage begann der Sturm der Franzosen auf Smolensk. Diese echt altrussische Stadt war ringsum mit hohen uralten Mauern umgeben und durch den Dniepr geschützt, groß und regelmäßig gebaut, voll prächtiger Kirchen mit goldenen Kuppeln und zahlreichen kleinen Thürmen, die zwischen den niedern hölzernen Häusern und den besser gebauten Magazinen und Kaufmannsquartieren lagen. Ein befremdlicher und wunderbarer Anblick für die

Abendländer, die hier zum erstenmal eine halborientalische Stadt sahen, aber ein Trost für die von Entbehrungen erschöpften Soldaten, die hier Sieg und Ruhm und zugleich nach so langer Zeit zum erstenmal wieder städtische Bequemlichkeiten und eine reiche Beute zu finden hofften. Zwei Tage lang griffen sie die Stadt an, schlugen sich mit den Russen in den Vorstädten und um die Citadelle und machten einen vergeblichen Versuch, in die dicken Mauern Bresche zu schießen. In der Nacht des 17. August sahen sie mit Schrecken hinter den hohen Mauern Feuer aufflammen, welches sich bald über den größten Theil der Stadt ausbreitete. Die etwas entfernter bivouakirenden Truppen hatten den Anblick des ungeheuren Brandes über grüne Waldflächen noch mehr im Ganzen und Großen als die, welche unmittelbar vor der Stadt lagen und mehr nur durch die Schießscharten der langen Mauer in die Gluth hineinsahen. Am 18. gelang es den leichten Truppen, am Wasser hinschleichend, in die Stadt zu dringen, die von den russischen Soldaten und Einwohnern verlassen und ganz vom Feuer in Besitz genommen war. Den angestrengten Bemühungen der Franzosen gelang es doch nur, einen kleinen Theil der Häuser zu retten.

Da Smolensk nicht fest genug war, um einen ernsten Stoß des Feindes auszuhalten, hatten die russischen Feldherrn es vorgezogen, die Stadt und ihre reichen Vorräthe zu vernichten und sich hinter derselben in einer guten Stellung bei Volutina Gora aufgestellt, um hier die Schlacht anzunehmen. Napoleon eilte, sie anzugreifen, immer besorgt, sie könnten ihm wieder entwischen. Man kämpfte am 19. den ganzen Tag mit äußerster Erbitterung bis in die Nacht. Napoleon behauptete das Schlachtfeld und versicherte, er würde die Russen vernichtet haben, wenn nicht Junot auf unbegreifliche Weise dem Befehl, mit seinem Corps vorzurücken, ungehorsam geworden wäre. (Junot war geisteskrank, in Folge seiner Ausschweifungen und seiner in Portugal mißlungenen ehrgeizigen Pläne, seine Krankheit nahm zu und er endete nach dem Kriege in völligem Wahnsinn.) Bagration hatte die Lust gebüßt und zog in der Nacht willig mit Barklay ab. Sie waren noch gut genug davon

gekommen, hatten den Heldenmuth ihrer Truppen gegen eine beträchtliche Uebermacht erprobt und den Franzosen großen Schaden gethan. Man schätzt den Verlust der letzteren vor Smolensk und bei Volutino auf 20,000 Mann. In der Asche der Stadt wälzten sich viele tausend Verwundete, unter denen die russischen meist zu Grunde gingen, weil die Sieger kaum die ihrigen hinlänglich pflegen konnten. Erst nach und nach kamen Zufuhren aus Lithauen an, und wurden zu Smolensk in allen noch übrigen Gebäuden Magazine und Spitäler angelegt.

Napoleon zog auf der Straße nach Moskau weiter, fand aber unterwegs alle Städte eben so systematisch verbrannt und von allen Einwohnern entleert, wie Smolensk. So Dorogobusch, Wiazma. Ehe ein Franzose hinkam, lag alles schon in Asche. Die Russen ließen aber aussprengen, die Franzosen seyen es, die das Land auf diese grausame Weise verwüsteten, um das Volk in der Ferne zu desto wilderer Racheluft aufzureizen. Gesyat soll wirklich von den Franzosen aus Unachtsamkeit in Brand gesteckt worden seyn.

Am 27. August*) stieß Miloradowitsch mit 15,000 Russen bei Wiazma zu Barklay und zog sich mit ihm weiter gegen Moskau zurück, am 29. August traf endlich auch der alte narbenvolle und einäugige Kutusow, bisher Oberbefehlshaber gegen die Türken, im russischen Hauptquartier ein und übernahm auf des Kaisers Befehl das Commando. Barklay ordnete sich ihm willig unter, Bennigsen wurde Chef des Generalstabs. Seine Armee brachte aber Kutusow nicht mit, sie war unter Tschitschagow gegen Schwarzenberg geschickt worden, um in Napoleons Rücken zu operiren. Dagegen stießen bei Borodino noch 10,000 russische Recruten zum Hauptheer, das nun wieder 120,000 Mann stark war. Kutusow galt bei den Russen als zweiter Suwarow und war ihr Liebling. Setzte er auch nicht in so hohem Grade wie Bagration sein Vertrauen in einen Sieg, so wollte und konnte er doch sein Commando nicht mit einem

---

*) An demselben Tage war Kaiser Alexander mit Bernadotte in Abo zusammen.

Rückzugsbefehl beginnen und Moskau ohne Schwertstreich Preis geben. Er nahm daher eine Stellung bei Borodino, unfern von dem Flüßchen Moskwa, und deckte sich die eine Seite mit Sümpfen und Wäldern, die andere mit schnell aufgeworfenen Redouten, am 4. Sept. Schon am folgenden Tage näherte sich ihm die große französische Armee, damals noch 130,000 Mann stark, auf der Hauptstraße nach Moskau, die mitten durch die russischen Linien führte. Beide Armeen brannten vor Begierde, sich zu schlagen. Die Stimmung der Russen spiegelt sich in den Proclamationen, durch die man sie erhöhte. Schon am 18. Juli hatte Kaiser Alexander allen seinen Russen zugerufen: „vereinigt euch, das Kreuz in eurem Herzen und das Eisen in euren Händen!“ Aehnliches sprach gleichzeitig die heilige Synode von Moskau. Sie sprach mit Stolz und Sicherheit von der Höhe der morgenländischen Kirche auf die Zerrüttungen der abendländischen herab. „Das russische Kaiserthum und die russische Kirche, so lautete ihr Aufruf, waren lange mitleidige Zuschauer des Unglücks, welches die Nationen durch ihre Vergessenheit des höchsten Gottes auf ihre Häupter herabriefen. Ein ehrgeiziger und unersättlicher Feind, dem alle Eide nur Spott sind, dringt in das Herz unseres Landes. Geliebte Kinder unserer Kirche, vertheidigt den Glauben eurer Väter. Wir rufen euch mit Tönen der Posaunen auf, ihr Diener der h. Altäre. Begeistert eure Krieger mit der Hoffnung auf den Herrn“ ꝛc. Aus dem brennenden Smolensk hatten die Russen ein hochverehrtes Muttergottesbild gerettet. Das ließ jetzt Kutusow feierlich in seinem Lager umhertragen und sprach zu den Soldaten: „ihr seht in diesem Bilde eine Fürbitte bei Gott, daß er sich mit uns gegen den Tyrannen der Erde verbünde. Nicht zufrieden, Millionen von Menschen, Ebenbildern Gottes zu zerstören, dringt dieser Erzrebell gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit bewaffneter Hand in unser Allerheiligstes, stürzt unsere Altäre und wollte selbst dieses heilige Bild der Entweihung des Zufalls, den Flammen und gotteslästernden Händen Preis geben. Wie ein Wurm aus dem Staube geboren, ist er groß geworden und bedroht unsere Altäre, aber Gott

wird uns mit seinem Schilde decken und der h. Michael ihn mit dem Schwerte treffen."

Von dieser heiligen Erwärmung war im französischen Lager gegenüber nichts wahrzunehmen. Hier freute man sich auf die Schlacht nur, weil man mit ihr endlich den Frieden, die ersehnte Ruhe nach so unerhörten und langen Entbehrungen zu erkämpfen hoffte. Dieser Stimmung entsprach Napoleons Aufruf zur Schlacht: „Soldaten, die lang gewünschte Schlacht wird beginnen. Der Sieg liegt in eurer Hand, er ist uns nöthig, er wird uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und schleunige Rückkehr ins Vaterland bringen." Er wußte genau, um was es seinen abgehetzten Truppen zu thun war. Zum Schluß erinnerte er sie aber, wie sehr es ihnen späterhin zum Ruhm gereichen würde, sagen zu können, „auch ich war bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau." Unmittelbar vorher hatte Napoleon Marmonts Niederlage bei Salamanca erfahren, die neuen Sorgen um Spanien mußten ihm daher einen entscheidenden Sieg über die Russen noch wichtiger machen. Auch hatte man ihm ein schönes Portrait des jungen Königs von Rom geschickt. Er stellte es vor seinem Zelte aus, damit es seine alten Grenadiere betrachten konnten, ließ es aber plötzlich wieder wegnehmen, indem er bemerkte: „das Kind blickt zu früh in die Schlachtfelder."

Schon am 5. Sept. ließ er einige vorgeschobene Schanzen der Russen erstürmen. Der Hauptkampf begann aber erst am 7. Als die Sonne blutig über der weiten Ebene aufging, sagte Napoleon „das ist die Sonne von Austerlitz." Kutusow hatte einen kleinen Höhenzug, der sich nicht mehr als 20 Fuß über die umliegende Ebene erhob, stark mit Geschütz versehen und seine Truppen dahinter zusammengehalten. Die ganze Breite seiner Schlachtstellung betrug nur 8000 Fuß, und seine Corps standen so nahe hinter einander, daß die französischen Kugeln, welche die ersten Linien verschont hatten, um so gewisser in die zweite und dritte schlugen. Napoleon griff zuerst den linken Flügel der Russen an, da sie sich aber hier alsbald verstärkten, das Centrum selbst. Masse drückte gegen Masse. Es

war ein fürchterliches Morden, denn von beiden Seiten schlugen die Kanonenkugeln in dichte Menschenhaufen ein. So lange die Russen ihre Redouten behaupteten, war der Verlust auf französischer, sobald die Franzosen sie aber wegnahmen und die Kanonen umkehrten, auf russischer Seite größer. Die schon weit vorgerückten Franzosen wurden durch eine gewaltige Anstrengung der Russen wieder zurückgeworfen, die Redouten wieder erobert. Schon flohen die französischen Regimenter, die Murat vergeblich zurückzuhalten suchte, und der letztere war nahe daran, gefangen zu werden, als die hier auf 2000 Mann herabgekommenen Württemberger sich durch die fliehenden Franzosen hindurch auf die Redouten stürzten, den König von Neapel retteten und den Platz festhielten. Eine sehr schöne Waffenthat, welche die französischen Geschichtschreiber des Krieges verschweigen. Die Schlacht stand noch immer. Kutusow zog sich ungeheuren Menschenverlust zu, indem er durchaus nicht weichen wollte und doch dem von den eroberten Redouten aus verdoppelten Feuer Napoleons ausgesetzt war. Erst die Nacht machte dem Kampf ein Ende, worauf die Russen sich in guter Ordnung zurückzogen, denn sie waren zu sehr geschwächt, um den Kampf am nächsten Tage erneuern zu können. Sie hatten den tapfern Bagration, den General Tuschkow, viele andere Generale durch den Tod verloren. Ihren Gesammtverlust an Todten und Verwundeten berechnet man auf 30,000 Mann. Auf französischer Seite waren die Generale Coulaincourt (Bruder des Herzogs von Vicenza), Montbrun &c. gefallen und betrug der Gesammtverlust 20,000 Mann. Ney, der sich hier wieder besonders ausgezeichnet hatte, wurde zum Fürsten von der Moskwa ernannt. Das Schlachtfeld sah um so schrecklicher aus, als man in engem Raum gefochten hatte und überall die Wundärzte nicht ausreichten. Eine ungeheure Menge von Verwundeten, besonders Russen, mußten hier wieder hülflos verschmachten. Von Rücksichten der Menschlichkeit war in Napoleons Heer kaum mehr die Rede. Wenn er nur vorn noch eine schlagfertige Streitmasse behielt, bekümmerten die Tausende ihn nicht, die rückwärts zu Grunde gingen. Man bemerkt in der

Reihenfolge seiner großen Kriege eine stufenweise immer zunehmende Verwilderung.

Das kleine Städtchen Mosaisk, das einzige in der Nähe, war mit russischen Verwundeten angefüllt, die am 9., als die Franzosen einrückten, ohne Umstände hinausgeworfen wurden, um dafür französische unter Dach zu bringen. Am 10. lieferte Miloradowitsch den zu rasch nachdringenden Franzosen bei Krinskoi ein blutiges Gefecht, das ihnen 2000 Mann kostete und den Beweis lieferte, in welcher festen Haltung sich die russische Armee befinde. Doch wollte und konnte dieselbe Moskau nicht mehr retten, sondern gab diese reiche Hauptstadt dem Feinde Preis und nahm südwestlich davon die berühmte Flankenstellung bei Kaluga. Ob und in wie weit sie früher schon vorgeschlagen war, worüber die Meinungen abweichen, ist einerlei. Nach allem Vorgefallenen war sie jetzt die beste Stellung für die russische Armee, sowohl um den Feind im Rücken zu fassen, als um sich aus den fruchtbaren und volkreichen Südprovinzen des Reichs zu verstärken.

Napoleon aber richtete sein Adlerauge auf die heiß ersehnte Hauptstadt des alten Rußland, in der er Vorräthe aller Art, bequeme Quartiere für seine Armee, die langentbehrte Ruhe und, was ihm das wichtigste war, das Ende des Feldzugs zu finden hoffte, denn nach der Einnahme von Moskau zweifelte er nicht, Alexander werde um Frieden bitten. Am 14. September erblickten die Franzosen zum erstenmal das von den Altrussen für heilig geachtete Moskau, herrlich von der Sonne beleuchtet mit seinen hundert vergoldeten Kuppeln, 295 Kirchen, 1500 Palästen, aus deren Mitte der Kreml, die uralte Burg und Kirche der Czaaren mit ihren phantastischen, theils vergoldeten, theils in den buntesten Farben schimmernden und durch Ketten verbundenen Kuppeln und Thürmen hervorragte. Die Stadt war sehr weitläufig gebaut, die Kirchen und Paläste der Großen standen isolirt zwischen Gärten und zahllosen hölzernen Häusern, worin das gemeine Volk wohnte. Man schätzte die Bevölkerung zu 3—400,000 Seelen, unberechenbar, weil der Adel im Winter mit einem zahlreichen Gefolge von Leibeigenen in der Stadt,

im Sommer auf dem Lande zuzubringen pflegte. Moskau war die alleinige Hauptstadt des Reichs, ehe St. Petersburg entstand, bildete auch jetzt noch einen Gegensatz gegen Petersburg, schloß den stolzen Adel in sich, der entweder dem Staat nicht dienen wollte, oder in Ungnade gefallen war, und konnte, wenn Napoleon sich hier erst eingewohnt und durch ein wohlwollendes und geschicktes Benehmen beliebt geworden war, ihm zu einem politischen Stützpunkt gegen Petersburg und den Kaiser dienen. Er dachte sogar an eine Reform des altrussischen Volks, an eine Freierklärung aller Leibeigenen, und wollte noch später dafür gelobt seyn, daß er Entsagung genug gezeigt habe, diese revolutionäre Maaßregel zu unterlassen. Mit solchen Hoffnungen sah er die prächtige Stadt vor sich liegen und erwartete eine Deputation ihrer Behörden, ihres Adels, ihres Handelsstandes. Aber niemand erschien. Die Straßen zur Stadt, die Thore blieben einsam. Gleich der verzauberten Stadt in den Märchen der tausend und einen Nacht stand Moskau da, menschenleer und grabesstill.

Die städtische Bevölkerung, so wie die ländliche ringsumher theilte die fromme Begeisterung und den Todesmuth des russischen Heeres. Der Krieg war für sie ein Religionskrieg und Nationalkrieg zugleich, und sie war in der Stimmung, die ungeheuersten Opfer zu bringen. Platon, der greise Metropolit von Moskau, hatte schon am 26. Juli dem Kaiser einen Trostbrief geschrieben, der dem Volk bekannt gemacht wurde. Darin sprach der fromme Altrusse: „Moskau sieht unter dem aufsteigenden Nebel den glänzenden Ruhm Ihrer Monarchie voraus und ruft in ihrem Entzücken: Hosianna! Mag der verwegene Goliath die Schrecken des Todes von den Grenzen Frankreichs in die Länder Rußlands tragen, der sanfte Glauben, diese Schleuder des russischen David, wird die Stirne seines blutdürstigen Uebermuths zerschmettern.“ Graf Rostopschin, den Alexander zum Gouverneur von Moskau ernannt hatte, sprach in volksthümlicher Derbheit zu seinen Russen und sagte über Napoleon die gröbsten Wahrheiten, z. B. in einem Aufruf vom 29. August: „Napoleon verspricht alles und hält nichts; er verspricht allen Sol-

daten den Marschallstab, den Bettlern goldene Berge, dem Volke Freiheit und erwischt sie alle bei den Ohren, steckt sie alle in den Topf und schickt sie zuletzt alle zum Tode, ja er macht sie alle todt." Rostopschin ließ es aber nicht bei starken Redensarten bewenden, er war der Mann der That. Da ihm der Ausgang einer Hauptschlacht nicht zweifelhaft war und er bei der Uebermacht und Eile Napoleons sicher darauf rechnete, derselbe werde noch vor Eintritt des Winters Moskau erreichen, hatte er schon lange alles zu seinem Empfange vorbereitet. Unter dem lächerlichen, aber den leichtgläubigen Russen imponirenden Vorwande, durch einen deutschen Mechaniker einen ungeheuren Feuerballon verfertigen zu lassen, welchen er auf die französische Armee, wenn sie käme, niederlassen wolle, hatte er eine Menge Brandmaterialien zubereitet, um die heilige Stadt damit in Asche zu legen und Napoleon nichts als öde Trümmer übrig zu lassen, wie in Smolensk. Natürlicherweise konnte dieses, wenn auch im tiefsten Geheimniß, nur im Einverständniß mit dem höchsten Willen, so wie mit den Feldherrn und mit den patriotischen Häuptern des Adels und der Kirche geschehen. Dadurch wurde vollkommene Einheit in der Ausführung erzielt und jede Klage, jeder Vorwurf wegen der Größe des Opfers von vorn herein beseitigt. Ein Theil der russischen Armee zog nur deshalb noch durch Moskau, um die Stadt auszuleeren und alle Schätze der Kirche und des Staats, der Großen, der Kaufleute, so wie die Elite der Bevölkerung selbst unter sicherem Schutz zu entfernen. Das gemeine Volk, welches nicht im Geheimniß war, folgte, von seinen Popen mit Kirchenfahnen geführt. Nur wenige Leute vom gemeinsten Pöbel, einige Fremde, die sich vor dem Hasse der Russen versteckt gehalten, und die bestellten Brandstifter, welche sich erst vor den einrückenden Franzosen verbargen, aber auch viele Verwundete, die man nicht hatte fortbringen können, blieben zurück.

Murat rückte mit der Avantgarde der französischen Armee in die leere Stadt ein, vorsichtig, weil er einen Hinterhalt besorgte, fand aber erst in den Höfen des Kreml einen lärmenden Haufen von Pöbel, Verwundeten und Kosacken, die sich verspätet hatten, jetzt aber schnell

auseinanderstoben. Napoleon selbst, immer noch einen Hinterhalt fürchtend, zog noch nicht in die Stadt ein, sondern übernachtete in einem Hause der Vorstadt. Mortier aber besetzte den Kreml und richtete ihn als Hauptquartier ein. Es war unmöglich, die Soldaten in der Nacht in Ordnung zu halten. Hunger und Beutegier regten sich zu mächtig nach so langen mühseligen Märschen. Selbst Offiziere ließen sich nicht zurückhalten. Man brach die geschlossenen Häuser auf, fand auch wirklich noch eine Menge Lebensmittel und werthvolle Gegenstände, die bei der Eile des Auszugs aus Mangel an Transportmitteln und von den Reichen, welche sie später leicht wieder ersetzen konnten, auch aus Gleichgültigkeit zurückgelassen worden waren. Man fand noch ganze Paläste mit ihrem prächtigen Ameublement, und sogar in einigen noch Livreebedienten, welche den eindringenden Offizieren aufwarteten und sich erst entfernten, als das Feuer ausbrach. Schon in dieser ersten Nacht entstanden an mehreren Orten Brände, von denen die Franzosen glaubten, ihre trunkenen Landsleute hätten sie verschuldet. Man wollte löschen, aber alle Spritzen, Löscheimer waren auf Rostopschins Befehl entfernt worden und das Feuer fraß um sich, doch anfangs noch bei ruhiger Luft und bei der großen Ausdehnung der Stadt in enge Kreise gebannt.

Am 15. ritt Napoleon in den Kreml, schlug hier, von wo er die ganze Stadt übersehen konnte, seine Wohnung auf und gab gemessenen Befehl, die Disciplin zu handhaben, alle Regimenter in Ordnung beisammen zu halten, das Feuer zu löschen und seinen Wiederausbruch durch jede Vorsicht zu verhindern. Aber man meldete ihm, alle Löschwerkzeuge fehlten, und in vielen Häusern habe man Brandraketen, Pechkränze, in den Oefen des Rostopschin'schen Palastes sogar geladene Petarden gefunden. Man bemerkte vor dem eigentlichen Ausbruch des Feuers in den Straßen einen starken Geruch von Schwefel und Pech. Auch entdeckte man rußige Gesellen, die sich von Haus zu Haus schlichen und den Brand leiteten. Nun war an der Absicht der Russen, die Stadt über den Häuptern der Franzosen anzuzünden, nicht mehr zu zweifeln. Allein noch war das Element

der prächtigen Stadt lange nicht Meister geworden, und Napoleon hoffte noch, sie demselben entreißen zu können. Jeder Brandstifter, den man ergriff, wurde erschossen, aber sie hielten sich versteckt und setzten ihr Werk im Dunkel der Nacht fort. In dieser schrecklichen Nacht vom 15. zum 16. September erhob sich ein heftiger Nordwind und fachte die Flammen an, die jetzt auch überall vereinzelt in den Stadttheilen emporstiegen, die bisher verschont geblieben waren. Bald küßte die Flamme des einen großen Brandes die des andern und wälzte sich immer höher und breiter in der Richtung des Windes fort, und trieb Gluth und Funken gegen das Fenster des Kremls, aus dem Napoleon, aus einem tiefen Schlaf erst in der Morgendämmerung vom Feuerschein erwacht, mit untergeschlagenen Armen dem entsetzlichen Brande zusah, der Moskau vor seinen Augen vernichtete und ihm alle die Hülfsmittel entzog, die er hier zu finden gehofft und seiner müden Armee versprochen hatte. Der Tag brach an, der Wind und das Feuer setzten ihre gräßliche Eroberung der Straßen, Paläste und Kirchen Moskaus fort, die eine nach der andern verschwanden. Der Kreml selbst war bedroht, Napoleon mußte sich außerhalb der Stadt in das Schloß Petrowskoi flüchten. An Löschen war gar nicht mehr zu denken, die Soldaten trachteten nur noch, dem Feuer so viel Beute als möglich zu entreißen und plünderten, keinem Befehl mehr gehorchend, die noch nicht brennenden Stadttheile, oft vom Feuer überrascht und verzehrt, da viele sich in dem aufgefundenen Wein und Branntwein berauscht hatten.

Das Feuer wüthete Tag und Nacht bis zum 19. fort. Man sah bei Tage eine Rauchwolke in der ganzen Breite der Stadt in schiefer Richtung vom Winde getrieben, und bei Nacht eine eben so ungeheure Lohe, ein Meer von Feuer, hoch zum Himmel aufschlagen. Napoleon selbst gibt (bei Las Cases) von dem Brande folgende Beschreibung. „Nie kam etwas, trotz allen Schilderungen der Poesie, trotz allen Erdichtungen vom Brande von Troja, in Wirklichkeit dem Brande von Moskau gleich. Es läßt sich kaum ein schauderhafterer Anblick denken. Am erstaunenswürdigsten war dieses Schauspiel in der Nacht des 18. auf den 19., als der Brand den höchsten Grad

erreicht hatte. Das Wetter war schön und trocken und es herrschte fortwährend Ost- oder Nordwind. In dieser Nacht, deren schauderhaftes Bild nie aus meiner Seele verschwinden wird, stand die ganze Stadt im Brande. Dicke Feuergarben von den mannigfaltigsten Farben stiegen aller Orten bis zu den Wolken empor, bedeckten den ganzen Horizont und verbreiteten das glänzendste Licht und eine Gluthitze in die größte Entfernung. Diese nach allen Richtungen von dem Winde geschleuderten Feuergarben waren bei ihrem Aufsteigen vom furchtbarsten Geräusch und entsetzlichen Detonationen begleitet, was von Verbrennung des Pulvers und Salpeters, des Oels und Weingeistes in den Kaufläden und Waarenlagern herrührte. Die glasirten Dachziegel flogen in weite Ferne, selbst große Holzbalken wurden weithin fortgeschleudert. Schrecken und Angst hatte alle Gemüther ergriffen." So Napoleon. Das russische Heer, welches eben damals seine Seitenbewegung nach Süden machte, sah den Brand nur aus der Ferne, und die im Geheimniß waren, hatten die schreckliche Genugthuung, wahrzunehmen, wie vollkommen das Werk gelungen sey. Rostopschin hatte auch seinen schönen Palast auf dem Lande angezündet und eine Inschrift hinterlassen: „acht Jahre lang verschönerte ich diesen Landsitz und lebte da glücklich im Schooß meiner Familie. Die Einwohner verlassen es bei eurer Annäherung, und ich stecke es in Brand, damit es nicht von eurer Gegenwart besudelt werde." Gleichwohl hat Rostopschin später in einer eigenen Schrift die Ehre, Moskau angezündet zu haben, von sich abgelehnt. Das Opfer war mit so vielen Schmerzen verbunden, daß Niemand bekennen wollte, es gebracht zu haben. Anfangs beschuldigte man, wie in Smolensk, Wiazma rc. die Franzosen, den Brand verursacht zu haben. Später glaubten die Geschichtschreiber des Kriegs, oder machten glauben, Rostopschin trage allein die Verantwortung und habe eigenmächtig gehandelt, Kaiser Alexander aber nachher, weil es nicht mehr zu ändern und ihm vortheilhaft war, ein Auge zugedrückt. Clausewitz bemerkt sehr richtig, jenes patriotische Opfer sey ein desavouirtes Kind, aber dennoch ein Kind der Liebe gewesen. Wer hätte wagen dürfen, Moskau anzuzünden, wer hätte so lange Vorbereitun-

gen dazu treffen und so zahlreiche Einwohner entfernen dürfen, wenn nicht Kaiser, Kirche, Adel und Heer in Bezug auf das Opfer solidarisch verbunden gewesen wären? *) Dies geht auch deutlich aus der Proclamation hervor, welche Kaiser Alexander unmittelbar nach dem Brande von Moskau erließ: „Wir wissen, wie schmerzvoll es für jeden Russen ist, den Verwüster seines Landes im Besitz der alten Hauptstadt des Reichs zu sehen. Allein nur die Trümmer derselben sind in seine Macht gefallen. Verlassen von ihren Bewohnern, aller Reichthümer beraubt, gleicht sie einem Grabe. Dieser stolze Länderverheerer hoffte, als er sich Moskaus bemächtigte, unumschränkter Herr unseres Schicksals zu werden und uns den Frieden vorzuschreiben. Seine Erwartung wurde getäuscht. Er findet in Moskau weder die Mittel zu herrschen, noch seinem Heere Leben zu fristen. Unsere Streitkräfte, welche sich täglich vermehren, umgeben Moskau, schneiden dem Feind die Zufuhren ab. Bald wird er den Irrthum einsehen, den er beging, als er sich einbildete, der Besitz von Moskau werde ihn zum Herrn des Reichs machen. Die Noth wird ihn endlich zwingen, mitten durch die Glieder unseres unverzagten Heeres zu fliehen, um dem Hungertode zu entgehen. Allerdings hat das Elend den höchsten Grad erreicht; man darf nur um sich blicken, um das Unglück des Kriegs in seiner schrecklichsten Gestalt zu sehen. Aber wir bieten allem Schrecken Trotz, zur Erhaltung unserer Freiheit und zum Wohl der Menschheit überhaupt. Wir werden das Wohlbehagen empfinden, eine gute Handlung begangen zu haben, und unsterbliche Ehre wird der Lohn eines Volkes seyn, welches durch seine Ausdauer nicht nur sich selbst, sondern auch den andern unglücklichen Völkern, die der Tyrann nach seinem Willen gezwungen hat, einen dauerhaften Frieden erringen wird."

Napoleon machte der Welt in seinem 20. Bulletin das große Ereigniß mit den Worten bekannt: „Moskau, eine der reichsten und

---

*) Vgl. auch Schoell, histoire des traités X. 162. La résolution de brûler Moscou avoit été concertée avec les principaux membres de la noblesse Russe.

schönsten Städte der Welt, existirt nicht mehr.“ Er beschuldigte Rostopschin allein. Er versicherte aber, das Unglück sey für die französische Armee nicht sehr groß, die Keller seyen verschont geblieben und in diesen finde man jeden Augenblick neue und reiche Vorräthe. Ueberdies stehe seine Avantgarde schon auf der Straße nach St. Petersburg. Er kehrte wirklich nach dem Kreml zurück, den seine Garden, aber noch mehr die freie Lage geschützt hatten, und konnte nun Moskaus weiten Aschenhaufen überblicken, aus dem die stehen gebliebenen Schornsteine wie schwarze Leichensteine herausragten. Fain verglich sie mit den vorstehenden Knochen eines Gerippes. Außer dem Kreml waren nur wenige, gleichfalls isolirte Paläste erhalten, aber in den Kellern fand man überall Brod, Mehl, Wein, Branntwein, Tücher und Waaren aller Art, die eine Zeitlang hinreichten, den Hunger der Franzosen zu stillen und ihre Blöße wieder zu bedecken, mit denen der Soldat aber in seiner Verwilderung nicht sparsam umzugehen wußte, sondern vieles verschleuderte und verdarb. Auch eine Menge kostbare Möbel, Luxuswagen 2c. aus den Palästen waren erbeutet worden, und man nährte das Feuer der Bivouacs mit Mahagonyholz und Goldrahmen. Mancher Soldat hüllte seine in den zerrissenen Uniformen entblößten Glieder in einen Zobelpelz oder Shawl von unschätzbarem Werth. Mancher Offizier und General, mancher Marketender packte seine Privatwagen voll; selbst der Gemeine füllte seinen Tornister mit dem Kostbarsten, was er erbeutet oder für seine Beute gelöst hatte. Jedenfalls bedurfte das Heer eine, wenn auch nur kurze Ruhe, und reichte das Gefundene hin, die Ermatteten wieder zu stärken und viele Leichtverwundete zu heilen. Was aber nachher geschehen sollte, das wußte niemand, obgleich es schon deutlich in Alexanders Proclamation vorhergesagt war.

Napoleons Aufenthalt in Moskau hätte nur dann den von ihm gewünschten Erfolg haben können, wenn gleichzeitig der mit ihm verbündete Bernadotte in Petersburg und die Türken in die Krim oder Kiew eingerückt wären. Da er aber versäumt hatte, Schweden und die Türkei auf seine Seite zu bringen, so stand er mit seinem siegreichen Heere jetzt in der Luft und waren seine Flanken nicht ge-

schützt, sondern bedroht. Auf dem äußersten linken Flügel war Macdonald mit den Preußen am Ufer der Ostsee vorgerückt und nach einem kleinen Gefecht bei Eckau gegen den russischen General Lewis am 5. August vor Riga angelangt, welche Stadt er sofort langweilig zu belagern anfing. Das wäre hinreichend gewesen, wenn Napoleon in Witebsk Halt gemacht hätte; Macdonald hätte aber nothwendig stark genug seyn müssen, um Petersburg selbst zu bedrohen, sobald Napoleon bis Moskau vorging; denn von Riga aus konnte er ihm nach Moskau hin nicht mehr die Hand bieten. Riga hielt sich unter dem russischen General Essen, ein kleinerer russischer Ausfall am 7. und ein größerer am 22. August wurde jedoch von den Preußen unter York zurückgeschlagen. — Im linken Centrum war Oudinot gegen Drissa vorgerückt, und Macdonald, der nur die Preußen vor Riga schickte, ging mit seinen Franzosen nach Jakobstadt, um sich von hier aus mit Oudinot zu verbinden. Aber der russische General Graf Wittgenstein, der 30,000 Mann führte, kam ihrer Vereinigung zuvor und schlug Oudinot am 31. Juli bei Kliastizi, wurde jedoch beim Verfolgen am andern Tage selbst wieder zurückgetrieben. Weil Oudinot nur 20,000 Mann hatte, mußte St. Cyr ihn verstärken. Beide setzten sich bei Polozk fest, Wittgenstein griff sie hier am 16. August an und siegte, Oudinot wurde verwundet, aber St. Cyr, der nun das Commando übernahm, siegte wieder am folgenden Tage. In diesen Schlachten zeichneten sich die Bayern aus, deren tapferer General Deroy hier den Tod fand. Die Marschälle unternahmen aber weiter nichts und hielten nur die Stellung bei Polozk fest, wie Macdonald die bei Riga. — Auf dem rechten Flügel hatte sich Schwarzenberg mit Reynier vereinigt und wurde Tormasow, obgleich er am 26. Juli eine sächsische Division unter General Klengel überfallen und fast ganz vernichtet hatte, doch von Schwarzenberg am 12. August bei Gorodesczna zurückgeschlagen; dieser blieb dann aber in Volhynien bei Luzk stehen, gleich den Marschällen des linken Flügels die Erfolge des Centrums unter Napoleon abwartend. Unterdeß rückte Victor mit 34,000 Mann aus Deutschland nach und folgte der Straße des Centrums bis nach

Smolensk, um Napoleon als Reserve zu dienen. In **Wilna** war das politische Hauptquartier aufgeschlagen, hieher hatte Napoleon die fremden Gesandten berufen, weil die Communication mit ihnen hier viel leichter war, als in Paris. Hier würde er den Friedenscongreß eröffnet haben, wenn Alexander Frieden gewollt hätte. Von hier wäre alsdann die neue Gestaltung Europas ausgegangen.

Die Flügel der großen Armee hatten sich also nicht über Lithauen und Volhynien hinaus entfernt und beschrieben immer noch die Bogenstellung, in welcher das schon damals zu weit vorgeschobene Centrum der Armee durch Witebsk bezeichnet gewesen war. Das Centrum allein war über diese Stellung weit hinausgegangen bis nach Moskau, und nur Victor in Smolensk stellte einigermaßen die Verbindung wieder her. Da nun Alexander keinen Frieden machte, da sich Napoleon in dem ausgebrannten Moskau nicht den ganzen Winter über halten konnte, da er auch mit seiner geschwächten Armee und beim Herannahen des Winters den durch weite Sümpfe führenden und leicht zu sperrenden Weg nach Petersburg nicht einschlagen, noch auch südwärts ziehen konnte, wo sein immer mehr sich vermindernde Heer zwischen das immer mehr sich verstärkende von Kutusow und das von Tschitschagow aus der Türkei herbeigeführte Heer gerathen wäre, blieb ihm nichts übrig, als sich in jenen Bogen zwischen seine Flügel zurückzuziehen, auf dem Wege, auf dem allein er Magazine und eine Reserve hatte. Um diesen Rückzug sicher zu bewerkstelligen, war aber die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Napoleon fürchtete, schon unterwegs von der ganzen furchtbaren Strenge eines russischen Winters überfallen zu werden. Begreiflich ist, daß sein Stolz sich vor dem Rückzug sträubte und daß er sich an die letzte Möglichkeit eines Friedensschlusses klammerte, in Folge dessen sein Rückzug allein ehrenvoll hätte seyn können.

Am 24. Sept. entschloß sich Napoleon, in einer versöhnlichen Weise an Alexander zu schreiben, und am 5. Oct. schickte er General Lauriston an Kutusow ab, mit dem Wunsche, er möge denselben zum Kaiser Alexander geleiten lassen. Kutusow antwortete höflich, zu einer solchen Reise müsse sein Kaiser erst die Erlaubniß ertheilen,

er wolle anfragen lassen; aber es kam keine Antwort. Napoleon hatte, indem er den ersten Schritt that, nur seine Verlegenheit verrathen und den Kaiser Alexander in seinem Entschlusse, nicht nachzugeben, bestärkt. Diese Demüthigung hätte er sich ersparen können. Der Brand von Moskau, die Sprache der russischen Proclamationen und das Vordringen neuer russischer Heere auf seine Rückzugslinie konnte ihm hinlänglich beweisen, Alexander fühle sich stark, sey mit seiner Nation einig und werde nimmermehr nachgeben. Während Kutusow sich bei Kaluga durch Rekruten und Milizen verstärkte, die von allen Seiten freudig zu seinen Fahnen eilten, wurden zugleich beide bisherigen Flügel der Russen zu dem Zwecke verstärkt, um mit einem Theil ihrer Streitkräfte wie bisher die ihnen gegenüberstehenden französischen Flügel zu beschäftigen, mit einem andern Theile aber gegen Borisow an der Beresina zwischen Smolensk und Wilna zu operiren und hier dem aus Moskau vertriebenen Napoleon den Rückzugsweg abzuschneiden. General Steinheil kam mit 12,000 Mann aus Finnland erst nach Riga, dann zu Wittgenstein, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, abermals bei Polozk über St. Cyr herzufallen. Die Gefechte begannen am 14. October und wurden zur Schlacht am 18. Trotz der ausgezeichneten Tapferkeit der Bayern und Schweizer blieb dem hier verwundeten St. Cyr, den Napoleon wegen seiner früheren Schlacht am gleichen Orte zum Marschall erhoben hatte, nichts übrig, als sich auf Victor zurückzuziehen. Die Bayern, die das meiste in beiden Schlachten von Polozk geleistet hatten, wurden von St. Cyr mit schnödem Undank belohnt. Nach der ersten Schlacht hatte er ihrer Thaten in seinem Armeebericht nicht gedacht, was ihnen tiefen Groll erregt und ein Zerwürfniß zwischen Wrede und dem Marschall herbeigeführt hatte. Nach der zweiten Schlacht ließ St. Cyr, wie ihm die Bayern Schuld geben, absichtlich eine bayrische Batterie mit dem Wagen, auf welchem sich sämmtliche bayrische Fahnen befanden, den Russen in die Hände fallen, indem er ihnen eine von dem bayrischen Corps abliegende Richtung gab, dabei aber versicherte, der Weg sey durch Franzosen geschützt und sicher. — Während nun Wittgenstein nach-

rückte und auf Victor drängte, wurde dieser zugleich von einer andern Seite her bedroht durch Tschitschagow, der mit der russischen s. g. Moldauarmee erst am 31. Juli aus der Türkei hatte aufbrechen können und sich am 18. Sept. mit Tormasow, der fortan unter ihm stand, vereinigte. Seine Streitmacht von 38,000 Mann war derjenigen Schwarzenbergs überlegen, den er daher über den Bug zurückdrängte. Er hätte wohl bis Warschau vorrücken können, allein er ließ nur Sacken mit einem Heertheil stehen, um Schwarzenberg im Schach zu halten, und eilte mit dem Gros seines Heeres nach der Beresina, um mit Wittgenstein vereinigt Victor zu schlagen und der großen Armee unter Napoleon den Rückweg zu versperren.

Am 17. Oct. begann auch Kutusow seine Angriffsbewegung und störte die Franzosen in ihrer trügerischen Ruhe in Moskau auf. Murat, der mit der Avantgarde bei Tarutino stand, wurde am 18. von Kutusow mit überlegener Macht überfallen und mit großem Verlust zurückgeschlagen. Hier gingen viele französische Pferde zu Grunde, die bei der schlechten Grasnahrung und den langen Strapatzen zu Gerippen zusammengedorrt waren und keine Schlacht mehr aushalten konnten. Dies bewog Napoleon, den schon vorbereiteten Ausmarsch aus Moskau zu beschleunigen. Es war schon zu spät. Indem er gehofft hatte, der Krieg werde jetzt zu Ende seyn, erklärte der alte Kutusow, er fange jetzt erst an. Napoleon verließ Moskau am 19., ließ durch Mortier einen Theil des Kremls sprengen und rückte mit seiner jetzt wieder 103,000 Mann starken Armee zunächst gegen Kaluga, schlug jedoch diese Richtung nur ein, um durch den Schein einer Angriffsbewegung den Rückzug zu maskiren, und um sich diesen Rückzug durch einen Schlag gegen Kutusow besser zu sichern. Am 24. Oct. stieß Vicekönig Eugen mit der französischen Avantgarde auf die russische unter Doktorow bei Malo-Jaroslawetz. Es kam zu einem äußerst blutigen Kampfe, der von beiden Seiten durch die nachrückenden Corps genährt wurde. Als Napoleon selbst am 25. an Ort und Stelle eintraf, fand er nicht gerathen, die Schlacht zu erneuern, da Kutusow eine zu gute Stellung hatte und der zweifelhafte Sieg jedenfalls zu viele Menschen gekostet haben

würde; es genügte ihm, den Schein des fortgesetzten Angriffskrieges gerettet und einen Vorsprung nach Smolensk gewonnen zu haben, wohin er so eilig als möglich aufbrach.

Wie beim ersten Auszug aus Deutschland und Polen hatte sein Heer auch wieder beim Auszug aus Moskau ein ungeheures Geschlepp von Wagen voll Bedürfnisse und Beute aller Art, ein Theil auch mit Civilpersonen, Damen und Kindern, denjenigen Ausländern, die aus Moskau flohen, um der Rache der Russen zu entrinnen. Napoleons eigene Trophäen waren bescheiden und beschränkten sich auf das kleine vergoldete Kupferkreuz, welches den Mittelpunkt eines großen vergoldeten Holzkreuzes auf der Kirche des h. Iwan im Kreml gebildet hatte, türkische und andere Fahnen aus dem Kreml und dergleichen. Napoleon duldete das viele Gepäck aus demselben Grunde, wie früher, weil je mehr man mitnahm, seine Soldaten desto besser sich verpflegen, und die Pferde an den Gepäckwagen zuletzt zum Fortziehen der Kanonen benutzt werden konnten. Die Langsamkeit des Marsches war hauptsächlich Folge der schlechten Wege und der Schwäche des Zugviehs. Man wäre mit der zahlreichen Artillerie nicht schneller vorwärts gekommen, wenn auch des übrigen Gepäcks weniger gewesen wäre. Man empfand daher um diese Zeit zum erstenmal die Ueberlegenheit der feindlichen Kosacken, die auf ihren kleinen, aber unermüdlichen Pferden der französischen Armee überall zuvorkamen, in alle ihre Lücken eindringen, alle Soldaten, die sich vereinzelten, abfangen konnten. Der Kosacken-Hetmann Platow wagte sich schon am 25. Oct. einmal so nahe an Napoleon selbst heran, daß diesen seine Garden kaum retten konnten.

Am 31. Oct. und 1. Nov. ließ Napoleon in Wiazma Halt machen, damit sich die Truppen ein wenig erholen konnten, brach aber schon am 2. wieder auf. Am 3. wurde Ney, der zurückgeblieben war, von Miloradowitsch scharf angegriffen, schlug ihn jedoch ab. Kutusow, der ganz in der Nähe war, wollte nicht eingreifen, um seine Mannschaft zu schonen, weil er überzeugt war, der Winter werde bald eintreten, und dann werde Napoleon im Frost untergehen. Am 6. Nov. fiel wirklich der erste Schnee, und die Luft wurde so

kalt, daß sich Eis an die Bärte der Soldaten setzte und den zu leicht Gekleideten die Glieder erstarrten, die Gewehre aus den Händen sanken. Die Tritte der Menschen und Pferde wurden auf dem hartgetretenen Schnee unsicher. Das aus Moskau mitgenommene Brod und Mehl ging aus, nur der Garde sparte man die letzten Vorräthe auf; eine Heerde von 1500 Ochsen, die der Armee aus Smolensk entgegengeführt wurde, fiel in die Hände der Russen. Indem der Schnee das letzte Gras bedeckte, ging auch den Pferden das Futter aus, sie fielen zu tausenden in jeder Nacht. Ihr Fleisch mit Schießpulver gewürzt, wurde für viele Soldaten die letzte Nahrung. Glücklich, wer noch einen Rest von Mehl in Schneewasser bei den traurigen Bivouakfeuern kochen konnte. Um diese Feuer lag des Morgens gewöhnlich ein Kranz von Leichen. Die grimmige Kälte drang in alle Poren ein. Jeder deckte sich so gut er konnte, selbst mit Weiberpelzen. Vom langen Marsch waren die Schuhe meist zerrissen, man mußte nun Pelz und Lumpen um die Füße wickeln. Bei dem Feuer brannten die Kleider an und schwärzten sich.

Am 10. gelangten endlich die Unglücklichen nach Smolensk, wo zwar Magazine aufgehäuft waren, es aber an Dach und Fach fehlte, um die Truppen unterzubringen, und wo sie sich nicht halten konnten, weil feindliche Heeresmassen ihnen schon nach der Beresina vorauseilten. Eugen, der einen Umweg über Duchowtschina gemacht hatte, wo er noch eine bewohntere Gegend und Lebensmittel zu finden hoffte, mußte am Ufer des Wop 60 Kanonen zurücklassen, weil er sie nicht mehr über das Wasser bringen konnte. Eine französische Brigade unter General Augereau (dem Bruder des Marschalls) wurde vereinzelt und 2000 Mann stark am 9. von den Russen gefangen. Die Menge der Erfrorenen, aus Ermattung Hingesunkenen, und derer, welche die Waffen weggeworfen hatten und nur noch das Leben zu retten suchten, war schon so groß, daß Napoleon zu Smolensk nur noch 42,000 Combattanten zählte, die Armee also auf dem kurzen Marsch von Moskau her um mehr als die Hälfte geschmolzen war. Sie wurde nur durch die bisherige Besatzung von Smolensk verstärkt, die aus 5000 Mann bestand. Um eine weitere Auflösung der Truppen

zu verhüten, erlaubte Napoleon nur denen, die noch unter den Waffen standen und bei ihren Corps geblieben waren, Lebensmittel auszutheilen. Eine unnöthige Härte, denn bei der Eile, mit welcher der Marsch fortgesetzt werden mußte, lösten sich auch die bis dahin noch festen Bestandtheile der Armee auf. Ruhe allein hätte die Reorganisirung des Heeres ermöglicht, die Entwaffneten wieder bewaffnet und alle gerettet. Ohne Ruhe mußten die einen wie die andern zu Grunde gehen.

Als Napoleon am 14. von Smolensk aufbrach, war ihm Kutusow durch einen Marsch in seiner Flanke schon zuvorgekommen und stand quer auf seinem Wege bei Krasnoi. Wenn derselbe nicht abermals seine Mannschaft hätte schonen wollen, würde er Napoleons Armee vernichtet haben. Auch kommt die Kälte in Anschlag, die damals bis auf 20 Grad unter dem Gefrierpunkt gesunken war. Kutusow begnügte sich, den Franzosen nur allen möglichen Abbruch durch Geschützfeuer und Reiterangriffe zu thun, bis sich Napoleon und die Marschälle in sechs verschiedenen Gefechten durch seine Reihen hindurchschlugen. In dieser gräßlichen Kälte, von den Feinden umschwärmt, konnte die französische Armee nicht einmal mehr das nahe Witebsk erreichen, um sich dort wieder zu erholen und aus den Magazinen zu versehen, denn Witebsk war schon am 9. in die Hände der Russen gefallen. Wittgenstein nämlich war nach seinem Siege bei Polozk vorwärts gezogen, um Napoleon aufzuhalten. Victor hatte nun zwar mit seinem Corps die zerrütteten Corps der beiden verwundeten Marschälle St. Cyr und Oudinot aufgenommen und sollte, wie Napoleon ihm befohlen, Wittgenstein vertreiben, wagte aber keine Schlacht, um seine Truppen zu schonen, und glaubte nichts zu versäumen, weil er von dem bedenklichen Zustande der Hauptarmee nicht unterrichtet war. Nach dem Verlust von Witebsk mußte Napoleon nunmehr das reich mit Vorräthen versehene Minsk zu erreichen suchen und daher gegen Orscza marschiren. Nur Ney mit der Nachhut war zurückgeblieben und hatte die festen Thürme von Smolensk mit Pulver gesprengt, die letzten Magazine zerstört. Durch Kutusow von Napoleon getrennt schien er verloren, und man hörte einige Tage auch nichts mehr von ihm. Napoleon empfand über den Verlust

Neys, dem er den Ehrennamen „der Tapferste der Tapfern“ gegeben hatte, einen lebhaften Schmerz und rief aus: „ich habe 200 Millionen in den Kellern der Tuilerien liegen, aber ich gäbe sie alle für diesen einzigen Mann hin.“ Inzwischen hatte sich Ney durch eine Furth des Dniepr mit Zurücklassung aller seiner Kanonen über diesen Fluß und auf einem Seitenwege gerettet und stieß am 21., freilich nur noch mit wenig Mannschaft, bei Orscza wieder zu Napoleon, der ihn feurig umarmte. In diesen sämmtlichen Gefechten von Smolensk bis Orscza verloren die Franzosen 230 Kanonen, und die Zahl der noch in Reih und Glied befindlichen Mannschaft war bis auf 11,000 herabgesunken.

Eine nahe Hülfe wartete ihrer an der Beresina, Marschall Victor, aber schon bedroht von Wittgenstein im Norden und von Tschitschagow im Süden, der so eben Minsk weggenommen hatte, welches Dombrowski mit den Polen vergebens zu schützen gesucht, am 16. Tschitschagow folgte dem Polen, schlug ihn noch einmal bei Borissow an der Beresina, am 25., und besetzte die dortige Brücke. Es half wenig, daß der russische General Sacken, dem mit 27,000 Mann am 15. ein Ueberfall Reyniers bei Wolkowisk geglückt war, von Schwarzenberg im Rücken gefaßt und vertrieben wurde. Es war für Schwarzenberg doch zu spät, Minsk zu retten und die Beresina vor Tschitschagow zu erreichen. Ueberdies war auch Schwarzenberg, wie Victor, über die wahre Lage Napoleons in Unkenntniß geblieben. Die Depeschen Napoleons verkündeten immer nur Wohlbefinden und neue Siege. Er fürchtete den Abfall der Oesterreicher und Preußen, wenn sein Unglück zu frühe bekannt würde.

Demnach fand er an der Beresina zwar das Victor'sche Corps, aber auch die beiden feindlichen Heere von Wittgenstein und Tschitschagow, die ihm weit überlegen waren, und wenn es ihm auch gelang, sich hier durchzuschlagen, so vermochte er doch nicht mehr seine Truppen aus den Magazinen des nahen Witebsk und Minsk zu verpflegen, sondern mußte ohne Lebensmittel noch den weiten Marsch bis Wilna zurücklegen. Es gereichte ihm zum besondern Glück, daß Kutusow um mehrere Tagmärsche zurückgeblieben war.

Hätte dieser in die Bewegung der beiden andern russischen Feldherrn kräftig eingegriffen, so wäre Napoleon unfehlbar verloren gewesen. Es schien aber auch nur zwischen Tschitschagow und Wittgenstein hindurchzukommen so unmöglich, daß polnische Offiziere sich anboten, wenigstens Napoleons Person in einer Verkleidung auf Umwegen nach Warschau zu retten. Er lehnte es ab und beschloß dem Schicksal die Stirne zu bieten. Sein Kopf war so klar, wie sein Herz fest. Nie war er mehr Feldherr, als in dieser schrecklichsten Lage seines Lebens. Die beiden feindlichen Feldherrn erleichterten ihm aber die Rettung durch ihre Fehler. Tschitschagow hatte bemerkt, daß Napoleon auf seinem Rückwege nicht mehr die nördliche Straße nach Witebsk, auf der er hergekommen war, sondern die südliche gegen Minsk eingeschlagen habe, vermuthete daher, er wolle sich auf Schwarzenberg zurückziehen, und verlegte ihm nun auch in südlicher Richtung bei Borissow den Weg, immer besorgt, er könne ihm entschlüpfen. Dadurch gab er den nördlich von Borissow liegenden Theil der Beresina frei, und Napoleon konnte unbehindert die Brücken bei Studianka schlagen lassen, am 24. Auf der andern Seite hielt sich auch Wittgenstein zu weit nördlich und wagte nicht anzugreifen, weil er Napoleon noch für zu stark hielt und sich keiner Niederlage aussetzen wollte. Gleichwohl standen beide russische Feldherrn ganz in der Nähe und konnten jeden Tag zu ihrer Vereinigung und zum allgemeinen Angriff auf die noch nicht fertigen Brücken vorschreiten. Der Bau der Brücken war im höchsten Grade schwierig. Man hatte keine Pontons, mußte das Holz in den Wäldern schlagen und bis an den Hals im kalten Wasser arbeiten. Es war Thauwetter eingetreten und die Gegend voll Sumpf; wenn nicht in diesen Tagen der Frost wieder zugenommen hätte, würde das schwere Geschütz im Schlamm gar nicht fortzubringen gewesen seyn. Man konnte nur zwei Brücken zu Stande bringen und mußte die dritte schon angefangene wieder aufgeben, aber auch die beiden andern brachen mehrmals wieder ein. Napoleon leitete die Arbeiten, die von den Pionieren mit bewundernswürdiger Aufopferung vollbracht wurden. Als die erste Brücke für das Fußvolk fertig war, gingen sogleich Truppen

auf das andere Ufer und vertrieben von da den Vortrapp Tschitschagows, der unter General Tschaplitz nur beobachtet hatte und sich wieder zurückzog. Als auch die Brücke für das schwere Geschütz und Gepäck fertig war, am 26., konnte man zunächst den Uebergang für gesichert halten, und Napoleon sagte triumphirend: „vous voyez, comme on passe sous la barbe de l'ennemi.“ Aber man wußte doch nicht, ob man nicht jede Stunde noch am andern Ufer mit Uebermacht würde angegriffen werden. Napoleon hatte damals noch 250 Kanonen und mit Victors (Oudinots und St. Cyrs) Truppen zusammen noch 30,000 Combattanten. Am 28., als schon diese Streitmassen übergegangen waren und nur noch eine Menge Nachzügler und Gepäckwagen am jenseitigen Ufer der Beresina zurückgeblieben waren, die zum Theil aus Ermattung und Stumpfsinn nicht aufbrechen wollten, kündigte endlich der Kanonendonner das Vorrücken Wittgensteins und Tschitschagows an. Aber es war zu spät, sie wurden beide durch die Tapferkeit der Franzosen abgeschlagen, wobei der kaum geheilte Oudinot abermals eine ehrenvolle Wunde davontrug. Nur die Division Partonneaux vom Victor'schen Corps, 3000 Mann stark, hatte sich verirrt und wurde von Wittgenstein gefangen. Dasselbe Loos traf die noch hinter den Brücken zurückgebliebene unbewaffnete Masse. Vergebens drängte man sich über die Brücke, stieß sich ins Wasser, zertrat die Fallenden, suchten andere durch den Fluß zu schwimmen. Wittgensteins Kugeln schlugen in den verworrenen Menschenknäuel und vermehrten den Jammer. Victor opferte sich damals auf, trieb die Russen noch einmal zurück und schützte die Brücke bis zum 29. Morgens. Was jetzt noch zurück war, etwa 10,000 Menschen und eine ungeheure Menge Wagen, mußte er den Russen überlassen und selbst der Armee nacheilen, die durch langgestreckte Sümpfe und Wälder auf wenigen gangbaren Wegen entkam, welche die Russen abzuschneiden versäumt hatten.

Der Weg nach Wilna war nun offen, aber sehr weit, und nirgends warteten Magazine auf die unglückliche Armee, die in immer größerem Mangel und immer zunehmender Ermattung sich fortschleppte. Die Kälte stieg wieder. Es war einer der härtesten

Winter seit Menschengedenken, und die Natur schien bis zu diesem Jahr mit dem äußersten Schrecken des Frostes gewartet zu haben, um die Franzosen im russischen Eise zu begraben. Der Thermometer zählte 26 Grad. Bei Tag sah man in den Eisnebeln der Luft Nebensonnen, bei Nacht Nebenmonde. Durch die öden unabsehlichen Schneefelder zogen die vermummten Krieger wie hohläugige Gespenster. Es war nur noch der Schatten einer Armee, sagte Segur, aber immer noch der Schatten der großen Armee. Mit Recht konnten sie sagen, nicht den Waffen des Feindes, nur allein dem furchtbaren Winter seyen sie erlegen. Wie sie noch bei Krasnoi und an der Beresina gefochten hatten, war des höchsten Ruhmes würdig. Aber jetzt lösten Frost und Hunger vollends die bisher noch geschlossenen Reihen auf, nur 1500 Mann von der alten Garde hielten im Centrum des bunten Menschenhaufens noch zusammen, und die Nachhut bildeten noch 2500 Bayern mit unverzagtem Muthe, und ihre Ehre war noch größer als die der alten Garde, weil sie nie so gut wie diese verpflegt und geschont worden waren. Den langen Zug der Armee bezeichneten auf jedem Schritte Leichen von Menschen und Pferden. Wo ein Pferd gefallen, sammelten sich die Soldaten so lange, bis sie das letzte Stück Fleisch von ihm abgenagt hatten. Kam man in ein Dorf, so deckten die Soldaten, um sich Feuer zu machen, die Dächer der Häuser über den Köpfen derer ab, die dort zuerst eingedrungen und in Schlaf versunken waren. Die eckelhafteste Nahrung wurde mit Begierde ergriffen, ein Verhungernder biß noch mit Wonne in ein Stück Saife. Mancher verbrannte seine erfrornen Glieder im nächsten Feuer. Viele wurden vom Wahnsinn ergriffen. Wenn es über Nacht stark schneite, sah man am andern Morgen zuweilen das erloschene Feuer eines Bivouaks und alle, die darum gelegen, mit Schnee zugedeckt und erkannte die Leichen an ihrer erhöhten Lage. Segur schildert gräßliche Scenen von Rohheit, indem der, welcher noch stärker war, den Schwächern vom Feuer stieß, ihn seines Pferdes, Mantels oder letzten Vorraths beraubte; Gourgaud dagegen Scenen der edelsten Großmuth, wie Gemeine ihre verwundeten oder kranken Offiziere Tagreisen weit in treuer Liebe fortge=

tragen, Kameraden den letzten Bissen mit einander getheilt hätten. Beides wird wahr seyn. In einer so großen Armee alter Soldaten konnte die größte Verwilderung des Gemüths wie die heldenmüthigste Aufopferung nicht fehlen. Im Ganzen war es ein schreckliches Gericht Gottes, was über die stolzen Welteroberer erging. Ein großer Theil der Armee theilte die Verschuldung ihres Führers. Napoleon hatte seine alten Soldaten sehr mit dem rücksichtslosen Uebermuth angesteckt, den er selber übte. Aber die armen Deutschen, Italiener, Portugiesen &c., die er ihrer Heimath entrissen, waren tief zu beklagen, und der italienische Dichter Graf Leopardi hat dieser Klage die rührendsten Worte geliehen.

Da die große Armee des Centrums im Verlauf des Feldzuges das rechte und linke Centrum und die Reserve unter Victor an sich gezogen hatte und jetzt mit ihnen zu Grunde ging, blieben nur die beiden äußersten Flügel unter Macdonald und Schwarzenberg übrig, welche nicht stark genug und auch zu weit entfernt waren, um dem nachdringenden Feinde in Wilna Halt gebieten zu können. Napoleon konnte daher in Lithauen keine Stellung mehr nehmen, der zerrütteten Armee nichts mehr nützen. Als er am 5. Dezember in Smorgoni angelangt war, versammelte er die Marschälle um sich, nahm von ihnen einen würdigen Abschied, ernannte Murat zum Oberbefehlshaber und verließ die Armee, nur von Duroc, Coulaincourt und Lobau begleitet, zu Schlitten, um so schnell und unbemerkt als möglich nach Paris zu gelangen und dort eine neue Armee zu organisiren.

Man wußte bis dahin weder in Wilna, noch im Lager von Macdonald und Schwarzenberg, noch im übrigen Europa das Mindeste von seinem Unglück. Er hatte fort und fort den wenigen Courieren, die überhaupt bis Wilna durchkommen konnten, nur Siegesberichte mitgegeben und noch an der Beresina eine große Schlacht gewonnen zu haben versichert. Alle Zeitungen Europas druckten diese Lügenberichte ab und glaubten daran, weil man voraussetzte, er zöge sich nur auf seine Magazine und in gute Winterquartiere zurück, und seine unüberwindliche Armee habe auf dem Rückzug durch

die Reserven sich noch beträchtlich verstärkt. In diesem Glauben wollte er die Welt auch noch so lange als möglich lassen, um sicher nach Paris zu entkommen, ehe etwa die Deutschen sich besännen und ihn unterwegs aufhöben. Er stieg daher auch am 6. in Wilna nur incognito in einer Vorstadt ab, ließ seinen Minister Maret, der ihn bei dem diplomatischen Corps daselbst repräsentirte, heimlich zu sich rufen, gab ihm die nöthigen Instructionen und eilte weiter. Am 10. war er in Warschau, wo er sich eben so heimlich nur wenige Stunden aufhielt, am 14. in Dresden, wo er nur rasch den König besuchte, der, wie man sich denken kann, heftig über diesen unerwarteten Besuch und noch mehr über die schlimmen Nachrichten erschrack, die er aus Napoleons eigenem Munde vernahm. Als man im übrigen Deutschland staunend erfuhr, Napoleon sey wieder da, war er schon unbemerkt über den Rhein gekommen und am 19. wohlbehalten in den Tuilerien angelangt.

Unterdeß kam Murat mit dem Rest der großen Armee am 8. und 9. Dezember nach Wilna, wo die Verhungernden zum erstenmal sich wieder sättigten, die Offiziere zum erstenmal wieder in Betten kamen und die Kleider wechselten. Allein der Schrecken lag ihnen allen schon so sehr in den Gliedern, daß es unmöglich war, mehr als 4000 Streiter zusammenzuhalten. Das waren die Bayern und einige Schweizer, die sich noch vor den Thoren schlugen, aber nicht mehr hinreichten, die unter Wittgenstein nachrückenden Russen aufzuhalten. Als der Donner der russischen Kanonen in der Stadt vernommen wurde, bemächtigte sich aller eine wahnsinnige Angst. Hätte man Besinnung genug behalten, hätte sich alles bewaffnet, was noch irgend Kraft in den Armen hatte, so wäre Wittgenstein jedenfalls verhindert worden, in die Stadt einzudringen, und man hätte wenigstens einige Tage gewonnen, um einen geordneten Rückzug zu sichern. Aber die meisten waren nach so langen Leiden gänzlich erschöpft und in einen Stumpfsinn versunken, in dem sie gefühllos Tod oder Gefangenschaft erwarteten. Viele tausend andere waren noch fähig zum Kampfe, aber sie hatten den Muth verloren

und dachten nur noch an die schnellste Flucht. Als einige Kosacken*) in die Vorstädte eindrangen, erfüllte die ganze Stadt der Schreckensruf: „die Kosacken, die Kosacken!“ und was Beine hatte, lief zu den entgegengesetzten Thoren. Murat selber floh in schmählicher Hast am 10. und überließ Wilna mit 20,000 Müden und Kranken, worunter über 300 Offiziere und 7 Generale mit 2½ Mill. gemünzten Geldes und unermeßlichen Vorräthen, ohne Schwertstreich den Russen. Nur anderthalb Stunden von Wilna stockte der Zug der Flüchtigen an dem damals mit Glatteis bedeckten Hügel Ponary, und ihre Angst war so blind, daß sie sich auf diese glatte Höhe, die sie leicht hätten umgehen können, mit tödtlicher Mühe hinaufarbeiteten, am Fuß derselben vollends ihre letzten Kanonen stehen ließen und die letzten Geldwagen mit 10 Mill. der Plünderung Preis gaben.

Nur 1600 Bewaffnete erreichten inmitten einiger tausend Unbewaffneter am 13. Dez. die russische Grenze bei Kowno, wo sie sich noch mit den Kosacken unter Platow herumschlagen mußten. Im ersten preußischen Nachtquartier zu Gumbinnen überließ sich Murat den unbesonnensten Ausbrüchen seiner üblen Laune, nannte Napoleon einen Wahnsinnigen, dem man nur zu lange gefolgt sey, und suchte die Marschälle zu gleichen Gesinnungsäußerungen aufzumuntern. Aber man hörte ihn nur mit Unwillen an und Davoust trat ihm energisch entgegen. Er ging nun nach Königsberg, um Macdonald an sich zu ziehen, mit dessen Hülfe er die Russen noch abzuhalten hoffte. Andrerseits schloß Schwarzenberg am 21. Dez. einen Waffenstillstand mit den Russen ab zu Bialystok. Am 25. kehrte Poniatowski mit dem Rest der Polen nach Warschau zurück. Da die Russen selbst viel durch die Kälte gelitten hatten und in nicht sehr starker Anzahl an den Grenzen von Preußen und Polen ankamen, schien ihrem weiteren Vordringen hier vorerst ein Ziel gesetzt zu seyn.

---

*) Diese anfangs von den stolzen Franzosen verachteten Reiter hatten sich auf dem Rückzug als die furchtbarsten Feinde erwiesen, weil sie die todmatte Armee auf allen Seiten umschwärmten und ängstigten.

Wenigstens wären Oesterreicher und Preußen stark genug gewesen, sie aufzuhalten und zurückzuwerfen, wenn beide gewollt hätten.

Nach der Berechnung von Clausewitz betrugen sämmtliche Truppen des unter Murat zurückgeführten Centrums und der unter Macdonald und Schwarzenberg noch erhaltenen Flügel der großen französischen Armee zusammen in der Mitte des Dezember nur noch 58,000 Mann mit 18,000 Pferden und 120 Kanonen. Zieht man diese nun ab von den 610,000 Mann mit 182,000 Pferden und 1372 Kanonen, welche nach Chambry's Berechnung unter Napoleons Fahnen in Rußland einmarschirt oder nachgeschickt worden sind, so blieben todt oder gefangen in Rußland zurück 552,000 Mann mit 167,000 Pferden und 1252 Kanonen. Der Gefangenen war eine verhältnißmäßig geringe Zahl und die meisten gingen in den Spitälern vollends zu Grunde. Man darf mithin die Zahl der Todten zu einer halben Million Menschen annehmen, welche Napoleon um so weniger wieder zu ersetzen im Stande war, als sich seine ältesten und besten Kerntruppen darunter befunden hatten und sein Reich, so wie die von ihm abhängigen Vasallenstaaten bereits durch die Conscription über Gebühr erschöpft waren. Noch in keinem seiner Kriege hatte er so viele Menschen und so nutzlos geopfert, und weil er hier wie jede Menschlichkeit, so auch jede Vorsicht und staatsmännische Klugheit verabsäumte, glaubte man, der Dämon des Krieges selber sey in ihn gefahren und eine wahnsinnige Lust habe ihn fortgerissen, alles zu zerstören, alles todt zu machen, wie Rostopschin zuerst ihm vorgeworfen hatte und Murat es jammernd in Gumbinnen wiederholte.

Einundzwanzigstes Buch.

Der preußische Frühling 1813.

Napoleons Unglück wurde von allen, die unter seiner Willkür geseufzt hatten, mit einer Freude vernommen, die ein Mitleid mit den Opfern kaum aufkommen ließ. Selbst die Edelsten und Frömmsten dankten Gott. Jeder fühlte, die Stunde der Erlösung nahe; wohin die Nachricht gelangte, hörte man sie mit Entzücken, umarmte sich und athmete zum erstenmal wieder frei.

Hatte die preußische Bevölkerung ihre Demüthigung am tiefsten fühlen müssen, so war sie es auch, die jetzt am feurigsten aufbrauste und am schnellkräftigsten sich erhob, um die Niederlage Napoleons, die in Rußland begonnen, in Deutschland zu endigen.

Marschall Macdonald hatte sein letztes Gefecht mit den Russen am 15. Nov. bei Eckau. Am 18. Dez. erhielt er die erste Nachricht von der Vernichtung der großen Armee und zugleich den Befehl, die Belagerung von Riga aufzugeben und sich nach Königsberg zurückzuziehen, um hier den Rest der Armee unter Murat aufzunehmen und den nachrückenden Russen die Stirne zu bieten. Auch Macdonalds Heer war durch die Kälte und Krankheiten sehr herab-

gekommen. Seine Hauptbestandtheile waren aber immer noch die Preußen unter General York, damals mit den Kranken noch 17,000 Mann. Zwei preußische Cavallerieregimenter waren von dieser Armee getrennt mit nach Moskau genommen worden und auf dem Rückzug zu Grunde gegangen. In Königsberg und in der Nähe standen aber wieder 10,000 Mann unter General Bülow, und diese 27,000 Preußen konnten in Verbindung mit dem Ueberreste der Franzosen, auf die Festungen Pillau, Danzig, Graudenz gestützt, den sehr geschwächt ankommenden Russen allerdings den Weg versperren, zumal wenn die nahen Polen auch ihrerseits noch eine Anstrengung machten.

Nun war aber die Stimmung in dem kleinen preußischen Heere vor Riga nicht von der Art, daß die Franzosen auf sie rechnen konnten. So viele Mühe sich der herzensgute und in allen Beziehungen liebenswürdige Macdonald gegeben hatte, die Preußen durch die achtungsvollste und zarteste Behandlung zu gewinnen, sie blieben ihm immer spröde und trotzig, und York selbst*) zeigte ihm stets das finstere Gesicht seines ohnehin galligten Temperaments. York hatte um mehrere Tage früher als Macdonald Napoleons ganzes Mißgeschick erfahren, aber dem Marschall kein Wort davon

*) Hans David Ludwig von York (eigentlich Jorg) hatte als junger Offizier, erst zwanzigjährig, im bayrischen Erbfolgekriege 1779 einem höheren Offizier zum Vorwurf gemacht, daß derselbe eine Kirche geplündert hatte. Dieses subordinationswidrigen Tadels wegen jagte ihn Friedrich der Große von der Armee und schrieb unter den Befehl: York soll sich zum Teufel scheren." York ging in holländische Dienste und kämpfte in Indien gegen die Engländer. Nach Friedrichs des Großen Tode kehrte er in den preußischen Dienst zurück und stieg bis zum General. Von der indischen Sonne verbrannt war er als der finsterste und strengste General in der Armee gefürchtet, aber auch höchst geachtet. Vom Tugendbund wollte er nichts wissen und die Anträge, die ihm schon der russische Gouverneur Paulucci in Riga machen ließ, hatte er verworfen, denn er wollte Preußen eben so unabhängig von Rußland wie von Frankreich sehen. Wie er handelte, geschah es immer nur im preußischen Stolz und um seinem König ein selbständiges Heer zu erhalten.

gemeldet. Eben so wenig zeigten die Preußen eine laute Freude, empfanden sie aber desto tiefer innerlich. Alle preußischen Herzen lachten damals und stählten sich im Haß und Trotz, je stummer, um so gefährlicher. Macdonald begann den Rückzug von Riga schon am 19. York folgte etwas langsamer, durch Kälte und Schnee aufgehalten, und war bereits zwei Tagmärsche hinter dem Marschall zurück, als der junge russische General Diebitsch sich mit 1200 Kosacken vom Heere Wittgensteins ihm in den Weg warf und ihn aufforderte, die französische Sache zu verlassen. Diebitsch war ein Schlesier, ein feuriger Kopf, noch nicht dreißig Jahre alt und schon General. Auch sein Adjutant Clausewitz, der mit York unterhandelte, war aus preußischem Dienst in den russischen übergegangen. Er hat sich später einen großen Namen als militärischer Schriftsteller erworben. Aber gerade der Umstand, daß diese russischen Offiziere Preußen und noch so jung waren, hielt York ab, sich ihnen rasch hinzugeben. Er behandelte sie anfangs barsch und zog weiter, bis Wittgenstein selbst näher kam und York seine militärische Ehre retten konnte, indem es den Schein hatte, als sey er durch Wittgenstein von Macdonald gänzlich abgeschnitten und Preis gegeben. Jetzt erst sagte er zu Clausewitz: „ihr habt mich," kam mit Diebitsch in der Mühle zu Tauroggen zusammen und schloß hier einen Vertrag ab, demzufolge er mit seiner Armee eine neutrale Stellung behaupten sollte, am 30. Dezember. Ein Theil der Preußen befand sich unter General Massenbach unmittelbar in Macdonalds Hauptquartier zu Tilsit, entfernte sich aber am 31. von dort und stieß zu York. Macdonald entließ edelmüthig den letzten preußischen Offizier, der gerade den Dienst bei ihm hatte, und entkam mit einigen tausend Franzosen glücklich nach Königsberg.

Hier verweilte damals noch Murat mit dem Hauptquartier der unglücklichen großen Armee. Es war ein schreckliches Gedränge von Menschen in der Stadt. Amtliche Berichte zählten 255 Generale, 699 Obersten, 4412 Capitaine und Lieutenants, 26,590 Unteroffiziere und Gemeine, die auf der Flucht hier durchgekommen, unter denen aber kaum noch 10,000 Waffen hatten. Auch Bülow lag in

der Stadt mit einer preußischen Besatzung und es fehlte nicht an Reibungen. Am Neujahrsmorgen sah Murat gerade zum Fenster hinaus, als ein französischer Gensdarme, der einen preußischen Recruten mißhandelt hatte, von dessen Kameraden ermordet wurde, hatte an diesem Anblick genug, packte sogleich ein und fuhr davon. Bülow aber, um jeden Conflict mit den unter Macdonald nachrückenden Franzosen und den hinter diesen herziehenden Russen unter Wittgenstein zu vermeiden, zog seine Leute am 2. Jan. aus Königsberg heraus, und am 3. rückte Macdonald ein, aber auch nur, um schnell weiter zu ziehen. Wittgenstein hielt schon am 6. seinen Einzug in Königsberg. Die Franzosen hatten nun keinen sichern Haltpunkt mehr, außer Danzig, in dessen Mauern sich der ganze Strom der Flüchtlinge begrub. Viele waren zu matt und krank, um weiter zu kommen, aber auch Gesunde glaubte man in hinreichender Zahl in Danzig behalten zu müssen, um diese schöne und starke Festung zu hüten. So kam es, daß 36,000 Franzosen in Danzig zurückblieben, commandirt von Rapp, dem tapfern Elsäßer. Alle diese Leute, alte gute Soldaten, wären Napoleon viel nützlicher geworden, wenn sie ihm nach Deutschland gefolgt wären, anstatt auf dem verlornen Posten an der Mündung der Weichsel sich einsperren zu lassen. Auf gleiche Art wurden 8000 Franzosen in Modlin, 6000 in Thorn, 4000 in Zamosk als Besatzung gelassen, die alle für den künftigen Feldzug verloren gingen, weil sie zu weit vom Kriegsschauplatz entfernt blieben. Murat behielt das Commando nur bis Posen, wo er es eigenmächtig an den Vicekönig Eugen abtrat, um voll Verzweiflung und Erbitterung nach Neapel zurückzukehren, am 16. Januar.

Der König von Preußen kam in die größte Verlegenheit. Napoleon hatte bei seinem Zuge nach Rußland im Sommer 1812 dafür gesorgt, Preußen und insbesondere den König in Berlin streng zu überwachen. Der König hatte den Franzosen damals alle seine Festungen öffnen müssen, und sie hatten nur Colberg und Graudenz verschont, dagegen Stettin mit 9000, Cüstrin mit 3000, Glogau mit 6000 Mann besetzt. In Berlin selbst stand Marschall Augereau

mit 6000 Mann der besten alten Truppen und hielt zugleich die nahe Festung Spandau mit 3200 Mann besetzt. Von Hamburg, Magdeburg und Dresden her konnte diese Truppenzahl rasch verstärkt werden. Der Vicekönig Eugen sammelte im nahen Schlesien wieder 9000 Mann, und Poniatowski stand noch in Warschau. Die Zahl der preußischen Truppen in und um Berlin war viel zu gering, um den König schützen zu können, wenn Napoleon etwa Verdacht faßte und denselben als Geißel wegzuführen befahl. Einen solchen Staatsstreich hielt man aber für möglich, nachdem trotz des noch bestehenden Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen York förmlich abgefallen war und Bülow anstatt mit Macdonald vereinigt Königsberg zu vertheidigen, sich vielmehr seitwärts gegen Graudenz gezogen und den Russen offenen Weg gelassen hatte. Der König soll auch sehr erschrocken seyn, und Hardenberg erschöpfte sich gegen den französischen Gesandten St. Marsan in Berlin in mündlichen und gegen Napoleon selbst in schriftlichen Versicherungen der Treue. York wurde desavouirt und abgesetzt, der königliche Adjutant von Natzmer aber, der ihm den Befehl überbringen sollte, wurde von Wittgensteins Truppen nicht zu ihm durchgelassen und York behielt das Commando. Dagegen schickte der König den Fürsten Hatzfeld nach Paris, versprach neue Rüstungen für Frankreich und eine Erhöhung des bisherigen preußischen Hülfscorps von 20,000 Mann auf 30,000 Mann, wünschte aber zugleich von Napoleon bessere Garantien dieser neuen Allianz und gab zu verstehen, daß Preußens Festhalten bei Frankreich durch Entschädigungen belohnt werden müsse. Es war sogar von einer Vermählung des preußischen Kronprinzen mit einer französischen Prinzessin die Rede. Die Lage des Königs war bedrängt genug, um diese diplomatischen Künste Hardenbergs zu entschuldigen. In der preußischen Armee scheint man aber besorgt zu haben, Hardenberg könne sich ganz im Ernst durch neue napoleonische Versprechungen binden lassen wollen, und das Benehmen Yorks und Bülows dürfte hauptsächlich darauf hingezweckt haben, dem König das Eingehen in eine solche Hardenbergische Politik zu erschweren. Der König hatte seinen Hof nach Potsdam

verlegt, welche Stadt tractatenmäßig nicht von den Franzosen besetzt werden sollte. Als nun aber dennoch am 17. Jan. die französische Division Grenier (4000 Mann) zur Verstärkung Berlins anrückte und in Potsdam Quartier nehmen wollte, fürchtete man, es sey auf eine Wegführung des Königs abgesehen. Die preußische Garde umgab die Person desselben und es herrschte die größte Aufregung. Da kam Gegenbefehl, es war nur blinder Lärm gewesen. Aber der König konnte nicht mehr trauen und verließ Potsdam am 22. Januar, um nach Breslau zu reisen, wohin ihm die königliche Familie, die Garden, Hardenberg und der französische Gesandte nachfolgten. Von hier aus befahl er sogleich Aushebung von Recruten und die großartigsten Rüstungen in allen Provinzen, die auch unter den Augen der Franzosen selbst vollzogen und von diesen nicht gehindert wurden, weil immer noch die Fiction obwaltete, Preußen werde bei der französischen Allianz verharren.

Die Stellung, welche Oesterreich einnahm, war nicht minder zweideutig. Der französische Gesandte Otto in Wien empfing, der österreichische Gesandte Graf Bubna in Paris gab die freundschaftlichsten Zusicherungen, daß Oesterreich die Verbindung mit Napoleon nicht aufgeben werde; nur verlangte man auch hier neue Bürgschaften, d. h. einen beträchtlichen Zuwachs an Macht für Oesterreich. Vor der Hand aber rüstete man und suchte die österreichische Armee auf ihre höchste Stärke zu bringen. Fürst Schwarzenberg erhielt Befehl, in die österreichischen Grenzen zurückzukehren, zog daher am 25. Jan. nach Warschau und überlieferte diese Stadt am 7. Februar durch eine Convention den Russen. Indem er selbst sich nach Galizien zurückzog, rettete sich Poniatowski mit den Polen nach Krakau, von wo er, wenn ihn die Russen angriffen, gleichfalls über die österreichische Grenze fliehen konnte. Reynier mit den Sachsen suchte heimzukommen, wurde aber bei Kalisch am 13. Febr. von Wittgenstein ereilt und entkam nur mit großem Verlust, so daß er nur noch 6000 Mann über Glogau nach Dresden rettete.

Nun konnte sich auch der Vicekönig Eugen in Posen nicht mehr halten und verlegte sein Hauptquartier nach Berlin, am 22. Febr.

Diese Hauptstadt war schon vier Tage vorher von Kosacken alarmirt worden, und die Bevölkerung konnte kaum zurückgehalten werden, ihren Haß gegen die Franzosen zu bethätigen. General Labaume erzählt, wie er damals in Potsdam eben ausgehobene preußische Recruten gesehen haben, junge Bauern ohne Waffen und ohne Führer, die aber im Vorbeimarschiren bei den französischen Bataillonen laut vor Freude geschrien und die alten Grenadiere Napoleons mit drohenden Blicken gleichsam durchbohrt hätten.

Was die Russen betrifft, so benahmen sie sich sehr klug sowohl gegen Oesterreich, dessen Grenze sie nicht berührten, als auch gegen die Polen. Schon von Wilna aus gelobte Kaiser Alexander allen Polen Vergessenheit, verbot ausdrücklich jede Art von Denunciation uud versicherte, er wolle Polen glücklich machen. Auch ließ er Poniatowski unangetastet in Krakau stehen. Dagegen benutzte Alexanders Politik den Abfall Yorks und die Gefälligkeit Bülows, um seine Truppen durch Preußen vorzuschieben. Er würde sich dessen haben enthalten müssen, wenn jene preußischen Generale ihnen den Weg verlegt hätten. Der Krieg hätte vielleicht eine ganz andere Wendung genommen, wenn die Russen von den preußischen Grenzen wären abgehalten worden. Rußland wäre zunächst isolirt geblieben, und Napoleon hätte unter österreichischer und preußischer Vermittlung den Frieden mit noch nicht zu schweren Opfern erkaufen können. York hatte mithin das Verdienst, den Krieg aus Rußland nach Deutschland gezogen und dadurch die Dinge erst zu ihrer rechten Entscheidung gebracht zu haben. — Kaiser Alexander verließ St. Petersburg am 18. Dezember und nahm am 22. sein Hauptquartier in Wilna, um vorerst von hier aus die weitern Operationen seiner Heere zu leiten. Eine seiner ersten Handlungen war, die Ordnung in den überfüllten Hospitälern herzustellen, in deren verpestete Luft er selbst sich großmüthig hineinwagte, um das Loos der zahlreichen Gefangenen zu erleichtern. In der ungeheuren Verwirrung der Flucht war viel Vernachlässigung, Rohheit und Unmenschlichkeit vorgekommen. Insbesondere traf die Juden in Wilna der Vorwurf, durch Beraubung und selbst Hinopferung der wehrlosen Verwundeten

und Kranken, welche Gold bei sich trugen, ihrer Habgier gefröhnt zu haben. Da die russische Armee durch die Härte des Winters sehr gelitten hatte, ließ Alexander aufs schleunigste neue Ausrüstungen anordnen und von allen Seiten Ergänzungsmannschaften an die Weichsel nachschicken. Wittgenstein hatte den Weg nach Preußen eingeschlagen und man konnte York und Bülow schon als seine Bundesgenossen betrachten. Kutusow nahm sein Hauptquartier in Warschau und gegen Ende des Februar in Kalisch, wohin auch Kaiser Alexander sich begab, um mit dem König von Preußen im nahen Breslau in Verbindung zu treten.

Schlesien war damals der Mittelpunkt der preußischen Kriegsrüstungen. Aus den Marken und Pommern strömten die Oder aufwärts täglich neue Zuzüge herbei. Alle Schmieden dampften, alle Werkstätten waren in voller Thätigkeit. Die ganze Bewegung aber war von einer Freudigkeit durchdrungen, von der sich keine Vorstellung machen kann, wer es nicht mit erlebt hat. Wie klein auch damals noch die preußische Macht war, wie ungewiß die Politik Oesterreichs, wie fest noch der Rheinbund zu Napoleon hielt, erfüllte doch das preußische Volk ein so hohes und stolzes Selbstvertrauen, daß wer Besorgnisse geäußert hätte, in Stücke wäre gerissen worden. Man wollte das verhaßte französische Joch jetzt zerbrechen um jeden Preis. Alles drängte sich freiwillig zu den geliebten Fahnen, denen man die volle Ehre zurückgeben wollte, und wer nicht selber mit zu Felde ziehen konnte, gab den letzten Heller her, um die Armee ausrüsten zu helfen. Die Armuth war groß, aber noch viel größer der Zorn und die Kampflust. Ein gewisser Humor der Armuth trug nicht wenig zu der Lust der preußischen Heerlager bei. Durch Napoleons langes Aussaugungssystem aller Genüsse des Lebens, oft des Nothdürftigsten beraubt, freute man sich, doch noch Eisen in der Faust zu haben.

Es genügte nicht, die Linientruppen zu ergänzen und neue Reservebataillone zu errichten. Am 3. Febr. rief der König die s.g. freiwilligen Jäger ins Leben, die als leichte Truppen den Linienbataillonen beigegeben werden, sich aber selbst ausrüsten sollten.

Das war eine Concession an die gebildeten Stände, deren Söhnen man dadurch die Auszeichnung einer Elite gewähren wollte, die nicht unmittelbar in Reih und Glied mit dem gemeinen Bauernsohn dienen sollte. Ein der wahren Vaterlandsliebe widerwärtiges Privilegium und auch zu militärischen Zwecken nicht ganz praktisch, was aber damals nöthig schien, um der leeren Staatscasse die Ausrüstungen aus Privatmitteln zu erleichtern. Eine besondere Vornehmigkeit sprachen noch einige Freicorps an, unter denen das des Major von Lützow am berühmtesten wurde. Ungleich wichtiger und praktischer war die Errichtung der Landwehr, die zuerst nach einem älteren Plane von Scharnhorst und nach dem Beispiel Oesterreichs von York ausging. In Königsberg hatte nämlich dieser General im Einvernehmen mit den Ständen der Provinz Preußen und mit dem vom russischen Kaiser dazu bevollmächtigten vormals preußischen Minister von Stein die Stelle eines General-Gouverneurs übernommen, die Stände einberufen und eine Art Nebenregierung errichtet, so lange die königliche Regierung in Breslau ihren Bruch mit Frankreich noch nicht erklärt hatte. Am 5. Februar nun legte York jenen Ständen den Entwurf einer Landwehrordnung vor und ließ sogleich mit der Errichtung neuer Regimenter beginnen, welche aus schon gereifteren Männern bestanden und den aus Jünglingen recrutirten Linienregimentern als Reserve dienen sollten. Auch der Gedanke eines Landsturms oder allgemeinen Massenaufgebots wurde hier gefaßt, aber nur für die äußersten Nothfälle. Beides, Landwehr und Landsturm, wurden bald darauf vom König selbst anerkannt und in sämmtlichen Provinzen angeordnet, 17. März. Jünglinge und Männer drängten sich überall mit dem besten Willen und dem feurigsten Kriegsmuth herbei; nur an Uniformen, Lederwerk und anderem nöthigen Material, so wie an Geld, war entsetzlicher Mangel, und man sah noch lange ganze Bataillone ohne Tornister, nur mit Leinwandsäcken auf dem Rücken, und ohne Mäntel, die sie erst vom Feind erbeuten mußten. In der Genügsamkeit, Nüchternheit und zähen Ausdauer wie in der Tapferkeit kamen diese Preußen von 1813 den Spaniern gleich, übertrafen sie aber bei weitem in der Disciplin und in dem Geschick,

taktische Körper zu bilden. Die Schnelligkeit, mit welcher aus rohen Bauernjungen und eleganten Commis und Studenten, die nie Pulver gerochen hatten, die gewandtesten, schlagfertigsten und Napoleons alter Garde ebenbürtigen Divisionen erwuchsen, wird immer wunderbar bleiben und ist nicht blos aus der Begeisterung der Zeit, sondern aus dem Stammescharakter überhaupt und aus der Schule Friedrichs des Großen, aus den ruhmvollen Traditionen der preußischen Armee zu erklären.

Ehe noch die Antwort Napoleons auf die Vorschläge Hardenbergs eingelaufen war, schloß Friedrich Wilhelm III. bereits am 27. Febr. mit Kaiser Alexander ein enges preußisch-russisches Bündniß ab. Die Franzosen haben darin eine Treulosigkeit sehen wollen; gesetzt aber auch, es sey noch eine Verständigung zwischen Frankreich und Preußen möglich gewesen, so hätte sich Napoleon viel mehr beeilen müssen, Preußen seine Anerbietungen zu machen. Es nicht zu thun, war unbegreiflich unklug. Metternich sagte zum französischen Gesandten Otto in Wien, durch die russischen Umtriebe würden die slavischen, durch die preußischen die deutschen Unterthanen Oesterreichs verführt, die österreichische Politik müsse daher nothwendig gegen Rußland und Preußen gerichtet seyn, und deshalb wolle Oesterreich auch gern zu Frankreich halten, wenn es nur einen Vortheil davon sähe, wenn Napoleon ihm nur etwas bewilligen wollte. Aber das that Napoleon nicht. Gleichwohl hielt Oesterreich immer noch sehr gegen Rußland zurück. Friedrich Wilhelm III. aber hatte übereilt gehandelt und alle russischen Forderungen (namentlich die Abtretung aller vormals preußischen Antheile Polens) im Voraus bewilligt. Im Grunde befand sich Oesterreich in dem nämlichen Falle. Metternich hatte neue Bürgschaften verlangt, Napoleon zögerte, etwas bestimmtes anzubieten, und meinte, Oesterreich solle die ersten Anträge machen. Obgleich Oesterreich sich noch nicht an Rußland anschloß, so blieb es doch auch zu Frankreich in einer ungewissen Stellung. Der König von Preußen aber hatte seine Partei ergriffen, reiste dem Kaiser von Rußland entgegen, traf mit ihm am 15. März zu Spahlitz bei Oels zusammen und

umarmte ihn lange in der tiefsten Rührung. Beide Majestäten hielten dann vereint ihren Einzug in Breslau unter unermeßlichem Volksjubel. Am 17. erließ sodann der König die berühmten Aufrufe „an mein Volk" und „an mein Heer," worin er zum erstenmal den ernsten und heiligen Zweck der Rüstungen entschleierte und zu Muth und Ausdauer in dem nahe bevorstehenden Kriege mahnte, welcher der ehrenvolle Todeskampf der preußischen Monarchie werden, oder in welchem man alles Verlorene wieder erobern sollte. „Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs", sprach der König, „und der Frieden schlug uns tiefere Wunden als der Krieg. Die Hauptfestungen blieben dem Feinde, das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau gelähmt, der Handel vernichtet, das Land ein Raub der Verarmung. Durch die treueste Erfüllung aller Verbindlichkeiten gegen den französischen Kaiser hoffte ich mein Land zu erleichtern, aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt. Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt. Ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, aber ihr werdet sie lieber dem Vaterlande bringen, als dem fremden Herrscher. Es ist der letzte entscheidende Kampf. Wir haben keinen andern Ausweg, als Sieg oder Untergang. Gott und unser fester Wille wird der gerechten Sache den Sieg verleihen."

An dem nämlichen 17. März hielt York mit seinem wieder bis auf 15,000 Mann vermehrten Heertheile seinen Triumpheinzug in Berlin. Der Vicekönig Eugen hatte sich unter der zornig erregten Bevölkerung der Hauptstadt gegen Wittgenstein und York, als diese näher kamen, nicht behaupten zu können geglaubt, daher Berlin freiwillig verlassen und sich nach Magdeburg zurückgezogen. Schon am 11. hatte der König den früheren Beschluß in Betreff Yorks zurückgenommen und diesen General in seinem Commando bestätigt, ließ ihn aber doch noch seinen Unwillen fühlen, sofern er nicht ihm, sondern Bülow das Commando der in Berlin sich sammelnden Armee übergab.

Da sich Oesterreich noch nicht erklärt hatte, bedurften Rußland und Preußen der moralischen Unterstützung, die in den patriotischen Sympathien aller Deutschen und in der Aufregung des Nationalstolzes lag. Im Jahre 1809 hatte Oesterreich dieselben Gefühle angerufen, damals aber noch wenig Anklang gefunden. Diesmal schien das deutsche Phlegma schon mehr in Hitze gerathen und die Hoffahrt der Ausländerei schon mehr erschüttert zu seyn. Der alte Kutusow erließ im Namen des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen die berühmte Proclamation von Kalisch am 25. März, worin er „den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit, die Wiedererringung der unveräußerlichen Stammgüter der Völker, die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs" ankündigte. Der Rheinbund wurde hier im Voraus für aufgelöst erklärt und den Fürsten wehe zugerufen, die, „wenn sie fernerhin der deutschen Sache abtrünnig blieben, sich reif zeigen würden zur Vernichtung." Von besonderer Wichtigkeit war die Stelle der Proclamation, welche lautet: „Deutschlands Gestaltung soll ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben. Je schärfer in seinen Umrissen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geist des deutschen Volks, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können." Eitle Vorspiegelungen! Die Hauptsache war, daß die Proclamation dem russischen Kaiser „die schützende Hand" über das künftige Werk der deutschen Fürsten und Völker, d. h. das Protectorat vorbehielt, und daß sie schließlich erklärte, man werde Frankreichs „rechtmäßige Grenzen" respectiren, d. h. der Czaar wird sich Mühe geben, das Protectorat auch über Frankreich auszustrecken. Die Deutschen wären so einfältig, diesen russischen Köder für einen Act der Wiedergeburt Deutschlands anzusehen.

Der Rheinbund nahm von dieser kräftigen Mahnung zunächst noch keine Notiz, sondern fuhr fort, Napoleons Truppen auf deutschem Gebiet zu nähren und durch neue zahlreiche Contingente zu ergänzen. Friedrich August, König von Sachsen, zog es vor, das von den

Russen und Preußen nahe bedrohte Dresden zu verlassen, am 25. Februar. Er begab sich zunächst nach Regensburg, folgte aber bald darauf einem Rufe Oesterreichs nach Prag, wo er am 15. April einen geheimen Vertrag abschloß, in welchem er sich eng an die österreichische Vermittlung anschloß und eventuell auf das Großherzogthum Warschau verzichtete. Seine Truppen zogen sich in die neutral erklärte Festung Torgau zurück, ein Theil seiner Reiterei folgte ihm nach Böhmen. Das sächsische Volk hielt einen Uebergang zu den Alliirten für nahe bevorstehend und viele Jünglinge aus Sachsen traten in preußische Dienste. Von allen Rheinbundstaaten ging nur Mecklenburg allein sogleich und förmlich zu den Alliirten über, weil es durch die preußischen Lande vom übrigen Rheinbund abgetrennt war. Der vormalige preußische Minister Stein wurde im Namen Rußlands und Preußens zum Administrator aller noch zu erobernden Rheinbundländer ernannt, 6. April.

So war denn die östliche Reaction gegen Napoleons Herrschaft bis zur Elblinie vorgedrungen, die allein noch durch zahlreiche französische Festungen und Heertheile gehütet wurde. Napoleon selbst war am 19. Dezember nach Paris zurückgekommen. Man erzählt, als er in den Tuilerien an einem Kamin behaglich sich gewärmt, habe er ausgerufen: hier ist es doch besser, als in Rußland. Wenige Tage vor seiner Ankunft hatte er das berühmte 29. Bulletin ausgeben lassen, worin er den Franzosen zum erstenmal die ganze Größe des Unglücks und den Verlust in Rußland enthüllte. Darin kommt die Stelle vor: „Menschen, welche die Natur nicht hart genug gestählt hatte, um über alle Wechselfälle des Glücks erhaben zu seyn, verloren ihren Frohsinn und träumten nur von Unglück.“ Aber es war mehr als ein Träumen, Napoleon selbst gestand ja, die große Armee existire eigentlich gar nicht mehr. Das Bulletin schloß mit den Worten: „die Gesundheit Sr. Majestät war nie besser,“ und der Moniteur machte in einem Zusatz die Leser noch ausdrücklich auf den erhabenen und classischen Styl dieses Bulletins aufmerksam, über dessen Bewunderung man gleichsam das ganze Unglück vergessen sollte. „Dies Bulletin muß die Bewunderung steigern für die frische Kraft und Festigkeit

Sr. Majestät. Es ist ein historisches Actenstück erster Größe. Xenophon und Cäsar haben so geschrieben." — Talleyrand aber sagte gradezu, das sey „der Anfang vom Ende," und er ließ durch seinen Oheim, den vormaligen Erzbischof von Rheims, bereits damals eine Verbindung mit Ludwig XVIII. einleiten, welcher dem Oheim antwortete: „Bonaparte ist verloren, denn wenn er es nicht wäre, würde Ihr Neffe sich nicht an mich wenden. Ich nehme das gute Omen an."

Während Napoleons Abwesenheit war in Frankreich nichts vorgefallen, außer einer abermaligen Verschwörung desselben General Mallet, der wegen seiner ersten Verschwörung gefangen saß. Was ihm bei voller Freiheit mißlungen war, wollte er noch vom Kerker aus durchsetzen, mittelst verfälschter Senatsbeschlüsse und Ordres. Er hatte nur wenige Mitschuldige, überraschte aber ganz Paris, und es hätte sogar wenig gefehlt, so wäre sein Anschlag gelungen. In der Zeit, in welcher man in Paris wochenlang nichts mehr von Napoleon erfuhr, weil er gerade damals in Moskau verweilte und die Couriere abgefangen wurden, in der Nacht des 22. October entfernte sich Mallet aus seinem Gefängniß, zog große Generalsuniform an, verbreitete die Nachricht, Napoleon sey todt und der Senat habe bereits die Regierungsgewalt ergriffen, bewies es durch die vorgezeigten falschen Ordres und dupirte selbst den sonst so schlauen und kühnen Polizeiminister Savary dermaßen, daß derselbe alles glaubte und sich ohne Widerstand arretiren ließ. Eben so leicht ließ sich Frochot, Präfect des Seinedepartements, bethören. Cambacérès, anstatt zu handeln, bat nur zitternd um eine Schutzwache für seine Person. General Hullin, Commandant von Paris, wollte Widerstand leisten, wurde aber von Mallet mit einer Pistolenkugel ins Gesicht geschossen. Ein Theil der Truppen folgte blind Mallets Befehl, und Frochot gab sich schon dazu her, der neuen provisorischen Regierung einen Sitzungssaal einzurichten, als ein Offizier in dem räthselhaften Usurpator den gewesenen General Mallet erkannte, ihn anpackte, der erstaunten Umgebung die Augen öffnete und nun leicht des ganzen Aufruhrs Meister wurde. Mallet und seine Mitschuldigen

wurden alsbald auf Cambacérès' Befehl, der jetzt wieder Muth beweisen wollte, kriegsrechtlich erschossen. Aber wie war es möglich, frug man, daß Savary, daß der Seinepräfect, daß alle, die hier compromittirt waren, sich der ersten besten provisorischen Regierung unterwarfen und kein Einziger, wenn Napoleon wirklich todt gewesen wäre, an die legitimen Rechte des Königs von Rom dachte?

Dieser Scandal hatte ein wenig verrathen, daß die Menschen mehr durch Furcht als durch Liebe an Napoleon gebunden seyen, aber diese Furcht bestand noch. Selbst als er ohne Armee zurückkam, wagte niemand zu murren oder es am gewohnten Gehorsam irgend fehlen zu lassen. Er stellte den letzteren auf die härteste Probe, indem er durch den Senat sogleich neue Truppenaushebungen decretiren ließ, und weit entfernt, vom Frieden zu reden, vielmehr stolzer als jemals mit den Waffen in der Hand sein weites Reich behaupten und nicht ein Dorf davon abtreten zu wollen versicherte. Als englische Blätter (die Times vom 4. Jan. 1813) sich darüber freuten, daß die Hülfsmittel Napoleons erschöpft seyen, ließ er im Moniteur höhnend zur Antwort geben, sie seyen nichts weniger als erschöpft, er habe noch 200,000 Mann in Deutschland, werde sie mit 300,000 Mann französischer Nationaltruppen vermehren, ungerechnet die Contingente seiner Verbündeten, und doch zugleich auch in Spanien immer noch 300,000 Mann haben. Und wirklich ließ er die hundert Cohorten der Nationalgarde, 100,000 Mann, die bisher den Garnisonsdienst versehen hatten, in die Linie, 40,000 Seeleute in die Artillerie übergehen und durch Einberufung der Conscribirten, die erst 1814 hätten einrücken sollen, die diesjährige Conscription bis auf 350,000 Mann steigern. Allein er sah sich doch auch genöthigt, seine Heere in Spanien zu schwächen, indem er die Cadres zu 150 Bataillonen (Unteroffiziere und alte Soldaten) herauszog, und die Aushebungen blieben unvollständig. Fain berichtet, daß 160,000 Militärpflichtige fehlten und nicht mehr bei ihren Familien aufgefunden werden konnten oder unterwegs verschwanden. Die Angst vor dem Kriegsdienst hatte nach den ungeheuren Verlusten in Rußland den höchsten Grad erreicht. Ganz Frankreich war mit Trauer

erfüllt; man sagte, Napoleon bade in Blut und Thränen und werde noch die ganze Nation hinopfern. Aber die Furcht vor Napoleon war noch größer als die vor der Fahne. Man klagte, man desertirte nur heimlich. In den öffentlichen Blättern hörte man nichts als Prahlereien und Drohungen gegen das Ausland. Die Präfecten und Maires durften in den Provinzen nur die kriegerische Sprache des Moniteur wiederholen.

Dennoch machte Napoleon damals schon dem gegen ihn erbitterten Europa eine erste Concession und that einen ersten Schritt freiwillig zurück, indem er sich mit dem Papst auszusöhnen und dessen Autorität wieder auf seine Seite zu ziehen bemüht war. Unter dem Vorwand einer Jagd begab er sich am 19. Jan. in die Gegend von Fontainebleau und stattete ganz unerwartet dem hier noch gefangen gehaltenen Papst einen Besuch ab, überhäufte ihn mit Liebkosungen,*) blieb mehrere Tage bei ihm, ließ auch die Kaiserin Marie Louise nachkommen und unterhandelte mit ihm über ein neues Concordat, welches am 25. Januar auch zu Stande kam und wonach der Papst alle ihm geraubten Domänen zurückerhalten, für die schon verkauften aber mit einer jährlichen Rente von 2 Millionen entschädigt werden, auch die von Napoleon ernannten Bischöfe bestätigen sollte, wofür Napoleon den bisher verfolgten Bischöfen Amnestie zusicherte. Aber der Papst behielt sich vor, ehe das Concordat verkündigt würde, sich vorher noch nach altem Gebrauch mit seinem Consistorium zu berathen. Von den befreiten Cardinälen kam zuerst di Pietro, dann Pacca und Consalvi zu ihm, und nun zog der Papst den Vertrag zurück. Napoleon aber kümmerte sich nicht darum, sondern ließ di Pietro verhaften und verkündete das Concordat allein

---

*) Eylert erzählt im Leben Friedrich Wilhelms III., der Papst sey steif und starr dagesessen, als Napoleon ihm mit zuckersüßen Worten schmeichelte und habe endlich ausgerufen: comediante! Hierauf sey Napoleon in Zorn gerathen und habe ihm mit furchtbaren Blicken und Worten gedroht. Der Papst aber sey unbeweglich sitzen geblieben und habe ausgerufen: tragediante!

von sich aus als Staatsgesetz, am 13. Febr., wogegen der Papst am 24. feierlich protestirte. Die Sache blieb einstweilen unentschieden; Napoleon bestand darauf, das Concordat müsse gelten, der Papst aber verharrte in seinem passiven Widerstande.

Am 14. Februar berief Napoleon die gesetzgebende Versammlung ein und legte derselben feierlich seine Plane vor, um sie gleichsam von der Nation legitimiren und sanctioniren zu lassen. Sein Entschluß war unwiderruflich gefaßt: „ich wünsche den Frieden, er ist der Welt nothwendig, aber ich werde blos einen ehrenvollen, dem Interesse und der Größe meines Reichs angemessenen Frieden schließen. Ein schlechter Friede würde uns hoffnungslos zu Grunde richten.“ Napoleon erklärte in dieser stolzen Rede sogar, daß er nicht nur das französische Reich, sondern auch alle Vasallen desselben in ihrem alten Bestande schützen und erhalten werde. „Ich bin mit dem Betragen aller meiner Alliirten zufrieden. Ich werde keinen von ihnen im Stiche lassen und die Integrität ihrer Staaten aufrecht zu erhalten wissen.“ Der gesetzgebende Körper und ganz Frankreich vernahmen diese Rede, die statt des gehofften Friedens nur abermals Krieg verkündete, und einen Krieg auf Leben und Tod, wie er so furchtbar vorher noch nie gedroht hatte, mit dem Stumpfsinn herkömmlichen Gehorsams und duldeten die ungeheuren Opfer, die er abermals vom Lande verlangte. Einen wahren Enthusiasmus aber vermochte Napoleon nicht mehr hervorzubringen.

Auch blieben seine Rüstungen hinter der Erwartung zurück. Seine Thätigkeit dabei war nicht minder bewundernswürdig wie in seinen frühern besten Jahren und er stellte wirklich mit erstaunlicher Schnelligkeit sogar neue Artillerie und Cavallerie her, die sonst viel längere Zeit zu ihrer Mobilmachung bedürfen. Aber man hatte zu dem prächtigen neuen Riemwerk auf alten und schwachen Pferden kein rechtes Vertrauen. Die Reiter waren ungeübt. Die Jugend der Conscribirten, die um ein Jahr zu früh einberufen waren, erregte Mitleid. Und doch war in einem Theile dieser Jugend noch ein besserer Geist zu finden, als selbst bei manchem alten Marschall. Es gab trotz der vielen Refractäre in Frankreich immer noch feurige

Knaben und Jünglinge, die vor Begierde brannten, den Ruhm der Väter und ältern Brüder zu theilen. Aber Frankreich war schon im Ganzen zu sehr erschöpft und des Krieges satt. Auch der Rheinbund hatte alle seine alten Kerntruppen in Rußland verloren, und in vielen seiner Staaten ging man nur mit schwerem Herzen daran, neue Aushebungen zu machen, um eine zweite Generation abermals hinschlachten zu lassen. Also waren Napoleons Heeresmassen keineswegs von so überwältigender Zahl und des Sieges gewiß, wie er verkündigt hatte.

Indeß übertrafen sie fürs erste immer noch die zur Offensive verwendbaren Streitkräfte der Preußen und Russen. Diese nämlich mußten eine Menge nicht unbeträchtlicher Corps zur Belagerung oder wenigstens Einschließung der Weichsel- und Oderfestungen verwenden, die noch von den Franzosen besetzt waren. Von den Russen und Preußen, die den Winterfeldzug mitgemacht hatten, starben im Frühjahr noch viele tausende an Erschöpfung oder Wunden, und der ansteckende Typhus, der sich in den Lazarethen ausgebildet hatte, griff auch die gesunde Bevölkerung an und forderte zahlreiche Opfer. Andrerseits kostete die Ausrüstung und Einübung der jungen Mannschaften immerhin Zeit, und eine Menge Bataillone waren erst in der Formation begriffen, als die besser Geübten sich schon in die Schlachten stürzen mußten. Das erklärt, warum die preußisch-russische Streitmacht im Beginn des Feldzugs um vieles schwächer war, als die Napoleons. Preußen formirte 110,000 Mann Linientruppen und 150,000 Mann Landwehr; aber von den ersteren waren erst 25,000 unter dem vom König an die Spitze des Heeres berufenen General Blücher in Schlesien mobil, 20,000 unter York und Bülow in den Marken, 15,000 in den Festungen, die übrigen noch nicht ausgerüstet oder krank, die ganze Landwehr erst im Werden begriffen. Die russische Hauptmacht unter Kutusow bei Kalisch zählte damals nur 30,000 Mann, zu Blücher stießen nur 13,000 Russen unter Winzingerode, zu York und Bülow Wittgenstein mit nur 8000 Russen, und außerdem bewegten sich 6—7000 Kosacken und leichte Truppen unter Tettenborn und Czernitscheff gegen die untere Elbe.

Das war alles, was Rußland prästiren konnte; es rüstete jedoch beträchtlich und schickte den Sommer hindurch reichlich Truppen nach.

Aus dieser Gegenüberstellung erkennt man, daß es den Alliirten nicht möglich war, kühner und schneller vorzugehen, als sie gethan haben. Wenn sie mit so geringer Macht wagten, gegen den Rhein vorzudringen, im Rücken die stark besetzten Festungen des Feindes, vor sich die überlegene Offensivarmee Napoleons und zur Seite die übelwollenden Rheinbundstaaten, so konnten sie leicht umgangen und abgefangen werden, wie einst Mack in Ulm. Sie durften durch voreilige Kühnheit nicht zu viel aufs Spiel setzen, sich von ihren Verstärkungen nicht zu weit entfernen. Sie hatten Oesterreich noch nicht auf ihrer Seite und wurden nicht einmal von England kräftig unterstützt. Oesterreich war mit seinen neuen Rüstungen noch nicht fertig und verschmähte es, sich von Rußland allzuschnell hinreißen zu lassen, weil ihm das Uebergewicht Rußlands in Europa eben so gefährlich schien, wie das französische. Je länger Oesterreich wartete, je mehr Truppen es unterdeß sammelte, während die andern sich im blutigen Kampf erschöpften, desto gewisser blieb ihm die letzte Entscheidung. Doch klagte Scharnhorst, daß die russische Hauptarmee unter Kutusow zu lange in Kalisch verweilte und zu spät vorrückte. Eine starke Partei unter den russischen Großen war gegen die Fortsetzung des Krieges und glaubte, Rußland solle, zufrieden mit seinen Erfolgen, seine Kräfte nicht für Oesterreich, Preußen und England aufopfern.

Mehr muß es Wunder nehmen, daß die Engländer in Norddeutschland nicht thatkräftiger eingriffen. Napoleon hatte hier nur sehr schwache Besatzungen und die Bevölkerungen waren überall zum Aufstande geneigt. In Hamburg erhob sich das Volk schon am 24. Februar, überwältigte die wenigen Franzosen, die hier unter General Cara St. Cyr zurückgeblieben waren, und hinderte die Wegschaffung großer Geldladungen, mit denen sie eben hatten beginnen wollen. Die wohlhabenden Bürger bewaffneten sich und stellten die Ordnung her, als aber der französische General dadurch wieder kühn

gemacht wurde und Verhaftungen, ja sogar Hinrichtungen befahl, widersetzte sich ihm die bewaffnete Bürgerschaft unter Anführung des Dr. Heß und Buchhändler Perthes und zwang ihn einzuhalten. Als sich nun auch ein russisches Streifcorps unter Tettenborn von Berlin her näherte, entwich Cara St. Cyr am 12. März, und am 18. zog Tettenborn unter dem lautesten Freudentaumel des Volkes in Hamburg ein. Warum thaten die Engländer nichts, um diese Bewegung zu unterstützen, die sich bis über Holland würde ausgedehnt haben? Sie schickten ein ganz schwaches Corps an die Mündung der Weser, obgleich ihnen aber sogleich die Oldenburger Bauern der Umgegend zuzogen, waren sie doch viel zu schwach, sich der Franzosen zu erwehren, die General Vandamme von Bremen aus gegen sie schickte. Sie flohen daher wieder, nachdem sie in einem Gefecht am 25. März bei Bremerlohe 15 Mann, die armen Bauern aber 200 verloren hatten. Auch die Stadt Lüneburg hatte sich damals erhoben. Vandamme, der Cara St. Cyr aus Hamburg und Morand aus Schwedisch-Pommern an sich gezogen hatte, wollte Lüneburg züchtigen und ließ es durch Morand am 1. April besetzen. Zum Glück aber hatten die Generale von Dörenberg und Czernitscheff, die mit leichten russischen Truppen gleich Tettenborn den Norden Deutschlands durchstreiften, davon gehört und eilten, Lüneburg zu retten. Sie kamen am 2., nur 12 Stunden später als die Franzosen an, noch gerade zu rechter Zeit, um die Bürger, die schon zur Hinrichtung bezeichnet waren, zu retten. Morand nebst 2300 Mann wurden überrascht und nach kurzem Kampfe gefangen. Die Russen mußten sich jedoch vor Vandamme wieder über die Elbe zurückziehen. Ein Volksaufstand im Bergischen blieb vereinzelt und wurde unterdrückt, das unschuldige Elberfeld für die tumultuirenden Bauern bestraft.

Die an Mannschaft sehr geringen russischen Streifcorps waren nicht im Stande, eine allgemeine Erhebung im nordwestlichen Deutschland wirksam zu unterstützen. Der Vicekönig Eugen durfte sogar mit 37,000 Mann von Magdeburg aus einen Angriff auf Berlin machen, Wittgenstein aber mit nur 17,000 Preußen unter York

und Bülow hielt ihm am 6. April Stand bei Danigkow und schlug ihn zurück, wobei die Preußen zum erstenmal die Furie blicken ließen, mit der sie diesen ganzen Krieg durch kämpfen sollten. Am meisten zeichnete sich das preußisch-lithauische Dragonerregiment aus, welches mehrere französische Reiterregimenter in wüthendem Anfall vernichtete.

Die preußische Hauptarmee oder die schlesische Armee unter Blücher, vereint mit dem kleinen russischen Hülfscorps unter Winzingerode, verließ Breslau am 16. März. Zuvor waren die Krieger und ihre Fahnen in den Kirchen feierlich eingesegnet worden. Vor dem unglücklichen Feldzug im Jahre 1806 hatten sich nur die Gardeoffiziere im Berliner Theater Begeisterung aus Schillers Jungfrau von Orleans geschöpft; jetzt lagen alle Bewaffneten des Landes ohne Unterschied vor den Altären auf den Knieen, beteten zu Gott um Sieg in gerechter Sache und bereiteten sich zum Tode für das Vaterland. Die frommen, längst gewohnten Andachten im Lager der Russen trugen zu dieser religiösen Erhebung einigermaßen bei. Man schämte sich, so lange nicht mehr an Gott gedacht zu haben und in einer so wichtigen Sache von den ungebildeten Russen übertroffen zu werden. Die preußische Landwehr bekam ein Kreuz auf die Mütze mit der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland." — Der Marsch Blüchers nahm die Richtung nach Dresden. Hier war der König schon entflohen. Reynier, zu schwach um sich behaupten zu können, ließ Anstalten treffen, um einen Pfeiler der schönen Elbbrücke zu sprengen, am 9. März. Da empörte sich das Volk, hinderte es und schrie: „fort mit den Franzosen." Reynier, ein sehr humaner Mann, übte keine Rache aus, aber Davoust, der ihn am 13. im Commando ersetzte, ergriff strenge Maaßregeln, hielt jede fernere Volksbewegung durch Drohungen zurück und ließ, indem er abmarschirte, den Pfeiler sprengen, am 19. Ebenso die Brücke bei Meißen. Man schlug eine neue Brücke, und am 3. April zog Blücher in Dresden ein. Man fand im Staatsschatz noch ½ Mill. in Gold, ließ es aber unangetastet. Das Volk jubelte, denn es war der napoleonischen Herrlichkeit, die so viel Geld und Menschen kostete,

satt geworden und hoffte*), der König werde sich mit Oesterreich dem russisch-preußischen Bunde anschließen. Auch hatte der sächsische General Thielmann vom König Befehl, die Festung Torgau den Franzosen so wenig wie den Preußen zu öffnen. Vor Blücher her streiften fliegende Corps. Am 17. April zersprengte Major Helwig bei Langensalza ein bayrisches Regiment. Major Colomb schlug französische Reiter bei Gotha und ein sächsisches Jägerbataillon ging zu den Preußen über. Am gleichen Tage berannte Wittgenstein die Festung Wittenberg, die er aber bald wieder verließ.

Die russische Hauptarmee unter Kutusow verließ Kalisch am 7. April, also erst einen Tag nach dem Siege beim Danigkow. Der alte Feldherr selbst erkrankte zu Bunzlau in Schlesien, mußte hier zurückbleiben und starb am 28. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen schlossen sich inzwischen an dieses Heer an und zogen am 25. in Dresden ein. Nach dem Siege bei Danigkow stand einer Vereinigung Wittgensteins mit den Armeen Blüchers und Kutusows nichts mehr im Wege. Der letztere hätte nur früher herankommen sollen. Es genügte, Bülow zur Deckung Berlins stehen zu lassen. Mit dem Rest seines Heeres sollte Wittgenstein zu den beiden in Sachsen eingerückten Heeren stoßen und wurde zum Obergeneral über alle ernannt. Obgleich diese vereinigte Hauptmacht der Russen und Preußen nur 85,000 Mann stark war und Napoleon nach seiner Vereinigung mit Eugen, Bertrand und den Contingenten des Rheinbundes um vieles stärker werden mußte, wurde im Hauptquartier dennoch beschlossen, vorzugehen und dem Feind in den weiten Ebenen von Leipzig eine Schlacht zu liefern,

---

*) Im Körner'schen Hause zu Dresden, dessen Sohn Theodor Körner in das Lützow'sche Freicorps eingetreten war und durch seine Kriegslieder die gebildete Jugend Deutschlands hinriß, trafen sich in jenen Tagen Göthe und Ernst Moritz Arndt. Körner und auch sein Vater waren voll Begeisterung für die deutsche Sache. Da rief Göthe unwillig aus: „schüttelt nur an euern Ketten, der Mann (Napoleon) ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen." Arndts Erinnerungen S. 176.

und zwar, weil man ihm jedenfalls an Reiterei weit überlegen war, also in der Ebene einen Vortheil hatte und auch im Fall einer Niederlage den Rückzug decken konnte. Es lag alles daran, nicht ohne Schlacht zurückzugehen, sollte man sie auch verlieren. Der Feind mußte aufgehalten, es mußte zu den Rüstungen an der Oder und Spree Zeit gewonnen und es mußte Oesterreich der Beweis gegeben werden, daß man zu jeder Thatkraft und zu jedem Opfer im Kampf bereit sey.

Napoleon hatte das Aeußerste geleistet, um die jungen Conscribirten schnell auszurüsten. Sie wurden zum Theil erst auf dem Marsch einexercirt. Nachdem er schon alles über den Rhein geschickt hatte, was verfügbar war, erklärte er noch einmal am 23. März dem gesetzgebenden Körper, die Integrität des Reichs werde bei den künftigen Friedensunterhandlungen niemals in Frage gestellt werden, und ließ eine Stelle der englischen Times im Moniteur dahin beantworten: „wenn der Feind auch schon auf dem Montmartre stünde, würde von Frankreich nicht ein Dorf abgetreten werden.“ Sodann ernannte er die Kaiserin Marie Louise zur Regentin in seiner Abwesenheit und reiste in der Nacht des 14. April von Paris ab. Vom 16. bis 24. verweilte er in Mainz, wo ihm der Fürst Primas, die Großherzoge von Baden und Hessen und der Herzog von Nassau die gewohnten Huldigungen darbrachten, und kam am 26. nach Erfurt, wo das nämliche von Seiten der Herzoge von Weimar und Gotha geschah. Die Macht, die er aus Frankreich herausführte, betrug mit Einschluß der Badener, Hessen, Frankfurter &c. nur 60 bis 70,000 Mann, konnte jedoch durch die noch in der Formation begriffenen Bataillone beträchtlich verstärkt werden. Bertrand führte ein Heer aus Italien herbei, welches durch die Bayern unter Raglovich und durch die Württemberger unter Franquemont verstärkt 30,000 Mann betrug. Eugen hatte bei Magdeburg noch 38,000 Mann, von denen sich aber 12,000 unter Davoust und Vandamme getrennt hatten, um die untere Elbe zu decken. Napoleon war nun mit Bertrand und Eugen nach den geringsten Angaben 120,000 Mann stark, wahrscheinlich etwas stärker.

Wittgenstein entwarf den genialen Plan, die große Armee Napoleons auf ihrem langausgedehnten Marsch, indem sie aus den Gebirgen Thüringens in die sächsische Ebene herausgetreten war, zwischen Weißenfels und Leipzig zu überfallen und durch einen gewaltigen Stoß in ihre Flanke zu zersprengen. Er hatte übrigens, da Kleist mit 5000 Mann den Feind in Leipzig aufhalten sollte und Milo-radowitsch mit 12,000 Mann in Zeitz geblieben war, nur noch 70,000 Mann zur Verfügung, darunter aber 20,000 treffliche Reiter, mit denen er in einer Stellung bei Pegau am 1. Mai südwärts von der Straße stand, auf welcher die Franzosen am andern Tage nach Leipzig rücken sollten. Ohne etwas von dieser Flankenstellung seines Gegners zu ahnen, beeilte Napoleon seine Vereinigung mit Eugen. Dieser nahm Merseburg ein und hatte hier am 30. sein Hauptquartier. Am gleichen Tage war Napoleon in Weißenfels angelangt, wurde jedoch am folgenden Tage in dem Defilé von Rippach durch Russen unter Winzingerode aufgehalten. Hier im ersten Gefecht, welches die große Armee Napoleons in diesem Kriege bestand, riß eine der ersten feindlichen Kanonenkugeln den tapfern Marschall Bessières hinweg, einen der ältesten und treuesten Freunde des französischen Kaisers. Duroc wurde sehr traurig und hatte die schlimmsten Ahnungen. Damals entschlüpfte ihm die Aeußerung: „es währt zu lange, der nie endende Krieg wird uns alle verschlingen.“ — Am 1. Mai vereinigte sich Napoleon mit Eugen auf der Straße nach Leipzig. Es gereicht den Sachsen zur Ehre, daß keiner sich zum Spion hergab, um ihm die Stellung und gefährliche Nähe Wittgensteins zu verrathen. An der Seite Eugens und Ney's, die er hier seit dem russischen Feldzug zum erstenmal wiedersah, ritt Napoleon auf Leipzig zu und kam der Stadt so nahe, daß er die Menschen auf den Dächern erblicken konnte, die dem Kampf zwischen der französischen Avantgarde und Kleist, der die Stadt vertheidigte, zusahen. Er glaubte, die Hauptmacht der Alliirten sey schon auf dem Wege nach Dresden oder Berlin und drängte deshalb außerordentlich, um ihr rasch nachzukommen. Da erdröhnte Kanonendonner in seinem Rücken und Adjutanten flogen mit der Nachricht herbei

die in einer Länge von sieben Meilen auf dem Marsch ausgedehnte französische Armee werde von Süden her durch starke feindliche Massen angegriffen. Sogleich befahl er allen Corps, dem gefährdeten Punkte zuzueilen.

Seine Armee wäre gleichwohl aufgerollt und in zerstreuter Stellung vernichtet oder zersprengt worden, ehe sie sich aus so weiten Entfernungen hätte concentriren können, wenn Wittgenstein den Stoß so kräftig ausgeführt hätte, als er klug berechnet gewesen war. Das Unglück wollte, daß er zuerst bei den Dörfern Groß- und Klein-Görschen, unfern von Lützen, auf dasjenige französische Armeecorps traf, welches von Ney befehligt war und unter der Anführung dieses tapfern Marschalls sich aufs hartnäckigste wehrte. Nun trachtete Wittgenstein nicht einmal, es rasch durch Uebermacht zu erdrücken, sondern verwendete nur langsam eine Brigade nach der andern, so daß die kostbarste Zeit verloren ging und die andern feindlichen Armeecorps herbeikommen konnten, um Ney zu unterstützen. Gerade das Terrain, auf welchem Ney sich hielt, war von Gräben durchschnitten und hinderte die Entwicklung der Reiterei. Wittgenstein hätte daher, anstatt sich mit Ney so lange aufzuhalten, die Cavallerie seitwärts auf besserem Terrain vorrücken und den übrigen einzeln ankommenden französischen Armeecorps entgegenwerfen sollen. Aber es geschah nicht, und so wurde die Schlacht ganz im Widerspruch mit dem Plan nur vom Fußvolk geschlagen, und die Reiterei erlitt nur Schaden durch die feindlichen Kugeln, ohne in den Kampf entscheidend eingreifen zu können. Die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Kaja und Rahna waren der Mittelpunkt der Schlacht. Hier durch Häuser, Hecken, Gräben und sumpfige Wiesen geschützt, behauptete sich Ney; als er endlich durch die wüthendste Tapferkeit der Preußen vertrieben wurde, hatte Napoleon schon Verstärkungen genug herbeigeführt, um nun seinerseits wieder die Preußen aus den Dörfern zurückzudrängen. Der Kampf war mörderisch, die Dörfer wurden genommen und wieder genommen und füllten sich mit Leichen an*). Die Tapferkeit der jungen preußischen Frei-

---

*) Hier kam ein Zug von wunderbarer Liebe der Soldaten zu einem

willigen, namentlich der Gardejäger, übertraf jede Erwartung, sie erlitten aber auch schreckliche Verluste. Nicht minder bewunderungswürdig schlugen sich die jungen französischen Conscribirten unter Ney. Selbst die schwer Verwundeten schrien noch, wenn sie ihren Kaiser sahen, ein jauchzendes vive l'empereur, wie in den schönsten Zeiten der französischen Siege. Erst als es schon zu spät war, versuchte Wittgenstein die linke Flanke der Franzosen durch den Prinzen Eugen von Württemberg (in russischen Diensten) umgehen zu lassen, um der Schlacht auf einem günstigeren Terrain eine bessere Wendung zu geben, aber hier war Macdonalds Armeecorps schon in Linie gerückt und donnerte aus 60 Kanonen den Angreifenden entgegen. Die Schlacht blieb daher an die unglücklichen vier Dörfer gebannt und endete nach einem letzten massenhaften Angriff Napoleons am Abend zum Nachtheil der Alliirten, die sich nur in Groß-Görschen, nicht aber in den andern Dörfern behaupten konnten, den Zweck aber, die Armee Napoleons auf dem Marsche zu durchbrechen, gänzlich verfehlt sahen. Das Schlimmste war, daß man sich in eine Lage versetzt hatte, in welcher man von der Cavallerie keinen Gebrauch machen konnte. Der Unwillen über Wittgenstein machte sich laut bei den Preußen Luft und gab Blücher den Gedanken ein, noch in der Nacht den ausruhenden Feind mit Reiterei zu überfallen. Es geschah, aber das sehr zahlreiche Fußvolk des Feindes faßte sich bald, die Reiter geriethen in einen Hohlweg und verirrten in der Finsterniß, man mußte sie zurückziehen. In der Nacht wurde überhaupt der allgemeine Rückzug beschlossen und in der besten Ordnung ausgeführt. Die Preußen hatten an Todten und Verwundeten 8000, die Russen 2000 Mann verloren, der Verlust der Franzosen wurde um etwas höher angeschlagen. Obgleich Sieger, hatte Napoleon

---

Offizier vor. Das einst von Schill gegründete Colbergische Regiment stand lange dem feindlichen Feuer ausgesetzt, ohne vorrücken zu dürfen. Als nun der Lieutenant von Arnim fiel, begruben ihn seine Soldaten auf der Stelle mitten im Kugelregen unter der aufgepflanzten Fahne. Geschichte des Regiments S. 111.

doch keine Kanonen erobert, sondern vielmehr einige verloren. Auch waren 800 Franzosen gefangen worden, von den Alliirten nicht halb so viele. Unter den Todten befand sich der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, unter den Verwundeten General Scharnhorst. Der letztere, obgleich nur am Fuße durch eine Kartätschenkugel verletzt, vernachlässigte die Wunde aus Diensteifer.

Bülow hatte am 2. Mai, dem Schlachttage von Lützen, die Stadt Halle erstürmt und 6 Kanonen genommen, zog sich jetzt aber wieder zurück, um Berlin zu decken. Wittgenstein mit der Hauptarmee ging nach Dresden zurück und zog Napoleons große Armee hinter sich her. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen legten den größten Werth darauf, Oesterreich nahe zu bleiben, um diese Macht in fortgesetzten Unterhandlungen zu einem engern Bündniß zu bewegen und wenn das gelänge, ihre Streitkräfte sogleich mit den österreichischen zu vereinigen. Durch die österreichische Grenze, welche Napoleon respectiren mußte, war ihnen jedenfalls eine Flanke gedeckt, und wenn sie ihn hier nach sich zogen, so wurde er am sichersten von Berlin und von den preußischen Provinzen abgelenkt, in denen man eben noch gegen ihn eifrig rüstete. Sachsen aber war einstweilen wieder für sie verloren. König Friedrich August kam geschwind wieder von Prag herbei, um Napoleons Befehlen zu gehorchen, die ihm nach dem Siege bei Lützen zugeschickt worden waren, und ihn dergestalt einschüchterten, daß er die schon gegen Oesterreich eingegangenen Verpflichtungen wieder vergaß. Auch wurde Torgau jetzt den Franzosen geöffnet, und ein Versuch Thielmanns, die Besatzung dieser Festung zum Abfall zu bewegen, scheiterte an der Festigkeit des alten General Sahr, dem die Soldatenehre und der dem Landesherrn schuldige unbedingte Gehorsam als einzige Richtschnur galt und dem auch die sämmtlichen Offiziere und Gemeine beipflichteten, obgleich sie ungerne länger mit Frankreich hielten. Thielmann floh am 10. Mai und trat in russische Dienste. Das ganze sächsische Heer schloß sich dem französischen an.

Wittgenstein zog sich in bester Ordnung und langsam über Dresden zurück. Seine Nachhut bildete der unermüdliche Milora-

dowitsch, welcher an jeder günstigen Stelle auf die französische Vorhut wartete und derselben Verluste beibrachte. So am 5. Mai bei Colditz, am 6. bei Etzdorf, am 7. bei Wilsdruff, am 8. bei Kesselsdorf, am 9. in Dresden selbst. Nachdem nämlich die Hauptarmee der Alliirten die Elbe passirt hatte, hielt Miloradowitsch die Neustadt von Dresden noch besetzt und beschoß die anrückenden Franzosen aus starken Batterien, um sie am Bau einer Brücke zu hindern. Napoleon selbst recognoscirte die Russen und wäre beinahe von einer Kugel getroffen worden, vertrieb sie aber endlich durch die Ueberlegenheit seines Geschützes und ließ die steinerne Elbbrücke so weit herstellen, daß seine Armee am 11. den Alliirten über die Elbe nachsetzen konnte. Am Tage darauf ritt er dem König von Sachsen entgegen und führte ihn im Triumph in seine Hauptstadt zurück. Bei diesem Anlaß hielt er eine Rede an den Magistrat, in welcher er sagte, er wisse alles, was die Stadt gesündigt habe, er sehe noch die Ueberreste der Blumen, die sie den alliirten Monarchen gestreut hätte; aber er verzeihe ihr um des Königs willen, ihm sollten sie danken, wenn es ihr nicht schlimmer ergehe. Napoleon war sehr mit seinem Glück zufrieden und außerordentlich heiter.

Aber an dem nämlichen Tage, an welchem er den König von Sachsen in Dresden einführte, war Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, mit den ersten schwedischen Truppen in Stralsund gelandet, um in die Reihen seiner Gegner einzutreten und Berlin schützen zu helfen. Und was noch wichtiger war, Oesterreich ließ sich durch die Siegesnachricht von Lützen nicht auf Napoleons Seite neigen, sondern schloß sich in nur noch schroffere Neutralität ab. Das kostete dem edlen Scharnhorst das Leben, denn nach Wien geschickt, um Oesterreich dringend zum Anschluß an die Allianz zu mahnen, wurde er nicht angenommen und zurückgeschickt. In Folge seiner Anstrengungen wurde seine anfangs unbedeutende Fußwunde gefährlich und er starb auf dem Rückweg in Prag. Herr von Narbonne, den Napoleon in außerordentlichem Auftrage nach Wien geschickt hatte, berichtete von da, Fürst Metternich sey aus der Stellung eines mit Frankreich Verbündeten in die eines Vermittlers

zwischen Frankreich und den Alliirten übergetreten und seine Sprache werde immer unabhängiger, in dem Maaße, wie die ungeheuren Kriegsrüstungen Oesterreichs sich ihrer Vollendung näherten. Daß Oesterreich den König von Sachsen zur Verzichtleistung auf Warschau bewogen hatte, bewies deutlich, daß Oesterreich den Einfluß Napoleons an der Weichsel nicht mehr dulden wollte. Nun zeigte Metternich noch offiziell an, er sende den Grafen Stadion, den von 1809 her bekannten bittersten Feind Napoleons, ins Hauptquartier der Alliirten, um seine Vermittlung anzutragen.

Sobald Napoleon an der obern Elbe wieder festen Fuß gefaßt hatte, traf er umfassende Dispositionen und entsandte Davoust, der noch beträchtliche Verstärkungen aufnehmen sollte, gegen Hamburg, und Ney mit 70,000 Mann gegen Berlin. Südwärts ließ er eine bayrische Armee unter Wrede gegen Böhmen aufstellen nnd sandte seinen Stiefsohn Eugen nach Italien, um dort zu kommandiren, falls Oesterreich ihm den Krieg erklären würde. Soult, den er aus Spanien hatte rufen lassen, erhielt ein Kommando in der großen Armee. Murat, der bisher in Neapel gegrollt hatte, eilte bei der Kunde von Napoleons neuen Siegen nach Dresden, wo 8000 Mann Garden, 10,000 Mann Cavallerie und viele andere Truppen Napoleons Hauptheer so verstärkten, daß er nach der Trennung von Ney noch 80,000 behielt. Als er aber erfuhr, die Alliirten hätten bei Bautzen eine feste Stellung genommen und würden nicht ohne eine Schlacht weichen, ließ er Ney schleunigst zurückrufen, mit welchem vereinigt er 150,000 Streiter zählte.

Wittgensteins Armee hatte sich unterdessen ebenfalls verstärkt. Durch die Einnahme einiger rückwärts liegenden Festungen (Pillau, Czenstochau, Thorn, Spandau) waren die Truppen, die bisher zu deren Belagerung gedient hatten, erübrigt worden. Barklay de Tolly, welcher Thorn belagert hatte, kam mit 14,000 Mann, desgleichen einige tausend preußische Reserven, so daß Wittgenstein bei Bautzen 96,000 Mann vereinigt hatte. Clausewitz schlägt sie nur zu 80,000, und die Franzosen nur zu 120,000 Mann an, wobei das Verhältniß dasselbe bleibt. Jedenfalls hatte Napoleon ein

Drittheil mehr Truppen als Wittgenstein und war auch wieder besser mit Reiterei versehen.

Indem die Franzosen von Dresden aus vordrangen, stießen sie bei Bischofswerda auf die Nachhut der Alliirten unter Miloradowitsch, der nach seiner Gewohnheit wieder in guter Stellung furchtbar unter sie kanonirte. Als die Franzosen endlich die Stadt erstürmten, waren sie so in Wuth, daß sie dieselbe plünderten und in Brand steckten, obgleich es eine sächsische, also verbündete Stadt war, 12. Mai. Drei Tage später wartete Miloradowitsch schon wieder auf sie auf den die Spree überragenden Höhen von Gaussig bis Klein-Welka und wich nur nach blutigem Kampfe, um sich in die Hauptstellung der alliirten Armee bei Bautzen zurückzuziehen, welche schon von Natur fest, aber durch Kunst in wenigen Tagen noch unzugänglicher gemacht worden war.

Wittgenstein erkannte, daß sich gegen die von Luckau her wahrscheinlich in langen Colonnen und Zwischenräumen herbeieilenden Truppen Neys, ehe sie zu Napoleons Hauptheer stießen, ein Schlag ausführen lasse, und sandte ihnen Barklay de Tolly mit 14,000 Russen und York mit 6000 Preußen entgegen. Der erstere überfiel wirklich am 18. bei Königswartha die italienische Division unter Pery, die Neys Avantgarde bildete und nichts ahnte, nahm ihr 1500 Gefangene und 10 Geschütze ab und jagte sie in wilde Flucht. Einen schwerern Kampf bestand York bei Weissig gegen Lauriston mit dem größten Heldenmuth und zog sich erst in der Nacht in bester Ordnung, wie auch Barklay nach Bautzen zurück. Wittgenstein hätte gerne eine stärkere Macht entsendet, um Ney auf seinem Marsche völlig zu vernichten, aber er wurde durch die beiden Monarchen gehindert, die alles vermeiden wollten, was sie von der böhmischen Grenze hätte trennen können, eine Rücksicht, die auch in der nachfolgenden großen Schlacht entscheidend einwirkte.

Die Schlacht bei Bautzen wurde am 20. Mai durch den Angriff Napoleons auf den linken Flügel der Alliirten eröffnet. Hier nämlich sollte Oudinot sie von dem böhmischen Gebirge abschneiden; das gerade wollten sie aber um jeden Preis verhüten, er drang

daher nicht weit vor. Sodann mußte Macdonald die Stadt Bautzen angreifen, die vor dem Centrum der Alliirten lag und von Miloradowitsch nach einem heftigen Gefecht freiwillig aufgegeben wurde. Endlich mußten Marmont und Bertrand den rechten Flügel der feindlichen Stellung bei Burka angreifen, wo Kleist mit nur 5000 Preußen ihnen den ganzen Tag mannhaft Stand hielt und sich erst gegen Abend weiter zurückzog. An diesem ersten Tage hatten die Alliirten ihren linken Flügel behauptet und sich nur im Centrum und auf dem rechten Flügel in eine engere Stellung zurückgezogen. Ney war noch nicht da, sollte aber am folgenden Morgen in die Schlacht eingreifen und den rechten Flügel Wittgensteins vollends erdrücken. Es schien also räthlicher für die Alliirten, die Schlacht abzubrechen und in der Nacht fortzuziehen. Auch hatte Napoleon bereits 10,000 Mann verloren, die Alliirten in ihrer viel gesicherteren Stellung nur 2000. Man hatte also einen Vortheil errungen und konnte sich mit Ehren einer Gefahr entziehen. Allein die Monarchen wollten sich noch einmal schlagen, ihrer guten Aufstellung vertrauend und weil die Truppen von Kampfbegierde brennend die freiwilligen Rückzüge verwünschten. Am 21. griff Ney mit großem Ungestüm den rechten Flügel an und schlug auch wirklich Barklay de Tolly nach heftigem Widerstande zurück, verfing sich aber so ungeschickt zwischen der Spree, dem Löbauwasser und den hier zahlreichen Sümpfen und Weihern, daß Blücher vom Centrum aus den Schlüssel der Stellung, das Dorf Preititz, welches schon verloren war, wieder nehmen konnte. Blücher sollte aber zugleich auch im Centrum die Krekwitzer Höhen behaupten, die seine Verbindung mit dem russischen, auf dem linken Flügel kämpfenden Hauptheer sicherten, und obgleich Wittgenstein ihm Hülfe senden wollte, litten es die beiden Monarchen nicht, weil sie noch größeren Werth auf die Behauptung des linken Flügels legten und sich durchaus nicht von der böhmischen Grenze wollten abschneiden lassen. Als nun Napoleon die Schwäche des feindlichen Centrums erkannte, ließ er die Krekwitzer Höhen durch die Württemberger und durch die Division Morand angreifen, und so tapfer sich die Preußen auch wehrten und den Angriff mehrmals abschlugen,

mußten sie endlich der Uebermacht weichen. Nun befand sich Blücher in der gefährlichsten Lage, getrennt von Wittgensteins Hauptmacht und von drei Seiten zugleich durch den Feind umfaßt. Inzwischen gewann er durch die standhafte Behauptung des Dorfes Litten den einzigen freien Rückzug auf Wittgenstein. Nur seine Geistesgegenwart und die erstaunliche Tapferkeit seiner Truppen retteten hier die preußische Armee vor der Vernichtung. Die Monarchen aber beschlossen nunmehr den allgemeinen Rückzug nach Schlesien, immer entlang der böhmischen Grenze. Um 4 Uhr Nachmittags brachen sie auf, unter dem Donner der Geschütze, die ihren Abmarsch deckten und in guter Aufstellung das Nachdrängen der Franzosen hinderten.

Diese zweitägige Schlacht machte auf die vielen jungen Soldaten, welche sie schlugen, einen um so mächtigeren Eindruck, als der Wiederhall in den nahen Gebirgen den Donner der Kanonen noch viel lauter erdröhnen ließ und vervielfältigte. Die Alliirten hatten 12,000 Todte und Verwundete, der Verlust Napoleons aber belief sich in beiden Tagen auf viel mehr. Nach Dresden wurden 18,000 Verwundete gebracht. Odeleben, ein sächsischer Offizier und Adjutant bei Napoleon, gibt als Augenzeuge in und um Bautzen die noch höhere Zahl von 20,000 an. Der mit so schweren Verlusten erkaufte Sieg war unvollständig. Die Alliirten hatten sich wieder vollkommen geordnet und mit wenig Verlust zurückgezogen, ohne Gefangene oder Trophäen zu hinterlassen. Fain hörte Napoleon im Aerger ausrufen: „Wie? nach einem solchen Gemetzel kein Erfolg, keine Gefangene? keinen Nagel lassen mir diese Leute zurück?“ In der Hoffnung, den Alliirten auf ihrem Rückzug durch rascheres Drängen noch großen Schaden thun zu können, trieb er seine Vorhut nun unvorsichtig in das feindliche Kanonenfeuer, denn auf jeder irgend günstigen Höhe des hügelreichen Landes setzte sich die russische Nachhut fest und wich erst nach wohlberechneten Salven. Bei Weißenberg war es der Russe Yermolow, der die Franzosen mit mörderischem Kartätschenfeuer empfing. Bei Reichenbach war es Miloradowitsch, der die anstürmende Reiterei der Franzosen plötzlich

mit russischer Reiterei anfiel, bei welchem Anlaß Bruyères, einer der tapfersten Reitergenerale Napoleons, erschossen wurde, am 23. Mai. Dadurch nur noch zorniger gemacht, befahl Napoleon noch an demselben Nachmittage der Vorhut, den Feind nur um so rascher und nachdrücklicher zu verfolgen, und begab sich selbst in die vorderste Linie. Indem er aber auf eine Anhöhe vor Markersdorf geritten war und den Marsch seiner Colonnen in der Abendsonne betrachtete, feuerte eine russische Batterie von Holtendorf herüber, und nur wenige Schritte hinter ihm riß eine Kanonenkugel zuerst den General Kirchner, dann den Großmarschall Duroc vom Pferde herab. Der erstere war auf der Stelle todt, dem andern war der Leib aufgerissen und er lebte noch die Nacht hindurch. Napoleon besuchte ihn und war tief erschüttert. Die in seinem Bulletin beschriebene Abschiedsscene war indeß nur auf Effect berechnet.

Napoleon konnte sagen: „die Blätter fallen von den Bäumen, mein Herbst ist gekommen." Seine ganze Umgebung war muthlos. Wir haben gesiegt, hieß es, aber keine andern Palmen als Cypressen, keine andern Trophäen als die Gräber der Sieger. Fain berichtet aus jenen Tagen: „Die Feuersbrünste, die uns jedes Dorf streitig machten, das wir besetzten, alle die schrecklichen Einzelheiten neuer Art, welche dieser Krieg darbot, führten zu entmuthigenden Betrachtungen. Welch ein Krieg! wir werden alle darin umkommen! Dieser entehrende Seufzer entschlüpfte mehr als einem von uns, solch nagenden Rost hatten die Ereignisse an den ehernen Seelen der Soldaten schon angesetzt."

Auch noch an jedem der folgenden Tage leistete die russische Nachhut der französischen Vorhut auf jedem schicklichen Punkte hartnäckigen Widerstand, indem die Heere sich langsam aus der Lausitz nach Schlesien zogen. Am 25. verlor Wittgenstein das oberste Commando, welches Barklay de Tolly erhielt, blieb aber bei der Armee und befehligte den einen, Blücher den andern Flügel. Schon am Tage darauf führte Blücher einen kühnen Handstreich aus, indem er hinter Heinau mit preußischer Reiterei der die französische Avantgarde bildenden Division Maison auflauerte. Das Anzünden einer

Windmühle gab den Reitern das Zeichen, die sofort unter Oberst Dolfs hinter einem Hügel hervorsprengten, die Vierecke Maisons überritten, ihnen 1100 Mann zusammenhieben, 400 gefangen nahmen und 11 Kanonen erbeuteten, aber ihren tapfern Dolfs durch den Tod verloren.

Die Franzosen gingen seitdem etwas bedächtiger vor, die Alliirten aber zogen sich links gegen die Festung Schweidnitz, die ihnen als Bollwerk dienen sollte, während sie sich an das Riesen- und Glätzergebirge anlehnten und stets in nächster Verbindung mit Oesterreich blieben. Lauriston, der die Vorhut Neys bildete, zog gegen Breslau und wurde bei Lissa nur durch 4—5000 Preußen unter General Schüler aufgehalten, die Glogau blokirt und sich von da zurückgezogen hatten. Nach kurzem Gefecht entwich Schüler zur Hauptarmee und Lauriston rückte am 1. Juni in Breslau ein. Man erwartete nun, Napoleon werde sich mit seiner ganzen Uebermacht auf die Alliirten werfen, um sie in einer dritten und letzten Hauptschlacht zu vernichten, ehe sich Oesterreich entschieden hätte. Die Ungeduld, mit der er sich in die Bautzener Schlacht gestürzt hatte, schien sich jetzt verdoppeln zu müssen. Da hieß es auf einmal, am 4. Juni sey im Dorfe Poischwitz bei Jauer ein Waffenstillstand abgeschlossen worden.

Damit hatte es folgende Bewandtniß. Je mehr Napoleon an Oesterreich verzweifelte, um desto lieber hätte er sich wieder mit Rußland allein ausgesöhnt. Er ließ also schon vor der Schlacht von Bautzen bei Kaiser Alexander anfragen, ob derselbe nicht dem Marschall Coulaincourt, den er früher immer gerne gesehen hatte, eine Audienz gewähren wolle. Alexander lehnte es mit dem Bemerken ab, er habe die Vorschläge Oesterreichs angenommen, könne daher nur durch Oesterreichs Vermittlung mit Napoleon unterhandeln. Der österreichische Unterhändler im Hauptquartier der Alliirten, Graf Stadion, schrieb am 27. Mai an Berthier, wenn es Napoleon Ernst um den Frieden sey, so solle er unter österreichischer Vermittlung vorerst einen Waffenstillstand abschließen, während dessen man bequem über den künftigen Frieden verhandeln könne. Man

hat Oesterreich mit Unrecht beschuldigt, es sey ihm mit dem Frieden nicht Ernst gewesen und es habe nur für sich und Rußland und Preußen Zeit gewinnen wollen, um die begonnenen ungeheuren Rüstungen zum Kriege zu vollenden. Allein bei allen spätern Verhandlungen hat Kaiser Franz bewiesen, daß es ihm aufrichtig um den Frieden zu thun gewesen ist, den er jedoch nur für möglich und dauerhaft hielt, wenn er das wiederhergestellte europäische Gleichgewicht zur Grundlage habe. War Napoleon gemäßigt und klug genug, um einzusehen, daß er seine Kräfte durch Ueberanstrengung bereits erschöpft habe und daß er mithin den fortgesetzten Kampf mit ganz Europa nicht lange mehr werde bestehen können, so konnte er freiwillig auf Spanien, Polen und Deutschland verzichten, und man würde ihm nicht nur die Rheingrenze und Holland, sondern auch noch einen verhältnißmäßigen Einfluß auf Italien gelassen haben. Oesterreich wollte Rußland und Preußen nicht stärker und übermächtig werden lassen, sondern Frankreich, wenn auch geschwächt, sollte ihm gegen sie das Gleichgewicht halten helfen. Deshalb sollte Frankreich, wenn auch gedemüthigt, doch geschont und stark erhalten werden. Weil aber Kaiser Franz den stolzen Charakter Napoleons und seine Neigung, alles zu wagen, kannte, durfte er sich auf seine Nachgiebigkeit wenig Hoffnung machen und hatte mithin guten Grund, den Waffenstillstand vorzuschlagen, nicht nur, um ihm Bedenkzeit zu geben, sondern auch, um sich selbst vollständig zum Kriege auszurüsten. — Gegen alle Erwartung nahm Napoleon den Waffenstillstand an. Er durfte es nur thun, wenn er auf den österreichischen Gedanken eingehen und seinem Uebergewicht in Europa entsagen wollte. Das war aber nicht seine Meinung, folglich konnte er auch nach Beendigung des Waffenstillstands auf keinen Frieden rechnen, sondern war sicher, daß Oesterreich mit seiner ganzen Macht in die Reihen seiner Feinde eintreten werde. Er unterzeichnete aber den Waffenstillstand in der geheimen Hoffnung, entweder den Kaiser Alexander oder seinen Schwiegervater Kaiser Franz auf seine Seite zu ziehen. Er rechnete auf die natürliche Eifersucht zwischen Rußland und Oesterreich. Im schlimmsten Fall hoffte er während des

Waffenstillstandes sein Heer so zu verstärken, daß es jedem Feinde gewachsen wäre.

Russen und Preußen nahmen die Miene an, als sey ihnen der Waffenstillstand ungelegen und als fügten sie sich nur aus Rücksicht auf Oesterreich. Auch setzten sie durch, daß Napoleon das schon eroberte Breslau wieder aufgeben und sich hinter die Katzbach zurückziehen mußte. Dieses Flüßchen, dann die sächsisch-preußische Grenze, endlich die Elbe bis zum Meere sollte die Demarcationslinie bilden, welche während des Waffenstillstands von keiner Partei überschritten werden durfte. In Schlesien blieb ein neutraler Zwischenraum zwischen beiden Armeen, in den auch Breslau eingeschlossen war. Hamburg sollte dem gehören, der es am 8. Juni um Mitternacht besetzt habe. Die Oder- und Weichselfestungen, die noch von Franzosen besetzt waren, sollten während des Waffenstillstands von den Belagerern mit Lebensmitteln versehen werden. Die Waffenruhe sollte bis zum 20. Juli dauern.

Durch besondere Uebereinkunft mit Oesterreich wurde dem kleinen Heer der Polen unter Poniatowski erlaubt, von Krakau aus durch Mähren und Böhmen nach Dresden zu marschiren, jedoch unbewaffnet. Napoleon erhielt dadurch eine Verstärkung, aber die Alliirten und Oesterreich sahen sich von Leuten befreit, die den Kern einer polnischen Insurrection im Rücken hätten bilden können.

Commissäre eilten nun nach allen Punkten, wo noch gekämpft wurde, um den Waffenstillstand zu verkünden. Nach der Schlacht bei Bautzen war Oudinot wieder gegen Bülow geschickt worden und hatte am 28. Mai dessen Vorhut bei Hoyerswerda zurückgeschlagen, wurde aber selbst am 4. Juni bei Luckau wieder von Bülow zurückgedrängt. Als nun der Waffenstillstand verkündigt wurde, mußte Bülow ins preußische Gebiet umkehren. Ebenso mußten die Streifcorps der Alliirten, die unterdeß im Rücken Napoleons geschwärmt hatten, über die Elbe zurückgehen. Major Colomb hatte mit nur 86 Reitern mehrere französische Offiziere und kleine Abtheilungen gefangen genommen, am 29. Mai aber einen großen Artillerietrain

zwischen Zwickau und Chemnitz überfallen, dessen Begleitung von 6 Offizieren, 116 Reitern, 86 Mann Fußvolk und mehreren hundert bewaffneten Trainsoldaten theils getödtet, theils zersprengt und 24 schwere Geschütze vernagelt, 36 Pulverwagen in die Luft gesprengt, 200 Pferde erbeutet, als er vom Waffenstillstand erfuhr und glücklich mit seiner Beute über die Elbe kam, ohne mehr als einen Todten und 5 Verwundete zu haben. Czernitscheff mit 1200 Kosacken nahm am 30. Mai bei Halberstadt durch einen eben so kühnen Ueberfall einen Train von 14 Kanonen, 80 Pulverwagen mit dem westphälischen General Ochs, 1000 Mann und 800 Pferde gefangen und brachte alle glücklich über die Elbe. Noch einmal umkehrend wagte er mit 4700 Mann unter Woronzoff einen Handstreich auf Leipzig und kam vor dieser Stadt am 7. Juni an, mußte aber wegen des Waffenstillstands schnell wieder zurückgehen. — Schlimmer erging es dem berühmten Lützow'schen Freicorps. Dasselbe hatte mit Dörenbergs Corps verbunden am 12. Mai ein rühmliches Gefecht an der Görde, unfern von Danneberg, bestanden, aber vor Davousts überlegener Macht wieder weichen und den Vorsatz, Hamburg zu retten, wieder aufgeben müssen. Nachher drang es durch Thüringen bis ins Voigtland nach Plauen vor, ohne auf den Feind zu stoßen oder irgend einen Fang zu machen, verspätete sich, bis der Waffenstillstand geschlossen war, und erhielt den sächsischen Lieutenant von Gösnitz als Marschcommissär, um sicher über die Elbe zurückgeleitet zu werden. Als es aber am 13. Juni bei Kitzen unfern vom Schlachtfeld von Groß-Görschen lagerte, kam württembergische Reiterei heran. Lützow schickte einen Offizier als Parlamentär ab, der aber gefangen genommen wurde. Hierauf sprach Lützow selbst mit dem württembergischen General Normann, der ihn aber an den das ganze hier stehende Corps commandirenden französischen General Fournier wies. Dieser nun fuhr Lützow mit den Worten an: „Waffenstillstand für alle, nur nicht für Sie." Lützow wandte sein Pferd um und setzte sich mit seiner Reiterei in Marsch, wurde aber plötzlich von den Württembergern mit Uebermacht überfallen und selbst vom Pferde gerissen. Dennoch entkam er in der Dunkelheit, da es schon Abend

war. Ebenso der berühmte Dichter Theodor Körner, der in seinem Corps diente und hier verwundet wurde. Doch rettete sich nur eine kleine Zahl, die übrigen wurden zusammengehauen oder gefangen. Es ist nicht zu verkennen, daß Normann nur auf Befehl des französischen Generals, aber für einen Deutschen doch etwas zu gern, einhauen ließ, daß aber Fournier den Befehl vollkommen im Sinne Napoleons ertheilte, der im Lützow'schen Freicorps das echte Kind des Tugendbundes erkannte und die Elite der preußischen Jugend bei dieser guten Gelegenheit für ihre Begeisterung exemplarisch züchtigen lassen wollte. Es gab wohl auch im Hauptquartier der Alliirten manchen, der Lützows Corps heimlich mit scheelen Augen angesehen hatte. Indeß erklärte man die Vernichtung desselben für einen Bruch des Waffenstillstandes und nahm Repressalien, indem man nunmehr die vertragsmäßige Verproviantirung der französischen Festungen an der Oder und Weichsel unterließ.

Das unglückliche Hamburg wurde damals das Opfer einer eigennützigen skandinavisch-englischen Politik. Wie leicht wäre es dem Kronprinzen von Schweden von Stralsund aus, wie leicht den Engländern zur See gewesen, Hamburg so stark zu besetzen, daß Davoust es nicht hätte bezwingen können! Statt ihrer kamen die Dänen, um das schwache Corps von Tettenborn, die Bürgerwehr und die noch in der ersten Formation begriffene s. g. hanseatische Legion zu unterstützen, die Hamburg vertheidigen sollten. Der König von Dänemark beeilte seinen Anschluß an Rußland und Preußen aus doppeltem Grunde. Einmal, weil er überhaupt Napoleons Gestirn im Sinken sah, und zweitens, weil er sich fürchtete, man werde ihm Norwegen abnehmen und den Schweden als Entschädigung für Finnland geben, wenn er länger mit Napoleon im Bunde bliebe und dieser unterläge. Dänische Truppen unter General Wegener standen ganz in der Nähe von Hamburg bei Wandsbeck. Nun hatte sich aber Rußland schon gegen Bernadotte verpflichtet, ihm Norwegen zu geben, und versprach Dänemark dafür mit den Hansestädten zu entschädigen. So wurden in dem Augenblick, in welchem man versichert hatte, Deutschlands Unabhängigkeit herzustellen, deutsche

Provinzen und Städte verschachert. Aber England erklärte sich aufs entschiedenste dagegen, weil es Dänemarks Handel und Seemacht nicht durch die Hansestädte vermehrt sehen wollte. Da nun inzwischen Napoleon auch wieder in zwei großen Schlachten gesiegt hatte und bis ins Herz von Schlesien vorgedrungen war, entschloß sich der regierende Dänenkönig sogleich, wieder fest zu Frankreich zu halten. Der Herzog Wilhelm von Braunschweig stellte sich an die Spitze der Hanseaten, sah sich aber zu schwach, da Tettenborn nicht unter ihm dienen wollte, und reiste wieder ab. Bernadotte schickte 2400 Schweden, rief sie aber auch nach wenigen Tagen wieder zurück, weil sie nicht hinreichten, die Stadt zu schützen und er seine Truppen nicht aufopfern, sondern schonen wollte, um später mit ihnen Norwegen zu erobern. Schon seit dem 9. Mai hatte sich Vandamme auf den Elbinseln vor Hamburg eingerichtet, wartete aber Davoust erst ab. Als nun dieser näher kam und auch die Dänen sich entschieden hatten, eilte Tettenborn davon zu kommen, in der Nacht auf den 31. Mai. Nun flohen auch die Hanseaten, und schon am andern Tage rückten 5000 Dänen, am Abend Davoust selbst in Hamburg ein, also acht Tage vor dem durch den Waffenstillstand festgestellten Termin, weshalb er im ungestörten Besitze der Stadt bleiben konnte.

Napoleon legte großen Werth auf Hamburg, correspondirte täglich mit Davoust und befahl ihm, diese Stadt möglichst stark zu befestigen und der Bürgerschaft schwere Contributionen aufzulegen. „Kaufleute müsse man strafen, indem man sie zahlen lasse.“ Diesem Befehl kam Davoust eifrig nach, ließ schonungslos die ganze Umgebung Hamburgs aufwühlen und mit Gräben, Wällen, Schanzen und Pallisaden versehen, wobei die Einwohner selbst Hand anlegen mußten, und schrieb eine Contribution von 48 Millionen aus. Von Lübeck, das er gleichfalls besetzte, nahm er nur 6 Mill. Die Hauptschuld des großen Unglücks, in welches Hamburg damals stürzte, fällt auf England, welches durch eine Landung von Truppen rechtzeitig die Stadt würde gerettet haben.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Napoleon ließ nur einige Armeecorps in Schlesien stehen, nahm aber selbst während des Waffenstillstandes sein Hauptquartier in Dresden und befestigte diese sächsische Hauptstadt eben so stark, wie Hamburg. Denn er wollte sich hier gleichsam eingraben und seine Streitkräfte hier concentriren, um nach einer Seite hin den Preußen und Russen, nach der andern den Oesterreichern Trotz zu bieten. Er bezog den Marcolinischen Palast, dessen Gärten mit den weiten Räumen in Verbindung standen, auf denen er die neuankommenden Verstärkungen täglich mustern konnte. Das schöne und kunstreiche Dresden wurde ein ungeheurer Waffenplatz, alle Bäume in der Runde sanken unter dem Beil, die reizenden Gärten wurden vom Grabscheit zerwühlt. Ringsum starrten Pallisaden und Schanzen. Um aber seine Zuversicht auszudrücken, verschrieb Napoleon die besten Schauspieler aus Paris und ließ sie vor dem sächsischen Hofe und vor seiner eigenen Suite spielen. Seine Thätigkeit war außerordentlich, hauptsächlich in Bezug auf die Verstärkung seines Heeres. Aus allen Enden seines

weiten Reichs wurden Menschen herbeigezogen, ausgerüstet, unterwegs einexercirt und halbwegs fertig zum Regiment geliefert. Die kurze Zeit des Waffenstillstandes reichte hin, sein Heer mehr als zu verdoppeln.

Die Alliirten nahmen ihr Hauptquartier zu Trachenberg; die Commissäre, welche den Waffenstillstand überwachen sollten, blieben in Neumark bei Breslau; der Kaiser von Oesterreich kam mit seiner Staatskanzlei am 3. Juni nach Gitschin in Böhmen, um den Unterhandlungen näher zu seyn. Diese wurden durch Commissäre in Reichenbach gepflogen. Hier ließ sich Preußen von England übertölpeln, indem es im Vertrage vom 14. Juni für nur 666,666 Pfund Sterling Subsidien seine Ansprüche auf Ostfriesland, Hildesheim und einen großen Theil Niedersachsens zu Gunsten Englands und Hannovers aufgab. Rußland erhielt doppelt so viel Subsidien und stellte doch nicht halb so viel Truppen, wie Preußen. Am 27. Juni schloß Oesterreich eine geheime Allianz mit den Alliirten unter der Bedingung, daß Preußen sich mit der Elbgrenze begnüge, daß die Rheinbundstaaten fortbestehen, wenn auch der Rheinbund aufgelöst werde, daß das Großherzogthum Warschau zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen getheilt werde und daß Oesterreich die illyrischen Provinzen zurückbekomme. Also wollte Oesterreich damals Rußland zurückhalten, ihm nur einen Theil von Warschau gönnen, und auch Preußen klein bleiben lassen, Frankreich aber sollte seine Rheingrenzen, Italien, Holland und sein bisheriges Ansehen in der Schweiz behalten.

Die Hauptauseinandersetzung zwischen Napoleon und Oesterreich erfolgte am 28. Juni, als Metternich selbst nach Dresden gekommen war, um persönlich mit Napoleon zu berathen. Hier traten sich die Principe in ihrem schroffsten Gegensatz gegenüber. Napoleon empfing den Grafen mit ziemlich heftigen und mißtrauischen Reden. „Sie kommen nur, um zu erforschen, ob Sie mich, ohne losschlagen zu müssen, über das Ohr hauen können, oder ob Sie sich meinen Feinden anschließen müssen." Vergebens stellte ihm Metternich auf eine ehrfurchtsvolle Weise vor: „Oesterreich wünsche eine Ordnung der Dinge

herzustellen, die durch eine weise Vertheilung der Macht den Frieden unter den Schutz einer Vereinigung unabhängiger Mächte stellt." Das hieß mit andern Worten, Oesterreich wollte die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, in welchem Frankreich wieder den übrigen Großmächten nur neben-, nicht mehr übergeordnet seyn sollte. Napoleon verstand den österreichischen Minister sehr gut, wollte ihn aber nicht verstehen. Da er sich einmal mit der ganzen Unnatur der französischen Weltherrschaft identificirt hatte, konnte er selbst es nicht seyn, der zur Natur zurückkehrte. Je mehr er fühlte, wie sehr Metternich Recht habe und um wie viel unhaltbarer sein aufgedunsenes künstliches Weltreich sey als die natürliche Politik, die ihm Oesterreich vorzeichnete, um so tiefer ergrimmte er, und ohne dem von Metternich ausgesprochenen allein richtigen und vernünftigen Grundsatz im mindesten entgegen zu kommen, soll er boshaft die Persönlichkeit des Grafen angegriffen und ihn gefragt haben: „wie viel zahlt Ihnen England für die Rolle, die Sie spielen?" So berichtet Fain, Lady Trollope behauptet dagegen, aus dem Munde Metternichs selbst gehört zu haben, Fain habe das Gespräch falsch wiedergegeben. Doch habe Metternich bestätigt, das Gespräch sey sehr leidenschaftlich gewesen, Napoleon habe seinen Hut fallen lassen und Metternich ihn nicht aufgehoben. Auf diese Nebendinge kommt es nicht an, als Hauptsache steht fest, Oesterreich erklärte, das europäische Gleichgewicht müsse hergestellt werden, und Napoleon erklärte, er werde nimmermehr seinem Uebergewicht entsagen.

Man kam überein, die Unterhandlungen auf einem Congreß zu Prag vom 5. Juli an fortzusetzen. Aber da man im Princip so gänzlich auseinanderging, war kein Ergebniß auf dem Wege der Unterhandlung möglich, und nur die Waffen konnten entscheiden. Das fühlte man von beiden Seiten, daher jener Congreß nur ein Scheindaseyn hatte. Er verzögerte sich durch leere Formalitäten. Napoleon, der den Herzog von Vicenza und Grafen von Narbonne zu seinen Bevollmächtigten bestimmte, nahm es sehr übel, daß Preußen nur einen Civilisten, den Herrn von Humboldt, und Rußland gar den Herrn von Anstedt, einen emigrirten Elsäßer, also eigentlich einen

Unterthan Napoleons, zu Bevollmächtigten bestimmten. Das Einzige, worüber man sich vereinigte, war eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August.

In denselben Tagen, in denen Napoleon die gehässigen Auseinandersetzungen mit Metternich hatte, erfuhr er die gänzliche Niederlage seiner Truppen in Spanien. Er sandte nun sogleich Soult wieder als Oberbefehlshaber nach den Pyrenäen ab. Damals war auch der Wahnsinn Junots, dem Napoleon die illyrischen Provinzen anvertraut hatte, ausgebrochen und Napoleon kam auf den Einfall, eiligst Fouché zu verschreiben und denselben als Gouverneur nach Illyrien zu setzen. Er entfernte ihn dadurch von Frankreich und hinderte ihn, dort Intriguen anzuspinnen; doch taugte Fouché auch nicht, eine Grenzprovinz zu hüten, die im Falle eines Krieges mit Oesterreich wichtig war.

Inzwischen schlossen sich die Frankreich feindlichen Mächte immer enger an einander. Schon am 27. Juni, während Metternich in Dresden war, hatte sich Oesterreich in einem Vertrage, der zu Reichenbach in Schlesien unterzeichnet wurde, gegen Rußland und Preußen verpflichtet, Frankreich den Krieg zu erklären, wenn es bis zum 29. Juli nicht Warschau und Danzig, Illyrien und die Elbe- und Wesermündungen mit den Hansestädten herausgegeben hätte. Am 9. Juli kam Bernadotte nach Trachenberg, um einem großen Kriegsrath beizuwohnen, der den Plan zum nächsten Feldzug entwerfen sollte. Als man nicht einig werden konnte, entfernten sich der Kaiser von Rußland und König von Preußen, um Bernadotte und die russischen und preußischen Feldherrn allein rathschlagen zu lassen, und nun kam bald der Plan zu Stande, nach welchem der große Krieg später wirklich geführt wurde. Man schickte den Plan nach Gitschin, wo Kaiser Franz ihn sogleich genehmigte.

Da Napoleon auf Oesterreich verzichtete, gab er Coulaincourt neue Instructionen, um sich wo möglich Rußland zu nähern. Darin verhieß er, Rußland auf Kosten Oesterreichs verschwenderisch Concessionen machen zu wollen. Aber Kaiser Alexander nahm keine Mittheilung von Napoleon an und wies alles an Metternich, als den

Vermittler. Es erscheint immerhin auffallend, daß Napoleon jetzt noch für möglich gehalten hat, ein Verständniß mit Alexander anknüpfen zu können, nachdem er desfalls so beschämende Erfahrungen in Rußland gemacht hatte. Napoleon warf sich weg und schien nicht zu bemerken, wie sehr ihm dies schadete.

Da die Verlängerung des Waffenstillstandes ihm noch Zeit ließ, unternahm er eine Reise über Erfurt nach Mainz, um mit seiner von Paris dort angelangten Gemahlin Verabredungen zu treffen, zugleich den Rheinbund in seiner bisherigen Treue und Ausdauer zu bestärken und die Zusendung von Verstärkungen der großen Armee zu beschleunigen. Er kam nach Mainz am 26. Juli. Dem Rheinbund ertheilte er ein gutes Lob. Schon am 25. Juni erklärte der Moniteur: „Se. Majestät sind mit den Königen und Großherzogen äußerst zufrieden. Besonders hat sich der König von Württemberg ausgezeichnet; seine Armee ist mehr als vollzählig. Der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt hat sich im vorigen und letzten Feldzug stets ausgezeichnet. Er ist ein hoffnungsvoller junger Prinz und der Kaiser hat viel Zuneigung für ihn." Von Bayern war auffallenderweise wieder nicht die Rede. Das Lob Württembergs hatte (nach Fain) seinen Grund zum Theil in der geheimen Correspondenz, die der König mit Napoleon führte und worin er ihm alles verrieth, was damals zwischen Oesterreich und Bayern vorging. Wrede stand mit 25,000 Bayern an der böhmischen Grenze, aber schon waren geheime Verabredungen getroffen, um den König Max zu den Alliirten hinüberzuziehen. Was den Prinzen Emil betrifft, so soll ihm Hoffnung auf den preußischen Thron, jedenfalls auf einen größeren Besitz gemacht worden seyn, wenn Napoleon die Coalition besiegen würde.

Um auch auf die öffentliche Meinung in Deutschland einzuwirken und den Flugschriften des Tugendbundes, Arndts, den Liedern Körners, den Karikaturen rc. ein Gegengewicht zu geben, hatte Napoleon schon im Frühjahr die Rheinbundfürsten aufgefordert, ihm einen deutschen Publicisten zu bezeichnen, der nach seinem Programm eine zweckmäßige Flugschrift bearbeiten könne. Man rieth ihm den Professor und Geheimen Justizrath Crome in Gießen an, eine jener

ledernen Professorennaturen, an denen es auf deutschen Universitäten nie gefehlt hat, die sich zu allem dehnen und strecken und von der Macht jedweden Stempel aufdrücken lassen. Crome brachte nun die Schrift: „Deutschlands Krise und Rettung im April und Mai 1813“ zu Stande, die deshalb merkwürdig ist, weil sie nach einem von Napoleon selbst französisch geschriebenen Entwurf ausgeführt wurde und auch noch in den langweiligen Perioden des Gießener Professors den Scharfsinn Napoleons verrieth. Der berühmten Proclamation von Kalisch wurde hier sehr wahr entgegengehalten, es sey weder Rußland, noch England, noch Oesterreich, noch Preußen um die zur Schau getragene Einheit Deutschlands zu thun. Es wurde ferner erinnert an die unendlich vielen Mißbräuche der alten Vielstaaterei, die alle wiederkehren würden, wenn die Coalition siege, so daß Deutschland weder die Einheit, noch auch die Freiheit haben würde, von der man so viel prahle ꝛc. Somit enthält jene Schrift in vieler Beziehung eine gute Kritik dessen, was in den folgenden Jahrzehnten geschah. Allein obgleich man die Schweißtropfen zu sehen glaubt, die dem Professor auf der Stirne standen, als er sich bemühte, die fernere Dauer der Napoleonischen Herrschaft den Deutschen als etwas Besseres anzupreisen, so mißlang ihm das doch völlig und sein Buch blieb, wie billig, verachtet.

Am 4. August war Napoleon wieder in Dresden. Hier herrschte selbst in seiner nächsten militärischen Umgebung große Sehnsucht nach dem Frieden. Schon die Ankunft des ersten Parlamentärs, der den Waffenstillstand brachte, hatte, wie Norvins bemerkt, im französischen Hauptquartier eine „skandalöse Freude“ erweckt. Diese Stimmung dauerte fort. Der Tod Bessières', Durocs und so vieler andern Generale hatte denen düstere Gedanken gemacht, die endlich nach so großen Heldenthaten auf ihren Lorbeern ruhen und ihre Reichthümer in Ruhe genießen wollten. Auch unter den gemeinen Soldaten war die wilde Kriegslust erloschen, nur Pflicht und Ehre hielten sie noch bei den Fahnen. Unter den Alten sah man viele finstere Gesichter, die nur noch ehrenvollen Tod, aber keine Siege mehr erwarteten; unter den Jungen waren viele noch zarte Knaben,

die zu fühlen schienen, daß ihre Lebensblüthe frühe geknickt werden sollte. Mancher Denkende mochte auch wohl erwägen, was aus Frankreich werden sollte, wenn noch dieses letzte Heer, was es mit seiner äußersten Erschöpfung aufgebracht hatte, im Kampf gegen die ungeheure Uebermacht Europas vernichtet werden würde. Da die Abneigung vor einer Fortdauer des Krieges nicht verhehlt wurde, kann man der französischen Armee eine hohe Bewunderung nicht versagen, sofern sie sich dennoch nachher mit so feurigem Muth und ausdauernder Treue für Napoleon geschlagen hat. Es ist charakteristisch, daß man im französischen Lager damals träumte, der mit dem 10. August ablaufende Waffenstillstand werde den Frieden bringen und Napoleon habe alles so berechnet, daß an seinem Geburtstag am 15. das allgemeine große Friedensfest werde gefeiert werden.

Auf dem Prager Congreß war mittlerweile nichts geschehen, sogar die Vollmachten waren noch nicht ausgewechselt worden. Napoleon, nachdem ihm der Versuch, Rußland für sich zu gewinnen, mißlungen war, machte nun noch einmal Oesterreich, um es von den Alliirten zu trennen, geheime Anerbietungen, zögerte aber, Oesterreich alle seine Forderungen vom 27. Juni zu bewilligen, bis zum 12. August. Nun aber war es zu spät, denn Oesterreichs Geduld ließ sich nicht länger mißbrauchen. Schon in der Nacht vom 10. auf den 11. war der Waffenstillstand abgelaufen, hatten die Commissäre zu Prag ihre Vollmachten für erloschen erklärt, und flammten auf allen Bergen zwischen Prag und Trachenberg die verabredeten Feuerzeichen, um den Russen und Preußen, die sich mit dem großen österreichischen Heer in Böhmen vereinigen sollten, das Signal zu geben. Französische Geschichtschreiber beschuldigen Oesterreich, es habe ein falsches Spiel mit Napoleon getrieben, ihn nur hinhalten wollen, bis es selbst hinlänglich gerüstet war, und nie aufrichtig den Frieden gewollt. Aber das ist durch Metternichs Erklärungen vom 28. Juni widerlegt. Wenn auf Oesterreich eine Schuld fällt, so ist es nur die, daß es Napoleon noch viel zu viel bewilligte, noch lange nicht das Maaß von Opfern von ihm forderte, welches nothwendig war,

um sein Uebergewicht in Europa einzuschränken und ein wahres Gleichgewicht herzustellen. Unter diesen Umständen ist niemand anzuklagen als Napoleon, der es versäumte, zur rechten Zeit die geforderten, sehr mäßigen Opfer zu bringen. Dazu war der Termin im Gespräch mit Metternich am 28. Juni gegeben, aber nicht am 12. August, zwei Tage nach Ablauf der Waffenruhe.

An demselben 12. August erließ Oesterreich seine Kriegserklärung und motivirte sie in einer langen Denkschrift, welche Herr von Gentz, die erste Feder in Metternichs Staatskanzlei, verfaßt hatte. Das Ausschweifende, Gewaltthätige und Unnatürliche in Napoleons Politik war darin sehr gut charakterisirt, der Grundgedanke für die nach Napoleons Ueberwältigung herzustellende Ordnung und Friedenspolitik in Europa war aber nur das Gleichgewicht der Großmächte. Von einer Wiederherstellung derjenigen Organisationen, die durch die Revolution und den militärischen Imperialismus zerstört worden waren, sagte die Denkschrift kein Wort. Selbst die deutsche Kaiserwürde war darin mit Stillschweigen übergangen. Ueberhaupt war Oesterreich damals so weit entfernt, die nationale Begeisterung in Deutschland zu Gunsten seines alten Anrechts auf die deutsche Kaiserkrone zu benutzen, daß es vielmehr der von Preußen ausgegangenen Richtung entschieden entgegen trat und in Bezug auf die Mission des Herrn von Stein sich ausdrücklich ausbedung, daß die eroberten Länder zwar interimistisch im Namen der sämmtlichen Alliirten verwaltet, nirgends aber Insurrectionen provocirt oder geduldet werden sollten.

Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten hatte Napoleon sich dermaßen verstärkt, daß die persönlich von ihm befehligte Hauptarmee in und um Dresden 181,000, die von Ney befehligte Armee in Schlesien 130,000, die von Oudinot befehligte, nach Berlin bestimmte und bei Baruth aufgestellte 72,000, die Armee Davousts in Hamburg 37,000, ein Corps in Leipzig 8000, eine Reserve unter Augereau in Würzburg 12,000, das bayrische Heer unter Wrede 25,000, das italienische unter Eugen 50,000 Mann betrugen.

Auf Seite der Alliirten hatte Preußen verhältnißmäßig die

größten Anstrengungen gemacht, indem es damals noch auf seine alten Provinzen beschränkt und ohnehin erschöpft war. Ohne die englischen Subsidien wäre es unmöglich gewesen, für die Kleidung und Ausrüstung der zahlreichen Landwehren zu sorgen. Als der König während des Waffenstillstandes nach Berlin kam und das Bülow'sche Corps musterte, freute er sich über die Haltung dieser Truppen so sehr, daß er durch Cabinetsordre vom 22. Juli jedem Soldaten ein Geschenk von 4 Groschen bestimmte. Aber der Befehl konnte nicht vollzogen werden, weil kein Geld da war, und man mußte die Zahlung auf bessere Zeiten sparen*). Aber gerade die Gewißheit, der König sey eben so arm, wie sie selbst, rührte die Soldaten tief, erhöhte ihren Stolz und feuerte sie an, dem Vaterlande bessere Tage zu erkämpfen. In Oesterreich hatte sich die Jugend eben so eifrig zu den Fahnen gedrängt, wie in Preußen, doch hatte man alles nüchterner und mehr in den alten Formen, als etwas, was sich von selbst verstehe, behandelt. Die Schwunghaftigkeit blieb sogar hinter der des Jahres 1809 zurück. Das österreichische Blut war bei weitem nicht in so heftiger Wallung wie das norddeutsche. Auch Rußland hatte noch sehr ausgiebige Rüstungen gemacht und erwarb sich ein um so größeres Verdienst um die gemeinsame Sache, als es auf die oberste Leitung des Krieges verzichtete, dieselbe an Oesterreich abtrat und seine zahlreichen Truppen dergestalt vertheilte, daß sie überall unter nicht russischen Feldherrn dienen mußten. Der russische Stolz brachte damit ein großes Opfer, aber indem Kaiser Alexander die Verantwortung der Kriegführung andern überließ, ersparte er sich eine Menge Reclamationen und Tadel, und erlangte andrerseits den Vorsitz und das Uebergewicht bei allen diplomatischen Verhandlungen. Sein ursprünglicher Plan war gewesen, selbst als Generalissimus der Coalition aufzutreten, weshalb er, um einen berühmten und kriegsverständigen Adjutanten an der Seite zu haben, den General Moreau durch Bernadotte aus Amerika hatte citiren

---

*) Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. II. 409 (von General von Prittwitz).

lassen. Preußen würde ihm nachgegeben haben, Oesterreich aber machte Schwarzenbergs Obercommando zur Bedingung der Allianz.

Dem Plane von Trachenberg gemäß sollte die alliirte Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg von Böhmen aus durch das Erzgebirge gehen und Napoleons Stellung bei Dresden überflügeln, um ihn von der Elbe hinweg zur Pleiße und Saale zu locken. Diese böhmische Armee bestand aus 130,000 Oesterreichern, 59,000 Russen unter Wittgenstein und Barklay nebst den Garden, 46,000 Preußen unter Kleist nebst den Garden, und war von den Kaisern von Oesterreich und Rußland und dem König von Preußen persönlich begleitet. Auch befand sich Moreau schon dabei, der ohne ein Commando nur als vertrauter Rathgeber im Gefolge des Kaisers Alexander auftrat.

Die zweite Hauptmasse der Alliirten bildete die schlesische Armee unter dem General Blücher, der zwar nur 38,000 Preußen unter York bei sich hatte, dem aber 57,000 Russen unter Sacken, Langeron und St. Priest untergeordnet waren. Diese Armee sollte Napoleon aus Dresden herauslocken, sich aber vor seiner Uebermacht zurückziehen und keine Schlacht annehmen, während die Hauptarmee unter Schwarzenberg in Napoleons Rücken operiren würde. Blücher fand die Rolle seiner hitzigen Natur nicht angemessen und wollte das Commando niederlegen; man bedeutete ihm aber, daß es ihm unbenommen bleibe, eine Schlacht zu schlagen, wenn es unter günstigen Umständen und nur nicht gegen eine unverhältnißmäßige Uebermacht geschehe.

Die dritte Hauptmasse bildete die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, der zwar nur 24,000 Schweden mitgebracht hatte, dem aber 40,000 Preußen unter Bülow und Tauentzien und 21,000 Russen unter Winzingerode und Woronzow untergeordnet waren. Diese Armee sollte Berlin decken, sich nach Umständen mit Blücher in Verbindung setzen und von Norden her auf Napoleons Rückzugslinie operiren, wie Schwarzenberg von Süden her.

Als Reserven dieser drei Armeen waren anzusehen 54,000 Rus-

sen und 35,000 Preußen, welche noch immer die Oder- und Weichselfestungen belagerten, 70,000 Russen, die sich unter Bennigsen erst in Polen sammelten, 67,000 Oesterreicher, die ebenfalls noch in der Formation begriffen waren.

Auf dem rechten oder nördlichen Flügel der drei großen Armeen wurde Wallmoden mit 12,000 Hanseaten und Engländern, 5800 Russen und 4000 Preußen dem Corps von Davoust entgegengestellt. Auf dem linken oder südlichen Flügel standen 25,000 Oesterreicher unter Fürst Reuß den Bayern Wredes und 45,000 Oesterreicher unter Hiller in Kärnthen dem Vicekönig Eugen gegenüber.

Napoleon machte Dresden zum Mittelpunkt seiner Stellung und hoffte von hier aus, indem er mit Uebermacht auf eine der drei feindlichen Armeen losbräche, eine nach der andern zu schlagen. Das nämliche hatte Friedrich der Große fast in denselben Gegenden gethan, indem er nach vier Seiten hin die Oesterreicher, Russen, Franzosen und Schweden zurückgeschlagen hatte. Das nämliche hatte Napoleon selbst im italienischen Feldzug gethan. Aber das wußte man wohl im Kriegsrath der Alliirten, daher der Entschluß, sich überall vor Napoleons Uebermacht zurückzuziehen und nur da loszuschlagen, wo man nur einen Theil seiner Streitkräfte fände.

So wie in der Nacht des 10. August die Feuerzeichen von den böhmischen Bergen herüber nach Schlesien in langer Kette aufflammten, setzten sich die Russen und Preußen unter Wittgenstein, Barklay und Kleist in Marsch und vereinigten sich am 19. bei Budin mit der Armee Schwarzenbergs. Die drei alliirten Monarchen begrüßten sich schon am 15. in Prag und folgten dem Hauptheere, welches seine Richtung nicht gegen Dresden, sondern gegen Leipzig über Freiberg und Chemnitz nahm, um in Napoleons Rücken zu erscheinen und denselben von Dresden abzuziehen. Obgleich nun Napoleon eine Bewegung gegen Böhmen machte, als ob er hinter Schwarzenbergs Rücken gegen Prag ziehen wollte, und Kaiser Alexander selbst dies befürchtete, ließ sich doch Schwarzenberg dadurch nicht irre machen, sondern setzte seinen Marsch ununterbrochen fort. Als er aber vernahm, Napoleon sey mit großer Uebermacht gegen Blücher ausge-

fallen, hielt er den Zeitpunkt für günstig, um das verlassene Dresden anzugreifen, änderte daher am 22. seine Marschroute und dirigirte alle seine Corps nach Dresden. Hier war allerdings nur St. Cyr mit 20,000 Mann zurückgeblieben, welche leicht hätten überwältigt werden können. Schwarzenbergs rechter Flügel, von Wittgenstein befehligt, befand sich damals Dresden am nächsten, weil die ganze Armee links von dieser Stadt marschirte. Schon am 22. hatte Wittgensteins Vorhut unter General Roth Gefechte bei Hellendorf und unter dem Prinzen Eugen von Württemberg bei Geißhübel. Wittgenstein drang bis Pirna vor, durfte jedoch mit seinem Corps allein nicht wagen, das stark befestigte Dresden anzugreifen. Damals gingen zwei westphälische Husarenregimenter unter Hammerstein zu den Alliirten über. Am 24. befand sich Schwarzenberg mit dem größten Theil seiner Armee nur noch zwei Meilen von Dresden und hätte leicht am andern Morgen die Stadt nehmen können, da er zehnmal mehr Truppen hatte, als St. Cyr. Auch war Eile dringend nöthig, weil sonst Napoleon zurückkehren konnte. Aber auf unerklärliche Weise wurde der Angriff verschoben. Die Einen geben Schwarzenberg Schuld, er habe allzu systematisch erst alle Corps herbeiziehen wollen, um ganz sicher zu gehen, und aus Vorsicht und Aengstlichkeit vor einer Ueberraschung durch den vielleicht zurückkehrenden Napoleon gerade erst durch sein Zögern diese wirklich herbeigeführt. Andere klagen Barklay de Tolly an, derselbe habe aus Eifersucht gegen Schwarzenberg erklärt, seine Russen seyen zu müde, um heute noch angreifen zu können. Wieder Andere weisen auf die Confusion im Hauptquartier hin, in welchem Schwarzenberg zwar dem Namen nach allein zu befehlen hatte, jedoch alle mögliche Rücksicht auf die Einreden des Kaiser Alexander nehmen mußte. Nach den besten Quellen war Moreau ganz mit Schwarzenberg einverstanden, aber die russischen Generale, die höchst ungerne unter einem Fremden dienten, belagerten das Ohr ihres Kaisers.

In Schlesien hatte Blücher am 13. erfahren, die Franzosen hätten auf neutralem Gebiet außerhalb der Demarcationslinie fouragirt, und war aufgebrochen, sie dafür zu züchtigen. Da in den ersten

fünf Tagen nach dem Ablauf des Waffenstillstands noch kein Gebrauch von den Waffen gemacht werden sollte, protestirten die noch in Neumarkt versammelten Commissäre, aber Blücher entgegnete, „die diplomatische Narrenspossen und das Notenschreiben müsse nun ein Ende haben, er werde den Takt ohne Noten schlagen." Ney, der in Schlesien commandirte, zog sich langsam zurück und kam für seine Person mit 20,000 Mann bei Löwenberg in die Lage, daß er von seinen Unterfeldherrn Macdonald, Lauriston, Sebastiani und Marmont abgeschnitten werden konnte. Aber der russische General Langeron, der es ausführen sollte, gehorchte nicht und erwies sich so obstinat gegen Blücher, wie Barklay gegen Schwarzenberg. So ging die Gelegenheit, den „Tapfersten der Tapfern" zu fangen, zu Blüchers größtem Verdrusse verloren, am 19. — Napoleon selbst hatte seine Hauptmacht bei Zittau versammelt und schwankte anfangs, ob er Schwarzenberg in den Rücken fallen und in Böhmen eindringen, oder Blücher angreifen sollte. Odeleben, der als sächsischer Offizier seinem Hauptquartier beigegeben war, erzählt, Napoleon, sey in sehr düsterer und wilder Stimmung gewesen und habe das Mißliche seiner Lage schwer empfunden. Zufällig bei einer Recognoscirung in der Nacht verirrend sey er gegen seine Umgebungen in die äußerste Wuth ausgebrochen. Als er jedoch Gewißheit erhalten habe, Schwarzenberg ziehe bei Dresden vorbei gegen Leipzig, und andrerseits Blücher ziehe gegen ihn eilig heran, war er wieder freudig erregt und beschloß, Blücher, der ihm gleichsam in die Hände lief, mit großer Uebermacht zu vernichten. Kaum aber war er am 21. zu Ney gestoßen und drängte diesen wieder vorwärts, so merkte Blücher, was im Werke sey, und zog sich seiner Instruction gemäß schlau zurück. Nur in günstigen Stellungen leisteten York bei Plagwitz und Langeron bei Goldberg Widerstand. Nun erkannte Napoleon, Blücher trachte nur ihn hinzuhalten und nach sich zu ziehen, damit Schwarzenberg Zeit gewänne, über Dresden herzufallen, schickte daher schon am 22. einen Theil seines Heeres zurück und kehrte am 23. selbst nach Dresden um. Dabei ereignete sich ein Mißverständniß. Ney sollte Napoleon für seine Person begleiten, aber sein Corps in Schlesien

zurücklassen, wo Macdonald den Befehl erhielt. Man verstand, das Ney'sche Corps solle auch mit nach Dresden ziehen, und erst nachdem es einen ermüdenden Marsch gemacht hatte, klärte sich der Irrthum auf und es mußte nun wieder nach Schlesien umkehren. Ein anderer Aerger für Napoleon war, daß damals der berühmte Militärschriftsteller General Jomini, Chef des Generalstabs bei Neys Armeecorps, zu den Russen überlief. *) Am 24. war Napoleon in Görlitz, wo er Murat umarmte, der eben aus Neapel ankam, aber ohne Armee nur für seine Person. Napoleon schickte ihn sogleich nach Dresden voraus, um den König von Sachsen zu beruhigen. Kaum wollte Napoleon glauben, daß Schwarzenberg gegen Dresden rücke. Er wähnte ihn auf dem Marsche nach Leipzig und wollte über Zittau nach Böhmen gehen; aber die dringendsten Nachrichten von der Gefahr, in welcher Dresden schwebte, riefen ihn dahin und er kam wirklich gerade noch zu rechter Zeit, die Stadt zu retten.

Schwarzenberg griff Dresden erst am 26. Abends um 4 Uhr an, und schon um 2 Uhr konnte er auf den Höhen jenseits der Stadt die Bajonnette der im Eilmarsch anrückenden Colonnen Napoleons sehen, er hätte daher einen unbezwinglichen Widerstand voraussehen, das Unternehmen als mißlungen aufgeben und noch zu rechter Zeit zurückgehen sollen. Er glaubte sich inzwischen stark genug, griff in fünf großen Colonnen, jede von 50,000 Mann, die Befestigungen von Dresden zur bestimmten Stunde an und eröffnete ein mörderisches Feuer. Anfangs errang er rasche Erfolge, die Preußen unter Kleist eroberten den großen Garten, die andern Corps drangen bis in die Vorstädte und unter die Thore; aber um 6 Uhr ließ Napoleon die Thore von Plauen und Pirna öffnen und zwei Heere in dichten Massen herausstürzen. Er hatte außer den 20,000 Mann St. Cyrs damals erst 60,000 Mann in der Stadt versammelt, aber sein Gegenstoß war so gewaltig, daß er in den Abendstunden die Alliirten auf allen Punkten zurückdrängte. Die Nacht machte dem Kampf ein

*) Jomini stand längst in Verbindung mit dem listigen Czernitscheff, dem er schon den französischen Kriegsplan verkauft hatte.

Ende. Schwarzenberg hätte sie benützen sollen, um seinen Rückzug zu sichern. Er konnte nicht zweifeln, Napoleon würde noch in der Nacht beträchtliche Verstärkungen an sich ziehen und am andern Tage noch viel mächtigere Schläge austheilen. Aber Schwarzenberg zauderte mit dem Rückzug, wie er mit dem Angriff gezaudert hatte, als hätte er bestätigen wollen, was Napoleon wenige Tage vorher gesagt hatte, „er verlasse sich ganz auf die Langsamkeit der Oesterreicher." Wirklich erhielt Napoleon noch 40,000 Mann Verstärkung und blieb die ganze Nacht munter, um die Truppen zu mustern und ihnen ihre Stellungen anzuweisen. Es regnete in Strömen.

Seine Dispositionen waren meisterhaft. Schon am 24. hatte er von Görlitz aus, sobald er den Plan zur Vertheidigung Dresdens entworfen, den General Vandamme mit 30,000 Mann nach Pirna geschickt, um von hier aus in die Gebirge einzudringen und Töplitz wegzunehmen. In das Thal von Töplitz münden alle Gebirgsstraßen aus, auf welchen Schwarzenbergs Heer, wenn es bei Dresden geschlagen wurde, wahrscheinlich den Rückzug nach Böhmen suchen mußte. Hier nun sollte Vandamme die geschlagenen Colonnen einzeln abfassen und vernichten. Niemals, ließ Napoleon dem General Vandamme sagen, werde er eine bessere Gelegenheit wiederfinden, sich den Marschallstab zu verdienen. Das Heer, welches Napoleon in Dresden unmittelbar um sich hatte, theilte er so, daß er am Morgen des 27. den stärksten Stoß durch Murat auf den zu weit ausgedehnten linken Flügel der Oesterreicher ausführen lassen konnte. Dieser Flügel war unvollständig, weil das Corps Klenaus noch nicht eingetroffen war, und überdies durch den Plauen'schen Grund (ein tiefes Felsenthal) gespalten. Hier nun trieb Murat mit großen Reitermassen einen Keil hinein, trennte einen großen Theil des österreichischen linken Flügels vom Centrum und nahm ihn nebst dem Feldmarschallieutenant Meßko gefangen. Gleichzeitig drang Ney mit der jungen Garde unwiderstehlich gegen den rechten Flügel der Oesterreicher bei Pirna vor und General Roth mußte weichen, weil Barklay trotz der Befehle Schwarzenbergs ihn nicht unterstützte, angeblich wegen des Regens und des für Kanonen unfahrbaren

Bodens. Im Centrum ließ es Napoleon mit einer bloßen heftigen Kanonade bewenden. Als er hier einmal bemerkte, eine seiner Batterien feure nicht mehr, weil das Ziel, eine auf der Röknitzer Höhe gegenüberliegende feindliche Batterie, zu schwer zu treffen sey, befahl er gleichwohl fortzufeuern und bald bemerkte man auf jener Höhe eine unruhige Bewegung vieler Menschen. Es war Moreau, dem hier eine französische Kanonenkugel beide Beine in dem Augenblick zerschmettert hatte, in dem er dem Kaiser Alexander, hinter dem er ritt, gerathen hatte, sich der Gefahr wegen zu entfernen. Alles eilte herbei, ihm zu helfen. Kaiser Alexander war zärtlich um ihn bemüht. „Ich sterbe, sagte Moreau, aber es ist mir süß, für eine so gerechte Sache und unter den Augen eines so großen Monarchen zu sterben.“ Man brachte ihn nach Laun in Böhmen, die Beine wurden ihm amputirt, aber er starb am 2. Sept. Welche Rolle ihm Alexander vorbehalten, ist nie bekannt worden. Ohne Zweifel sollte er als Feldherr Napoleon überwinden helfen und später als populärer Mann zur Pacification Frankreichs mitwirken. Die Franzosen jubelten, daß der Verräther an ihrer Nation den Lohn empfangen habe. Die Deutschen blieben kalt; und mancher meinte wohl auch, Moreau würde, wenn er länger gelebt hätte, einen Theil der Siegeslorbeern an sich gerissen haben, welche die deutschen Generale besser für sich behielten.

Nach der Zerrüttung seines linken Flügels und bei der Gefahr, in der auch der rechte schwebte, zog Schwarzenberg endlich den Abend sein noch unbesiegtes Centrum freiwillig zurück und dirigirte alle seine Colonnen auf den verschiedenen Gebirgswegen nach Töplitz. Sein bisheriger rechter Flügel unter Barklay de Tolly sollte auf der am weitesten östlich liegenden Straße über Peterswalde gehen, um zu verhindern, daß ein französisches Corps auf dieser Straße vorrücke, welches in Verbindung mit Vandamme alle übrigen Rückzugswege versperrt und die ohnehin durch die Schlacht in Unordnung gebrachte alliirte Armee in den engen Bergschluchten, bei dem fortwährenden Regen und Mangel an Nahrungsmitteln völlig würde haben auflösen und vernichten können. Aber Barklay blieb wieder

ungehorsam, ließ jene wichtige Straße offen und zog über Dippoldiswalde. Wenn Ney mit der jungen Garde, wenn Napoleon selbst mit noch mehr Truppen rasch auf diesem Wege vorgedrungen wäre, so hätte er mit Vandamme vereinigt früher in Töplitz seyn können, als Schwarzenberg, dessen ganzes Heer gefangen oder aufgelöst worden wäre. Das entsprach genau dem Plane, demzufolge Napoleon das Corps von Vandamme den Alliirten in den Rücken geschickt hatte. Nun scheint er aber geglaubt zu haben, Vandamme sey schon in Töplitz und stark genug, um allein die Zerrüttung des feindlichen Heeres zu vollenden. Gegen alle Erwartung benützte er die offen gebliebene Straße nicht, sondern kehrte nach Dresden zurück und ließ auch Ney nicht weiter vorrücken. Ein Moment der Verblendung, mit dem sein bisheriges Glück sich plötzlich wendete. Denn kaum hatte er triumphirend die 13,000 Gefangenen, die 12,000 Todten und Verwundeten, die 26 eroberten Kanonen des feindlichen Heeres gezählt und freute sich seines glorreichen Sieges, als ihm am Abend des 29. und am Morgen des 30. unmittelbar hinter einander die Nachricht von drei schrecklichen Niederlagen seiner Marschälle gebracht wurde.

General Vandamme ging am 26. unter der Veste Königsstein über die Elbe und drang ins Gebirge ein. Nur einige tausend Russen unter dem Prinzen Eugen von Württemberg (von einer Nebenlinie des königlichen Hauses), ein kleiner Heertheil, bei dem auch Prinz Leopold von Coburg (später der erste König von Belgien) stand, bildeten hier die äußerste Spitze des ursprünglichen rechten Flügels der Schwarzenbergischen Hauptarmee, standen aber völlig isolirt und waren gegen Vandamme viel zu schwach. Allein Eugen begriff besser als Barklay die Wichtigkeit des rechten Flügels und beschloß, sich für die Sicherheit der Hauptarmee aufzuopfern und so lange als möglich die Umgehung desselben durch Vandamme zu verhindern. Indem er jede gute Stellung benutzte, vertheidigte er sich den ganzen Tag und verlor 15—1800 Mann. Erst am 27. zog er sich bis Zehista auf die Verstärkungen zurück, die ihn hier unter dem russischen General Ostermann erwarteten, der sofort das Kommando übernahm. Dieses ganze russische Corps

war mit Einschluß von den besten drei Garderegimentern zu Fuß nur 17,500 Mann stark, Ostermann wollte die Garde nicht opfern und duldete es erst, als Eugen die ganze Verantwortung übernahm, obgleich Barklay ihm geschrieben hatte, er solle sich zurückziehen und an die Hauptarmee anschließen, wenn er angegriffen würde. Der 28. verging unter blutigen Kämpfen im Engpaß von Gießhübel. Am 29. hielt man abermals bei Peterswalde Stand unter unsäglicher Anstrengung. Hier fiel der Fürst Reuß. Endlich bis Kulm zurückgedrängt, schon nahe vor Töplitz, nahm Eugen seine letzte Stellung, um sie auf verzweifeltste und bis auf den Tod zu vertheidigen, denn wenn er hier wich, so strömte das französische Heer aus dem Thal, das er ihm mit seinen letzten Kräften noch versperrte, in die Ebene von Töplitz hinein, hatte den Knotenpunkt der Straßen erreicht und konnte alle zurückziehenden Corps der Schwarzenbergischen Armee nach einander auffangen. Der Kaiser von Oesterreich, der in Töplitz war, entfernte sich eilends von da nach Laun. Der König von Preußen aber, der zufällig in die Nähe kam, übernahm es, Eugens Gefahr nach allen Seiten hin melden und Hülfe holen zu lassen. Ein österreichisches Dragonerregiment war das erste, das er hinschickte. Eine Batterie der preußischen Garde folgte nach. Aber diese Verstärkungen waren noch zu schwach. Vandamme, seinem Ziel schon so nahe, drang mit aller Macht vor. Eine Kanonenkugel riß Ostermann den linken Arm weg, und die drei herrlichen Garderegimenter Semenoff, Preobaschensk und Ismailow hatten allein schon 2700 Mann verloren und bildeten nur noch kleine Haufen, als Diebitsch im Galopp mit russischer Gardecavallerie herbeisprengte und bald darauf Miloradowitsch mit einer Division Fußvolk erschien. Diese hielten nun Vandamme vollends bis zur Nacht auf und behaupteten die Stellung.

Vandamme hätte über Nacht Zeit gehabt, sich zurückzuziehen, denn was er gegen Eugens schwache Macht nicht hatte ausrichten können, das vermochte er jetzt noch viel weniger gegen die immer mehr anwachsende Uebermacht der Alliirten. Aber er blieb, verblendet durch die Aussicht auf den Marschallstab, den er sich hier

verdienen sollte, und aus Gehorsam gegen Napoleon, der ihm noch keinen Gegenbefehl geschickt hatte; endlich auch in der Hoffnung, er werde während des morgenden Tages noch Verstärkungen erhalten. Hierin vorzüglich liegt Vandammes Entschuldigung. Es mußte Napoleons dringendstes Interesse seyn, ihn zu unterstützen. Warum hätte nun Vandamme nicht darauf rechnen sollen? Er setzte also am 30. den Kampf mit großem Eifer fort. Ueber Nacht aber war Schwarzenberg selbst in die Nähe gekommen und hatte Barklay, dessen bisherige Fehler großmüthig vergessend, mit der Vernichtung Vandammes beauftragt. Die Streitkräfte Barklays waren den französischen weit überlegen und drängten dieselben bereits in heißen Gefechten auf allen Punkten zurück, als plötzlich auch im Rücken Vandammes Kanonendonner erdröhnte. Er wähnte einen Augenblick, es seyen Hülfstruppen, die ihm Napoleon nachsende. Aber es waren die Preußen unter Kleist. Dieser tapfere General hatte schon am Abend vorher in Fürstenwalde erfahren, wie bei Kulm gekämpft werde, und an alle seine Truppen den Befehl ertheilt, am frühen Morgen des 30. auf dem nächsten Wege über die Berge zu steigen und Vandamme in den Rücken zu fallen*). Dies geschah, und seine Colonnen erschienen auf den Höhen von Nollendorf in dem Augenblick, in welchem die Franzosen vor den Russen und Oesterreichern von Kulm gegen Nollendorf zurückwichen. Kleist ließ sogleich angreifen, Vandamme war nun von zwei Seiten zugleich gepackt, und seine Truppen, von langem Kampf schon erschöpft, erlagen nach verzweifelter Gegenwehr der Uebermacht. Er selbst wurde mit 10,000 Mann gefangen und verlor 5000 Todte und 81 Kanonen. Seine Reiterei allein schlug sich in einer Sturmmasse durch die Preußen hindurch, verlor aber an den General Ziethen noch 1000 Mann Gefangene.

Vandamme wurde nach Rußland geschickt. Unterwegs in

*) Französische Schriftsteller wollten sein Erscheinen im Rücken Vandammes dem bloßen Zufall zuschreiben. Aber sein Tagesbefehl vom 29. ist noch vorhanden.

Schlesien sah er sich grobem Spott und Drohungen ausgesetzt, weil er im Jahr 1807 in diesem Lande schamlos geraubt und geplündert hatte. Kaiser Alexander ließ ihn nach Moskau bringen und in den Kreml setzen, um hier über den verlorenen Marschallstab nachzudenken. Doch dauerte seine Gefangenschaft nicht lange. Der tapfere Eugen wurde zurückgesetzt, die ganze Ehre des Kampfes bei Kulm dem Russen Ostermann zugeschrieben, der gar nicht hatte kämpfen wollen und den Eugen nur mit großer Mühe zum Dableiben gebracht hatte. Als Ostermann ein Jahr später nach Wien kam, überreichten ihm die vornehmsten und schönsten Damen Böhmens einen prachtvollen Pokal mit so vielen Edelsteinen, als Böhmen Kreise hatte. Er aber schenkte ihn zum ewigen Andenken dem Preobaschenskischen Garderegiment, welches ihn noch jetzt als Abendmahlskelch bewahrt.

Aber auch noch auf andern Punkten als bei Dresden und Kulm entflammten in denselben Regentagen heiße Schlachten. Als Napoleon aus Schlesien nach Dresden eilte, ließ er 75,000 Mann, ungerechnet das hin- und hergeschobene Corps von Ney, unter Macdonald zurück, um Blücher aufzuhalten. Dieser schlug sich noch heftig in und um Goldberg, wo die Franzosen arge Greuel an den Einwohnern verübten. Aber die Russen, die Blüchers Hin- und Herziehen nicht begriffen, ihn für unfähig hielten und ohnehin eifersüchtig waren, daß sie unter preußischem Befehl stehen sollten, begannen schwierig zu werden. Besonders Langeron wollte nicht gehorchen. Blücher hatte einen schweren Stand und hätte wahrscheinlich, wenn ihn Napoleon kräftiger verfolgt hätte, große Verluste erlitten. Aber das Glück gewährte ihm eine Schlacht, die alles wieder gut machte. Sobald er inne wurde, Napoleon stehe ihm nicht mehr gegenüber, befahl er wieder ein allgemeines Vorrücken am 26. Auch Macdonald ging an diesem Tage über die Katzbach vor, in der Hoffnung, Blüchers linken Flügel umgehen zu können. Es regnete den ganzen Tag und man sah nicht weit vor sich hin. Doch bemerkte Blücher das Anrücken des Feindes und traf darnach seine Maaßregeln, während Macdonald von seinem Gegner noch

nichts merkte. Gegen Mittag plötzlich eröffnete Sacken vom Taubenberge her ein furchtbares Kanonenfeuer auf die Franzosen und York mit den Preußen stürzte sich in ihre Linien. Da des Regens wegen keine Flinte mehr losging, drehte ein brandenburgisches Bataillon die Gewehre um und schlug ein französisches Bataillon binnen wenigen Minuten mit Kolben nieder. Noch stand die Schlacht und auf ihrem rechten Flügel errangen die Franzosen sogar einige Vortheile, aber ohne sich darum zu kümmern, befahl Blücher einen allgemeinen Angriff auf den linken Flügel der Franzosen. „Vorwärts!" rief der alte Held und „vorwärts" wiederhallte es die langen Reihen hinunter und alles stürzte, in die Mäntel gehüllt, dem von Westen her fallenden Regen und den feindlichen Kugeln entgegen. Vergebens kämpften die Franzosen noch eine Zeitlang mit verzweifelter Anstrengung, sie wurden alle gegen die „wüthende Neiße" gedrängt, einen unscheinbaren Bach, der aber durch den langen und heftigen Regen zu einem Strom angeschwollen war. Was hier von Franzosen nicht durchkam oder ertrank, wurde mit Kolben todtgeschlagen oder gefangen. Hier eroberten die Preußen 30 Kanonen und wurden von den Franzosen viele Tausende erschlagen, ertränkt und gefangen, während York nicht mehr als 300 Mann einbüßte. Noch aber hatte Macdonald die Katzbach im Rücken, die eben so angeschwollen war, wie die Neiße, und obgleich er sich anstrengte, einen der wenigen Uebergangspunkte zu erreichen, wurde seine Nachhut unter Lauriston doch noch am 27. von Langerons Russen erreicht und verlor wieder 22 Kanonen. Blücher befahl trotz der fast ungangbaren Wege ein so rasches Nachdringen als möglich, um den Feind auf der Flucht vollends zu zerrütten. Dadurch erlangte er, daß die Franzosen am 28., als sie die „schnelle Deichsel" passiren mußten, abermals eine Menge Geschütz zurückließen. Endlich wurde noch am 29. die Division Puthod, welche nicht über den Bober konnte und vergeblich am Ufer umherirrte, durch Langeron theils in den Fluß gestürzt, theils gefangen. So verschlangen in vier Tagen vier Gebirgsbäche Schlesiens die schöne Armee Macdonalds. Blücher eroberte in diesen Gefechten, die den gemeinsamen

Namen der Schlacht an der Katzbach erhielten, 103 Kanonen, 2 Adler, 250 Munitionswagen und nahm 3 Generale mit 18,000 Mann gefangen. Die Zahl der Todten ist zu 12,000 Mann berechnet worden. Von preußischer und russischer Seite war der Verlust höchst unbedeutend, aber die Sieger waren mit Koth bedeckt und die am schlechtesten bekleidete preußische Landwehr hatte ihr Schuhwerk im zähen Erdreich stecken lassen und ging größtentheils barfuß. Seit diesem glorreichen Siege nannten alle Russen Blücher den General „Vorwärts" und bei den russischen Generalen stellte sich seitdem auch mehr Gehorsam ein.

Gegen die alliirte Nordarmee, die Berlin stützen sollte, hatte Napoleon unmittelbar nach dem Ende des Waffenstillstands den Marschall Oudinot mit 66,000 Mann entsendet. Jedenfalls eine zu geringe Streitmacht. Wahrscheinlich hielt er die Nordarmee für schwächer oder rechnete auf das schon vor Hamburg bewährte Zaudern Bernadottes. Von den preußischen Landwehren sprach Napoleon nur als von „Gesindel" und schien es nicht zu respectiren. Als aber Oudinot am 23. August nur zwei Meilen vor Berlin bei Großbeeren auf die hier ihn erwartende Nordarmee stieß, waren es ausschließlich die Preußen und jene Landwehren, die ihn aufhielten. Es regnete auch hier. Der Himmel schien in diesen Tagen alle seine Schleusen leeren zu wollen und die Elemente abermals gegen Napoleon verschworen zu seyn, wie in Rußland. Die Gegend um Großbeeren ist voller Brüche und Sümpfe. Tauentzien, auf den Oudinots erster Angriff gerichtet war, wehrte sich mit wenigen Truppen aufs tapferste, als er aber der Uebermacht zu erliegen schien, kam ihm Bülow zu Hülfe, nahm das schon von den Franzosen eroberte und brennende Dorf Großbeeren mit dem Bajonet und ließ seine tapfern Pommern und Brandenburger, ihrem eigenen Wunsch gemäß und weil das Pulver vom Regen naß war, die Kolbe brauchen, wie an der Katzbach. Auch hier war die deutsche Körperstärke der französischen weit überlegen, und nur die Sachsen leisteten wüthenden Widerstand. Gegen einen breiten und schlammigen Graben gedrängt litten sie große Verluste; die aber glücklich

hinüber kamen, waren durch denselben Graben vor der Verfolgung geschützt. Bernadotte näherte sich nicht und schickte erst, als die Preußen bereits gesiegt hatten, eine einzige schwedische Batterie, um noch mit auf die schon fliehenden Franzosen zu feuern. Oudinot verlor 26 Kanonen, 2000 Gefangene und eine unbekannte Zahl von Todten. Der Verlust der Sachsen allein betrug 2100 Mann.

Unterdeß war auch General Girard mit 12,000 Mann von Magdeburg ausgerückt, um Oudinot zu unterstützen. Der preußische General Puttliz mit wenig Landwehr zog sich vorsichtig vor ihm zurück, bis General Hirschfeld vom Schlachtfeld von Großbeeren ankam, ihn mit einigen tausend Mann zu unterstützen, die noch von jener Schlacht so erhitzt waren, daß sie, als sie am 27. bei Hagelsberg auf Girard stießen, dessen Colonnen gleich mit der Kolbe niederschlugen oder in wilde Flucht jagten und 3700 Mann gefangen nahmen.

Wenn auch die Nachricht von Oudinots Niederlage erst am 29. Abends an Napoleon nach Dresden gelangte, so daß sie unmöglich einen Einfluß auf die schon am 27. von ihm beschlossene Nichtunterstützung Vandammes üben konnte, so hat sie doch sicher auf die späteren gegen Schwarzenberg gerichteten Operationen Napoleons hemmend eingewirkt, indem er sich gezwungen sah, einen Theil seiner Streitkräfte unter Ney zur Unterstützung Oudinots abzugeben. Der letztere hatte sich unter die Kanonen von Wittenberg zurückgezogen. Am 4. September kam Ney mit der Verstärkung an und übernahm das Commando. Sein Heer zählte 70,000 Mann. Indem er rasch vorrückte, um die Schmach von Großbeeren zu rächen, stieß er am 5. bei Zahne auf die Vorhut Tauentziens, die erst nach einem lebhaften Gefecht zurückwich, am 7. auf Tauentzien selbst, welcher bei Jüterbog Stand hielt. Nun wiederholte sich alles wie in der frühern Schlacht bei Großbeeren. Tauentzien erwehrte sich der französischen Uebermacht unter Bertrand, bis Bülow, der vom Feinde unbemerkt eine Flankenstellung eingenommen hatte, plötzlich seine Kanonen den Franzosen bei Dennewitz in die Seite donnern ließ und die Division Durutte in Auflösung brachte. Doch behielt Ney immer

noch die Uebermacht, da Bernadotte wieder still stehen blieb und die Preußen nicht nur nicht unterstützte, sondern auch das kleine preußische Corps unter General Borstell zurückhalten wollte. Borstell gehorchte aber nicht, sondern eilte zu Bülows und Tauentziens Unterstützung gerade im rechten Augenblick herbei und half so furchtbar auf die Franzosen losschlagen, daß sie endlich in wilde Flucht aufgelöst wurden. Dem Beispiel der Division Durutte folgten zuerst die Sachsen. Französische Reiterei unter Arrighi wollte die Lücke ersetzen, wurde aber ebenfalls geworfen, und nun floh alles auseinander. Die Hitze des Tages und ungeheure Staubwolken vermehrten die Noth der Fliehenden, die von der mit Piken bewaffneten preußischen Landwehrreiterei verfolgt und haufenweise niedergestochen wurden. Ein Schicksal, dem auch zwei württembergische Regimenter unterlagen. Die Bayern unter Raglovich allein hielten noch in geschlossener Colonne zusammen und bildeten ein großes Viereck, aus dem sie auf die Franzosen selbst zu schießen drohten, wenn der Strom der Flüchtlinge ihnen zu nahe kam und sie mit fortreißen konnte. Ney selbst wurde nur durch einige hundert Polen gerettet, die seine Flucht mit heldenmüthiger Aufopferung deckten. Er verlor 15,000 Gefangene und 80 Kanonen, die Zahl der Todten und Verwundeten konnte nicht ermittelt werden. Das ganze Heer war aufgelöst, nur Oudinots Corps, welches den Schweden und Russen unthätig gegenüber gestanden hatte, kam noch gut erhalten nach Torgau. Von alliirter Seite war die ganze Schlacht von 40,000 Preußen allein geschlagen worden, nur zuletzt hatten zwei schwedische Batterien Theil genommen.

Ney gab in seinem Schlachtbericht den Sachsen allein die Schuld, was diese, die sich so lange aufgeopfert hatten, tödtlich erbitterte. Auch gegen die übrigen Rheinbundtruppen nahm man keine Rücksicht mehr. Als sich Franquemont beschwerte, seine Würtemberger würden immer auf die gefährlichsten Punkte gestellt, erwiderte Ney voll Hohn, das sey ganz Recht, denn wenn sie zu Grunde gingen, könnten sie bei etwaiger Untreue der Rheinbundkönige nicht mehr gegen Frankreich verwendet werden.

Napoleon hatte Davoust befohlen, von Hamburg aus die

Bewegungen Oudinots, Girards und Neys gegen Berlin zu unterstützen. Derselbe war mit 20,000 Mann ausgerückt, aber am 21. bei Vellahn durch Wallmoden zurückgedrängt worden, wobei wieder Dörenberg und Tettenborn eifrig mitwirkten. Seitdem zauderte Davoust. Er wollte sich dem Schicksal Neys nicht aussetzen. Dennoch wurde seine Vorsicht überlistet. Wallmoden fing einen Brief auf, aus dem er erkannte, Davoust habe die Division Pecheux abgesondert auf das linke Elbufer detachirt. Diese nun griff Wallmoden am 16. Sept. an der Göhrde an und nahm sie nach tapferer Gegenwehr größtentheils gefangen. In diesem Gefecht fiel Theodor Körner. Davoust konnte von nun an die Operationen Napoleons nicht mehr unterstützen und sah sich in Hamburg auf die Defensive beschränkt.

Die Niederlagen aller seiner Generale und das allmälige Schwinden seiner Streitkräfte in einem Lande, in welchem alles, sogar die Natur selbst sich gegen ihn waffnete, machten auf Napoleon einen Eindruck, den er zwar verhehlte, aber in unbewachten Augenblicken durch wilde Zornausbrüche verrieth. So mußte Varus zu Muthe gewesen seyn, als er einst im Teutoburger Walde unter strömenden Regengüssen ringsum das Kriegsgeschrei der Cherusker hörte. Napoleon eilte zuerst nach Bautzen, um Macdonalds zerrüttete Armee herzustellen. Er fand sie in einem so elenden Zustand, insbesondere Sebastianis Reiter, daß er wüthend zu diesem Generale sagte: „vous commandez des canailles,“ welches jener mit einer trockenen Negation erwiderte. Er kam an einer Stelle im Walde vorüber, wo noch Tags vorher ein großer Artillerietrain von Kosacken genommen und auf der Landstraße in die Luft gesprengt worden war. Aus Verdruß verließ er die Straße, wurde aber bei einem Hause von einem kleinen Hunde angebellt, gegen den er im Zorn seine Pistole abfeuerte. Seine Hoffnung, Blücher werde Macdonald in sorglosem Siegestaumel nachrücken und sich von ihm überfallen lassen, ging nicht in Erfüllung, denn sobald Blücher inne wurde, Napoleon sey mit bedeutenden Verstärkungen da, wich er ihm wieder aus. Napoleon übernachtete in der Pfarrerswohnung zu Hochkirch.

Seine Garden wachten auf dem Kirchhofe und nährten ihre Wachtfeuer mit den dürren Kreuzen der Gräber. Am andern Tage ritt Napoleon in tiefen Gedanken weiter, blieb dann bei einem verlassenen Meierhofe auf einem Bunde Stroh sitzen und sprach über eine Stunde lang kein Wort. Das war am 6. Sept. Plötzlich aber war sein Entschluß gefaßt und er brach mit allen seinen Truppen auf gegen Schwarzenberg.

An demselben Tage war Schwarzenberg mit 50,000 Oesterreichern bei Aussig über die Elbe gegangen, hatte aber den größten Theil seines Heeres unter Barklay bei Töplitz zurückgelassen und ging nun auch selbst wieder zurück, sobald er von Napoleons Vorrücken hörte. Nur seine Nachhut unter Wittgenstein bestand ein hitziges Gefecht bei Dohna, am 8. Napoleon drang am 10. bis Ebersdorf vor und sah von hier hinab in den weiten Thalkessel von Nollendorf, Kulm und Töplitz. Das war das traurige Schlachtfeld Vandammes, und eben hier sah Napoleon Schwarzenbergs ganzes Heer in langen Colonnen aufgestellt. Hinabzusteigen war aber nicht möglich oder sehr gefährlich wegen der Steilheit der Abgründe. Er war im höchsten Grade verstimmt und nicht minder sein Heer, welches auf den kahlen Höhen in nasser Herbstkälte lagern mußte und in den leeren und ausgebrannten Dörfern keinen Bissen Brod fand. Nach einem unbedeutenden Gefecht mit der Vorhut Wittgensteins unter Fürst Schachowskoi ging Napoleon zurück. Als seine Nachhut unter Lobau am 14. von Wittgenstein überfallen und bis Gießhübel zurückgedrängt wurde, rückte Napoleon selbst wieder aus und drang am 16. bis Kulm vor. Aber an derselben Stelle, wo Vandamme unbezwinglichen Widerstand gefunden, donnerten auch diesmal ihm selbst die Batterien Schwarzenbergs entgegen, und zugleich hemmte dichter Nebel jede Aussicht und ergoß sich mitten im Nebel der Himmel in so dichten Regenströmen, daß Napoleon den Kampf abbrach, hauptsächlich, um nicht umgangen zu werden. Am 21. war er wieder in Dresden.

Von hier aus ging er sogleich wieder auf Blücher los, der schon ganz nahe gerückt war, sich aber von Bischofswerda auf Bautzen zu-

rückzog und wieder jeder Schlacht auswich. Napoleon kehrte daher am 24. auch seinerseits wieder um und ließ nun endlich seine müden Truppen von den beschwerlichen und nutzlosen Kreuz- und Querzügen in Dresden ausruhen.

Mittlerweile hatten sich die drei alliirten Monarchen zu Töplitz am 9. September, genau in der Zeit, in welcher Napoleon von den Bergen herab in den endlosen Regen, der das Töplitzer Thal überschüttete, verdrießlich hinabsah, zu einem neuen Vertrage vereint, in welchem Metternich die voreiligen Verkündigungen der Proclamation von Kalisch durchkreuzte. Jetzt war von keiner Wiedergeburt des deutschen Reichs und von keinen Volksrechten mehr die Rede, vielmehr garantirten sich die Monarchen nur ihren Besitzstand und ihre künftigen Erwerbungen und setzten bereits ausdrücklich fest, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten sollten in ihrer Unabhängigkeit zwischen Oesterreich und Preußen bestehen bleiben. Mit einem Wort, wenn früher von Preußen aus den Rheinbundstaaten mit Vernichtung und Auflösung aller in ein deutsches Einheitsreich gedroht worden war, so wurden sie jetzt unter österreichischen Schutz genommen. Das mußte zunächst Bayern zum Abfall von Napoleon bestimmen.

In Napoleons Rücken hatten sich unterdeß alliirte Streifcorps weit ausgebreitet und seine Communication mit Frankreich abgeschnitten. Dabei zeichneten sich die Kosacken durch die wunderbare Schnelligkeit und Ausdauer ihrer Pferde aus. Schon am Ende des August waren 200 Kosacken unter dem Fürsten Kudascheff von Schwarzenbergs Heer über die Elbe geschwommen und mitten durch die Feinde bis zu Bernadotte und von diesem wieder zurück nach Töplitz gelangt, alles binnen zehn Tagen. Ein österreichisches Streifcorps unter Oberst Mensdorf, ein russisches unter dem Kosackenhetman Platow und ein preußisches unter dem Sachsen Thielmann streiften im September durch ganz Sachsen. Am 11. nahmen sie in Weißenfels 1500 Franzosen gefangen. Napoleon schickte den General Lefebvre-Desnouettes mit 10,000 Mann gegen sie aus, Thielmann aber entwischte ihm, nahm am 18. in Merseburg 2300 Franzosen gefangen und befreite hier zugleich 2000 alliirte Gefangene. Am

19. nahm er schon wieder bei Kösen einen reichen Convoi von 200 Wagen weg, wobei die französische Escorte über 500 Mann verlor. Am 28. verabredeten Mensdorf, Platow und Thielmann einen gemeinschaftlichen Angriff auf Lefebvre in Altenburg; die beiden erstern waren schon in vollem Gefecht mit ihm, als Thielmann rechtzeitig eintraf und dessen Niederlage vollendete. Lefebvre verlor 1500 Gefangene und 5 Kanonen. Nun näherte sich aber Marschall Augereau mit 22,000 Mann, die er aus Franken zu Napoleons Hauptarmee führen sollte. Schwarzenberg schickte sofort das Corps von Lichtenstein ab, um mit Thielmann vereint denselben aufzuhalten. Aber Lefebvre verstärkte den Marschall. Thielmann wurde bei Welau zurückgeschlagen und zwar von Lichtenstein aufgenommen, aber auch dieser mußte der Uebermacht weichen, am 10. Oct.

Andere Streifcorps gingen von der Nordarmee aus. Oberst von der Marwitz nahm mit preußischer Landwehrcavallerie Braunschweig ein und verstärkte sich hier mit einer Menge von Freiwilligen; 80 Kosacken unter Fabeky nahmen in Querfurt 5—600 Franzosen gefangen. General Czernitscheff überfiel am 28 Sept. die Stadt Kassel, aus der Jerome eiligst davonfloh. Die Kosacken jagten ihm nach und nahmen noch 250 Mann seiner Escorte gefangen. Der westphälische General Alix capitulirte und 1500 Westphalen traten sogleich zu den Alliirten über, Czernitscheff blieb indeß nur bis zum 3. October und nahm alle Cassen mit. Tettenborn nahm am 15. October die Stadt Bremen mit Capitulation ein, führte aber nur das eroberte Geschütz von da weg und kehrte zum Hauptcorps von Wallmoden zurück.

Alle diese Streifcorps waren nur die Vorläufer der großen alliirten Armeen, die vom 26. September an gleichzeitig eine Bewegung vorwärts machten und Dresden zwischen sich liegen ließen. Ihre Absicht war, sich im Rücken Napoleons zu vereinigen und ihm den Weg nach dem Rhein zu verlegen. Durch diese große Bewegung von Osten nach Westen wurde der ganze Kriegsschauplatz verändert. Napoleon konnte seine feste Stellung bei Dresden unmöglich länger

behaupten und wurde den Alliirten unwillkürlich nachgezogen, gleichsam zum Rheine hin geschleppt.

Schwarzenberg hatte, um diese allgemeine Bewegung auszuführen, nur die Ankunft der ungefähr 60,000 Mann starken russischen Reserven unter Bennigsen abgewartet. Indem dieser im großen Hauptquartier zu Töplitz am gedachten 26. einrücken konnte, um die Beobachtung Dresdens zu übernehmen, führte am folgenden Tage Schwarzenberg seine ganze Armee von da hinweg nach Chemnitz und Zwickau. Er beabsichtigte damals noch Leipzig zur Rechten liegen zu lassen, bis Thüringen vorzugehen, den Paß von Kösen zu besetzen und sich hier mit der Nordarmee und Blücher zu vereinigen; aber er änderte unterwegs die Richtung des Marsches ab, um die Vereinigung mit jenen Armeen schon bei Leipzig zu suchen und hier eine große Entscheidungsschlacht anzunehmen.

Auch Blücher brach am 26. aus der Gegend von Bautzen auf und folgte dem rechten Ufer der Elbe, um sich zunächst mit der Nordarmee unter Bernadotte zu vereinigen. Schon am 2. October war er in der Nähe der Festung Wittenberg angekommen. Hier vermochte die geschwächte Armee des Marschall Ney, die schon von der Nordarmee geschlagen worden war, dem Andrang Blüchers keinen wirksamen Widerstand zu leisten. Doch hatte Ney durch 20,000 Mann unter Bertrand die durch eine starke Krümmung der Elbe bei Wartenburg gebildete und durch Dämme geschützte Halbinsel besetzen und verschanzen lassen. York griff sie am 3. an, indem er unter dem fürchterlichen Feuer der französischen Batterien über die Elbe ging. Ohne sich durch den großen Menschenverlust erschüttern zu lassen, erstürmte die schlesische Landwehr die Dämme und eroberte die ganze Halbinsel. Bertrand floh mit Hinterlassung von 1000 Gefangenen und 13 Geschützen. Die Zahl an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten groß, die der Preußen wurde auf 2000 berechnet, auf französischer Seite betrug die der Württemberger allein 500. Die ganze in diesem Kriege so hart mitgenommene württembergische Infanterie unter General Franquemont war nach diesem Gefecht auf 900 Mann herabgesunken,

die fast sämmtlich krank und elend waren. — Am 4. Oct. ging Blücher mit seiner ganzen Armee noch in einer Stärke von 64,000 Mann über die Elbe. Dasselbe that am gleichen Tage Bernadotte mit der Nordarmee bei Roslau und Aken und vereinigte sich mit Blücher am 7. zu Mühlbek, wo die Feldherrn ihre erste Unterredung hatten. Ney zog sich mit Bertrand vor der Uebermacht gegen Leipzig zurück.

Napoleon konnte sich immer noch nicht entschließen, seine Stellung in Dresden ganz aufzugeben. Wenn er mit dem Gros seines Heeres den Alliirten in ihrer westlichen Richtung folgte, so geschah es nur, um sie wo möglich noch einzeln zu schlagen, ehe sie sich vereinigt haben konnten. Gelang ihm ein solcher Schlag, so hoffte er, die Elblinie noch länger festzuhalten. Indem er nun am 7. Oct. aus Dresden ausrückte, ließ er daselbst immer noch 36,000 Mann (die Kranken inbegriffen) unter St. Cyr zurück, die er viel nöthiger in den ihm bevorstehenden Schlachten hätte brauchen können. Er nahm aber den König von Sachsen und dessen ganze Familie mit und schickte sie nach Leipzig, sey es, um sie besser zu schützen, sey es, um sie als Pfand zu behalten und einer Verlockung derselben zum Abfall vorzubeugen. Er selbst marschirte gerade auf Blücher los und war am 9. schon in Eilenburg. Aber am andern Tage war Blücher, den er bei Düben angreifen wollte, schon wieder aus dieser Gegend verschwunden. Nun blieb Napoleon vier Tage lang vom 10.—15. in Düben, unentschlossen, wohin er sich wenden sollte. Das abermalige schlaue Ausweichen Blüchers hatte ihn um seine letzte Hoffnung gebracht. Am 11. faßte er den verzweifelten Gedanken, sich auf Berlin zu werfen. Fain erzählt, die Marschälle hätten sich fast einstimmig dagegen gesträubt, dem Kaiser die dringendsten Vorstellungen gemacht, ja „fast revoltirt." Coulaincourt schildert den Vorfall auf dieselbe Weise, die Chefs seyen alle entmuthigt gewesen und auch die Armee selbst habe sich nach nichts so sehr gesehnt, als nach der Rückkehr nach Frankreich und nach dem Frieden; vor einem neuen Feldzug nach Berlin, nach Polen zu, immer weiter vom Rhein entfernt, habe alles geschaudert. Coulaincourt sagt:

„den ganzen Tag (am 12.) brachte Napoleon in seinem Zimmer zu, allein, mit nichts beschäftigt. Er hatte sich abgeschlossen. Mehrmals erschien ich an seiner Thüre, er antwortete nicht. Das Wetter war trüb und kalt; der Wind stürmte gegen die weiten Gemächer des Dübener Schlosses und machte die alten mit Blei überladenen Fenster erklirren. Alles in diesem jämmerlichen Aufenthalte stimmte schwermüthig und unheimlich.“ Napoleon selbst erinnerte sich später auf St. Helena dieser traurigen Tage und bestätigte, daß seine Generale damals nach nichts so sehr verlangt hätten, als nach Ruhe, ja daß sie sie um jeden Preis hätten haben wollen. Indeß konnte Napoleon auf den Gehorsam des Heeres unter allen Umständen rechnen, und nicht die Unbotmäßigkeit seiner Umgebung war es, was ihn von dem Zuge nach Berlin abbrachte, sondern die Gefahr, wenn er sämmtliche alliirte Heere in seinem Rücken ließ, und der mögliche Abfall des Rheinbundes.

Er selbst hat später einmal geäußert, die bestimmte Nachricht vom Abfall Bayerns, die ihm ein Schreiben des Königs von Württemberg nach Düben gemeldet, habe seinen Entschluß bestimmt; aber er konnte die Gewißheit dieses am 8. erfolgten Abfalls damals noch nicht haben, um so weniger, als ihm alle Verbindungen mit Süddeutschland durch die alliirten Heere abgeschnitten waren und die Nachricht über Stuttgart einen zu weiten Umweg zu machen hatte. Nur das ist wahrscheinlich, daß Napoleon den Abfall Bayerns vorausgesehen hat. König Max unterhandelte schon lange heimlich mit Oesterreich. Wenn man erwägt, was Bayern alles unter Napoleon auf Kosten Oesterreichs gewonnen hatte, so muß man zugeben, eine aufrichtige Versöhnung zwischen beiden Nachbarstaaten war für beide mit Opfern verbunden. Da die Wahrscheinlichkeit des Sieges auf Seiten Oesterreichs war, so handelte es großmüthig, indem es einem Staate, den es vielleicht hätte vernichten oder wenigstens sehr verkleinern können, Frieden bot. Bayern hatte mehr zu verlieren und weniger zu gewinnen, handelte also nur klug, wenn es mit einem kleinen Opfer Schlimmeres abwendete. Aber Oesterreich legte großen Werth darauf, sich Bayern wie die übrigen bisheri-

gen Rheinbundstaaten zu verbinden, um sich durch sie gegenüber von Preußen zu stärken. Durch den Vertrag von Ried, den am 8. Oct. die einander gegenüberstehenden Generale Fürst Reuß von österreichischer und General Wrede von bayrischer Seite unterzeichneten, erklärte Bayern seinen Eintritt in die Allianz und wurde das Corps von Reuß unmittelbar unter die Befehle Wredes gestellt. Insgeheim war ausgemacht worden, Bayern solle Tirol und Salzburg wieder an Oesterreich abtreten, dafür aber eine Entschädigung erhalten.

Indem Napoleon dem Marsch auf Berlin entsagte, gab er allen seinen Truppen die Richtung nach Leipzig, wohin sich auch Murat, den er zur Beobachtung Schwarzenbergs detachirt hatte, zurückzog. Da Schwarzenberg am 13. die früher beschlossene Richtung seines Marsches gegen Kösen aufgab und Murat in der Richtung auf Leipzig nachfolgte, so blieb Napoleon noch eine Möglichkeit, ihn einzeln zu überfallen, ehe Blücher und die Nordarmee herbeikamen. Das erklärt auch Schwarzenbergs nur langsames und vorsichtiges Anrücken. Man glaubt, Oesterreich habe überhaupt noch gehofft, Napoleon werde sich von der Unhaltbarkeit seiner Stellung mitten in Deutschland überzeugen und ohne Schlacht an den Rhein zurückgehen, wodurch er auch seine Armee erhalten hätte, um Frankreich ausreichend vertheidigen und einen ehrenvollen Frieden schließen zu können. Gleichzeitig war Bernadotte mit der Nordarmee am 13. Oct. schon wieder rückwärts gegangen, aus Angst, Napoleon könne sich gegen Berlin wenden, und es kostete Blücher Mühe, ihn langsam wieder nach sich gegen Leipzig zu zerren. So geschah es nun, daß in diesen Tagen alle Armeen, die alliirten, wie die französischen, übereinstimmend gegen Leipzig hinzogen, als gegen den gemeinschaftlichen Mittelpunct. Auch Bennigsen bekam Befehl, nach Leipzig zu eilen und nur ein Corps zur Beobachtung St. Cyrs zurückzulassen.

Schon am 14. traf Wittgenstein, der Schwarzenbergs Heer mit vieler Reiterei voranzog, auf die Reiterei Murats bei Liebertwolkwitz, und beide Reitermassen stürmten auf einander los. Nach langem blutigem Kampfe siegten die Alliirten, indem sie dem Feind

in die linke Flanke kamen. Hier gingen die besten alten Reiterregimenter Napoleons, die er erst aus Spanien hatte kommen lassen und auf die er so große Hoffnungen gesetzt hatte, zu Grunde, als sich noch kaum ihre Ankunft bemerklich gemacht hatte. An demselben Abend langte Napoleon von Düben her in Leipzig an und versuchte noch einmal, Oesterreich zu einem Separatfrieden zu verlocken, indem er Berthier an Schwarzenberg sandte. Die österreichischen Vorposten erklärten aber, Schwarzenberg sey nicht da und es sey jetzt überhaupt nicht Zeit zu Verhandlungen. Oesterreich wollte das große Blutvergießen vermeiden und hoffte immer noch, Napoleon werde es vorziehen, nach dem Rhein zu gehen, als sich bei Leipzig von der Uebermacht seiner Feinde erdrücken zu lassen. Schwarzenberg mußte aber Acht geben, um nicht allein von Napoleons ganzer Macht angegriffen zu werden, ehe Blücher und die Nordarmee kämen. Daher drückte er nicht auf Murat und hielt sich auch noch am 16. October mit dem Gros seiner Armee zurück, während ein Theil derselben unter Meerveldt westwärts an der Pleiße Posto faßte. Kaiser Alexander war darüber sehr ungehalten und sagte, Meerveldt stehe in einem Sack, und wollte die Oesterreicher durch seine Russen nicht unterstützen. Waren nun auch die Alliirten (Schwarzenberg und Blücher 190,000 Mann und die Franzosen nur 175,000 Mann stark, so waren jene doch nicht beisammen und unter sich nicht einig.

So durfte Napoleon wirklich hoffen, indem er sich fast mit seiner ganzen Macht zwischen Meerveldt, der nicht über die Pleiße konnte, und das Gros des Schwarzenbergischen Heeres warf, einen Sieg wie vor Dresden zu erfechten, und machte auch dazu ungeheure Anstrengungen.

Am ersten Tage der großen Schlacht bei Leipzig, am Morgen des 16. October, stiegen um 8 Uhr in Schwarzenbergs Lager drei weiße Raketen auf, denen aus Blüchers Lager drei rothe antworteten. Das war das verabredete Zeichen, man sey zum Kampf und zu gemeinsamer Unterstützung bereit. Sofort ließ Schwarzenberg drei Signalschüsse aus schwerem Geschütz erdröhnen, und die Schlacht begann mit einer fürchterlichen Kanonade. Napoleon

concentrirte 300 Kanonen bei Wachau und machte ein so mörderisches Feuer auf das vorgeschobene russische Corps des Prinzen Eugen, daß es mit großem Verlust weichen mußte. Auch die Russen unter Gortschakow, die Preußen unter Kleist mußten weichen, und nun concentrirte Napoleon seine schwere Reiterei unter Latour-Maubourg, um die Alliirten vollends zu werfen und den Hügel zu erstürmen, auf welchem die drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen standen. Aber Schwarzenberg sagte mit größter Ruhe: „sie sind athemlos, wenn sie ankommen, und ihre beste Kraft ist dann erschöpft.“ Zugleich zog er den Degen und stellte sich selbst an die Spitze der russischen Gardekosacken unter Orloff-Denisoff, die einzige Wache der Monarchen, und der schnell herbeieilenden neumärkischen Dragoner unter Pahlen, und diesen wenigen Truppen gelang es, weil sie und ihre Pferde noch frisch waren, die erschöpften Feinde trotz ihrer Uebermacht zurückzuschlagen. Ein in der Kriegsgeschichte höchst selten vorkommender Sieg leichter Reiter über schwere. Latour-Maubourg wurde tödtlich verwundet. Nun rückten auch die rasch herbeigerufenen österreichischen Corps nach einander in die Schlachtreihe und hielten den Franzosen tapfer Stand. Mittlerweile hatte Meerveldt in seinem „Sack“ zwischen zwei Flüssen, deren Brücken alle abgebrochen waren, einen schweren Stand und erlitt durch das feindliche Feuer, hauptsächlich durch Poniatowski, großen Verlust, erzwang aber endlich doch den Uebergang über die Pleiße bei Dölitz und nöthigte dadurch Napoleon, einen großen Theil seiner Truppen vom Angriff des Centrums zurückzuziehen und sich gegen ihn zu wenden. Aber Meerveldt hatte noch nicht genug Truppen diesseits der Elster und wurde gefangen. In und bei Lindenau schlug sich Gyulai mit Bertrand. Als die Nacht kam, hatte man von beiden Seiten große Verluste erlitten, aber nichts war entschieden.

Unterdeß war auch Blücher, ohne auf die Nordarmee zu warten, mit seiner schlesischen Armee rasch von Norden her gegen Leipzig vorgerückt und erkämpfte an demselben Tage bei Möckern einen glänzenden Sieg. Sein rechter Flügel unter York stritt sich um das genannte Dorf mit Marmont, der nur 17,000 Mann commandirte, aber lange mit überlegener und gut aufgestellter Artillerie die

Preußen niederschmetterte und mit zähester Ausdauer das Dorf behauptete, bis die Wuth der Preußen endlich durchdrang, ihn in volle Flucht schlug und ihm 53 Kanonen und mehr als 2000 Gefangene abnahm. Sie selbst aber zählten 7000 Todte und Verwundete. Auf dem linken Flügel schlug Langeron die Polen unter Dombrowski bei Wideritsch und nahm ihnen 11 Kanonen. Doch hemmte auch hier die Nacht ein weiteres Vordringen. Die Preußen unter York, müde auf dem Schlachtfeld ausruhend, sangen das Lied: „nun danket alle Gott!" Da sie ihre Nähe durch kein Wachtfeuer dem Feinde verrathen durften und es sehr kalt war, bauten sie sich aus den Leichen Schutzwände gegen den Wind auf.*) Das furchtbare Gemetzel dieses Tages bei Möckern entschied im Voraus den Sieg, denn Napoleon fand nöthig, am folgenden Tage zu ruhen und am dritten nur noch den letzten Verzweiflungskampf um den Rückzug zu wagen.

Napoleon hatte schon am Mittag, als er mit der Reitermasse das Centrum Schwarzenbergs durchbrechen ließ, Siegesnachrichten nach Frankreich schicken und in Leipzig alle Glocken läuten lassen. Am Abend aber konnte er höchstens rühmen, er sey noch unbesiegt. Er ernannte den tapfern Poniatowski zum Marschall. Den gefangenen General Meerveldt sandte er noch in der Nacht zum Kaiser Franz, ließ demselben einen Waffenstillstand antragen und erbot sich zu neuen großen Opfern, um den Frieden zu erkaufen. In der Hoffnung, mit dieser Botschaft etwas auszurichten, blieb er den ganzen folgenden Tag ruhig stehen. Man hat ihn getadelt, daß er nicht gleich am andern Morgen die Schlacht erneuert hat, ehe noch die Nordarmee und Bennigsen und Colloredo in die Reihen seiner Feinde eingerückt waren. Allerdings war es ihm nur am 17. noch möglich zu siegen, nicht mehr am 18., wo noch 120,000 Feinde mehr gegen ihn kämpften. Noch mehr Tadel scheint er zu verdienen, daß er nicht sofort den Rückzug angetreten hat, um wenigstens noch mit

---

*) Der Russe Langeron schrieb: „Der unerschrockene York und seine braven Soldaten übertrafen sich selbst in dieser denkwürdigen Schlacht. Man kann den Heldenmuth nicht höher steigern."

einer zahlreichen Armee den Rhein zu erreichen. Es ist gewiß, daß ein allgemeines Aufgebot der Franzosen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes ihm wenig fruchten konnte, wenn die Insurrection nicht noch einen festen Kern in einer starken Zahl von Linientruppen fand.

Der ganze Tag des 17. verging, Meervelde kehrte nicht zurück, Napoleon blieb ohne jede Antwort, während die gewaltigen Massen der Nordarmee und der übrigen erwarteten Corps immer furchtbarer nahe rückten. Der Himmel war trüb, es regnete am Abend, aber nach Mitternacht ging der Mond auf und warf seinen fahlen Schein durch die unheimlichen Wolken über das weite Schlachtfeld. Napoleon blieb wach und war die ganze Nacht hindurch beschäftigt, seine Armeecorps zu ordnen und jedem seine Stellung, diesmal in einem engern Halbkreis näher bei der Stadt, anzuweisen. Für sich selbst wählte er eine halbzerstörte Windmühle am Thonberge zum Hauptquartier aus, weil er von hier aus die Schlacht am besten übersehen konnte. Der Halbkreis seiner Armee machte diesmal gegen Süd-Osten Front und stützte sich rechts auf die Pleiße bei Dölitz und Connewitz, links auf die Parthe bei Schönfeld. Doch war der Rosengarten und die Hallesche Vorstadt, im Norden von Leipzig, durch Arrighi und Dombrowski noch besonders geschützt, und Bertrand war mit seinem Corps westwärts nach Weißenfels entsendet worden, um die Brücke daselbst für den Fall eines Rückzugs zu sichern. Diese Maaßregel genügte nicht. Napoleon hatte am 17. versäumt, unmittelbar bei Leipzig selbst über die Pleiße und Elster und deren verschiedene Arme Brücken schlagen zu lassen, deren er für einen Rückzug aus diesem verwickelten und vielfach von tiefem Wasser durchschnittenen Terrain nothwendig bedurfte. Es war nur eine einzige vorhanden und er ließ es dabei bewenden.

Die Alliirten drückten auf den Halbkreis der französischen Armee in vier großen Massen. Auf dem linken Flügel führte der Erbprinz von Hessen-Homburg 40,000 Mann, bei denen sich das eben eingerückte Corps von Colloredo befand, gegen den äußersten rechten Flügel Napoleons an der Pleiße bei Connewitz. Ihm zunächst führte Barklay de Tolly 55,000 Mann, die unter ihm Wittgenstein,

Miloradowitsch und Kleist befehligten, gegen das rechte Centrum Napoleons bei Probstheida; sodann Bennigsen sein eben eingerücktes Corps nebst den Oesterreichern unter Klenau und den Preußen unter Ziethen, zusammen 50,000 Mann, gegen Napoleons linkes Centrum bei Holzhausen; endlich der Kronprinz von Schweden die Nordarmee, zu der auch Langeron gezogen worden war, 100,000 Mann stark, von Taucha her. Daneben war Blücher, der hier aus Patriotismus dem Ehrgeiz Bernadottes ein großes Opfer brachte, nur noch York und Sacken mit 25,000 Mann behalten hatte, gegen Arrighi und Dombrowski im Norden aufgestellt, und Gyulai mit 8000 Mann wieder in der Richtung von Lindenau zur Beobachtung Bertrands entsendet worden. Die Alliirten zählten mithin 278,000 Mann. Abweichende Berichte nehmen 300,000 an. Napoleon konnte nach den Verlusten am 16. nicht viel mehr als 150,000 haben und nahezu waren ihm die Gegner doppelt überlegen. Noch in keiner früheren Schlacht hatten sich so große Massen unmittelbar gegenübergestanden, wie in dieser, welche man mit um so mehr Recht „die Völkerschlacht" genannt hat, als dabei fast alle Völker Europas vertreten waren, die von allen Seiten herbeigeströmt zu seyn schienen, um im Mittelpunkte Europas, als wofür man Leipzig ansehen kann, ihren großen Streit zur letzten Entscheidung zu bringen.

Die alliirten Monarchen und Schwarzenberg nahmen ihren Standpunkt auf einer kleinen Höhe hinter Gossa, wie Napoleon den seinigen bei der Windmühle. Die Alliirten begannen den Angriff um 7 Uhr Morgens mit einem allgemeinen Kanonenfeuer und allmäligem Vorrücken. Ihre Massen bildeten einen äußeren dichtgeschlossenen Halbkreis, der den inneren und kleineren Halbkreis der französischen Armee umgab. Sollte es je Napoleon gelingen, auf irgend einem Punkt durchzubrechen, so waren zahlreiche Reserven in der Nähe, um jede Lücke sogleich wieder zu füllen. Bald concentrirte sich jedoch der eigentliche Kampf auf zwei entscheidenden Punkten. Napoleon betrachtete das Dorf Probstheida als den Schlüssel seiner Stellung und schickte immer neue Verstärkungen, um es gegen die Angriffe der Preußen und Russen unter Barklay zu vertheidigen.

Hier wüthete daher den ganzen Tag hindurch ein so mörderischer Kampf, daß das Dorf mit ganzen Haufen von Leichen sich anfüllte und mit vielen tausend Verwundeten, die man in die Häuser geschleppt hatte, zuletzt abbrannte. Auf diesen einzigen Punkt waren von beiden Seiten viele Stunden hinter einander 300 Kanonen gerichtet, und nicht weniger als 40 französische Kanonen wurden hier demontirt. Zwei französische Generale, Vial und Rochambeau, verloren bei der tapfern Vertheidigung des Dorfes ihr Leben. Dennoch behaupteten sich hier die Franzosen bis zum Abend. Der zweite Centralpunkt der Schlacht war Schönfeld auf dem linken Flügel der französischen Stellung. Hier war es Blücher, der aus Mißtrauen gegen Bernadotte herbeieilte, um ein Ende zu machen. Bernadotte schonte seine Truppen zu viel, Blücher zeigte ihm, wie man sie aufopfern müsse, um den Sieg zu erringen, und nahm Schönfeld, welches Marmont aufs heldenmüthigste vertheidigte, mit Sturm. Von minderer Bedeutung waren die Kämpfe auf den übrigen Punkten des Halbkreises. Auf dem äußersten rechten Flügel der Franzosen zeichnete sich Poniatowski durch wundervolle Tapferkeit aus, indem er mit dem Rest seiner Polen, nur noch 5000 Mann, die Alliirten aufhielt und noch Stand hielt, als auch von diesen wenigen Truppen mehr als die Hälfte gefallen war und unmittelbar um seine Person 15 Offiziere seines Generalstabes erschossen oder verwundet wurden.

Die Sachsen unter General Zeschau waren bereits bis auf 4166 Mann zusammengeschmolzen, als sie bei Sellerhausen, ein wenig südwestlich von Schönfeld, Abends um 4 Uhr zu den Alliirten übergingen. Sie führten noch 38 Geschütze mit sich und waren von General Ryssel uud Oberst Loreuse befehligt, nachdem Zeschau sich geweigert hatte. Sie hatten Stunden lang gewartet, um die Erlaubniß ihres Königs aus Leipzig zu erhalten, aber durch die Verwirrung der Schlacht war die Verbindung unterbrochen. Sie ließen sich auch während der Schlacht nicht mehr gegen die Franzosen verwenden, sondern zogen sich hinter die Alliirten zurück. Napoleon hat später diesen Vorgang benutzt, um seine Niederlage ausschließ=

lich durch den Abfall der Sachsen zu motiviren. Noch jetzt liest man in französischen Geschichtswerken, 30,000 Sachsen seyen übergegangen und hätten sogleich gegen die Franzosen gekämpft, dadurch sey eine Lücke in Napoleons Schlachtreihen entstanden und demselben der sichere Sieg entrissen worden. Das ist alles unwahr, die Sachsen zählten nur 4000 Mann, die auf das Schicksal der Schlacht nicht den mindesten Einfluß hatten. Noch weniger die noch viel schwächere württembergische Reiterei, die unter Normann ebenfalls übertrat.

Als die Nacht dem Kampf ein Ende machte, waren zwar Napoleons beide Flügel zurückgedrängt, aber er behauptete im Centrum immer noch Probstheida. Er war also eigentlich nicht geschlagen, aber durch den Kampf so geschwächt, daß er schwerlich die Schlacht am folgenden Tage fortsetzen konnte. Zudem erhielt er die Meldung, die Artillerie habe nur noch wenige Munition. Seit vier Tagen hatte sie 220,000 Schüsse gethan und sich gänzlich erschöpft. Da gab er spät am Abend noch unter der zerschossenen Windmühle den Befehl zum allgemeinen Rückzuge und ließ die ganze Nacht hindurch Geschütz und Gepäck abführen. Aber es gab nur eine einzige Brücke über vier Arme der Elster und es war unmöglich, hier rasch vorwärts zu kommen. Eine zweite Brücke, die er in der Eile aufwarf, brach bald zusammen. Der Tag kam und Leipzig war noch vollgepfropft von Fuhrwerken und Menschen, die sich an dem einzigen Auswege stopften. Napoleon befahl den Marschällen Macdonald und Poniatowski, die Stadt zu vertheidigen und den Rückzug zu decken. Nur die Polen, die Rheinbundtruppen und überhaupt Nichtfranzosen, die er doch verloren hätte, sollten mit ihm zurückbleiben. Poniatowski bemerkte, er habe nur noch sehr wenig Mannschaft. Nun, erwiderte Napoleon, so vertheidigen Sie die Stadt mit diesen Wenigen. „Ach, Sire, sagte da Poniatowski, wir sind alle bereit, für Sie zu sterben!" Napoleon nahm hierauf noch einen peinlichen Abschied vom König von Sachsen, den er in Leipzig zurückließ, und verließ die Stadt, durch deren Gedränge er kaum hindurchkommen konnte, um in Lindenau nur einen Augenblick den lang entbehrten Schlaf zu genießen.

Die Alliirten versäumten während der Nacht Gyulais bisher

am weitesten westwärts vorgeschobenes Corps zu unterstützen. Sie hatten 100,000 Mann, die während der Schlacht nur in Reserve gestanden und gar nicht zum Kampf gekommen waren, also frische Truppen genug, um der langsam aus Leipzig sich entwirrenden französischen Armee auf ihrem Rückzug in die Flanke zu fallen oder zuvorzukommen, ja vielleicht sie gänzlich zu vernichten. Aber sie begnügten sich einstweilen mit der Eroberung Leipzigs. Am Morgen brach die ganze Armee freudestrahlend auf; die Monarchen begaben sich zu Schwarzenberg und überreichten ihm ihre höchsten Orden. Dann ließen sie die nur schwach verschanzten Vorstädte und Thore der Stadt angreifen. Eine Deputation der Bürger und des Königs von Sachsen bat um Schonung, die Franzosen boten einen Waffenstillstand um freien Abzug an. Aber man fuhr im Angriff fort, so jedoch, daß man eine Beschießung der Stadt vermied. Die letzten Franzosen und besonders auch die Polen unter Poniatowski wehrten sich verzweifelt. Die Hauptbrücke über die Elster am Altranstädter Thore war unterminirt worden und sollte in die Luft gesprengt werden, sobald der Rückzug vollendet seyn würde. Doch hatte der Commandant Befehl, die Brücke noch eher anzünden zu lassen, wenn nämlich der Feind zu rasch vordringe und im Begriff wäre, sich derselben zu bemächtigen. Dieser Brückencommandant, Oberstlieutenant Montfort, hatte sich aber entfernt, um mit Berthier Verabredungen zu treffen und seine Ordre einem Sergeanten hinterlassen. Als nun russische Scharfschützen durch das Rosenthal vordrangen und der Brücke nahe gekommen waren, glaubte der Sergeant, es sey Zeit, und sprengte die Brücke. Kaum vernahm man den verhängnißvollen Knall, als ein allgemeiner Schrei der abgeschnittenen Truppen sein trauriges Echo war. Napoleon selbst erwachte durch den Knall aus seinem kurzen Schlummer in Lindenau und machte eine Bewegung mit der Garde gegen Leipzig, fand aber keine Hülfe mehr möglich und eilte mit dem gesicherten Rest der Truppen weiter, die hinter der Elster in Leipzig Abgeschnittenen ihrem Schicksal überlassend. Diese Rücksicht auf die in Leipzig zurückgebliebenen Truppen war indeß nur Täuschung. Ohne Zweifel hat Napoleon

die Sprengung der Brücke zu derselben Zeit befohlen, in der sie erfolgte, denn es kam ihm nicht auf ein Paar tausend Zurückgebliebene, sondern nur darauf an, daß ihn der Feind nicht rasch verfolgen könne.

Mittlerweile waren die Thore der Stadt von den Alliirten genommen worden und alles drängte zum Altranstädter Thore und zu der gesprengten Brücke. Macdonald und Poniatowski stürzten sich mit ihren Pferden in die Elster; der erstere schwamm glücklich hindurch, das Pferd des letzteren aber überschlug sich und er mußte ertrinken. Nach einigen Tagen fand man seine Leiche im Schlamm. Er war anerkannt der schönste Mann seiner Zeit gewesen. Viele Fliehende stürzten ihnen ins Wasser nach und ertranken ebenfalls, z. B. General Dumoustier; nur wenige kamen durch das tiefe und breite Wasser. Die Meisten ergaben sich in ihr Schicksal und wurden von den Alliirten gefangen, unter ihnen die Generale Reynier und Lauriston, Prinz Emil von Hessen, der bayrische Graf Raglovich, der sächsische General Zeschau, der badische Graf Hohberg und noch mehrere französische, polnische und deutsche Generale mit 15,000 Mann und 200 zurückgebliebenen Kanonen.

Die alliirten Monarchen rückten in Leipzig ein. Ein badisches Bataillon, das vor dem Palais des Königs zurückgeblieben war, streckte die Waffen, ließ sich aber lieber gefangen abführen, als daß es übergetreten wäre. Der polnische General Uminski erbat sich des Königs Befehle aus, dieser aber wies ihn an Napoleon und ertheilte auch keine Befehle an den Leipziger Magistrat und die sächsischen Behörden. Bernadotte, der zuerst in die Stadt gekommen war, besuchte den König von Sachsen, eilte dann aber hinaus auf die Straße, um die eben angekommenen Monarchen zu bewillkommnen. Auch König Friedrich August stellte sich ans Fenster und begrüßte sie ehrerbietig. Sie erwiderten seinen Gruß höflich, aber kalt, und vermieden jede weitere Berührung mit ihm, indem sie ihn als Gefangenen behandelten und nach Berlin bringen ließen. Lauriston, einst Napoleons gefeierter Gesandter in St. Petersburg, wurde

blutend und in zerrissenen Kleidern von Kosaken herbeigeschleppt und dem Kaiser Alexander vorgeführt, der ihn aufs gütigste behandelte. Die dringendste Sorge war die um die Verwundeten. Ihrer 30,000 lagen auf den Straßen umher. Man machte 51 große Gebäude zu Lazarethen, aber sie reichten nicht aus. Hunderte verschmachteten in den Straßen und tausende draußen auf dem Schlachtfelde selbst, weil nicht Wundärzte genug aufzutreiben waren und es auch an Lebensmitteln gebrach. Die Schlacht hatte ungeheure Opfer gefordert. Man rechnete auf jeder Seite an 50,000 Todte und Verwundete. Unter den Alliirten hatten nach Verhältniß die Preußen den größten Verlust, nämlich 15,000 Mann von ungefähr 70,000, die Russen den absolut größten, nämlich 22,000 von 150,000, die Oesterreicher 12,000, die Schweden nur 300, zum Beweise, wie sehr Bernadotte auch diesmal seine Leute sparte. Auf französischer Seite wurde der Verlust an Todten und Verwundeten dem der Alliirten gleich, von Einigen um etwas höher, wenigstens zu 50,000 Mann geschätzt; aber die Franzosen verloren auch 20,000 Gefangene, 130,000 Flinten, 7 Adler, eine Menge Fahnen, 900 Wagen rc.

Die Verfolgung wurde auffallend vernachläßigt. Gyulai sollte Bertrand zuvorzukommen suchen und den wichtigen Paß bei Kösen besetzen, that es aber erst am 21. nach einem blutigen Gefecht mit Bertrand. Napoleon selbst war diesem Paß ausgewichen und ging am gleichen Tage bei Freiburg über die Unstrutt. Auch hier gab es ein schreckliches Gedränge auf der einzigen Brücke und Napoleon selbst mußte stehen bleiben, um die Ordnung zu handhaben, während er hinter sich schon die Kanonen Yorks, der ihn verfolgte, donnern hörte. Aber York kam zu spät und konnte nur noch die Nachzügler, etwa 1000 Mann mit 18 Kanonen abfangen. Doch nahmen die nach allen Seiten hin eilenden preußischen und russischen Reitercorps noch überall einzelne Häuflein Zurückgebliebener gefangen. Napoleons Vorsprung war so groß, daß er am 24. in Erfurt ausruhen konnte und erst am folgenden Tage weiter marschirte, ohne beunruhigt zu werden. Er bewohnte in Erfurt das nämliche Haus wie 1808. Erst am 26. ereilte Yorks Vortrapp die französische Nach-

hut noch einmal am Hörselberge bei Eisenach, bestand mit ihr ein blutiges Gefecht und nahm noch 2000 Nachzügler gefangen. Hier hörte die eigentliche Verfolgung auf, weil York mit Blüchers Heer die Bestimmung erhielt, auf Coblenz zu marschiren, während Napoleon sich gegen Frankfurt wandte. Nur leichte Reiterei der Alliirten umschwärmte ihn fortwährend und viele seiner Soldaten blieben aus Erschöpfung liegen, denn Strapazen und Hunger, die nassen Nachtlager und der dadurch erzeugte Typhus forderten täglich ihre Opfer.

Ein neuer Feind erwartete ihn am Main. Nach dem Vertrage von Ried waren Bayern und Oesterreicher unter Wredes Oberbefehl abmarschirt, um Napoleon den Rückzug zum Rheine zu verlegen, wenn er in Sachsen geschlagen würde. Wrede hielt sich aber sehr unnöthigerweise drei Tage lang mit Würzburg auf, ohne mehr als die Stadt zu erobern, denn die französische Besatzung unter Tharreau zog sich in die feste Citadelle zurück. Zwar erreichte er Hanau am 28. Oct. noch mehrere Tage früher als Napoleon, schwächte sich aber, indem er 10,000 Mann unter General Rechberg und dem Prinzen Karl von Bayern nach Frankfurt am Main detachirte, und versäumte die Pässe bei Wertheim und Gelnhausen zu besetzen. Mit den 40,000 Mann, die ihm blieben, vermochte er nun Napoleon nicht aufzuhalten, als derselbe am 30. mit einem furchtbaren Stoß ihn auf die Seite warf und am folgenden Tage durch die Erstürmung von Hanau sich vollends den Weg bahnte. Wrede wurde in den Unterleib geschossen, sein Heer verlor 8000 Mann, aber die Franzosen verloren nicht weniger an Todten und Verwundeten und noch 10,000 Gefangene, größtentheils Nachzügler. Den am 31. vor Frankfurt ankommenden Franzosen wich Rechberg nach einem kurzen Brückengefecht aus. Napoleon übernachtete im Hause des reichen Bankier Bethmann, die folgende Nacht in Höchst, wo er Bertrand mit einem Nachtrapp stehen ließ, und gelangte am 2. November nach Mainz mit noch 60,000 Mann. Kähne voll Kranker und Verwundeter wurden von Mainz zurückgewiesen, um durch ihren Anblick nicht Schrecken und Muthlosigkeit zu verbreiten.

Die alliirte Hauptarmee unter Schwarzenberg folgte mit den drei Monarchen nur langsam. Am 29. besuchte Kaiser Alexander seine Verwandten in Weimar, diesmal unter den günstigsten Umständen, weshalb auch die hohen Herrschaften hier länger verweilten. Doch hatte die Langsamkeit der Verfolgung auch einen diplomatischen Grund. In Weimar war nämlich Herr von St. Aignan als geheimer Agent Napoleons zurückgeblieben. Ihm wurde nun von Seiten der alliirten Mächte aufgetragen, Napoleon den Frieden anzubieten unter der Bedingung, daß Frankreich auf seine „natürlichen Grenzen“ eingeschränkt werde, und darunter verstanden sie damals noch die Rheingrenze. Der Friede sollte auf einem Congreß zu Mannheim formulirt werden. St. Aignan erhielt von Kaiser Franz noch insbesondere ein Schreiben an seine Tochter Marie Louise mit auf den Weg. Napoleon erklärte sich bereit, den Congreß zu beschicken, traute aber nicht, wollte den Degen nicht aus der Hand legen und hob aufs neue Truppen aus. Nun gab die Friedenspartei im Rath der Alliirten der Kriegspartei wieder nach, die von der Ansicht ausging, Napoleon sey immer noch nicht genug gedemüthigt und Europas künftige Ruhe noch nicht gesichert. Die Friedenspartei wurde hauptsächlich vertreten von Kaiser Alexander und Metternich, welche um jeden Preis den nationalen Aufschwung in Deutschland wieder einengen und unterdrücken wollten und daher das linke Rheinufer lieber im Besitz der Franzosen ließen. Alexander wollte Frankreich groß und stark erhalten, damit Deutschland nicht zu mächtig würde. Metternich sah in dem Verlangen der Deutschen nach Einheit und Freiheit nur die Keime einer gefährlichen Revolution, erkannte das Interesse der einmal bestehenden Dynastien für unvereinbar mit dem Interesse der Nation und opferte daher dieses jenem auf, so zwar, daß er selbst für seinen Herrn die deutsche Kaiserwürde als Symbol der deutschen Einheit nicht beanspruchte und direct von der Hand wies, als die mediatisirten Fürsten und Städte ihre Wiederherstellung dringend verlangten.

Am 5. Nov. kam Alexander, am 6. Kaiser Franz nach Frankfurt; am 9. wurde Bertrand in einem Gefecht von Hochheim ver-

trieben und das ganze rechte Rheinufer vom Feinde gesäubert. Die Rheinbundfürsten beeilten sich damals alle, dem bayrischen Beispiel zu folgen, und wurden auch alle unter Garantirung ihres Besitzstandes in die Allianz aufgenommen. Nur Jerome, der Fürst-Primas und der Fürst von Isenburg, als zu tief in die Schuld der Zeit verwickelt, machten eine Luftveränderung und wurden von den Alliirten nicht mehr anerkannt. Die Patrioten hatten gehofft, die ganze Ländermasse des Rheinbundes würde provisorisch verwaltet werden, bis das deutsche Reich in würdiger Weise wieder hergestellt werden könne. Aber jetzt beeilte sich alles, diese Wiederherstellung zu vereiteln durch ausschließliche Sicherung der Einzelsouverainetäten *). Da man die Rheinbundsouverainetäten bestehen ließ, konnte man noch weniger dem Kurfürsten von Hessen, den Herzogen von Braunschweig und Oldenburg, der englischen Regierung für Hannover rc. den Wiedereintritt in ihren alten Besitz vorenthalten.

Metternich wurde damals von seinem Kaiser in den Fürstenstand erhoben und die Rheinbundfürsten verfehlten nicht, Schwarzenbergs Armee mit starken Contingenten zu unterstützen. Bayern stellte 36,000 Mann unter Wrede, der von seiner Wunde geheilt wurde; Württemberg 14,000 Mann unter dem Kronprinzen Wilhelm. Diese beiden Staaten und Würzburg blieben von anderweitigen Kriegskosten frei; die übrigen Rheinbundstaaten mußten aber ein Jahr ihrer Einkünfte als Kriegssteuer beitragen, Hannover und die norddeutschen kleinen Staaten stellten 33,000 Mann unter dem Herzog Wilhelm von Braunschweig, Sachsen und Thüringen 23,000, Kurhessen 12,000, Würzburg 9000, Berg, Nassau, Waldeck, Lippe rc. zusammen 9000, Baden 10,000 Mann.

---

*) Wie sicher sich selbst die kleinsten Rheinbundfürsten fühlten, erhellt aus einem charakteristischen Zuge. Als York Wiesbaden besetzte, ließ der Herzog von Nassau, der sich damals noch nicht an die Allianz angeschlossen hatte, den preußischen General nicht einmal begrüßen und beschwerte sich, daß die nassauischen Wachtposten durch preußische abgelöst wurden.

Durch Napoleons Vertreibung über den Rhein war das Schicksal der noch von ihm besetzten Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe entschieden. Gleich nach der Leipziger Schlacht war Dresden von 45,000 Alliirten unter Klenau umringt worden und St. Cyr sah sich durch Mangel an Lebensmittel gezwungen, am 12. Nov. zu capituliren. Klenau bewilligte ihm freien Abzug, Schwarzenberg aber verweigerte seine Zustimmung und die schon ausmarschirte französische Armee, noch über 35,000 Mann stark, der man die Rückkehr nach Dresden freistellte, zog es vor, sich kriegsgefangen zu ergeben. Unter St. Cyr befehligten die hier mitgefangenen Graf Lobau, Claparede, Dumas, Duresnel, Gerard &c. In Torgau commandirte General Narbonne, Napoleons früherer Gesandter in Wien, nach Norvins unverdächtiger Angabe, 27,000 zurückgebliebene Franzosen, von denen aber im Laufe des Jahres so viele am Lazarethfieber (Typhus), dem auch er selber erlag, dahinstarben, daß bei der Capitulation am 27. Dez. sich nur noch 5000 Gesunde und 4000 Kranke an den General Tauentzien ergaben. An der Oder fiel Stettin unter General Grandeau mit 8000 Mann am 21. Nov. Zamosk im südlichen Polen mit 4000 Mann am 22., Modlin an der Weichsel mit 3000 Mann am 25. In Danzig wehrte sich der tapfere General Rapp gegen die Belagerungstruppen, gegen die Ueberschwemmungen der Weichsel und gegen den Typhus mit unerschütterlichem Muth, machte große Ausfälle und lieferte zahlreiche Gefechte, bis Mangel an Lebensmitteln ihn zwangen, am 27. Dez. bei dem das Belagerungsheer commandirenden Herzog Alexander von Württemberg einen Waffenstillstand nachzusuchen, dem schon am Neujahrstage die Capitulation folgte. Die Krankheiten hatten dergestalt in der Stadt gewüthet, daß von den darin seit dem russischen Winter eingeschlossenen Franzosen kaum noch die Hälfte, 15—16000 Mann und von den früheren 60,000 Einwohnern nur noch 13,000 übrig waren. — Doch behaupteten sich die französischen Besatzungen am Schlusse des Jahres immer noch in Hamburg, Wesel, Magdeburg, Erfurt, Würzburg, Wittenberg, Küstrin und Glogau.

Während Schwarzenberg und Blücher sich dem Rheine zuwandten, nahm die Nordarmee in Verbindung mit Bennigsens Heer ihre Richtung nach Norden. Der Kronprinz von Schweden wollte Dänemark bekriegen und Norwegen erobern, das man ihm als Ersatz für Finnland zugesagt hatte. Unterwegs wurde Jerome zum letztenmal aus Kassel vertrieben, am 26. Oct. Bei Göttingen trennten sich Bülow und Winzingerode von Bernadotte, um in die Niederlande zu ziehen und Davoust in Hamburg von Frankreich abzuschneiden. Davoust, der bisher an der Stecknitz Wallmoden gegenüber gestanden, zog sich nach Hamburg zurück; die bisher mit ihm vereinigten 15,000 Dänen unter dem Prinzen Friedrich von Hessen zogen sich gegen die Eider, lieferten aber der Nordarmee zwei glückliche Gefechte und bewiesen eine zähe Tapferkeit Am 7. Dezember schlugen sie bei Bornhöved die schwedische Reiterei unter Skiöldebrand, am 10. bei Sehstädt Wallmoden zurück. Allein der König von Dänemark wollte es nicht aufs äußerste ankommen lassen und schloß schon am 16. einen Waffenstillstand, dem am 15. Januar 1814 der Kieler Frieden mit der förmlichen Abtretung Norwegens nachfolgte.

Als Bülow über Münster nach Holland rückte, war dieses Land von Franzosen nur schwach besetzt und eine von Hogendorp längst vorbereitete Verschwörung holländischer Patrioten brach schon am 15. Nov. in Amsterdam aus. Die wenigen französischen Behörden, Truppen, Douaniers 2c. wurden entwaffnet und gefangen. Schon am 21. bildete sich eine provisorische Regierung unter dem tausendstimmigen Ruf: Orange boven, dem berühmten alten Feldgeschrei der Oranier. Am 24. kamen die ersten Kosacken von Winzingerodes Corps nach Amsterdam und am 2. Dez. Prinz Wilhelm von Oranien, Sohn des 1806 verstorbenen letzten Erbstatthalters Wilhelm V., den das Volk ohne Zaudern als seinen rechtmäßigen Fürsten begrüßte. Ueberall in Holland herrschte dieselbe Stimmung und wurden die Franzosen verjagt, außer in den festen Städten, die sie noch besetzt hatten. Marschall Macdonald sollte mit nur 22,000 Mann den ganzen Niederrhein, General Molitor mit 14,000

Mann die Küsten decken in einer Zerstreuung, die sie nöthigte, sich auf die festen Punkte zu beschränken. Bülow nahm einige derselben binnen wenigen Tagen mit Sturm, so Doesburg, Zütphen, mit mehr Mühe Arnheim am 30. Nov. Benkendorf mit den Russen nahm Breda am 12. Dez., Gertruidenburg am 13.*). Graham mit 8000 Engländern, die im Frühjahr vor Hamburg nöthiger gewesen wären, landete jetzt in Seeland und nahm die kleinen Festungen daselbst ein, Briel, Zirksee ꝛc.

Auch in Italien drangen die Alliirten siegreich vor. Als im August Hiller mit 50,000 Oesterreichern in die illyrischen Provinzen einfiel, brach daselbst ein längst vorbereiteter allgemeiner Volksaufstand aus und Vicekönig Eugen, der seine 45,000 Mann bis Villach vorgeschoben hatte, zog sich unter häufigen Gefechten vom 28. Aug. bis zum 6. Sept. nach Italien zurück. Im October wurde er hinter die Piave zurückgedrängt und am 31. bei Bassano geschlagen. Durch einen Sieg bei Caldiero am 15. Nov. behauptete er sich wieder. Inzwischen übernahm Bellegarde an Hillers Stelle den Oberbefehl über die Oesterreicher, trieb im Dezember Eugen über die Etsch zurück und besetzte Ravenna, während die Franzosen immer noch die Lombardei behaupteten.

---

*) An demselben 13. fiel auch das Fort St. André den Preußen in die Hände. Major Zeglnitzki war mit nur 40 Mann detachirt, als er von drei holländischen Bauern hörte, die französische Besatzung jenes Fortes sey auf eine Unternehmung ausgezogen. Sogleich überrumpelte er den schwachen Rest der Besatzung und behauptete nun das Fort gegen vier zurückkehrende französische Bataillone. Obgleich er gar keine Artilleristen bei sich hatte, wurde doch durch den ersten und letzten Schuß, den sein Lieutenant Schmidt aus einer Kanone des Forts abfeuerte, ein feindliches Geschütz demontirt, was die Franzosen so in Respect setzte, daß sie abzogen.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Napoleons Sturz.

Während Napoleon noch in Deutschland Krieg führte, herrschte in Frankreich tiefe Stille und bange Erwartung. Die ersten Siegesnachrichten befriedigten. Als aber im August Oesterreich sich den Feinden Napoleons anschloß, erhielt die Kaiserin Regentin Marie Louise die Weisung, sich als Oesterreicherin dem üblen Eindruck, den diese Nachricht auf die Stadt Paris machen mußte, zu entziehen und in die nördlichen Provinzen des Reichs zu reisen, unter dem Vorwand, die Eröffnung des Hafens von Cherbourg einzuweihen. Das große Bassin dieses Hafens war 50 Fuß tief in Granit gehauen worden. Die Kaiserin schritt feierlich hindurch und ihre Tritte waren die letzten, die den Grund berührten; unmittelbar darauf wurde das Meer hereingelassen. Als sie im Herbst nach Paris zurückkehrte, hielt sie am 7. October im Senat eine Rede voll kriegerischen Muthes. „Die Feinde wollen den Krieg in unser schönes Vaterland spielen. Ich weiß besser als jemand, was unser Volk zu fürchten hätte, wenn es sich besiegen ließe. Ehe ich den Thron bestieg, hatte ich schon längst die größte Meinung von der Tapferkeit

der Franzosen. Diese Meinung ist durch das, was ich seitdem erlebt, täglich gewachsen. Seit vier Jahren mit den geheimsten Gedanken meines Gemahls vertraut, weiß ich, welche Gefühle ihn auf einem beschimpften Thron und unter einer ruhmlosen Krone peinigen würden. Franzosen, euer Kaiser, das Vaterland und die Ehre rufen euch!" Hierauf schlug sie eine neue große Truppenaushebung vor, 120,000 Mann sollten von der Conscription von 1814, weitere 160,000 von der des Jahres 1815 im voraus unter die Waffen gerufen werden. Aber die Erschöpfung und Abneigung vor dem Kriege waren schon so groß, daß die wirkliche Aushebung weit hinter diesem Maaße zurückblieb, und die ganze Demonstration hatte für Napoleon nur die traurige Folge, daß die Friedensanträge, die ihm am Ende des Monats durch St. Aignan überbracht wurden, neuem Mißtrauen Platz machten. Nur wenn er augenblicklich alle Rüstungen wieder abbestellt hätte, würde die Friedenspartei im Hauptquartier der alliirten Monarchen gesiegt und ihm den Frieden gewährt haben.

Nachdem er selbst am 9. November nach Paris zurückgekehrt war, bestätigte er nicht nur alles, was Marie Louise gethan hatte, sondern ließ am 15. die Conscription sogar noch auf weitere 300,000 Mann ausdehnen, die aus den bisher von der Conscription verschonten jungen Männern der letzten Jahrgänge nachgenommen werden sollten, und sprach zum Senat von der Energie, die allein Frankreich retten könne. Das entsprach den Absichten derer nicht, die ihm Frieden geboten hatten. Am 1. Dezember erklärten daher die alliirten Mächte von Frankfurt aus: „Die französische Regierung hat eine neue Aushebung von 300,000 Conscribirten beschlossen. Die Beweggründe dieses Senatusconsults sind eine Aufforderung an die verbündeten Mächte, noch einmal im Angesicht der Welt ihre Grundsätze darzulegen. Nicht gegen Frankreich, nur gegen jene laut verkündete Uebermacht, welche Kaiser Napoleon zum Unglück für Europa und für Frankreich selbst nur allzulange außerhalb der Grenzen Frankreichs ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. Sie wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sey,

weil es in diesem Zustande eine Hauptstütze des europäischen Staatsgebäudes ist. Sie verbürgen dem französischen Reich eine Ausdehnung, wie es dieselbe nie unter seinen Königen hatte; aber sie wollen selbst frei, glücklich und ruhig leben, daher den Frieden durch eine weise Vertheilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht der Völker sichern."

Dieser russisch-österreichischen Ansicht stimmte England nur in so weit bei, als es jedenfalls die Niederlande dem französischen Joch entziehen wollte. Preußen allein wünschte eine größere Demüthigung und Schwächung Frankreichs. Sein Heer wollte den Sieg nicht umsonst mit so ungeheuren Opfern erkämpft haben, und Blücher konnte seinen Zorn kaum mäßigen, als man ihm Halt gebot und alle seine Mahnungen, man müsse sogleich in Frankreich einrücken und Paris im Sturm einnehmen, ehe Napoleon neue Kräfte sammeln könne, erfolglos blieben. Das hielt auch Clausewitz aus rein militärischen Gründen für das Gerathenste. Alle deutschen Patrioten waren seiner Ansicht und träumten damals nicht nur von der Zurückgabe der Niederlande und der rheinischen Kurfürstenthümer, sondern auch Lothringens und des Elsaßes, überhaupt von einer Wiederherstellung des ganzen alten deutschen Reichs. Nur eine völlige Wiedergeburt der Größe und Macht deutscher Nation schien ihnen so großer Anstrengungen würdig und überdies ganz einfach und leicht ausführbar. Aber diese Partei hatte keine Vertreter im Hauptquartier der Alliirten. Wenn auch Wilhelm von Humboldt zuweilen in ihrem Sinne sprach und aufrichtig überzeugt war, Preußen bedürfe der patriotischen Begeisterung als eines Mittels zur Erhöhung und Befestigung seiner Hegemonie in Norddeutschland, so gab sich doch Hardenberg, dessen Stimme beim König ungleich mehr galt, denselben Besorgnissen hin, wie Metternich, und glaubte in der nationalen Erhebung der Deutschen die Keime zu einer künftigen Revolution lieber unterdrücken zu sollen.

Als indessen die Alliirten im Beginn des Jahres 1814 auf das linke Rheinufer übergingen und der Kampf in Frankreich sich verlängerte und einigemal eine gefährliche Wendung für die alliirten

Waffen nahm, ließ man dem deutschen Patriotismus in den Rheinlanden recht gerne wenigstens provisorisch seinen Lauf. Sobald Coblenz von den Preußen besetzt war, gründete daselbst Joseph Görres den „rheinischen Merkur“ als Organ der Partei, die eine umfassende politische, kirchliche und sociale Wiedergeburt Deutschlands erwartete, und sprach mit so prophetischer Feuerzunge, daß er eine unermeßliche Popularität errang und Napoleon selbst ihn „die fünfte Großmacht“ nannte. Er trug nicht wenig dazu bei, dem Minister Stein die Verwaltung der eroberten Rheinprovinzen im Namen der Alliirten zu erleichtern und die Rheinfranken als Kerndeutsche gegen Napoleon in die Waffen zu rufen. Dabei gewann er dem preußischen Patriotismus die Sympathien des katholischen Volkes, was die preußische Regierung um so mehr zu beachten hatte, als sie hier zu Cleve und Berg neue Erwerbungen zu machen hoffen durfte.

Napoleon würde es für lächerlich gefunden haben, der Friedenspartei in Frankfurt zu trauen. Er hielt ihre Versicherungen nur für Täuschungen, wodurch er entwaffnet werden sollte. In einer Rede an den gesetzgebenden Körper am 19. Dezember sprach er von den Anträgen St. Aignans, fügte aber ausdrücklich hinzu: „Nationen unterhandeln nur dann mit Sicherheit, wenn sie ihre ganze Macht entfalten.“ Der gesetzgebende Körper wählte eine Commission zur Berichterstattung über die Eröffnungen des Kaisers, und zwei Redner dieser Commission wagten am 28. zum erstenmal, den Schleier der Lüge zu zerreißen, den Napoleon über den Abgrund von Unglück gezogen hatte, in dem Frankreich unterzugehen drohte. Lainé, der zuerst sprach, brachte ungeschickterweise die Desiderien der constitutionellen Partei vor, durch deren Erledigung keinesfalls das Vaterland hätte gerettet werden können; Raynouard, der ihm nachfolgte, sagte die allein praktische Wahrheit, „der Feind habe sehr annehmliche Bedingungen gestellt, die nicht anzunehmen unklug seyn würde. Frankreich sey unter seinen Königen groß und glücklich gewesen, es brauche nicht mehr, als die Grenzen, die es damals besessen, und die Alliirten seyen noch dazu so großmüthig, ihm mehr

anzubieten. Könne man vernünftigerweise mehr verlangen? Sey es nicht Wahnsinn, jetzt noch fortkämpfen zu wollen? Seit Jahren werde die französische Jugend wie Korn auf dem Felde in Schwaden hingemäht. Der Krieg verschlinge alles und sey noch dazu zwecklos und unnütz. Es sey endlich Zeit, die Völker wieder zu Athem kommen zu lassen." Der Druck dieser Rede wurde mit 223 gegen 31 Stimmen beschlossen. Napoleon aber ließ sich nicht irre machen, sondern beschied den gesetzgebenden Körper in folgender Weise: „Ich habe euch versammelt, nicht als ob es mir an Muth fehlte, aber um ihn durch den eurigen zu erhöhen. Statt des Guten, was ich von euch erwartete, habt ihr geschadet. Ihr wollt den Kaiser von der Nation trennen. Aber ich allein bin der wahre Vertreter des Volks. Der Thron ist ein Stück Holz mit Sammet überzogen. Es kommt darauf an, wer ihn inne hat. Mich hat das Volk erwählt und ich allein bin im Stande, Frankreich zu retten. Nicht ihr, die ihr nur Zwiespalt anfacht in Gegenwart des Feindes. Der Augenblick, in welchem der Feind ins Reich einfällt und vor unsern Festungen steht, ist nicht geeignet zu Verfassungsreformen. Eure Adresse ist meiner und des gesetzgebenden Körpers unwerth. Geht heim! Selbst wenn ich Unrecht hätte, steht es euch nicht zu, mir Vorwürfe zu machen. Frankreich braucht meiner mehr, als ich Frankreichs."

Nachdem die alliirten Mächte einmal entschlossen waren, in Frankreich einzurücken, wurde ein sehr combinirter Kriegsplan entworfen. Vergebens empfahl Blücher ein rasches Vordringen auf Paris, wozu man stark genug war. Schwarzenberg zog eine langsame, systematische Ueberziehung Frankreichs von verschiedenen Seiten her und in getrennten kleinen Massen vor, gerade das, was Napoleon am meisten wünschen mußte, weil es ihm Gelegenheit gab, mit verhältnißmäßiger Uebermacht sich auf jene getrennten Massen zu werfen und sie im Einzelnen aufzureiben. Bülow sollte von Norden her durch Belgien, Blücher vom Mittelrhein her, die Hauptarmee unter Schwarzenberg selbst aber durch die Schweiz von Lyon her gegen Paris vorrücken. Diese letztere Bewegung nach dem Süden

Frankreichs hin sollte zugleich die Schweiz überwachen, Italien im Rücken bedrohen und eine Verbindung mit Wellington eröffnen, der um diese Zeit aus Spanien hervorbrach.

Wir haben im 19. Buch Wellington am Schlusse des Jahres 1812 in seinen Winterquartieren in Portugal verlassen. Hier war er bemüht, eine hinlängliche Streitkraft zu organisiren, um die bereits erschütterte Macht Napoleons in Spanien vollends zu brechen. Im Frühling machte Murray mit einem kleinen aus Engländern und Sicilianern zusammengesetzten Heere eine Landung im Osten und beunruhigte den immer noch Valencia festhaltenden Marschall Suchet, der am 13. April bei Castalla auch eine kleine Niederlage erlitt. Der Guerillakampf in Catalonien dauerte fort und in Aragonien zeigte sich Mina sehr thätig. Noch war Wellington selbst nicht hervorgebrochen, als König Joseph schon am 17. März Madrid und zwar diesmal für immer verließ und seine Residenz einstweilen in Vittoria aufschlug, von wo er nicht weit zur Grenze hatte, wenn er besiegt werden sollte. Der alte Marschall Jourdan sammelte hier alle französischen Truppen, die nicht unter Suchet standen, und erwartete den Angriff Wellingtons, der erst am 21. Juni erfolgte. In der großen Schlacht bei Vittoria siegte der englische Feldherr vollständiger, als je, indem die Franzosen 8000 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene, 151 Kanonen und alle aus Madrid mitgenommenen Schätze, unermeßliche Beute aus ganz Spanien verloren und eiligst in die Pyrenäen flüchteten. Dadurch wurde nun auch Suchet gezwungen, Valencia endlich zu räumen, 5. Juli. Inzwischen hielt Wellington sich mit der Belagerung von Pampeluna und San Sebastian, Murray mit der von Tarragona auf, so daß Soult, den Napoleon eilig aus Sachsen hergeschickt hatte, Zeit gewann, die geschlagenen Truppen wieder zu ordnen und am südlichen Fuß der Pyrenäen geschickte Stellungen zu nehmen. In diesen schlug er sich im August mit Wellington herum, ohne Entscheidung. Man nannte diese sehr combinirten Manövres und Gefechte die Schlacht bei den Pyrenäen. Am 31. August gelang es jedoch den Engländern San Sebastian zu erobern, wo sie wieder aufs unmensch-

lichste plünderten. Am 31. October fiel auch Pampeluna, und nun überschritt Wellington die französische Grenze. Soult, obgleich noch 60,000 Mann stark, konnte ihm in der Gegend von Bayonne nur noch ein Paar ungenügende Vertheidigungsgefechte liefern, am 10. Nov. und 10. Dez. An letzterem Tage gingen drei deutsche Bataillone, Frankfurter und Nassauer, zu den Engländern über, so daß Soult es für räthlicher hielt, noch 2400 andere Deutsche in seiner Armee lieber zu entwaffnen, ehe auch sie ihn verließen. Doch erst nach einem dritten Kampf bei Orthez am 27. Febr. 1814 gab Soult Bayonne auf und ließ den Engländern den Weg nach Bordeaux offen.

Napoleon erkannte schon nach seiner Rückkehr aus Deutschland, daß er Spanien aufgeben müsse. Um nun die lästigen Engländer zu vertreiben, bediente er sich des noch immer in Valencay gefangenen Ferdinand VII. Schon am 17. Nov. ließ er demselben Anträge machen und am 8. Dez. unterzeichneten sie einen Vertrag, kraft dessen Ferdinand, von Napoleon anerkannt, wieder den spanischen Thron besteigen, aber auch alle französischen Gefangenen ausliefern und den französischen Besatzungen in Spanien freien Abzug erwirken sollte. Das vermochte nun Ferdinand nicht, weil Wellington, ohne sich um ihn zu bekümmern, die Feindseligkeiten im Namen Englands und der Cortes fortsetzte. Deshalb blieb Ferdinand noch als Geißel zurück und konnte erst im März, als Napoleon vollends alles aufopferte, abreisen, mußte aber auch dann noch den Weg durch Suchets Armee hindurch einschlagen, ohne Wellington zu sehen. — Auch den Papst entließ Napoleon jetzt unbedingt seiner bisherigen Haft und ließ ihm Geleit nach Rom geben, im Januar. Aber der Krieg verzögerte die Reise, so daß der h. Vater erst am 23. März bei Piacenza von den französischen Truppen an die österreichischen übergeben werden konnte, um von da an gesichert nach Rom zu kommen.

Trotz der geharnischten Erklärung der Alliirten vom 1. Dezember bewilligte die Friedenspartei unter ihnen doch noch einen Ausgleichungsversuch und erlaubte den Zusammentritt von alliirten

Bevollmächtigten mit Coulaincourt zu Chatillon, um ein Verständniß selbst dann noch zu erzielen, wenn schon wieder gekämpft würde. Es nahm damit aber keinen besseren Verlauf, als mit dem Congreß zu Prag, denn Napoleon ließ bei jedem kleinen Vortheil, den er im Felde errang, auch zu Chatillon wieder höhere Saiten aufziehen und machte übertriebene Forderungen, bis es zu spät war.

Die alliirte Hauptarmee unter Schwarzenberg, die auch jetzt immer noch die böhmische genannt wurde, verstärkt durch die Contingente von Bayern, Württemberg rc., ging am 20. und 21. Dez., ungefähr 230,000 Mann stark, bei Schaffhausen, Laufenburg und Basel über den Rhein und zog durch die Schweiz ins Burgund gegen Lyon. Die Schweizer Eidgenossenschaft versuchte in einer schwachen Protestation und sogar durch Aufstellung von Milizen unter General Bachmann ihre Neutralität zu behaupten, wurde aber bedeutet, daß sie bisher zu sehr von Napoleon abhängig gewesen sey, um auf Selbständigkeit Anspruch machen zu können.*) Inzwischen verhieß man ihr alles Wohlwollen und bei der künftigen Wiederherstellung der europäischen Ordnung jede mögliche Rücksicht. Sie fügte sich nun und Bachmann schickte seine Leute wieder heim. Natürlicherweise suchte nunmehr die im Jahr 1798 gestürzte Aristokratie unter dem Schutz der alliirten Mächte ihre alten Vorrechte und namentlich auch den alten Besitzstand des Cantons Bern herzustellen, aber durch Laharpe war Kaiser Alexander für das Waadtland und die neuen liberalen Cantone gewonnen. Man empfahl Ruhe zu halten, bis nach dem Frieden die Angelegenheiten der Schweiz, gleich denen des übrigen Europa, förmlich geregelt werden könnten.

Napoleon hatte der böhmischen Armee nur die unbedeutendsten Streitkräfte entgegenzustellen. Er brachte überhaupt nur 150,000

*) Napoleon soll im Sinne gehabt haben, Berthier, der schon Fürst von Neufchatel war, zum lebenslänglichen Landammann der Schweiz zu machen.

Mann zusammen, mit denen er nach den verschiedenen Seiten hin, auf denen er angegriffen wurde, sich gegen große Uebermacht vertheidigen sollte. Von den Conscribirten blieben die meisten aus, von den alten Soldaten starben im Lauf des Winters in Mainz allein 15,000, in Metz allein 40,000 am Typhus. Nur die Festungen in Frankreich waren in gutem Stande, konnten aber so wenig wie in Polen und Deutschland das Vorrücken des weit überlegenen Feindes hindern. Mit seiner Hauptmacht wollte Napoleon auf das kleinere, vom Mittelrhein her gerade gegen Paris vorrückende Heer Blüchers fallen, ließ also gegen Schwarzenbergs viel größeres Heer nur wenige Truppen stehen, Victor in den Vogesen mit 14,000 Mann, die sich alsbald zurückzogen, und Augereau mit erst 2000 Mann in Lyon, der noch weniger vermochte. Die Alliirten drangen daher über Genf bis Lyon vor und begannen zugleich die Festungen Hüningen und Befort zu belagern. Der Kronprinz von Württemberg eröffnete den Alliirten die Vogesen durch ein glückliches Gefecht mit Victors Truppen bei Epinal am 11. Januar 1814. Aber Schwarzenberg machte von seiner Uebermacht keinen Gebrauch, indem er nicht nur sehr langsam vorrückte, sondern auch seine Corps dergestalt theilte und in weitem Bogen auseinanderlegte, daß Napoleon sie leicht hätte einzeln überfallen können, wenn er sein Augenmerk nicht vielmehr auf Blücher gerichtet hätte. Erst an der Marne fand Schwarzenberg etwa 12,000 Franzosen unter Mortier, der sich nach mehreren kleinen Gefechten bei Chaumont am 18. und Bar sur Aube am 24. zurückzog, um sich mit Victor und mit den unterdeß vor Blücher weichenden Marschällen Marmont, der mit 20,000 Mann den Mittelrhein hatte vertheidigen sollen, und Ney, der mit 10,000 Mann in Lothringen eine Reserve gebildet hatte, zu vereinigen.

Blücher ließ die schlesische Armee, die nur 65,000 Mann zählte, in der Mitternachtstunde der Neujahrsnacht 1814 an drei Puncten über den Rhein gehen, bei Mannheim, Caub und Coblenz. Es geschah in der freudigsten Stimmung, unter Musik und ununterbrochenem Jauchzen der Soldaten und der Uferbewohner. Die

kleine Armee hatte übrigens die schwerste Aufgabe, indem sie auf dem kürzesten Wege gegen Paris vordrang und nicht nur viele Festungen vor sich hatte, sondern wahrscheinlich auch den ersten Stoß von Napoleons Hauptmacht aushalten sollte. Aber die Armee wie ihr Führer waren ohne Furcht. Ein Geist hoher Ehre waltete unter diesen Tapfern, die sich für auserwählt sahen, durch ihre muthige Aufopferung die Entscheidung herbeizuführen, welche Schwarzenbergs Zaudern hinausschob. Nur zum Kampf ausziehend, vermied und verbot man jede Plünderung. In dem Schloß eines französischen Generals, der in Berlin viel geraubt hatte, bezahlte York die Rechnung für sein Nachtquartier doppelt. Marmont war zu schwach, den Feind aufzuhalten, und zog sich zurück. Blücher aber wollte sich seinerseits durch die Belagerung der auf seinem Wege liegenden Festungen Metz, Thionville, Luxemburg nicht aufhalten lassen und entschloß sich, durch eine Bewegung nach links um Metz herum seine Vereinigung mit der großen Armee Schwarzenbergs zu suchen, ehe Napoleon Marmont und Ney zu Hülfe käme und vielleicht mit Uebermacht ihn angriffe.

Napoleon ernannte seine Gemahlin abermals zur Regentin und umarmte sie am 24. Jan. zum letztenmal, um zur Armee abzugehen. Schon am 25. war er in Chalons an der Marne, wohin er die Garden vorausgeschickt hatte und wo sich die fünf Marschälle mit ihren sämmtlichen vor Schwarzenberg und Blücher zurückgewichenen Corps concentrirt hatten, zusammen jedoch nicht stärker als 70,000 Mann. Schwarzenberg war damals noch nicht mit Blücher vereinigt; Blücher selbst, der gegen Brienne vorrückte, von York, der noch bei Metz war, getrennt. Napoleon griff daher am 27. bei St. Dizier die Vorposten Blüchers unter dem russischen General Landskoi an und warf sie zurück. Am 29. erfolgte sein Angriff auf Blücher selbst bei Brienne; die Franzosen hatten die Uebermacht (denn Blücher war in seiner Trennung von York nur 27,000 Mann stark) und blieben im Vortheil, bis noch am Abend die russische Reiterei den linken Flügel Napoleons zurückschlug. Beim Beginn der Nacht aber, als Blücher und Gneisenau auf das hoch-

gelegene Schloß von Brienne hinauf ritten, um noch einmal in der Dämmerung die Stellung des Feindes zu übersehen, fanden sie sich plötzlich von Feinden umringt und entkamen mit genauer Noth. Doch warf man die Franzosen nach blutigem Kampf wieder hinaus. Auch Napoleon wäre an diesem Tage beinahe in die Hände der russischen Reiter gefallen. Am folgenden Tage zog sich Blücher freiwillig etwas zurück und bestand York, der eilends nachgerückt war, bei St. Dizier ein Vorpostengefecht. Napoleon aber blieb zwei Tage lang unentschlossen in Brienne. Blücher mahnte dringend, alle nahestehenden Corps der böhmischen Armee sollten sich mit ihm vereinigen, Napoleon einschließen und vernichten. Aber Schwarzenberg schickte ihm nur den Kronprinzen von Württemberg, Wrede und Gyulai mit etwa 50,000 Mann. Das genügte Blücher, um rasch, ohne Yorks Ankunft abzuwarten, über Napoleon herzufallen, am 1. Februar bei la Rothière unfern von Brienne. Die Franzosen vertheidigten sich äußerst hartnäckig in den Dörfern, mußten aber endlich weichen und wurden am 2. durch die Bayern und Württemberger verfolgt, wobei es abermals zu Gefechten kam. Am 3. bestand auch York ein siegreiches Gefecht mit Macdonald (wobei preußische Husaren die schweren Kürassiere Napoleons und preußische Landwehrreiterei die berühmten polnischen Lanziers niederwarfen) und erzwang am 5. die Uebergabe von Chalons.

Die Monarchen und Fürst Schwarzenberg fanden sich nach diesen Siegen im Schlosse von Brienne mit Blücher zusammen und verabredeten die weiteren Operationen. Wegen der Schwierigkeit, große Massen auf einem engen Raum beisammen zu halten, wurde abermals eine Theilung der böhmischen und schlesischen Armee beschlossen, beide sollten jedoch concentrisch an beiden Ufern der Marne gegen Paris vorgehen. Napoleon gab damals seinem Unterhändler in Chatillon Befehl, sehr nachgiebig zu seyn, änderte aber seinen Entschluß, als er die Trennung Blüchers von Schwarzenberg erfuhr und die Möglichkeit erkannte, mit verhältnißmäßiger Uebermacht vernichtend über Blücher herfallen zu können. Indem Schwarzenberg Napoleons Stellung bei Troyes umging, entfernte er sich noch weiter von

Blücher und gab diesen gänzlich Preis. Aber auch der alte Blücher selbst war damals wie verblendet und ließ sein Heer in vier getrennten Colonnen marschiren. Die erste, 3700 Russen unter Olsufiew wurde am 10. Februar von Napoleon bei Chambaubert überfallen und größtentheils getödtet oder gefangen. Der russische General selbst fiel dem Feind in die Hände, nur 1700 Mann entkamen. Die zweite Colonne 14,000 Russen unter Sacken, wurde am 11. eben so plötzlich bei Montmirail überfallen und zwar am Nachmittage noch von 5000 Preußen vom York'schen Corps unterstützt, aber durch Napoleons Uebermacht mit einem Verlust von 3—4000 Mann geworfen. Am 12. kam York selbst mit seinem noch kaum mehr als 10,000 Mann betragenden Corps, mit dem sich Sacken jetzt vereinigt zurückzog, in große Noth bei Chateau-Thierry und verdankte die Rettung nur dem unübertrefflichen Muth seiner Preußen, besonders dem Fußvolk unter Horn, nachdem die Reiterei schweren Verlust erlitten *). York und Sacken verloren an diesem Tage wieder 3000 Mann. Unterdeß bildete sich Blücher ein, Napoleon habe sich gegen Schwarzenberg gewendet, blieb ohne Nachricht von York, hielt die heranrückenden Franzosen nur für ein schwaches Corps und ließ sich mit den 15,000 Mann, die er bei sich hatte, am 13. bei Etoges von Napoleon angreifen. Auch blieb er um so mehr in seinem Irrthum, als Napoleon an diesem Tage zauderte, unentschlossen, ob er sich nicht lieber sogleich auf Schwarzenberg stürzen sollte. Erst am 14., als Napoleon bei

---

*) Die lithauischen Dragoner (Preußen), die bisher noch in jeder Schlacht unbesiegt geblieben waren, erschöpften ihren kriegerischen Muth hier eben so vergebens, wie die andern Regimenter. Ihr Oberstlieutenant Graf Platen erhielt einen schweren Hieb ins Gesicht und wurde gefangen, schlug sich aber durch, schwamm über die Marne, kam bei Nacht in Yorks Lager zurück und sollte auf dessen Wunsch seinen einzigen Wagen besteigen, um sich verpflegen zu lassen, erblickte aber im Wagen seinen persönlichen Feind, einen gleichfalls verwundeten Obersten, spuckte aus und ging lieber zu Fuß weiter. Yorks Leben von Droysen III. 305. In diesem Buch wird der Geist der Armee in zahllosen Einzelnheiten dargelegt.

Vauchamp mit großer Uebermacht den Angriff erneuerte, erkannte Blücher die entsetzliche Gefahr, in der er schwebte. Aber auch ihn rettete die seltene Hingebung seiner Preußen vom Ziethen'schen und Kleist'schen Corps. Trotz ungeheurer Verluste und umdrängt vom siegestrunkenen Feinde, zogen sie sich beständig fechtend und, wenn sie einen Augenblick Ruhe gewannen, sogar unter Musik und Gesang zurück. Ganze Bataillone verschwanden, aber die übrigen kämpften unermüdet fort. „Wenn ich heute nicht umkomme," sagte Blücher zu Gneisenau, „so ist mir ein langes Leben beschieden; ich hoffe, in der Zukunft alles wieder gut zu machen." Die Preußen verloren an diesem Tage 4000, die Russen 2000 Mann. Die Zerrüttung der schlesischen Armee war so groß, daß Blücher erst am 16. Yorks Schicksal erfahren konnte.

Diese furchtbaren Schläge benutzte Napoleon sogleich, um in Chatillon wieder höhere Forderungen zu stellen und im Rücken der alliirten Armee das Volk zu insurgiren. In der That wurde das vorher passive und betäubte Volk durch das neue Glück Napoleons zu kühnem Trotz erweckt und griff enthusiastisch zu den Waffen. Dazu kam, daß die dringendste Noth dem schonenden System der schlesischen Armee und ihrer strengen Disciplin ein Ende gemacht hatte. Die geschlagenen Truppen hatten nach so langen Winterstrapazen zerrissene Kleider und Schuhe oder gingen barfuß und die Zufuhren fehlten. Um nicht Hungers zu sterben, mußten sie in den Dörfern nehmen, was sie fanden. Die Bauern flohen nun und schaarten sich in der Nachbarschaft zusammen. Napoleon setzte aber seine größte Hoffnung in einen Hauptschlag, den er den zerstreuten Heertheilen Schwarzenbergs ebenso beibringen wollte, wie denen Blüchers. Er hatte, während er über den letztern herfiel, gegen den erstern nur die Marschälle Victor und Oudinot stehen lassen, die sich zurückzogen, indem der Kronprinz von Württemberg, Wrede und Wittgenstein vordrangen. Der Kronprinz erstürmte Sens am 11., Wrede und Wittgenstein siegten in einem Gefecht bei Nogent am 12. Nun kam aber Napoleon selbst, von der geschlagenen schlesischen Armee sich abwendend, am 17. auf den Platz und griff den Kronprinzen

bei Montereau an, der die Seinebrücke hier so hartnäckig vertheidigte, daß er zwei Regimenter einbüßte, aber auch den Feind einen ganzen Tag lang, am 18., aufhielt *) und den Rückzug deckte, den Schwarzenberg auf Troyes nahm, indem er dem Stoß Napoleons auswich.

Als aber Napoleon gegen Troyes vorrückte, zog Schwarzenberg noch weiter zurück, ertheilte auch Blücher den Befehl, zurückzugehen, und trug Napoleon einen Waffenstillstand an, über den im Dorf Lusigny unterhandelt wurde. Die Friedenspartei im Hauptquartier der alliirten Monarchen war damals mehr als je zum Entgegenkommen geneigt, zumal, da man erfuhr, Augereau sey durch zwei Divisionen aus Catalonien verstärkt in die Offensive übergegangen und bedrohe die Schweiz und Savoyen. Aber Napoleon ließ sich schon wieder durch sein Glück verblenden. Sein Einzug in Troyes am 24. war ein Triumphzug, das Volk überbot sich in Freudenbezeugungen. Einen Herrn von Gouault, der hier gewagt hatte, die weiße Kokarde der Bourbons aufzustecken, ließ er zum abschreckenden Beispiel erschießen. Anstatt so schnell als möglich mit den Alliirten Frieden zu schließen, nur um sie los zu werden, schraubte er seine Bedingungen wieder zu hoch. „Ich bin jetzt Mainz wieder näher, als Paris," schrieb er an Coulaincourt, „also unterzeichnen Sie nichts." So ging der letzte glückliche Augenblick für ihn ungenützt vorüber.

Blücher, obgleich am schwersten getroffen und am meisten geschwächt, blieb doch der muthigste, wollte sich dem befohlenen Rückzug nicht fügen und rieth dringend, die Offensive nicht aufzugeben. Sein König stimmte ihm bei. Eben war auch die Nachricht von der Einnahme Danzigs und von der Neigung der Russen eingetroffen, diesen Platz, der Preußen gebührte, zu behalten. Daher große Spannung zwischen den Beherrschern von Preußen und Rußland. Aber man stand in Feindes Land und war geschlagen, die

*) Napoleon war darüber so erbost, daß er selbst eine Kanone auf den Kronprinzen richtete, aber fehlte.

Noth drängte. In der Wohnung des Königs von Preußen zu Bar sur Aube wurde am 25. großer Kriegsrath gehalten und die Monarchen gestatteten, daß, während Schwarzenberg seinen Rückzug fortsetze, Blücher sich mit der Nordarmee unter Bülow verstärken und ferner offensiv verfahren dürfe. Als man aber in den nächsten Tagen hörte, Napoleon wende sich wieder gegen Blücher und habe nur wenige Truppen unter Oudinot und Macdonald gegen Schwarzenberg stehen lassen, gelang es dem König von Preußen, auch den letztern von seinem weitern Rückzug abzuhalten und jene Marschälle anzugreifen, die auch am 27. und 28. bei Bar sur Aube zurückgeschlagen wurden. Hierauf erfolgte am 1. März eine Wiederaussöhnung der Monarchen in dem zu Chaumont unterzeichneten neuen Vertrage, durch den sie ihre enge Allianz erneuerten.

Bülow hatte den Winter über ganz Holland befreit und war nach Belgien vorgedrungen. Hier war Napoleons Hauptbollwerk das feste Antwerpen, welches Carnot vertheidigte, der stolze Republikaner, der jetzt in der Noth dem Vaterlande seinen Degen wieder angeboten hatte. Daneben suchte Maison mit geringer Macht Bülow zwischen den Festungen, die er belagerte, zu necken. Macdonald wurde von Napoleon zurückberufen, und vom Niederrhein her zog ihm Winzingerode mit einem russischen Corps sogleich nach. Auch Bülow erhielt Befehl, die belgischen Städte hinter sich liegen zu lassen und sich mit Blücher zu vereinigen. Am 3. März nahm Winzingerode Soissons, Bülow rückte um dieselbe Zeit von Norden heran und am folgenden Tage vereinigte sich mit ihm auch Blücher, der ihm eben dahin entgegen gekommen war. Bülows Truppen waren geschont, wohlgenährt, in Holland neu gekleidet, die Truppen Blüchers dagegen von Hunger und Strapazen gemagert, abgerissen, ohne Schuhe, aber stolz und freudig. Man bemerkte verhältnißmäßig wenig Kranke unter ihnen, so sehr waren sie schon abgehärtet. Der rings um sie tobende Aufruhr der Bauern hatte sie genöthigt, immer in geschlossenen Colonnen zu bleiben. Durch Bülow verstärkt zählte Blücher 103,000 Mann. Napoleon hatte nur 60,000 und kam zu spät, die Vereinigung der beiden feindlichen Heertheile zu hindern.

Dennoch griff er am 6. März bei Craonne Blüchers linke Flanke an und bemächtigte sich einer wohlgelegenen Höhe. Blücher schickte ihm 10,000 Reiter unter Winzingerode seinerseits in die linke Flanke, um ihn von der Höhe in die Ebene hinunterzulocken, aber durch Zufälle aller Art mißlang dieser Handstreich. Die Preußen argwöhnten bei Winzingerode und den Russen eine böse Absicht. Sacken aber, der auch nur Russen commandirte, wollte den Schaden wieder gut machen und hielt, obgleich Blücher die Schlacht schon abgebrochen hatte, in guter Position noch lange Stand und brachte mit seinem trefflichen und in diesem Kriege oft erprobten Geschütz den Franzosen großen Verlust bei, 8000 Mann, fast doppelt so viel als die Alliirten verloren.

Blücher blieb die Nacht in Laon. In seinem Hauptquartier herrschte die übelste Stimmung. Er selbst war krank, litt an den Augen und konnte nicht mehr commandiren. Der eisenfeste Gneisenau aber, Chef seines Generalstabs, wurde durch das, was er aus Bülows Umgebung hörte, tief erschüttert. Hier hatte man mit patriotischem Kummer den traurigen Zustand der Blücherschen Truppen, besonders des tapfern Yorkschen Corps gesehen und fürchtete, auch Bülows Truppen würden bald so heruntergebracht und zusammengeschmolzen seyn. Was helfe ihre Aufopferung, frug man, während die Oesterreicher und Russen sich schonten? Wenn endlich Friede werde, dann könnten die Kaiser von Oesterreich und Rußland an der Spitze ihrer noch zahlreichen Truppen beschließen, was sie wollten, der König von Preußen dagegen werde mit den wenigen Truppen, die ihm übrig blieben, auch nur eine schwache Stimme führen können und sich alles gefallen lassen müssen, was die Mächtigeren wollten. Im preußischen Lager war längst bitterer Argwohn und selbst die Beschlüsse des Kriegsraths vom 25. Februar deutete man so, als ob Blücher die Offensive nur ergreifen sollte, damit die Preußen vollends aufgerieben würden. Als nun Gneisenau für Blücher eintreten mußte, fiel ihm seine Verantwortung schwer aufs Herz und er zauderte, während Napoleon vor Ungeduld brannte, einen Schlag zu thun. Schon in der Nacht des 8. machte Ney einen

kühnen Ueberfall, der aber abgeschlagen ward. Am 8. entbrannte ein heißer Kampf um Laon, der unentschieden endete. Als aber die Franzosen ganz nahe stehen blieben, faßte man im Hauptquartier Blüchers den Entschluß, den von Napoleon etwas getrennt liegenden rechten Flügel unter Marmont in der Nacht zu überfallen. York und Kleist führten ihre Preußen in lautloser Stille heran, umzingelten den Feind und stürzten sich plötzlich mit Hörner- und Trommelschall und wüthendem Hurrah in seine Bivouaks. Das ganze Corps Marmonts wurde theils niedergehauen, theils in wilder Flucht zersprengt. Die Sieger nahmen 2500 Gefangene und 45 Kanonen. Napoleon erfuhr das Unglück nach Mitternacht, blieb aber stehen und trotzte den ganzen folgenden Tag, ohne anzugreifen, aber auch ohne angegriffen zu werden, bis er in der zweiten Nacht auf den 11. entwich. Nichts wäre leichter gewesen, als ihn hier mit überlegener Macht zu schlagen, aber Gneisenau wollte die Preußen nicht durch eine neue Schlacht schwächen lassen. Die schon zur Verfolgung Marmonts abgeschickten Truppen wurden zurückberufen. York legte in tiefstem Ingrimm das Commando nieder, Blücher selbst mußte ihm trotz seiner kranken Augen eigenhändig schreiben, um ihn zu versöhnen. Mit solchen Aergernissen verging die kostbare Zeit.

Napoleon zog in stolzer Haltung ab, um sich auf die einzelnen Corps der böhmischen Armee zu werfen, nachdem er sicher zu seyn glaubte, daß die consternirte schlesische ihm nicht folgen werde. In Rheims stand St. Priest mit Russen, die er am 13. überfiel und vertrieb. Damals wurde auch das Lützowsche Corps, welches zu St. Priest stoßen sollte, von den empörten Bauern in einem Hohlwege bei Chetre überfallen und erlitt vielen Verlust. Von Rheims aus erließ Napoleon am 17. einen neuen Aufruf an das Volk, um eine allgemeine Erhebung desselben im Rücken der Alliirten zu veranlassen, welche Maaßregel, wie er hoffte, Schwarzenberg, und demnach auch Blücher, zum Rückzug an den Rhein bewegen werde. Der Sieg Blüchers bei Laon ermuthigte Schwarzenberg, die Niederlage St. Priests bei Rheims machte ihn wieder schwankend; aber die Friedenspartei in seinem Hauptquartier, welche, nachdem sich

auch in Blüchers Hauptquartier eine Neigung zur Schonung der Truppen offenbart hatte, unfehlbar die Oberhand erhalten und Napoleon noch sehr annehmbare Concessionen gemacht haben würde, wurde durch die unvernünftige Sprache beleidigt, welche Coulaincourt im Namen seines Herrn zu Chatillon führen mußte. Seine Forderungen gingen zu weit, er verlangte die Rheingrenze, Italien für Eugen, Warschau für den König von Sachsen; man brach daher die Unterhandlung ab und erklärte am 19. den Congreß für aufgelöst. An demselben Tage kündigte Schwarzenberg an, daß er die Offensive wieder ergreifen werde. Napoleon, der das nicht wußte, traf auf ihn bei Arcis sur Aube am 21., glaubte anfangs, es nur mit einem abgesonderten Corps zu thun zu haben, brach aber nach einem Verlust von mehr als 4000 Mann, als er seinen Irrthum erkannte, schnell den Kampf ab. Indem er sich nun zu schwach fühlte, das böhmische Heer in offener Schlacht zu bestehen, blieb ihm nur die Wahl, sich auf Paris zurückzuziehen und alle Hülfsmittel dieser großen Stadt zur Vertheidigung aufzubieten, oder aber sich in den Rücken des Feindes zu werfen, seine sehr geschwächten Truppen durch die Nationalgarden und bewaffneten Bauern zu verstärken und den Feind nach dem Rhein zu locken. Das letztere sagte seinem kühnen Genie am meisten zu, er zog also nach Troyes.

Nur der Kaiser von Oesterreich hatte Sorge um das, was im Rücken Schwarzenbergs vorging. Er selbst war deshalb in Dijon zurückgeblieben und hatte Bubna mit einem beträchtlichen österreichischen Corps gegen Augereau geschickt, dessen Vereinigung mit Eugen in Italien er fürchtete. Nun wurde aber Augereau von Bubna wirklich im Zaume gehalten und Lyon eingenommen, am 22. Auf der andern Seite war Bordeaux schon am 12. von Wellington besetzt worden, die Gefahr im Süden war also verschwunden, und wenn Napoleon sich auch nach Osten wandte, stand er dort in der Luft. Es scheint, daß in diesen Tagen bei Kaiser Franz der Gedanke angeregt wurde, nach Napoleons Besiegung und Absetzung seiner Tochter Marie Louise im Namen des Königs von Rom die Regentschaft anzuvertranen. Gewiß ist, daß alle drei Monarchen

sich zu Sommepuis am 24. entschlossen, Napoleon hinter sich zu lassen und nach Paris zu ziehen. Aus einer aufgefangenen Depesche Napoleons erkannten sie seinen Plan und seine weite Entfernung. Sie standen zwischen ihm und Paris, dieser Hauptstadt um ein paar Tagmärsche näher. Aus einer Depesche Savary's, des Polizeiministers, erfuhren sie, wie übel Paris gegen Napoleon gestimmt sey. Auch fehlte es ihnen nicht an Agenten in Paris, durch die sie genau unterrichtet waren. Die Pariser hatten Angst, waren der napoleonischen Tyrannei satt, wurden durch die republikanische, constitutionelle und bourbonische Partei bearbeitet; die Stadt selbst war nicht befestigt und nur von wenig Linientruppen beschützt; es war mithin kein zu gefährliches Wagniß, sie anzugreifen. Alle Corps der Alliirten mit Ausnahme des Winzingerode'schen, das gegen Napoleon stehen blieb, bewegten sich nun der Marne entlang der Hauptstadt zu.

Mortier und Macdonald hatten den Befehl erhalten, sich schleunigst mit Napoleon zu vereinigen, geriethen aber am 25. mitten in die alliirte Armee hinein, bei Fère Champenoise, verloren 8000 Mann mit 60 Kanonen und mußten sich mit nur noch 7 Kanonen auf Paris zurückziehen. Noch schlimmer ging es den beiden Divisionen Pactod und Amey, die abgesondert marschirten, sich nicht ergeben wollten und alle zusammengeschossen oder von der Reiterei niedergehauen wurden. Weiter fanden die Alliirten keinen Widerstand, ließen noch ein beträchtliches Corps unter Sacken und Wrede bei Meaux zurück, um Napoleon aufzuhalten, wenn er schnell nachkäme, und entfalteten am 30. ihre Fahnen im Horizont von Paris.

Hier herrschte erbärmliche Bestürzung. Die geschlagenen Marschälle mit ihren sieben Kanonen, die 15,000 Mann Nationalgarden mit schlechten Gewehren, die in der Hauptstadt befindlichen 154 Kanonen des verschiedensten Kalibers und zum Theil mit Fiakerpferden bespannt, ein paar hundert sehr enthusiasmirte Invaliden und polytechnische Schüler war alles, was die große, offene Stadt zu ihrem Schutz hatte. Allerdings hätte sie auch unbefestigt durch den Muth ihrer zahlreichen Bevölkerung allein unüberwindlich seyn

können, aber dieser Muth fehlte. Napoleons lange Tyrannei hatte alle Nerven abgespannt. Als mit den besiegten Marschällen auch alles Landvolk aus der Nähe mit seinem Vieh und seinen Habseligkeiten in die Stadt flüchtete, wuchs die Angst unbeschreiblich. Am 28. versammelten sich die Großwürdenträger und Minister um die Kaiserin und rathschlagten; ein Theil sprach sich für tapfere Vertheidigung aus, als aber König Joseph einen Brief Napoleons vorzeigte, worin befohlen war, die Kaiserin solle sich, wenn Gefahr drohe, von Paris entfernen, verstummte alles. Marie Louise und der König von Rom reisten schon am folgenden Tage nach Blois. Joseph blieb als Statthalter zurück; nachdem er aber vom Montmartre aus die Regimenter Blüchers hatte unmittelbar auf sich losrücken sehen, lief er davon und verließ Paris ohne Abschied und ohne jemand mit der Regierung zu beauftragen. Dagegen ließ der schlaue Talleyrand, der mit den übrigen Großen des Reichs zu fliehen den Schein angenommen, unterwegs wieder umlenken und kehrte in seinen Palast zurück, der bald der Mittelpunkt werden sollte, von wo aus die Dinge geleitet wurden. Die Marschälle wehrten sich, die Soldaten und polytechnischen Schüler fochten mit Muth, die Nationalgarde kam kaum zum Schusse, das Volk that nichts. Die Uebermacht der Alliirten entschied über die vortheilhaftere Stellung der Franzosen. Nach einem heißen Kampfe, der den Siegern an Todten und Verwundeten noch 9000 Mann kostete, drangen sie in die Vorstädte, und Marmont, um die Schonung der Stadt zu erkaufen, capitulirte, wozu er von Joseph Vollmacht erhalten hatte.

Nur noch wie zum Scherz stürmte Langeron mit den Russen den Montmartre, nachdem auf andern Punkten die Capitulation schon angenommen war. Langeron gehörte zu Blüchers preußischem Corps, das die Umgebungen erobert hatte und in diesem ganzen großen Kriege überhaupt an Thatenruhm alle andern Corps überstrahlte, aber wegen seines abgerissenen und schmutzigen Aeußern vom König den Befehl erhielt, außerhalb der Stadt zu bleiben und sich nicht in den Straßen blicken zu lassen. Da lagen die Helden

verdrossen auf dem Montmartre und blickten hinab in das unermeßliche Meer von Häusern des „neuen Babel", das sie erobert hatten und in das sie doch nicht hinein durften. Es war nur Fußvolk oben gelagert, plötzlich aber ritt das lithauische Dragonerregiment unter Oberst Below mit schmetternden Trompeten langsam den Berg hinauf und auf der andern Seite wieder hinunter, und das ganze Fußvolk rief jubelnd „Heurich, Heurich", denn das war der Ehrenruf*) des tapfern und in der ganzen Armee hochbeliebten Regiments. Als Below zur Rede gestellt wurde, wie er ohne Befehl habe auf den Berg ziehen mögen? erwiderte er, er habe es seinen Leuten versprochen, sie sollten Paris sehen. Am andern Tage mußte das ganze Yorksche Corps, ohne einen Fuß in die Stadt gesetzt zu haben, zurückgehen und wurde in und um Arras in Quartier gelegt.

An demselben Abend und in der Nacht auf den 31. war geschäftige Bewegung zwischen Paris und dem Hauptquartiere. Kaiser Alexander sandte seinen besten Diplomaten, den Grafen Nesselrode, heimlich in Talleyrands Wohnung, wo hinter dem Rücken der Oesterreicher und Preußen verabredet wurde, was geschehen sollte. Ueber Napoleons Absetzung war man einig. Im Allgemeinen ging man von dem Grundsatz aus, den die alliirten Mächte einstimmig

---

*) Name eines versoffenen Feldscheers und früher Schimpfname des Regiments, wegen dessen Tapferkeit er aber Ehrennamen wurde. So oft das Regiment zur Schlacht zog, riefen ihm die andern Heurich, Heurich zu, weil sie neue Thaten von ihm erwarteten. Oefters hörte man mitten in der Schlacht, wenn die andern Reiterregimenter nichts ausrichten konnten, den lauten Ruf Heurich, Heurich, bis die Lithauer unter Below und seinem Oberstlieutenant Platen herbeikamen und aushalfen. An solche naive Namen knüpfte sich damals der Stolz und Ruhm der preußischen Armee, nicht an „Lützows wilde verwegene Jagd" und andere Prahlereien, die nie in der Armee heimisch waren, sondern womit sich nur das gebildete Publikum zum Hohn der Geschichte abfinden ließ. Auch sangen die Soldaten im Feld ganz andere, weit derbere und gesündere Lieder, als die, welche für das gebildete Publikum gedruckt wurden. Sie sangen oft auch geistliche Lieder.

schon vor ihrem Einmarsch in Frankreich verkündet hatten, daß nämlich zur Herstellung des Gleichgewichts in Europa Frankreich zwar das bisherige Uebergewicht verlieren, aber immerhin noch größer bleiben sollte, als es unter den alten Königen gewesen war. Die Stärke des künftigen Frankreich sollte hauptsächlich dazu dienen, um Deutschland, dessen patriotischen Aufschwung und Tendenz zur Einheit man fürchtete, niederzuhalten. Den Kaiser von Oesterreich hoffte man zu gewinnen, indem man ihm vorspiegelte, seine Tochter werde Regentin von Frankreich bleiben. Talleyrand selbst wünschte dies, weil er unter einer schwachen Regentschaft am bequemsten regieren konnte. Aber England begünstigte die Familie Bourbon, und auch Rußland würde eine Oesterreicherin nur ungern auf dem Thron Frankreichs gesehen haben. Talleyrand entschied sich nun ebenfalls für die Bourbons, deren Regierung im Anfang seine Leitung kaum entbehren konnte und unter denen er eine bedeutende Rolle zu spielen hoffte. Man wollte daher die Regentschaft Marie Louisens nur zur Lockung Oesterreichs und zur Einschüchterung der Bourbons, damit sie nicht zu unbescheidene Forderungen machten, anfangs noch scheinbar festhalten, bis man sich mit den Bourbons verständigt und die öffentliche Meinung bearbeitet hätte. Endlich legte Talleyrand großen Werth auf eine Verfassung, theils um dadurch die Bourbons von sich abhängig zu machen, theils um die constitutionelle Partei ins Interesse zu ziehen. Kaiser Alexander war längst für liberale Ideen gewonnen und hielt eine Verfassung für das beste Befriedigungsmittel der Franzosen. England aber hoffte in einem constitutionellen Frankreich einen natürlichen Bundesgenossen gegen die absolut monarchischen Staaten zu gewinnen. Bei allen diesen Verhandlungen nahm man auf Preußen die wenigste Rücksicht, ja trat der hauptsächlich im preußischen Hauptquartier vertretenen Ansicht, man müsse Frankreich für seinen Uebermuth strafen und für die Zukunft unschädlich machen, direct entgegen.

Früh am Morgen des 31. März empfing Kaiser Alexander in Bondy vor Paris eine Deputation des Stadtraths aufs holdseligste und gab ihr die bündigsten Zusicherungen, die Stadt solle

jede Schonung erfahren, allen Raub an Kunstschätzen behalten, die Nationalgarde solle nicht entwaffnet werden ꝛc. Ueberhaupt sehe er keinen Franzosen als Feind an, außer Napoleon allein. Gegen Mittag setzte er sich zu Pferde und hielt mit dem König von Preußen (Kaiser Franz war noch in Dijon) einen feierlichen Triumph-einzug in Paris, wobei Schwarzenberg die Ehre hatte, in ihrer Mitte zu reiten. Das Volk der Hauptstadt empfing sie mit lautem Jubel und schmeichelte besonders dem russischen Kaiser mit Zujauchzen und kokettem Schönthun. Um zu beweisen, welchen Werth er auf Talleyrand lege und den Parteien einen Wink zu geben, was sie zu erwarten hätten, nahm Kaiser Alexander sein Quartier in Talleyrands Palast und erließ noch an demselben Tage von hier aus ein Manifest, worin er im Namen seiner Alliirten erklärte, Napoleon habe aufgehört zu regieren und der Senat sey beauftragt, eine provisorische Regierung zu ernennen. Damit konnte Oesterreich zufrieden seyn, weil noch in Zweifel gelassen war, ob Marie Louise, ob die Bourbons regieren sollten. Inzwischen bearbeitete Talleyrand die Marschälle und Senatoren, denen er die Beibehaltung ihrer Stellen unter den Bourbons, die Constitutionellen, denen er den Sieg ihrer Grundsätze unter dem constitutionellen Königthum der Bourbons versprach, und die alliirten Mächte, denen er versicherte, Frankreich werde zu Ruhe und Ordnung sicher nur unter der alten Dynastie und unter der Garantie einer Verfassung zurückkehren. Am meisten Noth machten ihm die Royalisten selbst, die schon, ehe sie noch wußten, ob Ludwig XVIII. hergestellt würde, fanatische Restaurationsideen blicken ließen und Mißtrauen erregten, wo Talleyrand ihnen Zutrauen zu erwecken bemüht war. Man sah damals nur noch wenig weiße Kokarden in Paris, aber sie befanden sich immer um die fremden Monarchen, so daß diese glauben konnten, sie seyen schon überall verbreitet. — Von den alliirten Truppen waren nur die am besten gekleideten in die Stadt zugelassen worden, mußten hier die strengste Mannszucht halten, alles baar bezahlen und durften nicht einquartirt werden, sondern bivouakirten nur auf den öffentlichen Plätzen. Auserlesene Damen, Bälle,

Theater wetteiferten dagegen, den hohen und höchsten Gästen den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen. Alexander war immer in einem Zauberkreise von Liebenswürdigkeiten. Der Senat erklärte Napoleon am 1. April für abgesetzt und wählte eine provisorische Regentschaft, deren Seele Talleyrand wurde. Auch der gesetzgebende Körper bestätigte die Absetzung. Die höchsten Staatsbeamten gaben Ergebenheitsadressen ein. Der Abfall von Napoleon war ungeheuer und massenhaft. Jeder wollte seinen Titel, seine Dotation retten. Die Napoleon ihr ganzes Glück schuldig waren, kehrten ihm jetzt den Rücken. Die Dankbarkeit schien aus der Reihe der französischen Tugenden verschwunden zu seyn. Aber was konnte Napoleon besseres erwarten von Staatskörpern, die er selbst demoralisirt hatte?

Während dieser Vorgänge um und in Paris war Napoleon, seinem kühnen Vorsatz treu, bis weit hinter Troyes nach Bar sur Aube vorgerückt, als ihm am 26. April gemeldet wurde, feindliche Reiterei zeige sich in seinem Rücken. Er glaubte, die Hauptarmee der Alliirten sey ihm nachgezogen, wandte sich um und hoffte einen Schlag auszuführen. Es war aber nur Winzingerode, der sich ihm keck entgegenstellte, um ihn zu täuschen, daher geschlagen wurde und 1500 Mann verlor, bei St. Dizier. Jetzt erst erkannte Napoleon, daß die alliirte Hauptarmee nicht da sey, und erfuhr am folgenden Tage, sie sey gegen Paris gezogen und habe die Marschälle bei Fère Champenoise geschlagen. Es schien unmöglich, Paris noch zu rechter Zeit zu erreichen, er wollte sich daher in die Vogesen werfen, den allgemeinen Aufstand organisiren. Aber Berthier und Ney widerstanden ihm und der Zufall wollte, daß Herr von Wessenberg, österreichischer Gesandter in London, der unterwegs war, von einer Streifpartie gefangen wurde. Das brachte Napoleon auf den Gedanken, noch eine Separatunterhandlung mit Kaiser Franz in Dijon durch Wessenberg anzuknüpfen und um dieselbe zu unterstützen, dem Rath seiner Marschälle gemäß doch nach Paris umzukehren. War auch die Stadt schon in Feindes Hand, so konnte er doch mit seiner Armee in ihrer Nähe und durch den Beistand

Oesterreichs günstige Friedensbedingungen zu erlangen hoffen. In Eilmärschen mußten nun seine Truppen aufbrechen, er selbst warf sich am 30. zu Troyes in einen Wagen und jagte voraus, von Berthier und Coulaincourt begleitet. Von Sens an ritt er wieder und hörte aus weiter Ferne vor sich den Kanonendonner um Paris. Spät in der Nacht und tödtlich müde kam er in Fontainebleau an, fuhr aber sogleich weiter zur Hauptstadt. Da im Posthaus Cour de France bei Jurissy begegneten ihm Truppen von Mortiers Corps, die gemäß der Capitulation Paris verlassen hatten und die sich eben deshalb weigerten, wieder umzukehren. Napoleon mußte sich begnügen, Coulaincourt nach Paris zu schicken, um wo möglich noch die Capitulation zu hindern, wenn sie noch nicht unterzeichnet wäre. Aber Coulaincourt kam um 4 Uhr Morgens mit der Nachricht wieder, es lasse sich nicht mehr ändern. Da kehrte Napoleon nach Fontainebleau zurück und sammelte hier alle Truppen, die ihm von Troyes nachzogen und die aus Paris kamen.

Diese Armee war noch 52,000 Mann stark und Napoleon wartete nur ab, bis sie gesammelt und ausgeruht war, um einen verzweifelten Angriff auf Paris zu machen. Der größte Theil seiner Soldaten hatte große Lust dazu, nicht so die Marschälle. Marmont war empört darüber, daß Napoleon seine Capitulation brechen wolle, fürchtete für die Stadt, der er noch glücklich genug volle Schonung vom Feind erkauft hatte, und hielt überdies den Angriff für thöricht und vergeblich, da die Alliirten bereits zahlreiche Corps zur Deckung von Paris gegen Fontainebleau aufgestellt hatten. Er schloß daher mit Schwarzenberg einen neuen geheimen Vertrag, demzufolge er sein Corps von Napoleon zu trennen versprach, damit dieser geschwächt und unfähig werde, Paris anzugreifen. Dagegen versprach ihm Schwarzenberg schriftlich im Namen der Mächte, Napoleon solle, wenn auch abgesetzt, doch seine Freiheit und irgend einen Landbesitz behalten. Bevor aber Marmont sein Corps abführen konnte, drangen bereits sämmtliche andere Marschälle in Napoleon, sich in das Nothwendige zu ergeben und durch eine freiwillige Abdankung den Thron wenigstens seinem Sohne zu erhalten. Da

fügte er sich und schickte Ney, Macdonald und Marmont mit der entsprechenden Erklärung nach Paris, am 4. April. Kaiser Alexander wankte und schien die Sache der Bourbons verlassen zu wollen, um Napoleons Anträge anzunehmen. Aber in derselben Nacht führte General Souham, Marmonts Vertrauter, dessen ganzes Armeecorps von Fontainebleau hinweg. Marmont selbst wußte nichts davon, Souham folgte nur der eigenen Eingebung, indem er fürchtete, wenn die Sendung nach Paris mißlänge, werde Napoleon am andern Morgen losschlagen. Sobald nun diese bedeutende Schwächung der Streitkräfte Napoleons bekannt war, verschwand auch in Alexanders Seele jede Besorgniß und Napoleon erhielt den kurzen Bescheid, man lasse sich in keine Unterhandlung weiter mit ihm ein.

Talleyrand benützte den Antrag Napoleons und die immer noch offene Frage, wer den erledigten Thron besetzen sollte, mit größter Schlauigkeit, um den Royalisten das Schreckbild Marie Louisens und des Königs von Rom vorzuhalten, wenn sie nicht in alle die constitutionellen Zugeständnisse einwilligen wollten, die er ihnen vorschrieb. Und um keine Zeit zu verlieren, hatte er schon am 6. April die neue Constitution fix und fertig, die der künftige Regent beschwören sollte und die den bisherigen Staatsbeamten und allen aus der Revolution hervorgegangenen Größen, so wie den constitutionellen Ideen ihren Einfluß sicherte. Mittelst dieser allein konnte er unter den Bourbons zu regieren hoffen, denn als ein abtrünniger Bischof und ehemaliger Jakobiner durfte er sich nicht schmeicheln, der heimkehrenden Emigration angenehm zu seyn. Sein persönliches Interesse war aber in der That auch das Interesse Frankreichs wenigstens für die nächste Zeit. Die Ruhe und Ordnung in diesem Reiche hing von einer Versöhnung und Ausgleichung des Alten mit dem Neuen ab. Eben so sehr wie mit der Verfassung eilte Talleyrand mit der Berufung Ludwigs XVIII. auf den französischen Thron, ehe Kaiser Franz, der von Dijon kommen sollte, in Paris eintreffen konnte; denn wenn derselbe auch bereits geneigt war, die Rechte seiner Tochter zum Opfer zu bringen, um dadurch bei den ferneren Unterhandlungen und besonders bei den Entschädigungs=

fragen und bei der neuen Eintheilung Europas in seinem eigenen Interesse eine desto gewichtigere Stimme im Rath der Mächte zu gewinnen, so war es doch möglich, daß wenn kein fait accompli vorlag und bei der Ankunft des Kaiser Franz in Paris Marie Louise nicht schon von der Thronfolge ausgeschlossen war, ihre Rechte immer noch reclamirt werden konnten. Talleyrand, von England und Rußland unterstützt, beschleunigte daher den Abschluß. Am 10. veranstaltete er eine große Todtenfeier Ludwigs XVI. auf dem vormaligen Revolutionsplatze, eine Handlung der Pietät, von der sich kein Vertreter der Allianz ausschließen konnte, die aber die Wiederherstellung der Bourbons vorbereiten sollte, und ließ am gleichen Tage bereits die Behörden und Truppen ihre Kokarden wechseln und die berühmte Tricolore durch die weiße Farbe der Bourbons ersetzen. Am 11. nöthigten die Bevollmächtigten der alliirten Mächte und die ungeduldig ein Ende herbeiwünschenden Marschälle Napoleon eine unbedingte Entsagung auf alle seine Rechte im Namen seiner Familie wie im eigenen ab, und am 12. hielt der nunmehr schon alt gewordene Graf von Artois unter dem Jubel der Royalisten seinen Einzug in Paris und nahm die Huldigung aller guten Franzosen für seinen Bruder, den künftigen König Ludwig XVIII., in Empfang. Am 14. ernannte ihn der Senat zum provisorischen Regenten bis zur Ankunft des Königs. Daß die Monarchen von Rußland und Preußen sich dabei nicht betheiligten, beweist, wie sehr sie auf Kaiser Franz Rücksicht nahmen, der erst am 15. in Paris eintraf.

Napoleon, der einstweilen in Fontainebleau blieb, behielt Marmonts Verabredung mit Schwarzenberg gemäß volle Freiheit und den souverainen Besitz der Insel Elba, mit 2½ Millionen jährlich, welche Frankreich zahlen sollte. Marie Louise wurde zur Großherzogin von Parma und Piacenza ernannt. Beide behielten den Kaisertitel. Als dies in Ordnung war, entfernten sich die Marschälle einer nach dem andern von Fontainebleau, ohne Abschied zu nehmen. Die ältesten Waffenbrüder Napoleons verließen ihn im Unglück, um so schnell als möglich der neuen Regierung ihre Ergebenheit anzuzeigen.

Selbst der alte Berthier, der tapfere Ney. Am längsten hielt nur Macdonald bei ihm aus, dem er am wenigsten zugethan gewesen war, dessen edler Charakter sich aber auch hier nicht verleugnete. Napoleon entließ ihn endlich mit vieler Rührung und forderte auch die wenigen andern, die noch bei ihm ausgeharrt hatten, auf, sich der neuen Regierung zu unterwerfen. Auch die Soldaten folgten dem Ruf ihrer Generale oder zerstreuten sich. Nur die Garde blieb. Die weiten Säle von Fontainebleau verödeten. Am 17. meldeten sich bei ihm die Commissäre der alliirten Mächte, die ihm nach Elba das Geleit geben sollten. Er empfing sie zuvorkommend und mit kaiserlicher Grazie, nur den preußischen Oberst Truchseß von Waldburg ließ er Unwillen fühlen. Die Besorgung seines Gepäcks hielt die Abreise bis zum 20. auf. Da ließ er noch einmal seine alte Garde paradiren und nahm in einer herzerschütternden Rede von ihr Abschied. Die alten Grenadiere weinten. Er küßte ihren Adler, umarmte ihren General Petit und entriß sich ihrem Schmerze und ihren Liebkosungen, indem er mit seinem Großmarschall Bertrand und den Generalen Drouot und Cambronne, den letzten Gefährten seines Ruhms, in den Wagen stieg, dem die Commissäre folgten. Der Schutz derselben war ihm sehr nöthig, denn auf der Reise durch das südliche Frankreich lauerten ihm erbitterte Royalisten, die alte Partei der Sonnen- und Jesuscompagnien, auf und bedrohten sein Leben, hauptsächlich zu Avignon und Orgon, wo er sich nur durch eine Verkleidung rettete. Am 28. schiffte er sich in dem kleinen Hafen von St. Rapheau auf einem englischen Schiffe ein und landete am 4. Mai in Elba, an demselben Tage, an dem Ludwig XVIII. in Paris einzog.

Auf der Westseite des südlichen Frankreich standen sich noch immer Soult und Wellington gegenüber. Bei dem letzteren hatte sich der Herzog von Angoulême, ältester Sohn des Grafen von Artois, eingefunden, um die im Süden von jeher zahlreichen Royalisten für die Sache der Bourbons in Bewegung zu bringen. Soult zog sich nach dem Verlust von Bordeaux auf Toulouse zurück und befestigte sich daselbst. Wenn Suchet, der noch in Catalonien stand, ihm zu-

gezogen wäre, würden sie stark genug gewesen seyn, Wellington zu überwältigen. Allein Suchet wollte allein handeln und kam nicht. Am 7. April erhielt Soult von Paris aus die Nachricht von Napoleons Abdankung und den Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen. Weil er aber zugleich erfuhr, welche Hoffnungen Napoleon noch in Fontainebleau hege, ignorirte er den empfangenen Befehl und lieferte noch am 10. April den Engländern und Spaniern eine Schlacht, in der er, weil er günstiger aufgestellt war, zwar weniger Menschen verlor als Wellington, der hier 4—5000 Mann einbüßte, jedoch zurückgeschlagen wurde. Am folgenden Tage erfuhr man die Uebergabe von Paris, am 18. schloß Soult, am 19. auch Suchet einen Waffenstillstand und beide unterwarfen sich der neuen Regierung. Augereau that dasselbe am 16.

In gleicher Weise zog die Entscheidung in Paris auch das Ende des Kampfes in Italien nach sich. Hier hatte der Vicekönig Eugen den ganzen Winter über Mailand und die Lombardei gegen die Oesterreicher unter Bellegarde behauptet und einen Angriff des letztern am Mincio zurückgeschlagen, 1. Februar 1814. Nun ließ sich aber der charakterlose Murat einfallen, ihm den Krieg zu erklären. So lange Napoleon noch das Feld behauptete, machte Oesterreich sowohl Eugen als Murat Anträge, die von dem erstern trotz seiner engen Familienverbindung mit Bayern aus treuer Anhänglichkeit an Napoleon*) abgelehnt, von Murat aber begierig aufgegriffen wurden. Murat wollte König bleiben, Napoleons Macht war im Sinken, die Oesterreichs im Steigen. Er besann sich also nicht lange und schloß wirklich am 11. Januar einen Vertrag mit Oesterreich ab, den jedoch die andern alliirten Mächte weder unterzeichneten, noch billigten. Gesetzt, es wäre möglich gewesen, Marie Louise als Regentin in Frankreich durchzusetzen, so würde Oesterreich dort Ein-

---

*) In den Memoiren des Marschall Marmont (1856) wurde Eugen beschuldigt, mit Murat unter der Decke gespielt zu haben. Eugens Familie wurde deshalb klagbar und die Beschuldigung blieb unerwiesen.

fluß erlangt und Murat sich demselben um den Preis seiner Erhaltung auf dem Thron gerne unterworfen haben Eine solche Aussicht mußte den Mächten, die das Haus Bourbon begünstigten und dasselbe in Neapel wie in Frankreich restauriren wollten, höchlich mißfallen. Also betheiligten sie sich bei den Unterhandlungen Oesterreichs mit Murat nicht und England ließ sogar von Sicilien aus den Lord Bentink mit 8000 Mann in Livorno landen, um die Theilung Italiens zwischen Oesterreich und Murat, die der letztere vorgeschlagen hatte, im Interesse der Bourbons zu hindern, 9. März. Murat zog mit 22,000 Neapolitanern bis an den Po hinauf, blieb aber unthätig, weil seine Kriegslust durch Intriguen und Rücksichten aller Art gelähmt war. Sein letztes Ziel war, mit Hülfe der Carbonari, die ihn deswegen eifrig bearbeiteten, Italiens Einheit und nationale Selbständigkeit zu erkämpfen und dann an die Spitze der Nation zu treten. Die Carbonari im nördlichen Italien glaubten jedoch für diese Rolle den Vicekönig Eugen viel geeigneter und andere wollten gar keinen Fremden. Alle diese Umtriebe aber mußte Murat vor den Oesterreichern einstweilen verhehlen. Andrerseits wurde er von den Oesterreichern und sogar von Bentink geschont, damit er nicht in Versuchung gerathe, sich am Ende doch noch mit Eugen zu vereinigen. Die Nachrichten aus Paris machten aber aller Ungewißheit ein Ende. Eugen schloß mit Bellegarde am 23. April einen Vertrag, demzufolge alle Franzosen Italien räumen mußten, und auch Murat hielt es nun für gerathen, sich nach Neapel zurückzuziehen, froh genug, wenigstens von Oesterreich anerkannt zu seyn. Das Volk in Mailand hatte sich schon am 20. gegen die Franzosen und alle Franzosenfreunde erhoben und den in dieser Beziehung besonders verhaßten Finanzminister Prina nach langer Verfolgung und Marter mit Hämmern todtgeschlagen. Eugen entfloh nach Bayern, ohne in Tirol vom Volkshaß gefährdet zu werden, obgleich das Volk dort sehr unruhig war, durch den zurückgekehrten Speckbacher aufgeregt wurde und die Wiederkehr der kaiserlichen Regierung kaum erwarten konnte. Eine Mailänder Deputation sollte nach Paris gehen und von den Alliirten die Unabhängigkeit Italiens und die Gewährung

einer Constitution erbitten, aber Kaiser Franz wies sie ab, „er werde seine Befehle nach Mailand senden.“ Bellegarde nahm die Lombardei als altes rechtmäßiges Erbe Oesterreichs in Besitz. Am 20. Mai zog auch bereits Victor Emanuel als König von Sardinien in Turin ein. Genua wurde von Bentink besetzt; die Engländer wollten ihre Hand in Italien behalten, bis die sämmtlichen neuen Territorialverhältnisse entschieden seyn würden.

Papst Pius VII. hielt am 24. Mai seinen feierlichen Einzug in Rom unter unermeßlichem Zulauf des gläubigen Volkes, 72 Jünglinge zogen seinen Wagen. Er trat in den Vollbesitz seines Kirchenstaats wieder ein, sammelte die Cardinäle um sich und übernahm wieder die große Leitung der römischen Kirche in ihrem weitesten Umfang. Dem schon früher in Rußland und Neapel wiedereingeführten Jesuitenorden gab er durch eine Bulle am 7. August seine alte Ausdehnung über das ganze Kirchengebiet zurück und stellte insbesondere für den Kirchenstaat am 15. desselben Monats auch alle andern klösterlichen Gemeinschaften wieder her. In seinen Bullen und Anreden an die Cardinäle sprach er den festen Glauben aus, daß die unerhörten Drangsale und Demüthigungen, welche die Kirche erlebt habe, ihr zum Heile gereichen würden. „Darin, sprach er am 26. Sept. zum Consistorium der Cardinäle, darin besteht das Wesen jenes heiligsten Instituts, zu dem wir uns bekennen, daß, je mehr es angefochten wird, es seine Kraft desto stärker entwickele und je mächtiger man es niederdrückt, es sich um so höher erhebe.“

Auch in den Niederlanden endeten die Feindseligkeiten. Maison schloß mit dem Kronprinzen von Schweden, der jetzt auch nach Paris reiste, um den allgemeinen Triumph mitzufeiern, am 7. April einen Waffenstillstand und unterwarf sich. Ebenso Carnot. Dagegen wollte Davoust in Hamburg noch immer trotzen. Seine unbarmherzige Behandlung der Bürger verdoppelte sich, als die Stadt im October 1813 blokirt, im Dezember von Bennigsen förmlich belagert wurde. Er ließ die schönen Vorstädte niederbrennen, 25,000 Einwohner aus der Stadt jagen, um die Lebensmittel für seine 32,000

Franzosen zu sparen, denn so stark war die Besatzung, und um diesen Leuten den Sold auszuzahlen, raubte er aus der Hamburger Bank 13 Millionen. Bennigsen betrieb die Belagerung absichtlich nicht energisch, um die Stadt zu schonen, Davoust behauptete sich daher, bis Paris erobert war. Aber vergebens gab man ihm die Nachricht, er nahm die Miene an, als glaube er nichts, und ließ noch am 22. April auf die weiße Fahne schießen, die Bennigsen auf seinen Schanzen aufgesteckt hatte. Erst am 30. unterwarf er sich, General Gerard übernahm das Commando der Franzosen in Hamburg und ließ Davoust in leichte Haft nehmen, mehr um ihn zu schützen als um ihm zu schaden. Nicht seine Barbarei in Hamburg, sondern nur, daß er auf die weiße Fahne der Bourbons habe schießen lassen, wurde ihm zum Vorwurf gemacht. Er schrieb eine Vertheidigungsschrift, worin er sich auf Napoleons Befehle und seine Pflicht als dessen Untergebener berief und es geschah ihm weiter nichts zu leide. Die Hamburger bekamen auch nicht die mindeste Entschädigung.

Natürlicherweise fielen jetzt auch noch die übrigen Festungen, welche diesseits des Rheins noch von Franzosen besetzt waren. Wittenberg war bereits am 13. Jan. von den Preußen unter Tauentzien mit Sturm genommen und die tapfere Besatzung, nur noch 1500 Mann unter General Lapoye gefangen worden. Cüstrin ergab sich unter General Fournier d'Albe mit 5000 Mann an die preußische Landwehr unter General Hinrichs am 7. März; Glogau unter General Laplane mit noch kaum 3000 Mann an den General Heister am 17. April; Wesel unter General Bourke mit 3000 Mann und 400 Kanonen an den Prinzen Ludwig von Hessen-Homburg am 8. Mai; Magdeburg ergab sich unter General Lemarrois mit noch 18,000 Mann, 54 Feldgeschützen, 841 Festungskanonen und großen Vorräthen am 14. durch Capitulation ebenfalls an Tauentzien; Erfurt unter General d'Alton mit noch 2000 Mann an Kleist am 16.; Würzburgs Citadelle unter Tarreau mit nur 600 Mann an die Oesterreicher am 21. desselben Monats. Mittlerweile waren auch die Napoleonischen Kerker in Frankreich selbst geöffnet und ausgeleert worden. Alle Staatsgefangenen wurden frei, alle Cardi-

näle und Bischöfe, ganze belgische Domcapitel, 236 geistliche Seminaristen von Gent, die Napoleon unter die Artilleristen gesteckt und in Wesel eingesperrt, 800 spanische Bauern, die er zu Galeerensclaven gemacht hatte, die als Räuber eingesperrten Gefährten Lützows und Hammersteins, endlich die von Schills Heldenschaar noch einzig übrigen 120 Preußen, die als Galeerensclaven auf den hyerischen Inseln hatten arbeiten müssen.*)

Ludwig XVIII., der bisher in England sein Asyl gefunden, war theils durch Gichtleiden, theils durch Politik abgehalten worden, sich früher einzufinden, verließ England nach einem feierlichen Abschied vom Prinz-Regenten Georg unter dem Jubel des Volks erst am 23. April, stieg bei Calais ans Land und hielt seinen Einzug in Paris als König am 4. Mai. Die Partei in Frankreich, die ihm anhing, war sehr klein. Durch die Revolution und durch die lange ruhmvolle Regierung Napoleons waren die Bourbons ziemlich vergessen und wegen der Ursachen, welche die Revolution verschuldet hatten, mehr verachtet als bemitleidet. Auch die alliirten Mächte, mit Ausnahme Englands, hatten beim Beginn des Kampfes an die Restauration der Bourbons nicht mehr gedacht. Anfangs glaubte man Napoleon auf dem Throne lassen zu dürfen. Nachher empfahl sich für Oesterreich die Regentschaft Marie Louisens, und erst um diese unmöglich zu machen, scheint Rußland die Bourbons begünstigt zu haben, deren Wiederherstellung von Anfang an nur England wollte. England überlegte einfach, daß mit Napoleon selbst nie ein dauerhafter Friede geschlossen werden könne, weil er nie ruhen würde, daß eine Regentschaft unter österreichischem Einfluß die englischen Interessen in Frankreich wie namentlich auch in Italien ge-

*) Einer der merkwürdigsten deutschen Krieger, welche damals ihre Freiheit erhielten, war der österreichische Husarenoberst von Geramb. Als der schönste Offizier der österreichischen Armee und Liebling der Königin Karoline von Neapel, wurde er in deren Aufträgen auf einer Reise nach England gefangen und in Vincennes festgesetzt, hier aber so fromm, daß er in ein Kloster der Trappisten ging.

fährden müsse, daß mithin die Bourbons wiederhergestellt werden müßten, die in ihrer Schwäche und Abhängigkeit vom Ausland die ungefährlichsten seyn würden. Diese Schwäche wär es denn auch, was Talleyrand und was der republikanischen und constitutionellen Partei in Frankreich selbst so wohl gefiel. Je schwächer die neue Regierung, je freieren Spielraum bekamen die Parteien im Innern, wie die Diplomatie der auswärtigen Mächte. Daher die schnelle Allianz zwischen Talleyrand und den Parteien mit England und Rußland zur Restauration Ludwigs XVIII. Oesterreich und Preußen hatten dabei das Nachsehen. — Durch den schon am 23. April mit der provisorischen Regierung abgeschlossenen Waffenstillstand hatten die Alliirten sich die Abtretung aller Länder außerhalb des alten französischen Königreichs, wie es am 1. Jan. 1792 bestanden, ausbedungen, dagegen innerhalb dieser Grenzen Frankreich seine Selbständigkeit, seine Festungen und allen seinen Besitz garantirt. Keinerlei Contribution ward erhoben, auch von den geraubten Kunstschätzen nichts zurückgenommen. Nur die Preußen waren so frei, sich die noch unausgepackte Victoria vom Brandenburger Thore wieder zurückzunehmen.*) Sie vor allen waren erbittert, daß Frankreich nach so viel Unheil, was es in Deutschland angerichtet hatte, so ganz straflos und so mächtig bleiben sollte; aber von England und Rußland wurde wiederholt die Ansicht geltend gemacht, nicht nur das europäische Gleichgewicht erfordere, daß Frankreich eine starke Macht bleibe, sondern es sey auch das beste Mittel, die neue Regierung in Frankreich zu befestigen, wenn man um ihretwillen das Land schone. Die Großmuth der Alliirten sey die Mitgift der Bourbonen, Frankreich werde das zu ehren wissen und fortan um so friedsamer den Bourbonen gehorchen. Dem pflichtete auch Oesterreich bei. In

*) Sie wollten auch den Degen Friedrichs des Großen und die Fahnen von Jena wieder haben, aber man sagte ihnen, die Invaliden hätten den erstern zertreten und die letztern verbrannt. Zur Beschwichtigung verbreitete man nachher die Meinung, jener von Napoleon aus Potsdam mitgenommene Degen sey nicht echt gewesen.

diesem Sinne wurde der förmliche Friedensabschluß berathen. Unterdeß kam Marie Louise nach Rambouillet, um ihren Vater zu umarmen, wurde wieder ganz Erzherzogin und vergaß die Kaiserkrone. Um die Parteien in Frankreich möglichst zu versöhnen, behandelte Kaiser Alexander die Familienglieder und Diener Napoleons aufs freundlichste und nöthigte dadurch auch die Bourbonen, sie mit Achtung zu behandeln. Er besuchte die Kaiserin Josephine in Malmaison, ließ ihren Sohn Eugen nach Paris kommen und umarmte ihn als „das Muster der Prinzen," beehrte sogar Ney mit seinem Besuch und setzte durch, daß die liebenswürdige Königin Hortense in Paris bleiben durfte. Diese Dame bat den alten König Ludwig um seinen Schutz und gewann sein Herz. Die unglückliche Josephine vermochte jedoch den Kummer, der sie verzehrte, nicht zu ertragen, und starb am 29. Mai.

Ludwig XVIII. ging einigermaßen auf die Ideen Talleyrands ein. Erfahrung und Alter hatten ihn klug gemacht. Er theilte die absolutistischen Gedanken der exaltirten Emigranten nicht; er glaubte, nur durch eine Constitution, wie sie sein unglücklicher Bruder im Jahre 1791 gegeben hatte, könne Frankreich jetzt beruhigt werden. Gleichwohl nahm er die von Talleyrand improvisirte Verfassung nicht an, indem er nicht als der vom Senat gewählte, sondern als der rechtmäßige Erbkönig dem Volk von sich aus eine Verfassung gab, die übrigens im Wesentlichen mit der von Talleyrand übereinstimmte. Nur den Senatoren waren ihre Rechte nicht mehr in dem Umfang gewährleistet, wie sie sich dieselben eigennützig zuerkannt hatten. Die verrufensten Namen des alten Convents wurden daraus entfernt, dagegen in die neue Pairskammer viel alter emigrirter Adel berufen. Der gesetzgebende Körper wurde als zweite Kammer belassen. Die neue Charte trat am 4. Juni in Wirksamkeit.

Fünf Tage vorher waren auch die Unterhandlungen mit den Alliirten geschlossen worden und am 30. Mai wurde der Frieden von Paris unterzeichnet.*) Frankreich behielt auf dem Festlande

*) Frankreich mußte diesen Frieden den bevollmächtigten Ministern

alles, was es am 1. Jan. 1792 besessen hatte, auch Corsica, bekam aber dazu noch das vormals päpstliche Avignon, den größten Theil von Savoyen, und mehrere Landstrecken an den niederländischen und deutschen Grenzen mit der Festung Landau, der Grafschaft Mömpelgard, der alten Reichsstadt Mühlhausen. Auch seine Colonien außerhalb Europas bekam es zurück, außer den Inseln Isle de France, Tabago und St. Lucie, welche bei England blieben. — England behielt außer den schon genannten französischen Inseln die reichen Colonien Hollands, das Cap und Ceylon, wogegen es Java und die kleineren Plätze wieder herausgab. Ferner behielt England das Schutzrecht über die freierklärten ionischen Inseln, die wichtigen Inseln Malta *) und Helgoland. Außerdem bekam es Hannover zurück und wurde ihm eine Vergrößerung in Norddeutschland vorbehalten. — Rußland begnügte sich, seine Hand einstweilen auf das Großherzogthum Warschau zu legen. — Oesterreich nahm Illyrien, Venedig und die Lombardei zurück, desgleichen Tirol, wogegen Bayern Würzburg und Aschaffenburg nahm, und behielt sich auch noch den Besitz Salzburgs, so wie des früher abgetretenen Theils von Galizien vor. Außerdem re-

---

der Coalition Metternich, Castlereagh, Nesselrode und Hardenberg mit Renteninscriptionen von je 1 Mill., den übrigen mit solchen von je ½ Mill. Francs bezahlen.

*) Der Malteserorden hatte sich im Sturm der Zeit nur noch in Oesterreich und auf den Inseln Sicilien und Sardinien erhalten. Der russische Kaiser Alexander, ungleich seinem Vater Paul, wollte nichts mehr von ihm wissen. In allen Staaten außer den genannten wurden die Güter des Ordens confiscirt. Der König von Preußen stiftete zur Erinnerung an die vormalige Großbalei Brandenburg den neuen Johanniterorden für den Adel, auch den protestantischen, 1810. Der letzte Großmeister des alten Ordens, Tomasi, starb 1805. Man wählte nun in Sicilien einen Statthalter des Magisteriums, der nach der Restauration in Ferrara, seit 1834 in Rom residirt. Oesterreich und Neapel renovirten den Orden für ihre Staaten 1839 unter Anschluß an das Magisterium oder den Convent in Rom.

staurirte Oesterreich seine Erzherzoge in Toscana und Modena und erwarb Parma und Piacenza für Marie Louisen. Erzherzog Ferdinand, bisher nach Salzburg und Würzburg verschoben, kehrte nach Florenz zurück; da der letzte Herzog von Modena, Herkules, im Jahr 1803 gestorben war, succedirte ihm jetzt sein Eidam, des Erzherzog Ferdinands*) Sohn, Erzherzog Franz, der den Familiennamen Modena-Este annahm. Die rechtmäßige Erbin von Parma wäre eigentlich eine andere Marie Louise gewesen, die ehemalige Königin von Etrurien, die schon im Januar durch Murat aus dem Kloster in Rom befreit wurde, in das sie Napoleons Tyrannei gebannt hatte, und die später durch Lucca entschädigt worden ist. Murat behielt Neapel und wurde durch Oesterreich geschützt, welches sich auch der übrigen Napoleoniden annahm. Jerome blieb unter dem Namen eines Grafen von Montfort in Oesterreich, nachdem ihm und seiner Gemahlin auf ihrer Flucht nach der Schweiz ihre Brillanten geraubt worden waren.**) Oesterreich behielt auch das Veltlin, nachdem die Graubündter einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, es zu reclamiren. — Preußen nahm seine ehemaligen Länder jenseits der Elbe wieder in Besitz und erhielt Anwartschaft auf die Rheinlande, die einstweilen noch, wie die wenigen noch übrigen nord- und mitteldeutschen Länder, deren Fürsten noch nicht restaurirt waren, im Namen der sämmtlichen Alliirten unter Steins Administration blieben. Auch Neufchatel fiel wieder an Preußen. — Schweden bekam Norwegen. Zwar machte der dänische Kronprinz Christian Friedrich noch für seine Person einen Versuch, sich dieses seit alter Zeit mit Dänemark eng verbundene Reich zu retten und die Norweger wählten ihn auch am 17. Mai zu Eidsvolk zum König; allein ihre Rüstungen reichten gegen die wohlgeschonten und zahlreichen Regimenter Bernadottes nicht aus, und nach einem nutzlosen und nicht

*) Dieser Ferdinand war ein jüngerer Bruder der Kaiser Joseph und Leopold.

**) Bastide im Leben Talleyrands beschuldigt diesen, den Raub veranlaßt und die Beute getheilt zu haben.

sehr blutigen Kampfe legte der Prinz am 10. Oct. die Krone nieder und Norwegen huldigte dem König von Schweden, blieb aber ein legislativ und administrativ getrenntes Reich. Dänemark behielt Schleswig und Holstein.

Noch blieben Punkte unerledigt, die für das europäische Gleichgewicht von größter Bedeutung waren, z. B. die Neugestaltung Deutschlands; das Schicksal Polens, durch dessen Besitz Rußland ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht zu erlangen und das europäische Gleichgewicht abermals zu stören schien; das Schicksal Sachsens, Belgiens, Genuas rc. Diese wichtigen Fragen sollten im Herbst auf einem großen Congreß in Wien entschieden werden.

Einstweilen wollte man noch die Flitterwochen des Sieges feiern. Sämmtliche Monarchen und ihre berühmten Feldherrn und Diplomaten wurden vom Prinz-Regenten nach London zu einem Besuch eingeladen. Das englische Volk wollte denen, die so lange ihr Blut für das englische Interesse hatten fließen lassen, einen großartigen Dank darbringen und dabei ein wenig mit seinem Reichthum prahlen. Die englischen Minister wollten zugleich die Gelegenheit benutzen, ihre continentalen Gäste für manches zu stimmen, was für England von Vortheil war. Wenn man in London auf eine sehr auffallende Weise die Preußen mit Lorbeern überschüttete, so lag darin die versteckte Absicht, sie zu bestechen, um ihnen den Verlust von Ostfriesland und die Wegdrängung von der Nordsee, welche die englische Politik ihnen zudachte, zu versüßen. Nur der Kaiser von Oesterreich, dessen Interessen in Italien wie in Frankreich durch die Engländer durchkreuzt worden waren, ging nicht mit nach London, sondern kehrte nach Wien zurück, um die Vorbereitungen zum Congreß zu treffen. Die andern hohen Gäste trafen am 7. Juni in London ein und wurden auf die ausgezeichnetste Weise vom Prinz-Regenten und seiner Familie, von den Lords und vom ganzen Volk empfangen. Wo sie sich blicken ließen, umgab sie eine jubelnde Menge und Fest an Fest drängte sich, um sie zu ehren. Niemand aber wurde so hoch gefeiert als der alte Blücher, den sein König kurz vorher zum

Fürsten von der Wahlstadt erhoben hatte.*) Das Volk erdrückte ihn fast mit Liebkosungen und donnerte ihm die Lebehochs in reicherem Maaße zu, als den Monarchen. Die Damen zerrissen seinen Federbusch und jede wollte ein Andenken von ihm haben. Hatte schon sein Ruhm alle Herzen gewonnen, so bezauberte sie vollends sein liebenswürdiger Anstand, sein ewig heiterer Humor. Jene Freudentage in London blieben indeß nicht ohne Aergerniß, indem der Prinz-Regent nirgends zugegen seyn wollte, wo seine ihm tief verhaßte Gemahlin war, diese aber sich desto schadenfroher vordrängte und dabei vom Volke begünstigt war. Am 24. Juni nahmen die Monarchen wieder Abschied, Blücher aber mußte noch länger bleiben. Als er am 11. Juli schied, trank er noch bei der Abfahrt zu Dover vor einer unermeßlichen Menge einen Becher auf das Wohl des englischen Volks.

Der König von Preußen reiste nach Neufchatel in der Schweiz und erst von da nach Berlin zurück, wo er am 7. August seinen feierlichen Einzug hielt durch das Brandenburger Thor, auf dem die Victoria mit den vier Rossen wieder aufgerichtet war, diesmal aber statt des früheren antiken Palladiums das „eiserne Kreuz“ tragend, welches der König im Anfang des Krieges als neues Ehrenzeichen für die tapfersten seiner Krieger eingeführt hatte. Bevor er sich in sein Schloß begab, hielt er einen Gottesdienst unter freiem Himmel, dem der Klerus aller Confessionen beiwohnte. Unterm 17. September erklärte sodann der Minister von Schukmann, der König beabsichtige zur Wiedererweckung des religiösen Sinnes eine neue Liturgie für die protestantische Kirche entwerfen zu lassen und fordere die Geistlichen zu Vorschlägen auf. Auch bildete sich damals in Berlin die erste Bibelgesellschaft nach dem Muster der seit 1804 in England bestehenden großartigen Gesellschaft für Ver-

*) Auch Hardenberg wurde zum Fürsten ernannt; York, Bülow, Kleist, Tauentzien zu Grafen, der erstere von Wartenburg, der andere von Dennewitz, der dritte von Nollendorf, der vierte von Wittenberg. Auch Gneisenau wurde Graf, jedoch ohne neuen Namen.

breitung der h. Schrift. — Der Kaiser von Oesterreich reiste ebenfalls durch die Schweiz, von da nach Mailand und zurück über Tirol, wo das treue Volk ihm jede erdenkliche Liebe bewies.

Mittlerweile waren auch sämmtliche alliirte Truppen aus Frankreich abgezogen, und nur ein österreichisches Beobachtungsheer blieb unter Schwarzenberg am Oberrhein, ein preußisches unter Blücher am Niederrhein, ein englisches in den Niederlanden. Alle diese Truppen, die zur Ueberwachung Frankreichs dienen sollten, wurden nicht auf Frankreichs, sondern auf Kosten der deutschen Grenzländer verpflegt, in denen sie standen, so daß also den Deutschen auch noch über den Sieg hinaus alle Kosten aufgebürdet wurden und Frankreich frei ausging. Alle Festungen waren ihm geblieben und über hunderttausend rüstige Soldaten kamen aus der Gefangenschaft zurück und verstärkten sein Heer. Napoleon selbst war in Elba frei und ganz nahe. Nichts wahr mithin wahrscheinlicher, als daß die Franzosen in ihrem Uebermuth und aus Verachtung so ganz unbesonnener Sieger bald die ihnen aufgedrungenen Bourbons wieder zum Lande hinauswerfen würden. Wellington sagte beim Abschied zu französischen Emigrirten: ihr werdet wohl bald wieder nach England kommen. Auch Blücher theilte die Besorgnisse. Am klarsten und freimüthigsten zeigte Görres im Rheinischen Merkur, welche Fehler man begangen, und sagte voraus, Frankreich werde sich neugestärkt bald wieder in Waffen erheben. Das aber, meinte er, habe das deutsche Volk nach so ungeheuren Opfern verdient, daß man es wenigstens sicher stelle vor neuen Uebergriffen Frankreichs, daß man ihm die alten Grenzen des Reichs zurückgebe und seine Macht zugleich innerlich stärke durch eine neue Reichsverfassung. Aber Gentz, Metternichs Feder, verwies ihm im „Boten von Tirol“ (schon im Juli) seine patriotischen Klagen, verdächtigte ihn als einen deutschen Jakobiner und eröffnete damit jene verderbliche Polemik, die alles Zutrauen der patriotischen Volkspartei zu den Fürsten und Diplomaten vergiftete. Da alle Patrioten die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums wollten, waren sie (auch in Norddeutschland) eigentlich mehr österreichisch als preußisch gesinnt, was Metternich wohl hätte

beherzigen dürfen. Aber Metternich ergriff Partei für die Rheinbundstaaten gegen Preußen und glaubte Preußen nicht besser moralisch schwächen zu können, als wenn er die Sympathien zerstörte, die es mit der Proclamation von Kalisch sich gewonnen hatte. Deshalb erlaubte er Gentz, damals schon verächtlich vom „sogenannten Volk" zu reden und geradezu in Abrede zu stellen, daß der große Kampf gegen Napoleon ein Nationalkrieg gewesen sey. Es sey nur, behauptete er, ein Krieg der Fürsten gewesen, durchgeführt von gehorsamen Armeen. Die angebliche Theilnahme des Volks sey eben so illusorisch als irgend welches Recht, das sich das Volk dadurch erworben haben sollte. Von diesem Gesichtspunkte gingen auch die Rheinbundfürsten aus. Als die nassauische Landwehr aus Frankreich zurückkehrte, wurde sie auf Befehl des Herzogs entwaffnet und der Uniformen beraubt in ihre Dörfer heimgeschickt, ohne Dank, ohne Lohn, viele ohne Rock und Hut. Der rheinische Merkur wurde in Bayern und Württemberg verboten, die Feier des 18. October untersagt oder verkümmert.

Den herbsten Undank erfuhren die Spanier. In Folge der französischen Niederlagen waren die Cortes mit der Regentschaft am 14. Jan. 1814 von der Insel Leon nach Madrid übergesiedelt. Hier im Herzen Altspaniens war die Luft den Liberalen minder günstig, als in der Handelsstadt Cadix am Meere. Durch Neuwahlen waren viele Servile in ihren Schooß eingedrungen, dennoch hatten die Liberalen noch die Mehrheit und ersetzten durch kecke Zuversicht, was ihnen an Vertrauen beim Volke abging. Unter ihrem Einfluß beging die Regentschaft den groben Verstoß, den Vertrag, den Ferdinand VII. mit Napoleon zu Valencay abgeschlossen hatte, nicht anzuerkennen und sich dabei auf das Gesetz zu berufen, in welchem die Cortes im Voraus alles für ungültig erklärt hatten, zu was der König während seiner Gefangenschaft etwa gezwungen oder verführt werden könne. Ferdinand sah sich nun außer Stand, die ihm von Napoleon gestellten Bedingungen zu erfüllen, und wurde noch länger von ihm zurückbehalten. Die Regentschaft und die Cortes also waren es, die seine Gefangenschaft verlängerten, was ihn natür-

licherweise tief erbittern mußte. Zum Ueberfluß faßten die Cortes am 2. Febr. nach einer sehr stürmischen Sitzung den Beschluß, den König nicht eher anzuerkennen, als bis er die Verfassung beschworen haben würde. Die Servilen und unter ihnen am lebhaftesten Reyna kämpften vergebens dagegen, protestirten aber im Namen des Königs, der nicht von der Wahl der Cortes abhänge, sondern geborner Monarch sey.

Inzwischen kam Napoleon in immer größere Noth und gab Ferdinand VII. ohne eine Bedingung frei. Derselbe verließ Valencay am 13. März, wurde aber am 23. an der Grenze zu Girona von Suchet aufgehalten und mußte erst einen Befehl erlassen, demzufolge die französischen Besatzungen in den nach rückwärts liegenden festen Plätzen freien Abzug erhalten sollten. Im Vertrauen auf die Vollziehung dieses Befehles ließ sodann Suchet unter großen wechselseitigen Höflichkeiten den König weiter reisen und behielt nur dessen Bruder Don Carlos als Geißel zurück. Die Catalanen strömten in Masse herbei, ihren befreiten König willkommen zu heißen, und Ferdinand konnte bald erkennen, das Volk sey ihm viel ergebener, als die Cortes. Am 6. April kam er nach Saragossa, begleitet von dem gleichfalls frei gewordenen Palafox. Das Volk dieser vielgetreuen Stadt berauschte sich in der Wonne des Wiedersehens und die schönsten Damen zogen mit bunten Bändern den königlichen Wagen durch die Straßen. Hier wurde am 11. ein geheimer Rath gehalten, was der König gegenüber den Cortes thun solle. Alle Anhänger des Königs riethen, sie nicht anzuerkennen, nur Palafox allein warnte vor extremen Schritten. Der König ließ die Sache noch dahin gestellt, beschloß aber, noch nicht nach Madrid, sondern erst nach Valencia zu reisen, sich von der günstigen Stimmung des Volks noch besser zu überzeugen und die Cortes in banger Erwartung zu lassen. Valencia, wohin Ferdinand am 16. kam, erfüllte alle seine Wünsche. Die Besatzung unter General Elio schwur die Rechte seines Throns zu schützen und rief durch alle Straßen denen Tod zu, die anders dächten. Als sich ihm nun hier als Präsident der Regentschaft von Madrid kommend der alte Cardinal Louis de

Bourbon, Vetter des Königs und Schwager des Friedensfürsten, vorstellte, reichte er demselben nur kalt und stolz die Hand zum Kusse hin. Das Zuströmen der Großen des Reichs, der Geistlichkeit, der servilen Parteihäupter und der Deputation aufrichtig treuer Spanier, die in der Liebe zum Alten nie gewankt, nahm von Tage zu Tage zu und ließen dem König keinen Zweifel mehr, daß er alles wagen dürfe.

Unter diesen Einflüssen erließ er am 4. Mai in Valencia eine strenge Proclamation, in welcher er die Auflösung der bisherigen usurpatorischen Cortes aussprach und alle ihre Handlungen für ungültig erklärte, dagegen die Einberufung der alten rechtmäßigen und landesüblichen Cortes, so wie die Achtung aller Rechte des Volks und Förderung seines Glücks zusicherte. Zugleich wurden geheime Befehle nach Madrid geschickt und durch General Equia daselbst in der Nacht vom 10. zum 11. Mai die beiden noch dort weilenden Regentschaftsmitglieder Agar und Ciscar, einige Minister und etwa 40 Cortesmitglieder verhaftet. Das Volk äußerte laute Freude darüber und empfing den König, der am 13. anlangte, mit unermeßlichem Jubel und Gepränge. Alles strömte ihm schon sieben Meilen weit entgegen und von Aranjuez bis Madrid wurde sein Wagen nicht mehr von Pferden, sondern von Menschen gezogen, die nicht aufhörten, ihm Glück zu wünschen.

Die Unterdrückung der Liberalen war sehr populär und würde auch ohne den König erfolgt seyn, denn die von dieser Partei gepredigte französische Philosophie paßte nun einmal nicht zum spanischen Volke. Aber der König handelte doch nicht im Sinne dieses edeln Volkes und verstand es nicht, in großherziger Weise denen die Hand zu bieten, die während seiner Verbannung für seine Rechte gekämpft hatten, und einer Nation, die ihm so hohe Treue bewiesen, den vollen Genuß des endlichen Sieges und Friedens zu gewähren. Denn er verfolgte von nun an nicht blos die Liberalen, die in Cadix unvolksthümliche Gesetze gemacht hatten, sondern auch die Generale und Guerilleros, die ihr Leben für ihn eingesetzt hatten. Selbst die treuesten Helden wurden ihm verdächtig, wenn sie nur

freimüthig waren und ihm Mäßigung und Milde empfahlen. Er wies alle Ehrenmänner von sich und umgab sich nur mit dem Auswurf der servilen Partei, deren Verdächtigungen noch öfter die Unschuld oder das Verdienst trafen, als die wirklich Compromittirten. Dabei entwickelte er eine seltene Tücke des Charakters, die Vertrauen heuchelte und selbst Liebkosungen spendete, wo sie tödtlich verderben wollte. Es wurde Sprüchwort in Spanien, wen der König hängen lassen wolle, mit dem rauche er vorher eine Cigarre. Die traurige Folge dieses Systems war, daß sich eine Menge Spanier, die vorher nichts von den Liberalen gewollt hatten, jetzt erst mit denselben vereinigten, um der königlichen Bosheit Schranken zu setzen. Das Volk, das so männlich für die Rechte seines Königs gekämpft, durfte auch seine edelsten Vertreter im Rathe des Königs zu sehen verlangen. Die alten Cortes waren gesetzlich, der König hatte ihre Wiedereinberufung zugesagt, brach aber sein Wort und regierte mit einer so absolutistischen Willkür als möglich. Vergebens reiste Wellington im Spätsommer nach Madrid, ihn einigermaßen zur Vernunft zu bringen. Ein dumpfes Unbehagen ging durch ganz Spanien; das Volk, anstatt die wohlverdiente Ruhe zu genießen, gerieth in neue Aufregung. Schon im Herbst ließ sich Mina von seinem Feuer hinreißen, eine Empörung zu versuchen, die aber bald unterdrückt wurde. Doch glühte die geheime Wuth im Volke fort und stürzte Spanien wenig Jahre später in alle Greuel des Bürgerkriegs.

Von noch längerer Dauer sollten die unglücklichen Bürgerkriege seyn, die mit den ersten Unabhängigkeitserklärungen in den spanischen Colonien Mittel- und Südamerikas begonnen hatten. Sie dauern bis heute fort. Es genüge zu bemerken, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich schadenfroh einmischten und schon im Jahr 1812 Florida sich einverleibten, wie viel später Texas und Californien, und daß die zunehmende Demoralisation in den verschiedenen spanischen Republiken, die sich vom Mutterlande nach und nach getrennt haben, den Nordamerikanern künftige weitere Eroberungen nur erleichtern kann. Die amerikanischen Spanier haben durch die

Freiheit nichts gewonnen. Ueberall, wo sie Republiken gründeten, wurden diese ein Spielball ehrgeiziger und habgieriger Generale, die einander wechselseitig verdrängten und unter deren Herrschaft nirgends weder die Freiheit, noch die Bildung gedeihen konnte. Die Kirche wurde bald geplündert, bald wieder geliebkost, verwilderte aber auch da, wo sie im größten Ansehen blieb, theils weil sich die Geistlichkeit zu viel in die weltlichen Parteikämpfe mischte, theils weil das noble Altspanierthum der Gemeinheit der bunten Hautfarbe erlag.

Die Unnatur des Continentalsystems hatte noch kurz vor Napoleons Ueberwältigung einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England veranlaßt. Präsident Jefferson hatte am 17. März 1808 das Non-intercourse-Gesetz beim Congreß durchgesetzt, demzufolge nordamerikanische Schiffe nicht mehr in englische und französische Häfen einlaufen sollten, weil dort keine Freiheit der Flaggen mehr galt. Napoleon kam den Nordamerikanern zuerst wieder entgegen, und nun hob auch der Congreß das Nichtverkehrsgesetz für Frankreich auf, 2. Nov. 1810. Der englische Gesandte Erskine in Washington versprach gleiches Entgegenkommen von England und Zurücknahme der strengen englischen Gesetze in Bezug auf die Schiffe der Vereinigten Staaten, das Ministerium aber desavouirte ihn und es kam bald zu Reibungen. Englische Schiffe caperten die amerikanischen Kauffahrer weg, die nach französischen Häfen fuhren, es kam schon zu einem kleinen Seegefecht zwischen einer amerikanischen Fregatte und einem englischen Kriegsschiff. Nicht ohne englischen Einfluß von Canada aus begann ein großer Aufruhr der wilden Indianer unter dem tapfern Häuptling Tecumseh und seinem Zwillingsbruder Elskwatawa, denen aber der amerikanische Gouverneur Harrison durch einen raschen Angriff der gesammelten Milizen zuvorkam. Er schlug die trotz eines abgeschlossenen Waffenstillstandes heimtückisch über ihn hergefallenen Wilden bei Tippecanoe. Als sich endlich die Zahl der von Engländern abgefangenen nordamerikanischen Handelsfahrzeuge schon auf 900 belief,

brach dem Congreß die Geduld und er erklärte an England förmlich den Krieg, 18. Juni 1812.

Der amerikanische General Hull eröffnete denselben mit einem Einfall in Canada, ließ sich aber zurücktreiben und in Detroit sogar gefangen nehmen. Nicht besser erging es dem ihm folgenden General Rensselaer; auch die Wilden erhoben sich wieder, wurden aber von General Jackson zurückgeschlagen. Der Winter machte diesem Landkrieg ein Ende. Zur See waren die Amerikaner glücklicher und caperten nicht nur 250 englische Handelsschiffe, sondern eroberten auch drei große Kriegsfregatten und eine Corvette in offener Seeschlacht, ohne selbst ein Schiff zu verlieren. Im Jahre 1813 erlitt ihr Landheer schon wieder eine Niederlage bei Frenchtown unter Harrison; als aber Clay zu Hülfe kam, wurden die Engländer und Canadier bei Fort Meigs geschlagen und ebenso ihre Schiffe auf dem Eriesee. Im Herbst erfocht Harrison noch einen glänzenden Sieg über den englischen General Proctor an der Themse, wo auch der gefährliche Tecumseh das Leben verlor. Dagegen büßten die Amerikaner in diesem Jahr zur See eine Fregatte und eine Corvette ein, wofür sie nur kleine Schiffe nahmen. Im Jahr 1814 kamen Verstärkungen aus England von Wellingtons sieggewohnter Armee und am 5. Juli wurde in einer nächtlichen Schlacht bei Mondschein nahe am berühmten Niagarafall mit äußerster Erbitterung, jedoch ohne Entscheidung gekämpft, indem sowohl der amerikanische General Scott, als der englische General Ripley sich den Sieg zuschrieben. Aber am 24. August überfiel Admiral Cochrane das Ufer bei Washington, ließ General Roß mit Truppen landen und an dem Sitz der amerikanischen Regierung alle öffentliche Gebäude verbrennen, ein Vandalismus, der die Amerikaner nicht abschreckte, sondern zur Wuth reizte. Als Roß auch Baltimore angriff, wurde er zurückgeschlagen und getödtet.

Im Spätjahr schickte England noch eine große Flotte mit 10,000 Mann Landungstruppen nach New-Orleans, hier aber erwartete sie General Jackson. Die Engländer verstärkten sich mit 4000 Mann, die schon in Canada standen, und rückten, 14,000

Mann stark, vor die Mündung des Missisippi; Jackson konnte nur 6000 Mann aufbringen, darunter aber 2500 geübte Jäger aus Kentucky. Hinter Baumwollenballen versteckt gaben am 7. Januar 1815 diese Schützen ein so wirksames Feuer auf die Engländer, daß diese trotz ihres schweren Geschützes und ihrer congrevischen Raketen ihren General Packenham verloren und mit ungeheurem Verlust auf ihre Schiffe zurückgejagt wurden. Sie verloren 2600 Menschen, die Amerikaner nur 13. Während dieser Sieg mit unendlichem Jubel durch ganz Amerika gefeiert wurde, kam am 17. Februar die Nachricht an, die von beiden Theilen bestellten Friedensunterhändler hätten zu Gent unter den Auspicien des zum Schiedsrichter gewählten neuen Königs der Niederlande bereits am h. Weihnachtstage des eben verflossenen Jahres den Frieden abgeschlossen, der nun auch ratificirt wurde. — Dieser amerikanische Krieg brachte den stolzen und egoistischen Engländern keine Ehre und keinen Vortheil, sondern erhöhte nur das Selbstgefühl der Amerikaner.

Vierundzwanzigstes Buch.

Neugestaltung Europas im Jahr 1815.

Gegen Ende des September 1814 fanden sich von allen Seiten die Monarchen und ihre ausgezeichnetsten Staatsmänner, desgleichen die Vertreter der kleinen und kleinsten noch bestehenden, oder schon mediatisirten Staaten, und zahllose andere Gäste, die mehr nur Neugier antrieb, zum großen Congreß in Wien ein. Am feierlichsten war der gemeinschaftliche Einzug des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen am 25. September. Schon vorher waren die Könige von Dänemark und von Württemberg, bald nachher der König von Bayern eingetroffen. Von den andern größern Staaten kamen nur bevollmächtigte Minister. England sandte den Lord Castlereagh und für Hannover den Grafen von Münster, Frankreich den Fürsten von Talleyrand, Schweden den Grafen Löwenhjelm, Spanien den Ritter Labrador, Portugal den Grafen von Palmella, der Papst den Cardinal Consalvi. Bei den commissarischen Verhandlungen ließen sich Oesterreich durch den Fürsten Metternich und Herrn von Wessenberg, Preußen durch den Fürsten von Hardenberg und Freiherrn Wilhelm von Humboldt, Rußland

durch den Grafen Nesselrode, Bayern durch den Fürsten von Wrede vertreten, Dänemark durch den Grafen von Bernstorf, Sardinien durch den Marquis de St. Marsan, Holland durch den Freiherrn von Gagern. Das Protokoll der Plenarsitzungen führte Herr von Gentz.

Der Kaiser von Oesterreich übte eine großartige Gastfreundschaft. Die fremden Fürsten und vornehmen Gäste hatten ihre Damen mitgebracht. Fest reihte sich an Fest. Dejeuners, Diners, Soupers, Bälle, Theater, Opern, Concerte, Feuerwerke, Feengärten, Volksfeste, Paraden, Manoeuvres ꝛc. wechselten ab mit Lustparthien in der Umgegend, Lustfahrten auf der Donau, im Herbst und Winter mit Jagden, Maskeraden, Schlittenparthien ꝛc. Kaiser Franz verwendete auf die Unterhaltung seiner Gäste mehr als 30 Millionen.

Mitten im Taumel dieser Vergnügungen wurden sehr ernste Verhandlungen gepflogen, mit denen es aber nicht recht vorwärts gehen wollte und die von vorn herein wenigstens in Deutschland mit Mißtrauen begrüßt wurden, weil man es hier nicht verschmerzen konnte, daß Frankreich, eben erst besiegt, schon wieder eine Stimme auf dem europäischen Congreß führen und die übrigen Mächte durch seine Intriguen uneinig machen und verhetzen durfte. Auch Talleyrands Persönlichkeit flößte Abscheu ein, denn man hatte nicht vergessen, welche Rolle derselbe auf dem Congreß in Rastadt, bei der Beraubung und Zerstückelung des deutschen Reichs gespielt hatte. Es empörte, daß ein solcher Mann jetzt mit zu Gericht sitzen sollte über die Neugestaltung Europas und insbesondere auch Deutschlands.

Nachdem Frankreich, von dem allein alles bisherige Unheil ausgegangen war, durch den Pariser Frieden in seine Schranken zurückgewiesen war, schien nichts natürlicher, als das durch jenes Frankreich zerrüttete deutsche Reich in den alten Stand der Macht und Ehre wieder einzusetzen. Auch hatte die Proclamation von Kalisch es verheißen und ganz in dem nämlichen Sinn hatten sich auch die österreichischen Proclamationen schon im Jahr 1809 ausgesprochen. Man hätte nun meinen sollen, Oesterreich werde die Idee festhalten, Rußland und Preußen wegen der Zusagen von Kalisch beim Wort

nehmen und „die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs“, die darin ausdrücklich verheißen worden war, hauptsächlich im eigenen Interesse durchführen, denn Kaiser Franz war immer noch erwählter römischer Kaiser und die erzwungene Niederlegung dieses Titels konnte jeden Augenblick zurückgenommen werden. Für die Einheit des Reichs unter einem Kaiser schwärmten damals sogar die norddeutschen Protestanten; außerdem aber fand Oesterreich die zahlreichsten und wärmsten Sympathien in seinen verlorenen Provinzen, dem burgundischen Kreise (Belgien), im ehemaligen Vorderösterreich (Oberschwaben und Schwarzwald), desgleichen in sämmtlichen säcularisirten und mediatisirten Landen und Städten, hauptsächlich in den rheinischen, westphälischen, fränkischen Bisthümern. Allein Kaiser Franz trat schon im August 1813 in die Allianz mit dem klaren Vorsatz ein, die deutsche Kaiserkrone nicht wieder anzunehmen. Er und Metternich sahen in der Wiederaufnahme der deutschen Kaiserwürde weit mehr eine Gefahr, als einen Vortheil für Haus Oesterreich. Eine Gefahr nämlich, weil alle auswärtigen Mächte ein Interesse hatten, Deutschlands Wiedergeburt und Einheit zu hintertreiben, und weil auch innerhalb des deutschen Reichsgebietes selbst Preußen und Bayern schon zu mächtig waren, um sich wieder einem Kaiser unterwerfen zu können. Wie fest bereits Oesterreich entschlossen war, nicht zum alten Reiche zurückzustreben, erhellt am deutlichsten aus dem Vertrage von Ried, den es schon im October 1813 mit Bayern einging, und aus der Schnelligkeit, mit dem es allen Rheinbundfürsten die Arme öffnete, um sich ihrer gegen Preußen und die deutsche Einheitspartei zu bedienen. Nachdem das nun schon alles vorausgegangen war, erklärt sich leicht, warum sich Oesterreich und Preußen mit England und Rußland noch mitten im Kriege auf französischem Boden in dem Augenblick, in welchem sie anderweitige Zwistigkeiten ausglichen, auch dahin vereinigten, die Proclamation von Kalisch feierlich zu verleugnen, und (gleich im ersten geheimen Artikel des Vertrags von Chaumont) als Grundsatz aufstellten, Deutschland solle nicht wieder ein einiges Reich, sondern nur ein Bund unabhängiger Fürsten werden.

Was also die Hauptsache hätte seyn sollen, die Wiederherstellung des deutschen Reichs, war auf dem Wiener Congreß von vorn herein beseitigt, und der letztere hatte keinen andern Zweck mehr, als die aus der großen napoleonischen Beute noch übrigen Länder unter die Sieger dergestalt zu vertheilen, daß keiner ein Uebergewicht erlangte. Die Stimme kleiner Staaten wurde nicht gehört. Man ließ sie bei Seite und wählte einen Ausschuß von acht Großmächten, Oesterreich, Rußland, England, Frankreich, Spanien, Preußen, Schweden und Portugal, die allein über die Hauptfragen entscheiden sollten, während dagegen für separate Gegenstände, z. B. die Angelegenheiten des künftigen deutschen Fürstenbundes, der Schweizer Eidgenossenschaft, der Niederlande, Sardiniens 2c. besondere Commissionen gewählt wurden. Jener Hauptausschuß der acht Mächte erregte großen Aerger unter den kleinern Mächten, da Dänemark, Bayern, Sardinien, Neapel 2c. ausgeschlossen waren, die sich doch für so mächtig und bedeutend hielten, wie Portugal. Allein die Großen achteten nicht auf sie.

Allen Streitfragen des Congresses stand in erster Linie voran die neue Theilung Polens, für die ein Ausschuß der fünf Großmächte allein (mit Ausschluß von Spanien, Schweden und Portugal) niedergesetzt wurde, der auch nicht einmal dem Achterausschuß Vorlagen zu machen hatte, sondern allein entschied. Von dieser Frage hingen mehr oder weniger alle andern ab, denn Rußland machte, was es den andern bewilligte, von dem abhängig, was ihm bewilligt wurde. Sachsen hatte durch sein Benehmen den Besitz des Großherzogthums Warschau verwirkt und Kaiser Alexander hatte es bereits seiner ganzen Ausdehnung nach provisorisch besetzt. Da nun aber derselbe im Frieden von Tilsit ein Stück von Preußisch-Polen und im Frieden von Wien ein Stück von Oesterreichisch-Galizien als napoleonisches Geschenk erhalten hatte, so schien er durch den Besitz so vieler neuen Erwerbungen an den Westgrenzen seines unermeßlichen Reiches doch gar zu übermächtig zu werden. Oesterreich und England erklärten sich daher entschieden gegen die russischen Ansprüche. Preußen aber war für Rußland gewonnen,

weil ihm Rußland den Besitz des ganzen Königreichs Sachsen garantirte. Bei dieser heikeln Verhandlung hatte Talleyrand die erste günstige Gelegenheit, die Stimme des besiegten Staats unter die hadernden Stimmen der Sieger einzumischen und sogar zur entscheidenden zu machen. Je mehr er sich auf die Seite Oesterreichs und Englands stellte, um so mehr Achtung verschafften diese hinwiederum dem französischen Votum. Kaiser Alexander konnte sich nicht enthalten, dem Fürsten Talleyrand einmal zu sagen: „ich hätte von Frankreich mehr Dankbarkeit erwartet.“ Man konnte nicht einig werden, man zog sich von einander zurück, man drohte sich, ja man griff schon an das Schwert, während Wien noch immerfort Feste gab und der äußere Schein der innigsten Allianz nicht aufgegeben wurde. Kaiser Alexander erlaubte seinem Bruder Constantin, den er den Polen als Vicekönig zugedacht hatte (in einem Verhältniß, wie das Eugens zu Napoleon gewesen war), in einem Aufruf vom 11. Dezember, alle Polen in die Waffen zu rufen, um die Unabhängigkeit und „das politische Daseyn“ ihrer Nation zu behaupten. So bediente sich Rußland, indem es Polen verschlingen wollte, der patriotischen Sprache Kosciuszko's. Dagegen schlossen Oesterreich, England und Frankreich am 3. Jan. 1815 einen geheimen Bund, um Rußland und Preußen nöthigenfalls mit Waffengewalt zum Abstehen von ihren Forderungen in Bezug auf Polen und Sachsen zu zwingen.

Man ließ es jedoch nicht zum äußersten kommen, sondern die drei westlichen Mächte glichen sich mit Rußland auf Kosten Preußens aus. Preußen hatte das Mißgeschick, nachdem es das meiste und beste im Kriege gethan hatte, im Frieden für alle andern der Sündenbock werden zu müssen. Das Gespenst des „Sicharrondirens,“ womit Haugwitz so lange geplagt worden war, störte auch dem Fürsten Hardenberg die nächtliche Ruhe. Man sah, wie Oesterreich die Niederlande und Oberschwaben aufopferte, um sich mit dem nähern Venedig besser zu arrondiren. Man hatte früher um jeden Preis sich mit Hannover arrondiren wollen. Also lag es nahe, daß man sich von der Aussicht, sich mit

Sachsen zu arrondiren, bestechen und gänzlich verblenden ließ. Rußland hatte hoch und theuer gelobt, ganz Sachsen solle preußisch werden, unter der Bedingung, daß Polen russisch würde. Die schlaue Diplomatie der übrigen Mächte ließ aber Preußen in der Täuschung, sie würde seinen Ansprüchen auf Sachsen nachgeben, bis sie von Preußen unwiderruflich anderartige Zugeständnisse erlangt hatte. Altpreußische Provinzen waren Anspach und Bayreuth, es mußte Preußen daran liegen, durch sie den Fuß in Süddeutschland zu haben; allein es machte keinen Anspruch mehr darauf und überließ sie Bayern aus Rücksicht auf Oesterreich. Eine altpreußische Provinz war auch Ostfriesland, und dem Fürsten von Hardenberg hätte alles daran liegen müssen, durch dieses Land Preußen die einzige Verbindung mit der Nordsee zu erhalten, allein indem ihm England täglich Hoffnung auf Sachsen machte, überließ er diese unersetzliche Provinz an Hannover. Nichts beweist deutlicher, wie wenig Hardenberg den Ruhm eines Staatsmanns verdient hat. Also von der Nordsee wie von Süddeutschland ließ Preußen sich ausschließen einzig um Sachsen zu gewinnen. Aber es war niemand Ernst, ihm Sachsen zu geben. Im Gegentheil verlockte man Preußen zu diesem Anspruch nur, um es der Popularität zu berauben, die es während des Krieges genossen hatte. Der Staat, von dem die heiligste Begeisterung und die großartigsten Ideen ausgegangen waren, sollte jetzt als in kleinlicher Habgier befangen erscheinen. Es gelang nur zu gut. Die Begeisterung verschwand, ein jüdisches Mäkeln und Schachern und der tiefe Aerger darüber blieben allein übrig. Nach dem Vertrage vom 3. Jan. hätte es zum offenen Kriege kommen müssen, wenn nicht die drei westlichen Mächte, um einen solchen Skandal zu verhüten, am Ende doch vorgezogen hätten, Rußland im Wesentlichen nachzugeben unter der Bedingung, daß es Preußen nicht ferner unterstütze. Man kam überein, daß Rußland von Polen nur den im Wiener Frieden von Oesterreich abgerissenen Theil Galiziens zurückgeben, das Gebiet von Posen an Preußen abtreten und Krakau eine freie Stadt seyn lassen sollte, das ganze übrige Großherzogthum Warschau aber sammt dem im Tilsiter

Frieden von Preußen weggerissenen Bezirk von Bialystock behalten solle, daß dagegen Preußen nur den kleineren, ärmeren, städteloseren Theil des nördlichen Sachsen bekommen, der reichere Theil im Süden aber mit den Städten Dresden und Leipzig dem König von Sachsen verbleiben solle. Sobald Kaiser Alexander das Wesentliche hatte und sich nur zu unbedeutenden Abtretungen veranlaßt sah, besann er sich keinen Augenblick, Preußen seinen bisherigen Schutz aufzukündigen. Die Verzichtleistung auf das ganze Sachsen wurde Preußen schon am 8. Februar abgenöthigt und dann erst am 11. die Abtretung Warschaus an Rußland unterzeichnet. Somit hatte Napoleons spätere Rückkehr auf diesen Gang der Dinge keinen Einfluß. Mit großem Glück machte Talleyrand und machte auch die englische Presse zur Vertheidigung des Königs von Sachsen die Grundsätze der Legitimität geltend. Nach denselben Grundsätzen hätte aber auch Kaiser Franz wieder die deutsche Kaiserkrone und Preußen Ostfriesland und die fränkischen Markgrafschaften zurückerhalten müssen. Die vielberühmte Legitimität galt nicht ein Haarbreit weiter, als das Interesse der Mächtigen ihrer bedurfte.

Die nächstwichtigste Angelegenheit betraf die Niederlande. Holland hatte den Sohn seines letzten Erbstatthalters, Wilhelm, als Souverain angenommen. Belgien war von Frankreich abgerissen und von Oesterreich aufgegeben. Wer sollte diese reiche und wichtige Provinz bekommen? Nur nicht Preußen, darüber waren alle einig. Während man Preußen die rheinischen Bisthümer zu Cleve gab und es als Hauptmacht zur Bewachung Frankreichs am Niederrhein aufstellte, wollte man ihm doch um keinen Preis den Vortheil der Meeresküste gönnen. Man stellte es überall dahin, wo es in Gefahr war, nirgends wo ihm ein echter sicherer Gewinn erwachsen wäre. Der Prinz-Regent von England hatte damals die Absicht, seine Tochter Charlotte mit Wilhelm, dem neuen Souverain von Holland, zu vermählen, und schlug deshalb vor, Holland mit Belgien zu vereinigen. Seine Absicht war, die politische Vormundschaft über beide Länder zu übernehmen; er bediente sich aber des Vorwandes, Holland sey ein zu schwaches Bollwerk gegen Frankreich, man müsse es ver-

stärken, um Europa wirksamer gegen einen Angriff Frankreichs zu schützen. Hatte nun England den Russen in Bezug auf Polen nachgegeben, so gaben sie ihm jetzt wieder in Bezug auf Belgien nach, und England setzte seinen Plan vollständig durch, und zwar wieder auf Kosten Deutschlands. Es fiel niemand ein, daran zu erinnern, Belgien und Lüttich seyen deutsche Reichsländer gewesen, müssen also auch jetzt noch ein integrirender Theil des deutschen Bundes bleiben. Man riß es ab und gab es an Holland.

In ähnlicher Weise wurde die vierte Frage entschieden, welche Sardinien betraf. England legte den größten Werth darauf, dieses Königreich zu verstärken, um es als Keil zwischen Frankreich und Oesterreich zu treiben. Nachdem Venedig als Republik nicht mehr bestand, konnte auch die von Genua nicht wohl wiederhergestellt werden; England aber wünschte es mit Sardinien zu verbinden, um durch den Hafen von Genua in jedem Augenblick mit dem Turiner Hofe in Verkehr treten und diese Macht mit seinen Flotten unterstützen zu können. Es setzte auch hier seinen Zweck durch. — Die neapolitanische Frage blieb unerledigt. Oesterreich schützte Murat, obgleich seine Gesandten vom Congreß nicht zugelassen wurden. *)

In Bezug auf die Schweiz hielten sich der Einfluß der Aristokraten und Demokraten ziemlich die Waage. Die erstern vertrat der Schultheiß von Mülinen aus Bern, die andern Laharpe, der Schützling Kaiser Alexanders. Zur Vermittlung trug wesentlich bei Landammann Reinhard von Zürich. Doch waren außer dem letztern nur Wieland von Basel und Montenach von Freiburg offizielle Tagsatzungsgesandten. Nach vielem Ringen und Zanken hatten sich die streitenden Parteien in der Schweiz selbst am 8. Sept. 1814 zu einem Vertrage vereinigt, der die gegenseitigen Ansprüche möglichst ausglich und auch am Wiener Congreß in der Hauptsache an-

---

*) Man beschuldigte Talleyrand, er habe sich von Murat 300,000 Dukaten schenken lassen, um für ihn beim Congreß zu wirken, aber vom König Ferdinand eben soviel.

genommen wurde. Durch Laharpes Einfluß blieben die Cantone Waadt und Aargau von Bern getrennt, wogegen Bern das Gebiet von Pruntrut (Basler Bisthum) erhielt. Graubündten, das nur das Veltlin an Oesterreich verlor, Genf, Wallis, Tessin, Neufchatel (obgleich unter preußischer Hoheit) traten zur Eidgenossenschaft. Die Verfassung blieb föderativ. In den vormals aristokratischen Cantonen kamen meist die alten Geschlechter wieder ans Ruder. Der Fürstabt Pancratius von St. Gallen wurde mit seinen Reclamationen abgewiesen. Da man anfangs zu den Schweizer Entschädigungen Talleyrand nicht herbeigezogen hatte, erklärte dieser alles für unverbindlich, wozu Frankreich, als nächster und mächtigster Nachbar der Schweiz, nicht mitgewirkt habe, und man fand sich bewogen, ihm nachzugeben und Frankreich zum Mitrichter über die Schweiz anzunehmen. Die neue Schweizer Verfassung wurde zu Wien am 28. März 1815 garantirt.

Unterdeß wurde auch der neue deutsche Bund berathen. Das ausschließlich deutsche Comité hatte aber nur über die lockere Form der Föderation Beschlüsse zu fassen, die Hauptsache, sowohl was die Grenzen des Bundes, als was das Verhältniß der Glieder zum Ganzen betraf, war schon vorher durch Oesterreich und Preußen allein mit den auswärtigen Mächten festgestellt worden und erklärte Metternich am 22. Nov. 1814 ausdrücklich, das sey keine rein deutsche, sondern eine allgemein europäische Angelegenheit. Der deutsche Bund sollte nunmehr äußerlich nur die Länder umfassen, die vormals schon zum deutschen Reich gehört hatten (mit Ausnahme der erst noch neuerdings abgerissenen, z. B. Belgiens). Er sollte aus durchaus souverainen Staaten bestehen und nur durch das Föderativband des s. g. Bundestags in Frankfurt vereinigt seyn. Hier sollten die Gesandten aller Bundesstaaten tagen unter dem Präsidium Oesterreichs. Die Frage, wer souveraines Bundesmitglied seyn dürfe, wurde von den größern Staaten allein bestimmt, die kleinern erst später zu den Berathungen zugezogen. Ein Versuch der mediatisirten Reichsfürsten, wieder als unabhängig anerkannt oder wenigstens mit corporativen Rechten bedacht zu werden, mißlang. Es

charakterisirt die Schwäche ihrer Stellung, daß sie eine Frau zur Fürsprecherin wählten, die verwittwete Fürstin von Fürstenberg. Kaiser Franz empfing sie am 22. Oct. 1814, konnte ihr aber nur mit Güte rathen, sich in die Umstände zu ergeben. Hannover verwandte sich auf dem Congreß am eifrigsten für die Wiederherstellung der alten ständischen Verfassungen, durch welche auch den Mediatisirten die Bürgschaft eines Rechtszustandes gewährt wurde. Andrerseits wurde das constitutionelle System auch von den Rheinbundfürsten (nach dem Vorgang der Bourbons in Frankreich) als das geschickteste Mittel angesehen, um den mancherlei Groll der Bevölkerungen zu beschwichtigen und namentlich um die Aufmerksamkeit von den großen nationalen Fragen auf die minder bedeutenden Fragen des provinziellen und ständischen Rechts abzuleiten. König Friedrich von Württemberg hatte sich geschickt mit der Coalition abgefunden und hoffte, eben so leicht die öffentliche Meinung zu gewinnen, indem er schon am 11. Jan. 1815 seinem Lande eine neue Verfassung gab und am 15. März die Stände eröffnete. Aber die Stände verlangten „das alte Recht," d. h. Altwürttemberg seine alte Verfassung, Neuwürttemberg die alten schwerverletzten Rechte der Mediatisirten. Der König verstand sich am 23. April, Commissäre zu ernennen, die im Verein mit ständischen Commissären eine neue Verfassung (mit Beseitigung der von ihm octroyirten) erst berathen sollten, brach die Unterhandlungen ganz ab am 5. August, nahm sie am 29. Nov. wieder auf, kam aber zu keinem Abschluß. In diesem Vorgang lag eine große Lehre. Die Völker wollten wie in Württemberg, so überall, nur das gute alte Recht und hatten Mißtrauen gegen die liberalen Geschenke des modernen Despotismus. Sie waren das vage Experimentiren satt und strebten auf dem guten alten festen Grunde zu stehen. Aber gerade diesen tiefsten Zug im Volksgemüth mißkannte die herrschende Bureaukratie und Diplomatie.

Der Bundestag in Frankfurt sollte ausschließlich von den Regierungen beschickt werden. Hier sollten die elf größten Staaten (Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg,

Baden, Kurhessen, Darmstadt, Dänemark wegen Holstein, Niederlande wegen Luxemburg) jeder eine Stimme, die übrigen kleinen Staaten aber nur halbe und Viertels- oder noch geringere Bruchtheile von Stimmen, zusammen noch sechs volle Stimmen haben, so daß im Ganzen 17 Stimmen fielen. In den wichtigen Fällen, wo es organische Bundesgesetze galt, sollten die sechs ersten Staaten jeder fünf, die folgenden fünf jeder drei, die nächsten drei jeder zwei, die übrigen jeder nur eine Stimme haben und sollte zur Beschlußfassung Einstimmigkeit nöthig seyn. Ständische Verfassungen, Preßfreiheit, freie Rheinschifffahrt, Freizügigkeit, gleiche Berechtigung der Confessionen wurden garantirt. Diese Föderation blieb aber etwas Monströses, eine Verbindung von Riesen mit Zwergen, in welcher die Berechtigung stets im Mißverhältniß blieb mit der Macht, die daher trotz ihres langen Bestandes immer nur den Charakter eines leidigen Nothbehelfs behalten hat.

Oesterreich trat nur mit seinen deutschen Provinzen in den Bund. Es bekam außer Tirol auch noch Salzburg und das Innviertel von Bayern zurück. Preußen trat mit allen Provinzen in den Bund, ausgenommen das alte Ost- und Westpreußen, Posen und Neufchatel. Es erwarb zu dem, was es 1812 besaß, noch das Großherzogthum Posen, das bisherige Schwedisch-Pommern, den Norden Sachsens mit Erfurt als Herzogthum Sachsen, Westphalen und die Rheinlande in ihrem heutigen Bestande. Bayern verlor Tirol, Salzburg und das Innviertel, erhielt aber dafür Würzburg, Aschaffenburg und die überrheinische Pfalz unter dem Namen Rheinbayern. Hannover wurde mit Ostfriesland, Hessenkassel mit Hanau, Hessendarmstadt mit Mainz und mit Isenburg beschenkt, das zur Strafe jetzt mediatisirt wurde. Auch die andern kleinsten Rheinbundstaaten verschwanden, zum Theil von Napoleon selbst schon verschlungen, Ahremberg, Salm, von der Leyen. Dagegen behaupteten sich im neuen deutschen Bunde als souverain neben dem Kaiserthum Oesterreich, den Königreichen Preußen, Hannover, Sachsen, Bayern, Württemberg, der Kurfürst von Hessen-Kassel, die Großherzoge von Baden, Darmstadt, Oldenburg, Mecklenburg (Schwerin und Strelitz),

Weimar, die Herzoge von Braunschweig, Nassau, Sachsen (Hildburghausen, Meiningen, Gotha, Coburg), die Fürsten von Hohenzollern (Hechingen und Sigmaringen), Anhalt (Dessau, Bernburg, Köthen), Schwarzburg (Sondershausen und Rudolstadt), Lippe (Schaumburg und Detmold), Reuß (in zwei Linien), Waldeck, Hessen-Homburg, Lichtenstein und vier freie Städte (Frankfurt als Sitz des Bundestags, Hamburg, Bremen, Lübeck). Auch gehörte der König von Dänemark als Herzog von Holstein und der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg zum deutschen Bunde. Luxemburg die Stadt, sowie Mainz sollte Bundesfestung werden.

Das waren im Wesentlichen die Ergebnisse des Wiener Congresses, wie man sieht, keine fruchtbaren Schöpfungen zur Befriedigung der Nationen, sondern nur ängstliche Uebereinkommnisse zwischen den damaligen Staatsgewalten. Nach einer so großen Erschütterung, wie sie über Europa gegangen war, hätte man etwas Besseres erwartet, als dieses Flickwerk von Gebietstheilungen. Inzwischen war der Endabschluß der Wiener Berathungen noch nicht erfolgt, obwohl die wichtigsten Streitfragen bereits erledigt, als Napoleon die Insel Elba verließ, nach Frankreich zurückkehrte und dort alles wieder für sich in Bewegung setzte. Diese Keckheit Napoleons hätte man voraussehen können und sie wurde auch von vielen vorausgesehen, auf deren Warnungsstimme man aber nicht achtete. Sie wurde motivirt zum Theil durch die geheime Uneinigkeit der Mächte auf dem Congreß, von der Napoleon genaue Nachricht hatte, noch mehr aber durch die Unpopularität der Bourbons in Frankreich.

Ludwig XVIII. war alt und gichtbrüchig, dem Volke fremd, durch den Feind aufgedrungen, konnte daher trotz seiner liberalen Concessionen keine Sympathien finden. Wenn er sich mit den von Napoleon abgefallenen Marschällen umgab, ihnen schmeichelte, wenn sein Bruder Artois sogar kameradschaftlich gegen sie zu seyn affectirte, so leuchtete doch jedermann die Unnatur ein. Die Emigration trat nur wie ein Gespenst in das lebensvolle Frankreich. Auch hielt man den Liberalismus des Königs nur für Maske und für provi-

sorisch; sein Minister Blacas, der Günstling seines Exils, flößte als ein unbekannter Fremder und Emigré keinerlei Vertrauen ein und der präsumtive Thronfolger, Artois, galt als wüthender Reactionär. Aus seinem Kreise gingen die ausschweifendsten Anträge hervor, welche Rache für den hingerichteten König und für den ausgestoßenen Adel, Ersatz der verlorenen Güter ꝛc. verlangten. Die Herzogin von Angoulême, Tochter Ludwigs XVI. und Artois' Schwiegertochter, von der man sagte, sie sey der einzige Mann in der Familie, blieb stets verschlossen, ihr ganzes Leben hindurch nur mit der Trauer um ihre Eltern beschäftigt, und war zu stolz, um das natürliche Gefühl zu unterdrücken und in die Lüge der politischen Rücksichten einzustimmen. Sie erschien in Frankreich nur wie das böse Gewissen der Nation und flößte eine achtungsvolle Scheu, aber keine Liebe ein. Zudem war sie kinderlos und hatte die Zukunft nicht in Acht zu nehmen. Ihre strenge Andacht entfernte vom Hofe das Fröhliche, Parisische; auch die Mode hatte sich geändert, die vielen alten Damen der Emigration brachten ehrbare, herbe, häßliche Formen mit. Da noch eine Menge confiscirte Güter des emigrirten Adels als Nationalgüter vorhanden und unverkauft geblieben waren, schien es dem König billig und stimmten auch beide Kammern zu, daß dieselben den ursprünglichen Eigenthümern zurückgegeben werden sollten. Zufällig befanden sich darunter weitläuftige Besitzungen des Hauses Orleans, und Ludwig Philipp erhielt bei dieser Gelegenheit einen enormen Gütercomplex. Da dieser Prinz einer Familie angehörte, die seit lange gegen die ältere Linie Bourbon Opposition gemacht und sich dabei auf das Volk gestützt hatte, wünschte Fouché ihn auf den Thron zu bringen, sobald die ältere Linie durch ihre Fehler und Unpopularität zu Grunde gehen würde. Aber Ludwig Philipp wies klug jeden voreiligen Verschwörungsversuch von sich. Die Zurückgabe der unverkauften Güter erweckte übrigens den Verdacht, die bereits verkauften würden bald auch zurückgenommen werden, und trotz aller Versicherungen vom Gegentheil wurde das tiefste Mißtrauen unter den Bauern verbreitet, die solche Güter gekauft hatten.

Die aufgeklärten Bürgerlichen, die Constitutionellen, hatten noch wenig Einfluß weder bei den Bauern, noch bei der Armee, suchten ihn aber zu erwerben, indem sie sich der Opposition gegen die Bourbons anschloßen. Sie vorzüglich verbreiteten das Wort, welches Talleyrand in Bezug auf die Emigrirten von der Partei Artois gesagt haben soll: „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen.“ Lafayette war wieder constitutioneller Wächter, wie am frühern Hofe, und fand mehr zu tadeln als zu loben. Auch die glücklich nach Paris heimgekehrte Frau von Staël öffnete ihre Salons wieder und hatte auch wieder ihren lieben Benjamin Constant um sich, den sie jetzt vollends zum großen Staatsmann herauszuputzen die Gelegenheit für günstig hielt. Natürlicherweise gehörte sie als Tochter Neckers nicht der Partei Artois, sondern der constitutionellen an.

Auch die Frömmigkeit der königlichen Familie, die ihr schönster Zug war, wurde von der Bosheit der Gegner ausgebeutet, um ihr die finstersten Reactionsplane unterzuschieben. Man brachte sie nämlich in Verbindung mit der Wiederherstellung des Jesuitenordens durch den Papst und mit der Wiederherstellung der Inquisition durch Ferdinand VII. in Spanien. Welcher Haß gegen die Kirche in dem weltlichen Paris damals angefacht worden war, erhellt aus einem Vorfall am 17. Januar 1815. Die Schauspielerin Rancourt war gestorben und der Pfarrer von St. Roch hatte ihr als einer im Bann befindlichen die Exequien verweigert. Die Pariser Schauspieler aber trugen ihren Sarg, von einer zahllosen Menge begleitet, dennoch in die Kirche, die sie erstürmten, zündeten die Lichter auf dem Altare an und begannen die Exequien selbst vorzunehmen. Der König, von dem Aufruhr unterrichtet, sandte schnell seinen Hauscaplan, um die Ceremonie zu vollenden. Diese Schwäche des Königs machte die Feinde der Kirche nur noch kühner, und die ärmliche Theilnahme, welche die Pariser wenige Tage nachher am 21. Januar der Todtenfeier Ludwigs XVI. erwiesen, stellte den Contrast zwischen dem Hofe und der Bevölkerung in grelles Licht. Damals trat Beranger als Volksdichter auf, dessen Chansons überall gesungen wurden und sich

ebenso durch ihre poetische Genialität, wie durch ihre ungeheure Frechheit auszeichneten. Sie drückten die Stimmung theils der Sansculotten, theils der alten Garde aus, steigerten den Stolz des gemeinen Mannes und waren voll gräßlichen Hohnes gegen die Kirche und den Adel.

Die größte Gefahr drohte den Bourbons in der Armee. Die alten Schnurrbärte Napoleons konnten ihre Niederlage nicht verschmerzen. Durch die Rückkehr der Gefangenen war ihre Zahl außerordentlich verstärkt worden, und wenn sie die Fahnen verlassen mußten, so trug ihr Mißmuth überall nur bei, das gemeine Volk gegen die neue Ordnung der Dinge aufzuwiegeln. Die Reduction der Armee hatte eine Menge Offiziere auf halben Sold gesetzt. Besiegt, verarmt, außer Dienst, konnten sie nur mit Wuth zusehen, wie der König fort und fort alte und junge Edelleute der Emigration zu Offiziersstellen beförderte und in die active Armee einschob und auch wieder Schweizerregimenter als Garde werben ließ. Endlich waren die Adler, die dreifarbigen Fahnen, die alten Namen der Regimenter verschwunden; alles, woran ihr Ruhm sich knüpfte. Inzwischen wich im Laufe des Winters der verbissene Groll einem gewissen schadenfrohen Vergnügen, und man merkte den Soldaten eine geheime Hoffnung an. Sie sprachen in allen Garnisonen unter sich viel von „Vater Veilchen," der im Frühling wiederkommen werde. Die Rührigkeit in der Armee wurde durch den König selbst befördert, denn sobald er das geheime Bündniß mit Oesterreich und England gegen Rußland und Preußen eingegangen war, machte er auch den Marschall Soult zum Kriegsminister und befahl die Errichtung eines Lagers von 30,000 Mann bei Grenoble. Es leidet keinen Zweifel, daß die Soldaten durch Verschworene auf gewisse Eventualitäten im Frühjahr vorbereitet wurden. Von mehreren höhern Offizieren ist es gewiß, daß sie die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba betrieben. König Joseph, der zurückgezogen in der Schweiz lebte, hatte die Vermittlung zwischen Elba und Neapel, wo Murat auch wieder mit großen Plänen umging, einer- und Paris andererseits übernommen. In Paris war es das Haus der Königin Hor-

tense, worin sich alle Anhänger Napoleons zu vereinigen pflegten. Im Haß gingen die Weiber noch weiter, als die Männer. Die altadeligen Damen des Hofes affectirten die Namen der Marschallsfrauen falsch auszusprechen und gaben einmal der Gemahlin Neys zu verstehen, sie sey nur die Tochter einer Kammerfrau. Dieser Spott schmerzte um so tiefer, als Ney und die meisten Marschälle sich durch Servilismus gegen die Bourbons auszeichneten. Soult sammelte für ein Denkmal der bei Quiberon erschossenen Emigrirten und Chouans.

Napoleon selbst richtete von der Insel Elba aus sein scharfes Auge unausgesetzt nach Paris und Wien und erfuhr durch seine Agenten alles, was vorging. Aeußerlich führte er ein sehr einfaches Leben auf der Insel, legte Neubauten an, empfing huldvoll die vielen Fremden, die ihn sehen und sprechen wollten, und nahm seine Mutter Lätitia und Schwester Pauline von Rom aus zu sich. Insgeheim aber führte er eine ausgedehnte Correspondenz und lauerte auf alles, was seinen Angelegenheiten günstig werden konnte. Die allgemeine Abneigung der Franzosen gegen die Bourbons war ihm eben so bekannt, wie die Uneinigkeit der Mächte auf dem Wiener Congreß. Wenn sie aber auch wieder einig wurden, schien ihm, baldigst die Insel Elba zu verlassen, deshalb räthlich, weil die Bourbons ihn nicht gern so nahe hatten und weil schon Vorschläge gemacht worden waren, ihn auf die entfernte Insel St. Helena zu versetzen. Dem wollte er um jeden Preis zuvorkommen und das Schicksal noch einmal herausfordern. Zum Vorwande diente ihm, die Bourbons hätten ihm vertragswidrig den Jahrgehalt nicht ausgezahlt, und überdies sey er Souverain von Elba wie Ludwig XVIII. von Frankreich, er könne also Krieg mit ihm führen.

Einige englische Schiffe sollten zwar Elba beständig im Auge behalten, allein ihr Commandeur Campbell machte eine Vergnügungsfahrt nach Livorno, und die Tage seiner Abwesenheit benutzte Napoleon, um sich mit den 400 Mann, die, aus allen seinen alten Regimentern ausgewählt, seine Garde auf Elba gebildet hatten, am 26. Februar 1815 einzuschiffen. Erst unterwegs kündigte er den

entzückten Soldaten an, die Reise gehe nach Frankreich, und dictirte ihnen seine Proclamation, um sie gleich bei der Landung in vielen Abschriften zu verbreiten. Er redete darin zur Armee und zum Volk und kündigte sich als Befreier Frankreichs vom schimpflichen Joch der Bourbons an. „Soldaten," sprach er, „sammelt euch unter den Fahnen eures alten Führers. Der Sieg wird eilen, der Adler wird von Kirchthurm zu Kirchthurm bis auf Notre Dame fliegen."

Als er am 1. März in einer Bucht zwischen Antibes und Cannes gelandet war, zeigte sich die erstere Stadt feindlich gegen ihn und nahm die dahin geschickte Truppenabtheilung gefangen, dagegen bemeisterte sich General Cambronne mit Napoleons Vorhut der kleinen Stadt Cannes. Hier ließ Napoleon Lebensmittel fassen und eilte in der Nacht weiter, um unter Vermeidung der großen Rhonestraße und der royalistisch gesinnten Provence rasch auf der Seite des Gebirges der piemontesischen Grenze entlang nach Grenoble zu kommen, wo er zahlreiche Anhänger zu finden sicher war. Nirgends wurde er aufgehalten, die erschrockenen Behörden der kleinen Orte verhielten sich passiv, die Bauern gafften staunend dem fremdartigen Zuge nach, doch wuchs die Theilnahme, sobald Napoleon einmal das Dauphiné erreicht hatte. Am 7. März kam er vor die Festung Grenoble. Hier commandirte General Marchand, der zu seiner Verstärkung eben den Obersten Labedoyère mit seinem Regiment aus Chambery herbeigerufen hatte, aber keinen festen Entschluß faßte und zwar die Thore verschloß, aber die Brücke, über welche Napoleon kommen sollte, nicht sprengte. Ein Bataillon der Besatzung, welches er hinausschickte, um Napoleon aufzuhalten, legte Hand ans Gewehr, als aber ihr Kaiser furchtlos vor die Bajonette trat, seinen grauen Oberrock aufknöpfte, ihnen seine alte grüne Uniform zeigte und frug: „kennt ihr mich denn nicht mehr?" stürzten sie ihm zu Füßen oder ergriffen gerührt seine Hände und gingen alle zu ihm über. Noch an demselben Abend führte Labedoyère ihm sein ganzes Regiment zu. Auch die übrigen Truppen in der Stadt waren für ihn. Marchand befahl nur, die Thore geschlossen zu halten, damit

es wenigstens scheine, als sey die Stadt nur mit Gewalt genommen worden. Lachend wurden die gesperrten Thore dann von innen und außen eingeschlagen und Napoleon zog unter allgemeinem Jubel ein.

Um diese Zeit hatte man in Wien und Paris das wunderbare Ereigniß erfahren und war in voller Thätigkeit, seinen Folgen zu begegnen. Der Wiener Congreß war noch versammelt. Die Nachricht von Napoleons Flucht, die am 7. anlangte, schlug wie ein Platzregen alle noch flammenden Leidenschaften und Eifersüchteleien nieder. War es die Furcht vor den neuen Gefahren, mit denen Napoleon Europa bedrohte, oder die Scham, ihn nicht besser überwacht zu haben*), alle alliirten Monarchen waren schnell einverstanden, aufs neue gegen Napoleon zusammenzuhalten. Talleyrand benutzte mit größter Gewandtheit den ersten Eindruck der überraschenden Nachricht von Elba, um den in Wien versammelten Monarchen ein Manifest abzulocken, durch das sie in der Zukunft gebunden seyn sollten. Er sah für die Bourbons die größte Gefahr im Verzuge. Wurde Ludwig XVIII. von Napoleon ohne Mühe verjagt, so konnte auch in Wien die Ansicht wieder geltend gemacht werden, die Bourbons seyen unfähig, Frankreich zu regieren, und Kaiser Franz konnte auf den König von Rom und die Regentschaft Marie Louisens zurückkommen. Auch Kaiser Alexander war übel gelaunt gegen die undankbaren Bourbons, die mit England und Oesterreich sogleich Front gegen ihn gemacht hatten, nachdem er sie kaum in Paris eingesetzt hatte. Dennoch gelang es Talleyrand, schon am 13. März die alliirten Mächte zu der offenen Declaration zu bewegen, Napoleon habe durch seine Flucht von Elba den einzigen Rechtstitel verwirkt, an den seine politische Existenz gebunden gewesen sey; er werde hiemit von allen „gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Weltruhe den öffentlichen Strafgerichten übergeben.“

---

*) Blücher weckte, als die Nachricht in Berlin eintraf, den englischen Gesandten aus dem Schlafe und rief ihm zu: „Haben die Engländer eine Flotte im mittelländischen Meere?“

Uebrigens würden sie den ersten Pariser Frieden aufrecht erhalten und mit gesammter Macht Napoleons Vorhaben vereiteln. Damit war die Anerkennung der Bourbons und die Schonung der französischen Grenzen abermals ausgesprochen, alles, was Talleyrand wünschte. Natürlicherweise konnte bei einer so wichtigen neuen Einigung der Großmächte die Weigerung des kleinen Königs von Sachsen, die schon früher beschlossene Theilung seines Landes anzuerkennen, nicht Stich halten. Metternich, Talleyrand und Wellington, welcher des nach London heimgekehrten Lord Castlereaghs Stelle in Wien übernommen hatte, reisten nach Preßburg, wohin man den König von Sachsen hatte bringen lassen, und nöthigten ihm die Einwilligung ab. Wellington handelte eigenmächtig und konnte in so kurzer Zeit auch keine neuen Instructionen von London einholen. Allein er handelte nur in dem Systeme, welches England schon beim ersten Pariser Frieden befolgt hatte. Am 18. März wurde in Schönbrunn ein Versuch gemacht, den König von Rom und seine kaiserliche Mutter heimlich nach Frankreich zu entführen, mißlang aber. Nun wurden noch, während die Monarchen jeder in seinem Lande neue Rüstungen gegen Napoleon betrieben, zu Wien die letzten Congreßfragen erledigt, das schon Beschlossene unterzeichnet. Kaiser Alexander nahm am 30. April den Titel König von Polen an und versprach den Polen eine Constitution. Am 26. Mai verließ er mit dem König von Preußen Wien, der Congreß vollendete noch die deutsche Bundesverfassung, die am 8. Juni unterzeichnet wurde, und löste sich am 11. auf.

In Paris hatte man schon am 5. März die erste Nachricht von Napoleons Landung erhalten. Die reactionäre Partei Artois' war entzückt darüber, denn sie zweifelte nicht, Napoleon werde gefangen werden und das ganze Ereigniß strengere Maaßregeln der königlichen Regierung rechtfertigen. Aber auch die constitutionelle Partei freute sich, denn indem sie einige Gefahr für Ludwig XVIII. voraussah, war sie fest entschlossen, denselben als constitutionellen König zu unterstützen, und hoffte ihn dadurch der Verfassung und freisinnigen Ideen immer geneigter zu machen. Das war die An=

sicht Lafayettes, dem auch B. Constant beistimmte. Am 10. brach eine Militärverschwörung im Norden Frankreichs aus. General Lefebvre-Desnouettes und General Lallement hofften sich mit ihren Truppen der Festung Lille für Napoleon zu bemächtigen, durch die Festigkeit des Marschall Mortier wurde aber der ganze Plan vereitelt. Dieses Ereigniß machte den Bourbons Muth, sie hofften, auch im Süden würden die Marschälle den raschen Anmarsch Napoleons und den Abfall der Truppen aufhalten. Ney, den der alte König besonders liebkoste, ließ sich von ihm dergestalt einnehmen, daß er ihm die Hand küßte und ihm versprach, Napoleon wie einst Bajazet in einem eisernen Käfig zu bringen.

Artois und Orleans waren bereits nach Lyon vorausgeeilt, wo sie am 8. eintrafen. Aber sie fanden die Stimmung sehr ungünstig. Die Lyoner Bevölkerung war Napoleon immer sehr ergeben gewesen und die Truppen verhehlten ihre Freude nicht. Anfangs hatten die Prinzen gehofft, an der Spitze der Truppen Napoleon entgegenziehen zu können. Nachher wünschten sie wenigstens, die Truppen zurückzuziehen, damit sie nicht zu Napoleon übergehen könnten. Aber auch das war nicht mehr möglich. Marschall Macdonald, der die Prinzen möglichst unterstützte, genoß kein Ansehen mehr und mußte mit ihnen flüchten. Volk und Truppen gingen dem Kaiser entgegen, der im Triumph in die Stadt zog. Kein Tropfen Blut war vergossen worden. Von hier aus schrieb Napoleon an seine Gemahlin und versicherte Europa seiner friedlichen Gesinnungen. Auch erließ er wieder die ersten Regierungsdecrete als Kaiser, that bourbonische Einrichtungen und Personen in den Bann und stellte die seinigen wieder her, doch alles mit Mäßigung. Am 13. nahm er Abschied mit den bezaubernden Worten: „Lyoner, ich liebe euch!" und fuhr nach Paris weiter, jetzt schon von einer ganzen Armee begleitet, die unterwegs beständig Zufluß erhielt. Auch das Volk strömte von allen Seiten herbei und die Reise war ein ununterbrochener Triumphzug. Ney, der gegen ihn hatte ausziehen sollen, ließ sich bald überreden, zu ihm überzugehen,

leichtsinnig vergessend, was er dem König eben noch geschworen hatte, am 14.

In Paris wurde man immer bänger. Je näher Napoleon kam, desto vorsichtiger wurden die Zeitungen in ihren Ausdrücken. Erst war er das Ungeheuer, der Tiger ꝛc. genannt worden, dann Bonaparte, dann Napoleon, bald war schon wieder vom Kaiser die Rede. Ludwig XVIII. nahm die Miene an, als vertraue er noch ganz der Verfassung und den Kammern, und begab sich zu den Deputirten, am 16. Zu klug und erfahren, um von Kammertiraden wirksame Hülfe zu erwarten, that er diesen Schritt ohne Zweifel nur, um wenn er bald werde flüchten müssen, bei der constitutionellen Partei wenigstens ein gutes Andenken zu hinterlassen, was ihm bei seiner zu hoffenden Wiederherstellung jedenfalls nützlich werden mußte. B. Constant schleuderte eine Philippica gegen Napoleon und gab die, welche etwa wetterwendisch der neuen Gewalt huldigen würden, der Schande Preis. „Wie verächtlich wären wir, wenn wir aufs neue der Regierung eines Mannes huldigten, gegen den wir unsern ganzen Abscheu erklärt haben.“ Fouché setzte sich absichtlich einer scheinbaren Verfolgung durch die bourbonische Polizei aus, um sich dadurch bei Napoleon zu empfehlen und dann in seinem Dienste insgeheim um so sicherer den Bourbons zu dienen. In der Nacht auf den 20. kam Napoleon schon nach Fontainebleau, überall vom gleichen Enthusiasmus empfangen. An Widerstand war nicht mehr zu denken. In derselben Nacht noch reiste der König von Paris ab und die Prinzen und sein ganzer Anhang folgten ihm. Auch die meisten Marschälle, Berthier, Marmont, Moncey, Macdonald, Victor, Gouvion St. Cyr, Oudinot. Der König hoffte, in einer französischen Festung im Norden Schutz zu finden, durfte aber nirgends den Truppen trauen, floh also über die Grenze nach Gent unter den Schutz der dort lagernden Engländer.

Nach des Königs Flucht erwartete Paris in größter Ruhe den Kaiser. General Excelmanns pflanzte die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien auf, die Königin Hortense begab sich in dieses Schloß, die vormaligen kaiserlichen Diener fanden sich gleichfalls ein und

ordneten alles zum Empfang des alten Herrn. Lavalette bemächtigte sich der Post für Napoleon. Tausende von Menschen warteten neugierig und jubelnd auf den Straßen, bis endlich noch spät am Abend des 20. (am Geburtstage des Königs von Rom) Napoleon in einer einfachen Chaise am Palast vorfuhr. Jauchzend stürzten sich ihm die Offiziere entgegen und trugen ihn die Treppen empor. „Lächelnd vor Glück“ schloß er die Augen, bis er in die Arme der so sehr von ihm geliebten Hortense sank. Aber er gönnte sich kaum einige Ruhe. Mit größter Schnelle und gewohnter Meisterschaft organisirte er das wiedergewonnene Reich, schuf sich Minister, betrieb die Rüstungen, unterhandelte mit den Constitutionellen, diplomatisirte nach außen 2c. Sein Wort war aufs glänzendste erfüllt, seine Adler waren bis auf Notre Dame geflogen; sein Zug war ein friedlicher Triumphzug gewesen und hatte keinem Menschen das Leben gekostet. Ließ es sich deutlicher sagen, daß Frankreich ihn wolle und daß es die Bourbons, die schmählich hatten davon laufen müssen, nicht wolle? Diese Thatsache, hoffte er, werde Eindruck machen, wenn nicht beim ganzen Congreß, doch bei einigen der alliirten Mächte. Allein es war ihm nicht mehr möglich, die Bande zu sprengen, durch welche sich die Alliirten neuerdings fest vereinigt hatten. Seine Couriere, die allen Großmächten Frieden verkündeten und um Frieden nachsuchten, wurden an den Grenzen zurückgewiesen, keines seiner Worte auch nur einer Antwort gewürdigt. Auch war es ein schlimmes Vorzeichen für ihn, daß die von Ludwig XVIII. angenommenen Schweizerregimenter sich durch nichts bewegen ließen, zu Napoleon überzutreten; er mußte sie entlassen.

Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, Oesterreich für ein System zu gewinnen, durch welches, wenn nicht zu Gunsten Napoleons selbst, doch seines Sohnes die Bourbons vom französischen Thron ausgeschlossen werden sollten, wenn nicht Murat seinem Schwager einen schlimmen Streich gespielt hätte. Es lag im Interesse Oesterreichs, die Bourbons nicht zu mächtig werden zu lassen, deswegen hatte es bisher Murat im Besitz von Neapel geschützt. Nun erklärte aber Murat, verblendet durch Napoleons wiederkehren=

des Glück, auf einmal Oesterreich den Krieg und rief Oberitalien zu den Waffen für Napoleon. Dieses Vorgehen Murats stand im offenen Widerspruch mit den Friedensversicherungen des letztern und hatte doch den Anschein, als ob Napoleon darum gewußt, ja es eingeleitet habe. Am 17. März brach Murat mit 40,000 Mann von Neapel auf; der Papst und der Großherzog von Toscana entflohen aus ihren Residenzen. Das Volk, welches Murat durch Manifeste im Sinne der Einheit Italiens aufzuregen suchte, zeigte wenig Theilnahme. Die Oesterreicher unter Bianchi, unter welchem Neipperg und Nugent dienten, leisteten ihm am 8. April in Ferrara den ersten Widerstand. Er vermochte die Citadelle daselbst nicht zu erstürmen. Am 10. trat Frimont an die Spitze der Oesterreicher und trieb die Neapolitaner unaufhaltsam über Rimini und in einer zweiten Colonne unter Nugent über Florenz zurück. Erst bei Tolentino hielt Murat wieder Stand, aber nur um hier in einer Hauptschlacht am 2. und 3. Mai zu unterliegen. Er mußte aus dem Lande flüchten. Neapel selbst ergab sich durch Capitulation am 20. Mai. Die Oesterreicher mußten wieder eilen die Stadt zu besetzen, um ihrer Plünderung durch die Lazaroni zuvorzukommen. Murats Gemahlin erhielt freien Abzug zur See und ein Asyl in Oesterreich. In Sicilien hatte unterdeß der alte König Ferdinand IV. mit Einwilligung der Engländer wieder die Regierung übernommen und kehrte nun auch nach Neapel zurück, dessen rechtmäßigen Besitz ihm niemand mehr bestritt. Murat entkam nach Marseille und wünschte sehr wieder unter Napoleon zu dienen; dieser aber befahl ihm zurückzubleiben.

Nach derselben Stadt Marseille flüchtete der Herzog von Angoulème, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Süden Frankreichs gegen Napoleon zu bewaffnen. Aber General Grouchy, der ihn verfolgte, gönnte ihm unterwegs eine Capitulation und ließ ihn zur See entkommen, 8. April. Dasselbe geschah dem Herzog von Bourbon, der die Vendée aufregte, zu Nantes am 6. Die Herzogin von Angoulème, die sich in Bordeaux zu halten gehofft hatte, wurde von hier durch General Clauzel vertrieben, am

2. April, und entkam gleichfalls über Meer. Nur die Vendée blieb noch unruhig, so daß Napoleon sich genöthigt sah, sie durch Truppen unter General Lamarque bewachen zu lassen. Das ganze übrige Frankreich huldigte ihm, alle festen Plätze unterwarfen sich ihm freiwillig. Grouchy wurde Marschall von Frankreich.

Je weniger Napoleon auf eine Allianz und Hülfe von außen rechnen konnte, desto räthlicher schien es ihm, seine imperialistische Militärgewalt durch die wiederzuerweckenden Sturmgewalten der Revolution zu verstärken. Derjenige Theil der Constitutionellen, der sich mit den Bourbons nicht vertragen hatte, die alten Conventsmitglieder, besonders, aber der trugvolle Fouché empfahlen ihm, wieder mehr die Rolle eines ersten Consuls als die des Kaisers zu spielen, um alle Parteien, denen es um Fortschritt zu thun war, die gemäßigten Constitutionellen ebenso wie die Republikaner zu gewinnen und im gemeinen Volke wieder die Begeisterung zu entflammen, die das Aufgebot in Masse zur Zeit der Republik begleitet hatte. Deshalb stellte Napoleon sogleich die Nationalgarden in ganz Frankreich her und schrieb ein großes Maifest bei Paris aus, auf dem sich wieder die Föderirten aus allen Departements zusammenfinden sollten. Natürlicherweise berief er nun auch die Deputirtenkammer in seinem Namen ein und schmeichelte ihr auf alle Weise. Daß Carnot ihm seine Dienste anbot, war sehr natürlich, denn das Vaterland war in Gefahr. Völlig charakterlos handelte dagegen B. Constant, indem er, durch schmeichelhaften Zuspruch Napoleons und durch die Ernennung zum Staatsrath sich bestechen ließ. Der nämliche Constant, der noch wenige Tage vorher öffentlich seine tiefste Verachtung gegen alle Franzosen ausgedrückt hatte, die zu Napoleon übergehen würden, ging nun selbst zu ihm über. Auch Lafayette nahm wenigstens die Wahl zum Deputirten an und wollte einen ehrlichen Versuch mit Napoleon als constitutionellem Kaiser machen. Selbst die alten Jakobiner erwachten wie aus langem Todesschlaf und bezeugten dem ihren Dank, der sie wieder ans Licht geführt hatte. Der Pöbel in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau föderirte sich, verlangte Waffen und hielt am 14. Mai

einen feierlichen Aufzug vor Napoleon. Ueberall entstanden auch wieder politische Clubs. Aber das alles war Unnatur; es war eben so wenig möglich, daß Napoleon aufrichtig zur Achtung constitutioneller Grundsätze zurückkehren oder gar mit den Jakobinern fraternisiren konnte, als sich überhaupt eine solche politische Comödie auf die Dauer durchspielen ließ im Angesicht des bewaffneten Europa. Niemand begriff das besser als Napoleon selbst, der deshalb öfters sehr ungeduldig wurde. Er glaubte jedoch, das Spiel mit den republikanischen Erinnerungen sey das beste Mittel, theils um die Pariser zu beschäftigen und für ihn zu stimmen, theils auch um bei der Vertheidigung Frankreichs gegen das Ausland etwas mehr Begeisterung zu erwecken, als sich im vorigen Jahre geäußert hatte.

Vergleicht man, wie groß Napoleon als erster Consul dastand, und welche schwache Rolle er jetzt spielte, so kann man sich kaum des Mitleids erwehren, das aber in Widerwillen übergeht, wenn man liest, wie lügenhaft er in öffentlichen Manifestationen, in einem Zusatzartikel zur neuen Verfassung sein jetziges Verhältniß zu dem vergangenen auffaßt: „Wir hatten früher zum Zweck, ein großes europäisches Bundessystem zu organisiren, das wir, als dem Geiste der Zeit gemäß und der Civilisation günstig angenommen hatten. Um es zu vervollständigen und ihm die Ausdehnung und Festigkeit zu geben, deren es fähig war, hatten wir mehrere innere Einrichtungen *verschoben*, welche bestimmt waren, die Freiheit der Bürger zu schützen. Von nun an haben wir keinen andern Zweck mehr, als Frankreichs Wohlfahrt durch die Befestigung der öffentlichen Freiheit zu vermehren.“

Am 1. Juni wurde wirklich das angekündigte große *Maifest* auf demselben Platze abgehalten, auf dem die großen Feste der Republik gefeiert worden waren. Wiederum war ein ungeheures Amphitheater, ein großer Altar, und ein Thron mit Gallerien aufgerichtet. Napoleon hatte dafür gesorgt, daß außer den föderirten Wahlmännern aus allen Departements, die ein allzu republikanisches Gepräge trugen, auch Deputationen von der Armee und Marine aufziehen mußten. Auch erschien er in größter Galla, im pracht-

vollen Krönungswagen, umgeben von Pagen, von seinem ganzen Hofstaat und begleitet von seinen drei Brüdern, Lucian, der ihn im Glück verlassen, jetzt aber sein Unglück theilen wollte, Joseph, der aus der Schweiz, und Jerome, der aus Triest heimlich herbeigeeilt war. Auch die neue Kammer war anwesend, alle seit fast dreißig Jahren vorgekommenen Factoren der Macht waren repräsentirt, das Soldatenkaiserthum, das constitutionelle Königthum, die Republik, der Hof, das Lager, der Club. Napoleon hielt eine Rede voll erkünstelter Begeisterung, ließ (wie einst Lafayette) die Föderirten und alle Anwesenden auf die neue Verfassung schwören und nahm (wie einst zu Boulogne) eine große Fahnenvertheilung unter den Truppen vor. Allein indem alle großen Effecte der Republik und der Kaiserzeit hier zusammengedrängt wurden, genoß man nur das unheimliche Vergnügen, gleichsam die ganze Geschichte der letzten dreißig Jahre wie in einem Traumbild an sich voübergehen zu sehen, aber es war nichts Wirkliches mehr, was man sah. Man hatte sich, weil man der Gegenwart nicht mehr Meister war, nur in die Vergangenheit hineingelogen.

Am 3. Juni constituirte sich die Deputirtenkammer und wählte Lanjuinais zum Präsidenten, nicht Lucian, den Napoleon dringend vorgeschlagen. Die Kammer wollte selbständig auftreten, nicht ein Mittel für Napoleon seyn, sondern diesen als Mittel gebrauchen. Eine solche Opposition unmittelbar vor dem Ausbruch eines Krieges, der die Existenz des Staats bedrohte, mußte als ganz unsinnig erscheinen, aber ihr geheimer Lenker, Fouché, und auch Lafayette selbst, der es ehrlich meinte, erkannten sehr richtig, daß wenn auch Napoleon besiegt und vernichtet werde, die Machtentfaltung und Opposition der Kammer unmittelbar vor seiner Katastrophe später bei der Restauration dem constitutionellen System zu gute kommen und die Bourbons für Beibehaltung desselben stimmen werde. Napoleon aber ließ die Kammer treiben, was sie wollte, denn indem er schon am 8. Juni seine Garden von Paris gegen den Feind ausrücken ließ und in wenigen Tagen nachfolgte, wußte er wohl, daß ein Sieg oder eine Niederlage im Felde alles ändern würde. Er

hatte erst 130,000 Mann mit 350 Kanonen zu einer Offensive zusammengebracht, glaubte aber mit dem Angriff nicht zögern zu dürfen. Er hatte in dem Wahn, daß man ihm den Besitz Frankreichs gönnen würde, und aus Furcht, als ein unersättlicher Krieger zu erscheinen, wenn er zuerst angriffe, nur zu lange schon gezögert. Wollte er den Feind überraschen, ehe dessen ungeheure Streitmassen sich zusamenzögen, so konnte er nicht frühe genug kommen. Er zog aber das Schwert erst, als ihm jede Friedenshoffnung geschwunden war, und wandte sich gegen den Feind, wo er ihm am nächsten stand, in Belgien.

Die Alliirten hatten sich der Täuschung hingegeben, Napoleon werde im Süden angreifen und mit diesem Plane sey Murats Erhebung in Verbindung gestanden. Deshalb war die Aufmerksamkeit der in den Niederlanden aufgestellten Engländer und Preußen nicht so scharf als sie hätte seyn sollen. In Italien standen 60,000 Oesterreicher, am Oberrhein 23,000 Oesterreicher und deutsche Bundestruppen, gegen den Mittelrhein zogen 140,000 schon auf dem Rückweg begriffen gewesene Russen wieder heran, in Belgien stand Wellington mit 100,000 Engländern, Holländern, Hannoveranern*), Braunschweigern und Nassauern, an der Maas Blücher mit 115,000 Preußen, an der Mosel noch 20,000 deutsche Bundestruppen. Napoleon hatte außer der gegen Belgien operirenden Hauptarmee von 130,000 Mann nur 20,000 unter Rapp in Straßburg, 5000 unter Lecourbe in Hüningen, 16,000 Mann unter Suchet bei Chambery, 6000 unter Brune in der Provence, 4000 unter Decaen bei Toulouse, 4000 unter Clauzel bei Bordeaux und 25,000 unter Lamarque

---

*) Die hannöversche Legion, die sich in Spanien so sehr ausgezeichnet, focht auch hier wieder mit. Gleichwohl duldete die englische Politik nicht, daß dieses tapfere Heer etwa den Kern der neuzuerrichtenden hannöverschen Armee im Vaterlande gebildet hätte. Die Legionäre wurden zurückbehalten oder entlassen als gemeine englische Söldner, ohne alle Berücksichtigung ihrer patriotischen Hingebung. Nur ihrem Commandeur, dem General Karl von Alten, widerfuhr die Ehre, in den Grafenstand erhoben zu werden.

in der Vendée. Man hat ihn getadelt, daß er so viele kleine Corps vereinzelt aufstellte und nicht lieber gleich mit allem, was er hatte, in einer Masse auf den Feind stürzte. Allein es scheint ihm daran gelegen zu haben, sowohl die Aushebungen in den Provinzen zu überwachen, als die Aufmerksamkeit des Feindes auf den Süden hinzuziehen, während er ganz unerwartet seine Operationscorps aus verschiedenen Stellungen zusammenzog, um in Belgien einzufallen.

Wenige Wochen vorher hatte Blücher in seinem Hauptquartier Lüttich in Gefahr geschwebt. Am 22. April nämlich war der Befehl an ihn gelangt, die unter seinem Heer befindlichen sächsischen Regimenter dergestalt zu theilen, daß welcher sächsische Soldat in dem nunmehr von Sachsen an Preußen abgetretenen Landestheil geboren sey, auch sofort in preußische Dienste zu treten habe. Nun hatte man aber den König von Sachsen nicht aufgefordert, die Truppen erst von dem Eide zu entbinden, den sie ihm geleistet. Die treuen Soldaten weigerten sich daher, ehe sie ihres Eides entbunden seyen, Blüchers Befehl zu gehorchen, und empörten sich förmlich, als man nicht auf ihre gerechten Einreden hörte. Der preußische General Müffling, der von „sächsischen Hunden" sprach, empfing einen Säbelhieb; Blücher selbst, dessen Hotel demolirt wurde, mußte flüchten. Er ließ jedoch die Sachsen mit preußischen Truppen umringen, sieben Rädelsführer erschießen und die sächsischen Fahnen verbrennen. Bei dieser traurigen Scene kamen einige edle Züge vor, welche die Geschichte aufbewahren muß. Ein sächsischer Trommler Namens Kanitz, erst 16 Jahre alt, verlangte freiwillig, erschossen zu werden, weil er zuerst die Trommel zum Aufruhr gerührt habe. Und der preußische General Borstell, ein Fels von Ehre, der die Fahnen verbrennen lassen sollte, weigerte sich standhaft dreimal, wurde verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und außer Dienst gesetzt. Eben so ungehorsam war er bei Dennewitz gewesen, um sein Vaterland zu retten. — Seitdem hatte Blücher sein Hauptquartier nach Namur verlegt, Wellington das seinige nach Brüssel. Sie erwarteten keinen Angriff. Wellington glaubte sich so sicher, daß er

seine Truppen in weiten Quartieren zerstreut hatte und in Brüssel eben mit seinen Adjutanten vergnügt auf einem Balle unter den Damen zubrachte, als die Nachricht anlangte, seine Vorposten seyen angegriffen, am 15. Juni. Seine einzige Sorge war seit der Rückkehr Napoleons nur die gewesen, er könne durch einen kühnen Stoß Napoleons von Antwerpen, von seiner Verbindung mit dem Meere und England abgeschnitten werden. Deshalb hielt er sich auch jetzt noch viel zu weit rechts und entfernt von Blücher, als dieser ihm schon entgegenkam, und ließ, als Blücher angegriffen wurde, ihn im Stich.

Napoleon war am 13. in Avesnes angelangt, wo er seine Truppen vereinigte und überlegte, ob er zuerst auf Wellington oder Blücher losgehen solle. Jenen zu überfalleu, war leichter, weil die Engländer weit auseinander lagen. Dennoch zog es Napoleon vor, ihn nur zu beschäftigen und sich zuerst mit Uebermacht auf Blücher zu werfen. Er urtheilte, Wellington werde den Preußen nicht, wohl aber würde Blücher den Engländern zu Hülfe kommen. Einer seiner Generale, Bourmont, und mehrere Offiziere desertirten am 14. zum Feinde. Am 15. überraschte er das erste preußische Armeecorps unter Ziethen an der Sambre bei Charleroi; Blücher gab mit großer Geistesgegenwart, sobald er die Sachlage inne wurde, allen seinen Corps Sambref zum Vereinigungspunkt, wohin sich Ziethen zurückziehen konnte und wo man Wellington am nächsten stand. Das Corps Bülows allein war noch in Lüttich weit zurück. Aber die Franzosen drangen Ziethen rasch nach und zwangen die Preußen am 16. zu einer Hauptschlacht bei Ligny. Dieses Dorf, so wie das Dorf St. Amand wurden von den Preußen aufs hartnäckigste vertheidigt, aber endlich in die Flanke genommen, und das weichende preußische Fußvolk erlitt durch die Reiterei Napoleons viel Verlust. Blücher selbst, dessen Pferd von einer Kugel getödtet wurde, blieb unter demselben liegen, während die französischen Kürassiere, ohne ihn zu bemerken, vorüberjagten, um die Preußen zu verfolgen; nur Graf Nostiz, sein Adjutant, war bei ihm. Zum Glück hatte gerade damals preußische Reiterei zum Schutz des Fußvolks

eingehauen, jagte die feindlichen Kürassiere zurück und fand Blücher, der hart gedrückt und gequetscht, doch sonst gesund und bei guten Sinnen unter dem Roß hervorgezogen wurde. Ohne seine Person zu pflegen, ordnete Blücher während der Nacht mit raschester Umsicht den Rückzug seines geschlagenen Heeres, dem bereits in seiner Abwesenheit Gneisenau die Richtung nach Wavre gegeben hatte, gemäß dem früheren Plan wieder den Engländer so nahe als möglich. Gneisenau brachte damit ein großes Opfer und wagte viel, denn Wellingtons bisheriges Benehmen ließ fürchten, er werde nicht Stand halten, sich ans Meer zurückziehen und die Preußen abermals im Stiche lassen. Bei Ligny hatten die Preußen 12,000 Mann und 21 Kanonen verloren.

An demselben Tage machte Ney mit nur 40,000 Franzosen bei Quatrebras einen Angriff auf die Engländer, die dadurch noch mehr überrascht wurden, als Blücher. Wellingtons Offiziere waren, wie schon bemerkt, auf einem Balle in Brüssel; Herzog Wilhelm von Braunschweig verließ sogleich den glänzenden Saal, um sich aufs Pferd zu werfen und an die Spitze seiner Schwarzen zu stellen, aber noch waren zu wenig Truppen beisammen, um Neys Uebermacht aufzuhalten. Indem der edle Herzog sich auf die feindliche Cavallerie warf, traf ihn eine tödtliche Kugel. Wegen Mangel an Reiterei und Kanonen verloren die Engländer und Braunschweiger hier 5000 Mann. Die Absicht Neys, jede Unterstützung Blüchers durch Wellington zu verhüten, war gelungen. Wellington aber zog alle Truppen von Quatrebras zurück und rief alle übrigen zerstreuten Corps zusammen, indem er eine Stellung bei Waterloo nahm. Dichter Regen begünstigte seinen Abzug, Napoleon, der nur Grouchy mit 36,000 Mann zur Verfolgung Blüchers zurückgelassen, war von Ligny nach Quatrebras geeilt, am 17., und sehr erzürnt, daß Ney die Engländer zwar verfolgt, aber nicht mehr erreicht hatte. Ueberzeugt, daß er am nächsten Tage von Napoleon selbst werde angegriffen werden, forderte Wellington Blücher auf, ihm zwei seiner Corps zu Hülfe zu senden, aber Blücher antwortete, er werde mit seiner ganzen Armee kommen.

Der Regen hatte den Boden sehr erweicht, deshalb war der Weg Blüchers von Wavre zu Wellington nach Waterloo immerhin schwierig zurückzulegen, und Napoleon hätte wohlgethan, seinen Angriff auf Wellington so schnell als möglich zu beginnen und bei Waterloo zu siegen, ehe Blücher ankommen konnte. Aber Napoleon bildete sich ein, Blücher sey nach Namur geflüchtet und werde von Grouchy dahin verfolgt. Es scheint unbegreiflich, daß er seinen Gegner nicht besser zu würdigen wußte. In seinen früheren Feldzügen war er selbst gegen viel schwächere Gegner vorsichtiger. Am Morgen des 18. Juni klärte sich der Himmel auf und die Sonne begann den Boden rasch zu trocknen. Aber Napoleon, der mit seiner ganzen dichtversammelten Macht den Engländern gegenüberstand, zögerte mit dem Angriff und hielt mit seinen Truppen erst eine große Parade ab. Die Engländer behaupteten ein erhöhtes Terrain; ihnen gegenüber, wo sich aus der Thalsenkung die Gegend abermals erhöhte, standen die Franzosen, von der Sonne bestrahlt, eine unermeßliche glänzende Linie. Indem Napoleon sie musterte, tönte ihr donnerndes vive l'empereur herüber, und man sah, wie die Reiter ihre Helme mit den Säbeln, das Fußvolk seine Tschakos mit dem Bajonet emporhoben. 70,000 Franzosen standen hier 64,000 Engländern gegenüber. Erst um 11 Uhr ließ Napoleon den Angriff beginnen, viel zu spät. Am Fuße der Höhen, auf denen die Engländer standen, lagen zwei Höfe, die ihnen als vorgeschobene Bollwerke dienten und mit deren Eroberung sich die Franzosen wieder unnöthig lange aufhielten. Gegen 2 Uhr bemerkte Napoleon auf den Höhen von St. Lambert zur Rechten Wellingtons den Anmarsch ferner schwarzer Colonnen und glaubte anfangs, es sey Grouchy, dem er Befehl hatte zukommen lassen, an der Schlacht gegen die Engländer Theil zu nehmen. Er glaubte nämlich, die Preußen würden weit genug entwichen seyn, und Grouchy, der jedenfalls näher stünde, könne noch herbeikommen. Aber jene schwarzen Colonnen waren Preußen. Mit unsäglicher Anstrengung hatten sich diese, unter Blüchers dringendem und väterlichem Zuspruch, durch den Koth fortgearbeitet und strengten alle ihre Kräfte an, um

nicht zu spät zu kommen. Nur Thielmann war mit einem schwachen Corps bei Wavre stehen geblieben und hielt hier Grouchys Uebermacht mit der heldenmüthigsten Hingebung auf. Grouchy hatte den Befehl Napoleons nicht erhalten*), die Generale Gerard und Excelmanns hörten den Donner der Kanonen bei Waterloo und drangen darauf, Grouchy solle dorthin eilen; aber Grouchy, um nicht wie Ney bei Quatrebras gescholten zu werden, blieb zurück, immer noch in dem Wahne, Thielmanns Corps sey nur der Nachtrapp der gegen Namur entflohenen Blücher'schen Armee. Sobald Napoleon die Preußen kommen sah, schickte er ihnen Truppen entgegen, um sie aufzuhalten, und schwächte dadurch seine Aufstellung gegen die Engländer. Erst gegen 4 Uhr Nachmittags gelang es einem wüthenden Reiterangriff der Franzosen, die englische Reiterei zu werfen, wobei die englischen Generale Picton und Ponsonby fielen, und den einen der beiden Höfe zu erobern, den andern zu verbrennen. Aber Wellington gewann wieder Zeit, seine erschütterte Schlachtlinie herzustellen, weil Napoleon den Preußen immer mehr Streitkräfte entgegenwerfen mußte. Bülow war zuerst auf dem Platz und griff um halb 5 Uhr an, immer neu verstärkt von den nachrückenden Corps. Blücher hatte ihm die Richtung nach dem Dorf Planchenoit gegeben, welches in Napoleons rechter Flanke lag und von wo aus die Preußen, wenn Napoleon geschlagen wurde, ihm am schnellsten in den Rücken kamen. Die junge französische Garde vertheidigte Planchenoit mit staunenswürdiger Ausdauer, während Napoleon mit seiner schweren Reiterei noch einen furchtbaren Angriff auf das Fußvolk Wellingtons machen ließ, welches in Vierecken aufgestellt nicht wich noch wankte. Aber die Engländer verloren in diesen unaufhörlichen Kämpfen ein Drittel ihrer Leute; die belgischen Truppen begannen zu wanken und die Straße nach Brüssel war bereits gefüllt mit Verwundeten und Entlaufenen. Napoleon machte daher noch eine letzte verzweiflungsvolle Anstren-

*) **Man beschuldigt Napoleon, einen weitern Befehl, den er gar nicht erließ, bloß zu seiner Entschuldigung später fingirt zu haben.**

gung mit seiner alten Garde und drang mit derselben im Keile gegen das schon so oft erschütterte Centrum der Engländer vor. Aber in diesem Augenblick rückte ein neues preußisches Armeecorps unter Ziethen heran und nahm den Raum zwischen Bülow und Wellington ein. Ein ungeheurer Halbmond umgab die Franzosen. Wellington rief freudig aus: „da kommt der alte Blücher, ganz wie er ist“ und befahl ein allgemeines Vorrücken „auf, ihr Garden, auf den Feind!“ Durch die Nähe der Preußen wunderbar erfrischt, drangen die Engländer gleichzeitig mit den Preußen vor, die Planchenoit bereits erobert hatten und Napoleon im Rücken bedrohten. Da löste sich die französische Armee in ein Chaos auf, nur die Garde hielt Stand und umgab Napoleon. Er scheint den Tod gehofft zu haben, denn er lenkte sein Roß nicht um und gab keinen Befehl zum Rückzug, obgleich hunderte um ihn her von feindlichen Kugeln durchbohrt zusammensanken. Endlich ergriff sein Adjutant Gourgaud die Zügel seines Rosses und riß ihn hinweg. Die alte Garde endete ihres Ruhmes würdig *). Blücher und Wellington begrüßten sich bei dem Landhaus La belle Alliance, wovon die Schlacht den Namen erhielt.

Tief in die Nacht hatte der Kampf gedauert, aber Blücher befahl, was noch Athem habe, solle den Feind verfolgen. Gneisenau selbst blieb in den vordersten Reihen und ließ einen Trommler zu Pferde setzen, der unaufhörlich wirbelte und die Franzosen aus allen Bivouacs aufjagte, in denen sie auszuruhen gehofft hatten. Heller Mondschein begünstigte diese lustige Verfolgung. Zu Gemappes erbeuteten die preußischen Füseliere den Reisewagen Napoleons, aus dem er eben erst entsprungen war, und fanden darin noch seinen Hut und Degen, seine Orden, Juwelen, Gold und Papiere. Durch die rasche Verfolgung wurde das Hauptheer der Franzosen gänzlich aufgelöst; aber Grouchy entkam durch geschickte Wendungen und

---

*) Obgleich es nur ein Märchen ist, was man von ihrem General Cambronne erzählt. Dieser soll, als man ihn aufforderte, sich zu ergeben, ausgerufen haben: die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht.

gewann einen Vorsprung nach Paris. Napoleon hätte mit Grouchys Armee und mit den Truppen, die sich wieder zu ihm sammelten, doch nicht viel ausrichten können, zog es daher vor, sogleich nach Paris zurückzueilen, wohin auch Grouchy nachziehen mußte. Hier im Mittelpunkt einer zahlreichen Bevölkerung hoffte er sich wirksamer vertheidigen zu können und wollte nicht wieder, wie im vorigen Jahre, durch seine Abwesenheit von der Hauptstadt alles aufs Spiel setzen.

Aber die Stadt Paris war diesmal noch weniger geneigt, sich zu vertheidigen, als im vorigen Jahr. Es mangelte zwar nicht an tapfern Franzosen, die um jeden Preis die Ehre retten und sich bis auf den letzten Mann wehren wollten. Zu ihnen gehörte Carnot, der, obgleich der älteste Freund der Republik, dennoch Napoleons absolute Dictatur vorschlug, weil er allein im Stande sey, Frankreich noch zu retten unter der Bedingung, daß alles ihm blind gehorche. Die meisten Soldaten waren derselben Meinung und wollten, obgleich so oft besiegt, immer noch kämpfen. Aber die Bürger und Nationalgarden dachten nicht so heroisch und wollten kein Opfer mehr bringen, hingen daher der Deputirtenkammer an, welche den Augenblick für günstig hielt, um die Gewalt an sich zu reißen und noch im schlimmsten Falle mit den zurückkehrenden Bourbons unter annehmlichen Bedingungen zu unterhandeln. Lucian beschwor die Kammer, seinem Bruder treu zu bleiben, aber Lafayette erwiderte: „Sie klagen uns an, wir handelten pflichtvergessen an der Ehre und an Napoleon! Haben Sie denn alles vergessen, was wir für ihn gethan haben? Haben Sie vergessen, daß die Gebeine unserer Kinder, unserer Brüder auf dem ganzen Erdboden von unserer Treue zeugen, im afrikanischen Sande, an den Ufern des Guadalquivir und Tajo, an der Weichsel und in den russischen Eisfeldern? Seit mehr als zehn Jahren sind drei Millionen Franzosen für einen Mann gestorben, der heute noch den Kampf mit ganz Europa bestehen will. Wir haben genug für ihn gethan. Es ist jetzt unsere Pflicht, das Vaterland zu retten.“ Diese schreckliche Wahrheit mußte jedem einleuchten. Napoleon sah sich verlassen. Fouché rieth,

er solle der Kammer nachgeben, immer noch ihm Treue heuchelnd. Andere sprachen schon wieder von Abdankung. „Ich hatte sie an Siege gewöhnt, sagte Napoleon, sie können nicht einen Tag Unglück ertragen.“ Aber es waren schon Jahre des Unglücks vorübergegangen und das letzte war so niederschmetternd, daß an kein Aufstehen mehr für ihn zu denken war.

Nur noch zwei günstige Fälle schienen ihm möglich, die Anerkennung seines Sohnes auf dem französischen Thron mit Hülfe Oesterreichs und Rußlands, wenn die französische Kammer und Nation fest und einstimmig darauf bestehe. Von Oesterreich glaubte er, es werde seinen Sohn jedenfalls den Bourbons vorziehen, und dem Kaiser von Rußland hatte er selbst den geheimen Vertrag vom 3. Januar zugeschickt, den er in den Tuilerien gefunden und der auch wirklich geeignet war, Alexander gegen die undankbaren Bourbons einzunehmen. Der arglistige Fouché betrieb bei der Kammer wie beim Heer eifrigst die Wahl Napoleons II., die am besten geeignet war, einstweilen die Soldaten zu beschwichtigen und den Uebergang zu den Bourbons zu erleichtern, die noch zu verhaßt waren, als daß er sie direct hätte zurückverlangen können. Für seine Person hoffte Napoleon nach Amerika zu entkommen. Er unterwarf sich daher der Kammer und entsagte der Krone schon am 22. Juni, unter der Bedingung, daß der Thron auf seinen Sohn übergehe und daß ihm zwei französische Fregatten bewilligt würden zur Flucht nach Amerika. Am 25. begab er sich nach Malmaison, um hier bis zur Ausrüstung der Fregatten zu verweilen. Noch mehrmals kam er in Versuchung, dem Drängen der Soldaten nachzugeben, die ihn gerne wieder an ihrer Spitze gesehen hätten. Als er es doch nicht that, gaben viele Soldaten jede weitere Hoffnung auf und zerstreuten sich in ihre Heimath.

Unterdeß begab sich eine Kammerdeputation, wobei Lafayette, B. Constant und auch General Sebastiani waren, ins Lager der alliirten Monarchen, um bei ihnen eine Anerkennung Napoleons II. (des Königs von Rom) zu erwirken. Die Monarchen hatten, nachdem sie den Wiener Congreß verlassen, eine Zeitlang ihr Haupt-

quartier in Heidelberg genommen und waren dann der großen österreichischen und deutschen Bundesarmee nach Frankreich gefolgt. Ihr Hauptquartier war zu Hagenau im Elsaß, als die Deputation ankam. Sie erhielt aber den Bescheid, man vermöge ihre Vollmachten nicht anzuerkennen und werde in Paris selbst das Weitere beschließen.

Malmaison wurde unmittelbar von den heranrückenden Preußen bedroht. Napoleon umarmte zum letztenmal die Königin Hortense und reiste am 29. Juni nach Rochelles ab, wo die Fregatten ihn erwarten sollten. Allein Fouché hatte alles vorgekehrt, daß er der Gefangenschaft nicht entgehen konnte, und schon hatten die Engländer den Hafen gesperrt. Ein nordamerikanischer Schiffer bot ihm an, ihn auf einem kleinen Fahrzeug zu retten. Er zog es jedoch vor, sich auf das englische Kriegsschiff Bellerophon unter den Schutz des Capitain Maitland zu begeben (15. Juli), um sich nach England überschiffen zu lassen und die Gastfreundschaft der englischen Nation als „des großmüthigsten unter seinen Feinden“ nachzusuchen. Seine Erwartung wurde getäuscht. Die englische Regierung hütete sich, seinen Verführungskünsten auf englischem Boden irgend einen Spielraum zu gönnen. Nach einer kurzen Verabredung mit den übrigen Mächten wurde das schon früher einmal angeregte Project, ihn nach St. Helena zu bringen, ausgeführt und am 4. August segelte Admiral Keith aus dem Hafen von Plymouth, wo er unterdeß hatte zubringen müssen, nach dieser fernen Insel mit ihm ab. Napoleon wurde nur noch als General Bonaparte behandelt und durfte außer den nöthigsten Bedienten als Begleiter nur mit sich nehmen seinen treuen Großmarschall Bertrand, den General Montholon und den gelehrten Las Cases. Savary, der ihn begleitet hatte und ihm seltene Treue bewies, wurde zurückgehalten. Am 15. October kam Napoleon in St. Helena an, wo er unter der Aufsicht desselben Hudson Lowe, der einst so schmählich die Insel Capri an Murat verloren hatte, den kleinlichsten Kränkungen und Entbehrungen ausgesetzt werden und der langen moralischen Marter zuletzt erliegen sollte.

Blücher und Wellington hatten die Verfolgung der bei Waterloo geschlagenen Franzosen rüstig fortgesetzt und waren am 30. Juni vor Paris angekommen, einen Tag nach Napoleons Abreise von Malmaison. Grouchys Armee und die übrigen französischen Truppen waren unter Davousts Befehl gestellt worden, die Stadt Paris hatte Befestigungen erhalten, die wenigstens gegen den ersten Angriff ausreichten; der kecke Excelmanns hieb in Versailles einige preußische Schwadronen zusammen, die zu voreilig genaht waren, und am 1. Juli fand noch ein Kampf um das Dorf Issy Statt. Aber Davoust sah nur zu gut das Unnütze aller Gegenwehr ein, da außer Blücher und Wellington nun auch die große österreichische Südarmee und vom Mittelrhein die Russen heranrückten; er dachte also auf eine möglichst schnelle und gute Capitulation. Fouché unterhandelte mit Wellington und bediente sich desselben, um Napoleon II. zu beseitigen und einfach die Rückkehr der Bourbons vorzubereiten. Am 3. Juli schloß Davoust einen Waffenstillstand und versprach die Räumung von Paris und den Rückzug aller französischen Truppen hinter die Loire. Am 4. gab die Kammer noch eine letzte Erklärung ab, an die sich auch der eben zurückgekehrte Lafayette freudig anschloß, und worin sie alle constitutionellen Rechte des französischen Volks wahrte, ohne die dynastische Frage weiter zu berühren.

Am 7. Juli zogen die ersten Preußen in die Stadt ein, stolz und voll unsäglicher Verachtung gegen die Franzosen. Blücher gab das Beispiel. Als Davoust ihn unmittelbar vor der Capitulation zum Waffenstillstand zu bewegen suchte unter dem Vorwand, Napoleon regiere nicht mehr, antwortete ihm Blücher in deutscher Sprache*) mit einer derben Erinnerung an Hamburg, er solle sich hüten, zum zweitenmal eine große Stadt unglücklich zu machen. Er führte seine Preußen über die von Napoleon in der Stadt Paris

*) Das erregte die größte Verwunderung. Das Vorurtheil war noch so groß, daß man Blücher eher verzieh, die Franzosen geschlagen, als sie nicht französisch angeredet zu haben.

erbaute „Brücke von Jena" und wollte die Brücke dann zerstören lassen; als Talleyrand ihm dies verwies, ließ er ihm sagen, er würde es dennoch thun und es wäre ihm lieb, wenn sich Herr Talleyrand selbst vorher auf die Brücke setzen wollte. Inzwischen verhinderte die Ankunft des Königs von Preußen die Ausführung des tollen Rachegedankens, und die schöne Brücke steht noch heute. Blücher setzte General Müffling zum Commandanten über Paris und schrieb eine Contribution von 100 Millionen aus. Auch das wurde von König Friedrich Wilhelm III. annullirt. Da schrieb Blücher dem König einen unsterblichen Brief im Namen seiner Armee, worin es hieß: „Ich habe von den 100 Millionen einen zweimonatlichen Sold für meine Truppen bestimmt. Da sie denselben nun nicht erhalten können, so wird die ganze Armee gern auf diesen Sold Verzicht leisten, weil sie ihn sonst aus dem preußischen Vaterlande beziehen und in Frankreich verzehren müßte, aber es nicht übers Herz bringen kann, die mühsam zusammengebrachten Steuern des armen Vaterlandes nach Frankreich zu ziehen, um dieses Land zu bereichern."

Nur Eins setzte Blücher glücklich durch, die Zurücknahme der geraubten Kunstwerke. Preußische Truppen besetzten das Musée Napoleon und preußische Gelehrte und Künstler durften alles herausnehmen, was von den Franzosen früher aus Preußen geraubt worden war. Diesem Beispiel folgte nun auch Oesterreich und folgten alle Staaten. Auch der Papst schickte den berühmten Bildhauer Canova, um unter dem Schutz preußischer Bajonette die aus dem Vatikan geraubten antiken Bildwerke und Handschriften zurückzuholen. Zum Dank dafür gab der Papst die im dreißigjährigen Kriege aus Heidelberg geraubten altdeutschen Handschriften Deutschland zurück und sie befinden sich wieder in Heidelberg, mit Ausnahme des wichtigen Codex der schwäbischen Minnesänger, der in Paris verhehlt wurde. Blücher wollte auch die berühmten Säulen vom Palast Karls des Großen in Aachen, die gleichfalls geraubt worden waren, wieder mitnehmen, erhielt aber nur einen Theil davon, die andern blieben in Paris, weil Alexander von Humboldt, Deutschlands größter Naturforscher, als Mitglied des fran-

zösischen Instituts sich dafür bei seinem König verwenden zu müssen glaubte.

Talleyrand erklärte, als die französischen Künstler ihn bestürmten, doch alles zu thun, um die Kunstschätze für Paris zu erhalten, mit Verachtung, das sey eine Nebensache. Er freute sich, daß die Deutschen darauf einen Werth legten, damit ihre Aufmerksamkeit beschäftigten und sich damit abspeisen ließen. Ihm lag weit mehr daran, Frankreichs bisherige Grenzen und die Festungen zu erhalten, als die Bilder. Das gelang ihm nun auch, und Frankreich verlor so viel wie nichts. Als am 8. Juli Ludwig XVIII., am 10. die drei alliirten Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen in Paris ankamen, auch Metternich, Castlereagh ꝛc. eintrafen, fanden sie schon Talleyrand mit Wellington in voller Thätigkeit, den Forderungen Blüchers zu opponiren, und der König von Preußen verwies dem letztern die gethanen Schritte. Das Dringen auf eine härtere Bestrafung Frankreichs, auf eine Schwächung desselben, auf Zurückforderung des Elsaßes und Lothringens ꝛc. wurde von sämmtlichen Mächten mißbilligt. Die Unterzeichner des ersten Pariser Friedens und Lenker des Wiener Congresses waren darüber einig, daß Frankreich mächtig erhalten werden müsse. Nur einige Concessionen glaubten sie der öffentlichen Meinung in Deutschland machen zu müssen, nachdem sich Deutschland abermals in so große Unkosten gesetzt hatte. Frankreich verlor die Festungen Landau und Saarlouis *), auch was es von Savoyen zurückbehalten hatte, und wurde zu einer Contribution von 700 Millionen Franken verurtheilt. Das war unglaublich wenig im Vergleich mit den Opfern,

---

*) „Wie müssen die Franzosen unserer spotten, sehen sie, daß die Deutschen, die, nachdem sie im Gefolge eines glänzenden Sieges, wie ihre Geschichte wenige aufbehalten, nichts als zwei befestigte Orte erlangt, noch dazu unter einander denen Begehrlichkeit vorwerfen, die ein Mehreres gewollt. Welche Begriffe müssen sie von unserer Staatsweisheit erlangen, sehen sie also öffentlich die gescholten, die allein die Ehre ihres Volks gefühlt und für seine Sicherheit gesprochen haben." Rhein. Merkur 1815 Nr. 345.

welche die französische Republik und Napoleon früher von Deutschland gefordert hatten. Von der Contribution wurde von vorn herein der vierte Theil abgezogen, um davon Festungen an den Grenzen Frankreichs bauen zu können, womit man heute noch nicht fertig ist. Die übrigen drei Viertheile der französischen Contribution wurden so vertheilt, daß die vier Großmächte England, Rußland, Oesterreich und Preußen jede 100 Millionen, die übrigen der Allianz beigetretenen kleinen Staaten zusammen 100 Millionen, England und Preußen überdies für ihre Anstrengungen in Belgien noch jedes 25 Millionen erhielten. Die Stadt Frankfurt am Main z. B. bekam pro rata 123,000 Franken, also nicht den zehnten Theil dessen, was sie früher an Custine, Jourdan und Napoleon contribuirt hatte.

Am meisten war man in Blüchers Hauptquartier, im rheinischen Merkur und überall, wo deutscher Patriotismus sich kund gab, entrüstet darüber, daß die Westgrenze Deutschlands gegen Frankreich nicht besser geschützt werden sollte. Seit Heinrich II. sich der lothringischen Bisthümer, Ludwig XIV. sich Straßburgs bemächtigt, war Dentschland unaufhörlichen Angriffen von Frankreich her bloßgestellt gewesen. Nichts schien nun gerechter und natürlicher, als daß man jetzt jene deutschen Grenzländer den Franzosen wieder abnahm und Metz und Straßburg zu deutschen Bundesfestungen machte. Man war dazu berechtigt nicht blos durch das Recht des Siegers und durch die Politik der Sicherheit, sondern auch durch das zuerst von Oesterreich aufgestellte Princip des auf gegenseitige Gewähr natürlicher und legitimer Rechte gestützten europäischen Gleichgewichts. Ein wahres dauerhaftes Gleichgewicht und ein dauerhafter Frieden war nur zu hoffen, wenn die Nationen in ihre natürlichen Lagen gebracht wurden und wenn man von dem bisherigen System abging, die eine auf Kosten der andern zu beschneiden und zu verkürzen. Es tauchte ein Vorschlag auf, dem Erzherzog Karl, der damals eine Prinzessin von Nassau heirathete, Lothringen und Elsaß zu geben, aber das schien zu viel für Oesterreich. Indem sich damals der sehr populäre Kronprinz Wilhelm

von Württemberg mit der Großfürstin Katharina von Rußland verlobte, deren erster oldenburgischer Gemahl während des russischen Feldzuges am Typhus gestorben war, tauchte der noch ungleich praktischere Gedanke auf, das Elsaß, so wie auch Baden, dessen legitime Dynastie am Aussterben war, mit Württemberg zu vereinigen und somit am Oberrhein ein verhältnißmäßig starkes Bollwerk gegen Frankreich zu schaffen. Aber auch dieser Vorschlag blieb unbeachtet. Der alte Blücher brachte bei einem großen Gastmahl in Paris, welches Wellington ihm gab, den Trinkspruch aus, der damals in allen deutschen Herzen wiederklang: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden!" Wilhelm von Humboldt führte als Bevollmächtigter Preußens bei den Verhandlungen das Wort für die deutsche Sache, wurde aber von Hardenberg nicht unterstützt und bald darauf förmlich desavouirt. Nächst ihm wagte der württembergische Minister Graf Winzingerode warme Worte für Deutschland zu sprechen und auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die Schwaben von Straßburg aus beständig drohen; aber auch er wurde nicht mehr gehört.*) Alle europäischen Mächte schienen, wie sich damals der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika in einer offiziellen Rede

*) Gentz, Metternichs Publicist, ein Sybarit, der nichts Höheres kannte, als sinnliche Schwelgerei und Befriedigung seiner Eitelkeit in aristokratischen Kreisen, mußte damals im „österreichischen Beobachter" den Schmerz der deutschen Patrioten öffentlich verhöhnen. „Einen bessern Frieden verlangen," schrieb er, „hieße Frankreich zu Grunde richten. Wer sollte glauben, daß Görres solchen armseligen Argumenten (das Recht, das Interesse und die Ehre Deutschlands) seine Feder leihen würde. Elsaß und Lothringen sind Frankreich sanctionirt. Es hieße, alle Rechtsbegriffe zerstören, wenn man sie wiederverlangte." Die Diplomatenhoffahrt ging so weit, daß, als Oesterreich sich Tirol wieder aneignete, im Besitzergreifungstractat ausdrücklich zu lesen war: „nicht durch eigenmächtiges, willkürliches Eingreifen in die Ordnung der Dinge (wie ihr rebellisches Volk 1809 versucht hattet), sondern durch geheiligte Tractate kehrt ihr an Haus Oesterreich zurück."

ausdrückte, nur noch den Einen Zweck zu haben, „die Kraft, die in Deutschland schlummert, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen.“

Mit dieser Zurücksetzung Deutschlands hing die Wiederanerkennung Ludwigs XVIII. genau zusammen. Man konnte die deutschen Patrioten nicht besser abweisen, als indem man sagte, Ludwig XVIII. hat gar nicht aufgehört zu regieren, wir sind ihm nur zu Hülfe gekommen, damit er sein Reich erhalte. Die Verhandlungen zogen sich übrigens in die Länge bis zum Herbst.

Unterdeß wurden die französischen Provinzen vollends beruhigt. Die Armee war hinter die Loire gegangen, nur viele Festungen verweigerten noch die Uebergabe. Straßburg hatte sich unter Rapp, namentlich in einem Gefecht am 28. Juni, tapfer gegen den Kronprinzen von Württemberg vertheidigt; als Rapp aber die weiße Fahne aufgepflanzt hatte, brach noch am 3. September eine Empörung der Truppen aus, jedoch nur wegen Nichtauszahlung des rückständigen Soldes, und wurde durch Geld bald beschwichtigt. Mezières, Rocroy, Auxonne, Montmedy, Thionville machten sich gleichsam einen Scherz daraus, sich noch bis in den Herbst zu vertheidigen. Am übermüthigsten benahm sich Hüningen. Von hier aus schoß General Barbanegre auf die reiche Stadt Basel und machte trotz aller Vorstellungen des Erzherzogs Johann, der ihn mit Oesterreichern und einem Schweizer Heer unter Bachmann belagerte, nicht die geringste Miene, die Bourbons wieder anerkennen zu wollen, ja feierte noch Napoleons Geburtstag mit großem Pomp, während dieser schon lange auf dem atlantischen Meere schwamm. Erst am 26. August bequemte er sich zur Capitulation, und die Schweizer verfehlten nicht, die ihnen so lästigen Festungswerke der Erde gleich zu machen. — Vielen Uebermuth ließ auch der alte Lecourbe blicken, der mit einem kleinen Heere die Vogesen vertheidigte, doch aber schon am 11. Juli capitulirte. Lamarque, der unterdeß in der Vendée einen Sieg über die weiße Fahne erfochten hatte, wobei der tapfere Larochejaquelin gefallen war, steckte ohne Zaudern nach der Schlacht von Waterloo wieder selbst die weiße Fahne auf; ebenso Suchet im

Süden. Das Losungswort: war damals „le grand homme a passé", lakonische Worte, die General Rapp durch die Vorposten überall hin verbreiten ließ.

In der Provence erhoben sich jetzt abermals die Royalisten und übten furchtbare Rache nicht nur an Napoleons Anhängern, sondern verfolgten auch die Protestanten, die in jenen Gegenden leben. Schon am 26. Juni erlaubte sich der Pöbel in Marseille die gröbsten Mißhandlungen. Im August begannen die Greuel in Avignon, in Nismes, Montpellier. Häuser wurden geplündert und angezündet, Menschen mißhandelt und ermordet Zu Avignon wurde Marschall Brune, der bisher im Süden ein Commando gehabt, nach dessen Niederlegung aber als Privatmann durchreiste, vom Pöbel erkannt, im Wirthshaus überfallen und ermordet, 2. August*). Dasselbe Loos ereilte den royalistischen General Ramel in Toulouse, als er das Volk beruhigen wollte, am 15. Die Anarchie dauerte den ganzen Monat hindurch. In Nismes wurden 60 Häuser geplündert und zerstört, in dieser Stadt und der Umgegend binnen zehn Tagen 700 Protestanten erschlagen. Trotz aller Befehle Ludwigs XVIII. wiederholten sich diese Scenen auch noch im November, und General Lagarde, der das Volk im Namen des Königs zur Ruhe mahnte, wurde ermordet, 12. November.

Gleichem Fanatismus erlag der arme verblendete Murat. Derselbe war von Marseille nach Corsica geflüchtet. Der Kaiser von Oesterreich, der seiner Gemahlin Karoline ein Asyl in der Nähe Wiens bewilligt hatte, ließ auch ihn einladen, sich unter seinen Schutz zu begeben, aber Murat wurde von falscher Scham und von dem Trotz zurückgehalten, den falsche Freunde in ihm nährten. Am 8. Oct.

*) Die Berichte über diese Greuel sind einseitig. Brune war nicht so ganz unschuldig, als man ihn darstellt. Er hatte die Wuth des Volks gereizt durch die rohen Excesse, welche er seinen Soldaten gestattet, indem sie unter anderm die in der Revolution zerstörten, von den Bourbons eben wieder hergestellten Heiligthümer zu Baume abermals zertrümmert hatten. In der berühmten Grotte zu Baume wurde die h. Magdalena als Schutzpatronin vom Volke hochverehrt.

landete er in Pizzo am Ufer Calabriens und machte einen Versuch, das Volk aufzuwiegeln und seinen neapolitanischen Thron wieder zu erobern. Mit einer Handvoll Leute, ohne einen Alliirten, ohne irgend eine Hülfe von außen, in blinder Thorheit. Das Volk nahm ihn, nachdem der Schiffer Barbara, der ihn hergebracht, treulos geflohen war, gefangen und berichtete an König Ferdinand, der augenblicklich den Todesbefehl sandte. Murat wurde daher schon am 13. zu Pizzo erschossen.

Ludwig XVIII. machte Fouché dankbar zu seinem Polizeiminister und folgte seinem und Talleyrands Rath in Aufrechterhaltung der Verfassung. Blacas wurde nicht mehr ins Ministerium berufen. Die Strafen, die über die ausgezeichnetsten Verräther verhängt wurden, erfolgten nicht der Partei Artois zu Liebe, sondern nur ehrenhalber, man mußte denn doch ein Exempel statuiren. Als erstes Opfer wurde Oberst Labedoyère ausersehen und am 19. Aug. erschossen. Dann folgte Ney, dessen Verrath zu schmählich war, um ungeahndet bleiben zu können. Er vertheidigte sich schwach und würdelos, bediente sich kleinlicher Entschuldigungsgründe, flehte Wellington an, sich seiner anzunehmen, wollte sich zuletzt sogar unter dem Titel eines preußischen Unterthanen retten, weil sein Geburtsort Saarlouis preußisch geworden war, wurde jedoch am 8. Dez. erschossen. Das Einzige, was ihm in der öffentlichen Meinung zu Gute kam, war außer seinem frühern Heldenruhm die Schmach der Pairskammer, die ihn richtete, obgleich in ihr eine Menge Männer saßen, die eben so schuldig als er selbst oder seine alten Freunde waren. Lavalette, Director der Post, sollte ebenfalls sterben, wurde aber von seiner treuen Gattin aus dem Kerker befreit, indem sie ihre Kleider mit ihm tauschte und statt seiner zurückblieb. Eine beträchtliche Anzahl Generale waren noch compromittirt und wurden zum Theil verbannt, sonst aber keine Rache weiter geübt. Ein freiwilliges Opfer jener Zeit wurde aber noch Berthier, der Ludwig XVIII. treu geblieben war und sich zu seiner deutschen Gemahlin nach Bamberg begeben hatte, hier aber am 1. Juni, indem er die erste russische Reiterei auf dem Wege nach Frankreich wieder durch die Straßen

kommen sah, aus dem Fenster stürzte und todt auf dem Pflaster liegen blieb.

Die Verbindung Ludwigs XVIII. mit Fouché und Talleyrand dauerte nicht lange. Beide Männer der Revolution trugen einen allzu übel berüchtigten Namen. Die neuen Wahlen zur Deputirtenkammer fielen sehr royalistisch und ungünstig für die constitutionelle Partei aus. Das machte dem König Muth, die beiden Minister zu entlassen und dem Herzog von Richelieu das Staatsruder anzuvertrauen, einem besondern Günstling des Kaiser Alexander, 27. Sept. Am folgenden Tag reiste Kaiser Alexander quasi re bene gesta von Paris ab; einen Tag später auch der Kaiser von Oesterreich, am 7. Oct. erst der König von Preußen.

Der zweite Pariser Frieden, der vom Juli an berathen worden war, konnte erst am 20. November definitiv abgeschlossen werden. Er sicherte Frankreich die Grenzen, die ihm der erste Friede von 1814 bewilligt hatte, mit den schon bezeichneten kleinen Ausnahmen in Savoyen und am Rhein. Er setzte die Contribution fest und verpflichtete Frankreich, ein Heer der Alliirten von 150,000 Mann auf französischem Boden so lange zu unterhalten, bis die Contribution bezahlt seyn würde. Auch siebzehn französische Festungen an den nördlichen und östlichen Grenzen blieben bis dahin von den Alliirten besetzt. Die Insel Elba wurde mit Toscana vereinigt. Außer Neapel, welches statt Murat den alten Ferdinand IV. wieder zum Herrn bekommen hatte, blieben alle Länder in der Lage, wie der erste Pariser Frieden und der Wiener Congreß sie bestimmt hatten.

Diese ganze neue Ordnung der Dinge in Europa verfehlte, die Völker zu befriedigen. Nach so großen Erschütterungen sehnte man sich nach Frieden und dankte Gott dafür, beklagte aber tief, daß die Weisheit der Diplomaten keinen den wahren Bedürfnissen und Wünschen der Völker zuträglichen Zustand begründet habe. Nur England und Rußland hatten gewonnen, und es schien, als ob der ganze große europäische Kampf nur für ihre Rechnung geführt worden wäre. Außer diesen beiden Mächten war das besiegte Frankreich am besten

weggekommen, und doch blieb es unzufrieden, weil es über seinen materiellen Vortheilen die Schmach nicht verschmerzen konnte, daß ihm die Bourbons durch fremde Gewalt aufgedrungen worden waren. Dagegen widerfuhr Deutschland, welches während der langen Kriegszeit vom Jahr 1792 an die ungeheuersten Opfer gebracht und zuletzt den bei weitem größten Antheil am Siege gehabt hatte, die ärgste Benachtheiligung. Deutschland ging nicht nur trotz seiner Siege aus dem Kampfe kleiner hervor, als es vor dem Jahr 1792 gewesen war, denn es verlor Belgien, sondern auch das letzte Band seiner Einheit war und blieb zerrissen, es wurde nicht mehr als das heilige Reich hergestellt, es fand keinen Kaiser mehr. Nur noch seine Theilung und Uneinigkeit wurde neu verbrieft und sanctionirt. Indem Belgien vom deutschen Reich abgerissen blieb und Ostfriesland mit dem englischen Hannover vereinigt wurde, war es der englischen Arglist gelungen, das eigentliche Deutschland ganz von der Nordsee wegzudrängen. Indem Rußland in Polen seinen Keil zwischen Oesterreich und Preußen hineingetrieben, waren auch diese beiden deutschen Großstaaten im Osten bedrohter als je. Preußen war in zwei Stücke zertheilt, keines groß genug, um den mächtigen Nachbarn gegenüber, hier Frankreich, dort Rußland, gewachsen zu seyn, und zu ferne von einander, um seine Macht concentriren zu können, jetzt mit den Traditionen und Ansprüchen der stärksten Offensive zur schwächsten Defensivstellung verurtheilt und zugleich innerlich mit der Parität behaftet, den Confessionsstreit in sich wie eine tödtliche Krankheit nährend. Oesterreich, welches Metternich mit einer sich für infallibel haltenden Selbstgefälligkeit äußerlich abgerundet hatte, entbehrte doch, seit es die Lebensadern durchschnitten, die es vordem mit dem deutschen Reiche zu einem großen Organismus verbunden hatten, der alten Zauberkraft des germanischen Elements, und die früher dadurch gebunden gewesenen slavischen, magyarischen und italienischen Elemente trachteten sich loszureißen. Was für Preußen die streitenden Kirchen, das sind für Oesterreich die streitenden Nationalitäten, beides fast unheilbar zu nennende Uebel. Die übrigen deutschen Staaten hatten mit ihrer Souverainetät mehr als sie

brauchten erlangt, aber weniger als sie brauchten durch die Bundesverfassung, die in den wichtigsten Punkten gar nicht zur Ausführung kam, weil die deutschen Großstaaten es nicht in ihrem Interesse fanden oder gegen das Ausland nichts vermochten. So blieb die freie Rheinschifffahrt bis ins Meer, der freie Verkehr auch im Innern Deutschlands eine Illusion. Ebenso die Bundesfestungen, die am obern Rhein erbaut werden sollten, und die südwestlichen Staaten Deutschlands blieben beständig von Frankreich bedroht, also auch immer unter einem gewissen moralischen Einfluß Frankreichs. Daraus erklärt sich der Eifer, mit dem überall in den vormaligen Rheinbundstaaaten von Seiten der kleinen deutschen Regierungen das Kammersystem, welches Talleyrand und Fouché den Bourbons aufgedrungen hatten, nachgeahmt und von Seiten der Bevölkerungen auch wieder ganz im Sinne der französischen Opposition aufgefaßt wurde. Ein erbärmliches Spiel der Lüge und Selbsttäuschung. Die Fürsten hielten unter dem constitutionellen Aushängeschild das Schwert der Souverainetät fest; die Kammern blieben zu schwach, und traten nur, um das neue Scheinrecht auf dem Papier zu erobern, das gute wahre althistorische Recht der Corporationen, der Gemeinden und der Kirche mit Füßen.

Nicht weniger unnatürlich war die Lage der übrigen europäischen Länder. Fast alle waren im alten Rechte und Besitzthume verkürzt worden und in neue unpassende Verbindungen getreten. Polen blieb getheilt, und seine Nationalität schien vom russischen Kaiser nur noch zum letztenmal herausgeputzt zu werden, wie man ein Opfer schmückt, das zur Schlachtbank bestimmt ist. In Italien und Spanien war die böse Saat der französischen Revolution gesäet worden, um durch die Mißgriffe der Reaction groß gezogen zu werden. Die Verbindung zwischen dem katholischen Belgien und reformirten Holland war unnatürlich und gebar die bitterste Zwietracht. Die Losreißung Norwegens von Dänemark war so unnatürlich, wie die Finnlands von Schweden, wurde von allen Betheiligten so empfunden und reizte den Dänenkönig, sich immer auf deutscher Seite entschädigen zu wollen, was wieder den beiden Theilen schädlichsten Haß zwischen

Deutschen und Dänen hervorrief. Die Türkei und die Christen in der Türkei blieben in ihrer unnatürlich und fast unerträglich gewordenen Stellung, indem es kein christlicher Großstaat dem andern gönnte, das Schutzrecht über die Christen auszuüben.

Der zweite Pariser Frieden und die Beschlüsse des Wiener Congresses gewährten daher der europäischen Welt nur eine Neugestaltung zum Besten Englands und Rußlands und zum Nachtheil aller andern Länder. Das große Friedenswerk der Diplomatie war ein verschobenes, unförmliches, hier festgemauert, geklammert und vernietet, dort schlotternd über den Abgrund hingepfuscht, ein Werk, welches von ungleichen Kräften durch wechselseitige Ausschließung zu Stande gebracht, also auch nur in der Negation begründet war, nicht durch harmonische Kräfte gefügt, noch von positivem Charakter. Und weil es ohne Menschenweisheit, ohne Rücksicht auf der Völker Natur und das historische Recht, so auch ohne Gott gemacht war, hat die Verneinung es geistig beherrschen müssen bis auf diesen Tag und das revolutionäre Feuer in ihm entzündet, das nicht mehr in den Adern der Franzosen allein glühend, auch die kühleren und phlegmatischeren, ja selbst die feigeren Völker ergriffen hat und innerlich verzehrt.

Es war ominös, daß bald nach dem Abschluß des Pariser Friedens die Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen eine „heilige Allianz“ gründeten, die den neuen Zuständen gleichsam eine religiöse Weihe geben sollte, aber an der nicht einmal der Papst Theil nahm. Weder die Diplomatie noch die Bureaukratie hatte irgend etwas Heiliges. Vielmehr wurde die Kirche von ihnen entweder geradezu als feindliche Macht oder mit Verachtung behandelt, und fast überall kamen jetzt die Voraussetzungen Josephs II. zur Geltung, daß durch Schulbildung und Volksaufklärung die Kirche eigentlich ganz erübrigt werden könne. Es versteht sich von selbst, daß die nationalen und liberalen Oppositionsparteien diese verkehrten Regierungsansichten überall ausbeuteten und für ihre Zwecke benutzten, weil die Mißachtung der Kirche unzertrennlich ist von der Geringschätzung der göttlichen Gebote, und diese wieder von der

Verhöhnung auch aller weltlichen Gesetze. Die Regierungen haben in dieser Beziehung der Revolution die Waffe selber in die Hand gegeben. Auch da aber, wo sie der Kirche zu huldigen schienen, war sie nur zur Magd der weltlichen Politik erniedrigt. So in Rußland, wo der Selbstherrscher zugleich Papst ist. So in Oesterreich, wo unter Metternich nur Höflinge die Mitra tragen konnten und den Priestern alles erlaubt war, nur kein Geist. So in Preußen, wo der alternde König Friedrich Wilhelm III. trotz seiner aufrichtigen Frömmigkeit von seiner Umgebung aufs schmählichste getäuscht und dahin gebracht wurde, nicht nur in einer äußern höchst oberflächlichen Union die unvereinbaren innern Gegensätze der reformirten und lutherischen Kirche verbinden zu wollen, sondern auch sogar die antichristliche Philosophie Hegels zur herrschenden auf allen preußischen Universitäten zu machen. Nur die Bourbons in Frankreich gaben sich wirklich um die Kirche Mühe; da man aber bemerkte, daß sie es nur sich selbst zu liebe thaten, so blieben die Herzen kalt, und die Kirche in Frankreich erlitt wieder auf einige Zeit unermeßlichen Nachtheil, sofern die uneigennützigste Frömmigkeit verdächtigt und gebrandmarkt werden konnte als politische Heuchelei.

Dieses Mißverhältniß der Staatsregierungen zur Kirche hat der Revolution binnen wenigen Jahrzehnten unglaublichen Vorschub geleistet. Die Treue des Volks gegen seine Regierung stand überall in gleichem Verhältniß mit seiner Gläubigkeit. Wo die letztere durch die Fehler und falschen Maximen der Regierungen selbst, durch Schule und Presse bereits zerstört oder tief untergraben war, da brach die Revolution unaufhaltsam herein, aber auch die Revolution vermochte da, wo sie unbestritten herrschte, nicht fruchtbar zu werden, nichts Positives, nichts Dauerndes zu gründen. Auch sie nämlich entfernte sich überall, wo ihr eine gute Berechtigung zur Seite stand, wo in ihr nur der tiefere Instinkt der Völker einen gewaltsamen Ausweg suchte, von dem Wege der Kirche, und suchte bald in einer der altjüdischen ähnlichen Ausschließlichkeit einer einzigen Nationalität, bald in einer neuen socialistischen Naturreligion ihr Heil. Und so ist nir=

gends Segen, weder bei der Reaction noch bei der Revolution, und nirgend eine Möglichkeit weder für die eine, noch andere endlich zu siegen. Nur immer in demselben Kreise der Negation laufen beide herum und verdrängen sich wie die Speichen des rotirenden Rades an einer unbeweglichen Achse. Trotz alles Fortschrittgeschreis kommt man nicht vorwärts. Reiche versinken und schmelzen im Vulkan der Revolution, Dynastien verdrängen sich, Republik und Kaiserthum jagen einander in Frankreich, und selbst im ehrwürdigen Wien, der Wiege uralter hoher Kaiserpolitik sahen wir Studenten und Judenjungen mit dem Scepter spielen. Der Restauration im Jahr 1815 folgte die Revolutionsperiode von 1830, dieser abermals die Reaction, dann wieder die Revolution von 1848, dann wieder Reaction, die unfehlbar in eine neue Revolution umschlagen wird, und so geht es sinnverwirrend fort ohne Ziel, ohne irgend eine Gewißheit der Zukunft. Da beginnt man nun endlich zu erkennen, daß die Kirche noch auf Erden steht und daß sie wie Gottes Gebote so auch Gottes Verheißungen bewahrt hat und daß in ihr ein Trost zu finden und Heilung aller klaffenden und tiefgeheim brennenden Wunden der Völker, weil sie den Bedrückten und Geknechteten einen König über allen Königen zeigt, und den Wildempörten eine Brüderschaft, die inniger und schutzreicher ist, als die des Clubs, und weil sie allein ihre uralten Mittel besitzt, um das sociale Wehe der Zeit zu lindern, dem kein Staat, keine Armensteuer mehr abhelfen kann; endlich weil bei ihr allein die Autorität ist, der die empörten Geister in der Gedankenwelt und Presse sich wieder unterwerfen können und werden. Diese Wahrheiten sind in den letzten Jahrzehnten von um so mehr Menschen und um so klarer und fester begriffen worden, je ärger die Revolution um sie getobt hat. Die Kirche ist nicht mehr stumm und wehrlos, sie hat ihre Stellung zu den Kämpfen der Gegenwart, sie hat ihre Zukunft begriffen. Da sie nicht revolutionär werden kann, liegt es in der Natur der Dinge, daß sich früher oder später die Staatsregierungen und alle conservativen Schattirungen mit ihr vertragen und sich ihrem höhe-

ren Gesetz unterwerfen müssen, wenn noch irgend ein Schutz und Halt im allgemeinen revolutionären Brande für sie bleiben soll. Alle Zwischenzustände und Mittelparteien werden am Ende verschwinden, und es wird nur noch die Kirche der Revolution gegenüberstehn.

Berichtigungen zum ersten Theil.

Seite 2 in der Mitte lies fördert statt förderte.
" 16 Zeile 10 v. oben l. Godoy.
" 17 in der Mitte l. Rechte st. Rechten.
" 57 Z. 7 v. o. l. erträgliches.
" 80 Z. 3 v. o. l. Brissotins.
" 101 Z. 2 v. o. l. riß.
" 189 in der Mitte hinter Hosen setze ein Komma.
" 203 Z. 4 v. u. l. dorés.
" 212 Z. 11 v. u. l. Bridport und del. das Komma dahinter.
" 214 Z. 3 v. u. l. ewige Schmach st. ewiger Schmerz.
" 226 in der Mitte l. General Favrat.
" 227 in der Mitte l. Macziewice.
" 233 S. 7 v. o. l. Louise.
" 240 Z. 10 v. u. l. Apenninen.
" 553 Z. 12 v. o. del. allgemeine.

Zum zweiten Theil.

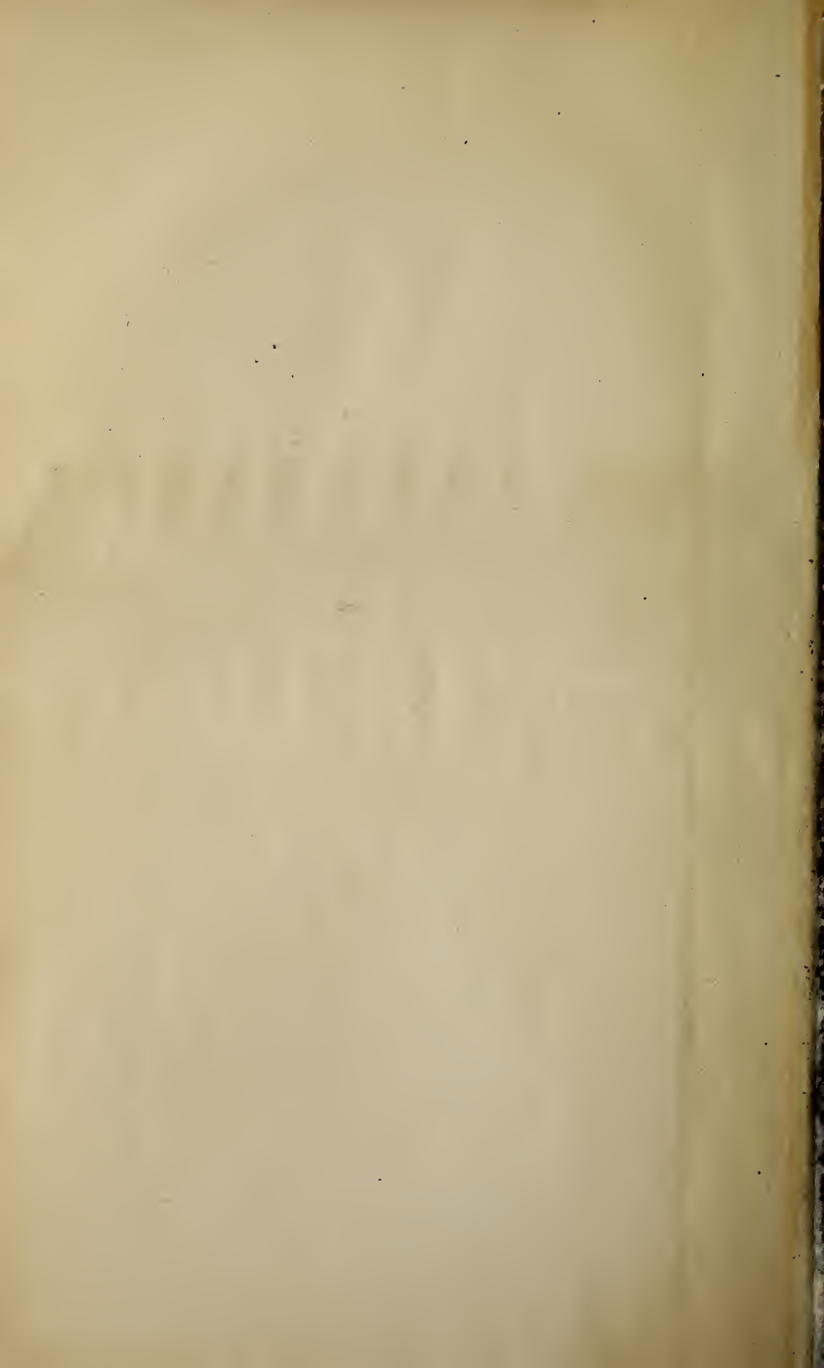
Seite 6 Zeile 1 von oben lies Wertingen.
" 28 Z. 13 v. o. l. das Recht.
" 49 Z. 1 v. o. l. Kurfürst st. König.
" 71 Z. 3 v. o. l. mächtige st. mögliche.
" 167 Z. 8 v. o. l. Porlier.
" 211 in der Mitte l. Nachtgefecht.
" 281 Z. 7. v. u. l. Porlier.
" 390 Z. 9 v. o. l. Gießhübel.
" 399 Z. 14 v. u. l. vor sich st. im Rücken.
" 469 Z. 4 v. o. l. Deputationen.
" 481 Z. 8 v. o. l. sie st. es.

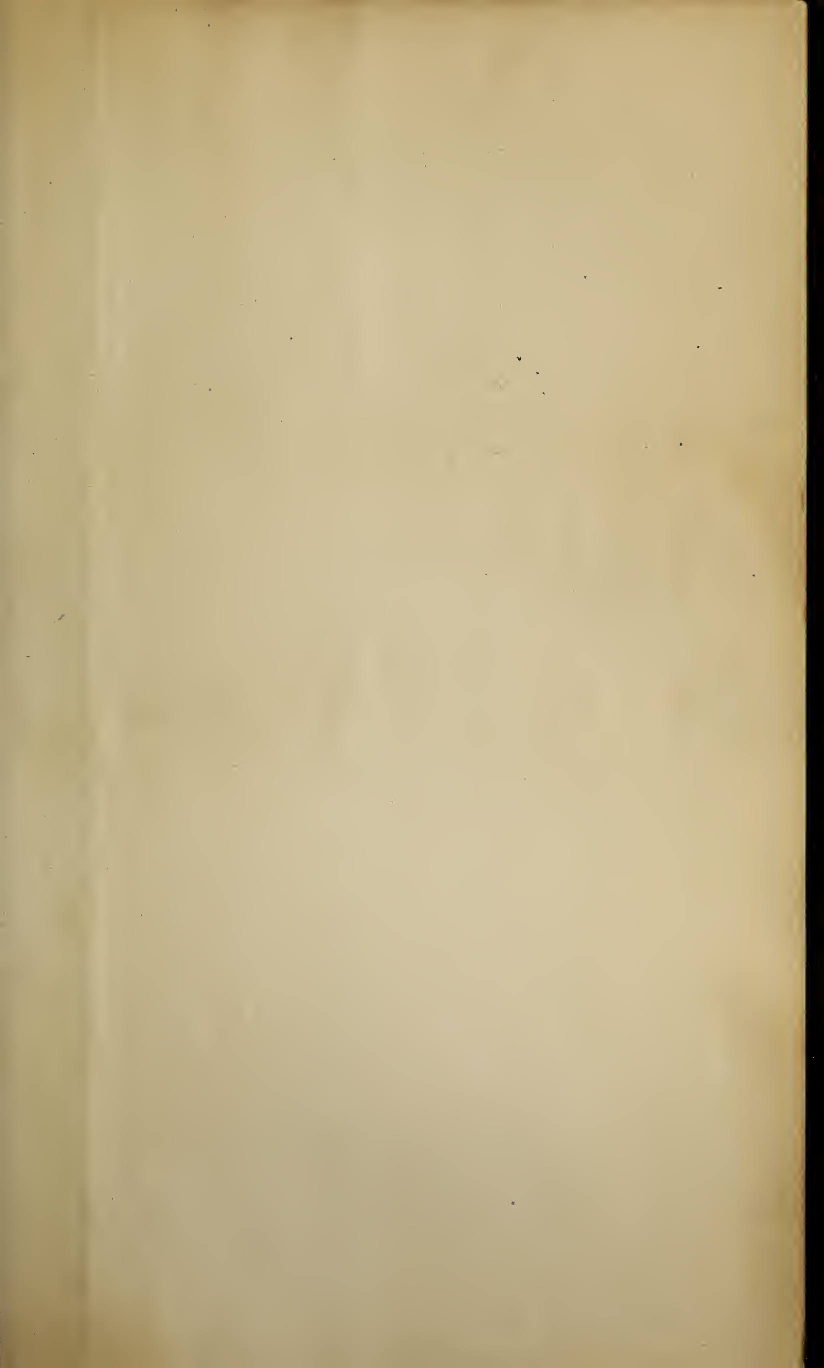


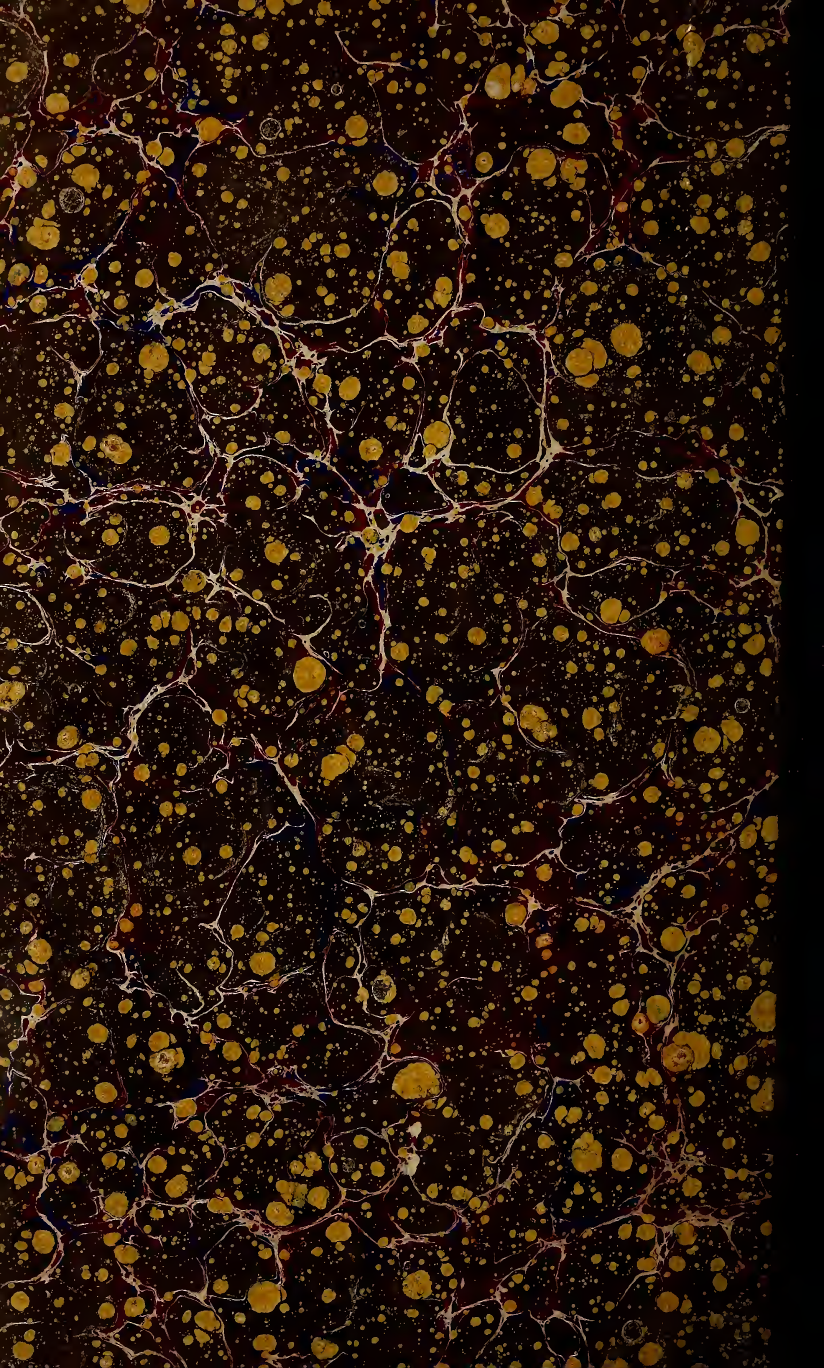


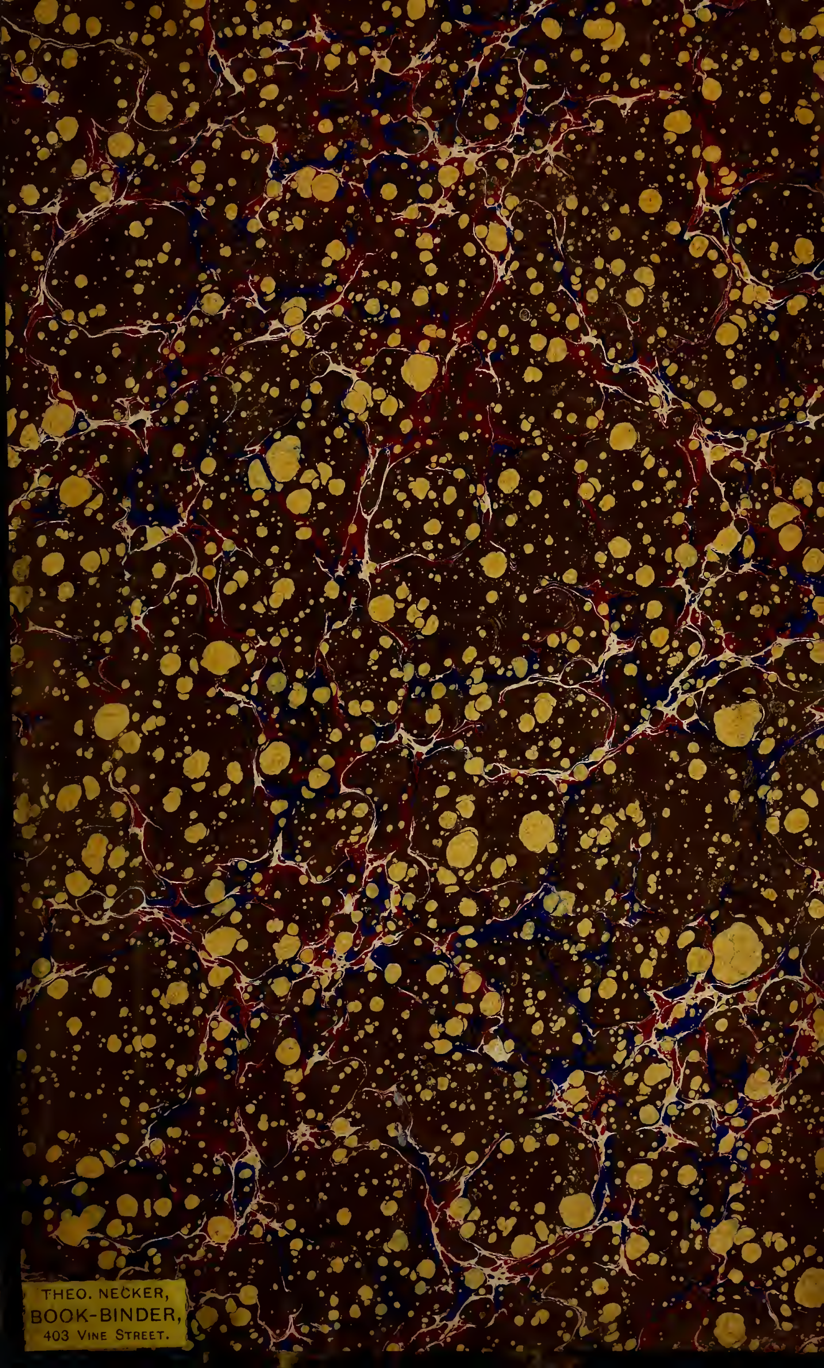












THEO. NECKER,
BOOK-BINDER,
403 VINE STREET.

